ZEITSCHRIFT DES VEREINS FÜR VOLKSKUNDE

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.



Erster Jahrgang. **1891.**

Mit drei Bildtafeln und mehreren Abbildungen im Text.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & Co.

Inhalt.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücheranzeigen.

Zur Einleitung.

Von **Karl Weinhold.**

Der Verein, dessen Organ die vorliegende Zeitschrift geworden ist, verfolgt den wissenschaftlichen Ausbau der Volkskunde als seine Aufgabe. Er will einen Mittelpunkt der deutschen Forscher und Sammler für das Volksleben und dessen Geschichte bilden und in wetteifernder Arbeit mit den gleichen Bestrebungen in den anderen Ländern die Erkenntnis der Vorgänge in dem Seelenleben der Völker und das Wissen von den äusseren und inneren Zuständen fördern, welche im Laufe der Zeiten entstanden sind.

Für die Kunde von den volkstümlichen Überlieferungen in Sagen, Märchen, Liedern, Sitten u. s. w. hatte der Engländer Thoms im Athenäum vom 22. August 1846 das Wort folklore vorgeschlagen, das von seinen Landsleuten bald angenommen ward. Es ist heute ein Weltwort geworden, indem es auch in den anderen germanischen, in den romanischen und slavischen Ländern Annahme gefunden hat. Folkloristen nennen sich jetzt viele Sammler von Volksüberlieferungen in Europa und Amerika mit Vorliebe.

Ich habe in einem kleinen Aufsatze, überschrieben: „Was soll die Volkskunde leisten?“ (im 20. Band der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, S. 1–5) gegen jenes Wort Verwahrung eingelegt, sofern man es auch in Deutschland verwendet, und habe nach dem Vorgange auch andrer Männer Volkskunde als weit bezeichnender empfohlen, ganz abgesehen davon, dass dieses ein deutsches Wort ist. „Volkskunde“ hat Reinhold Köhler in seinem Artikel Folklore (im Supplementbande zu Brockhaus Conversations-Lexikon von 1887) geschrieben, „bedeutet die Kunde vom Volk oder über das Volk; sie umfasst also auch die Kunde des Folk-lore, aber sie ist nicht selbst Folk-lore“. Mit vollem Recht hat R. Köhler hervorgehoben, dass Folklore nur eine Abteilung der Volkskunde ist, und dass diese einen viel weiteren Umfang hat als jene. Dieser sachliche Grund möge die deutschen Liebhaber des Fremdwortes folklore von dem unnützen und geschmacklosen Gebrauche desselben abbringen. Übertroffen wird die Geschmacklosigkeit freilich noch durch den Gebrauch der komischen Bildung Folklorist.

Die Volkskunde ist zur Zeit noch im Werden. Nur durch exacte

Forschung und richtige Methode kann sie zur Wissenschaft sich erheben, und der Gefahr des Dilettantismus entgehen, in welche sie durch die Folkloristen leicht hineingezogen wird. Es kommt zuerst darauf an, umfassende Sammlungen anzulegen: alles und jedes Material, so genau wie der Naturforscher das seine, aufzusuchen, möglichst rein zu gewinnen und treu aufzuzeichnen, in Wort und in Bild, wo beides möglich ist. Die Gegenwart zerstört systematisch, was aus der Vorzeit sich noch erhalten hat. Es ist die höchste Zeit zu sammeln!

Nach der Sammlung kommt es darauf an, zu untersuchen, ob das Gewonnene sich geschichtlich verfolgen lässt, wie es in früheren Zeiten gewesen ist, wo sein Ursprung liegt, und welches die Gründe seines Ursprungs waren.

Damit ist aber die Arbeit noch nicht völlig abgeschlossen. Eine zweite Aufgabe ist, nachzuforschen, ob sich die gleiche Erscheinung auch bei anderen Völkern findet und welche Unterschiede sich bei der Vergleichung ergeben. Auf diesem Wege wird man zuletzt die allgemeine menschliche Formel aus der nationalen gewinnen. Nehmen wir als Beispiel für das Verfahren die weitverbreitete Volkssage von der verzauberten Jungfrau, die einem Jüngling auf alten Burgstätten erscheint und durch ihn erlöst sein will. Diese Sage kommt an unzähligen Orten Deutschlands vor. Bei einer wissenschaftlichen Bearbeitung ist sie zunächst genau nach ihren mancherlei Spielarten mit bestimmter Bezeichnung der Orte, an denen dieselben erzählt werden, zu verzeichnen. Es sind dann die Hauptzüge und die Nebenzüge zu sondern und auf ihre Natur und ihr Alter zu prüfen. Dabei wird sich z. B. ergeben, dass der gewöhnliche Schluss, wonach die aus Feigheit des Jünglings nicht erlöste Jungfrau als den Helden ihrer künftigen Erlösung von dem Zauber einen Knaben bezeichnet, welcher in einer Wiege liegen wird, die aus dem Holz eines jetzt noch als Gerte stehnden Baumes gezimmert werden soll, mit der deutschen Sage ursprünglich gar nichts zu thun hatte, sondern dass dieser Schluss der Adam- und Kreuzholzlegende entlehnt ist.

Bei der Prüfung auf das Alter wird zu fragen sein, ob unsere Heldensage oder die deutschen Götter-Mythen eine verwandte Überlieferung enthalten und ob mit deren Hilfe die älteste Gestalt der Volkssage gewonnen werden kann. Auf diesem Wege lässt sich hoffen, die älteste deutsche (süd- oder wenn man will westgermanische) Gestalt der Sage zu finden. Von hier aus liegt dann die Möglichkeit nahe, durch Vergleichung des nordgermanischen Sagenmaterials die urgermanische Gestalt heraus zu arbeiten.

Das beste ist dann die Formen zu erkunden, worin die Sage, die sich in unserem Fall als alter germanischer Mythus ergeben haben wird, welcher früh in heroische Sage umgesetzt worden ist, etwa bei verwandten Völkern erscheint, und aus welchem Urgrunde, d. h. aus welchen die Volksseele

tief erregenden Naturvorgängen oder ethischen Bewegungen der Mythus erzeugt worden ist.

Bei diesen Untersuchungen wird die Sagengeschichte im weitesten Sinne genommen, so wie die Geschichte der epischen Poesie eben so wohl zu Hilfe gerufen als möglicherweise bereichert werden. Mit vollem Recht hat Jacob Grimm einmal ausgesprochen (Kl. Schriften VIII, 560), dass eine Geschichte der epischen Poesie und der Fabel erst durch das Studium der mündlichen Volksüberlieferungen möglich wird.

Recht eigentlich auf dem Boden der Dichtungsgeschichte werden sich die Untersuchungen über die Volksmärchen bewegen. Für diese ist durch wissenschaftliche Forschung, besonders durch Th. Benfeys Einleitung zur Übersetzung des Pantschatantra erwiesen worden, dass sie zum grösseren Teil einem über Asien und von hier über Europa verbreiteten Dichtungs- oder Erzählungsschatze angehören, der aus den verschiedensten Ursprüngen zusammengeschichtet ist.

Für die deutschen Kinder- und Hausmärchen hatte schon Wilhelm Grimm in den Anmerkungen zu der grossen Ausgabe die weiten Verwandtschaften, in denen ein jedes dieser Märchen darinsteht, aufgewiesen. Durch die neueren Funde werden sie noch weiter ausgeführt werden können. Der Ursprung der meisten Märchen im fernsten Osten, die sehr weiten Wanderungen und deshalb sehr verschiedenen Beimischungen, werden abmahnen, sie samt und sonders in germanische Mythen umzusetzen. Aber immer wird geboten sein, die Aufzeichnung getreu nach dem Volksmunde zu machen und Denk- und Ausdruckweise des Erzählers treu wiederzugeben, sobald man denselben als reine Quelle erkannt hat, wozu natürlich einige Kritik und Übung gehört.

Diese Beispiele sind aus dem geistigen Teile des Volkslebens genommen. Ein gleiches Verfahren mit nüchterner Feststellung des thatsächlichen und mit kritisch-historischer Prüfung der Thatsachen muss bei allem übrigen Material eingeschlagen werden; so bei den Sitten und Gebräuchen, bei den Trachten, bei dem Hausbau und der Hofanlage, kurz bei allem, was zu der Volkskunde gehört.

Was aber ist das? welche Teile bilden das Ganze? — Ich versuche ein Schema zu entwerfen.

Einleitung: Die physische Erscheinung des Volkes.

a) Der Knochenbau samt Schädelbildung.
b) Muskelausbildung bei Mann und Weib.
c) Gesichtszüge (dabei Farbe der Augen und Haare).
d) Die Abweichungen innerhalb des Volkes von der gefundenen Grunderscheinung müssen eingehend untersucht werden.

I. Äussere Zustände.

1. Die Volksnahrung, einst und jetzt Bereitung derselben.

2. Die Tracht. Die Geschichte derselben ist aus alten schriftlichen Angaben, bildlichen Darstellungen und erhaltenen Kleidungsstücken nach allen Teilen, einschliesslich der Haartracht und des Schmuckes zu entwerfen.

Es sind dabei die Unterscheidungen der Geschlechter, der Lebensalter, der Stände durch die verschiedenen Zeiten bis zur Gegenwart zu verfolgen; ebenso ist die Tracht bei den Hauptereignissen des Lebens (Taufe der Neugebornen oder Namengebung, Vermählung, Kirchgang und Abendmahlsfeier, Tod und Begräbnis) zu berücksichtigen.

Für die Männer sind auch Wehr und Waffe (Schutz- und Angriffsausrüstung) hierher gehörig.

3. Die Wohnung. Geschichte des Hauses und Hofes von den ältesten erreichbaren Zeiten an, mit genauer Berücksichtigung der Flurteilung und Dorfanlage. Stamm, Volk und Land bedingen die hervortretenden Unterschiede in Hausbau, Hofanlage und Flurteilung.

Die Ausstattung des Hauses mit allerlei Gerät, welches das Bedürfnis wie der erwachende Sinn für Bequemlichkeit und Schönheit allmählich fordern, gehört unter dieses Kapitel.

II. Innere Zustände.

1. Lebenssitte.

a) In Haus und Sippe.

Was sich zum Teil schon in vorhistorischer Zeit auf Grund des religiösen Glaubens, der allgemein sittlichen Forderungen, des Familienrechts, der Bedürfnisse des öffentlichen Lebens im Lauf der Jahrhunderte als bestimmende Satzung ausgebildet hatte, fällt in diesen Abschnitt. Wir begleiten den einzelnen Menschen von seiner Geburt (Erlaubnis zum Leben, Namengebung, Wasserweihe, christliche Taufe) durch die Kindheit und erste Jugend (Leibesübungen, Einführung in die Wirtschaft, geistige Bildung) bis dorthin, wo der Mann in Heer und Volk aufgenommen wird, das Mädchen durch die Vermählung in eine andere Familie übertritt. Das häusliche Leben ist in dem Verhältnis der verschiedenen Sippegenossen zu einander, in den Berührungen mit anderen Familien, mit Fremden (Gastrecht, Gesellschaftsleben) fest geregelt, und hat mit den Zeiten wechselnde Gebräuche.

Die Erschütterung des Lebens der Einzelnen durch Krankheit und Alter, die Auflösung durch den Tod hat in allen Völkern der Sitten viel erzeugt, von denen gar manches sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

b) Ausser dem Hause.

Ich stelle hierher die Sitten, welche sich an die wirtschaftlichen Entwicklungsstufen der Völker heften.

α) Jäger- und Fischerleben.

Waidmännische Altertümer. Alte Jagdgebräuche, Jägeraberglaube, Waidsprüche.

Gebräuche beim Fischfange auf dem Meere, in Seen und Teichen, in Flüssen und Bächen.

β) Hirtenleben.

Die Gebräuche der Hirten im Gebirge und in der Ebene durch den Jahreslauf.

γ) Bauernleben.

Die Gebräuche und Meinungen bei dem Nahen des Frühjahrs, bei Feldbestellung, Saat, Heranwachsen der Früchte, bei und nach der Ernte.

Aus den für Waidwerk, Viehzucht und Ackerbau wichtigen Tagen und Zeiten hat sich von alter Zeit her der Bauernkalender zum guten Teil gebildet. Derselbe enthält auch Reste des gottesdienstlichen Festkalenders des Altertums, denn die altheiligen Zeiten jedes Volkes fallen mit dem Naturleben zusammen. Auch das Wissen von den Gestirnen, so wie von den für die Wetteränderung wichtigen Zeiten lässt sich daraus erkennen.

δ) Handwerkerleben.

Bräuche der verschiedenen Handwerke.

Handwerksburschenleben mit unterscheidender Tracht, Formeln, Bräuchen und Aberglauben.

Indem aus arbeitsscheuen Handwerksburschen gewöhnlich Landstreicher werden, kann das Leben der fahrenden Leute alter und junger Zeit, und was das Volk von ihnen glaubt und sagt, hier angeschlossen werden.

2. Recht.

Wie bedeutend die Rechtsbegriffe, ihre Ausbildung und Formulierung sowie die Gebräuche bei der Rechtspflege und den Rechtsgeschäften für die Erkenntnis des Denkens und der Moral eines Volkes sind, bedarf keiner Ausführung.

Hier verweisen wir nur darauf, wie in den Sitten des Hauses vieles mit dem Familienrecht in engster Beziehung steht. Wir erinnern ferner an die Rechtsgewohnheiten bei Kauf und Verkauf, bei Abschluss von Verträgen, Entrichtung von Abgaben, Ankündigung von Gemeindeversammlungen, Begehung der Grenzen u. s. w. Das moderne Recht hat die alten Rechtsformen und Gewohnheiten gebrochen, weil sie einem anderen Recht entsprungen waren. Mit ihrer Abschaffung sind sie meist aus dem Gedächtnis des Volkes verschwunden und können nur aus älteren schriftlichen Quellen geschöpft werden.

Das dogmatische Recht nimmt die Volkskunde natürlich nicht in Anspruch, sondern beschränkt sich auf das was Jacob Grimm als Rechtsaltertümer bezeichnet und gelehrt hat.

Von grossem Interesse ist ferner für uns eine Vergleichung der Rechtsideen und Rechtsgebräuche der verschiedenen Völker.

3. Religion.

Die natürliche Religion der Völker mit ihrem Schatze an Sagen und Liedern, die Mythologie, ist eine der ältesten und wundersamsten Schöpfungen der Volksseele. Mythologische Untersuchungen wird unsere Zeitschrift daher nicht entbehren können, wenn sich für dieselben auch andere wissenschaftliche Organe den Forschern darbieten. Gern werden wir den Vorstellungen, Meinungen und Gebräuchen übersinnlich-mystischer Natur unsere Spalten öffnen. Die Sagen, Märchen, Legenden, die Segen- und Zauberformeln, allerlei geheimnisvolle Gebräuche verdienen als Material für wissenschaftliche Untersuchung sorgsame Sammlung.

Ausser der Sammlung wollen wir aber auch die wissenschaftliche Läuterung, den kritischen Scheidungsprozess mit diesem Material vornehmen, das wie die Nagelfluh in langer Zeit aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengebacken ist.

Mit der Mythologie hängen eine Menge bildlicher Ausdrücke zusammen, die seit ältesten Zeiten bis heute noch in dem Volke dort leben, wo sein echtes Denken und Vorstellen noch nicht von falscher Kultur oder von der Sozialdemokratie vernichtet ist. Sie sind aus den gewaltigen Eindrücken entsprungen, welche die Natur auf den einfachen Menschen des Gebirges und der Ebene überall übt, wo kein grossstädtisches Treiben und Sein ihn von Himmel und Erde abschneidet. Aus jenen Eindrücken sind die ältesten Gottheitsbildungen hervorgegangen. Die Anfänge hierzu sind aber noch jetzt in der Rede und Sprache vieler Gegenden zu erkennen, unschätzbar für den Volkspsychologen wie für den Mythologen.

Das Mythologische dauert aber nicht bloss hierin fort, sondern auch in einem niederen Vorstellungs- und Glaubenskreise, der weder christlich noch heidnisch ist, sondern eine Wucherbildung. Im germanischen Heidentum gab es einen Aberglauben und ein Zauberwesen, abgesondert und feindlich gegen die eigentliche Volksreligion und den anerkannten Gottesdienst. So ist es überall gewesen und so ist es noch heute. Aberglaube ist an keine Nation und keine bestimmte Religion gebunden, sondern ein allgemein Menschliches.

Mit dem Aberglauben hängt die Volksmedizin zusammen, d. i. jene über alle Völker gleich dem Aberglauben verbreitete Heilkunde, die auf die verschiedensten Quellen: Religion, Zauberei und frühere Perioden der Medizin zurückgeht.

Hingedeutet sei endlich auf jene von den christlichen Völkern geschaffenen ausserbiblischen Gestalten, frommen Gebräuche und Geschichten, die man als christliche Mythologie zusammenfassen kann, und die nach ihrem Ursprung der Forschung viel Aufgaben stellen. Auch hier

wie überhaupt auf dem gesamten Boden der religiösen Volksüberlieferung und der Mythologie kann nur die grösste Besonnenheit und die feinste Scheidung der Elemente zu haltbaren Ergebnissen führen.

4. Die Sprache.

Die Grammatik im Ganzen überlassen wir der Sprachwissenschaft. Wohl aber werden Beobachtungen über Laut-, Wort- und Satzbildungen, die auf gewissen psychischen Vorgängen beruhen, uns willkommen sein.

Auch dialektliche Studien, die auf die Geschichte der Volksstämme und der Landschaften und das Leben des Volkes sich stützen, werden wir zu fördern suchen.

Besonders wird die Wortkunde unter gewissen Gesichtspunkten für uns Bedeutung haben.

Der Wortschatz eines Volkes oder eines Stammes in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte, der Wortvorrat der verschiedenen Bildungsschichten ist ein Messer ihres geistigen Besitzes. Derselbe lässt sich für die älteren Zeiten nur aus den schriftlichen Denkmälern feststellen; in der Gegenwart dagegen aus der lebendigen Rede. Diese und jene Volksstämme. diese und jene Schichten der Bevölkerung haben eine abgegrenzte Menge an Worten, Ausdrücken, Redensarten. Je geringer der Bildungsstand einer Person, mit je weniger Worten kommt sie beim Sprechen aus. Es giebt ganze Reihen von Wörtern und Formen der hochdeutschen gewöhnlichen Verkehrs- und Schriftsprache, welche bestimmte deutsche Mundarten ganz vermeiden oder sehr selten anwenden, negative Idiotismen wie sie Joseph Haltrich genannt hat. der dieselben für die siebenbürgisch-sächsische Volkssprache bearbeitet hat (Hermannstadt, 1866).

Den Kennern unserer mittelhochdeutschen Poesie sind die Veränderungen im Wortgebrauch bekannt, welche gegen Ende des zwölften Jahrhunderts der sogenannte höfische Geschmack bewirkt hat. Der Wechsel der Mode, der mit den Strömungen der Kultur zusammenhängt, hat auch das Leben der Worte bestimmt, hat alte getötet. neue gezeugt, hat alten neue Bedeutungen verliehen. Oft genügte der äussere Anklang an ein verfehmtes Wort, um ein ganz unschuldiges zu beseitigen. Dazu kam die religiöse oder auch bloss abergläubische Scheu bestimmte Wesen und Dinge, denen man grosse Macht zuschrieb, mit ihrem richtigen Namen zu nennen: das Namen-Tabu, das bei den sogenannten Wilden noch greifbar lebt, aber auch bei den Kulturvölkern besteht. Christoffer Nyrop hat in seinem Buche Navnets magt, en folkepsykologisk studie (Köbenhavn, 1887) davon lehrreich gehandelt.

Wer dem Leben der Volksseele im Sprachlichen nachspürt, wird nicht bloss den Umfang des Wortschatzes, sondern auch die Geschichte des einzelnen Wortes insofern studieren. als er es nicht bloss als einen. gesetzlichen Veränderungen unterworfenen, Lautkörper betrachtet, sondern als

Ausdruck eines Gedankens, als ein Seelenkind, das durch das Leben erzogen, gebildet und verbildet worden ist. In der Bedeutungsentwicklung eines Wortes spiegelt sich ein durch äussere Einflüsse geleiteter geistiger Werdegang. Das führt zu höchst anziehenden Beobachtungen. Was auf diesem Wege für die Volkskunde zu gewinnen ist, kann die eindringende Behandlung vieler Worte in dem Grimmschen Deutschen Wörterbuche, namentlich im IV. und V. Bande durch Rudolf Hildebrand, zeigen.

Hinzu treten die Redensarten, die Schelten und Flüche, die bildlichen Ausdrücke endlich über wiederkehrende Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, die oft von überraschender Kraft und Schönheit sind und in der Volkssprache als uralte Zeugen der altgermanischen poetischen Rede sich noch aufspüren lassen.

In das sprachliche Kapitel der Volkskunde gehören auch die Namen; nicht bloss die, welche lebende Wesen, Menschen wie Tiere, von der Menge ausheben, sondern auch die, welche leblose Dinge mit einem persönlichen Leben kraft poetischer Auffassung begaben.

Bei den menschlichen Personennamen kann sich die Volkskunde daran genügen lassen, dass die Vorstellungen untersucht werden, welche in der alten namenbildenden Zeit dadurch zum Ausdruck kamen. Für die späteren Perioden dürfte es hinreichen, die Verbreitung der Namen zu erforschen, d. h. welche Personen(Vor)namen in gewissen Zeiten, Ländern, Orten, auch bei gewissen Ständen besonders beliebt waren. Nach der Reformation traten in Deutschland konfessionelle Unterschiede in den Vornamen hervor. Interessant ist auch die Geschichte der Judennamen in Deutschland und wahrscheinlich auch in anderen Ländern.

Eine besondere Abteilung bildet die Entstehung und Verbreitung der Familiennamen, die mit ständischen, gewerblichen und Stammes-Verhältnissen und weiterhin mit vielfach verschlungenen Zuständen zusammenhängen, deren Untersuchung interessant und lehrreich ist.

Bei den Tiernamen fassen wir ins Auge: 1. die umschreibenden Namen für wilde Tiere, die sich gewöhnlich als euphemistische Benennungen, die mit dem Tabu zusammenhängen, ergeben: so wenn der Fuchs Langschwanz, der Wolf Hölzing, das Wiesel Fräulein heissen. 2. Die auszeichnenden persönlichen Namen, welche den Haus- und Hoftieren gegeben werden, namentlich den Hunden, Rossen, Rindern und zahmen Vögeln.

Von leblosen Gegenständen treten mit Namen vor allen heraus: Berge, Hügel, Felsen, Höhlen, Wälder, Wiesen, Felder, alte Wege und Plätze, Quellen, Bäche, Flüsse, Seen. Den Forscher werden auch hier Bedeutung und Gründe dieser Namensgebung beschäftigen, die oft sehr alter Zeit zufällt und zuweilen von einem Volke auf das andere vererbt ist.

In den Pflanzennamen sind oft sehr alte Beziehungen auf die Götter- und die Tierwelt enthalten. Sie verdienen, soweit sie echt volkstümlich

und alt sind, eine sorgfältige Sammlung, in treuer Aufzeichnung und mit genauer Angabe der Standorte der Namen.

Endlich gedenken wir der Namen, die leblosen Dingen gegeben wurden, welche zum Menschen im Verhältnis von Freunden in der Not stehen. Schwert und Spiess wurden als Kampfgenossen durch Namengebung geehrt.

5. Poesie.

Wir können uns hier kurz fassen, da es sich um bekannte Gattungen dichterischer Erzeugnisse handelt: um das lyrische und das epische Volkslied, das volkstümliche meist geistliche Schauspiel, den Spruch und das Sprichwort, das Rätsel, die geschichtliche Sage, das Märchen und den Schwank.

Viele Sammlungen sind diesen Überlieferungen bereits gewidmet.

Das Kinderlied und das Kinderspiel (soweit es nicht neue kindergärtnerische Früchte sind) fallen auch hierher. Beide werden nicht bloss von der Melodie (Weise) begleitet, gleich dem weltlichen und geistlichen Liede und der Ballade, sondern auch durch rythmische Bewegungen getragen.

Die uralte Vereinigung von Wort, Weise und rythmischer Körperbewegung in diesen Kinderliedern machen sie interessant: zuweilen auch der Inhalt. Manche von ihnen deuten auf sehr alten Ursprung. Zugleich zeigen sie, dass auch

6. **Musik und Tanz** in der Volkskunde einen Platz fordern.

Wie bei der Poesie, wird das Verhältnis des Volkstümlichen zu dem rein Kunstmässigen dabei erwogen werden müssen.

7. In Poesie, Musik und Tanz äussert sich der Geschmack des Volkes; aber auch im Formen- und Farbensinn. Die künstlerische und technische Anlage muss beobachtet werden. Man wird eine **Ästhetik** bestimmter Stämme oder Völker entwerfen und dieselbe auch geschichtlich ausführen können.

Unsere Zeitschrift will der Volkskunde in den hier umrissenen Grenzen dienen. Sie wird ebensowohl Stoff sammeln als Verarbeitungen des Stoffes bringen.

Der Stoff kann aus der lebendigen mündlichen Überlieferung geschöpft sein; er kann aber auch schriftlichen älteren und neueren Quellen entnommen werden. Wir wollen ungedruckte ältere Aufzeichnungen bringen und mitunter auch aus alten gedruckten Büchern besonders wichtiges ausheben.

Unser Verein hat seinen Sitz in Berlin und wird daher vor allem die **deutsche** Volkskunde zu fördern streben; deutsch im **Arndt**schen Sinne: so weit die deutsche Zunge reicht.

Aber wir wollen uns nicht auf das deutsche Sprach- und Volksgebiet

beschränken. Wir wünschen dringend, dass die Volksforscher in den Niederlanden, in den skandinavischen Ländern, in England und Amerika sich uns anschliessen und brüderlich in unsere Reihen treten. Schon die ersten Hefte werden beweisen, dass unser Wunsch sich erfüllt.

Für die vergleichende Volkskunde ist ferner von grosser Bedeutung das Zusammengehen mit der Volksforschung in den slavischen und romanischen Ländern, ferner in Ungarn und Finnland, ja überall, wo Sinn für diese Studien sich regt, deren Material über die bewohnte Erde verbreitet ist.

Möge diese Zeitschrift ein Mittelpunkt für die gesamte Volkskunde werden!

Unbefangenheit in allen nationalen Fragen ist unser Grundsatz.

An den Leser.

Von Prof. **Steinthal.**

Die von Prof. Lazarus und mir herausgegebene Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft liegt in 20 Bänden vor. Seit dem Erscheinen des ersten Heftes derselben ist so ziemlich ein Menschenalter verflossen, und von denjenigen Männern, welche jenes wohlwollend begrüssten, werden viele dahingeschieden sein und die gegenwärtigen Seiten nicht mehr lesen. Was jene Bände geleistet haben mögen, will ich nicht fragen; aber ich bin der festen Überzeugung: ehrliche Arbeit bleibt nicht ohne Erfolg.

Von jetzt ab wird unsere Zeitschrift unter anderem Namen, sozusagen: unter neuer Flagge fahren; ihre Ladung wird den veränderten Verhältnissen entsprechend teilweise eine andere sein; aber ihr Ziel, ihr wissenschaftliches Streben wird dasselbe bleiben: die gründliche Erforschung des Volksbewusstseins, des geistigen Völkerlebens.

Uns dieses Ziel wieder einmal vorzuhalten, könnte wohl jederzeit erwünscht, erforderlich sein, umsomehr beim Antritt der neuen Fahrt. Selbst eine teilweise Wiederholung dessen, was wir beim ersten Erscheinen dieser Blätter (Bd. I. S. 1—73; vergl. auch Bd. XVII. S. 233—264) gesagt haben, dürfte den gegenwärtigen Lesern nicht unwillkommen sein.

Es war ein neuer Terminus: Völkerpsychologie, und er hat viele Gegner gehabt. Die Psychologie überhaupt, als Wissenschaft vom

Mechanismus des Bewusstseins, war in unserem Jahrhundert nicht beliebt: den Romantikern und Mystikern war sie abstossend; den Materialisten war sie ein metaphysisches Überlebsel; selbst den Freunden der Psychologie aber schien die Völkerpsychologie der falschen Vorstellung einer Volksseele Vorschub zu leisten; und endlich hatte sie gar zu innige Freunde, welche sie darum für überflüssig erklärten, weil sie längst vorhanden sei und ihren Fortgang schon nehmen werde. Sie alle — ob sie uns gelesen und unsere Äusserungen geprüft haben? Gleichviel. Am ungeberdigsten hatten sich die letztgenannten Freunde gezeigt (Haupt, Scherer u. a.).

Ich bemerke hier nur kurz: die Geschichtsforschung erweckt das Bedürfnis nach der Historik, die Interpretation und Kritik nach der Hermeneutik und der Theorie der Kritik, und niemals kann das eine das andere ersetzen. Durch das Studium eines Lehrbuches der Historik oder der Hermeneutik ist freilich noch niemand ein grosser Historiker oder Philologe geworden; aber jenes Studium bleibt darum doch, neben der Betrachtung vortrefflicher Musterleistungen der Meister, dem Anfänger sehr nützlich, ja unentbehrlich. — Aber auch wenn das nicht wäre: so ist doch, sollte ich meinen, eine Beobachtung der Maximen, welche unsere grossen Historiker und Philologen geleitet haben, und, noch tiefer gehend, eine Erforschung der Gesetze alles geistigen Geschehens, auf welche jene Maximen sich gründen, eine für sich bestehende und höchst anziehende Disziplin.

Mit dem Namen Völkerpsychologie wollten wir nicht den Ruhm einer Erfindung oder auch nur einer Entdeckung erwerben, sondern nur auf ein erst wenig und planlos bebautes Gebiet hinweisen, das uns von weitem Umfange und, weil höchst fruchtbar, zur Kolonisation dringend empfehlenswert schien. Wir haben die Hinweisungen bei W. von Humboldt, beim Geographen Carl Ritter u. s. w. emsig aufgesucht, und zu den damals aufgeführten Namen hätten wir heute nicht wenige neue hinzuzufügen; wir waren bemüht, zu zeigen, dass wir nichts Neues, nichts Unerhörtes wollten.

Um in die Völkerpsychologie einzuführen, nahmen wir drei Ausgangspunkte ein.

Zuerst die Psychologie im üblichen Sinne. Vor einem Menschenalter und darüber zurück konnte man meinen, die Psychologie sei eine philosophische Disziplin, und folglich gebe es soviel Psychologien als philosophische Systeme, und so gebe es denn auch eine Herbartsche wie eine Hegelsche u. s. w. Ich setze voraus, dass heute kein Leser mehr in diesem Irrtum befangen ist. Die Psychologie ist eine empirische Disziplin, nach Charakter und Prinzip so empirisch wie Physik und Physiologie. Dies prinzipiell festgestellt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst Herbarts, das dadurch nicht verkümmert wird, dass er selbst seine Psychologie auf Metaphysik gegründet glaubte, und selbst sein missglückter Versuch, für die Bearbeitung derselben auch die Arithmetik zu Hilfe zu

nehmen, mag in Vergessenheit sinken oder auch jemanden zu einem neuen Versuch reizen — immerhin lag doch diesen Berechnungen Herbarts der fruchtbare Gedanke einer psychischen Mechanik zu Grunde. Es war eine unübertroffene Kühnheit, wenn Herbart aussprach, die Vorstellungen bewegen sich in unserem Bewusstsein genau so gesetzmässig wie die Gestirne; er sprach es aus in einer Zeit, wo man sich in dem Taumel einer absoluten geistigen Freiheit oder einer absoluten Sündhaftigkeit oder eines, gleichgültig durch was, unabänderlich prädeterminierten Charakters jedes einzelnen Menschen herumtrieb. Mit diesem Grundsatz aber, das Bewusstsein bilde einen Mechanismus, verschieden zwar vom physikalischen, jedoch durch feste Bewegungs-Gesetze geregelt, war die Psychologie geboren.

Derselbe Herbart aber sprach auch aus: „Die Psychologie bleibt immer einseitig, solange sie den Menschen als alleinstehend betrachtet.“ Nur in der Gesellschaft und durch dieselbe ist der Mensch ein geistiges Wesen und erhebt er sich über das Exemplar einer natürlichen Art von animalischen Organismen zur individuellen Persönlichkeit. Der Geist aber ist in Wahrheit, bevor er individuell und persönlich wird, ein allgemeiner Geist, ein Geist der Gesamtheiten, ein objektiver Geist, und der ist es, welcher das Objekt der Völkerpsychologie bildet. Nicht als ob nur die Volksgeister solche Gesamtheitsgeister bildeten — es giebt allerdings auch religiöse Gemeinde-Geister, Standes-Geister, wissenschaftliche und künstlerische Schul-Geister und wohl noch andere; diese alle aber werden doch von der National-Einheit umschlossen und getragen und stehen mit ihr in Wechselwirkung.

Wenn man mich nun fragt: was haben denn also eure 20 Bände geschaffen? wie, wodurch haben sie das allgemeine Wissen spezifisch gefördert, bereichert? so meine ich (obwohl ich dies dem gerechten Richterspruche der Zukunft überlasse) antworten zu dürfen: ohne in den Irrtum einer mystisch substantiellen Volksseele zu verfallen (und wie gern und vornehm spielen gerade die Gegner der Völkerpsychologie mit der Volks-Seele und dem National-Geiste! Haupt nicht ausgenommen), ist der klare Begriff eines „objektiven Geistes“ geschaffen und analysiert, ist über dem Natur-Reich, obwohl auf ihm beruhend (zur Freude Platons, meine ich, und wohl auch Kants), ein „intelligibles Reich“ oder ein „Reich von Intelligibilien“ entdeckt.

Der zweite Weg zur Völkerpsychologie geht von der Ethnologie aus. Dieser Weg ist der sichtbarste, geebnetste, am meisten betretene. In dieser Hinsicht wäre die Völkerpsychologie kurzweg als psychische Ethnologie zu bestimmen, womit ja nur eine Übersetzung gegeben wäre; und wie schon bisher ein grosser Raum der alten 20 Bände gerade dem geistigen Leben aller Völker der Erde gewidmet war, so werden, hoffen wir, die nun folgenden Bände als Organ des Vereins für Volkskunde dieses

Gebiet mit besonderem Fleisse und Erfolge anbauen. Eine nähere Begrenzung derselben wird bald folgen.

Ich muss zunächst das dritte Thor zur Völkerpsychologie öffnen: es bildet den Eingang von Seiten der Geschichte, d. h. der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes.

In dem alten Namen historia naturalis bedeutet das dem Griechischen entlehnte historia nichts weiter als unser deutsches Kunde. Der konkreten, descriptiven Natur-Kunde stand zur Seite oder lag zu Grunde die abstrakte, rationale Physik (mit Chemie) und Physiologie. In neuester Zeit ist, wenigstens im Prinzip, wenn auch noch wenig ausgeführt (durch Darwin und seine Schüler), der Gedanke einer Geschichte der Natur, d. h. der Erde in ihrer allmählichen Gestaltung und der auf ihr lebenden vegetativen und animalischen Organismen nach ihren immer höher entwickelten Arten vom ursprünglichsten Lebewesen bis zum Menschen als der höchst stehenden Tier-Art, geschaffen und populär geworden. — Wir können uns einer solchen Erweiterung oder Erhöhung der Natur-Kunde zur wirklichen Natur-Geschichte nur freuen, wenn auch thatsächlich die Erfolge der letzteren noch unvollständig und meist unsicher sind. Allemal aber wird sich doch die Geschichte des Geistes von der Geschichte der Natur ebenso unterscheiden, wie sich überhaupt Geist von Natur unterscheidet. Wenn wir nicht imstande sind, diese beiden so zu definieren, wie die Gesetze der Logik es erfordern, so rührt es eben daher, dass sie gar nichts gemeinsam haben. Darum ist zwar einerseits die Unterscheidung beider so unmittelbar gegeben, dass niemals auch nur der geringste Zweifel darüber entstehen kann, ob irgend eine Erscheinung eine physische ist und eine physikalische Erklärung fordert, oder ob sie eine psychische ist und auf psychologische Gesetze zurückgeführt werden muss; andererseits aber, da beide nichts mit einander gemeinsam haben, können wir sie nur als zwei letzte Begriffe schlechthin aufstellen, ohne ein beide umfassendes Genus mit spezifischen Differenzen zu bilden, wie es die Definition erforderte. Für uns ist es genug, zu sagen: Geist = Bewusstsein; aber wir können eben auch nicht sagen, was Bewusstsein ist, und wir haben nur etwa im tiefen Schlaf ein Analogon des Bewusstlosen, also der Natur.

Der wesentliche Unterschied zwischen der Entwicklung der Natur und dem Fortschreiten des Geistes erfolgt aus dem immateriellen Wesen der Vorstellungen oder des Bewusstseins, welche weder sinnliche Qualitäten haben, noch auch wie Naturkräfte wirken. Dies zeigt sich in drei Punkten:

1. Die Natur entwickelte sich, indem aus der einen Art eine andere höhere Art entstand; der Geist macht seine Fortschritte, während der Mensch immer derselben Art bleibt.

2. Die organische Vererbung vollzieht sich von einem Individuum auf ein anderes, aus ersterem leiblich ausgelöstes, Individuum; die geistige

Vererbung geht von Generation auf Generation, weil eine menschliche Gesamtheit (Volk, Gemeinde) eine konkrete Einheit bildet, während die Art nur ein abstraktes Kollektivum bildet.

3. Die Pflanzen- und Tier-Arten entwickeln sich, indem sie sich der Umgebung, in welche sie geraten, anpassen: der Mensch dagegen eignet sich die Umgebung an.

Damit soll der in neuester Zeit so eifrig betriebenen, von Fechner (wenn auch aus falscher Metaphysik, doch mit vollem Recht und vielem Glück nach dem Vorgange der Physiologen, insbesondere der Gebrüder Weber) begründeten Psycho-Physik (warum nicht Physio-Psychik?) nichts von ihrem Wert und ihrem festen Boden abgesprochen werden. Denn wenn auch Geist und Natur gar nichts mit einander gemeinsam haben, und auch der Begriff der Kausalität auf das Verhältnis der beiden zu einander durchaus unanwendbar ist; wenn auch der Geist weder Materielles schaffen, noch auch unmittelbar bewegen kann (denn das hiesse: hexen), und andererseits die Materie weder Gefühl, noch Empfindung erzeugen kann: so besteht doch zwischen dem Materiellen und dem Psychischen ein Zusammenhang, eine Korrespondenz nach festen Proportionen, die sich in bestimmten Massen und Gesetzen erfassen lässt. In dieser Hinsicht mag es auch in Zukunft einmal eine Gehirn-Physiologie von psychologischer Bedeutung geben, wie es eine Physiologie der Sinnesthätigkeit schon giebt. Jede Empfindung ist ein seelisches Erzeugnis nach Massgabe der physiologischen Thätigkeit des Sinnes-Organs. So ist z. B. Kurzsichtigkeit eine geistige Schwäche in Zusammenhang mit der Gestaltung des Seh-Organs, und ebenso Aphasie mit Störungen des Gehirns. Mehr aber als Physiologie der Sinne ist einstweilen die Psychophysik nicht und kann sie nie werden.

Doch dies nur nebenbei zur Feststelluug der vollständigen Verschiedenheit der Entwicklung oder Geschichte des Geistes von der Natur-Geschichte in neuerem Sinne. Es giebt allerdings, wie für den Einzelnen, so auch für die Völker eine Physio-Psychik (wie Einfluss des Landes nach Klima, Lage, Bodenbeschaffenheit auf den Volksgeist); aber wie es rein psychologische Gesetze für die Entwicklung des Einzelnen giebt, eine Mechanik des Bewusstseins an sich: so giebt es auch Gesetze für die geistige Entwicklung der Völker, und diese Gesetze stellt die Völkerpsychologie dar.

Diese ist also die eigentliche Historik, und deren Aufgabe ist es, der erzählenden und darstellenden Geschichte in ähnlicher Weise die rationale Grundlage darzubieten, wie die Physik und Physiologie dieselbe für die Naturgeschichte bildet.

Nun hat sich aber in neuester Zeit in der Soziologie ein viertes Thor der Völkerpsychologie eröffnet. Diese jüngste aller Disziplinen hat sich in Darwins Gefolge gebildet. Bekanntlich war der Gründer der Descendenz-Theorie nicht zuerst durch Beobachtung der Natur auf die

Idee vom Kampf ums Dasein geführt: sondern er hat dieselbe durch einen Blick auf den menschlichen Verkehr gewonnen. So war es ein sehr begreiflicher Rückschlag, dass die Grundsätze, welche auf die Natur-Entwicklung angewandt waren, weiter auch das gesellige Leben der Menschen erleuchten sollten. Paul von Lilienfeld (Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft) macht seinen Vorgängern den Vorwurf, dass sie, wie das Tier, so auch den Menschen immer nur als Einzelnen betrachten, niemals aber die menschliche Gesellschaft als „reale Einheit", „realen Organismus" erfassen, innerhalb dessen der Einzelne die Rolle einer Zelle spielt. Der Standpunkt, den er dabei inne hält, soll der der Psychophysik sein, und so hat der dritte Band seines genannten Werkes den besonderen Titel: „Soziale Psychophysik". So wäre eigentlich Soziologie, da sie ganz und gar psychologisch sein muss, und andererseits Völkerpsychologie, da sie die Erforschung der psychischen Vorgänge in der menschlichen Gesellschaft zur Aufgabe hat, insofern durchaus identisch. Der Unterschied liegt bloss darin, dass die Soziologie sich nur mit den praktischen Verhältnissen der Gesellschaft befasst, also mit der Rechts-Ordnung und der staatsbürgerlichen Verfassung, wie auch mit den nationalökonomischen Beziehungen, dagegen das contemplative Leben nicht berührt. So würde die Soziologie eben die eine Hälfte der Völkerpsychologie bilden; ihr Objekt wäre die Civilisation der Völker in Gegensatz zu deren Kultur (wenn man Civilisation und Kultur mit W. von Humboldt so unterscheidet). Nachdem man also die Natur-Reiche in ihrer gesamten Entwicklung hindurch verfolgt hat, gelangt man schliesslich auf das Getriebe der menschlichen Gesellschaft. In dem Leben der Tiere fehlt das psychische Moment und die Geselligkeit nicht durchaus, macht sich aber nur stellenweise geltend; im Leben der Menschen ist beides aufs Entschiedenste massgebend. Also kurz, was wir Völkerpsychologie nannten, heisst nach der Richtung derselben auf die Praxis der Völker dem Darwinisten Soziologie.

Was liegt am Namen? Insofern er bloss Laut ist, gar nichts; wenn er bloss ein aufgeklebter Zettel einer Schachtel wäre, dürfte er klingen wie er mag. Wir sind aber gewöhnt, bei jedem Wort (und der Name einer Disziplin ist ein inhaltsschweres Wort) etwas zu denken. Lilienfeld aber irrt, wenn er meint, Psychophysik sei „eine auf naturwissenschaftlicher Methode begründete Psychologie". Ohne Stolz und ohne Demut muss ich mich frei von dem Aberglauben der allein Erkenntnis schaffenden naturwissenschaftlichen Methode erklären. Ich habe oben von der Berechtigung der Psychophysik gesprochen. Lilienfeld glaubt exakt zu verfahren, während seine ganze Konstruktion der Soziologie nur auf Analogieen beruht. Der soziale Organismus besitzt nur Nervenzellen und nur Nervengewebe, sagt Lilienfeld; die soziale Zelle aber sei die Person. Besteht hier wirklich Einheit des Wesens

zwischen der Funktion der Nervenzelle und der Person? Die Sozial-Wissenschaft wird von Lilienfeld bald „als Zweig der Naturkunde“, bald als „Hilfswissenschaft“ derselben gepriesen. — Ausser den Nerven-Zellen gebe es auch eine Intercellular-(Zwischenzellen-)Substanz. Diese werde in der Gesellschaft dargestellt durch Sprache, Geld, Kunstwerke u. s. w. Ist dies mehr als Analogie? Wird hierbei der soziale Organismus wirklich als ein „realer“ aufgefasst oder bloss in Analogie zu einem solchen? Ich meine, so lange man nicht begreift, dass der Geist etwas Wirkliches, obwohl nichts Körperliches, ist, so lange kann man auch nicht begreifen, wie der soziale Organismus, obwohl geistig, doch durchaus eine Realität haben kann. Analogien zwischen Geist und Körper werden sich in Fülle darbieten; aber sie beweisen nicht Gleichheit und Selbigkeit des Wesens beider. „Die Begriffe Freiheit, Moral, Recht, Religion u. s. w. erhalten durch solche Analogien keinen realen Boden.“

Dagegen will ich schon hier auf eine Arbeit verweisen, die später genauer besprochen werden soll, von G. Simmel: „Über soziale Differenzierung. Soziologische und psychologische Untersuchungen“ (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von G. Schmoller. Bd. X. Heft 1). Verf. bezeichnet in der Einleitung den psychologischen Charakter der Soziologie sehr scharf (wenn er auch den Terminus „objektiver Geist“ meidet), und betrachtet von disem Standpunkt aus die Kollektiv-Verantwortlichkeit nach ihrer verschiedenen Bedeutung in den verschiedenen Zeiten, dann weiter, hieran anschliessend, das wandelbare Verhältnis der Individualität zur Gruppe, innerhalb deren sie steht; endlich das Prinzip der Kraftersparnis als ebenso wichtig für das psychische und speziell das sosiale Leben, wie für die Entwicklung der Natur-Organismen. In diesen Darlegungen wird überall nicht mit Analogien getändelt, sondern man fühlt sich wirklich auf dem festen Boden einer exakten Betrachtung psychischer Verhältnisse und Erscheinungen.

So habe ich nur noch für die weitere Ausführung des Gesagten teils auf unseren Aufsatz im ersten Hefte des ersten Bandes dieser Zeitschrift, wozu noch Bd. XVII. 233—264 und XVIII. 311—324 zu vergleichen sind, teils auf die gedrängtere Übersicht unseres verehrten Herrn Weinhold im ersten Hefte des zwanzigsten Bandes, endlich auf das demnächst als viertes Heft desselben Bandes erscheinende General-Register für alle zwanzig Bände zu verweisen.

Schliessen aber will ich mit der Bemerkung, dass die wissenschaftliche Volkskunde, wie eng oder weit man deren Gebiet abstecken mag, immer eine psychologische Disziplin sein wird. Aller Geist, auch der hervorragendsten Individuen (wie Luthers, Lessings), liegt im Volke; der National-Geist ist entweder Ausgangs- oder Endpunkt oder beides für jeden individuellen Geist. Daher bezeichnet Völkerpsychologie oder

wissenschaftliche Volkskunde nicht einen bestimmten Ausschnitt der geistigen Betätigung, sondern nur eine besondere Weise der Betrachtung. Ist diese mehr synthetisch, so nennen wir sie völkerpsychologisch; ist sie mehr analytisch, so rechnen wir sie zur Volkskunde und zur Geschichte.

Volkstümliche Schlaglichter.

Von **Wilhelm Schwartz.**

Wenn Sammlungen von Sagen und Aberglauben den Kultur- und namentlich den wissenschaftlichen Kreisen das Verständnis des Volksglaubens vermitteln, so gehören dazu als Ergänzung eines richtigen Bildes von dem ganzen Denken und Empfinden der „volkstümlichen" Kreise in jenen, wie in den übrigen mannichfachen Lebensverhältnissen, gleichsam Gallerien von kleineren Genrebildern, in denen sich auch in jenen Schichten das allgemein Menschliche, wenngleich in primitiveren, beschränkteren und oft roheren Lebensformen, abspiegelt[1]).

Derartiges erscheint zumal für eine wissenschaftliche Volkskunde heutzutage um so notwendiger, je mehr das ganze europäische Kulturleben sich immer ideeller wie rationeller entwickelt, und Litteratur, Wissenschaft und Kunst die Kluft erweitert haben, welche überall schon da entsteht, wo, neben einem natürlichen, den mehr ländlichen Kreisen anheimfallenden Volkstum, sich ein reicheres Kulturleben an einzelnen Centralstellen in besonderen Lebensgestaltungen zu entfalten beginnt.

Zwar ist mit der politischen Entwicklung Europas seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in der Wissenschaft prinzipiell die Verachtung geschwunden, mit der damals die gebildete Welt in dem idealen Aufschwung, welchen sie selber zu nehmen anfing, auf die Sprache und das ganze Leben und Treiben der unteren Stände hinabzusehen sich gewöhnt hatte. Aber das Verständnis desselben wird noch vielfach behindert durch den täglich sich im Gefühl jedes Einzelnen bewusster oder unbewusster erneuenden Gegensatz zwischen einem nach idealer Schönheit ringenden Kultur-

1) Gelegentlich habe ich schon auf derartiges hingewiesen in Artikeln wie „Von einzelnen Ueberresten des alten Naturzustandes in der heutigen Lebensweise der Deutschen", „Homer und der alte Fritz im Volksmund", „Markgraf Hans im Königl. Museum zu Berlin", die in den „Prähistorischen Studien", S. 112 ff., 141 f, 502 f. wiederabgedruckt sind. Vergl. daselbst die kulturhistorisch-pädagogischen Miscellen, S. 379 f. und 207 Anh.

leben, dem er seiner Bildung nach selbst angehört, und den beschränkten oder formlosen, ja oft in roher Natürlichkeit ihn zunächst oft unangenehm berührenden Lebensformen der seitab lebenden Massen. Und dennoch liegt in dem richtigen Erfassen des Kerns jener der Schwerpunkt der Sache und überhaupt die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung des Volkstums.

Denn das Volkstum ist nicht bloss ein lebendiges, stets sich erneuendes Reservoir der Lebenskraft einer jeden Nation. sondern auch das Prototyp und die Grundlage ihres ganzen Denkens und Empfindens, wie es auf den Höhen der Kultur und der Bildung zum vollen Ausdruck gelangt und der Nation ihren weltgeschichtlichen Charakter verleiht. Und wenn hiernach die Volkskunde schon zu einem Objekt der historischen Wissenschaft wird, so weitet sich, als selbständige Wissenschaft gefasst, die vergleichende Volkskunde zu einer Völkerpsychologie, welche im Leben der Völker das allgemein Menschliche in seinen mannichfachen Gebilden und Phasen verfolgt, in denen es historisch in die Erscheinung getreten ist oder noch lebendig sich gelegentlich im einzelnen vor unseren Augen bekundet.

Die Vergleichung der verschiedenen Volkstypen eröffnet aber nicht bloss weitere Perspektiven, sondern bringt auch meist erst die einzelnen Fakta in ihre richtige Stellung und lehrt ihren natürlichen Ursprung, sowie ihre Weiterentwicklung richtig fassen.

Die Blutrache erscheint z. B. bei einem Volke vom Standpunkt der heutigen Gerechtigkeitspflege civilisierter Völker aus zunächst als eine rohe und grause Sitte. Die vergleichende, in die Anthropologie auslaufende Volkskunde knüpft aber bei Betrachtung derselben an Analogien, besonders innerhalb der ersten Gestaltungen menschlichen Lebens in Familie, Verwandschaft und Stamm an und lehrt uns, dass für diese Zeit die Blutrache ein Fortschritt und der erste Schritt auf dem Gebiet einer natürlich sich entwickelnden Gerechtigkeitspflege war, indem nach ihr ein Totschlag nicht mehr straflos blieb, sondern die Familie, bezw. der Stamm, den Mord eines der Ihrigen zu rächen als eine natürliche Aufgabe oder Pflicht ansah.

Wenn dann weitere Phasen zeigen, wie in fortschreitender Entwicklung des Lebens zu mehr staatlichen Zuständen mit der Zeit der Träger der Rache, bezw. die Form der Verfolgung, wechselte und sich dabei allmählich im Anschluss an ethisch-religiöse Empfindungen das Gefühl einer sühnenden Gerechtigkeit in der Welt in den Gemütern anbaute, und aus dem rohen Wiedervergeltungsakt so ein „gerichtliches“ Verfahren wurde, so stellt die Anthropologie damit fest, wie aus einem rein naturalistischen Zustande durch eine Kette von Entwicklungsstufen sich allmählich ideellere Formen und Grundsätze gebildet haben.

Dass aber jener das Ursprüngliche gewesen, findet seine Bestätigung darin, dass selbst unter civilisierten Verhältnissen noch immer gelegent-

lich die Leidenschaft der Menschen in einzelnen Fällen einen Anlauf genommen hat oder noch immer nimmt, persönlich dem Rachegefühl nachzugehen. Es erneuen sich eben mit jedem Geschlecht die natürlichen Triebe und werden nur durch das öffentliche Leben, bezw. die Erziehung, in gewisse Formen und Schranken zurückgedrängt.

Aus diesem Umstand aber erwächst dem Völkerpsychologen bei seinen Forschungen die Aufgabe, zu den einzelnen Erscheinungen dieses oder jenes Volkstums überall Analogien in den ihn umgebenden Kreisen zu suchen, um den allgemein menschlichen Charakter, der sich in jenen ausprägt, richtig zu verstehen und zu verwerten.

Um noch ein analoges Beispiel des geschilderten Entwicklungsprozesses anzuführen, so treten ähnliche Phasen und Beziehungen wie bei der Blutrache in der Entwicklung des Verhältnisses der Geschlechter zu einander, im Zusammenleben beider und in einer daran sich schliessenden Familiengruppe, als der ersten dauernden Gemeinschaft von Menschen im gemeinsamen Kampf um das Dasein hervor. Aus dem Natürlichen entwickelt sich auch hier erst mit der Zeit das Ideelle, der Begriff der Ehe als eines geistigen, Individuen verschiedenen Geschlechts für das Leben vereinenden Bandes. Wenn die Sinnenwelt es knüpft, so bauten die Bedürfnisse des Lebens allmählich das Verhältnis aus. Die tägliche Sorge für die Ernährung und für die Kleidung, deren Materialien der Mann herbeischafft, schufen die Stellung der Hausfrau, ebenso wie die Erziehung oder, genauer gesprochen, die allmähliche Verwendung der heranwachsenden Mitglieder der Familie im Dienst derselben die Herrschaft der Mutter weitete. Virchow hat vollständig recht, wenn er von diesem Standpunkt ausführt, dass erst beim Sässigwerden der Menschen „am Kochherd“ die Kulturaufgabe des Weibes für jene Zeiten zum vollen Ausdruck kam.

Unseren ideeller gestimmten Zeiten klingen freilich solche Betrachtungen zunächst fast unwürdig. Die erwähnten Verhältnisse haben aber, wenn sie gleich heutzutage nach den jetzigen Kulturzuständen mehr zurücktreten, nicht bloss immer noch ihre Analogien, sondern sogar noch immer eine gewisse reale Bedeutung, und in der Erkenntnis dieses Umstandes liegt der Beweis der Richtigkeit der angedeuteten anthropologischen Entwicklungstheorie, wie schon von Haus aus die Vergleichung mit der Gegenwart im Einzelnen das Verständnis für die Verhältnisse überhaupt erschliesst.

Wie die Jägervölker am Weibe vor allem schätzen, wenn sie gut die Felle zusammennähen und für die Kleidung sorgen kann, auch noch Homer für die Griechen es vor allem am Weibe preist, wenn sie des Webens wohl kundig ist, und wie bei den Ariern dann allgemein besonders am Herde sich die Tüchtigkeit der Frau weiter bewährt, ist es nicht nur in den Arbeiterkreisen bei uns auch noch heutzutage ein Hauptmoment in der Ehe, — über dessen Mangel nicht die schönsten Redensarten hinforthelfen, — ob die Frau den Mann und die Kinder ordentlich „benäht“,

wie es heisst, d. h. ganz in der Kleidung erhält, und ob zur rechten Zeit der Kochtopf voll ist, sondern auch in den höheren Schichten vibriert dasselbe Moment, nur in anderen Formen, noch immer hindurch! Wenn hier der Mann der Familie durch sein Thun im grossen Ganzen den Stempel aufdrückt, so beruht die Koutinuität und gleichsam Dauerhaftigkeit derselben doch mehr auf den täglichen Lebensgewohnheiten, welche die Frau ihr und dem Nachwuchs gegeben.

Den natürlichen Faden der Entwicklung aber stets festzuhalten, ja ihn überhaupt der Wissenschaft zu vermitteln, ist gerade eine Hauptaufgabe der Volkskunde. Nicht bloss Tacitus ging fehl, als er den alten Deutschen unterschob, sie hätten keine Tempel, weil sie glaubten, das Göttliche nicht in Wände einschränken zu dürfen, sondern es ist derartiges eine allgemeine Stubengelehrtenkrankheit, die überall da hindurchbricht, wo die Wissenschaft und Litteratur nicht in Fühlung mit dem Leben bleibt. Will man doch z. B. selbst noch aus Homer und dem griechischen Altertum, wo der natürliche Hintergrund doch noch überall sichtbarlich hindurchblickt, ihn möglichst ausmerzen, wenn er einmal schärfer unserem modernen Gefühl oder Geschmack widerspricht[1]).

Deshalb erschien es mir nicht ungeeignet, zur Vorbereitung einer Charakteristik des Volkstümlichen in diesem Sinne, dasselbe einmal in seiner Eigentümlichkeit auf verschiedenen Gebieten, wie es überall noch, namentlich auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten, gelegentlich in einzelnen Zügen charakteristisch hervortritt, gleichsam an praktischen Beispielen zu verfolgen. An die Spitze möchte ich eine Sammlung charakteristischer Volksmiscellen stellen, wie sie mir bei dem Verkehr mit dem Volke einst auf langjährigen Wanderungen in der Mark und dann überhaupt in Norddeutschland behufs Sammeln von Sagen und dergleichen[2]), gelegentlich entgegengetreten sind, und in denen das allgemein Menschliche zu einem für den Volkstypus bezeichnenden Ausdruck gelangt und zu denen auf den Höhen des Lebens in der

1) Wenn z. B. Antigone beim Sophokles in ihrer Erregtheit vom „natürlichen“ Standpunkt aus auseinandersetzt, dass der Bruder ihr höher stände als ein Gatte oder ein eigenes Kind, denn beide könnte sie wieder bekommen, aber nachdem Vater und Mutter tot, einen Bruder nicht. Oder Jokaste dem Oedipus seine Sorgen ausreden will mit der Bemerkung, „dass viele Menschen auch in Träumen schon sich vermählt sahen ihren Müttern“. Man muss solche Stellen nicht von unserem Gefühl, sondern von der Anschauung des betreffenden Volkes aus auffassen, ebensowenig wie man in Homers Ilias die Verse ausmerzen darf, in denen der Dichter den Odysseus dem Thersites, um den widrigen Schwätzer zur Ruhe zu bringen, eins mit dem Scepter überziehen lässt, indem man es für „feiner“ erachtet, wenn er ihm nur Schläge androht.

2) Vergl. A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg, Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt. Berlin 1849. Desgl. die Märkischen Sagen vom Jahre 1843, bezw. die Volksausgabe, Berlin bei Hertz, vom Jahre 1886.

Form entsprechende Analogien sich finden, welche nur den kleinen Interessen entrückt und, von geistigeren Strömungen getragen, eine idealere Gestaltung zeigen.

Denn, wie ich auf mythologischem Gebiet auf die „volkstümlichen Naturanschauungen" als die „Grundlagen der entwickelten Göttersagen" hingewiesen habe, so spiegeln ähnlich sich auch im übrigen Volksleben alle Richtungen des allgemein Menschlichen ab. Und wenn sie unter dem Druck des alltäglichen Lebens sich nicht voller und breiter entwickeln und ihnen ein beschränkter Horizont, sowie enge Verhältnisse den Stempel aufdrücken, so fehlt es ihnen doch nicht gelegentlich an Innigkeit und Tiefe des Empfindens, sowie an Schärfe der Auffassung und reicher Lebenserfahrung, was nur eben bei der natürlichen Naivetät oder gar Derbheit in der Form, in der sie gebildeterem Leben gegenüber erscheinen, oft nicht voll erkannt wird.

Wenn der I. Abschnitt „Volksgeschichten und kulturhistorische Parallelen in ihren Analogien und Kontrasten" bietet, so denke ich in einem II. „Von der volkstümlichen Naturkenntnis", in einem III. dann von der „Farbenkenntnis des Volks" zu handeln, während ein IV. „Die Weltgeschichte im Spiegel des Volkstums" schildern soll. Es sind dies Gesichtspunkte, wie sie sich mir bei den betreffenden Studien im Volke selbst bedeutsam aufgedrängt haben.

I. Volksgeschichten und kulturhistorische Parallelen.

Zunächst also ein paar einfache kulturhistorische Parallelen, in denen sich die Höhen und Tiefen des Lebens in den Formen begegnen und nur in den Motiven auseinandergehen.

„Sokrates und der Ruppiner Tagelöhner." Plato schildert uns in erhebender Weise in seinem Phaedon, wie Sokrates sich auf seine Sterbestunde vorbereitet. „Es ist der Philosoph, der von der Welt scheidet in dem Gefühl, zu höheren Sphären einzugehen." Gelegentlich flicht Plato nun einige Züge ein, die Sokrates uns wieder „menschlich" näher bringen, damit aber um so bedeutsamer indirekt die „ideelle Höhe", zu der er sich emporgerungen, hervortreten lassen. So lässt er ihn, ehe er den Giftbecher trinkt, sagen, „er wolle ein Bad nehmen, damit er nicht nachher den Leichenfrauen viel Arbeit mache"[1]).

Dazu stellt sich eine Ruppiner Geschichte von der Sterbestunde eines Tagelöhners, die in ihrer naiven Form mir als eine Art Humoreske erzählt wurde, aber, abgesehen von dem verschiedenen Hintergrund und den verschiedenen Motiven, denselben Charakter hat. — Der Mann merkte,

1) *Δοκεῖ γὰρ δὴ βέλτιον εἶναι, λουσάμενον πιεῖν τὸ φάρμακον καὶ μὴ πράγματα ταῖς γυναιξὶ παρέχειν νεκρὸν λούειν.*

dass die Todesstunde nahe. Nach einem langen Leben voller Arbeit und Sorgen sah er ruhig dem allgemeinen Menschenlos entgegen. „Er hatte in seinem Gefühl gleichsam „ausgelebt“! Nachdem er sich und alles bestellt, sagte er zu seiner Frau: „Mutter, jetzt geht es bald zu Ende. Nun könntest Du den Barbier holen, damit er mich noch einmal rasiert. Sieh, jetzt kostet es einen Sechser, und wenn er es nachher (bei der Leichenwäsche) thun soll, kostet es 2 gr.!“

Die Sache kommt in beiden Fällen fast auf dasselbe hinaus. Aber den Tagelöhner, welcher zeitlebens jeden Groschen umgekehrt hatte, ehe er ihn ausgab, bestimmte dem entsprechend nur dabei die Rücksicht auf die sonst erwachsenden Mehrausgaben, während Sokrates ein ethisches Gefühl, die Humanität gegen die armen Wäscherinnen, auf einen ähnlichen Gedanken brachte.

„Ich weiss nicht, wie ich es ihm beibringen soll.“ Die Witwe eines Tagelöhners in demselben Ort hatte früher bei einer verwitweten Majorin ebendaselbst gedient, und diese bewahrte der früheren treuen Dienerin stete Teilnahme. Oft traf sie selbige auf dem Kirchhof, wenn sie das Grab ihres Gatten dort besuchte, und sprach mit ihr dann dies oder jenes Wort, bei welcher Gelegenheit sie erfuhr, dass die Tagelöhnerwitwe stets am Grabe ihres Mannes in treuem Rapport mit dem Toten blieb, ihm alles berichtete, was zu Hause passierte, wie es mit dem kleinen Anwesen, das sie gehabt, gehe, ob das Schwein gedeihe u. dergl. m.

So ging es ein Paar Jahre.

Da traf sie einmal die Frau ganz beklommen am Grabe ihres Mannes, mit Thränen in den Augen, stehend. Als sie selbige fragte, was sie denn habe, antwortete jene: „Ja, ich weiss garnicht, wie ich es ihm (dem Toten) beibringen soll. Ich will wieder heiraten,“ und dabei stockte sie. Nun, sagte die Dame, das ist doch nachgerade auch nicht schlimm, er ist ja schon lange tot. „Das wäre auch richtig,“ meinte jene, „sie schäme sich nur zu sehr, ihm zu sagen, dass sie schon in anderen Umständen sei,“ und dabei brach ein Thränenstrom hervor.

Die kleinen Verhältnisse decken hier mit dem Schleier des Humors den alten Volksglauben, der meinte, im Rapport mit den Geistern der Verstorbenen bleiben zu können, und das Grab als den natürlichen Vermittlungspunkt dafür fasste. In der Sache ist es aber dasselbe, als wenn Atossa beim Aeschylos am Grabe des Darius ihm das Leid klagt, das ihr heissporniger Sohn über Persiens Volk gebracht. Die eine Scene bewegt sich nur eben in beschränktem Lebenskreise und weckt so heutzutage, wo auch der Glaube selbst geschwunden, fast mehr Humor, — voller Ernst war es der Tagelöhnerfrau aber auch, — während Atossas Auftreten auf der Höhe eines nationalen Lebens in dem welterschütternden Ringen der Griechen und Perser, zumal der Glaube damals noch das Beschwören des Schatten

des Darius und sein Erscheinenlassen dem Dichter gestattete, im vollsten Pathos der Weltgeschichte wirkt.

Wenn aber gleich heutzutage das Beschwören der Toten ein abgethaner Glaubenssatz ist, so wirkt ihr angebliches Erscheinen im Traume doch noch immer wie in der Urzeit gelegentlich auf die Überlebenden ein; Visionen, wie sie nie ganz aufhören werden.

Ich habe in den kulturhistorischen Studien aus Flinsberg vom Jahre 1877[1]) schon eine in dieser Beziehung charakteristische Geschichte mitgeteilt.

Eine Frau, deren Mann gestorben, kommt nach einigen Tagen zum Prediger und klagt ihm ihr Leid. Sie wolle nur gestehen, sagt sie, sie hätte ihren Mann in einem zerrissenen Hemde begraben, nun liesse es ihr keine Ruhe, die Nachbarn hätten es ihr gleich gesagt. Alle Nacht käme ihr Mann (im Traume) und klage ihr, er werde mit seinem zerrissenen Hemde nicht in den Himmel kommen. Ob es nicht möglich sei, ihn noch einmal auszugraben, und das zerrissene Hemde durch ein ganzes zu ersetzen.

Der Volkshumor deckt auch hier das Bild, indem er den Geistlichen, nachdem er durch Fragen herausbekommen, das Loch sei hinten im Hemde gewesen, die Frau tröstet, indem er sagt, dann könne sie ruhig sein, ihr Mann sei stets im Leben ein solcher Schlauberger gewesen, der werde sich auch schliesslich bei Petrus so an der Wand entlang drücken, dass jener das Loch nicht bemerke u. s. w. Aber abgesehen von dem humoristischen Motive und dem dadurch bedingten Charakter stellt sich die Geschichte als gleichartig zu den Scenen bei Homer, wenn des Patroklos Geist dem Achill im Traume erscheint und um baldige Bestattung bittet oder bei der Beschwörung der Toten von Seiten des Odysseus des Elpenor Schatten jenen ebendaran mahnt, weil er sonst nicht in das Reich der Seelen Eingang fände. Die letztere Geschichte bildet sogar im Charakter eine Art Übergang zwischen den beiden anderen. Das Erscheinen des Patroklos tritt mit vollem heldenmässigen Pathos ein, während des Elpenors Tod, wie der unerfahrene Mensch trunken sich auf das platte Dach legt, um auszuschlafen und, als er erwacht, noch halb im Schlaf, herunterstürzt, in ihrer ganzen Ausführung auch schon mehr nach einem etwas rohen Volkshumor schmeckt.

Auf fast allen Lebensgebieten treten solche Parallelen bezw. Kontraste, wie die gezeichneten, hervor, selbst auf politischem, nur dass der verschiedene Horizont hier doppelt stark im Kontrast der Form sich geltend macht, je nachdem der Repräsentant der Kultur mit weitem Blick oder der Vertreter des Volkstums von seinem beschränkteren Standpunkt aus

1) Prähistorisch-anthropologische Studien. Berlin 1884. S. 373 ff.

die Dinge beurteilt. So erlebte ich einmal ein charakteristisches Beispiel in der Parallele, bezw. Differenz der Ansicht des bekannten Professors und „Abgeordneten Stahl und der eines westfälischen Bauern“ über die Güte des konstitutionellen Systems.

Stahl äusserte nämlich u. A., dasselbe hätte die gute Seite, dass es gleichsam ein Ventil sei, in dem sich alle Unzufriedenheit im Volke Luft machen könne, und so die kranken Stellen im Volksleben zu Tage träten. Ähnlich fasste es ein westfälischer Bauer auf, der mich im Winter 1848/49 besuchte. Als richtiger Westfale hatte er natürlich einen Prozess, wie auch schon der erste Westfälinger nahe daran war, einen solchen mit Christus anzufangen, als dieser ihn auf Wunsch St. Peters geschaffen hatte, wie sie durch Westfalen kamen und das Land noch menschenleer und nur wilde Schweine in den Eichenwäldern fanden[1], und Petrus Christus gebeten haben soll, das Land auch mit Menschen zu bevölkern. Da der Prozess meines Westfalen schon in der letzten Instanz beim Kammergericht schwebte, kam unser Kolon, er gehörte noch zu den alten bei Herford, die ihr Geschlecht mit Wittekind in Berührung bringen, nach Berlin und wollte durch mich einen tüchtigen Rechtsanwalt haben. „Ich brauche so einen recht „niederträchtigen“ (gewitzten), sagte er, „Waldeck oder Stieber, denn die Sache ist schwierig[2]). Natürlich konnte ich ihm weder den einen noch den anderen schaffen. Bei dieser Gelegenheit meinte er nun u. A.: „Ach mit der Nationalversammlung, die der König berufen hat, das ist dummes Zeug. Da erfährt er doch nicht, wie es im Lande aussieht. Wenn er meinem Rat folgte, dann müsste an einem bestimmten Tage überall mit Glockengeläut die ganze Gemeinde zusammenberufen werden. Und dann müsste jeder ungestraft sagen können, was ihm auf dem Herzen läge. Und das müssten dann kluge Männer zu Papier bringen, dann würde der König schon sehen, wie es im Lande aussieht und wie zu helfen“.

Stahl sprach von der Höhe politischen Lebens, der Sohn der roten Erde von dem beschränkten Standpunkt seines Kirchspiels aus. Die Idee war sonst ziemlich dieselbe, nur kleidete sie jeder von beiden nach seinem Standpunkt in verschiedene Formen. —

Es mögen nun ein paar Geschichten folgen, in denen sich entweder

---

1) Dem Petrus sollen nämlich die berühmten westfälischen Schweineschinken schon im Geiste vorgeschwebt haben, die es dort geben würde, wenn Menschen da wären, die Schweine zu züchten. Wie nun der Herr dem Petrus schliesslich zu Gefallen einen gerade am Wege liegenden Schweinekot mit dem Fusse und den Worten anstiess „Werde ein Mensch“, da, heisst es, hob sich plötzlich ein trotziger, starker Mann von der Erde und fuhr den lieben Herrn mit den Worten an: „Wat stött he mi“! Wedingen und Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens. Minden 1884, S. 6.

2) Waldeck, bekanntlich ein geborener Münsteraner, war in Westfalen sehr populär im Bauernstande durch seine Reden auf dem Feste in Soest 1843 und seine Schrift über das bäuerliche Erbfolgerecht in Westfalen vom Jahre 1844.

eine tiefere, den ganzen Menschen erfüllende Empfindung oder die Selbständigkeit des Charakters, sowie ein treffendes Urteil selbst über den grossen Lauf der Welt in Bildern oder wenigstens konkreten Formen ausspricht. Denn in abstrakten Gedanken derartiges zu äussern liegt dem Volke, namentlich der ländlichen Bevölkerung, im ganzen fern, wie ja auch bekanntlich schon die einfachste Lebenserfahrung in diesen Kreisen gern sich in der Form des Sprichworts zum Ausdruck bringt.

„Die Heimat meiden ist schwer". Kuhn und ich haben s. Z. auf unseren Wanderungen in Norddeutschland manchen hübschen Zug von treuer Heimatsliebe beim Landvolke auf die verschiedenste Weise zum Ausdruck kommen sehen, in eigentümlicher Form trat es vor allem aber einmal bei einem Mädchen aus Winsen an der Aller hervor, mit der wir eine ganze Strecke zusammengingen, und die uns manche hübsche Sage aus der Gegend erzählte. Zuletzt kam sie auch auf die Auswanderer zu sprechen, die damals gerade ziemlich stark aus dem benachbarten Bremen nach Amerika zogen. „Wenn die aufs Schiff steigen, sagte sie, ständen die Verwandten jammernd herum und es wäre kein Weinen mehr, sondern ein Gebrüll; dann gingen alle Glocken von den Thürmen Bremens so recht feierlich, denn es wäre doch ein gar schwerer Gang, den sie thäten, so aus „dütschen Landen" zu scheiden[1])".

Die Heimatsliebe umfasst beim Landvolk nicht aber nur das Gefühl des Verwachsenseins mit der Gegend, in welcher der Mensch gross geworden, sondern reflektiert ebenso auf Dialekt, Tracht, sowie die ganze Lebensweise bis auf die primitivsten Verhältnisse hinab. Der natürliche Mensch hängt eben unbewusst innerlicher mit alledem zusammen, als er es selbst ahnt, und nur besondere Umstände bringen es zum gelegentlichen Ausdruck. „Hier (in Berlin) bekommt man auch gar nichts zu sehen", sagte jüngst zu meiner Tochter unser sonst ganz kluges Dienstmädchen in einer gewissen elegischen Stimmung, indem die Weltstadt vor ihren Augen versank und die (ostpreussische) Heimat in allem Glanz auftauchte, „Man sieht hier nichts, man hört hier nichts. Man weiss nicht, ob das Korn gesäet ist, oder ob es reif ist; ob die Kartoffeln gesteckt oder schon „gebuddelt" werden. Drei Jahr bin ich nun schon hier und, Fräulein, auf-

1) Vergl. unsere Norddeutschen Sagen. Berlin 1849. Wenn die geschilderte Scenerie zunächst etwas fremdartiges hat und man sich erst voll in dieselbe gleichsam hineinleben muss, um die Tiefe des Empfindens zu ermessen, welche sich in derselben ausspricht, so ist für den modernen Geschmack das Wort „Gebrüll" namentlich leicht anstössig. Und doch ist es gerade der korrekte, natürliche Ausdruck für das, was gemeint ist, und die Ersetzung durch einen anderen würde die Sache abschwächen. Gerade so braucht auch Sophokles an verschiedenen Stellen den entsprechenden Ausdruck *βρυχᾶσθαι* für den tiefsten Schmerz, der nur ab und zu durch ein Aufstöhnen sich bekundet; z. B. sagt er vom Ajax, indem er geradezu an den rauhen, dumpfen Ton erinnert, wie man ihn namentlich vom Stiere hört:

ἀλλ' ἀψόφητος ὀξέων κωκυμάτων
ὑπεστέναζε, ταῦρος ὥς, βρυχώμενος.

richtig gestanden, kein Schwein habe ich noch nicht gesehen". Die Stimmung ist psychologisch erklärlich. In der mehr oder minderen Monotonie des Küchenlebens taucht die Erinnerung an den lebendigen Wechsel, den ihr einst die unmittelbare Beziehung zur Natur tagtäglich gegeben hatte, wie ein verlorenes Paradies vor ihren geistigen Augen auf.

Land und Stadt unterscheiden sich eben fast in allen Beziehungen. So erzeugt auch das Bewusstsein, auf eigenem Boden zu sitzen, und die hauptsächlichsten Lebensbedürfnisse in Nahrung und zum Teil auch in Kleidung sich allein beschaffen zu können, schon eine gewisse Selbstständigkeit in allen Schichten der ländlichen Bevölkerung, und die Erfahrung, dass der staatliche Schutz, der Natur der Verhältnisse nach, meist lange nachher, als man ihn brauchte, nachgehinkt kommt oder oft ganz ausbleibt, nährt eine dem Menschen so schon angeborene Neigung zur Selbsthülfe. Es liegt in diesen Eigenschaften die natürliche Kraft des Bauernstandes, aber auch, dass er jedem staatlichen Zwange gegenüber, zumal wenn dieser seine Gewohnheiten antastet, leicht obstinat bis zur äussersten Rücksichtslosigkeit wird[1]). Als ein kleines typisches Genrebild, dass die Grundstimmung auf dem Lande von Haus aus so in einem gewissen Gegensatze zu dem Kulturleben schon mit seinen einfachsten bureaukratisch-statistischen Formen steht, möge folgende kleine Geschichte aus dem Jahre 1879 zeigen, in der ein Mädchen den Mittelpunkt bildet.

„Resolute Ansichten". Unter dieser Überschrift berichtete die „Post" im Jahre 1879, Nr. 290, folgendes: „Unlängst erschien auf dem Bureau des Gemeindevorstehers zu Geestendorf eine dort als Dienstmagd gedingte fixe junge Dirne aus Franzenberg bei Kuxhafen, um sich zur Ortskontrolle anzumelden. Hier entspann sich nun zwischen der Fragerin und dem Beamten folgender heitere Dialog: „Wie alt sind Sie?" — „Dat weet ick nich so genau; wie Franzenberger, dat weet Se ja, fiert nie' en Geburtstag." — „Ich muss es aber wissen". — „Nu, et schall wull so an de fiefundtwintig Jahr sind". — „Welcher Religion gehören Sie denn eigentlich an?" — „Ick bün so recht dütsch wie wie alltosam in Franzenberg; wie glöwt nich an den Papst, man blot an den leiwen Herrgott und den ollen Bismarck. — denn annern Krams kennt wie nich. H'Adjüs ok!" Sprachs und empfahl sich, ohne weiter eine Miene zu verziehen."

Aber nicht blos im eigenen Wesen, sondern auch in der Gestaltung und Beherrschung der Lebensverhältnisse, in denen es sich bewegt, entwickelt das Volkstum, namentlich auf dem flachen Lande, sich zur vollsten

1) Tragisch schildert den ganzen Kontrast für österreichisches Bauernleben Rosegger, Jacob der letzte. Hartleben, Wien-Pesth-Leipzig 1889.

Kraft und Sicherheit, so dass ein in Kulturverhältnissen gross gewordener Mensch trotz aller theoretischen Bildung in entsprechenden Kreisen schwer mit ihm wetteifern kann. wie er auch in Arbeitskraft und Ausdauer ihm meist nicht gleichkommt. Daneben schärft aber auch die Erfahrung eines langen Lebens vielfach den Blick dem Bauer in eigentümlicher Weise zu treffender Beurteilung selbst grösserer Verhältnisse. Ein einfacher Mensch, der in kleinen Verhältnissen sicher geworden und sinniger Art ist, sieht oft selbst die Weltereignisse mit einer gewissen Objektivität an und stellt ihnen in allgemeinen Zügen eine nicht unrichtige Diagnose. Die Form entspricht freilich immer den begrenzteren Anschauungen und Verhältnissen, in denen er sich bewegt. Ein paar charakteristische Geschichten fallen mir in dieser Hinsicht ein.

„Die Nummer ist Ihre Sache". — Es ist ein Unterschied zwischen Religion und Theologie. Das vergessen oft manche Geistliche. Daran erinnerte aber in drastisch-treffender Weise ein havelländischer Bauer bei einer Kirchenvisitation.

Als nämlich die Kirchenvisitationen in den vierziger und fünfziger Jahren in Preussen aufkamen, verhielten sich die Bauern der Mark zunächst etwas reserviert dagegen, namentlich inwiefern auch Besprechungen mit der Gemeinde stattfinden sollten, um den Bestand an Christentum in derselben zu konstatieren. Da fragte nun einmal, heisst es, im Havellande bei solcher Visitation in einem Bauerndorfe der General-Superintendent oder der ihn vertretende Geistliche im Gespräch einen Bauern, ob er das fünfte Gebot kenne. Ja, sagte der Bauer, Herr General-Superintendent, die Gebote kenne ich von Jugend auf, die Nummer aber, das ist Ihre Sache.

„Die Welt kann sich nicht selbst regieren". Im Jahre 1848 wohnte ich in der Stralauerstrasse, wo mein Vater dem Grossen Friedrichs-Waisenhause vorstand. Die Verhältnisse liessen es mir als Pflicht erscheinen, auch bei der Bürgerwehr mit einzutreten. So stand ich denn auch einmal Ende März Nachts vor dem Kadettenhause in der Friedrichstrasse Schildwache. Damals beherrschte die Politik alle Unterhaltung, und als der Nachtwächter sich zu mir gesellte, war auch bald ein entsprechendes Gespräch im Gang, zumal es mich auch gerade in jener Zeit besonders interessierte, die Stimmungen im Volke in allen Kreisen kennen zu lernen. Der Mann war früher Soldat gewesen und hatte seine eigenen Gedanken. Dass die Regierung am 18. die Waffen gestreckt, wollte ihm gar nicht in den Kopf. „Die Leute meinen", sagte er, „die Welt werde sich selbst fortan regieren. Ich sage Ihnen, das geht nicht. Unser einer, der so sieht, wie „sie" des Nachts aus den Bierstuben kommen und die Strassen so entlang taumeln, der sagt: Die können sich nicht selbst regieren. Wenn der König nicht mehr regieren will, dann

werden es Andere besorgen, aber regiert wird immer werden. Das sage ich Ihnen!"

Die Anschauung des Mannes entsprach seinen täglichen Lebenserfahrungen. War sie gleich einseitig nur „nächtlich" und bekam dadurch ebenso wie die Form einen humoristischen Anstrich, so traf sie doch in ihrer Weise prägnant den Nagel auf den Kopf und zog inmitten des allgemeinen Wirrwarrs in selbstständigem Denken ein treffendes Facit aus den Verhältnissen für die Zukunft.

Ähnliche selbständig charakteristische Äusserungen habe ich in jenen Zeiten aus der ungetrübten, praktischen Anschauung des Volkstums öfter gehört. So sagte mir einmal ein alter Fuhrherr, mit dem ich (im Anfang der sechziger Jahre) von Eberswalde aus öfter in die Grimnitz-Forst nach Hünengräbern fuhr, und der mir manche hübsche Sage erzählte, als auf das Jahr 1848 die Rede kam: „Ja, Herr Professor, dass die Welt verdreht wurde, das habe ich schon lange vor 48 gewusst. Das war, als sie anfingen Pferdefleisch zu essen. Da sagte ich zu meiner Frau: Mutter, pass auf, die Menschen werden verdreht; sie essen schon Pferdefleisch! Und 48 war es richtig, da brach es aus!" Dem Manne, der sein Lebenlang mit Pferden zu thun gehabt und die seinigen gehegt und gepflegt hatte, erschien der Gedanke, sie schliesslich zu schlachten und zu essen, als eine an Tollheit streifende Neuerung. —

Jeder aus dem Volke, der seinen eigenen Gedanken nachgeht, urteilt eben nach dem kleinen Kreise, in dem er sich bewegt, und nach den Interessen, welche den Mittelpunkt seines Denkens ausmachen. Aus ihnen entnimmt er das Mass für die Dinge, so dass wenn der Kontrast mit den Verhältnissen zu gross ist, die Form des Urteils eben leicht in das Komische umschlägt. Wie man 1848 von einem oberschlesischen bäuerlichen Abgeordneten erzählte, dem zufällig während seiner Abwesenheit eine Kuh abgepfändet war, er habe eine Donnerepistel von Berlin in die Heimat gesandt, des Inhalts, „ein Abgeordneter sei nach der Verfassung unverletzlich, also auch sein Vieh", so schrumpften auch bei einer Witwe, die ich in jenen Tagen sprach, die grossen, nationalen Hoffnungen zu dem Wunsche zusammen, dass, „wenn Alles besser würde, ihr Sohn auch hoffentlich bald einen anderen Vormund erhalten würde, denn der bisherige tauge nichts!"

Das sind nicht blos einzelne humoristische, sondern, wie schon angedeutet, typische Beispiele volkstümlichen Denkens. Daneben schlummern aber nationale und religiöse Empfindungen, letztere oft noch in der Form des Aberglaubens in der Seele auch der unteren Schichten in Stadt und Land, und sie bedürfen oft nur eines Anstosses, um zu hellen Flammen aufzuschlagen: ob im Sinne zu lobender Begeisterung oder in wildem, verheerendem Fanatismus, hängt von den Verhältnissen ab; es kommt zunächst nur darauf an, das Faktum zu konstatieren, dass solche elementaren

Mächte da sind, die jeden Augenblick geweckt werden können, sobald die regierenden Kreise derartiges unberücksichtigt lassen oder, wenn es zum Handeln kommt, das Heft aus der Hand verlieren. Jede Ueberlegung schwindet, und nur von seinen Gefühlen und Leidenschaften lässt sich dann das Volk leiten und ist bereit, das Tollste zu glauben und seine Gedanken sofort in entsprechendes Handeln umzusetzen.

Ich brauche nicht an die alten Zeiten zu erinnern, wo Epidemieen ganz gewöhnlich den Glauben von Vergiftung der Brunnen u. dergl. veranlassten. Das Jahr 1848 bietet uns auch neben vielen anderen Beispielen ein höchst charakteristisches von einer wild aufflackernden Volksstimmung in jener Nacht des März, wo man in Berlin den Prinzen von Preussen plötzlich mit 80 000 Russen vor dem Frankfurter Thore stehend glaubte, um der Freiheit wieder ein Ende zu machen, und man schon anfing, die Dächer abzudecken und Ziegel und Steine auf denselben anzuhäufen, um die Russen bei ihrem Einzug mit Steinwürfen aus der Höhe zu empfangen. Mögen einzelne Personen dabei ihre Hand im Spiele gehabt haben; um die Möglichkeit des Prozesses, der sich abspielte, zu begreifen, muss man auf die allgemeine Stimmung zurückgehen. Sie war eine in ihren Tiefen aufgewühlte und fieberhafte. Das Volk wusste von den Vorgängen im königlichen Schlosse nur so viel, dass der Prinz von Preussen anderer Meinung gewesen als sein königlicher Bruder. Wenn er fortgegangen, lag es dem Sinn der Leute nahe, dass er Hülfe holen, mit einem Heer vor den Thoren Berlins plötzlich wieder erscheinen würde. In fieberhafter Angst dachte man an den Kaiser Nicolaus und seine Russen, und was man fürchtete, glaubte man im Schrecken der Nacht auch schon vor sich gehen zu sehen. Ob es überhaupt so rasch möglich, daran dachte man nicht oder wagte es der aufgeregten Menge gegenüber nicht zu äussern. Die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, erfasste ein toller Taumel, als gelte es, nach dem vorangegangenen, den letzten Kampf für die Freiheit zu wagen oder sich unter den Trümmern Berlins zu begraben.

Die Leidenschaften des Volkes waren eben bis zum Wahnsinn erhitzt, und nichts war da, was sie zügelte. —

Sind gleich solche grossartigen Verirrungen, wie die zuletzt geschilderte, selten und nur eben möglich, wenn alle Schranken gefallen und die Volksseele mit elementarer Gewalt sich Bahn bricht, so wird dieselbe doch überhaupt stets leicht bewegt und ist meist immer geneigt, von diesem oder jenem Gerücht, das einen Widerhall in ihrem Innern findet, sich fortreissen zu lassen. Die unteren Stände sind um so mehr dazu geneigt, als ihnen meist ruhigere Ueberlegung und Einsicht bei allen, ihrem täglichen Leben ferner liegenden Dingen mangelt, und ein ihnen eigentümliches Misstrauen sie veranlasst, Alles sofort nach der bösen Seite aufzufassen und ins Abenteuerlichste umzugestalten. Wie ihnen das Ideale im allgemeinen meist ferner liegt, sind sie überall leicht bereit, sobald ihnen etwas Fremd-

artiges aufstösst, etwas Schlimmes dabei vorauszusetzen und Tücke und Bosheit der Menschen darin zu suchen. Das Leben erscheint ihnen eben mehr in einem bösen als in einem guten Lichte. Wie oft habe ich nicht gehört, wenn auf den Glauben der Leute so die Rede kam und die Frage aufgeworfen wurde, ob es einen Teufel gäbe, dass dies gerade in folgender Form verneint wurde: „Ne! ein Mensch ist dem andern sein Teufel“.

Ein groteskes Beispiel, wie so ganze Landstriche von dem wunderlichsten Misstrauen plötzlich bei ganz unschuldigen Veranlassungen ergriffen werden können, veranlasste auch im Jahre 1875 die Berliner Anthropologische Gesellschaft, als sie eine Aufnahme der Kinder in den Schulen nach Rücksicht auf Hautfarbe, Haare und Augen bei der Regierung durchsetzte. Ich habe die Sache s. Z. in der Berl. Zeitschrift f. Ethnologie VII., S. 391 ff. (wiederabgedruckt in den Prähistorischen Studien 1884, S. 306 ff.) des Ausführlicheren behandelt. Das Ding erschien dem Volke ebenso fremdartig als bedenklich, so dass die Weigerung, die Kinder im obigen Sinne untersuchen zu lassen, in verschiedenen Gegenden zu tumultuarischen Scenen führte. Der König (oder Bismarck), hiess es u. a., habe an den Kaiser von Russland oder gar an den Sultan 10 000 oder 40 000 blauäugige und blondharige, bezw. braunäugige und schwarzhaarige Kinder, im Kartenspiel verspielt, und die sollten nun ermittelt und aufgegriffen werden. Die Lehrer begünstigten den Raub, denn sie erhielten für jedes Kind 5 Thaler Prämie[1]).

Es sind natürlich nur besondere Veranlassungen, wenn in so toller Weise die Volksstimmung sich bekundet, aber schon das Bedürfnis nach Unterhaltung und die dem Menschen angeborene Sucht nach Neuem hält überall in Stadt und Land stetig einen gewissen sog. Klatsch aufrecht. Knüpft er sich meist zunächst in kleinerem Kreise an die Familienverhältnisse der anderen Menschen, so gewinnt er sofort weitere Dimensionen, wenn er Dinge von allgemeinerem Interesse erfasst, und aus dem Klatsch

1) Noch in den letzten Tagen berichtete die Nordd. Allg. Zeitung, 1890, Nr. 433, aus Bosnien in dieser Hinsicht folgende lustige Geschichte. Nach dem „N. Pest. Journ.“ meldeten sich bei der Bezirksbehörde von Bjelina seit einigen Wochen wiederholt Bosniaken, welche sich für Baron Rothschild köpfen lassen wollten. „In der Landbevölkerung kursiert nämlich allen Ernstes“, heisst es, „das Gerücht, dass Baron Rothschild zum Tode verurteilt worden sei und einen Ersatzmann suche, der sich gegen eine Entlohnung von einer Million Gulden für ihn köpfen lassen wolle. Es haben sich unter den Bosniaken förmliche Konsortien gebildet, welche die Million gewinnen wollen, der Art, dass sie das Loos entscheiden lassen wollen, wer sich als Ersatzmann für Rothschild stellen solle. Die Übrigen wollen dann die Million unter sich teilen. Vergebens versichern die Beamten den Bauern, dass sie einem Spassvogel reingefallen seien. Die Bauern glauben noch immer an die Sache, und es melden sich noch immer Ersatzmänner.“ Das erinnert mich an ein Gerücht, welches Ende der vierziger oder Anfang der fünfziger Jahre durch Berlin ging: im Hotel de Rome unter den Linden sei eine Gräfin „mit einem Totenkopf“ abgestiegen, die einen Mann zu ihrer Million suche.

entstehen Gerüchte, welche dann leicht eine ganze Bevölkerung in allerhand Phantasiegebilde verstricken.

Wie so Gerüchte gerade in den untersten Regionen aus Stimmungen und daran sich knüpfenden Kombinationen entstehen und allmählich in immer höhere Kreise steigen, und eine ganze Bevölkerung einer Stadt schliesslich aufregen können, habe ich einmal Gelegenheit gehabt, in Neu-Ruppin recht anschaulich an einem kleinen Beispiele zu beobachten. Im Jahre 1866 gingen durch die märkischen Landstädte allerhand Gerüchte, dass die katholischen Geistlichen in dieser oder jener Nachbarstadt Partei ergriffen für Österreich und in diesem Sinne beim Gottesdienst beteten. Einer hätte sogar, hiess es in Neu-Ruppin, einen Topf (!) dabei hingeworfen, so dass er in Scherben gegangen, und den Fluch ausgesprochen, so müsse auch Preussen zerfallen!! — Unter dem Reflex dieser Stimmung wurde die katholische Generalin von R., die schon Jahre lang dort lebte, Gegenstand des Argwohns. Er knüpfte sich an die starke Korrespondenz, die sie namentlich auch mit ihrem Sohne führte, der bei der Armee in Böhmen stand. Eines Tages sagte mir ein angesehener Ruppiner Bürger, was doch für Unsinn erzählt würde. Sein Mädchen habe seiner Frau erzählt, die alte Generalin R. habe so viele Briefe empfangen und abgeschickt, fast täglich und meist an ihren Sohn, den Hauptmann. Endlich sei man dahinter gekommen, dass sie den Österreichern den ganzen preussischen Kriegsplan verraten hätten. Wie der Bediente des Hauptmanns aber einmal wieder einen Brief des Inhalts hätte forttragen sollen, hätte er es nicht länger mit ansehen können, sondern den Brief dem Prinzen Karl gebracht. Da sei Alles herausgekommen und der Hauptmann sei nach Glatz abgeführt worden. — Die Phantasie hatte den Argwohn mit allerhand Thatsachen in Verbindung gebracht und Schritt für Schritt weiter ausgesponnen, und es fehlte nur noch zum volkstümlichen Schluss, dass auch angegeben worden wäre, wie viel die Betreffenden dafür erhalten hätten. Denn wie die eigenen Interessen meist das Volk beherrschen, glaubt es auch meist nicht an ideale Hingebung, sondern ist auch stets bereit, bei Anderen nur materielle Interessen vorauszusetzen.

Soweit kam es freilich noch nicht, aber die Sache zog immer weitere Kreise. Einige Tage später meinte der oben erwähnte Herr, der es zuerst für Unsinn erklärt hatte, auch schon, es müsste doch etwas daran sein, denn Alle sprächen davon. Von den untersten Schichten war es durch die Dienstboten allmählich in die höheren gedrungen, so dass es schliesslich durch alle Stände ging. Ja, es steigerte sich zur allgemeinen Erregung, so dass der katholische Pfarrer zu mir kam, um Rat zu pflegen, ob nicht in der Sache etwas geschehen könne.

Zufällig war gerade in einer befreundeten Offizierfamilie ein Brief aus Brünn eingetroffen, in welchem erwähnt wurde, dass der Hauptmann von R. mit seiner Kompagnie so eben mit klingendem Spiel vorbeizöge.

Durch den Abdruck der betreffenden Notiz in dem „Ruppiner Tageblatt“ als einer die Einwohner voraussichtlich interessierenden Nachricht vom Kriegsschauplatz in betreff ihrer Garnison, liess sich die Sache tot machen, deren Weiterentwickelung die bösesten Folgen hätte haben können. —

In ähnlicher Weise entstehen leicht Gerüchte in kleinen und grossen Städten, indem bei lebhafter Erregung die Phantasie eines jeden, der die Sache weitererzählt, sie noch immer energischer und womöglich grausiger ausmalt. Gefühl und Phantasie beherrschen eben vollständig in solchen Augenblicken die volkstümlichen Kreise, nach der guten wie nach der bösen Seite hin, und es hängt oft vom Zufall ab, ob einer als Heros für den Augenblick erscheint oder gelyncht wird.

Davon ein kleines Beispiel. Ein Kind lief auf der Strasse einem Manne zwischen die Füsse und fiel gegen einen Stein. Wie er es aufhob, blutete es. Eine Frau, die nur das letzte Moment sah, fing an, auf die Rohheit des Mannes zu schelten, der das Kind umgestossen. Zum Unglück hatte er einen grossen Hund bei sich, und es dauerte nicht lange, so hatte sich ein Haufe Menschen versammelt, in dessen Peripherie man zu erzählen anfing, ein Mann habe einen Hund auf ein Kind gehetzt, „dass nur das Blut so herunter liefe“, so dass es nur vom Zufall abhing, ob nicht der Unschuldige einem Ausbruch der Volkswut preisgegeben wurde. Derartiges kann man oft erleben, und wenn es schon jeden vor voreiligem Urteil warnt, ist es besonders für Juristen bedeutsam, in solchem Fall die Zeugen zu wägen.

Im gleichmässig fortfliessenden Leben regelt allerdings Gebrauch und Sitte das Verhalten der Menschen zu einander auch in volkstümlichen Kreisen, ähnlich wie es in Kulturverhältnissen der Fall ist, nur dass dort, z. B. bei Heiraten die materiellen, praktischen Rücksichten die Formen geschaffen haben und allen Abweichungen von einem individuellen, mehr ideelleren Standpunkt aus meist um so schrofferen Widerstand entgegensetzen, als den Kreisen im allgemeinen Motive der letzten Art ferner liegen.

Daneben entwickelt sich aber in einzelnen Fällen das Gemüt und alle menschlichen Empfindungen und Tugenden in eigener und oft in der zartesten Weise. Gerade bei dem langjährigen Sagensammeln habe ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welche Poesie neben aller Derbheit und Rohheit in der Volksseele schlummert und gelegentlich bei Einzelnen zum Ausdruck kommt. Nur fehlt eben meist eine gleichartige Durchbildung der Gesinnung, es ist alles mehr naturwüchsig, unmittelbar und ein Kind des Augenblicks, und so ist das Leben oft voller Kontraste. Dass der Bauer seine Frau einmal schlägt, wie Siegfried die Chriemhilde, thut der Liebe meistens noch keinen Eintrag. Es sind eben andere Lebensformen als die, welche die Kultur gezeitigt. Aber in sich hat es

auch wieder seine Grenze. Wenn das Leben über ein einmaliges Vorkommen der Sache in aller Stille gleichsam zur Tagesordnung übergeht, so würde es auch in jenen Kreisen, falls es vor Zeugen oder gar öfter geschähe, als ein Zeichen von Rohheit selbst durch die öffentliche Meinung gemissbilligt werden.

Das Volkstum hat ebenso seine eigenen Begriffe von Anstand und von dem was sich schickt. Zwei charakteristische Beispiele davon mögen hier ihre Stelle finden.

Mein Vater starb auf dem Lande, im Forsthaus Dreilinden, welches damals einer seiner Freunde, der Schiffahrtsinspektor Bensch, später der Prinz Friedrich Karl besass. Meine Mutter gab einem alten Tagelöhner, der dort arbeitete, verschiedene Kleidungsstücke des Verstorbenen. Als richtiger Bauer, der so leicht nichts verschenkt, dachte jener zuerst, er solle sie kaufen! Als ihm klar gemacht wurde, sie würden ihm geschenkt, er solle sie nur nehmen, packte er schliesslich alles zusammen und sagte: „Na dann danke ich schön fürs Erste". Wir lachten im Stillen über die Schlussworte, aber wir erfuhren bald, was dahinter steckte. Nächsten Sonntag erschien der Mann nämlich in seinem Sonntagsrock mit einem Topf in der Hand. Auf die Frage, was er wolle, meinte er, die schönen Kleider könne er doch so nicht annehmen. Er hätte gerade Honig geerntet und brächte einen Topf davon. Es wäre zwar wenig, aber er bäte recht sehr, es ihm nicht abzuschlagen.

Das war der gesunde Stolz des Arbeiters, der sich bewusst war, wie nur die Arbeit ihren Lohn verdiene und in dem Gefühl, so immer anständig durch die Welt gekommen zu sein, nichts, namentlich von Fremden, geschenkt nehmen wollte.

Von einem fast zarten Taktgefühl zeugt eine andere Geschichte, die ich mit erlebt habe. Ein alter Heizer in einem grossem Etablissement sollte mit seiner Frau als Anerkennung langjähriger Dienste die bequeme und einträgliche Stelle eines Hausmanns erhalten. Zum Erstaunen seines Chefs lehnte er ab, indem er meinte, er und seine Frau wären dazu zu alt und blieb hartnäckig dabei. Später kam durch Zufall der eigentliche Grund heraus. Es war das Reinigen der Bureauzimmer mit der Stelle verbunden, und da hatte er dieselbe nicht angenommen, weil er, so tüchtig seine Frau sonst war, ihr nach anderen Vorkommnissen nicht zutraute, sie sicher über fremde Sachen schicken zu können. Der Mann hatte es nicht bloss seine Frau nicht entgelten lassen, dass er ihrethalben der vorteilhaften Stelle entsagen musste, er hatte es auch für anständig gehalten, lieber selbst als eigensinnig zu gelten, als durch Angabe des wahren Grundes die Ehre seiner Frau preiszugeben. Der Mann machte sonst den Eindruck eines Töffels, in dem Punkte aber war er ein Ehrenmann.

Neben solchen Zügen einer gehobenen ethischen Gesinnung treten dann wieder andere, in denen die materiellen Verhältnisse eine Denkungs-

art zeitigen, welche in schroffem Kontrast mit dem in Kulturkreisen herrschenden Empfinden steht. Es giebt so leicht Momente, in denen das Leben eines Tieres höher als das eines Menschen zu stehen scheint.

In dem erwähnten Forsthaus „Dreilinden" hatte sich einmal eine Kuh aus dem Stalle losgerissen, war wild auf dem Hofe herumgesprungen und zuletzt in die daselbst befindliche Pfütze gefallen. Die alte Försterin, welche allein zu Hause war, hatte versucht, sie heraus zu holen, war aber beinahe selbst dabei zu Schaden gekommen. Ich kam aus der Forst und hatte schon davon im allgemeinen gehört, als mir der Knecht begegnete, der mir nun noch einmal ausführlich erzählte, wie die Kuh in den Sumpf geraten und die Försterin beinahe ihr nachgestürzt sei. Als ich meinte: „Nun, sie ist doch aber schliesslich glücklich davon gekommen", sagte er: „Ja, sie ist schon wieder im Stall an der Kette!" — Ihm war die Kuh eben Hauptperson bei der Sache, denn die kostete ja viel, viel Geld, die Försterin aber — nicht, die war anderweitig zu ersetzen. — Derartiges erklärt sich eben daraus, dass für den Landmann der Viehstand eine Existenzfrage ist, vor der alles Andere zunächst verschwindet. Der Naturmensch entwickelt sich eben zunächst nach den Verhältnissen und Interessen, in denen er sich bewegt, und erst Kultur und Erziehung heben ihn auf einen höheren Standpunkt.

Der unmittelbare Verkehr mit der Tierwelt, namentlich dem gezüchteten Vieh, wirkt auch in anderer Hinsicht noch in den ländlichen Kreisen auf die Menschen in besonderer Weise von Jugend auf ein, nämlich in Hinsicht auf die Art der Entwicklung des Schamgefühls. Während in Kulturkreisen die männliche wie weibliche Jugend in einer gewissen Abgeschlossenheit von allem Natürlichen in betreff der Fortpflanzung der Tiere und ihrer Geschlechter gross wird, findet auf dem Lande meist fast gerade das Umgekehrte statt. Die Kinder beobachten täglich Hühner und Tauben, hören vom Kapaun, Ochsen, Bullen, Hengst und dergleichen, kurz das ganze natürliche Leben tritt unter einer gewissen Unbefangenheit in ihren Horizont, so dass instinktmässig eine allmähliche Übertragung der damit zusammenhängenden Verhältnisse der Geschlechter auf den Menschen sich entwickelt. Wenn dann das Leben und andere Interessen oder Lehre und Erziehung sich geltend machen, so entsteht zwar im gemeinsamen, mehr öffentlichen Verkehr allmählich ein gewisses Schamgefühl, und die bedenklichen Seiten jenes Naturzustandes werden immer mehr zurückgedrängt; in der Totalität der Anschauung bleibt aber doch, zumeist bei dem fortdauernden Verkehr mit der Thierwelt, ein mehr natürlicherer Hintergrund zurück. Das Zusammenleben der Menschen in meist engen Räumen spielt auch seine Rolle dabei, so dass auch hier ein gradueller Unterschied stattfindet und nach den Verhältnissen das Schamgefühl verschiedene Formen gegenüber dem auf den Höhen des Kulturlebens annimmt.

Man darf eben nicht, das ergiebt sich für alle Zeiten, aus einzelnen natürlichen Gewohnheitsformen auf die Sittlichkeit der Menschen überhaupt einen unbedingten Schluss ziehen wollen, ebensowenig wie z. B. auf die Sauberkeit, je nachdem der Mensch ein Schnupftuch oder eine Zahnbürste gebraucht und dergleichen mehr. Alles derartige ist zunächst vom allgemeinen menschlichen Standpunkt aus als relativ zu beurteilen. Es zeugt z. B. in letzterer Beziehung event. für eine in dem einzelnen Punkte ausgebildete Sauberkeit, entscheidet aber noch nicht über die Sauberkeit des Einzelnen im ganzen. Wie Millionen von Menschen in der Wüste, in Ermangelung von Wasser, sich nicht waschen, ist auf dem Lande bei uns weder Schnupftuch noch Zahnbürste in volkstümlichen Kreisen voll eingebürgert, und dabei wird man innerhalb oder trotz der damit zusammenhängenden Lebensgewohnheiten überall auch dort daneben noch saubere von unsauberen Menschen unterscheiden können. Die Gutsbesitzer und Geistlichen in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts bei uns waren doch auch gebildete und saubere Leute, es war aber, wenn sie Tabakraucher waren, bei ihnen eine Gewohnheit weit verbreitet, die man heute als arge Schmutzerei ansehen würde. In einer Ecke des Herrenzimmers war ein sogenanntes Pfeifenspinde angebracht. Da standen Pfeifen aufgereiht für die Gäste, und Niemand fand etwas dabei, dass ihm eine angeboten wurde, die schon durch so und so viel Münder gegangen war. Man fand eben nichts darin, und Cigarren waren noch wenig Mode.

Schamgefühl, Anstand und Sauberkeit sind eben zunächst zu allen Zeiten und zu allen Orten, wie angedeutet, relative Begriffe, welche sich nach den Verhältnissen entwickeln und in der Art, wie sie voller und idealer zur Geltung kommen, dem Leben eine vollere Weihe geben. Aber nicht die einzelnen Formen, die sie annehmen, sondern der Geist, von dem jedes Ding getragen wird, verleiht ihm erst seinen Charakter und spricht ihm das Urteil. Fallen doch auch, wenn Krankheit oder Not mit überwältigendem Zwange hereinbricht, wenn es gilt ein Menschenleben zu retten oder das eigene zu erhalten, unter Umständen momentan fast alle Formen, und die Naturnotwendigkeit tritt wieder, wie in der Urzeit, voll in ihr Recht[1]).

Die relativ volkstümliche Natürlichkeit, die sich der Dinge nicht weiter bewusst wird, stempelt den Repräsentanten derselben noch nicht als roh oder unsittlich[2]), wohl aber erscheint der als sittlich verloren, der,

1) Vergl. den Aufsatz „Von einzelnen Überresten des alten Naturzustandes im Leben der Deutschen“ vom Jahre 1882, wiederabgedruckt: Prähistorisch-anthropologische Studien, S. 121 f.

2) Ein alter Kuhhirt in Brodewin in der Uckermark, der von Kuhn in der Vorrede unserer Nordd. Sagen, XIX. in seiner rührenden Einfalt geschildert wird, und den wir öfter besuchten, erzählte uns z. B. ruhig in Gegenwart von Frau und Kinder manch stark schnackiges Märchen, so harmlos naiv, wie Homer vom Verkehr der verschiedenen Geschlechter mit einander gelegentlich berichtet, und es kam so selbstverständlich natürlich heraus, dass es keinen widrigen Anstoss gab.

höher gebildet, zu niederen Stufen des Lebens herabsinkt und sich an sie gewöhnt oder gar seine Freude daran findet. Das gehört aber nicht in das Gebiet der Völkerpsychologie, sondern in das der Moral, welche den einzelnen Menschen nach seinem Werte wägt. Die Völkerpsychologie hat es nur mit den Erscheinungen im Volksleben an sich zu thun, sie in ihrem Ursprung zu erklären und in ihrer Entwickelung zu verfolgen und zieht das Facit über den Kulturzustand eines Volkes nur danach, je nachdem es im ganzen einem idealen Charakter näher kommt oder ferner bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Volkskunde Islands.

Von **Konrad Maurer.**

Mehr als andere Länder wurde die Insel Island durch ihre Entlegenheit, ihr rauhes Klima und ihren unwirtlichen Boden vor fremden Einflüssen bewahrt. Demgemäss haben sich volkstümliche Überlieferungen auf derselben ungetrübter bewahrt als in anderen, minder geschützten Gegenden; indessen geht man entschieden zu weit, wenn man das Land vielfach nur als eine Fundstätte ungemischter altnordischer Traditionen ansehen will, welche unvermehrt und unversehrt aus der grauesten Vorzeit bis in die Gegenwart herunter bewahrt geblieben wären. Auch auf Island hat vielmehr die Überlieferung nicht nur gar manche tiefgreifende Störungen erlitten, sondern es haben sie auch auswärtige Einflüsse keineswegs unberührt gelassen von neuer Zufuhr und es hat sein besonderes Interesse, diesen Einflüssen und jenen Störungen etwas genauer nachzugehen.

Am leichtesten lässt sich deren Verlauf im Bereiche der Volkssagen und des Volksaberglaubens verfolgen, und auf sie mag darum zuerst ein Blick geworfen werden. Auf die neuerdings heftig umstrittene Frage, ob und wie weit die Mythologie der Edda-Lieder christliche und altklassische Einwirkungen erlitten habe, braucht dabei nicht eingegangen zu werden, da es für die Volksüberlieferungen der späteren Zeit ziemlich gleichgültig ist, in welchem Sinne man sie beantworten zu sollen meint. Dagegen ist wohl zu beachten, in wie eigenthümlicher Weise der Übertritt des Volkes zum Christentume auf dessen geistiges Leben einwirkte. Die Verehrung der alten Götter wurde jetzt natürlich bei strenger Strafe verboten; aber die Kirche selbst war weit davon entfernt, diesen ihr Dasein

zu bestreiten, vielmehr fasste sie dieselben lediglich als teuflische Dämonen auf, und warf sie als solche mit den Elben und Zwergen, den Riesen und allen übrigen Unholden des Heidentums zusammen, wie denn im älteren isländischen Christenrechte dem Gebote, *„menn skolo trúa á einn guð ok á helga menn hans“*, sofort das andere an die Seite gestellt wird: *„ok blóta eigi heiðnar vaettir“* (Kgsbk. § 7, S. 22). Ebenso wurde jetzt der Götterdienst mit der Zauberei und allem anderen heidnischen Aberglauben zusammengeworfen, von welchem er doch vordem scharf unterschieden worden war; als *„forneskja“*, d. h. alter Brauch, wurde nun alles zusammengefasst und mit Strafe belegt, was die Kirche als Überbleibsel des Heidentums betrachtete. Dabei liess sich nun allerdings nicht ganz konsequent vorgehen. Von dem glaubenseifrigen Jón Ögmundarson z. B., dem ersten Bischofe von Hólar (1106–21), erzählt seine Lebensbeschreibung (I, cap. 12, S. 165; II, cap. 24, S. 237), dass er nicht nur allem Götzendienste und Opfertreiben, dann aller Zauberei und Hexerei strengstens entgegengetreten sei, sondern auch jeder anderen Art von Aberglauben, mochte er sich nun an die Mondphasen knüpfen oder an bestimmte Tage, und dass er nicht einmal die alten Bezeichnungen der Wochentage dulden wollte, weil sie von den Namen der Götter hergenommen waren. In der That haben sich für die alten Namen *„sunnudagr, mánadagr, Týrsdagr, Óðinsdagr, Þórsdagr, Frjádagr,“* welche in Norwegen wie in Dänemark und Schweden erhalten blieben, auf Island nach einigem Schwanken die kirchlichen Bezeichnungen *„dróttinsdagr, annarrdagr, þriðjidagr, miðvikudagr, fimtidagr“* und *„föstudagr“* eingebürgert, und bis auf den heutigen Tag in Geltung erhalten, während nur dem Samstage sein unanstössiger Name *„laugardagr“* oder *„þváttdagr“* hier wie dort belassen wurde. Aber dem gegenüber hat nicht nur die Dichtersprache auf Island wie in Norwegen auch in der christlichen Zeit unbedenklich die heidnischen „kenningar“ fortgeführt, worauf allenfalls, wie E. H. Meyer (Völuspá, S. 264–265) und A. Noreen (Nordisk Tidsskrift, 1890, S. 211) bemerkt haben, das Beispiel der christlichen Dichter Deutschlands und Frankreichs eingewirkt haben mochte, welche unbedenklich die antike Mythologie selbst in kirchlichen Dichtungen zu verwenden pflegten; sondern es ist auch in Tier- und Pflanzennamen (z. B. *Óðinshani, Friggjargras, Týrsfjóla, Baldrsbrá, Njarðarvöttr, Lokasjóðr* und dergleichen mehr) mehrfach die Erinnerung an die alte Götterwelt stehen geblieben und zumal haben sich auch zahlreiche mit *Ás-, Frey-* und *Þórr-* zusammengesetzte Personennamen bis auf die Gegenwart herab im Gebrauch erhalten. Sigurðr Hansen zählt in seinem Verzeichnisse isländischer Personennamen für das Jahr 1855 (*Skýrslur um landshagi á Íslandi*, I, S. 514–68; 1858) an Manns- und Frauennamen 129 und 90 mit *Ás-*, 6 und 7 mit *Frey-*, endlich 2047 und 1865 mit *Þórr-* zusammengesetzte auf, also zusammen 4144, auf eine Gesamtzahl von 74 603 Namen, wobei noch obendrein Namen, welche den betreffenden

Gott erst im zweiten Teile der Zusammensetzung nennen (wie etwa *Arnþór*, *Bergþór*, *Hildiþór*, *Hjörtþór*, oder *Arnþóra*, *Bergþóra*, *Bjarnþóra*, *Steinnþóra*, *Gunnþórunn*), ebenso unberücksichtigt blieben, wie die einen anderen Gott (wie z. B. *Valtýr*, *Hjalmtýr*) oder halbgöttliche Wesen (wie *Álfr*, *Álfdís*, *Álfhildr*, *Prúðr* und dergleichen) nennenden, oder gar altheidnische Namen, welche eine christliche Deutung zuliessen (wie z. B. die sehr häufig gebrauchten Namen *Guðmundr* oder *Guðrún*). Namen also, welche man zur Bezeichnung von Tagen zu gebrauchen für sündlich hielt, liess man anstandslos bei der Taufe dem Täufling beilegen!

Auf das Verbot des heidnischen Glaubens und Treibens, dann auf die Umbildung der heidnischen Götter und Wichte in teuflische Dämonen beschränkte sich aber der Einfluss nicht, welchen die Bekehrung Islands zum Christentume auf dessen Volksüberlieferungen ausübte; vielmehr brachte die Kirche auch ihren eigenen Wunderglauben, ihre Engel und Teufel, sowie ihre Legenden mit, und ausserdem noch gar manchen jüdischen und klassischen oder halbklassischen Aberglauben, welcher sich im Verlaufe der Zeiten an ihre Lehre oder doch an die Gewohnheiten ihrer Bekenner angesetzt hatte. So entstand denn ein wirres Gemisch von Sagen, dann von abergläubischen Meinungen und Bräuchen der verschiedensten Herkunft, in welchem je nach Umständen bald das eine, bald das andere Element vorschlägt. Schon in den Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts finden sich neben dem krassesten Heiligen- und Reliquienkultus samt den allerwärts an diesen sich anschliessenden Visionen und Wundergeschichten einerseits zwar noch Überreste ziemlich unverfälschten einheimischen Heidentumes, andererseits aber auch deutliche Spuren klassischer, und obwohl weit seltener, auch jüdischer Überlieferungen. Wie sich auf Island überhaupt ein fremder, kirchlich gelehrter Unterricht neben den einheimisch volkstümlichen stellte, so wurde eben auch der Erzählungstrieb und der Aberglaube des Volkes von beiden Seiten her gleichmässig genährt; und da gar mancherlei Fremde ins Land kamen, und umgekehrt nicht wenige Isländer als Kaufleute, Wallfahrer, Studierende oder einfach Reisende das Ausland besuchten, und zwar Deutschland, England, Frankreich und Italien nicht minder als Norwegen, Schweden oder Dänemark, so machten sich auch auf diesem Wege fremde Einflüsse der verschiedensten Art neben den einheimischen geltend. Es versteht sich von selbst, dass diese Sätze nicht bloss in Bezug auf den Aberglauben des Volkes und die mit ihm zusammenhängenden Bräuche, dann dessen Sagen gelten, sondern ganz ebensogut auch in Bezug auf alle anderen Seiten des Volkslebens. Wir wissen z. B. von alten Volksliedern auf Island, welche insbesondere zum Tanz gesungen wurden. Schon Bischof Jón Ögmundarson eiferte gegen das Singen von Liebesliedern und gegen jene Wechselgesänge, wie sie unter der Bezeichnung „*Stev*“ noch heutigen Tages in Norwegen üblich sind, wobei freilich sofort bemerkt wird (ang. O., I, cap. 13, S. 165; II, cap. 24,

S. 237), dass ihm deren völlige Beseitigung nicht gelungen sei. In der Sturlúnga ist uns ein Stück eines *„Grýlukvaeδi“* (VII, cap. 44, S. 246) und sind uns überdies mehrfache Bruchstücke von Tanzliedern erhalten (VII, cap. 44, S. 249 und cap. 329, S. 264), deren zweites ausdrücklich als solches bezeichnet wird, während das erste durch seine satirischen Beziehungen auf gleichzeitige Begebenheiten seinen durchaus nationalen Charakter deutlich zu erkennen giebt. Auch sonst wird in dieser Quelle öfter des Dichtens satirischer Tanzlieder gedacht (VII, cap. 44, S. 245; cap. 202, S. 68) und wird des Tanzens unter den bei festlichen Gelegenheiten üblichen Unterhaltungen nicht selten erwähnt (II, cap. 10, S. 19; VII, cap. 81, S. 293; vgl. die Guđmundar bps s., cap. 97, S. 549; ferner Sturl. VII, cap. 314, S. 245, und die Árna bps. s., cap. 2, S. 680); selbst ein Priester mag sich am Tanze allenfalls beteiligen (Sturl. VII, cap. 295, S. 225). Aber doch bemerkt Jón Þorkelsson (Om Digtningen på Island i det 15 og 16. Århundrede, S. 116 und 182 ff.; 1888), dass die überwiegende Mehrzahl der isländischen Volkslieder aus der Fremde eingewandert sei und ein Blick auf die von Jón Sigurđsson und Svend Grundtvig gesammelten *„Íslenzk fornkvaeδi“* (1854—85) bestätigt seine Angabe. Gar manche auf Island verschwundene Volkslieder, norwegischen und dänischen nicht nur, sondern selbst isländischen Ursprungs, haben sich noch auf den Färöern erhalten (vgl. V. A. Hammershaimb, Färöiske Kväder; 1851—55), wo die Wendung des Geschmackes auf ausländische Ritterromantik sich weniger durchgreifend geltend machte. Auch die den Volksliedern nahestehenden „Rímur“, welche seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aufkamen, behandeln ebensowohl ausländische als inländische Stoffe und ist dies um so weniger zu verwundern, als ja auch in der Prosa des 13. und 14. Jahrhunderts bereits Übersetzungen der Ritterromane und Sagenstoffe Deutschlands, Frankreichs und Englands eine Rolle zu spielen begonnen hatten. In gleicher Weise brachte Bischof Jón Haldórsson von Skálholt (1322 bis 1339), ein geborener Norweger, welcher zu Paris und Bologna studiert hatte, neben der Clarussage auch eine Reihe kleinerer Erzählungen nach Island, welche nach seinem Tode von isländischen Männern gesammelt und aufgezeichnet wurden. Über den Mann sowohl als die auf seine Erzählungen gebauten Sammlungen hat H. Gering in seiner Ausgabe dieser letzteren erschöpfenden Bericht gegeben (Íslenzk æfentýri, II, S. VI bis XXV) und dabei auch die für jene Erzählungen benützten schriftlichen Quellen, soweit möglich, nachgewiesen.

Bezüglich anderer Seiten der Volkszustände wird man wohl einen ähnlichen Verlauf der Dinge annehmen dürfen, wenn man denselben auch teils wegen des Mangels an Quellen, teils wenigstens wegen des Mangels an Zusammenstellungen des quellenmässigen Materiales nicht ebenso leicht nachweisen kann. In einzelnen Beziehungen freilich, wie zumal bezüglich der Einrichtung der Wohnungen und der Kleidung, dann auch bezüglich

der Ernährung, mag die eigentümliche Lage und Bodenbeschaffenheit der Insel den ausländischen Einflüssen kräftigeren Widerstand entgegengesetzt haben, wenigstens was das Leben des gemeinen Mannes betrifft.

Unter dem doppelten Drucke einer ausländischen Regierung und einer vom nationalen Leben sich mehr und mehr abkehrenden Hierarchie erschlaffte das geistige Leben auf der Insel bereits im 14. Jahrhundert sehr fühlbar; am Anfange des 15. Jahrhunderts aber suchte der schwarze Tod (*svarti dauði*) das Land heim, welchem ein Drittel seiner Bevölkerung, und zumal auch ein sehr erheblicher Teil seiner Geistlichkeit erlag, und von hier aus ergab sich wieder eine zwiefache Folge für die Überlieferung. Einerseits nämlich bot die grässliche Seuche und die durch sie bedingte Verödung ganzer Landstriche der Volkssage neuen Stoff; andererseits aber vollendete die geistige Lähmung, welche die verheerende Landplage mit sich führte, jene Unterbrechung der geschichtlichen Tradition, welche früher schon begonnen hatte. Gleichzeitig nahm der englische und etwas später der hansische Handel auf der Insel überhand, wogegen der Verkehr mit Dänemark und Norwegen, welche Länder bereits um ein halbes Jahrhundert früher von der schrecklichen Krankheit heimgesucht worden waren, in entsprechendem Masse zurückging. Um ein Jahrhundert später kam die Reformation. Anfangs durch einige wenige, in Deutschland innerlich bekehrte Männer, wie z. B. den trefflichen Lögmann Oddr Gottskálksson († 1556) vertreten, bald aber durch die dänische Regierung aus politischen und zumal aus fiskalischen Gründen gewaltsam durchgeführt, wirkte sie zunächst nur zerstörend auf die alten Überlieferungen ein. Wie früher die heidnischen Götter zu Dämonen und deren Verehrung zu abergläubischem Treiben und Zauberwerk herabgedrückt worden waren, so mussten jetzt die katholischen Segnungen und Gebete sich die gleiche Wandelung gefallen lassen, und wiederum erschien die ganze Vorzeit den Trägern des neuen Geistes als eine schlechthin verwerfliche und zu bekämpfende. Nachdem aber der evangelische Glaube erst einigermassen befestigt war, traten sofort auch die Früchte der frischeren Bewegung, in welche er die Geister versetzt hatte, und des häufigeren Verkehres mit dem Auslande zu Tage, welcher durch ihn, wie zuvor schon durch den Handel, angebahnt worden war. Ein Deutscher, Namens Gories Peerse, hatte im Jahre 1561 ein Gedicht „*Van Island*“ in Hamburg drucken lassen, welches W. Seelmann von sehr dankenswerten Anmerkungen begleitet neuerdings herausgegeben hat (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1883). Wiederholt aufgelegt, scheint dasselbe auf der Insel grossen Ärger erregt zu haben, und Bischof Guðbrandr Þorláksson von Hólar († 1627) veranlasste infolgedessen einen jungen Geistlichen seiner Diöcese, Arngrímur Jónsson, zur Abfassung einer Gegenschrift, welche, auf verlässige einheimische Quellen gestützt, dem Auslande richtigere Begriffe von dem Lande und Volke bei-

bringen sollte. So entstand der „*Brevis commentarius de Islandia*“ (Kopenhagen, 1593), welchem Arngrímr dann später noch seine „*Crymogaea*“ (Hamburg, 1609 und öfter), sein „*Specimen Islandiae historicum, et magna ex parte chorographicum*“ (Amsterdam 1643), und eine Reihe anderer auf die Geschichte und Geographie seines Landes bezüglicher Schriften folgen liess. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die merkwürdige Insel und deren Geschichte gezogen, zugleich aber auch der Blick des Volkes selbst wieder auf seine eigene Vorzeit zurückgewandt. Da überdiess gleichzeitig auch in Schweden und in Dänemark durch Männer wie Johannes Buräus (1568—1652) und Johannes Messenius (1579 bis 1637), dann Ole Worm (1588—1654) und Stephan Stephanius (1599 1650) die einheimischen Altertümer in Angriff genommen wurden, wobei man der sprachlichen Beihilfe der Isländer nicht zu entraten vermochte, kam nun sofort mit einem Male das Studium der bisher nahezu völlig vergessenen alten Quellen in lebhaften Gang. Als Begründer desselben mögen, neben dem bereits erwähnten Arngrímr lærđi († 1648), etwa Magnús Ólafsson zu Laufás († 1636), der Bauer Björn Jónsson zu Skarđsá († 1665) und Bischof Brynjólfr Sveinsson von Skálholt († 1675) genannt werden, während dessen festere wissenschaftliche Begründung vorab dem Geschichtsforscher þormóđr Torfason (Torfæus, † 1719), dem Lögmann Páll Vídalín († 1727) und dem Professor Árni Magnússon († 1730) zu verdanken ist. Auf die Volksüberlieferungen der Insel aber übte diese isländische Renaissance einen recht eigentümlichen Einfluss aus.

Ursprünglich von gelehrten Männern ausgegangen, wurde die Beschäftigung mit der eigenen Vorzeit doch bald auch in weiteren Kreisen heimisch, was durch das Fortleben der alten Sprache auf der Insel ermöglicht war. In zahlreichen Abschriften, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts teilweise auch schon in Drucken, verbreiteten sich die sozusagen neu entdeckten alten Schriftwerke. Halb oder ganz erloschene Erinnerungen wurden durch sie wieder aufgefrischt, und gingen nun, richtig oder unrichtig verstanden, neuerdings wieder in den Volksmund über. Nachdenksame Männer suchten die Berichte der schriftlichen Quellen soweit möglich zu lokalisieren, mit erhaltenen Überresten von Baulichkeiten, oder was man dafür hielt, in Verbindung zu bringen und mit allenfalls umlaufenden Lokalsagen auszugleichen; ihre mehr oder minder begründeten Vermutungen aber wurden dann ebenfalls wieder vielfach vom Volke gläubig weitergetragen und erweiterten sich noch durch Zuthaten der fortwährend schöpferischen Phantasie. Neue Sagen bildeten sich auf diesem Wege, deren gelehrten Ursprung in vergleichsweise neuer Zeit man nicht immer auf den ersten Blick zu erkennen vermag. Ich habe mich aber über diese Renaissancesagen und deren Verhältnis zu den Sagen echt volksmässigen Ursprunges schon anderwärts ausgesprochen (Germania IX, S. 233—38),

und will das dort Gesagte hier nicht wiederholen. Neben diesen mehr oder minder der Lecture der älteren einheimischen Quellen entsprungenen Sagen brachte aber der Verkehr mit dem Auslande gleichzeitig auch noch mancherlei fremdes Wissen ins Land. Hatte man schon im 13. und 14. Jahrhundert, wovon die Hauksbók Zeugnis giebt, aus Isidor und Augustinus, dem Adamsbuch, Plinius, einem Algorismus, Cisio Janus und dergleichen sich allerhand Weisheit zusammengeschrieben, so treten jetzt Übersetzungen oder Bearbeitungen deutscher oder lateinischer Werke über Physiognomik und Chiromantie, astrologischer Schriften, deutscher Aderlassbüchlein und anderer medizinischer Volksbücher, Auszüge aus den Schriften des Albertus Magnus über Steine und Pflanzen und dergleichen auf, wofür ich anderwärts bereits Belege zusammengestellt habe (Germania VII, S. 248—49). Auch manche Zauberformeln, wie z. B. der *Sator arepo*, wurden aus der Fremde aufgenommen, und nicht minder scheinen die Hexenprozesse, welche auf Island bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts herab ganz in der anderwärts üblichen Gestalt vorkommen, auf fremden Einfluss zurückgeführt werden müssen, da die Klagen wegen Zauberei in den älteren isländischen und norwegischen Christenrechten noch einen ganz anderen Charakter zeigen. Indessen gesteht nicht nur in Norwegen schon im Jahre 1325 ein Weib ein: *„quod divine protectioni abrenunciavit et se dyabolo commendavit“* (Diplom. norv. IX, no. 93, S. 113), sondern auch auf Island wurde schon im Jahre 1343 eine Klosterfrau von Kirkjubær verbrannt, weil sie sich durch schriftlichen Vertrag dem Teufel übergeben und sich überdies an einer geweihten Hostie gröblich vergangen hatte (Flateyjar Annáll, S. 402, ed. G. Storm); und in Grönland erlitt im Jahre 1407 ein Mann den Feuertod, weil er *„med svartakonstrum“* eine Frau zum Ehebruch verleitet hatte, welche hinterher geisteskrank wurde und starb (Lögmanns annáll, S. 288—89 und 296), sodass also derartige Verfolgungen keineswegs erst seit der Reformation im Norden aufkamen.

Wiederum sind manche Sagen auch in der späteren Zeit von Deutschland aus nach Island hinübergewandert. Von der Sage vom ewigen Juden habe ich dies bereits früher nachgewiesen (Germania IX, S. 231—32); aber auch eine über den Ursprung der „huldumenn“ umlaufende Sage weist deutlich auf einen von Hans Sachs gedichteten Schwank (Bibliothek des litterarischen Vereins, Bd. 125, S. 354—60) oder die ihm zu Grunde liegende Quelle zurück (vergl. J. Grimm in der Zeitschrift für deutsches Altertum, II, S. 257—67; Kleinere Schriften, VII, S. 106—14), wenn auch deren nächste Quelle eine dänische sein mochte (vergl. Thiele, Danmarks Folkesagn, II, S. 175—76; 1843); und eine Erzählung von Christus und dem Regenpfeifer (*lóa*) hat ihr Vorbild in Bruder Philipps Marienleben, (V. 4110—175 ed. Rückert, S. 112—14).

Ausser der älteren Überlieferung, neubelebten Erinnerungen aus der besseren Vorzeit und fremder Zufuhr bot übrigens, wie zum Teil

bereits angedeutet, auch die spätere Geschichte der Insel manchen Stoff zu neuer Sagenbildung. Schwere Seuchen oder Missjahre, vulkanische Ausbrüche und Überschwemmungen, mancherlei sonstige ausserordentliche Unglücksfälle, unter besonderen Umständen begangene Todschläge oder Räubereien, hervorragende Thaten oder Leiden einzelner Menschen hafteten in der Erinnerung und gewannen, von Mund zu Mund weiter erzählt, nach und nach sagenmässige Gestalt. Vielfach knüpfen sich dabei ältere Sagenzüge hinterher an jüngere Persönlichkeiten, und zumal Zaubersagen schliessen sich mit besonderer Vorliebe an einzelne bekanntere Persönlichkeiten weltlichen und vorab geistlichen Standes an. Neben Sæmundr fróði († 1133), von welchem schon die jüngere Jóns biskups saga, cap. 15—16, S. 227–29, einige Zauberstückchen berichtet hatte, und von welchem durch Árni Magnússon gesammelte Aufzeichnungen gar viel zu erzählen wissen, dann Bischof Gottskálkr hinn grimmi von Hólar (1498–1502) spielen zumal sira Hálfdan Narfason zu Fell í Slèttuhlíð († 1598 ?) und sira Eiríkr Magnússon zu Vogsósar (1677—1716), dann auch der berühmte Psalmendichter sira Hallgrímr Pètrsson († 1674), ja noch sira Sæmundr Hólm zu Helgafell († 1821) als Zauberer eine Rolle, unter Leuten weltlichen Standes aber, neben Ólafr tóni († 1393), der Lögmann Páll Vídalín und mancher andere. Mit dem Wechsel der Zeiten ändert sich dabei wohl auch der Charakter der Sagen, indem in Zeiten dumpfen Aberglaubens und tiefer geistiger Finsternis die Gespenster- und Zaubersagen vorherrschen, wogegen in lichteren und milderen Zeiten mehr die freundlicheren Elbensagen und die Schwänke hervortreten. Zeitenweise suchte freilich die evangelische Kirche, durch mancherlei Missbräuche erschreckt, den alten Überlieferungen und jedem fröhlicheren Treiben des Volkes entgegenzutreten, und als unter K. Christian VI. von Dänemark (1730–46) ein trübseliger Pietismus zur Herrschaft gelangte, wurde sogar mit königlichen Verordnungen gegen das Lesen von Sagen, die Beschäftigung mit unnützen Gedichten und Reimen, gegen unnütze Spiele und alles, was man für Aberglauben hielt, zu Felde gezogen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden solche Überlieferungen auch wohl von platt rationalistischem Standpunkte aus angegriffen, während die *„rimur“* wenigstens auch noch um einige Jahrzehnte später von ästhetischer Seite her ernstliche Anfechtungen zu erleiden hatten (vergl. Jón Þorkelsson, ang. O., S. 125 bis 131). Aber trotz aller dieser Angriffe hielt und hält das Volk im ganzen an seinen Traditionen fest, und bildet sie nach wie vor weiter. Man liest auf Island nach wie vor die alten Sagenwerke und erzählt sich mancherlei Geschichten. Man singt und recitiert noch die alten Lieder und Reime, und dichtet neue hinzu. Man gebraucht noch, wie bei uns, mancherlei Besprechungen und geheime Mittel, und glaubt noch an allerlei Spuk und Vorzeichen; habe ich doch selbst noch auf Island Leute gekannt, die bei den Elben im Berg gewesen sein sollten (darunter einen

Polizeidiener in Reykjavík!), oder an deren Person und Geschlecht sich Folgegeister knüpften. Gewisse Festlichkeiten und Spiele freilich, bei denen es nicht immer unbedenklich zuging, kamen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausser Gebrauch, wie denn z. B. die Jörvagleði im Haukadale schon im Jahre 1695 durch Björn Jónsson als Verwalter der Dalasýsla, und dann nochmals im Jahre 1708 durch Jón Magnússon, den Bruder Árni's, verboten worden war (Jón Espolín, Íslands árbækur, VII, cap. 30, S. 48—9, und cap. 81, S. 117). Aber an Spielen minder bedenklicher Art fehlt es darum doch auch heutigen Tages noch keineswegs auf der Insel, wie ich hierauf schon früher gelegentlich aufmerksam gemacht habe (Germania XIV, S. 105—10).

Kurz nachdem durch Arngrímr lærði der Anstoss gegeben worden war, mit den Zuständen des eigenen Landes in der Vergangenheit und Gegenwart sich zu beschäftigen, begannen auch bereits einzelne Männer die isländische Volkskunde in Angriff zu nehmen und Sammlungen innerhalb ihres Bereiches zu veranstalten. Bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts reichen derartige Versuche hinauf. Mit unsicherer Hand herumtastend, mischen sie zunächst in ziemlich verworrener Weise Altes und Neues, Fremdes und Einheimisches, auch wohl Überliefertes und willkürlich Erfundenes; erst mit dem Anfange dieses Jahrhunderts kommt einige wissenschaftliche Klarheit und damit eine gewisse Methode und einiger Zusammenhang in derartige Bestrebungen, — erst seit dieser Zeit beginnt man sodann auch mit Veröffentlichungen hervorzutreten, welche den gesammelten Stoff allgemein zugänglich machen. Es sind aber zunächst ein paar gelehrte Gesellschaften, welchen diese Wendung zum Besseren zu verdanken ist. In Dänemark war schon durch ein Rescript vom 22. Mai 1807 eine Kommission für die Erhaltung von Alterthümern errichtet worden, und diese erliess am 5. April 1817 an sämtliche Pröpste und Pfarrer, sowie auch an einzelne Gelehrte und weltliche Beamte auf Island ein Zirkular (Lovsamling for Island, VII, S. 658—61), welches dieselben zur Berichterstattung über alle einschlägigen Vorkommnisse aufforderte. Unter den ins Auge zu fassenden Punkten nennt aber ein beigefügtes Verzeichnis unter anderem auch mündliche Erzählungen des Volks über Leute aus der Vorzeit (soweit sie nicht bereits in den geschriebenen Sagenwerken enthalten seien), über merkwürdige Örtlichkeiten, alten Glauben oder Aberglauben, besondere Ereignisse u. dergl., zumal soweit sie sich auf Altertümer beziehen. Diese Aufforderung scheint indessen keinen erheblichen Erfolg erreicht zu haben. Ein paar Jahrzehnte später that die im Jahre 1816 gestiftete isländische gelehrte Gesellschaft (Hið íslenzka bókmentafèlag) einen ähnlichen Schritt. Sie erliess am 30. April 1839 ein Rundschreiben an sämtliche Pfarrer des Landes (Hið íslenzka bókmentafèlag, S. 71—78, 1867) mit der Aufforderung, Beschreibungen ihrer Pfarreien einzuschicken. Unter den 70 Fragen, welche bei dieser

Gelegenheit gestellt wurden, beziehen sich aber einzelne auch auf die Volkssagen und alten Lieder, dann auf die Leibesübungen, die Musik und die sonstigen Unterhaltungen, endlich auf die Volksmedicin (Nr. 56 bis 58, 66 und 69). Eine Reihe von Beschreibungen einzelner Pfarreien lief daraufhin ein, deren manche auch hierher Gehöriges enthalten, und einen ähnlichen Erfolg erzielte auch ein gleichzeitig an die Sysselmänner erlassener Aufruf entsprechenden Inhaltes (a. a. O. S. 78—80). Endlich erliess auch die im Jahre 1825 gestiftete Gesellschaft für nordische Altertumskunde auf Grund eines von Prof. G. Stephens gestellten Antrages am 28. April 1846 einen ähnlichen Aufruf an die Isländer (Antiquarisk Tidsskrift, 1843—45, S. I—VIII), welcher in sehr eingehender Weise um die Sammlung und Einsendung alter Volks- und Kinderlieder, Sagen, Aberglauben, Angaben über Spiele und Tänze, Rätsel, Sprichwörter u. dergl. ersuchte. Sehr ausgiebigen Erfolg hatte auch dieser Aufruf nicht; indessen liefen auf Grund desselben immerhin beachtenswerte Mitteilungen von Liedern, Volkssagen und Angaben über Spiele ein.

Inzwischen war aber auch mit der Veröffentlichung einzelner Sammlungen begonnen worden, und zwar waren es die isländischen Sprichwörter, welche dabei zuerst in Angriff genommen worden waren. Schon von ältester Zeit her spielen diese auf der Insel eine bedeutsame Rolle; Hávamál ist gutenteils aus solchen zusammengesetzt; eine Anzahl von solchen hat Snorri Sturluson in seinem Háttatal unter der Bezeichnung „ordskviðuháttr“ vereinigt (Snorra-Edda, I. S. 636 ed. Arnam.), und eine grössere Anzahl das von Th. Möbius nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts herausgegebene Málsháttakvæði, während aus den Sögur Guðbrandr Vigfússon in seinem Icelandic Prose Reader, S. 259—64 (vergl. S. 432—33), eine Zusammenstellung gegeben hat. In späteren Zeiten soll bereits Björn von Skardsá einen „Ordskviđaklasi“ gedichtet haben (vergl. Jón Þorkelsson im Tímarit, VIII, S. 65) und ebenso Jón Hálfdanarson, dann Skúli Þorbergsson einen „Klasbarđi“, welcher über 600 Sprichwörter enthalten haben soll, während prosaische Sammlungen von Hannes Þorleifsson († 1682), Guđmundr Ólafsson († 1695), sira Eyjólfr Jónsson zu Vellir († 1745), Ólafr Gunnlaugsson, dem Vater des Vicelögmanns Eggert, Jón Ólafsson von Grunnavík († 1779), Rector Hálfdan Einarsson († 1785) u. A. zustande gebracht worden sein sollen. Auf Grund der wichtigeren unter diesen Vorarbeiten, welche, soweit noch vorhanden, sämtlich ungedruckt sind, brachte nun sira Guđmundr Jónsson, Pfarrer zu Stađastađr († 1836), eine umfangreiche Sammlung zusammen, welche unter dem Titel „Safn af íslenzkum orđskviđum, fornmælum, heilræđum, snilliyrđum, sannmaelum og málsgreinum“ im Jahre 1830 von der isländischen gelehrten Gesellschaft herausgegeben wurde. Die Sammlung ist zwar sehr reich, aber sie enthält neben echt isländischen Stücken auch gar manche ausländische oder neuerdings

erfundene, welche auf der Insel nie in den Volksmund übergegangen sind; sie enthält ferner, wie auch ihr Titel andeutet, nicht nur Sprichwörter, sondern auch blosse Lebensregeln, Sentenzen u. dergl., deren volkstümlicher Charakter vollends anfechtbar ist. Etwas später gab der hochverdiente Oberlehrer der gelehrten Schule in Reykjavik, Dr. Hallgrímr Schèving († 1861), unter dem Titel „Íslendskir málsh*ættir“ in zwei Programmen dieser Schule (1843 und 1847) eine Reihe weit sorgsamer ausgewählter und behandelter Sprichwörter heraus, welche zum Teil auch mit Nachweisen ihres Vorkommens versehen sind. Eine Besprechung beider Werke im Fjölnir, VII, S. 100—103 (1844), bringt noch einige Nachträge aus älteren Quellen; in den von dem Samfund til Udgivelse af gammel nordisk Litteratur herausgegebenen „Småstykker“, Nr. 7, hat ferner Kr. Kålund eine isländische Sprichwörter-Sammlung aus dem 15. Jahrhundert herausgegeben (S. 131—84, 1886), und Eiríkr Magnusson hat zu dieser Sammlung wie zum Málsháttakvæði weitere Bemerkungen geliefert (Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie, 1888, S. 323—48).

An zweiter Stelle wurden die Volkssagen, Märchen und Schwänke samt dem an sie sich anschliessenden Aberglauben in Angriff genommen. Die ältere isländische Litteratur enthält zwar in grosser Zahl Belege für das Vorkommen ganz ähnlicher Sagen, wie sie heute noch im Volksmunde umlaufen, und manche von diesen streifen auch wohl hart an die Grenze des Schwanks. Dass auch Märchen bereits in jener frühen Vorzeit umliefen, beweist die Erwähnung der „stjupmæðra sögur er hiarðar sveinar segia“ in der Vorrede zur Lebensbeschreibung K. Ólaf Tryggvason's, welche der Mönch Oddr Snorrason verfasste (S. 1, ed. Munch), die Bezugnahme der Sverris s. cap. 7 (FMS. VIII, S. 18) auf alte Sagen, welche davon erzählen, „er konúngabörn urðu fyrir stjúpmæðra sköpum“, und die Erzählung von dem durch „stjúpmóður sköp“ verzauberten Weibe, welche nur ein König erlösen konnte, in der Hrólfs s. kraka, cap. 15 (FAS., I, S. 31). Belege endlich für die verschiedensten Arten des Aberglaubens bieten die älteren Quellen in Hülle und Fülle; aber an eine Zusammenstellung derartiger Dinge scheint vor der Reformation niemand gedacht zu haben, ausser etwa soweit es sich um aus der Fremde bezogene Erzählungen handelte, von denen die oben schon erwähnte, Jón Haldórssons Namen tragende Sammlung und manche von Konráð Gíslason in seinem „Fire og fyrretyve Pröver“ (Kopenhagen, 1860) mitgeteilte Stücke als Beispiele genannt werden mögen. Dagegen hat schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts Jón Guðmundsson († 1650), welcher bald als „lærði“, bald als „málari“ bezeichnet wurde, manches hierher Gehörige zusammengetragen. Im Besitze sehr ausgebreiteten, wenn auch oberflächlichen Wissens, aber voller Aberglaubens und zugleich selber der Zauberei verdächtigt, berichtet er nicht nur in verschiedenen seiner Gedichte von allerlei Spuk und Zauberkünsten, mit welchen er zu kämpfen hatte, sondern er

giebt auch in mehrfachen Schriften Bescheid über die Elben und Wassergeister, über verborgene Thäler auf Island und deren Bewohner, über wunderbare Steine, Pflanzen und Tiere, wobei mancherlei Sagen als Belege beigebracht werden, und er hat überdies die „Krukksspá“ gedichtet, welche eine Reihe von Weissagungen über Island giebt und welche, vielfach vermehrt und verändert, noch bis auf den heutigen Tag herab auf der Insel umläuft. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts schrieb ein sonst nicht bekannter Mann, Ólafr gamli, über die Runenkunst, und erzählt in diesem Werke eine Reihe von Sagen über verschiedene zauberkundige Männer, sowie mancherlei anderes über verschiedene Zauberkünste. Auch Árni Magnússon hat, so sehr er die Volkssagen als geschichtlich nicht begründetes Geschwätz verachtete, doch manches hierher Gehörige gesammelt, wie z. B. Zaubersagen über Sæmundr fróði, ältere Märchen und dergleichen mehr. Ebenso hat Jón Ólafsson von Grunnavík (1705 bis 1779) mancherlei zusammengebracht. In seiner Jugend hatte dieser vielschreibende Mann bei Páll Vídalín und dann bei Árni Magnússon gelebt, und schon bei ihnen mancherlei volkstümliches Wissen aufgelesen. Selbst in hohem Grade abergläubisch, erzählte er freilich aus Furcht, sich lächerlich zu machen, vieles von dem, was er hörte und glaubte, nicht oder doch nur andeutungsweise; aber doch enthält seine „*Runologia*“ Einiges über Runenzauber und seine Lebensbeschreibung Páll Vídalín's mancherlei über die dem Lögmanne zugeschriebenen oder gegen ihn gerichteten Zauberkünste, während sein weitschichtiges Wörterbuch vollends eine Fundgrube der mannichfaltigsten Notizen ist. Etwas später noch sammelte Eiríkr Laxdal Eiríksson († 1816) isländische Volkssagen und vereinigte sie zu einem grossen Ganzen, welches er „*Ólandssaga*“ nannte; aber freilich ist dabei schwer auszuscheiden, was in dieser echte Überlieferung und was eigene Zuthat des Sammlers ist. In des Sysselmannes Jón Espolín († 1836) isländischen Jahrbüchern (Kopenhagen, 1821—55) findet sich eine Menge hierher gehörigen Stoffes um so unverfälschter vorgetragen, als der Verfasser selbst an die unglaublichsten Dinge glaubte; als Sammlung von volkstümlichen Überlieferungen kann indessen sein Werk natürlich nicht betrachtet werden. Im ganzen war selbstverständlich weder die pietistische Periode um die Mitte, noch die Aufklärungszeit am Schlusse des vorigen und am Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts der Beschäftigung mit den Volkssagen günstig. Erst nachdem bei uns in Deutschland die Brüder Grimm mit ihren „Kinder- und Hausmärchen“ (1812—15) und mit ihren „Deutschen Sagen“ (1816 bis 1818) die Aufmerkamkeit auf diese gelenkt, als ferner in Dänemark J. M. Thiele seine „Danske Folkesagn“ (1818—23) und in Norwegen P. Chr. Asbjörnsen und J. Moe ihre köstlichen „Norske Folkeäventyr“ (1845) veröffentlicht hatten, fing man auch auf Island an ernstlicher in dieser Richtung vorzugehen.

Zwei junge Leute, Magnús Grímsson, damals Schüler der gelehrten Schule zu Bessastadir, und Jón Árnason, welcher diese zwei Jahre zuvor absolviert hatte, aber damals noch im Hause des Lehrers und späteren Rektors dieser Schule, Dr. Sveinbjörn Egilsson, lebte, begannen im Jahre 1845, angeregt durch das Lesen der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, Märchen, Volkssagen und andere volkstümliche Überlieferungen ihrer Heimat zu sammeln. Schon im Jahre 1852 erschien als Probe dieser ihrer Sammlungen in Reykjavík ein kleines Bändchen unter dem Titel „Íslenzk æfintýri", welches einige Volkssagen, Volkslieder und Schwänke enthielt; an der Schwierigkeit aber, einen Verleger für ein umfangreicheres Werk zu finden, scheiterte zunächst die Absicht, mit der Veröffentlichung des Gesammelten fortzufahren, und damit erlahmte auch einigermassen der Eifer der beiden Sammler. Als ich aber im Sommer des Jahres 1858 Island bereiste, lernte ich Jón als damaligen Vorstand der Landesbibliothek und Sekretär des Bischofs, sira Magnús dagegen als Pfarrer zu Mosfell in der Mosfellssveit kennen und da ich mich damals selber bemühte, eine kleine Sammlung isländischer Volkssagen zusammenzubringen, traten wir uns rasch näher und diese Annäherung war uns beiderseits von erheblichem Vorteil. Mir erwuchs aus dem Verkehre mit den beiden trefflichen Männern, neben mancher ebenso vergnügten als lehrreichen Stunde, mancherlei Stoff für meine Sammlung, welche hinterher in meinen „Isländischen Volkssagen der Gegenwart" (Leipzig, 1860) Verwertung fand; andererseits aber konnte ich, durch freundliche Vermittlung des nun leider auch dahingegangenen Th. Möbius, den beiden Isländern die Aussicht eröffnen, dass ihre Sammlung von einer hervorragenden deutschen Firma in Verlag genommen werden würde. Jetzt kam wieder Zug in die Sache. Noch in demselben Herbste erliess Jón Árnason einen Aufruf mit der Bitte um weitere Beiträge zu seiner Sammlung, und im Jahre 1861 liess er demselben noch einen zweiten folgen. Von allen Seiten strömten jetzt Mitteilungen heran, und wiewohl der frühe Tod Magnús Grímsson's († 18. Januar 1860) ihn seines treuen Mitarbeiters beraubte, wusste doch Jón Árnason die Sagensammlung so eifrig zu fördern, dass sie bereits in den Jahren 1862—64 unter dem Titel Íslenzkar þjoðsögur" (Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung) in zwei starken Oktavbänden erscheinen konnte, welchen die Verlagshandlung im Jahre 1874 noch ein Sach- und Namenregister in deutscher Sprache folgen liess. Guðbrandr Vigfússon, welcher dem ersten Bande des Werkes eine sehr lesenswerte Einleitung vorausgeschickt hat, bemerkt in dieser, dass dasselbe nur den geringsten Teil der isländischen Volkssagen, Märchen und Schwänke enthalte, und bis auf einen gewissen Grad kann ich diesen Ausspruch bestätigen. Einerseits nämlich wurden von vornherein nicht alle damals bereits eingegangenen Erzählungen in die gedruckte Sammlung aufgenommen, sondern nur die einigermassen vollständigen und

von mehreren parallel laufenden Gestaltungen nur die besten; und andererseits setzte Jón Árnason auch nach erfolgter Drucklegung seine Sammlungen noch fort und gelang es ihm hinterher noch mancher Sage habhaft zu werden, die ihm zunächst noch entgangen war. Immerhin bietet die Sammlung aber einen überaus reichen Stoff, und einen völlig genügenden Überblick über die isländische Sagenwelt, welcher durch spätere Nachträge fortan leicht ergänzt werden kann. In ihrem letzten Abschnitte (II, S. 544 bis 581) enthält sie überdies eine bemerkenswerte Aufzeichnung der verschiedensten Arten von Aberglauben und einer Reihe von Gebräuchen eigentümlichster Art, auf welche ich noch ganz besonders aufmerksam gemacht haben möchte. Ich bemerke noch, dass einige Besprechungen meiner Volkssagen von Jón Sigurđsson (Ný fèlagsrit, XX, S. 190—200), Ign. Zingerle (Germania, V, S. 378—80) und F. Liebrecht (Göttinger gelehrte Anz., 1861, St. 11), dann des Werkes Jón Árnason's von F. Liebrecht (Germania, XXI, S. 68—75, auch in dessen Schrift: Zur Volkskunde, S. 362—73) und von mir (Germania, VII, S. 247—51 und IX, S. 231—45) teils Vervollständigungen, teils Erläuterungen zu beiden Sammlungen bringen; dass ferner, von einigen dänischen, norwegischen und englischen Bearbeitungen abgesehen, durch Fräulein Margarete Lehmann-Filhés eine Auswahl isländischer Sagen nach Jón Árnason's Text in deutscher Übersetzung herausgegeben wurde (Berlin, 1889. 1891. 2 Bände), sodass auch dem des Isländischen nicht kundigen deutschen Leser ein Einblick in diese Sammlung ermöglicht ist.

Auf die Volkssagen, Märchen und Schwänke, sowie den Aberglauben auf Island, womit sich das eben besprochene Werk allein beschäftigt, beschränkten sich übrigens die Sammlungen Jón Árnason's nicht, und eifrig war er bemüht auch andere Teile derselben zur Veröffentlichung zu bringen. Wiederum zeigte sich die Schwierigkeit, einen Verleger zu finden; dieselbe löste sich aber schliesslich, wenigstens teilweise, durch das Eingreifen der isländischen gelehrten Gesellschaft. Schon anlässlich des Erscheinens der Þjóđsögur hatte diese auf den Vorschlag ihres damaligen Vorsitzenden, des trefflichen Jón Sigurđsson († 1879), durch einen mit dem Verleger abgeschlossenen Vertrag das Werk den Isländern unter vorteilhafteren Bedingungen zugänglich zu machen gewusst; im Winter 1885—86 aber einigte sie sich mit Jón Árnason über die Herausgabe eines zweiten Teiles seiner Sammlungen, der isländischen Rätsel nämlich, der Reihengedichte (*þulur*), sowie der Spiele und sonstigen Unterhaltungen. Die Rätsel gab demgemäss noch Jón Árnason selbst auf Kosten der Gesellschaft in einem stattlichen Hefte heraus, welches den Generaltitel „Íslenzkar gátur, þulur og skemtanir, I“, und den Spezialtitel „Íslenzkar gátur“ trägt (Kopenhagen 1887). Auf Island waren diese zweifellos von jeher beliebt gewesen. Sveinbjörn Egilsson führt in seiner Ausgabe der Snorra Edda, S. 238—9 aus der Edda des

sira Magnús Ólafsson zu Laufás ein solches an; andere Rätselreden enthält die Völsúnga, cap. 18 (FAS. I, S. 160—61) und die Ragnars konúngs s. lodbrókar, cap. 4 (ebenda, S. 245—6), mit welch letzteren sich auch die Reden und Gegenreden im Vafþrúðnismál berühren; vor allen berühmt sind die Rätsel des Gestumblindi in der Hervarar s. ok Heiðreks konúngs, welche auch Jón Árnason nach S. Bugge's Text an die Spitze seiner Sammlung stellt. Auch in den geschichtlichen Quellen fehlt es an Rätselreden nicht, und will ich beispielshalber nur die Reykdæla, cap. 26, S. 133 (1881) und die Krókarefs s. S. 31—33 (1866) anführen. In neuerer Zeit haben sich verschiedene Männer um die Sammlung von Rätseln bemüht, darunter der treffliche Propst sira Ólafr Sivertsen in Flatey († 1860); aber veröffentlicht wurde von diesen Sammlungen nichts, wenn man von einzelnen Kinderschriften, Kalendern und dergleichen absieht, und ist demnach die vorliegende Sammlung, welche 1194 Nummern aufweist, die erste ihrer Art. Auch die þulur hat Jón Árnason, soviel ich weiss, noch selbst bearbeitet, wenn sie auch zur Zeit noch nicht erschienen sind; dagegen überliess der hochbetagte, halb erblindete und kränkliche Mann die Bearbeitung der Spiele einem jüngeren Verwandten, Ólafr Davíðsson, welcher schon frühzeitig angefangen hatte auch seinerseits zu sammeln, und welcher auch bereits zu den Rätseln erhebliche Beiträge geliefert hatte. Bald nachher starb der vielverdiente Mann (4. September 1888), über dessen Leben und Wirksamkeit zwei Nekrologe von cand. mag. Dr. Jón Þorkelsson (im Arkiv för nordisk Filologi, V, S. 297—302) und von mir (Zeitschrift für deutsche Philologie, XXI, S. 470—72) näheren Aufschluss geben.

Spiele, Leibesübungen und andere Unterhaltungen waren aber in der Zeit des isländischen Freistaates sehr beliebt gewesen, und es fehlt in den älteren Quellen nicht an zahlreichen Angaben über dieselben. In der späteren Zeit scheinen dieselben weniger betrieben worden zu sein, obwohl sich allerdings bis in das 16. Jahrhundert herab schwer erkennen lässt, wieweit uns nicht etwa nur der Mangel an ausgiebigeren Nachrichten über deren Betrieb im Unklaren lässt. Sicher ist jedenfalls, dass im 16., 17. und 18. Jahrhundert die Freude an den nationalen Spielen und sonstigen Vergnügungen sehr erheblich abnahm, teils weil die schweren Zeiten, welche das Volk durchzumachen hatte, dessen Lebensmut und Lebensfreudigkeit schwächten, teils weil die Kirche sich allem Spiele als sündhafter Unterhaltung missgünstig erwies, und die, wie bereits bemerkt, im pietistischen Geiste geleitete Gesetzgebung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich scharf gegen dieselben kehrte. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte der fromme, aber masshaltende Bischof Jón Vídalín von Skálholt († 1720) noch verständig zwischen erlaubtem und unerlaubtem Spiele zu unterscheiden gewusst; um die Mitte desselben Jahrhunderts aber (1757) verfasste der Propst sira Þorsteinn Pètrsson zu Stadarbakki († 1785)

eine eigene, handschriftlich erhaltene Streitschrift gegen alles Spiel, welche mit der äussersten Heftigkeit gegen dasselbe ankämpft, und diese feindselige Richtung entsprach der damaligen Gesetzgebung. Endlich brachte die allgemeine Richtung der Zeit auf alles Ausländische und zumal Dänische mit sich, dass mancherlei fremdländische Spiele und Unterhaltungen zunächst bei den vornehmeren Klassen des Volkes Eingang fanden und dann von hier aus auch wohl in weitere Kreise sich verbreiteten. Auch auf diesem Wege wurden die einheimischen Spiele mehrfach verdrängt, und zumal der Tanz wurde, nachdem die alten einheimischen Reihentänze im vorigen Jahrhundert beseitigt worden waren, erst vom Auslande aus, und in ausländischer Gestalt wieder eingeführt. Vergeblich hatte sich der überhaupt für alles Volkstümliche lebhaft eingenommene Vicelögmann Eggert Ólafsson († 1768) um die einheimischen Spiele angenommen; nur die studierende Jugend hatte in den Domschulen zu Skálholt und Hólar, dann später in der Landesschule zu Bessastaðir und Reykjavík, diese noch einigermassen gepflegt. Neuerdings hat diese in etwas stark altertümelnder Weise auch wohl neue Spiele aufzubringen gesucht, wie z. B. Elbentänze bei Fackelschein oder gar ein *þorrablót* mit Minnetrünken. Andererseits ist aber auch von dem Baue eines Theaters in Reykjavík die Rede, in welchem einheimische Stücke aufgeführt werden sollen, und auch mit derartigen Aufführungen hat wieder die Schule den Anfang gemacht. Im laufenden Jahrhundert haben endlich zumal auch die Leibesübungen wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen, durch neugebildete Vereine getragen und durch die Zeitungen des Landes kräftig befürwortet; doch blieb der seit dem Jahre 1850 an der gelehrten Schule eingeführte Turnunterricht zunächst ein durchaus fremdländischer, und wurde erst im Jahre 1877 die Pflege der nationalen Ringkunst (*glima*) bei demselben eingeschärft.

Es begreift sich unter solchen Umständen, dass die litterarische Beschäftigung mit den Spielen sich zunächst vorzugsweise der alten Zeit zuwandte. Schon Arngrímr lærði hatte in seiner „Crymogæa“, S. 55—58 über die isländischen Spiele einige Mitteilungen gemacht. Später hatte Skúli Thorlacius in seinen „Antiquitatum borealium observationes miscellaneae“, Specimen IV, S. 211—63 (1784) ausführlicher von denselben gehandelt, freilich nicht ohne manches nicht hierher Gehörige mit heranzuziehen. Einiges hierher Bezügliche bietet Jón Eiríksson in seiner Abhandlung „De philippia“ (Leipzig, 1755) und mehr noch Engelstoft in seinem Programm: „Om den Priis, Oldtidens Skandinaver satte paa Legemsövelser“ (Kopenhagen, 1801), R. Keyser in seiner Abhandlung „Nordmändenes Forlystelser i Oldtiden“ (in Chr. Lange's Norsk Tidsskrift for Videnskab og Litteratur, II, 1848, S. 225—53, dann Efterladte Skrifter, II, 2. Abteilung, S. 100—26), K. Weinhold, „Altnordisches Leben“ (Berlin, 1856), S. 290—313 und 464—70. Aber alle diese Werke

behandeln zunächst nur die entferntere Vorzeit, und berücksichtigen die neuere Zeit nur ganz beiläufig in einzelnen Bemerkungen. Schon mehr bietet Jón Ólafsson von Grunnavík in seinem weitläufigen Wörterbuche, in welchem er unter dem Schlagworte „*leikr*“ einlässlich von den Spielen überhaupt handelt, unter „*skák*“, „*spil*“, „*tafl*“ noch weitere Nachträge liefert, und an verschiedenen Orten zerstreut noch mancherlei Bemerkungen bringt. Ebenso hat Bischof Hannes Finnsson von Skálholt († 1796) mancherlei über die Spiele zusammengebracht; aber seine Sammlung ist ebenso wie Grunnavíkur-Jón's Wörterbuch ungedruckt geblieben. Manches über die Spiele findet sich bei Eggert Ólafsson in seiner „Reise igjennem Island“ (Soröe, 1772; deutsche Übersetzung, Kopenhagen und Leipzig, 1774), bei Magnús Stephensen, in seinem „Eptirmæli átjándu aldar“ (Leirárgarđir, 1806), S. 555—74, oder „Island i det attende Aarhundrede“ (Kopenhagen, 1808), S. 223—40, sowie bei einzelnen fremden Reisenden, wie z. B. dem Schweden Uno von Troil, „Bref rörande en Resa til Island“ (Upsala, 1777; deutsche Übersetzung Upsala und Leipzig, 1779), S. 69—71; aber alle diese Bemerkungen sind nur wenig erschöpfend. Dagegen haben in neuester Zeit neben Jón Árnason und sira Magnús Grímsson auch andere Männer Sammlungen von Spielen und dergleichen angelegt, wie zumal sira Guđmundr Einarsson zu Breiđabólstađir auf der Skógarströnd, Professor Valtýr Guđmundsson in Kopenhagen, Candidat Pálmi Pálsson, Student Bogi Thorarensen Jónsson Melsteđ und Guđmundr Davíđsson. Alle diese handschriftlichen Sammlungen konnte aber des Letztgenannten Bruder, Ólafr Davíđsson, benutzen, wogegen eine in der Bodleiana zu Oxford liegende handschriftliche Sammlung von dänischen, norwegischen, schwedischen und isländischen Spielen unbenutzt gelassen werden musste. Letzterer hat nun wiederum auf Kosten der isländischen gelehrten Gesellschaft, die Veröffentlichung einer Sammlung von Spielen und dergleichen begonnen, und zwar erschien deren erstes Heft mit dem Generaltitel: „Íslenzkar gátur, þulur og skemtanir II“, im Jahre 1888. In einer sehr interessanten Einleitung giebt der Verfasser sowohl Aufschluss über die von ihm benutzten Hilfsmittel, als auch einen Überblick über die Geschichte der Spiele auf Island, welchem ich manche der oben mitgeteilten Angaben verdanke. Die Sammlung selbst soll in drei Teile zerfallen, deren erster die Bewegungsspiele einschliesslich der Leibesübungen behandeln soll, während der zweite die Spiele enthalten wird, welche vorzugsweise die geistige Thätigkeit und das Gedächtnis in Anspruch nehmen, und der dritte diejenigen Spiele, zu welchen Geräte gebraucht werden. Das vorliegende Heft umfasst aber nur ein Stück des ersten Teiles, nämlich die Leibesübungen, unter welchen zumal die Ringkunst eingehend besprochen wird, sowie den Anfang der Bewegungsspiele im engeren Sinne des Wortes [1]). Es ist also nur ein kleiner Teil des Ganzen,

1) Während der Korrektur geht mir das dritte Heft der „Íslenzkar gátur, þulur og skemtanir“ zu (1890), welches die Fortsetzung des zweiten enthält.

welcher bisher gedruckt ist; indessen darf mit Zuversicht erwartet werden, dass das Fehlende in nicht allzulanger Zeit nachfolgen wird, und steht doch wohl auch zu hoffen, dass die isländische gelehrte Gesellschaft seinerzeit auch zur Veröffentlichung jener, allerdings gewaltig umfangreichen, Liedersammlungen schreiten werde, welche Jón Sigurđsson und Jón Árnason zusammengebracht haben und von welchen die oben schon erwähnten „*Íslenzk fornkvæði*“ doch nur einen sehr geringen Teil ausmachen. Man wird dann allmählich einsehen lernen, dass das isländische Volk selbst in den dunklen Zeiten, welche zwischen dem 14. und dem 19. Jahrhundert in Mitte lagen, keineswegs so völlig geistig gebrochen und tot war, wie wir Ausländer dies zumeist anzunehmen pflegen.

Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und der Blindschleiche und sein französisches Original.

Von **Reinhold Köhler.**

In Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen“, I. 283, steht ein Märchen „De nachtigall und de blinnerslange“ (Blindschleiche) in der Mundart von Warendorf im preussischen Regierungsbezirk Münster. Dieses Märchen hat — ohne Quellenangabe — H. F. W. Raabe in sein „Allgemeines plattdeutsches Volksbuch“, Wismar und Ludwigslust 1854, S. 234, aufgenommen, aber in mecklenburg-schwerinsche Mundart übersetzt und „Die Nachtigall un die Hartworm over Blindschlang“ betitelt. F. H. von der Hagen hat in seiner Besprechung von Firmenichs Werk in seiner „Germania“, VIII. 218, die „Warendorfer Märe“ als „sonderbar“ hervorgehoben und ihren Inhalt mitgeteilt, und K. Schiller, „Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes“, 1. Heft, Schwerin 1861, S. 2, hat mit Verweisung auf von der Hagen und Raabe des Märchens gedacht. Von der Hagen und Schiller haben das Märchen jedenfalls für ein deutsches gehalten, und wohl die meisten Leser der genannten Bücher werden dies auch gethan haben. Das Märchen ist aber gar kein deutsches, sondern ein französisches. Es findet sich nehmlich in der ersten Ausgabe der „Kinder- und Haus-Märchen“ der Brüder Grimm, Berlin 1812, S. 20 f., als Nr. 6 ein Märchen „Von der Nachtigall und der Blindschleiche“, welches nach der Anmerkung dazu aus dem Französischen übersetzt ist. Das Märchen bei Firmenich aber ist nichts anderes als eine fast durchaus

wörtliche Übertragung der Grimmschen Übersetzung in die Warendorfer Mundart.

Da die erste Ausgabe der Grimmschen Märchen sehr selten ist, und auch die Mémoires de l'Académie celtique, aus denen das Märchen übersetzt ist, wenigstens deutschen Lesern nicht leicht zugänglich sein werden, wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich Übersetzung und Original hier mitteile.

Die Grimm'sche Uebersetzung lautet:

Von der Nachtigall und der Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tags aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und mögte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sey doch so gut und leih mir deins dazu, ich bring dirs Morgen wieder.“ Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den anderen Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr so wohl, dass sie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten sehen konnte, dass sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur, sagte die Nachtigall, und such einmal:

ich bau mein Nest auf jene Linden,
so hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
da magst dus nimmer wiederfinden!“

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinkommt, da wohnt unten auch im Busch eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszusaufen.

Im „Anhang“ ist dazu S. VII bemerkt:

Zur Nachtigall und Blindschleiche. Nr. 6,

aus dem Französischen übersetzt, Mémoires de l'académie celtique. Tome 2, 204. 205. Vergl. T. 4, 102. Das Märchen und der Glauben findet sich unter den Solognots. Die französischen Reime ahmen den Ton der Nachtigall glücklicher nach:

je ferai mon nid si haut, si haut, si haut! si bas!
que tu ne le trouveras pas!

Die „Mémoires de l'Académie celtique, ou Recherches sur les antiquités

celtiques, gauloises et françaises; publiés par l'Académie celtique", Tome II. Paris 1808, pag. 204—218, enthalten „Traditions et usages de la Sologne[1]), par M. Legier, du Loiret, Ex-Législateur, et Membre de l'Académie celtique". No. II derselben (S. 204 f.) lautet:

Le rossignol et l'anvot, suivant la croyance des Solognots, n'avaient qu'un oeil chacun. Depuis très-long tems ils vivaient dans une bonne intelligence; mais le rossignol fut un jour invité de la noce. Il pria l'anvot de lui prêter son oeil, afin de paraître à la noce avec deux yeux. L'anvot le lui prêta. Le rossignol de retour, refusa de rendre à son ami l'oeil qu'il lui avait prêté. L'anvot fâché jura de s'en venger sur lui ou sur sa progéniture. Mais le rossignol ingrat lui répondit: *Je ferai mon nid si haut, si haut, si haut, si bas, que tu ne le trouveras pas;* et voilà pourquoi l'anvot ne voit pas clair. L'opinion des Solognots est que non loin du nid d'un rossignol, souvent sous l'arbuste où il est, on peut chercher, on y trouvera certainement un anvot; j'ai cherché et n'ai rien trouvé.

Wenn die Brüder Grimm auch noch auf „T. 4, 102" der Mémoires de l'Académie celtique hinweisen, so bezieht sich dies auf eine Stelle einer Bd. IV, Paris 1809, S. 93—103, stehenden „Notice sur les traditions et les croyances de la Sologne et du Berri; par M. Légier, du Loiret. Suite"[2]). Hierin heisst es S. 100:

La fable druidiqne relative à l'anvot et au rossignol, y [i. e. en Berri] est accréditée comme à Sologne, et citée même comme proverbe, sans doute parce qu'elle tient à la fois aux allégories du druidisme et à la morale. Par ce double rapport, nous avons cru, M. Johanneau et moi, qu'elle méritait d'être versifiée, et nous l'avons mis en vers; la voici.

Nun folgt (S. 100—102) die versificierte Fabel, welche also schliesst:

Aveugle et malheureux par trop de complaisance,
Depuis ce tems l'Anvot cache son existence
Sous le nid de l'ingrat; attend dans le silence
L'instant de se venger de l'oeil qu'il a perdu,
En mangeant l'oeuf que le traitre a pondu.

Unter dem Text steht zu „l'ingrat" die Anmerkung: ([1]) On dit qu'il se trouve toujours un Anvot sous le nid du Rossignol, et qu'il en perce et mange les oeufs.

Es sei noch bemerkt, dass auch in neuerer Zeit in verschiedenen Gegenden Frankreichs Varianten des Märchens von der Nachtigall und der Blindschleiche gefunden und aufgezeichnet worden sind. Man sehe Laisnel de la Salle, Croyances et Légendes du Centre de la France, Paris 1875, II. 245 (Märchen aus Berry, schon früher nach Laisnels Mitteilung in

1) Die Sologne liegt im Departement Loir-Cher.

2) S. 93 und 103 ist Légier gedruckt, im 2. Band ist S. 204 und 471 Legier S. 468 Légier gedruckt.

des Grafen Jaubert Glossaire du Centre de la France, 2. éd., Paris 1864, S. 31 b, gedruckt), Revue des langues romanes, IV. Montpellier-Paris 1873, S. 317 f. (Märchen aus der Provence); E. Rolland, Faune populaire de la France, II. Paris 1879, S. 270 (Märchen aus Châtillon-sur-Loing im Departement Loiret), III. Paris 1881, S. 21 (Märchen aus Côte-d'or) und 22 (Märchen aus dem Kanton Escurolles in Bourbonnais), Revue des Traditions populaires, I. Paris 1886, S. 177 (Märchen aus Nivernais).

Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen.

Von **Richard Löwe**.

Die vorliegende Abhandlung ist wesentlich methodologischer Natur. Nur durch genaueste Beobachtung der lebenden Sprache und eindringende psychologische Analyse wird es möglich sein, die hier aufzustellenden Gesetze über Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung und der sonstigen Sprachneuerungen so, wie sie hier formuliert werden sollen, entweder zu beweisen oder in irgend einer Weise zu modifizieren. Aber auch der Satz von der Ausnahmslosigkeit des Lautwandels wird sich nur in gleicher Weise wirklich beweisen oder modifizieren lassen. Hat man diesen Satz, für dessen Richtigkeit nur eine Art innerer Wahrscheinlichkeit spricht, zu einer methodischen Richtschnur erhoben, so hat man auch entsprechenderweise analoge Sätze über die Ausnahmslosigkeit der übrigen Sprachneuerungen, für die sich die gleiche innere Wahrscheinlichkeit ergiebt, als methodologische Prinzipien gelten zu lassen.

Wie man den Satz der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze dahin formuliert hat, dass der gleiche Laut, der bei demselben Individuum an gleichem Zeitpunkte unter den gleichen phonetischen Bedingungen einem bestimmten Wandel unterliege, in sämtlichen ihn enthaltenden Formen von diesem Wandel betroffen werden müsse, so hat man das Gesetz von der Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung folgendermassen zu präzisieren: „Das gemeinsame Wortelement einer Formenreihe, das bei demselben Individuum an gleichem Zeitpunkte unter den gleichen Bedingungen auf dem Wege analogischer Neuschöpfung durch ein anderes Wortelement verdrängt wird, muss in sämtlichen dieser Reihe angehörigen Formen dieser Um-

bildung unterliegen". Unter der Bezeichnungsweise „Wortelement" ist eine in einer Reihe von Formen mit einer bestimmten Funktion oder Bedeutung verknüpfte Lautgruppe zu verstehen, also sowohl formelle wie materielle Bestandteile. Ersteren Fall haben wir z. B. vor uns bei den Pluralen der nhd. Feminina der germanischen *ô*-Deklination, die ohne Ausnahme das Wortelement *-en* für *-e* nach Analogie der schwachen Feminina angenommen haben; letzteren in sämtlichen ursprünglich grammatischen Wechsel zeigenden tiefstufigen Verbalformen des Gotischen mit präteritaler Funktion, wo die wurzelhaften stimmlosen Spiranten ausnahmslos an die Stelle der entsprechenden stimmhaften gestreten sind, wo also z. B. in *ga-tauhum* das Wortelement *tug-* durch *tuh-* (woraus *tauh-*) ersetzt worden ist; beide Fälle sich kreuzend bei den verschiedenen Ablautreihen der starken Verba des Nhd., wie z. B. in der vierten Reihe der Ablaut *â* des ind. plur. praet., zugleich wurzelhafter Teil und Flexionselement, das *a* des zugehörigen Singulars in allen Formen verdrängt hat. — Gleichgültig ist, ob die ältere Formenreihe neben der neugebildeten noch eine Zeit lang fortbesteht oder nicht: sowohl die Neuschöpfung der analogisch entstehenden wie der Untergang der älteren Formen muss unter gleichen Bedingungen gleich ausnahmslos vor sich gehen.

Die Wirkung der Ausnahmslosigkeit der Analogiebildung kann gerade wie die der Ausnahmslosigkeit des Lautgesetzes von jüngeren Lautgesetzen und Analogiebildungen wieder durchbrochen werden. Der so entstandene Lautwechsel beweist natürlich nicht das Mindeste gegen die unbedingte Konsequenz beider Arten von Wandlungen. Wohl aber kann man insofern in einem bestimmten Sinne von Ausnahmen der Lautgesetze und Analogiebildungen reden, als bereits der Eintritt beider Arten von Sprachneuerungen durch bestimmte Faktoren eingeschränkt werden kann. Will man hier die Bezeichnung „Ausnahme" anwenden, so handelt es sich dabei nicht um eine verschiedene Auffassung der Thatsachen, sondern nur um eine abweichende Ausdrucksweise. Der Eintritt eines Lautwandels kann in Verbindung des zu wandelnden Lautes mit bestimmten anderen Lauten unterbleiben, wie z. B. die ahd. Tenues zur Vermeidung der unbequemen Aufeinanderfolge dreier Geräuschlaute nach *s* nicht zu Affricaten verschoben worden sind. Ganz entsprechend können sich auch da, wo eine Analogiebildung eine Formenreihe ergreift, einzelne Formen der analogischen Umbildung dann entziehen, wenn speciell sie wiederum mit anderen Formen associiert sind, die vermöge ihrer Lautgestalt jener Analogiebildung direkt entgegenwirken, bezw. die Richtung der Ausgleichung nach einer anderen Seite hin treiben. Ich gebe dafür ein Beispiel aus meinem heimatlichen Dialekte, dem Niederdeutsch südwestlich von Magdeburg. Die auf *l* + cons. oder *ll* auslautenden Wurzeln der dritten Ablautreihe haben dort das *i* des Singulars auf dem Wege der Analogiebildung auch in den Plural übergeführt: so *hilpə*, *hilpm̥* (helfen), *šilə*, *šiln̥* (schelten), *jilə*, *jiln̥* (gelten), *swilə*,

swilṇ (schwellen)[1]); dass das *i* des Plurals hier nicht lautgesetzlicher Herkunft ist, zeigen Formen wie *melṇ* < as. *mĕldôn* und das aus unserer Reihe in die schwache Konjugation übergegangene *melkn* = ahd. *mĕlchan*. Dagegen ist bei dem Verbum *smeltə, smeltṇ* der Vokal des Plurals in den Singular gedrungen. Das stets stark flektierte Verbum hat sowohl transitive wie intransitive Bedeutung: das Grundverbum und sein Causativum waren durch Zusammenfall des westgerm. *ĕ* und des Umlauts *-e* zunächst in mehreren Präsensformen völlig zusammengeronnen, ein Umstand, der es zur Folge hatte, dass beide Verba auch in den übrigen Formen Anschluss an einander suchten. Dass im Singular neben einem *smilte* auch ein *smelte* stand, genügte, um hier die Formen mit *e* durch das ganze Präsens durchdringen und die mit *i* gänzlich verschwinden zu lassen. Die Trennung des Verbums *smelten* im Präsens von denjenigen Verben, denen es ursprünglich zugehörte, bewirkte sodann in den Präteritalformen eine noch weitere Trennung desselben von seiner Reihe. Hier wurde bei den übrigen Verben der gleichen Reihe der Vokal des ind. plur. massgebend für den des ind. sing. und den des part.: also sing. *hulp* und part. *əhulpṃ* nach plur. *hulpṃ*, *šul*, *əšulṇ* nach *šulṇ*, *jul*, *əjulṇ* nach *julṇ*, *swul*, *əswulṇ* nach *swulṇ*. Dagegen siegte bei *smelten* der Vokal des Partizips: *smolt*, *smoltṇ* nach *əsmoltṇ*. Das durchgehende *e* des Präsens hatte das Verbum der Reihe *hilpen* u. s. w. enthoben und es den auf *r* + cons. in der Wurzel ausgehenden Verben wie *sterben, verderben*, bei denen gleichfalls der Vocal des Plurals im Präsens durchgedrungen war, associiert. Diese Association muss in einer Zeit eingetreten sein, in der *e* vor *r* noch nicht zu *a*, wohl aber *u* vor *r* + cons. zu *o* geworden war. Dass letzterer Wandel früher als der erstere stattgefunden hat, ergiebt sich daraus, dass im Mittelniederd. nur Formen wie *borg*, aber noch solche wie *perle* neben solchen wie *parle* geschrieben werden. In der Reihe der auf *r* + cons. in der Wurzel auslautenden Verba ist die Form *storbṃ* < *sturben* für den plur. praet. lautgesetzlich; danach wurde im sing. *storf* geschaffen, während das part. mit seinem *o* nicht mehr umgebildet zu werden brauchte. Da also in dieser Reihe die Formen mit *o* den Sieg davontrugen, so drang auch bei *smelten* das *o* des part. praet. in die Formen des zugehörigen Indikativs.

Sehr häufig umfasst die ganze Analogiebildung nur eine einzige Form oder wenige Formen. Diese muss oder diese müssen dann lautlich oder funktionell zur Musterform in irgend einer näheren Beziehung als die mit ihr oder mit ihnen zur gleichen Reihe verknüpften Formen stehen. Auf dem Gebiete des Lautwandels entspricht dieser Art der Analogiebildung der Wandel eines Lautes in einer oder in mehreren bestimmten Verbindungen. Wie sich sämtliche zu einer Formenreihe gehörigen Formen zu einander verhalten, so verhalten sich sämtliche Lautkomplexe zu ein-

1) Das *l* dieser Verba ist als Fortis zu sprechen.

ander, die den gleichen Laut an gleicher Stelle aufweisen. Wenn sich im Ahd. Accusative auf *-an* ausser bei Eigennamen nur bei den Appellativen *truhtîn, got, fater, man* finden, so erklärt sich dies aus der den Eigennamen nahe stehenden Bedeutung speciell dieser Appellativa: es vergleicht sich im Gebiete des Lautwandels damit z. B. die ahd. Kontraktion des *ai* nur vor *r, h, w*, die eben durch die Natur gerade dieser Laute veranlasst oder bedingt worden ist. Diese Art von Analogiebildung und Lautwandel bildet genau das Gegenstück zu den oben gekennzeichneten Ausnahmen beider Arten der Sprachneuerungen.

Es ergiebt sich somit die methodische Forderung, den Bereich der Ausdehnung der Analogiebildung gerade so genau wie denjenigen der Ausdehnung des Lautwandels in jedem einzelnen Falle aufs schärfste abzugrenzen. Und wie man das Wort „Gesetz" in der Verbindung „Lautgesetz" zur Bezeichnung eines einzigen eine Reihe von Einzelfällen in gleichmässiger Weise treffenden Verschiebungsaktes anwendet, so darf man in einem ganz entsprechenden Sinne auch von einem „Analogiegesetze" reden. Der Bereich des Analogiegesetzes ist deshalb, weil die Analogiebildung sich auf das Wortelement, also zugleich auf Lautgestalt und Bedeutung bezieht, teils lautlich, teils funktionell oder semasiologisch abgegrenzt. Eine lautliche Abgrenzung haben wir z. B. im Ahd. in der Setzung des *a* vor konsonantisches *l, r, m, n* in denjenigen Fällen, in denen sich in verwandten Formen das *a* vor sonantischem *l, r, m, n* lautgesetzlich entwickelt hatte: hier tritt in ältester Zeit die analogische Einfügung des *a* nur nach kurzer Silbe ein; vgl. *fogales, ebano, bodames* gegenüber *hlûtres, zeihnes, ackres.* In dieser Abgrenzung der Ausgleichung finden wir eine grosse Ähnlichkeit mit der Abgrenzung des westgermanischen Synkopierungsgesetzes, das durch die Beseitigung des Vokales nach langem betonten Vokal einen ganz analogen Zustand wie unser Analogiegesetz schuf: in beiden Fällen sehen wir die Wirkung der gleichen rhythmischen Prinzipien. Ein Beispiel für die Abgrenzung der Analogiebildung nach der Bedeutung bilden die oben erwähnten ahd. Wörter *got, fater, truhtîn, man.*

Wie die Analogiebildung so ist auch natürlich die Kontamination nebst allen Zwischenarten von Kontamination und Analogiebildung ausnahmslos. Aber auch für den Funktionswandel hat das Gesetz der Ausnahmslosigkeit zu gelten. Die Verschiebung irgend eines einer Reihe von Formen gemeinsamen Bedeutungselementes muss in allen diesen Formen gleichmässig erfolgen, soweit nicht einzelne unter diesen formell oder funktionell gegen die übrigen isoliert sind. Nimmt z. B. in irgend einer Mundart der Konjunktiv irgend eines Tempus futurische Bedeutung an, so natürlich alle in der Mundart enthaltenen Konjunktive desselben Tempus mit Ausnahme der etwa formell oder funktionell gegen die übrigen in irgend einer Weise isolierten. Man darf daher auch von „Funktionsgesetzen" reden. Gleichgiltig ist natürlich dabei, ob es sich um eine Funktionsverschiebung,

-erweiterung oder -verengerung handelt. Auch das völlige Aufgeben einer Formenreihe ist eine Funktionsverengerung bis zum Nullpunkte und muss alle in der Reihe enthaltenen Formen gleichmässig ohne Unterschied treffen, falls sich nicht etwa einige derselben in irgend einer Weise formell oder funktionell gegen die übrigen isoliert haben. Die beliebte Erklärung von Formen, deren Lautgestalt sich nicht in das Formensystem ihrer Sprache einfügt, als Überreste einer verloren gegangenen Formenkategorie ist überall da ein methodischer Fehler, wo sich nicht der Nachweis führen lässt, dass jene Formen lautlich oder funktionell gegen die übrigen der gleichen Reihe zur Zeit des Unterganges dieser in irgend einer Hinsicht isoliert gewesen sind. Aus diesem Grunde ist z. B. die von Kluge[1]) gegebene Deutung des ahd. Präteritums *ier* als Restes des sonst verlorenen echten Aorists zu verwerfen. Dagegen dürfen wir z. B. bei Formen des Verbum substantivum, dessen rein abstrakte Bedeutung gegenüber derjenigen der übrigen Verba eine isolierte Stellung einnimmt, analoge Erklärungen gelten lassen.

Aber nicht nur für den Funktionswandel, d. h. den Wandel der formellen Bedeutung, sondern auch für den der materiellen, den man schlechthin Bedeutungswandel zu nennen pflegt, gilt das Gesetz der Ausnahmslosigkeit. Nur wird hier in den wenigsten Fällen das unter bestimmten Bedingungen veränderte Bedeutungselement unter diesen gleichen Bedingungen in mehr als einem Worte vorhanden sein, so dass hier das Bedeutungsgesetz fast immer nur einen einzigen Fall in sich schliesst.

Hinsichtlich der Ausnahmslosigkeit des Lautwandels ist noch eine wichtige Bemerkung zu machen. Die Ausnahmslosigkeit hat auch für den sogenannten springenden Lautwandel (Metathesis, Silbenassimilation, Dissimilation), für den sie inkonsequenterweise von derselben Seite aus, von der die des sogenannten allmählichen Lautwandels besonders betont wurde, teilweis in Abrede gestellt worden ist, in vollem Umfange zu gelten. In einigen Fällen wie bei den Dissimilationen der altind. und griech. Aspiraten können wir die Ausnahmslosigkeit dieses Lautwandels induktiv direkt erweisen. In anderen Fällen, in denen der sogenannte springende Lautwandel scheinbare Unregelmässigkeiten zulässt, hat man zu beachten, dass sein Eintreten überall mindestens von allen denjenigen Lauten zugleich bedingt wird, die zwischen den beiden vom Wandel betroffenen stehen, sehr häufig aber auch wohl noch von dem dem zweiten nächstfolgenden und zuweilen wohl auch noch von dem dem ersten vorangehenden Laute. Auf diese Weise erklärt es sich, dass gerade der Bereich des springenden Lautwandels so häufig nur ein einziges Wort umfasst. Hinsichtlich der Mitwirkung des folgenden Lautes ist auf die Metathesis von *r* + voc. vor folgendem Dental im Anglofriesischen und Niederdeutschen zu verweisen.

1) Kluge, Geschichte der german. Konjug. S. 137.

In manchen Fällen, in denen beim sogenannten springenden Lautwandel eine scheinbare Regellosigkeit vorliegt, wird man durch sorgfältige Zusammenstellung und Vergleichung aller Einzelfälle das Lautgesetz zu erschliessen imstande sein. Bechtel[1]) hat diejenigen lateinischen Wörter zusammengestellt, in denen dem stammbildenden Suffixe *-cro-*, *-culo-* ein *l* in der Wurzel vorausgeht. Hier war bekanntlich *-clo-* < *-tlo-* die ursprünglich durchgehende Suffixform. Aus den bei Bechtel aufgezählten Beispielen kann man folgendes Lautgesetz konstruieren: „*l* ging nach *c* in *r* über, erstens wenn auch in der unmittelbar vorangehenden Silbe überhaupt irgend ein *l*, zweitens wenn in der zweitvorhergehenden Silbe ein anlautendes *l* stand. Dagegen blieb *l* nach *c* erhalten, wenn das in der zweitvorhergehenden Silbe vorhandene *l* nicht silbenanlautend war“. Vgl. 1. *lucrum*, *involucrum*, *molucrum*, *simulacrum*, *sepulcrum*, *fulcrum*. 2. *lavacrum*, *eluacrum* gegenüber *clunaculum*, *subligaculum*. Im Mhd. lässt sich folgendes Dissimilationsgesetz aufstellen: „Anlautendes *kl* geht in *kn* über, wenn in demselben Worte ein *l* folgt, ausgenommen wenn ein Nasal zwischen beiden *l* steht“. Vgl. *kniuwel* < *kliuwel*, *knobelouch* < *klobelouch*, dagegen stets *klingelen*, *klüngelin* (Knäuel). Die Dissimilation trat zur Vermeidung einer unbequemen Lautfolge ein: hätte man nun auch *kl* bei folgendem Nasal in *kn* gewandelt, so würde man in derselben Silbe zwei Nasale erhalten und so eine noch unbequemere Lautfolge erzeugt haben.

Ohne an dieser Stelle den eigentlichen Beweis für die Ausnahmslosigkeit des springenden Lautwandels führen zu wollen, will ich doch hier wenigstens diejenigen Einwände widerlegen, die gegen dieselbe erhoben worden sind. Man hat die Metathesen, Silbenassimilationen und Dissimilationen aus einem Sichversprechen ableiten wollen. Dem ist entgegenzuhalten, dass wir uns so selten zu versprechen pflegen, dass die auf diese Weise entstandenen Missbildungen niemals usuell werden können. Dazu versprechen wir uns, da wo wir keine occasionellen Analogiebildungen machen, zum weitaus überwiegenden Teile nur in der Weise, dass wir Laute zweier verschiedener Wörter mit einander vertauschen oder einen Laut eines Wortes durch den eines Nachbarwortes beeinflussen lassen. Auch ist der Umstand in Betracht zu ziehen, dass, während der sogenannte springende Lautwandel am häufigsten bei Liquiden und demnächst bei Nasalen stattfindet, ein Sichversprechen, wie man beobachten kann, am meisten durch *s*- und *š*-Verbindungen begünstigt wird. Und in der That weist der sogenannte springende Lautwandel auf ganz denselben Ursprungspunkt zurück wie der sogenannte allmähliche.

Wegener[2]) hat auf Grund eigener Beobachtungen darauf hingewiesen, dass der Lautwandel bei der jüngeren Generation durch abweichende Neu-

1) Bechtel, Assimilation und Dissimilation der beiden Zitterlaute. S. 25.

2) Wegener in seiner Recension von Pauls Prinzipien, Zeitschr. f. d. Gymnasialw. Bd. XXXVI. S. 301 ff.

erzeugung des von der älteren Generation überlieferten Lautmaterials seine Entstehung nehme. Völlig unabhängig von Wegener ist Bremer bei seiner Erforschung des Dialektes der Insel Föhr auf ganz dasselbe Resultat gelangt: vgl. seine eingehende auf genauester Beobachtung basierte Schilderung der Verhältnisse der aosdringischen Mundart [1]. Auch soweit ich selbst bisher in meinem Heimatsdialekte Beobachtungen über diesen Punkt angestellt, habe ich dies Resultat bestätigt gefunden. Ich muss dabei bemerken, dass sich zwischen der Sprache der älteren und der jüngeren Generation oft ein klaffender Riss ohne irgend welche Übergänge bildet, wie es z. B. in meiner Heimat Dörfer giebt, in denen die Erwachsenen *sp* und *st*, die Kinder dafür *šp* und *št*, und solche, in denen die Erwachsenen deutliches *g*, die Kinder deutliches *j* sprechen, ohne dass irgend welche Zwischenstufen existieren. Es erhellt, dass sowohl der spontane wie der auf Beeinflussung durch Nachbarlaute beruhende kombinatorische Lautwandel durchaus nicht notwendig stets ein allmählicher ist. Man hat mithin den als historisch konstatierbaren Lautwandel — einzig vom willkürlichen und von dem durch Mischung im engeren Sinne entstandenen abgesehen — in letzter Instanz aus der Sprache der sprechenlernenden Kinder abzuleiten. Aus derselben Quelle hat Paul [2]) mit Recht einen Teil des Bedeutungswandels hergeleitet. Er hat ausgeführt, dass zufällige Übereinstimmungen in der Bedeutungsverschiebung bei verschiedenen regelmässig mit einander sprechenden Kindern dazu führen könnten, dass diese Kinder die Bedeutungsveränderung gemeinsam in ihrer Sprache festhielten. In ganz analoger Weise können aber auch mit einander verkehrende Kinder, die zufällig in einer bestimmten lautlichen Abweichung von der Sprache der Erwachsenen untereinander übereinstimmen, dieso Abweichung für immer beibehalten. Zwar pflegen viele dieser Abweichungen infolge übereinstimmender psychophysischer Weiterentwickelung der Kinder regelmässig wieder zu verschwinden, wie sich denn z. B. wenigstens auf indogermanischem Gebiete nirgends ein spontaner Übergang von *k* zu *t*, der doch in der Kindersprache so überaus häufig ist, nachweisen lässt. Dagegen entspricht dem wohl noch häufiger vorkommenden spontanen Lautwandel der Kindersprache *ŏ* > *s* ein spontaner Lautwandel *š* > *s* im im Iranischen, im Slawischen, im Lettischen und im Preussischen [3]); auch aus dem „Schiboleth“ der Bibel ist er aus semitischem Gebiete bekannt. Ungemein häufig sind in der Kindersprache Auslassungen von Konsonanten in Nachbarschaft anderer Konsonanten: vgl. die historisch nachweisbaren Assimilationen dieser Laute.

Es finden sich nun in der Kindersprache auch Lautwandlungen, die eine weit grössere Übereinstimmung mit dem sogenannten springenden

1) Niederdeutsches Jahrb. Bd. XIII. S. 14 ff.

2) Paul, Prinzipien d. Sprachg. S. 76 ff.

3) Vgl. Brugmann, Grundr. d. vgl. Gramm. d. idg. Spr. Bd. I, § 397 und 412.

Lautwandel als die Fälle des Sichversprechens zeigen. So bildet das von Preyer [1]) aus der Sprache seines Kindes angeführte *„grefessen“* für *„gefressen“* eine genaue Parallele zu anord. *fifrilde* = ahd. *fifaltra*, dodonäisch *κάτροπτον* < *κάτοπτρον*, syrakusanisch *δρίφος* < *δίφρος* und einer ganzen Reihe entsprechender Lautwandlungen im Portugiesischen [2]). Mein jüngster Bruder sagte, als er sprechen lernte, regelmässig *Sneiblitz* [3]) für *Schleibnitz* (ein Dorfname); vgl. dodonäisch *ἀμιθρός* < *ἀριθμός*, portug. *alento* > *anelto* > *anhelitus*. Ein von mir kürzlich beobachteter, nahezu dreijähriger Knabe, Willy Regal aus Halle a. S., zeigte einen ungemeinen Reichtum an derartigen Lautwandlungen. Derselbe ersetzte z. B. die Lautgruppe *st* regelmässig durch *ts*, sagte z. B. *tatsen* für *kasten*, *du meits* für *du weisst* u. s. w.; vgl. syrakusanisch *ψέ* < *σφέ* [4]), sowie die Vertretung von anlaut. idg. *sk* durch griech. *ξ*. Ferner setzte er, obgleich er inlautendes *l* und *r* sehr wohl sprach, für anlautende liq. oder die anlautende Gruppe cons. + liq. regelmässig ein *m*, wenn der dem Vokale der ersten Silbe folgende Konsonant ein Labial, ein *n*, wenn derselbe ein Dental war. So sagte er: *mampe* für *lampe*, *meiben* für *bleiben*, *meppe* für *treppe*, *mauf* für *drauf* (*darauf*), *mief* für *brief*, *mappern* für *klappern*; *noss* für *gross*, *nên* für *klên* (hallisch für *klein*), *nätte* für *plätte*, *neid* für *kleid*, *nîn* für *grîn* (hallisch für *grün*), *noss* für *kloss* u. s. w. Nasale für Liquiden und liquidische Verbindungen sind in der Kindersprache ganz gewöhnlich. Uns interessiert hier die Assimilation dieser Nasale an den folgenden Konsonanten hinsichtlich ihrer Artikulationsstelle. Eine gerade umgekehrte, aber in ihrem Wesen ganz analoge Assimilation eines Explosivlautes an einen vorangehenden Nasal hinsichtlich der Artikulationsstelle findet sich im Niederdeutsch des Magdeburger Landes in dem Worte *hamspr* < mnd. *hamster*: der labiale Nasal *m* machte den dentalen Mundexplosivlaut *t* zum labialen Mundexplosivlaut *p*, eine partielle Silbenassimilation, die einer totalen wie *ai. mama* < **mana* = abktr. *mana* = abulg. *mene* vollkommen parallel geht. Die erwähnten partiellen Silbenassimilationen zeigen übrigens auf's deutlichste, dass nicht nur die Formen, sondern auch die Laute der zu erlernenden Sprache in der Seele der sprechen Lernenden in Reihen geordnet sind [5]). Eine Dissimilation zeigte Willy Regal in dem Worte *talinchen* für *kaninchen*; vgl. altportug. *linho* < *ninho* [6]). Von der älteren Schwester dieses Knaben erzählten mir ihre Eltern, dass sie die „Buchstaben herum-

1) Preyer, Die Seele des Kindes. S. 327.

2) Vgl. Cornu in Groebers Grundr. d. roman. Philol. S. 764, § 157.

3) Ich schreibe die Wörter aus der Kindersprache nicht phonetisch, sondern nach gewöhnlicher Orthographie, indem ich nur die Abweichungen von der Sprache der Erwachsenen besonders kennzeichne.

4) Vgl Gust. Meyer, Griech. Gramm. § 250.

5) Vgl. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie, Bd. I, S. 135 ff., dazu die trefflichen Bemerkungen Wegeners, a. a. O.

6) Cornu, a. a. O., S. 351.

gedreht“ habe (dies besonders häufige Vorkommen des sog. springenden Lautwandels bei Geschwistern muss auf Vererbung derselben geistigen Anlagen beruhen); sie erinnerten sich noch, dass sie *kapet* für *paquet* gesagt hatte: vgl. lit. *kepù* < **pekù* = abulg. *peką*, griech. *σκέπ-τομαι* < **σπέκ-τομαι* = lat. *spec-io*.

Übrigens kann auch die Analogiebildung nur in der Übertragung der Sprache auf eine jüngere Generation ihre Ursache haben. Denn es ist ganz unmöglich, dass die wenigen durch Sichversprechen occasionell entstehenden Missbildungen, die auch dem Ungebildeten, der die gleiche Mundart wie der sich Versprechende redet, auffallen und lächerlich erscheinen, wirklich usuell werden können. Dagegen sind die Analogiebildungen in der Kindersprache so ungemein häufig, dass man diese Sprache ohne Bedenken für das einzige Gebiet der Entstehung der sich wirklich festsetzenden Analogieformen ansehen darf. Der Umstand, dass sowohl Lautwandel wie Analogiebildung durch Übertragung von Generation auf Generation entstehen, ist für die Richtung, in welcher die Untersuchung über die Ausnahmslosigkeit beider Arten von Sprachneuerungen zu führen sein wird, einzig bestimmend.

In der Sprache der Erwachsenen selbst entstehen — von allen Mischungen im engeren Sinne und gemeinsprachlichen Einflüssen ist hier abzusehen — von lautlichen Veränderungen nur gewisse Entstellungen von Wörtern und Wortverbindungen. Wir können dieselben einfach „Wortentstellungen“ nennen. Sie haben gegenüber dem Lautwandel, der gänzlich unabhängig von der Bedeutung der Wörter, welche die vom Wandel betroffenen Laute enthalten, vor sich geht, das mit der Analogiebildung gemeinsam, dass sie stets durch die Bedeutung des veränderten Wortes mitbedingt sind: sie gehören wie die Analogiebildungen zum „Wortwandel“. Ich gehe auf die Wortentstellungen hier kurz aus dem Grunde ein, weil dieselben eine Reihe scheinbarer Ausnahmen der Lautgesetze erklären; auch hier kommt es mir nur darauf an, die wirklich gewichtigen Einwendungen, die gegen die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze erhoben worden sind, zu widerlegen.

Die Wortentstellungen gliedern sich in zwei Hauptgruppen, die wir Wortkürzungen und Wortverdrehungen nennen können.

Unter den Wortkürzungen haben wir Verkürzungen von Wortverbindungen um ganze Wörter, von Wörtern um einzelne Silben oder Laute zu verstehen. Wie wir nach Wegener [1]) die Worte des Sprechenden schon nach wenigen Merkmalen auffassen, und wie nach ihm die Worte im Gespräche der Glieder einer Familie, einer Dorfschaft viel mangelhafter als im Gespräche mit Fremden artikuliert werden, so begnügt sich der Sprechende bei überhaupt sehr häufig vorkommenden Wortverbindungen oder längeren Wörtern oft damit, nur den Anfang des Wortes

1) Grundfragen d. Sprachlebens. S. 186.

oder Wortkomplexes oder auch dessen stärker betonten Teil wirklich auszusprechen, da der Hörende hierbei schon den Sinn des Ganzen versteht. Gerade die Rücksichtnahme auf das Verständnis beweist, dass die Wortkürzungen erst in der Sprache der Erwachsenen entstehen, den durch Lautwandel und Analogiebildung geschaffenen Zustand also erst später durchbrechen. Und so zeigen denn die allergewöhnlichsten Wörter nicht in Wirklichkeit, wie Schuchardt[1]) will, sondern nur scheinbar am meisten Neigung, sich von den Lautgesetzen zu emancipieren. Es ist indess nicht immer nötig, dass die zu kürzenden Wörter in der Sprache der Gesamtheit zu den häufigsten gehören; sie brauchen nur in einem bestimmten Verkehrskreise recht häufig zu sein, um innerhalb desselben die Kürzung zu erfahren. Gerade diese im engen Kreise entstehenden Wortkürzungen sind recht instruktiv für analoge Vorgänge in der Sprache überhaupt. Wenn z. B. die Studenten der Chemie in Leipzig *Labor* für *Laboratorium* sagen, so unterscheidet sich diese Wortkürzung in nichts von allgemein üblichen, wie sie insbesondere bei Bezeichnungen nach Zahl, Mass und Gewicht vorkommen: vgl. *zwei Kilo* für *zwei Kilogramm*, *zwei Pfennig* für *zwei Pfennige*, *zwei Mark fünfzig* für *zwei Mark fünfzig Pfennige*.

Ferner sind auch die Kurznamen hierher zu ziehen. Delbrück[2]) hat dieselben für Entlehnungen aus der Kindersprache erklärt und dabei auf Formen wie engl. *Bob* < *Robert*, *Dick* < *Richard* verwiesen. Für diese beiden Beispiele ist ihm zweifellos Recht zu geben. Denn wir haben in diesen Formen lauter Eigentümlichkeiten der Kindersprache, das Fehlen der unbetonten Silben, die Ersetzung des schwierigen *r* in *Dick* durch das verwandte *d*, in *Bob* infolge einer springenden Assimilation durch das dem Vokale folgende *b*, den Ersatz der schwierigen Konsonantenverbindung *tš* durch einfaches *k*. Man wird aber im allgemeinen ziemlich vergeblich nach derartigen verstümmelten Koseformen suchen. Unter sämtlichen in Ficks Buche, Die griechischen Personennamen, aus allen idg. Sprachzweigen angeführten Kurznamen findet sich auch nicht ein einziger, in dem abgesehen von der Anhängung eines stammbildenden Suffixes irgend eine lautliche Abweichung von dem ihm zu Grunde liegenden Bestandteile des Vollnamens vorkäme. Bildungen wie *Ζεῖξις* für *Ζεύξιππος*, *Guste* für *Auguste* u. s. w. sind vielmehr von solchen wie *Labor* für *Laboratorium* durchaus nicht verschieden. Häufigkeit und Länge des Namens sind es, die gemeinsam die Kürzung zunächst in vertrautem Kreise veranlassen. Nur können die Kurzformen der Personennamen noch besondere Kosesuffixe erhalten.

So erklären sich denn auch die gekürzten Formen von Titeln und Begrüssungen, die Schuchardt ganz besonders gegen den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze in's Feld führt. Es finden sich hier

1) Über die Lautgesetze. S. 25.

2) Die neueste Sprachforschung. S. 29.

sowohl Auslassungen einzelner Wörter wie im nhd. *Mahlzeit* für *gesegnete Mahlzeit*, einzelner Silben wie in dem von Schuchardt angeführten magyar. *alá szolgáj* < *alátos szolgája*, und meist wohl verbunden mit den beiden eben genannten Arten die Auslassung einzelner Laute wie in vulgärdeutsch *moin*, der gewöhnlichsten Form für *guten Morgen*, in der das *r* geschwunden ist (das konsonantische *i* vertritt die Spirans *j* [für *g*] nach voraufgehendem Vokal); in dem bei Schuchardt auch genannten *mõ* ist sogar der Vokal *o* und der Nasal *n* der Kürze halber zum Nasalvokal *õ* kontrahiert worden. Ähnlich heisst es im Magdeburger Lande *n dach* neben blossem *dach* für „*guten Tag*". Die Kürzung um einzelne Laute scheint sich überhaupt auf die Formeln der Begrüssung und der titularen Anrede zu beschränken. In allen anderen Fällen ist doch wohl der Sinn des Wortes nicht in dem Grade selbstverständlich, dass man bis zu dieser höchsten Stufe der Verundeutlichung fortschreitet.

Die Wortverdrehungen sind entweder Euphemismen wie nhd. *verflixt* für *verflucht*, oder phantastische Umgestaltungen von Wörtern in der Anlehnung an andere Wörter, wie sie im Scherze und bei Spielen vorkommen, oder partielle Urschöpfungen.

Für die Wortentstellung selbst haben wir natürlich gleichfalls das Gesetz der Ausnahmslosigkeit zu postulieren. Freilich umfasst auch hier der ganze Wandel meistens wohl nur ein einzelnes Wort oder eine einzelne Wortverbindung. Mehrere Wörter begreift er z. B. in sich bei der Kürzung der Hunderte der lateinischen Distributiva: *duceni* < *ducenteni*, *treceni* < **trecenteni* u. s. w. Eine Ausnahme von diesem Wortkürzungsgesetze bildet nur *centeni*: eine Form **ceni* würde der Deutlichkeit zu viel Abbruch gethan haben. Da die Wortkürzungen selbst absichtlich stattfinden, so sind natürlich auch ihre Ausnahmen durch Absicht bedingt. Auch bei Kürzung der Personennamen lassen sich wahrscheinlich Wortkürzungsgesetze betreffs ganzer Namenklassen aufstellen. Ein Wortverdrehungsgesetz haben wir im Deutschen in der steten Ersetzung von *Gotts* durch *potz* in Flüchen wie *potz Blitz, potz Wetter* u. s. w., im Französischen in der Verwandlung von *-dieu* in *-bleu* in den ursprünglich auf *-dieu* endenden Interjektionen wie *parbleu*, *corbleu* u. s. w.

Wind, Wetter, Regen, Schnee und Sonnenschein in Vorstellung und Rede des Tiroler Volks.

Von **Maria Rehsener.**

So mancher müht sich ab, das Gewöhnliche originell zu sagen, weil alles nach Eigenart verlangt, und hätte nur die Hand nach dem Originellen auszustrecken, welches in der Ausdrucksweise des Volkes am Wege blüht.

Die Ausbeute würde eine um so reichere sein, führte ihn seine Strasse in noch unbekanntes Land.

Wir, als Fremde in Gossensass angekommen, strebten nur, uns den Gebirgsbewohnern verständlich zu machen, und fanden dabei ungesucht in ihren Antworten, kleinen Mitteilungen und ihrem Thun so viel Merkwürdiges, dass wir es nicht unterlassen mochten, das Gegebene aufzuzeichnen. Selbst die täglich wiederkehrenden Erscheinungen, wie Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein gewannen neuen Reiz.

Der Wind.

Der Wind ist ein Lotter (ein Landstreicher), der von Haus zu Haus geht. Man derhängt ihn nicht an; man ist froh, wenn er geht: denn wenn er fahrt, derstellt man ihn nicht aus, ebensowenig wie einen fahrenden Wagen oder einen herankommenden Eisenbahnzug.

Wenn die Hennen krähen, kommt der Wind. Er muss so lange gehn, bis er blutet; daher soll man nichts Böses auf ihn sagen. „Das glaub' ich, dass der Wind Enk angeblasen hat! Wo mag er jetzt hingegangen sein?"

Anno zwölfundachzig[1]) ist der Wind so gegangen, dass er den Leuten das Haar von den Köpfen gerissen hat.

Viel Wind, viel Krieg! hat der alte Wechsler allem gesagt.

Wenn der „aussere" Wind (NO vom Brenner) weht, ist es frisch und klar, weht aber der „untere" (SW von Sterzing), dann giebt es Regen. Heuer weht der aussere allein, der untere hat wohl mal auergelugt, ob er nicht aufer kommen könnte, aber der andere hat es nicht gelassen.

Den alten Brennern diente des Windes Treiben als „Loss" (Orakel).

1) Vielleicht eine dunkle Erinnerung an das Jahr 1792, das den Leuten nicht nur das Haar, sondern auch die Köpfe mit fortgenommen hat.

Sie streuten zu Georgi etwas Nudelmehl auf das Dach des Hauses. Vertrug es der Wind, so glaubten sie, es erginge dem Mehl, woraus Nudeln gemacht worden, ebenso — streng genommen dem Weizen auf dem Felde, aus dem Mehl bereitet wird.

„Die Furl“, haben Sie von der nie gehört? ein gemachter Wind! — es wird wohl soviel wie eine Hexe gewesen sein. Die Furl drehte einem Bauern das Heu umeinander, da warf ein Bube von ihm mit dem Messer nach ihr. Das Messer aber blieb im Bauch des Vaters stecken, der wohl in der Nähe Gras geschnitten haben wird, — ich weiss nimmermehr recht, wie es war, — dort fand man nachher das Messer, und den Mann fand man tot.“ —

„Wissen Sie auch, was ein armes Weible gethan hat, damit der Wind ihr nicht die Erde vertrüge?“ Das Weible hatte nur eine alte Hütte und nur ein kleines Stück Land, — die Erde lag dünn auf dem Felsgrund, und der Wind wehte immer über sie hin, so dass die Frau fürchtete, er würde das Land ganz forttragen. Da opferte sie ihm jedesmal, wenn sie Mus kochte, eine Kelle voll Mehl, welches sie ihm zum Fenster hinausstreute. Und der Wind liess ihr das Land.“ —

Das Wetter.

„Heute ist ein Zweifelwetter und morgens ging die Sonne so viel nett am Ferner auer,“ sagte die Weber-Zenze[1]).

„Manche sagen, mit dem Wetter habe unser Herr nichts zu thun, dafür habe er die Wetterherren[2]). — Wie schnell es oft anders wird! Einmal kamen wir morgens ins Zirog auf die Mahd, — es war ein kaltes, windiges Wetter, — wir hatten ein tolles Feuer in der Weite angeschürt und die Pfanne voll Wasser zum Muskochen darauf gestellt. Ich bin nur ums Mehl gegangen; aber bis ich wiederkam, war das Feuer aus und das Wasser in der Pfanne am Rande herum gefroren. Das ist wahr! Danach legten wir uns zum Schlafen, und als wir aufwachten, schien die Sonne und war das schönste Wetter.“

Kleine Kinder verspüren die Veränderungen des Wetters; Erwachsene nur, wenn sie „tadelhaftig“ sind.

Wenn die eisernen Pfannen in der Kuchel leicht rosten, giebt es Regen, und wenn in der Weite der Geier schreit, Schnee. Der Eine hält dies, der Andere das für ein sicheres Loss. Nach meiner Meinigung thun die Leute manchmal was erraten, aber wissen thun sie alle nichts, auch nicht die Fischer um Sterzing, die meinen allerlei zu wissen. Das will ich nicht sagen, dass selle Sterndeuter, die allem dem Zeug abwarten, nicht mehr wissen können. — Heute hann ich den Schnupfkönig in der Hecke gesehn, da giebt es schiech Wetter.

1) Eine Gossensasser Bäuerin, bei der wir wohnen.

2) Die Heiligen Johann und Paul, deren Tag am 26. Juni ist.

Wer ist denn der Schnupfkönig? fragten wir.

Ei, das kleine Vögele, welches das Schnallele (Schwänzchen) immer über sich schlägt.

Unser Zaunkönig! Warum nennen Sie den denn Schnupfkönig?

Ei, weil es einer ist! —

Die Veränderlichkeit des Wetters im Frühling wird drastisch charakterisiert:

„Der März geht ein wie ein Lampel und aus wie ein Löwe! Der März ist ein Lump; darum wachsen bei ihm die Flöhe so gut. Und der April ist des Märzen Gesell. Die guten Tage, die er hat, stiehlt er den andern Monaten vorweg. Die Kranken, die den Winter bettlägerig geworden, packt der März und frisst sie.“

Meistens wird unter dem Worte Wetter Gewitter verstanden. „Wenn der Donner recht rollt, so wird die Erde ‚rogel‘ (weich, mürbe, fruchtbar). „Die Wolke lag da wie ein Stein“; es hat immer ‚gehimmblitzet‘, jetzt läutet die Wetterglocke. Zuckt trotzdem der Blitz und kracht der Donner, ist schon gefehlt, zu spät geläutet worden; denn ist das Wetter erst im Holz, — von der kahlen Höhe bis in die Waldregion herabgesunken, — dann hilft das Läuten nichts mehr.

Wenn man geweihte Kätzchen von den Weiden isst, wird man nicht vom Blitz erschlagen. Auch geweihte Eier vergraben manche zu Ostern unter die Thürschwelle und Stallthüre zum Schutze gegen das Wetter.

„Das sind so Glauben,“ sagte unsere Wirtin; „ich glaube nicht daran, es mag wohl gegen so ein gemachtes Wetter helfen, aber nicht gegen eins, welches uns der liebe Herrgott schickt.“

Gemachtes Wetter! „Wer kann denn Wetter machen?“ fragten wir, und sie erzählte:

„Einmal, vor vielen, vielen Jahren, hundert kleckt nicht, waren Zigeuner in Stilfes bei Sterzing, und als sie weiterzogen, liessen sie einen kleinen Buben zurück; der Kurat aber nahm ihn zu sich. Der Herr liebte es, auf die Jagd zu gehen, und der Bube begleitete ihn öfters.

Eines Tages kamen sie mitsammen hoch oben auf einem Joche an ein Wasser. Da sagte der Bube: Hier könnte man ein Wetter machen.

So mache eins, sagte der Kurat, mache, dass dem Pfarrer das Korn verhagelt.

Der Bube ging ins Wasser, reckte die Hände aus und sprach allerlei, und das Wetter kam. Als sie vom Berge hinunterstiegen, fanden sie des Pfarrers Korn verhagelt.

Da nahmen die Geistlichen dem Buben das Wettermachen, ohne dass er es wusste.

Als später wieder der Kurat mit ihm an ein Wasser kam, hiess er ihn wieder ein Wetter machen, aber da konnte er es nicht mehr. —

Nun wissen Sie es, dass Wetter gemacht werden können.“

Der Hagel, Schauer genannt, findet sich in einem Ausspruche charakterisiert, indem er zum Vergleiche dient, um das Verderben, welches ein zorniges Weib in ihrer Umgebung anrichtet, zu bezeichnen:

„Ein zorniges Weib ist schlimmer für das Haus, als der Schauer fürs Feld, und der ist so schlimm, dass, wenn man ihn in einen Sack steckte und nur darüber trüge, er noch schaden würde.“

Der Regen.

„Der Regen lässt sich nicht verbergen! Alles grünt und blüht. Jetzt werden auch die Bäume erwachen! Aber regnet es am ersten Pfingsttage, so ist die halbe Nahrung hin“ (die, welche im Getreide, in Kartoffeln u. s. w. im Felde steht). —

Um genügend Regen für die Feldfrüchte zu erlangen, werden an Samstagen Wallfahrten nach Maria-Trenz (zwei Stunden unterhalb Sterzing) unternommen. „Der alte Wolf sagt, er gehe nicht mehr um Regen bitten, nass wäre es im Felde noch immer genug.“ — Der geht nicht um Regen bitten, weil die Fremden den nicht mögen, sagen die Bauern.

Im Sommer 1883 regnete es zur Erntezeit unaufhörlich. Die Leute konnten die Ernte nicht hereinbringen. Endlich schien die Sonne; doch es war kein Arbeitstag, sondern ein Sonntag. Der Kurat verkündigte nach der Predigt, dass, wenn die Bauern diesen Sonntag auf dem Felde arbeiten wollten, das keine Sünde wäre.

Trotzdem hörten wir im Hause und auf den Gassen sagen: „Mir ist es nicht drum zu thun, zu arbeiten.“ Am Nachmittag gingen wir stundenweit ins Pflerschthal, sahen aber nur vereinzelt einen Mann im Getreide beschäftigt, einen andern das Korn hereintragen und gegen Abend ein Paar Mädchen im Sonntagsstaat, die die vom Regen und Wind umgeworfenen Schöwer wieder aufrichteten.

Montag regnete es wieder, Erchtags (Dienstags) ebenfalls und so fort die Woche durch, und was nicht von der Ernte hereingekommen war, ging verloren.

„Sie haben es früher gelobt, den Tag der Wetterherrn zu feiern, jetzt thut es niemand mehr, da thun die Herrn auch, was sie wollen! Oder wie ist das? Sie sprechen doch auf der Kanzel selbst von den abgebrachten Feiertägen, — haben die Leut' sie nur für eine Weile verlobt?“

„Es gleicht nicht, dass der Regen nachlässt, welche Absätzerl wird er wohl machen. Die Wälschen bei der Bahnarbeit werden schnell gegangen sein, — die arbeiten nicht im Regen, — die Deutschen wohl! Du wirst nicht gleich in Scherben gehen!“ so sprach, wie sich selbst ermunternd, ein schon fast erblindeter, alter Mann. —

Ich trat zu Leuten aufs Feld, die sich zum Rendol (Marende, Vesperbrod) zwischen die Garben gelagert hatten, die sie eben geschnitten. Die Besitzerin des Feldes vertheilte Wein und Brod unter die Arbeiter, zu

denen auch ihre eigenen Söhne gehörten; sah aber dabei immer ängstlich zum Himmel empor, weil sich über dem Felde schwere Wolken zusammenzogen. Als sie mich kommen sah, rief sie mir entgegen: „Frau, haltet die Hände frei auf zum Himmel, dass es nicht regnet!" — „Wie soll ich die Hände halten?" fragte ich. „Ei, so!" antwortete sie und sie erhob die Hände zum Himmel, wie einst die Alten im Gebete zu Jupiter-Pluvius. Die Söhne lachten über die Stellung der Mutter, diese aber rief ihnen eifrig zu: „Wenn ich wüsste, dass es hülfe, ich thäte es wohl!"

So fand sich hier noch im Leben ein Nachklang aus der alten Welt, wenn auch der einst heilige Brauch nur noch als eine Art Hausmittel verwendet werden sollte.

Hier hatten wir nicht Gelegenheit, das gewaltsame Anschwellen eines Baches durch Wolkenbrüche von Beginn an zu beobachten; aber wenige Stunden von hier, in Mühlbach im Pusterthale, waren wir vor einigen Jahren[1]) davon Augenzeugen, und hat sich das Ereignis unserem Gedächtnis so tief eingeprägt, dass wir glauben, es noch jetzt getreu wiedergeben zu können.

Schon der Abend vor dem Tage, an dem das Unwetter heraufzog, welches die Gewässer überfüllte, war unheimlich.

Die Luft war so dunkel, dass es uns unmöglich war, vom Gasthause bis zu unserer Wohnung, die nicht weit entfernt lag, zu gelangen. Es liess sich nicht ein hellerer Schimmer vom Himmel neben den Häusern unterscheiden. Wir mussten umkehren und im Wirtshause bitten, jemand möchte uns mit der Laterne heimbegleiten. Die Laterne war nicht gleich zur Hand, und ein Mädchen griff statt ihrer nach einer brennenden Kerze; diese nahm meine Schwester, um sie vor dem feinen Regen zu schützen, unter den aufgespannten Schirm. Mit Erstaunen bemerkten wir, dass die Luft neben der grossen Dunkelheit auch noch so still war, dass sich die Flamme des Lichts nicht einmal leise bewegte.

Nächsten Tag, am Nachmittage, brach ein starkes Gewitter los, und unsere Wirtin, eine madonnenhaft sanfte Frau, ging mit dem Säugling auf dem Arme leise und unruhig im Hause umher und sagte mehrmals still für sich: „Wenn nur nicht der Bach kommt!" „Vor einem Jahre war es wie heute," sprach sie darauf zu uns, „da ist der Bach gekommen und in einem Nu ist mit einem Knall die alte Brücke zusammengebrochen."

Auf einmal wird das fortwährende Rauschen des Baches vor unseren Fenstern von einem Rauschen, welches seitwärts herkommt, überdröhnt, und als wir dort hinaussehen, erblicken wir statt des steinigen Weges nach Meransen einen ebenso breiten Wasserstrom, der, Wellen schlagend, herabkommt. Männer jeden Alters kommen von allen Seiten herbei, um durch Vorschieben von Steinen und Erde das Wasser von den Häusern fern zu

1) 1880.

halten und um durch Graben von Rinnen ihm schneller Luft nach dem Bache zu verschaffen.

„Der Bach! Da kommt er!“ ruft entsetzt die Hausfrau, die, neben uns stehend, immer unruhig zwischen den arbeitenden Leuten auf der Gasse und den Wogen des Baches hin- und hergeblickt hatte. „Er bringt grosse Steine mit.“ Gleichzeitig übertoste wieder ein anderes, noch dumpferes Gedröhn fast den Donner selbst. Eine braune Masse wälzt sich über die eben noch krystallenen Wogen, verschlingt sie und stürzt dampfend der Brücke zu. Auch die Menschen wenden sich unwillkürlich dorthin, als könnten sie ihr Werk schützen. „Fort von der Brücke!“ rufen Männer, und ein Alter stellt sich diesseits, ein zweiter jenseits derselben auf, damit niemand die gefährdete Stelle betreten möchte.

Da erscheint im Ornate und von Chorknaben begleitet der Geistliche des Ortes, um den Bach zu segnen. Um ihn herum knieen in tiefster Andacht die Dorfbewohner, während das erderschütternde Getöse unter Donner und Blitz und zunehmendem Regen sich immer mehr verstärkt.

Von der gegenüber liegenden Bergwand, dort, wo der Fremde Schatten unter schönen Fichten findet, neigt sich die Krone eines Baumes und stürzt zur Erde. „Hat das der Blitz gethan?“ — Dort fällt ein zweiter und dort ein dritter Baum; den Abhang herab aber kommen Burschen in einer Reihe hinter einander und in gleichem Schritt. Sie tragen etwas Schweres, Nachschleppendes. Als sie näher kommen, erkennt man, was sie tragen: es ist einer der stolzen Bäume mit voller Krone, welchen sie eben gefällt haben. Von anderer Seite eilen Leute mit Ketten herbei, der Baum wird damit umwunden und mit dem dicken Ende voran gegen die andringenden Fluthen ins Wasser versenkt. Er wird im Augenblicke von diesen gegen die Dämme und die Häuser gedrückt, aber die wilden Wogen folgen, sich vertheilend, den Ästen und Zweigen und stossen weniger gewaltsam gegen das Ufer. Von allen Seiten werden Bäume gebracht, versenkt und die Gewalt des Stromes nimmt endlich ab.

Als Wetter und Wasser ausgetobt hatten, lagen ganze Felsblöcke im früheren Flussbette und der Bach selbst lief in unzähligen Wasseradern überall nebenher. Um sein altes Bett wieder herzustellen und ihn wieder hineinzuleiten, damit er die vielen Mühlräder zur Seite von neuem treiben könnte, mussten die Steinblöcke erst mit Pulver gesprengt werden.

Wie in Mühlbach die Fichten, so sahen wir im Laufe der Zeit am Brennerwege eine schöne Fichte und Birke nach der anderen, die den Rand des Eisack geschmückt hatten, im Augenblick der Wassersnot dem Beile zum Opfer fallen, um mit ihren in die Fluthen versenkten Kronen das Ufer zu schützen.

Unwillkürlich blicken wir noch oft, vergeblich suchend, nach den leeren Stellen, wo einst das Sonnenlicht die hohen Lärchenzweige rötete und der Wind mit dem langen Goldhaar der Birke spielte. —

Der Schnee und die Lawinen.

„Heut blüht ein Schnee! Seh'n Sie es nicht, das Schneegeblüh?“

Die hoch gehenden Lämmerwölkchen, welche aus feinen Eiskrystallen bestehen, waren gemeint.

„Jetzt hat es auergeschnieben. Viel zu viel Schnee hat es heuer gemacht!“

Der Schnee von den ‚Lanen‘ hat früher oft so hoch auf dem Brennerwege gelegen, dass für die Fuhrleute nur ein schmaler Weg durchgegraben werden konnte. Immer vier Mann schöpften sich den Schnee einander zu, und der blieb zu beiden Seiten hoch stehn. Ja, da wäre kein Hund ausser gekommen, so hoch stand er!“ erzählt der Huisum[1]).

„Wie ist es eigentlich mit der Lane, hat damit auch das ‚Pfeiffer-Huisele‘[2]) etwas zu thun?“ fragten wir, als bei erneutem Schneefall man das Kommen der Lawinen befürchtete.

„Von der Lane habe ich es nie gehört, dass das Pfeiffer-Huisele sie gehn macht! Dass sie von einem Schuss und vom Anschreien geht, das wohl!“ antwortete die Zenze, und der Seppe, ihr Neffe, der dabei stand, fügte hinzu:

„Geht die Windlane und die Schneelane zusammen, dann sind sie schneller als die Büchse (ein Büchsenschuss). Heustadel und ganze Wälder nehmen sie mit fort. Die Lane geht ihren Weg, den der ‚Dasige‘ kennt und sich daher hütet, ihr in den Weg zu kommen. Der ‚Ausserländer‘ kennt die Lanenwege nicht, und so bestimmte ein fremder Ingenieur, als die Bahn hier gebaut wurde, als Platz für ein Bahnwärterhaus eine durch die Lane gefährdete Stelle. Vergebens warnte ein alter Brenner, dort das Haus zu bauen, indem er sagte:

„Es kann ja sein, dass etliche Jahre hier keine Lane kommt, auch fünfzig Jahre kann sie ausbleiben; aber wenn hier eine den Berg herunterkommt, dann geht sie diesen Lanenweg!“

Es wurde nicht auf ihn gehört, das Haus wurde, wo es bestimmt worden war, gebaut, und nachdem der alte Mann gestorben war, bezog sein eigener Sohn es als Bahnwärter. — — — Auf dieser gefährdeten Stelle und unter diesem Dache befand er sich mit seiner jungen Frau und mit seinen zwei kleinen Kindern, als die Lawine kam. Wie das Haus und die junge Häuslichkeit zerstört worden ist, erzählte uns des Bahnwärters Bruder, Hans Vetter, der ‚Huisen Hans‘ genannt.

„Es war nach 3 Uhr früh. Wir sechs Brüder waren im Wächterhause des Bruders Valtl zusammen, weil eben eine Lane auf die Schienen herabgekommen war. Glücklicherweise verliessen wir das Haus, um nach dieser zu sehn; doch der Bruder Valtl kehrte dahin zurück. Wir andern gingen

1) Ein alter Holzknecht, Bruder der Zenze.

2) Ein Hexenmännle, von dem viel erzählt wird.

heim. Ehe noch der letzte von uns, der Bruder Franzl, im Hause war, zeigte der Telegraph durch Getöse an, dass wieder eine Lane gefallen sei. Schleunig kehrte der Bruder um, fand die Telegraphenstangen umgerissen und vom Wärterhause nichts mehr zu sehen, als zwei Mauerreste, die aus dem Schnee heraussstanden. Er rief uns und andere Leute herbei; doch waren wir nur etwa acht Mann, — weischt Du, — wir hatten nur wenig Licht, drei Stalllaternen, und wussten nicht, wo wir graben sollten. Der Bruder mit der Frau und den Kindern konnte ebensogut im Hause verschüttet liegen, als vor der Thür.

Wir gruben etwa drei Stunden vergeblich, — die Lokomotive hatte auch noch mehr Arbeiter von Gossensass gebracht, — da warf Einer von uns einen grossen Schneeklumpen, der wohl eine Elle im Durchmesser hatte, herum und — ein Kinderköpfchen, das des kleinen Mädchens, wurde sichtbar. Das Hemde und das Jäckchen waren ihm bis unter die Arme emporgestreift, so dass das ganze Körperchen, wie es der liebe Gott geschaffen hatte, im Schnee steckte. Sein Deckbettchen fanden wir später auf der anderen Seite des Eisack, und soweit war auch das meiste Hausgeräthe und das Dach des Hauses fortgetragen worden. Das zweijährige Kind aber muss wohl sein Schutzengel gehütet haben, dass sein Köpfchen mit der Schaufel nicht beschädigt worden war. Auch war es ganz lendig (lebendig), weinte nur. Schleunig wurde es in einen Bahnwärterpelz gewickelt und ins nächste Haus gebracht.

Wieder gruben wir eine halbe Stunde, da sahen wir einen Fuss von der Frau, aber ein schwerer Baum vom Dachstuhl lag über ihrem Rücken, so dass wir nicht zu konnten. Einer von den Arbeitern sagte zu dem andern: „Lauf, hole eine Hacke, sonst bringen wir den Baum nicht fort!“ Diese Worte hörte die Frau unter dem Schnee und dachte: „Bis der mit der Hacke kommt, bin ich erstickt!“ Doch sie vermochte nicht zu rufen, dass die Leute sie hörten; auch schwand ihr bald die Besinnung. Wir aber warteten nicht auf die Hacke, sondern sägten das freigewordene Ende des Baumes ab, und da wurde die Frau zwar ohnmächtig, aber doch lebend hervorgezogen. Mit dem Kopfe hatte sie unter dem Bette des Kindes gelegen und dadurch etwas Luft gehabt.

Wir fragten sie, wo ihr Mann sein könne. Endlich erholte sie sich so weit, uns verstehen zu können und zu sagen: „Vor der Thüre!“ Noch eine halbe Stunde und man fand den Bruder Valtl, mit dem Herzen und der Brust neben der Thür auf die geborstene Mauer des Hauses gepresst. Seinen kleinen Sohn hatte er unter dem Arm. Beide waren tot. Der herbeigekommene Arzt erklärte, der Tod müsse augenblicklich eingetreten sein.

Die Frau, welche sich unterdessen erholt hatte, erzählte, sie habe, nachdem wir gegangen wären, in der Küche gestanden, um Kaffee zu kochen, da sei der Mann hereingekommen und habe gerufen: „Die Lane!

Nimm das Kind!“ Aber obgleich sie dem Bübl näher gestanden hätte, als er, hätte sie es nicht mehr derthan, danach zu greifen. Wie der Mann es gekonnt, könne sie nicht verstehen; denn kaum hätte er gesprochen, so wäre ein furchtbares Gedröhne erschallt und dann wusste sie von nichts mehr.

Die Frau, welche dreieinhalb Stunden vergraben gewesen war, wurde nach vier Monaten von einem gesunden Töchterchen glücklich entbunden. Seitdem hat sie den Beruf erwählt, andern Frauen bei der Geburt ihrer Kinder behilflich zu sein.

Das neue Wärterhaus aber wollten sie wieder an die alte Stelle in den Lanenweg bauen; doch die Regierung erlaubte es nicht ohne weiteres, sondern hiess die Ingenieure erst die Ältesten des Ortes um Rat fragen. So wurde es auf einer sicherern Stelle gebaut; den Rat des Vaters — tröst ihn Gott! — hatten sie als den eines dummen Bauern verachtet.“ So schloss der Mann.

Wir sahen im Winter 1888 unter den bedeutenden Lawinen, welche in der Umgegend herabgekommen waren, auch eine grosse Grundlawine, d. h. eine solche, welche von dem schrägen Boden abrutscht, wie der Schnee von dem Dache, und den Grund mit sich reisst, daher alles andere als weiss ist. Diese Lawine war genau den früheren Weg gegangen, wo das alte Bahnwärterhaus gestanden hatte, und das Marterl zum Andenken an die Verschütteten, was aus Vorsicht nur ein Paar Schritte abseits vom Lanenwege errichtet ist, war der einzig stehen gebliebene Gegenstand, den man aus der Lawine herauserkennen konnte. —

Im Kriege wollten die Franzosen über den Brenner marschieren, da sagten ihnen die Bauern, sie könnten nicht gehen, denn die Lanen kämen. „Ach, was!“ rief der Offizier, — er verstand es wohl nicht, was die Lane ist, — „ich werde ihnen schon Widerpart halten mit diesem meinem scharfen Degen!“ Als dann nach ein Paar Tagen das Wetter besser wurde, sind die Franzosen drüber gegangen. —

Ende April trat ich fröstelnd vor die Hausthüre. „Dass es aber heute wieder so kalt ist, und es war doch schon so schön!“ sagte ich zur Wirtin. „Das wundert Sie? Mich wundert das nicht,“ antwortete die Frau. „Hören Sie nicht den Wind und sehen Sie nicht den Schnee? Der Schnee muss ja kalt sein! Er hat es ja geschworen: ehnder er derwarmt, zergeht er!“ —

Der Sonnenschein.

Uns vom Schlafe eben Erwachten verkündet ein rötlicher Schimmer auf der Lärchenholztäfelung des Zimmers, dass der Morgen nahe. Wir stehen auf, kleiden uns an und eilen hinaus, das erste Licht auf den Bergspitzen, welches uns einst bei unserer Ankunft in Gossensass so erfreut hatte, zu begrüssen. Die Wirtin folgt erschreckt vor die Thüre, und als

sie sieht, was uns hinaus getrieben, — wie unsere Blicke an den leuchtenden Bergesspitzen haften, — ruft sie erstaunt: „Haben Sie das nie gesehen? Das macht die Sonne!"

Schon lichten ihre Strahlen die höchstgelegenen Bäume auf der östlichen Bergwand, schon breiten sie sich weiter nach beiden Seiten aus und jetzt langen sie auch zu uns herab, in die Tiefe des Thals:

„Jetzt ist die Alte wohl kommen!" hören wir sagen. „Sehn Sie sie nicht, wie sie dort niederhockt auf dem Baume, die alte Mutter, die Sonne?" —

Höher steigt sie, die Wolken ballen sich zusammen und das Gewitter kommt.

„Dass das Wetter kommen musste, wusste ich wohl. Die Sonne hat immer so geblickt!"

Bald ist es vorüber, balsamisch duften die Lärchenwälder, der Regen lässt nach und über die Wolken spannt sich der Regenbogen.

„Der Sonnenbogen!" [1]) ruft in demselben Augenblicke die uns wohlbekannte Stimme. —

Die Sonne hat sich gesenkt, bald deckt ein Fels sie und beschattet das Thal, doch über ihm und zwischen seinen Zacken strömt warmes Licht auf die gegenüber liegenden Berge. Nur Schritt für Schritt weicht das Licht, gefolgt von breiten Schatten, den Höhen zu.

„Jetzt geht die Sonne wohl den Berg in die Höhe!"

Und wo bleibt sie die Nacht?

„Die goldene Kugel ist allem dort, wo die Muttergottes ist, so sagte die Rox Annele, die oft für sich und andere zur Muttergottes nach Trens wallfahrtete." —

Jeden Morgen, jeden Abend röten sich Himmel und Berge, aber immer später kommt, immer früher geht die Sonne:

„Sie dergiebt nichts mehr, sie ist ganz weiss!"

„Doch am Königstage geht sie wieder einen Hahnenschritt höher. Ein unsriger Vetter, der Kauner," sagt die Weber-Zenze, „hat es in seiner grossen Stube gemessen — am Sonnenschein, dass es so richtig ist. Und er hat ein kleines Löchele an der Decke eingebohrt, wie hoch die Sonne dann geht." — „Am Sebastianstage aber," setzte der Huisum hinzu, „steigt die Sonne schon um einen Hirschsprung." Und er erzählte uns auch später, was man zu thun habe, um drei Sonnen auf einmal aufgehen zu sehen. —

Wir hatten mühsam mit ihm ein Joch überschritten und ruhten am Rande eines kleinen Sees aus, in stilles Anschauen versunken, da begann der Alte:

„Haben Sie es gehört? Haben Sie schon davon gehört, wenn man

---

1) Auch „Sonnenring" genannt.

am Dreifaltigkeitssonntage auf einen hohen Berg steigt und vor Sonnenaufgang auf der Spitze ist, da sieht man statt einer Sonne drei Sonnen aufgehen: Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiligen Geist!"

Nein, davon haben wir nichts gehört. Haben Sie das gesehen?

„Ich bin nicht zukommen." —

„Scheint der Mond, wenn er abbricht (abnimmt), in eine Kost, so dass man den Mondschein mitisst — wird man schwer krank." Will man recht herrisch reden, so nennt man den Muhne (Mond) Mahn.

Auf dem Brenner waren die letzten Tage im August 1890 keine guten. Zu Regen, Wind, Gewitter und drohendem Bergrutsch gesellten sich brennende Bauernhäuser in der Nähe des mit Fremden überfüllten Hôtels Gröbner in Gossensass. Der Blitz soll das Feuer angeschürt haben? Aber wie ist das, — ‚das wilde Feuer' ist nicht mit Wasser zu löschen und sie haben es gelöscht!

Ein fremder Handwerksgeselle soll beim ‚Plündern' (Ausräumen) gestohlen haben! Selle Fremden, das will ich Ihnen sagen, sind nicht zu ergründen.

Gossensass, den 31. August 1890.

Jamund bei Cöslin.

Mit Berücksichtigung der Sammlungen des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin.

Von **Ulrich Jahn** und **Alexander Meyer Cohn**.

Das im Herbst des Jahres 1889 in Berlin unter dem Vorsitz Rudolf Virchows eröffnete Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes (*C.*, Klosterstrasse 36) birgt unter sonstigen Schätzen auch eine komplette Sammlung von Bauernaltertümern aus zwei hinterpommerschen Ortschaften, dem schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts urkundlich erwähnten Kirchdorfe Jamund und der Nachbargemeinde Labus. Beide Ortschaften sind infolge ihrer geographischen Lage seit alten Zeiten durchaus auf einander angewiesen. Ihre Feldmarken stossen zusammen, und das beiderseitige Gebiet wird im Norden von dem grossen,

durch das sogenannte Deep mit der Ostsee verbundenen Jamunder See bespült. Im Osten bildet die Grenze der Labuser Feldmark der Nestbach, welcher bei dem Dorfe Seidel entspringt, bei dem Städtchen Zanow die Polnitz und den Horstbach aufnimmt und dann in den Jamunder See fällt. Ebendahin ergiesst sich im Westen des Jamunder Gebietes der Cöslinische Mühlenbach, der aus dem See bei dem Dorfe Bonin kommt und durch die Stadt Cöslin fliesst. Auf diese Weise von drei Seiten durch einen grossen See und die bruchigen Ufer zweier Küstenflüsse von dem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten, blieb den Jamundern [1]) nur der Zugang nach dem Süden, nach Cöslin zu; und auch da gab es nur eine Strasse, die obendrein, nach Versicherung alter Einwohner, ehemals durch Wald und Bruch führte und nur in trockenen Sommern oder bei Frostwetter ohne Beschwerlichkeit zu benutzen war. Bei solcher Lage der Dinge erscheint es natürlich, dass die Jamunder nur mit einander verkehrten, nur in einander heirateten und dass sich in diesem vergessenen Winkel trotz der geringen Anzahl von 568 Einwohnern, welche noch in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts in nur 106 Häusern darin wohnten, alte Art und Sitte in hervorragendem Masse erhalten haben.

Am wenigsten ist dies noch an dem Volksglauben und der Sage zu merken, welche in Jamund mehr in den Hintergrund zu treten scheinen, als sonst auf dem Lande in Hinterpommern. Immerhin sind dieselben auch dort noch nicht erloschen. Die alten Leute wissen von ihren Eltern her, oder wollen gar selbst in ihrer Jugend erlebt haben, dass die wilde Jagd über den Jamunder See durch die Lüfte zog, wenn die Fischer in der Nacht bei den Reusen beschäftigt waren. Fürchterlich liess sich das Heulen der 4 Hunde vernehmen, und deutlich sah man, wie ihnen die Flammen aus dem Rachen schlugen. Als Richtung, in welcher die wilde Jagd zog, gilt auch hier die Milchstrasse, die deshalb den Namen „Wildbån“ erhalten haben soll.

Ebenfalls verblasst hat sich die Erinnerung an die Bewohner des Meeres (Seejumfre) und die Zwerge erhalten. Letztere werden, abweichend von den Dörfern umher, nicht Unnerêrdschen, sondern Juelkes genannt, eine Namensform, die sich den Ulken, Umken, Öllerken, Üllerken, Öllekes, Üllekes vergleicht, wie die Zwerge im Kreise Grimmen, einem Teil des Randower und Greifenhagener Kreises, im Weizacker, im Saatziger und z. T. auch im Regenwalder Kreise heissen [2]). In Jamund bezeichnet man als ehemaligen Wohnort der Juelkes einen jetzt abgetragenen vorgeschichtlichen Grabhügel, den Juelkesbârch. Dabei lag früher ein Teich, der Juelkesdik. Es sollen freundliche Leutchen gewesen sein diese Juelkes.

---

1) Wenn von „Jamundern“ schlechthin gesprochen wird, sind die Labuser stets mit einbegriffen.

2) Vgl. Näheres darüber bei **Jahn**, Volkssagen aus Pommern und Rügen. 2. Aufl. Berlin. 1890. S. 49 ff.

Ihre Nahrungsmittel besorgten sie sich in dem letzten Jamunder Bauerhofe auf dem Wege nach Labus zu.

Noch klarer erinnert man sich des Kobolds, der in Übereinstimmung mit dem Volksglauben in dem übrigen Hinterpommern die Namen Drâk, Alf und Rôdjackte führt und wie ein feuriger Wiesbaum durch die Lüfte fährt, schwer mit Korn oder Geld beladen, das er für seinen Herrn stiehlt. Auch in Jamund selbst hat der Alf vor Zeiten Unheil gestiftet. Zwei Höfe lagen einander gegenüber. Der eine Besitzer war reich, der andere arm, und schuld an diesem Missverhältnis war niemand anders, als der Alf. Das wollte der reiche freilich nicht Wort haben; aber der arme hat es ihm klipp und klar bewiesen. Anstatt des Kornes legte er seinen Pferden eines Abends Disteln vor; und richtig, ehe eine Stunde verging, waren die Krippen leer. Geschwind eilte er mit guten Freunden auf die Hoflage des Reichen, hinein in den Pferdestall, und siehe, da standen die fetten Tiere allesamt da und liessen den Kopf hängen; denn in den Krippen lagen Disteln, nichts als Disteln.

Während wilde Jagd, Seejungfern, Juelkes, Alfe von den Jamundern selbst in das Reich der Sage verlegt werden, so ist der Glaube an die Nachtmahr (*Mårt*) auch bei gar manchem von ihnen noch lebendig. Die *Mårt* ist nach ihrer Meinung ein Mensch, meist ein Mann, seltener eine Frau, der von Geburt an oder durch ein Versehen bei der Taufhandlung dazu verdammt ist, bei Nachtzeit seinen Körper zu verlassen und in einem Siebrand auf Reisen zu gehen, um jemand zu quälen. Es giebt verschiedene Mårten: die einen quälen einen Mitmenschen, die andern ein Pferd; diese drücken einen Eichbaum, jene einen Dornbusch; wieder andere legen sich auf das Wasser oder auf einen Stein. Gegen die Menschenmahrt wird auch in Jamund das Mittel empfohlen, die Pantoffeln verkehrt, d. h. mit den Spitzen nach der Wand zu, vor das Bett zu stellen. Der Spuk soll dann denken, sein Opfer habe schon das Bett verlassen, und unverrichteter Dinge heimkehren. Grausamer gedacht ist ein in Jamund bräuchlicher Zauber gegen die Pferdemårt. Wenn das Fell des Tieres sich mit Schweiss bedeckt und die Haare der Mähne sich zu verflechten beginnen, so nimmt man stillschweigend einen Feldstein, legt einen der schweissigen, verwirrten Haarstränge darauf und klopft ihn mit einem zweiten Feldsteine stillschweigend ab. Nach dem Glauben der Leute ist es unmöglich, dass der Quälgeist je wieder das Pferd plagen kann; die Mårt ist eben durch das Klopfen getötet.

Auch sonst findet sich Zauberglaube genug, aber kaum etwas, das sich von dem Hexenwesen im übrigen Pommern wesentlich unterschiede. Nur ein paar Besprechungsformeln mögen hier nachgetragen werden, welche in dieser Gestalt für Pommern bisher noch nicht veröffentlicht sind:

Gegen die Rose:

Dit is våer de Råus,
Våer de grîs, våer de gråuw,
Våer 't Hellen,
Våer 't Schwellen,
Våer 't Rîten,
Våer 't Splîten.
Im Namen Gottes, des Vaters †, des Sohnes †
und des heiligen Geistes †.

Gegen das Heilige [1]):

Alle Glocken werden gezogen,
Alle Lieder werden gesungen,
Das Heilige soll zergehen und verwesen.
Im Namen Gottes, des Vaters †, des Sohnes †
und des heiligen Geistes †.

Blut stillen [2]):

Frisch ist die Wunde,
Heilig ist die Stunde,
Heilig ist der Tag,
Wo die Wunde wird heil gemacht.
Im Namen Gottes, des Vaters †, des Sohnes †
und des heiligen Geistes †.

In der Anschauung von der menschlichen Seele, ihrem Verhältnis zum Körper und ihrem Leben nach dem Tode weichen die abergläubischen Jamunder ebenfalls nicht ab von ihren Nachbarn. Wie diese glauben sie an Spukgeschichten, an Ahnungen, an das sogenannte zweite Gesicht, an Doppelgänger und dergleichen. Es tritt also (abgesehen etwa von den Juelkes — und da beschränkt sich die Abweichung auch nur auf die Namensform) im ganzen Volksglauben der Jamunder nichts spezifisch Jamundisches hervor. Desto bemerkenswerter erscheint es, dass die Leute, was Sitte und Brauch anbelangt, in vielen Punkten so hervorragende Eigentümlichkeiten zeigen, dass sie nicht nur für den aufmerksamen Forscher eine Ausnahmestellung einnehmen, sondern auch all ihren Nachbarn rings umher für einen besonderen Volksstamm gelten.

Gleich der erste Eindruck, den der Anblick von Jamund und Labus macht, ist ein auffälliger. Dicht an einander reiht sich Gehöft an Gehöft, und zwar mit einer so ausgesprochenen Hofanlage, wie kaum anderswo in Pommern; und doch trägt das Ganze nicht, wie man vermuten sollte, den fränkischen, sondern den niedersächsischen Typus. Der alte Jamunder

1) Vgl. Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern. S. 105, Nr 240
2) Ebenda. S. 65, Nr. 40; S. 67, Nr. 49 und 50.

Bauernhof bildet nämlich ein grosses Viereck. Nach der Strasse zu liegt eine Scheune, verbunden mit dem Durchfahrtshäuschen.



Fig. 1. Jamunder Bauernhof (Durchfahrt und Scheune).
(Nach einer photographischen Aufnahme von J. E Stybalkowski in Cöslin.)

Zu beiden Seiten schliessen sich Wirtschaftsgebäude an. Dazwischen befindet sich der Düngerhof und hinter demselben, mit dem Giebel gegen den Thorweg gerichtet, das rein niedersächsisch gehaltene Wohnhaus.



Fig. 2. Jamunder Bauernhof (Quergebäude und Haupthaus).
(Nach einer photographischen Aufnahme von J. E. Stybalkowski in Cöslin.)

Durch ein grosses Einfahrtsthor, welches den Tag über durch eine niedrige Vorthür, das Heck, ersetzt wird, um den Schweinen und dem Hühnervolk den Eintritt zu verwehren, gelangt der Besucher auf die Diele, deren Fussboden aus gestampftem Lehm hergestellt ist. Zur Rechten und zur Linken hat das Vieh seinen Stand; doch ist der Platz auf der einen Seite etwas verkürzt und der gewonnene Raum zur Schlafstätte für das Gesinde hergerichtet. Die Betten für dasselbe liegen in kojenartigen Verschlägen, und man gelangt zu ihnen durch die Bettlöcher, welche so hoch angebracht sind, dass eine grosse eichene Truhe vor ihnen Platz hat, die dann beim Zubettegehen und Aufstehen als Tritt benutzt wird.

Am Ende der Diele liegt der niedrige, überwölbte Herd, von dem aus der Rauch in dichten Schwaden durch das Balkenwerk zieht, um die dort aufgehängten Schinken und Würste und Speckseiten zu räuchern und endlich im Rauchloch oder sonst wo einen Ausweg zu finden. Hinter dem Herd zieht sich eine Wand quer durch das ganze Haus und scheidet Stube und Kammer von der Diele. Der eigentliche Aufenthalt für die Familie war aber nicht da, sondern am Herd. — Vor demselben läuft quer über die Diele ein breiter starker Balken, der „Katzenbalken"; auf ihm hat allerhand Hausrat seinen Platz. — An Bodenräumen sind ausser dem Hauptboden noch drei Nebenboden vorhanden. Zwei davon werden durch die Decken der Ställe, der dritte durch die Decke von Stube und Kammer gebildet. Letzterer heisst auch der Malzboden, weil man das Malz zum Brauen dort zu trocknen pflegte. — Bemerkenswert für den alten Jamunder Hof ist endlich noch, dass sich durchweg an der einen Giebelseite neben dem Einfahrtsthor ein kleiner Ausbau findet, der aber von demselben Dach, wie das Hauptgebäude gedeckt wird (siehe das Bild). Darin haben die Kälber oder die Schweine ihre Stallung.

Im Laufe der Jahre sind naturgemäss an vielen Stellen Änderungen in der Hofanlage, sowie im Aufbau und der inneren Einrichtung des Hauses eingetreten; trotzdem giebt es auch heute noch in Jamund und Labus Gehöfte genug, welche die ursprüngliche Art deutlich erkennen lassen.

So primitiv und geradezu ärmlich der Eindruck ist, den ein Alt-Jamunder Haus mit seiner vom Rauch tief schwarz gefärbten Diele auf den Besucher machen muss, so wenig würde es stimmen, den Bewohner des Hauses, den Jamunder Bauer mit seiner Familie, für einen in der Kultur zurückgebliebenen, in ärmlichen Verhältnissen lebenden oder gar unsauberen Gast zu halten. Im Gegenteil, man wird in Pommern nicht viele Gegenden finden, wo die Bevölkerung einen gleich behäbigen Wohlstand hat, wo dieselbe einen gleich hohen Geschmack und Kunstsinn entwickelt und wo alles gleich sauber zugeht.

Schon darin zeigt sich der Reichtum der Jamunder, dass sie, deren Ort als Kämmereidorf von Cöslin dem Magistrate der Stadt Spanndienst zu leisten verpflichtet war, sich dieser Pflicht nicht selbst unter-

zogen, sondern einen Knecht als Ersatzmann stellten. Jeder Bauer hielt zu dem Zwecke neben seinem Hausknecht einen sogenannten Hofknecht; und dieser Brauch hatte sich so tief eingewurzelt, dass die Jamunder Hofknechte, so zu sagen, eine eigene Innung bildeten, die ihre bestimmten Satzungen und Gebräuche hatte. So durfte z. B. nie ein Hofknecht an dem andern vorbeifahren, wenn sie denselben Weg hatten. Am wichtigsten war die Aufnahme eines neuen Mitgliedes, das „Inhèsen". Herr Kaiser, derzeit Pastor in Jamund, beschreibt diesen Brauch auf Grund der Mitteilung eines älteren Gemeindemitgliedes folgendermassen [1]):

„Ward ein Hausknecht Hofknecht, so musste er eingeheest — inhêst — werden. Bei dieser Feierlichkeit gab der Jungknecht eine Vierteltonne Bier. Die Hofknechte hatten einen Vorsteher, den sie sich wählten, den Altknecht — de Üllst. Dieser setzte sich an den Tisch, der einzuheesende Jungknecht nahm neben ihm Platz, vor ihnen stand eine Kanne Bier; ein gutes Quart musste die Kanne enthalten. Nun „machte" der Altknecht eine Rede. Er fragte den Jungknecht, ob er, wenn er nun ihr Mitknecht würde, auch alle Verpflichtungen, die ein Hofknecht gegen den andern hätte, übernehmen wollte. „Wist du uck dinen Brauder, so wit as hei raupe kann, un so wît, als sîn Stimm reikt, wenn ji bûten sünd, helpen?" Hatte der Jungknecht das mit Ja beantwortet, so gab ihm „de Üllst" die Hand, ergriff die Kanne, sagte: „Prôst, Brauder!" und trank. Darauf der Jungknecht: „Sei gôd, Brauder!" und trank auch. So tranken sie dreimal, jedesmal den Handschlag und das „Prôst, Brauder!" und „Sei gôd, Brauder!" wiederholend. Gewöhnlich hatten sie die Kanne schon bei dem ersten Trunk geleert; in derselben durfte nichts bleiben. Nach dem dritten Trunk ward die Kanne umgekehrt auf den Tisch gestellt. Blieb davon ein Ring auf dem Tisch, dann mussten sie das Bierfass, das auf dem „Struedk" (hölzerner Schemel mit drei Füssen) lag, füllen." —

Ganz besonders tritt jedoch der behäbige Wohlstand der Jamunder in ihrer Nationaltracht hervor, die uns jetzt des näheren zu beschäftigen hat. Dank der im Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes vorhandenen Schätze ist es möglich, eine genaue Beschreibung derselben zu liefern, wie sie noch im Anfang dieses Jahrhunderts allgemein üblich war. Aber auch die ausführlichste Beschreibung gewinnt erst die rechte Anschaulichkeit durch beigefügte Abbildungen. Der Güte des Herrn Prof. A. Kretschmer danken wir es, und mit uns gewiss auch unsere Leser, dass wir für die Jamunder zwei farbige Blätter bieten können, die nicht nur auf die grösste Treue, selbst in den geringsten Einzelheiten, Anspruch erheben, sondern auch von künstlerischem Standpunkt aus vollendet sind.

1) Kaiser, Volkstümliches aus Hinterpommern. Monatsblätter, herausgegeben von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. 1890. Nr. 6, S. 92 u. 93.

Der Gedanke, welcher dem diesem Hefte beigegebenen Trachtenbilde zu Grunde liegt, ist folgender: Das Brautpaar tritt festlich geschmückt kurz vor dem Gange zur Kirche noch einmal vor den alten Grossvater, der in seinem Stuhle an dem ehrwürdigen Kachelofen, einem echten Jamunder Originalstück, sitzt und aus dem Schatze reicher Lebenserfahrung heraus treffliche Worte der Lehre und Ermahnung mit auf den Weg giebt. Hinter dem Stuhle lehnt die Hausfrau, die Schwester der Braut. Mit Bewunderung sieht sie, wie stattlich sich das Mädchen in dem Hochzeitsputze ausnimmt. Neben ihr steht ihr Mann, der Bauer; zur Seite rechts hantiert die Magd. Auf der Linken, neben der Braut, hart vor der geschnitzten Truhe, steht der Hochzeitsbitter. Er starrt ernst und gedankenschwer vor sich hin; doch sind es kaum die Sorgen um der Liebe Glück und Qual, die ihn in diese Stimmung versetzen, es wird wohl das lange Ausbitterlied sein, welches so schwer in den dicken Kopf hinein wollte und das nun, so fürchtet er, nach seinen Erfahrungen, die er bei dem Einladen gemacht, wohl nicht mit Unrecht, ebenso schwer zum Munde wieder herausfahren dürfte. —

Gehen wir auf die einzelnen Trachten über, indem wir, dem Kretschmerschen Bilde entsprechend, uns zunächst an die im Anfange dieses Jahrhunderts bräuchliche Bekleidungsform halten [1]):

Zu dem täglichen Anzug der Jamunderin gehört zunächst ein grobes, geteilt zugeschnittenes, ärmelloses Hemd, welches den Hals und den grössten Teil der Brust freilässt. Dasselbe wird Niederteil „Nedderdeil" genannt. Darüber befindet sich das kurze „fin Hemd", welches aus zartestem eigengemachten Linnen verfertigt und wie eine lose, hoch hinauf gehende Jacke gearbeitet ist. Die wenigen Fältchen oben stecken unter einem schmalen, glatt aufgesetzten Passe, den die Bäuerin auf zierliche Weise ausgenäht hat.

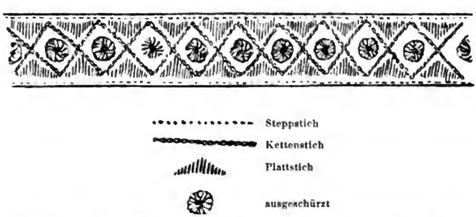


Fig. 3. Gestickter Pass zum „fin Hemd" der Jamunder Braut.

Ein ebensolcher Pass ist auf die Achseln gesetzt, hat hier aber noch

1) Bei der Beschreibung der Trachten, zumal der weiblichen, haben sich die Verfasser der Unterstützung der um die Volkskunde Ostpreussens hochverdienten Forscherin Fräulein El. Lemke zu erfreuen gehabt.

an beiden Seiten kleine, ausgeschürzte Zacken erhalten. Die langen Ärmel endigen in eine Manschette, die eigentlich nur ein breiter Pass ist, der vorstehendes Muster, durch Reihen in Hexenstich noch verstärkt, doppelt zeigt. Alle Stickerei ist in Weiss ausgeführt. Zusammengehalten wird das Hemd über der Brust durch eine Spange in Herzgestalt, Jòpsel genannt, über deren Form, Material und Herstellungsart weiter unten ausführlicher zu berichten ist.

Das nächste Stück ist das Schnürleib, das hinten ziemlich hoch, vorn aber tief ausgeschnitten sein muss. Es besteht aus buntem (rot, grün, weiss, schwarz), breit gestreiftem Drillich von Hausmacherarbeit, ist mit grober Leinewand gefüttert und am Halsausschnitt und an den Achseln mit dunkelblauem Wollenbande eingefasst. Vorn sind zwei starke Rohr- oder Fischbein-Stangen im Futter angebracht, längs deren Ösen und Haken befestigt sind. Durch dieselben führt ein rotbuntes, auf dem Webebrettchen hergestelltes Schnürsenkel. Unten schliesst das Schnürleib mit einem grossen Wulst ab, der rundum den Körper umgiebt und die schweren Röcke tragen hilft, auch ermöglicht, dass die zahlreichen Plissees derselben, vorzüglich des Oberrocks, immer in gewünschtem Faltenzustand verbleiben.

Unter das Schnürleib wird der Brustlatz „Bostdòk“ geschoben, ein Gegenstand, der unsere Damenwelt in Schreck und Staunen setzen muss; denn er ist am besten mit einem ziemlich breiten, nach unten sich verjüngenden Brett zu vergleichen, das Brust und Magen beständig drückt. Freilich benutzt man nicht Holz, sondern Pappe dazu, doch diese ist von mächtiger Stärke und ermangelt aller Nachgiebigkeit. Der Latz wird auf beiden Seiten mit buntem Zeuge bezogen und vorn ausserdem noch mit einer Menge über einander geschobener, breiter, farbiger Seidenbänder, mit Goldflittern und Goldspitzen besetzt, so dass das Ganze einen recht stattlichen Eindruck macht.

Dicke, dunkle, blaue oder schwarze Wollröcke bilden die Unterkleider. Sie sind, wie der Oberrock von Hausmacherarbeit und unterscheiden sich nur dadurch von letzterem, dass dieser am Saume mit grünem oder rotem, auch blauem Bande eingefasst ist. Die Länge der Unterröcke erreicht nicht ganz diejenige des Oberrocks, der bis zur halben Wade herabgeht. Der grösste Teil von ihm ist übrigens gar nicht sichtbar, da er von der Schürze verdeckt wird, die ebenfalls dunkel in der Farbe, aber leichter im Gewebe gehalten ist. Befestigt wird die Schürze durch die auf dem Webebrett verfertigten Schürzenbänder, welche von gleicher Farbe, wie die Schürze selbst, sind.

Dasselbe Schwarz oder Dunkelblau zeigen auch die langen Wollstrümpfe. Sie stecken in Pantoffeln, deren sehr hoher Absatz sich weit nach der Sohle vorgerückt findet. Bei den sogenannten Brautpantoffeln, d. h. den Pantoffeln, welche der junge Bursch in Jamund als Zeichen der Zuneigung seiner Braut zu verehren hat, ist das Oberleder kunstvoll aus-

gestochen. Um das Muster hervortreten zu lassen, wird ein Streifen rot gefärbten Leders darunter befestigt und dann eine schwarze Lederkappe vorn an die Spitze gesetzt (siehe Tafel II.).

Auf dem Kopfe trägt die Jamunderin ein weisses, ausgenähtes oder geklöppeltes Haubentuch, von welchem jedoch nur die äusserste Kante zu sehen ist; das übrige wird von einer steifen, stark gefütterten, eckigen, schwarzen Kappe „Mütz" bedeckt, an welcher Bänder von gleicher Farbe befestigt sind, die unter dem Kinn zusammengebunden werden. Unter der „Mütz" quillt der Zopf hervor, zu dessen Verlängerung ein dreiteiliges, schmales Band von rotbunter Farbe, das auf dem Webebrett hergestellt wird, die sogenannte „Flecht", mit in die Haare verflochten wird. Bei der verheirateten Jamunderin ist die Kappe überdies vorne mit einem Streifen hellen Pelzwerkes besetzt; sie heisst dann „Fruggesmütz", im Gegensatz zu der pelzlosen „Maikesmütz" und der in gleicher Form, aber aus buntem Stoff gefertigten und obendrein mit allerhand blankem Flitterkram besetzten Kappe für kleine Mädchen und Knaben, der „Kleinkinner-Mütz".

Noch einer vierten weiblichen Kopfbedeckung mag hier Erwähnung gethan werden, des sogenannten „Plünners". Derselbe bildet den Kopfschmuck der Jamunder Konfirmandinnen und besteht aus drei etwa 40 *cm* langen und 10 *cm* breiten, weissen Binden, dem „Plünnerdank" und den beiden „Plünnerbinnen", von denen die erste aus einem Stück ausgenähten Linnens besteht, während die beiden letzten aus selbst geklöppelten Spitzen gefertigt sind. Die drei Stücke werden durch Nadeln so auf dem Haare befestigt, dass das Ganze einer Spitzenhaube nicht unähnlich sieht.

Verlässt die Jamunderin das Haus, um einer Nachbarin oder Freundin einen Besuch abzustatten oder erwartet sie selbst Gäste, so zieht sie statt der Pantoffeln kurze Niederschuhe „bricket Schauh" an, welche von schmalen Lederriemen, die über einem ausgefransten Lederstreifen verschlungen sind, auf dem Spann festgehalten werden. Der Absatz ist, wie bei den Pantoffeln, weit nach der Sohle vorgerückt (siehe Tafel II.).

Ferner zieht sie die Jacke „Jôp" über. Dieselbe ist sehr einfach aus schwarzem, selbst gewebtem Wollenstoff gearbeitet und innen rot abgefüttert. Die Ärmel sind lang und glatt; der Rumpf ist kurztaillig gehalten. Vorn befinden sich abermals, wie bei dem Schnürleib, zwei furchtbare Stangen, längs deren Ösen und Haken eingenäht sind. Der durch dieselben bewirkte Verschluss ist so innig, dass weder von dem farbenprächtigen Brustlatz noch von dem bunten Schnürleib auch nur das mindeste zu sehen ist. Um die Halsöffnung der Jôp wird als Kragen ein kleines, weisses Tuch gelegt, das nach dem Rücken zu mit einem Hühnerfuss \|/ ausgenäht ist.

Gilt es einen feierlichen Gang, so wechselt die Jamunderin die Schürze und bindet statt der dunkelblauen Schürze die „witt Schört", vom feinsten

Linnen gefertigt, vor. Oben ist eine Schnur eingezogen, so dass die Falten hin und her geschoben werden können. In der rechten Hand hält sie ein linnenes Tuch, das rundum mit einer kleinen Borte und in allen vier Ecken mit einem blattförmigen Muster bestickt ist, und zwar in roter Farbe. Die Stickerei ist höchst merkwürdig: ein gerade oder schief liegender Plattstich, oft nur über zwei Fäden geführt. Gewöhnlich ist die Figur verschoben und zudem (in Bezug auf rechte und linke Hälfte) sehr willkürlich behandelt. Der Gesamteindruck ist trotzdem ein günstiger.

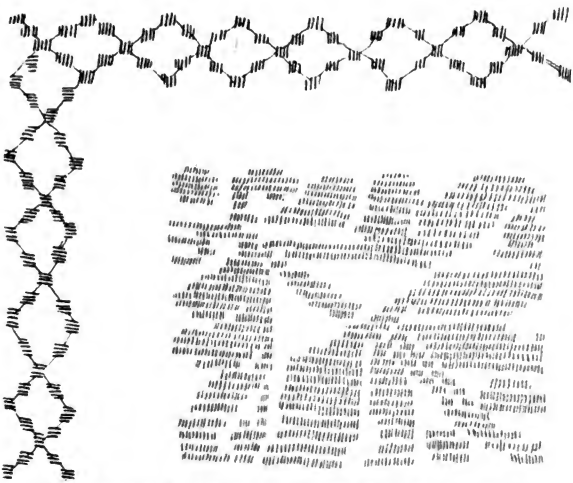


Fig. 4. Jamunder Brauttaschentuch, mit rotem Garn gestickt (Eckstück).

Beim Gange zum Nachtmahl kommt als höchster Schmuck, aber nur der verheirateten Frau zustehend, der kurze, etwa einen halben Meter lange Mantel von feinem, schwarzem Tuch hinzu. Er ist wie die Jôp mit rotem Fries abgefüttert und hinten von Schulter zu Schulter in regelmässige, schmale Falten gelegt, die durch untergeheftete Schnur in gefälliger Form erhalten bleiben. Ein sehr breiter, aufgesetzter Saum läuft im Nacken über die Schultern weg vorn herunter. Hinten ist Pappe in diesen Saum eingenäht, damit er kragenartig steif aufliegt. Vorn an der Innenseite ist durch grosse Kragenösen Gelegenheit gegeben, den Mantel mit den Armen, da diese durch die Ösen gesteckt werden, fester zu ziehen.

Ausser dem oben beschriebenen gestickten Tuch hält die Kommunicantin noch das Gesangbuch in der Rechten, dessen Einband nach alter

Sitte aus bunt ausgearbeitetem und gefärbtem Leder gefertigt ist. An der Schnittfläche befinden sich Beschläge. — Die Hände stecken bei solchen Gelegenheiten in nichts weniger als zierlich gearbeiteten, weiten Fausthandschuhen, die oben schwarzes Tuch, innen grobes, graues oder rotes Wollenzeug zeigen. Wertvoll werden diese Handschuhe jedoch durch die mühselige Stickerei, die mit bunter Seide in Steppstich und Plattstich ausgeführt ist und vorwiegend Blumen und Herzen darstellt. Die Naht, durch welche der Daumen in den Handschuh gefügt ist, wird durch Hexenstich verziert. (Näheres über die Ornamentik der Handschuhe. sowie eine besondere Abbildung im folgenden Hefte.)

Kaum weniger originell, als der Anzug der Frauen, ist derjenige der Männer. Auch hier haben wir eine Alltags- und eine Festtagstracht zu unterscheiden. Erstere besteht aus dem Hemd von grobem Linnen mit ziemlich hohem Kragen und langen Ärmeln. Die Manschetten derselben sind, ebenso wie der Kragen, nur bei den Brauthemden, und auch da nur ganz unbedeutend, ausgenäht.

Über das Hemde wird das „Bostdôk" (Brusttuch) gezogen, welches aus demselben Stoff gefertigt ist, wie das Schnürleib der Frauen (s. oben). Den Verschluss bildet eine einfache Reihe blanker Metallknöpfe. Es schliesst am Hals eng an und reicht herab bis über den ganzen Unterleib. An beiden Seiten befinden sich Taschen, die mit einer grossen Klappe verdeckt sind.

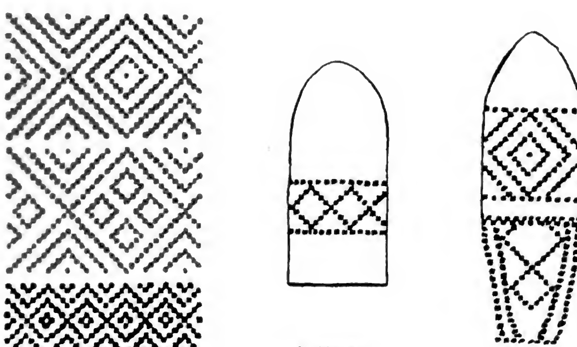
Das Bostdôk entspricht unserer Weste, nur mit dem Unterschied, dass bei dem modernen Kleidungsstück der Schossteil über dem Beinkleid zu tragen ist, während derselbe bei dem Bostdôk untergeknöpft wird. Im übrigen trägt der Jamunder weisse, leinene oder gelbe, schaflederne an den Seiten ausgenähte Kniehosen. Jene werden mit rotbunten, nach Art der Schnürsenkel auf dem Webebrett gefertigten „Büchsen"-Bändern, diese mit ledernen Riemen unterhalb des Knies zusammengebunden. Von dem Gelb oder Weiss der Hosen hebt sich das Braun oder Schwarz der langen Wadenstrümpfe, in die an den Aussenseiten ein einfacher Zwickel (in Form des Längsdurchschnitts eines langen, schmalen Kegels mit darauf gesetztem, auf der Spitze stehendem Rombus) gestrickt ist, wirkungsvoll ab. Zu den Strümpfen gehören kurze Schnallenschuhe (siehe die Abbildung der üblichen Schnallenform auf Tafel II), wenn man es nicht vorzieht, den ganzen Unterschenkel bis über das Knie hinauf durch plump gearbeitete Krempstiefel zu verdecken.

Das nächste Kleidungsstück des Jamunders ist das sogenannte „Fauderhemd", ein langer, blauer, rot abgefütterter Rock von „fifschäftigem" Zeug, der vorne und an den Ärmeln mit blanken Messingknöpfen besetzt ist. Bald finden sich an den Seiten Taschen, bald fehlen sie. Der Schnitt des Fauderhemds ergiebt sich aus der Abbildung. — Auf dem Kopfe tragen jung und alt, Verheiratete und Junggesellen die Zipoll-, d. i. Zwiebel-

Mütze aus selbst gewirktem, rotbunt gestreiftem Wollenzeug. Sie hat eine viereckige Gestalt, das heisst, es sind vier blattartige Stücke so zusammengefügt, dass die Mütze, nachdem unten noch ein steifer Rand dazu gekommen ist, einer Schachtel oder, wie die Leute wollen, einer Zwiebel ähnlich sieht. Auf der Mitte des Deckels befinden sich Schleifen von Wollenband, meist eine grüne und eine rote, in Kreuzform übereinander liegend.

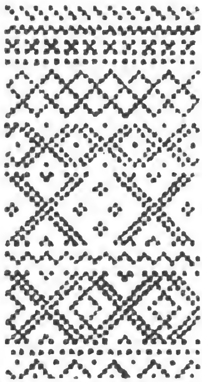
Neben der Zipollmütze ist auch die pelzverbrämte Bauernmütze mit rotem Deckel und silberner oder goldener Troddel, deren Verbreitung über ganz Deutschland geht, üblich; doch hat sich in Jamund die Sitte herausgebildet, dass dieselbe nur von Verheirateten getragen werden darf.

Legt der Jamunder Bauer die Festtracht an, so hat er nicht viel Umkleidens nötig; er zieht einfach über das Fauderhemd den langen, dunkelblauen oder schwarzen Rock von ebenfalls fifschäftigem Zeug, mit buntem Wollenstoff gefüttert. Derselbe ist ohne Kragen und Knöpfe und wird lediglich durch Haken und Ösen zusammengehalten. Die Ärmel enden in Stulpen, welche in regelmässigen Abständen mit vier Fadenösen angeschürzt sind. Statt der Taschen sind Schlitze vorhanden, um (wenigstens haben dieselben sonst in Deutschland den Zweck) bei schlechtem Wetter die Vorderteile der Rockschösse durchzuziehen und sie dadurch vor Beschmutzung zu schützen. — Um den Hals wird, je nach der grösseren oder geringeren Feierlichkeit, ein kattunenes, halb- oder ganzseidenes Halstuch geschlungen. Die Hände stecken in weissen, wollenen Fingerhandschuhen, die geschmackvolle, eingestrickte Muster aufweisen, auf jedem Finger eines in Ringform. Am Handgelenk hängen kleine Fransen von weisser Wolle.



a) Handfläche. b) Finger. c) Daumen.

Fig 5. Muster der Jamunder Fingerhandschuhe für Männer, mit weisser in weisse Wolle gestrickt.


Fig. 6. Muster der Jamunder Fausthandschuhe für Männer, mit weisser in schwarze Wolle gestrickt.

Letztere kommen sehr zur Geltung, da die Jamunder Mode verlangt, dass die unteren Teile der Handschuhe über die Enden der Rockärmel gezogen werden. Daneben finden sich auch schwarzweiss gemusterte Fausthandschuhe; doch sind dieselben mehr für den alltäglichen Gebrauch im Winter bestimmt, während die weissen Fingerhandschuhe bei jeder festlichen Gelegenheit, ganz gleich, ob Winter oder Sommer, getragen werden.

Statt der Mütze wird auf das Haupt mit seinen langen, bis über die Schultern herabwallenden Haaren ein gewaltig grosser Dreimaster gesetzt. Erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts beginnt derselbe von dem Cylinder verdrängt zu werden, der sich dann bald alleinige Geltung verschafft hat. Nach dem Schwinden des Dreimasters stellten sich noch andere Veränderungen in der Tracht ein. Die bunten, lebensfrohen Farben, sowie alles Glänzende, traten mehr und mehr zurück. Statt der vielfarbigen Bostdäuker und Mieder wurden solche in einfacherer Farbenzusammenstellung gewählt; statt der glänzend blauen Fauderhemden fertigte man tiefschwarze. Die schmucke Michelmütze, der Plünner der Konfirmandinnen, die blanke Kleinkinner-Mütz, die buntgestickten Handschuhe der Frauen und die kunstvoll gemusterten weissen der Männer, alles kam in Wegfall, ebenso der stattliche Abendmahlsmantel, der rote Brautrock und die ausgenähten Lederhosen (wie die Kniehosen überhaupt). Die Schnallen an den Schuhen fielen weg, die Zwickel an den Strümpfen hielt man nicht mehr für notwendig, die kunstvoll ausgearbeiteten Pantoffeln wurden nicht mehr gefertigt, und auch die eigenartigen Schmuckstücke der Braut, des Bräutigams und des Hochzeitsbitters sind seit Jahrzehnten nicht mehr getragen worden.

Aber selbst diese stark vereinfachte Tracht hat der modernen Kultur nicht standhalten können. Nur vereinzelt ist heute eine Jamunderin und noch seltener ein Jamunder in der Nationaltracht zu schauen. Und als ob das Unheil nicht schnell genug kommen könne, ist das Hauptdorf Jamund, welches seit zwei und einem halben Jahrhundert von jedem grösseren Brandunglück verschont geblieben war, am 3. November 1889 zur Hälfte ein Raub der Flammen geworden. Wenig haben die Leute zu retten vermocht; und ein Ersatz für die verloren gegangenen Stücke ist nicht möglich, da die Frauen, wie fast überall in Deutschland, so auch in diesem vergessenen Winkel, die Kunst des Webens und Stickens und Klöppelns verlernt haben und mit ihren Bedürfnissen auf den Händler in der Stadt angewiesen sind.

Um so mehr dürfte es am Platze sein, ein Stück echten Alt-Jamunder Lebens vor Augen zu führen. Es möge darum hier die Schilderung einer Bauernhochzeit folgen, wie man dieselbe noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Jamund und Labus zu feiern gewohnt war:

Eine Eheschliessung ist seit jeher bei dem biedern Landvolk zunächst Geschäfts- und erst in zweiter Linie Herzenssache gewesen. So auch hier. Da wird lange hin und her beraten, was er hat und was sie mitbekommt. Sind endlich die Parteien handelseins geworden, so geht's an die Vorbereitungen zur Hochzeit. Die Braut, selbst wohlhabender Leute Kind, heiratet in einen reichen Hof hinein. Da gilt's Ehre einlegen! Gross muss die Hochzeit sein, so gross, dass sie noch Jahre lang in aller Dorfgenossen Munde lebt. Das ist die Hochzeit aber nur, wenn alle, die zu den Eltern des jungen Paares und zu diesem selbst als Nachbarn, als Freunde, als Verwandte oder sonst wie in irgend welcher Beziehung stehen, als Gäste erscheinen. Einladungen über Einladungen müssen daher ergehen. Und zwar dürfen dieselben, alter Sitte zufolge, nur mündlich durch einen besonderen Einlader, den Hochzeitsbitter, erfolgen.

Zu dem Zwecke setzt sich der Bräutigam mit einem guten Freund in Verbindung. Derselbe legt seinen Sonntagsstaat an. Die langen Krempstiefeln sind frisch geschmiert; der stattliche Kirchenrock ist sauber abgebürstet. Um den Hals ist ein farbiges Seidentuch geschlungen. Auf dem Kopf trägt er einen reich mit Goldborten und Flitter benähten, rauhen Cylinderhut. Über die Hände sind die weisswollenen, in reichem Muster gestrickten Handschuhe (siehe oben) gezogen. Dann ergreift er das Zeichen seiner Würde, den Hochzeitspiess. Der Dorfschmied hat die Lanzenspitze geschmiedet; den Schaft hat er selbst kunstreich hergerichtet. Nachdem er ihn rot gefärbt, hat er in vier langen, fingerbreiten Streifen schwarzes Leder der Länge nach mit blanken Buckelnägeln an den Stock geheftet. Kränze von ausgefranstem Leder, ebenfalls mit Buckelnägeln beschlagen, unterbrechen in schuhbreiten Zwischenräumen die Längsstreifen. Hart unter der Spitze endlich ist ein Täfelchen mit einem Lederriemen befestigt. Dasselbe ist bunt bemalt und in der Mitte in Herzform ausgestochen. Unter dem Herzen steht die Jahreszahl.

So ausgerüstet macht sich der Hochzeitbitter, begleitet von einem Gesellen, auf den Weg. Ohne den Hut abzunehmen, tritt er auf die Diele des Hauses, wo er schon von dem Wirt und dessen Angehörigen erwartet wird. Dreimal stösst er mit dem Spiess auf den gestampften Lehmboden, dass es schallt, dann setzt er ein Gesicht auf, wie der Pastor auf der Kanzel, und spricht mit dröhnender Stimme, dass die Wände wiederhallen:

„Guten Abend, guten Abend ins Haus! Ist der Wirt herein oder ist er heraus? Wir haben so lange gegangen, wir haben so lange gestanden, eh' wir das liebe Hochzeitshaus haben können erlangen. Nun haben wir es einmal erlangt; Gott gebe euch viel Glück und Segen darein. — Wir

wünschen euch alles Liebe und Gute und alles Wohlergehen. Hochgeehrte und wertgeschätzte Freunde, nehmt es doch nicht vor übel an, weil wir so unverhofft zu euch herein kommen; denn wir haben eine christliche Werbung und einen freundlichen Gruss an euch zu vermelden, nicht von unsertwegen, sondern von zwei Personen, als nämlich von dem hochgeehrten Herrn Bräutigam N. N., wie auch von seiner herzvielgeliebten Jungfer Braut N. N. Weil diese beiden Personen gesonnen sein, sich durch Schickung Gottes, ihrer Eltern und guten Freunde in ein christliches Eheverlöbnis einzulassen, und, als unser Vermuten ist, am zukünftigen Freitage ihren hochzeitlichen Ehrentag anstellen wollen (als Werke zu verrichten beschlossen werden kann) und weil ihr christliches Vorhaben ohne gute Freunde und Nachbarn nicht geschehen noch vollzogen werden kann, also gelangt unser dienstfreundliches Bitten hier an den Herrn Hauswirt und an seine herzvielgeliebte Hausfrau, Kinder und Gesinde, Jungfern und Gesellen, dass sie doch möchten am zukünftigen Freitage, vormittags zehn Uhr, zu ihnen kommen und halten Hochzeit, nicht allein am Freitage, sondern die ganze Woche, so lange die Hochzeit währen wird, und essen und trinken und nehmen mit ihnen vorlieb. Und was sie euch können zu gute thun, das sollt ihr ungewegert von ihnen haben.“

„Ferner lassen sie euch bitten um einen Wagen mit vier Pferden, wohl ausgemundieret und alles was darauf gehört: Herr und Frau, Kinder und Gesinde, Jungfern und Gesellen, sie kommen geritten oder geschritten, vier, fünf, sechs, sieben, acht, soviel euer ganzes Haus vermag.“

„Ferner, so lässt der Herr Bräutigam und die Jungfer Braut euch bitten: Knaben und Jungfern, Jungfern und Gesellen, dass ihr doch möchtet ein wenig in der Zeit kommen und trinken ein Mal, zwei oder drei, und gehen mit den Brautleuten nach der Kirche und helfen ihnen den Reih stärken und vermehren und mit einem christlichen Gebet beiwohnen. Allda werdet ihr dann sehen, wie der Herr Bräutigam mit seiner vielgeliebten Braut durch priesterliche Hand verkoppelieret und verheiratet wird, und nach solchem Vertrauen werdet ihr euch in das Hochzeitshaus des N. N. in Jamund einverfügen. Allda werdet ihr dann finden ein wohlausgeziertes Hochzeitshaus, einen Tisch gedeckt, Stühle und Banken gesetzt, und werdet allda mit hochzeitlichen Ehren an einen hochgeladenen Tisch gebracht werden. Allda werdet ihr dann sehen, was Gott der Herr euch an Essen und Trinken durch Koch, Küchen- und Tischdiener wird vortragen lassen, günstig vorlieb zu nehmen, nach der Mahlzeit zum Tanz (das macht den Reih ganz) den Reih helfen stärken und vermehren; das geschieht dem Herren Bräutigam mit seiner vielgeliebten Braut zu Ehren.“

„Ferner lassen sie euch bitten, dass ihr doch möchtet keine notwendigen Sachen vorwenden, damit sie in ihren Ehrentagen nicht möchten verschwächt, sondern vielmehr gestärkt werden. Denn sie wollen sich gar keines Ausbleibens an euch versehen haben; denn wenn ihr wieder einen

Sohn oder eine Tochter ausgebt oder sonst eine Clation (lies: Collation) anstellt, so wollen sie wieder gerne Hülf und Beistand leisten, sofern als sie dazu geladen und gebeten werden."

„Ferner lassen sie euch bitten, ob ihr nicht was viel Milch und Butter habt, dass ihr ihnen doch könnt mit einem wenig zu Hülfe kommen: mit einer Kann' voll, mit einer Wann' voll, mit einem Löffel voll, mit einem Scheffel voll; denn wir verhoffen mit williger Hand eine grosse, schwarze Kanne voll, dass die Grütze gut weiss wird. Das wollen sie auch gerne sehen."

„Ferner lassen sie euch bitten, wenn hier noch wo ein unverhoffter Gast zu euch kommt, dass ihr ihn doch nicht gleich ausjagt, ihm doch was zu liegen helft auf die Bank oder unter die Bank, auf den Kumm oder dabei zu, oder bei den Mädchen, bei den Jungfern in das Bett bis an den hellen, lichten Morgen, dass er wieder zu den Seinigen in das Hochzeitshaus kommen kann. Das wollen sie auch gerne sehen."

„Ferner lassen sie euch bitten, ob hier der Herr Hauswirt nicht was viel Äpfel verwahrt, die Hausfrau nicht was viel Feigen gebackt, die Mädchen, die Jungfern nicht was viel Nüsse gepflückt haben, dass sie den Hochzeitsbittern können auch was mitteilen. Denn wenn wir wieder zu den Brautleuten in das Hochzeitshaus kommen, dass sie doch sehen können, dass wir unsere Bitte desto besser verricht't haben. Das wollen sie auch gerne sehen."

„Thut euch belieben und nicht lange bedenken; habt ihr ein Kraus Bier, so thut mir einmal einschenken. Kann's sein ein Gläschen Wein, so soll's uns desto lieber sein. Habt ihr keinen Wein, so kann's doch sein ein Gläschen Branntwein. Habt ihr keinen Branntwein nicht, so kann's sein ein gut Wort; damit reisen wir wieder frisch fort."

„Ferner so bitten wir ganz freundlich für uns und für unsere Personen: Haben wir nicht recht wohl gebeten, so mögt ihr es desto besser verstehen, desto eher kommen, desto länger bleiben, desto lustiger und fröhlicher sein; denn wir sind noch jung an Jahren, wir haben die Sache noch wenig erfahren; wir sind noch jung in Ehren, wir verhoffen, es auf ein ander Mal besser zu lehren; wir sind noch jung von Knochen, wir verhoffen, es auf ein ander Mal besser zu machen."

„Denn wir verhoffen, ihr werdet euch auf unsere Bitten wissen fleissig einzufinden und verachten Braut und Bräutigam nicht, und uns als zwei ausgesandte Diener und Boten daneben auch nicht, und nehmen mit ihnen vorlieb, was da kömmt zu Tisch, es sei Wildbret, gebratene Hühner oder Fisch, Bier oder Wein, was am besten für die hochgeladenen Hochzeitsgäste und Freunde wird sein, nach der Mahlzeit zum Trunk, fröhlich zum Sprung, mit Beten und Singen, und helfen die Hochzeit mit Freuden zu Ende bringen."

„Nun so nehmt es für eine Bitte an, weil die Bitte nicht besser

werden kann; aber die Bitte ist klein. Stellt euch desto fleissiger zur Hochzeit ein.“

„Ån Nået un Äppel un Fige
Låte sich dei Hochtidsbiddes nich vadriwe;
Wenn s' dei warre krîge,
Warres gêen still schwige.“

Nachdem ihnen die Bitte gewährt ist und sie die Nüsse und Äpfel und Birnen bekommen haben, fährt der Sprecher fort:

„Denn wir sind zwei ausgesandte Diener und Boten; wir sind gesandt von Braut und Bräutigam; sie lassen den Herrn Hauswirt und die Hausfrau freundlich grüssen von dem ersten bis zu dem letzten, den Koch mit seinen Kellen und mit seinen Gesellen, sie mögen Namen haben, wie sie wöllen. Ihr mögt das Haus so lange auf den Boden ziehen. Ihr sollt uns angenehme Gäste sein. Sie lassen euch darum bitten, ihr mögt ihre Stühle und Banken nicht zerbrechen, ihre Löffel, Teller, Tischtücher nicht zerstossen noch zerstechen, und halten euch fein säuberlich bei Tisch und treiben kein Ungewerb und Unschicklichkeit bei Tisch und halten den Herrn Hauswirt und die Hausfrau wert und lassen sein Hausgerät wohl unveracht't; und wenn euch ein Gläschen Bier wird zugebracht, so nehmet es an mit Dank. Nun so haben wir unsere Bitte mit des vollbracht. Wir wünschen euch auf den Abend eine lustige und fröhliche Sach'. Denn wir verhoffen, der Herr Hauswirt wird uns ein Kraus Bier schenken, die Hausfrau einen Stuten, als ein Arm lang, dann werden wir sagen grossen Dank. Amen“[1]).

Nachdem die Zusage von dem Hauswirt erteilt ist, zieht der Hochzeitsbitter mit seinen Gesellen in den nächsten Hof, um dort dieselbe Predigt zu halten, mit nicht minderem Ernst und mit nicht geringerer Anstrengung seiner Lungen, und so setzt er es fort, bis endlich auch der letzte Gast geladen ist. Führt ihn sein Weg ausserhalb des Dorfes, so entledigt er sich seines Auftrages hoch zu Ross.

Inzwischen mühen sich die Angehörigen der Brautleute ab, die beiderseitigen Höfe hochzeitlich herzurichten. Grosse Mengen von Butter, Weizenmehl und Grütze werden beschafft, ein Rind wird geschlachtet, Bier wird gebraut, Branntwein aus der Stadt besorgt, und bei den Fischern aus den benachbarten Seedörfern werden grosse Bestellungen an Fischen aller Art gemacht. Die Bettlöcher werden mit den frisch gewaschenen Feiertags-Vorhängen versehen. Kunstvoll sind in dieselben, weiss auf blau,

1) In dem uns vorliegenden Manuskript des Hochzeitsliedes und des Liedes zum Ausbitten, welches im Jahre 1838 von einem Jamunder Bauer niedergeschrieben ist, sind, offenbar durch Versehen des Abschreibers, die beiden letzten Absätze des Ausbitterliedes (siehe Heft 2): „Nun, ihr Herren Musikanten, ... — late sei uck birre. Amen“ hinzugefügt.

figürliche Darstellungen hineingewirkt, alte Jamunder Arbeit, schon von der Urahne gewebt und in der geschnitzten eichenen Brautlade aufbewahrt. Der Spalt, welchen die beiden Shawls der Vorhänge lassen, wird bis an die Decke der Bettlöcher ausgefüllt von schwellenden Kissen. Die breiten Einsätze der Bezüge (Büren) sind von der Braut und ihren Freundinnen eigens zu dem Feste gearbeitet und lassen auf dem blauen oder roten Inlet scharf und deutlich das prächtige Muster erkennen.

Auf der sorgsam geglätteten und mit frischem Sande bestreuten Diele und in der Stube werden Tische aufgestellt und mit schneeweissem Linnen gedeckt. An dem Ehrentische stehen neben den anderen Stühlen zwei funkelnagelneue, mit lebhaften, aber nicht grellen, das Auge verletzenden Farben bemalt. Der hochbeinige Bräutigamsschemel mit dem Doppeladler und den sich schnäbelnden Tauben und der zierlich mit Binsen beflochtene Brautstuhl, dessen kunstreich gearbeitete Rückenlehne mit zahlreichen Glöckchen behangen ist. Jetzt ist das nur Zierat; vor alters sollte der Klang wohl dazu dienen, unheilbringende Dämonen zu verjagen. So finden sich auch zuweilen statt der Schellen in dem für diesen Fall doppelt beflochtenen Boden kleine Steinchen und Scherben, die bei jeder Bewegung des Stuhles klappern und klingen.

Der Hochzeitstag naht heran. Am Abend vorher, also am Donnerstag, finden sich die Freunde der Braut in dem Hofe von Brautvater und -Mutter und die Freunde des Bräutigams bei dessen Eltern ein, um die Vorfeier (Affeiring) zu begehen. Gegessen und getrunken wird dabei, wie bei der eigentlichen Hochzeit und den darauf folgenden Tagen, nur dass die Parteien getrennt sind. Auch die Anordnung der Tische und die Art der Gerichte ist an allen Hochzeitstagen dieselbe. In der Mitte jedes Tisches stehen bunt bemalte Schüsseln und Teller von roher hinterpommerscher Technik; sie enthalten Grütze oder Reis, Kartoffeln mit Ueberguss, Fische, Butter und gesottenes Fleisch. Braten kannte der alte Jamunder nicht, obgleich der Hochzeitsbitter in seinem Spruche den Gästen den Mund wässerig macht mit Wildbret, gebratenen Hühnern und Fisch. Ueber den Schüsseln liegen grosse Brote, von feinstem Weizenmehl gebacken. Vor jedem Sitz steht ein eckiger oder runder, mit der Hofmarke des Hauswirts versehener hölzerner Teller. Derselbe ist blank gescheuert, ebenso wie der geschmackvoll aus Holz geschnitzte Löffel, mit dem männiglich zugreift, um aus gemeinsamer Schüssel von der Grütze, dem Reis, den Kartoffeln und den Fischen zu essen. Von dem Fleisch nimmt jeder nach Belieben mit dem Taschenmesser ein Stück von der Schüssel und legt dasselbe dann vor sich auf den Holzteller und zerschneidet es; ebenso nimmt er von dem Weissbrot. Die übrig bleibenden Knochen werden unter den Tisch geworfen.

Das Rindfleisch macht Durst, und der Fisch will schwimmen, ganz abgesehen davon, dass jeder Jamunder zu einer Hochzeit von vornherein

seinen rechtschaffenen Durst mitbringt. So wird denn wacker den grossen zinnbedeckelten Kannen und Krügen aus Steingut zugesprochen, die bis an den Rand mit Bier gefüllt sind. Wer's stärker und kräftiger liebt, greift nach den Flaschen mit Branntwein. Auf dem Ehrentisch wird auch richtiger Wein geschenkt, wenigstens haben die Flaschen die richtige Gestalt und der Inhalt die richtige rote Farbe.

Der folgende Tag, der Freitag, bringt die eigentliche Hochzeit. Während die Gäste sich an Warmbier und Kuchen erquicken, wird die Braut hochzeitlich geschmückt. Statt des schlichten, schwarzen Oberrockes zieht sie einen reich gefalteten Rock von brennend roter Farbe an, zum grossen Teil verdeckt von der schneeweissen, linnenen Brautschürze. Die zierlich in Leder ausgeschnittenen Brautpantoffeln, das erste Geschenk des Bräutigams an die Auserkorene, welche sie gestern bei der Affeiring getragen, machen den „bricket Schauh" Platz. Um die Schultern liegt das kleine, schwarze Abendmahlsmäntelchen, das sie heute mit dem Gang zur Trauung zum ersten Male trägt, um sich dann damit fürs ganze Leben bei jeder Nachtmahlsfeier zu schmücken. Noch aber fehlt die Hauptsache, der Brautschmuck, der in der ganzen Umgegend von Cöslin bei den Landbewohnern berühmte Jamunder Pâil. Derselbe setzt sich zusammen aus drei Stücken: aus der Brautkrone, aus dem Halsband mit Kragen und dem Leibband. Bei allen drei Teilen ist mit Edelmetall nicht gespart.

Die Brautkrone (siehe Tafel II) besteht aus einem handbreiten Reifen von Silber, mit Gold gemischt; darüber erhebt sich ein hohes Drahtgestell. Der Reifen hat eine grosse Menge kleiner Löcher, durch welche schmale Seidenbänder gezogen werden, und ist ausserdem mit Metallknöpfen besetzt. Ein jeder Knopf hat einen wagerecht abstehenden Dorn, der in Ösen zierliche Hängenbleche trägt; auch durch diese Ösen ist seidenes Band gezogen. Oben auf dem Reifen türmt sich, gestützt von dem Drahtgestell, ein fusshoher Berg von Glas- und Flitterwerk (Glaskugeln, Perlen, Zeug- und Papierblumen, Federn u. s. w.) in allen denkbaren Farben. Innen befindet sich ein mit Rauschgold beklebter Reifen, welcher das Tragen der Krone erleichtern soll. Unter der Krone ist das Haar der Braut, das im übrigen, wie sonst, im Zopf getragen wird, mit einem roten und einem schwarzen Seidenbande, die aber von aussen nicht sichtbar sind, geschmückt.

Der Brautkragen ist aus breiten Spitzen gefertigt, die in Plissees gelegt sind und mit einem Seidenband zusammengehalten werden. Er steht als aufrechte Krause über dem sogenannten „witt Kragen" (siehe oben) um den Hals, was nur durch das Hinzukommen eines etwa 3 *cm* breiten Gurtkragens möglich ist. Der letztere ist aus sehr steifem Material gearbeitet und wird mit rotbuntem Zeuge bezogen, auf welches noch Goldspitze geheftet ist. Ein silbernes Schloss mit Kette und Hängezierat schliesst ihn vorn, während

rechts und links von diesem Schlosse noch weitere silberne Hängebleche angebracht sind. (Siehe die Abbildung des Endstückes eines Gurtkragens auf Tafel II.)

Der Brautgürtel, welcher um die Jacke hart unter der Brust geschlungen wird, hat ein ähnliches, aber bedeutend grösseres Schloss (siehe die Abbildung auf Tafel II). Es zeigt zwei flache, verzierte Platten, die durch Haken und Ösen nur mittelbar verbunden werden, da der eigentliche Verschluss in der Weise stattfindet, dass von den Ösen aus eine kurze Kette zu den Haken hinüberführt und so eine Verengerung oder Erweiterung des Gürtels ermöglicht wird. An der Kette hängen rasselartige Troddeln. Der Gürtel selbst ist ungefähr 6 *cm* breit und besteht aus steifem, mit schwarzem Wollenbande bezogenem und mit rotem Seidenbande eingefasstem Stoffe, auf den Goldspitzen und Flitterwerk, sowie ein Dutzend verschiedenartig gearbeiteter, runder, silberner Bleche in Grösse der Fünfmarkstücke in regelmässigen Abständen geheftet sind.

Der Pâil ist oder, besser, war (denn jetzt besitzt ihn das Museum deutscher Volkstrachten), so zu sagen, Dorfeigentum. Wenn auch vor alters von einer bestimmten Familie käuflich erworben, so wird er doch bei jeder neuen Hochzeit für ein Handgeld verborgt, und jede Jamunder Braut, die mit Ehren ihren Ehrentag begehen darf, hat das Recht, die Hergabe des Pâil zu verlangen.

An dieselbe Bedingung knüpft sich das Tragen der goldenen Kette, welche der Braut um den Hals gelegt wird, nachdem sie die bunt ausgenähten Handschuhe angezogen und das kunstvoll gebundene, in das gestickte Brauttaschentuch gehüllte Gesangbuch in die Hand genommen hat. Das Tragen dieser langen, schlicht gearbeiteten Kette ist übrigens nicht älter als unser Jahrhundert.

Als die Prinzessin Charlotte, die spätere Gemahlin des Kaisers Nikolaus von Russland, im Jahre 1817 in Begleitung ihres Bruders, des Prinzen Wilhelm, nachmaligen Kaisers Wilhelm I. auf ihrer Reise nach St. Petersburg durch die Stadt Cöslin kam, wurde sie am Fusse des Gollenberges von einer Schar Jamunderinnen begrüsst. Dem Mädchen, welches das Begrüssungsgedicht sprach, schenkte die Prinzessin eine goldene Kette; dieselbe wurde als Heiligtum aufbewahrt und in der Folge jeder ehrlichen Braut auf dem Kirchgange umgehängt.

Der Aufputz des Bräutigams hat weniger lange gedauert. Er zieht einfach den oben beschriebenen Kirchenstaat an, nur dass er an diesem Tage eine Schleife von Seide und Goldbrokat um den Hals legt, den sogenannten Bräutigamsflor, und dass an seinem Dreimaster ein grosser Strauss von gemachten Blumen befestigt ist.

Nachdem Braut und Bräutigam in grossem Zuge zur Kirche gezogen sind und der Pastor die heilige Handlung vollendet hat, gehen alle Gäste, voran die Musikanten, zu dem Teil, welcher in den Hof hinein heiratet,

also in unserem Falle in das Haus der Braut und ihrer Eltern. Dort wird gegessen und getrunken, getanzt und gesprungen bis in die Nacht hinein, und dort findet sich zu der gleichen angenehmen Beschäftigung auch alles am Sonnabend Morgen wieder zusammen. Das geht so fort, bis um die Mittagszeit der Umzug in den Hof, in welchen die Braut hineinheiratet, stattfindet.

Jetzt tritt der Hochzeitsbitter wieder in seine Rechte. In derselben Ausstaffierung, wie wir ihn beim Einladen der Gäste kennen gelernt haben, tritt er vor die Versammlung, stösst dreimal mit dem Spiesse auf und spricht das Ausbitterlied:

„Ihr vielgeliebten und auserwählten Hochzeits-Freunde und Gäste, was soll ich euch wünschen thun für meine Person? Ich werde es wohl wissen nun, dass Gott euch geben wolle eine geratene Eh', die Gott bescheren wird. Gott bescher' euch Kindeskinder, dass die Eltern an euch Freude finden. Gott gebe euch Friede und Eintracht, dass einer den andern lieb haben mag“ [1]).

„Solches soll nun bedeuten, dass ein Bräutigam seine Braut und die Braut den Bräutigam, sie sind gleich jung oder alt, reich oder arm, hässlich oder schön, von Tagen zu Tagen, von Wochen zu Wochen, von Monat zu Monat, von Jahren zu Jahren, in Lieb und Leid lieb und wert halte, so lang' sie leben allezeit.“

„Gott regiere die Hochzeitsfreunde, dass sie nicht kommen allein zum Trinken und Essen, sondern dass sie Gott um eine wohlgeratene Ehe anrufen, die Gott bescheren wird. Gott beschere, was euch nützlich und dienstlich sei zu diesem und zum ewigen Leben, das ist der allerbeste Schatz, den man von Gott haben und wünschen mag.“

„Ferner, was soll ich euch wünschen? Gute Gesundheit, Friede und Einigkeit, damit ihr mit eurem Ehegatten in Friede und Freundschaft bleibet, bis euch der Tod von einander scheidet.“

„Ferner, so lässt der Herr Bräutigam die Jungfer Braut auch bitten mit Vater und Mutter, mit Brüdern und Schwestern, mit allen ihren gebetenen Hochzeitsgästen, dass sie doch mögen so gütig sein und ziehen mit mir in des Bräutigams Vater, Bauer N. N. in Jamund, seine Behausung über Feld. Allda werden sie uns empfangen mit Gläschen und Schenkkannen, dass wir da leben mit Gemach; zudem werden alle guten Freunde mitgebracht. Wo sind denn nun meine Lieben? Wo ist der und der und der geblieben, der mir hier und da helfen verhiess, der mir dienet mit Geniess? Nun ist all mein Hab und Gut verzehrt, ein jeder mir den Rücken zukehrt, ein jeder sieht mich lieblich an, ob ich's auch wohl lernen kann. Ich finde mich betrogen; Glück ist hingeflogen, Glück hat seinen Rat vertrieben. Wo ist denn mein Mann geblieben, der auf solche Freunde bauen kann? Freude, Friede, Freunde, soll unsere Freund-

1) Im Manuskript lautet der letzte Satz verderbt: „Solches Gott gebe, Gott finde Friede und Eintracht, dass einer den andern lieb haben mag“.

schaft sein! Ich wollt' euch wohl wünschen gute Gesundheit, Fried' und Einigkeit."

„Ferner, wenn die Leute gegessen und getrunken haben, was gehört noch mehr dazu? Gut Bier und Wein, damit sie können lustig sein. Und wenn die Gäste nicht mehr essen und trinken können, sein sie von mir gebeten, ziehen den Hut ab und geben gute Nacht. — Schlaft gesund, ihr lieben Hochzeitsgäste, Gott geb' uns einen fröhlichen Morgen!"

„Ferner, was soll ich der Jungfer Braut auch wünschen auf ihren Tisch? Ich werde es wohl wissen: gebratene Hühner oder Fisch, Bier oder Wein, damit sie kann lustig sein. Ich wollt ihr auch wohl wünschen gut Wetter und Wind, damit sie sich bei ihrem Liebchen im Bettchen gut find't. Ach wie lieblich und holdselig wird das Bettchen sein, wo die zwei Liebchen zusammen kommen hinein, wo sie sich in rechter Liebe zusammenkehren und wo einer den andern in Liebe so hält [1]), dass es unserm Gott im Himmel wohl gefällt."

„Nun ich kann nicht länger reiten hier, ich möchte auch wohl gerne was essen und trinken Bier; denn ich verhoffe, ihr werdet mir eins schenken hier. Ich wollt' mir auch wohl wünschen, dass ich auch ein Liebchen hätte, das mir so thäte! Ach, wie wollt' ich mit ihm herzen, ach, wie wollt' ich mit ihm scherzen, du allerschönstes Liebchen, du, du!" [2])

„Nun, ihr Herren Musikanten, fasset all' eure Gedanken recht zusammen, hin und wieder, spielt die besten, schönsten Lieder, die ihr nur ausdenken könnt! Wünschet Glück zu diesem verlobten Paare! Lasset sie in Ehren fahren, lasset sie in Ehren gehen, dass sie Kindeskinder sehen! Nun, ihr Herren, nehmt es wohl in acht! Dann adieu zu guter Nacht."

„Nun, so rüstet euch zu, schmieret eure Schuh, spitzet eure Schwert, sattelt eure Pferd, lasset die Sporen wohl klingen und helfet die Brautleute mit Freuden in das vorbemeld'te Hochzeitshaus hineinbringen!"

„Un nu dei Brûtlued, dei Spêllued, dei Trüwweleides, dei Bisittes, dei Köstebiddes, dei Feiringsbiddes, dei Hûsvadde, dei Hûsmudde, dei Kockmeiste, dei Kåeksch, dei Upwasches, dei Beddkemåkes, dei Dêlkestråkes, dei Fuerkeanbåetes, dei Askepråetels un all, dei hîe eie Amt häwwe, låte sei uk birre. Amen!"

Sobald der Hochzeitsbitter geendigt hat, macht sich die ganze Gesellschaft auf den Weg in das Haus des Bräutigams, um dort wieder Speise und Trank nach Kräften zuzusprechen. Der Verlauf des Mahles unter-

1) In dem Manuskript lautet die Stelle verderbt: „und wo einer den andern sich gefällt so lieben, dass es u. s. w."

2) In dem Manuskript ist, durch Versehen des Abschreibers, ganz unsinnig der Absatz aus dem Ladespruch hinzugefügt: „Denn ich bin ein ausgesandter Diener und Bote etc. — die Hausfrau einen Stuten, als ein Arm lang; dann werd' ich sagen grossen Dank".

scheidet sich nur dadurch von dem am Freitag abgehaltenen, dass allerlei Mummenschanz getrieben wird. Es erscheinen ein Mann und eine Frau in Bettlerkleidung. Er zankt, sie keift, und schliesslich liegen sich beide in den Haaren. Auch ein Bär tritt auf. Ein junger Bursche hat sich zu dem Zwecke in Erbsenstroh wickeln lassen und tanzt nun und brummt und wirft sich auf den Boden und ergötzt durch seine Spässe die Anwesenden.

So geht der Sonnabend dahin. Am folgenden Tage versammelt sich die Gesellschaft wiederum im Hause des jungen Wirtes. Speise und Trank werden in gleichem Masse und in gleicher Menge gereicht, wie an den Tagen vorher; doch erhält der Sonntag dadurch seinen besonderen Reiz, dass an ihm das junge Paar zum ersten Male als Eheleute die Kirche besucht.

Am Montag ist die Nachhochzeit (Nâhochtid). Die Gesellschaft ist getrennt: die Freunde und Verwandten der jungen Frau tafeln bei den Brauteltern, die andern im Hause des jungen Ehemannes. Bei der Nachhochzeit wird der Neuvermählten von den Frauen statt der Maikesmütz, die sie bis dahin getragen, die Fruggesmütz auf das Haupt gesetzt. Auch dem Manne wird an diesem Tage das Vorrecht seines neuen ehelichen Standes zu teil, die Berechtigung, die rote Mütze zu tragen.

Am Dienstag findet endlich der letzte Akt der Jamunder Hochzeit statt, die Ueberführung des Brautgutes von dem Hause der Eltern in dasjenige des Mannes. Zwei Wagen genügen. Dieselben sind festlich geschmückt, ebenso wie die Pferde und die Rosselenker. Ausser dem Kutscher hat auf jedem der beiden Fuhrwerke ein junges Mädchen Platz genommen: das eine sitzt vor dem Spinnrocken der Braut und spinnt, das andere windet Garn von der Haspel. Sind die Truhen, die Wiege und der übrige Hausrat an ihren Bestimmungsort gelangt und abgeladen und aufgestellt, so vereint noch einmal ein Schmaus die ganze Hochzeitsgesellschaft bei dem jungen Paare. Damit ist dann aber auch des Guten genug gethan und die Feier zu Ende, nachdem sie volle sechs Tage hindurch das ganze Dorf vom ältesten bis zum jüngsten in Aufregung versetzt und erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Zum Steinkultus in Syrien.

Auf den von mir 1882—1885 im nördlichen Syrien ausgeführten Reisen — eingetragen in H. Kiepert, Karte des nördlichsten Teiles von Syrien im Humann-Puchsteinschen Reisewerk, Berlin, 1890 — verzeichnete ich auch, was mir von dem Kultus von Bäumen und Steinen bekannt wurde. Das Merkwürdigste in dieser Hinsicht beobachtete ich bei dem Dorfe Jelbaba oder Schēch errīḥ, ca. 10 *km* östlich von 'Azâz, 15 *km* südlich von Killiz (Klîs). In meinem Reisetagebuch findet sich darüber unter dem 9. November 1882 Folgendes: „1 Uhr 14 Min. am Fusse des Hügels von Jelbaba; hier befindet sich ein Steinhaufen von ca. 2 *m* Durchmesser, auf welchem Äste eines kleinen vertrockneten Baumes liegen, die dicht mit den bekannten Kleiderfetzen umwunden sind [1]), ca. 30 *m* davon entfernt auf den Hügel zu, der berühmte schwarze Stein, der die Wunderkraft besitzt, dass, wenn sich ein mit bel aghrysy, Lendenschmerz, Behafteter in ihn legt — er ist nach der Mitte zu muldenartig vertieft — und dann in dieser Lage mehrere Male an den Beinen herumgedreht wird, die Krankheit von ihm weicht und er gesund wird. Der Stein ist 0,77 *m* breit und 1,9 *m* lang. — 1 Uhr 23 Min. fort von hier auf den mässig hohen, zwei Spitzen habenden Hügel hinauf. — 1 Uhr 25 Min. oben auf der südlicheren der beiden, durch einen Sattel von einander getrennten Spitzen. Von hier die Zijaret nordöstlich, das Dorf nördlich; in der Richtung der Zijaret, ca. 1 Stunde entfernt, ein hüjük (i. e. künstlicher Hügel) sichtbar. — Auf der anderen östlichen Seite des Hügels hinunter, ungefähr in halber Höhe links am Wege ein Stein (Kalkstein?) mit Löchern, denen das Volk die Wunderkraft zuschreibt, dass sie wunde oder schmerzende Finger, wenn dieselben in sie hineingesteckt werden, heilen; es sind ca. 8 Vertiefungen, zum Teil paarweise neben einander. — 1 Uhr 35 Min. von diesem Steine fort. — Am Fusse des Hügels befindet sich ein ähnlicher, doch grösserer Stein; der ist für Armschmerzen, er steht aufrecht und hat oben so grosse brillenartige Löcher, dass man den Arm hindurchstecken kann; dass dieses Manöver in der That oft und schon seit sehr alter Zeit vollführt wird, sieht man daraus, dass die Durchsteckstelle ganz glatt und glänzend ist. — Am Fusse des Hügels auch befindet sich die Zijaret (i. e. bewallfahrtetes Grab) des Jelbaba oder Schēch rīḥ (errīḥ), welche offenbar selbst nicht sehr alt ist, doch aus altem Material erbaut scheint; vor ihr und neben ihr liegen einige Säulen; ca. 50 *m* von dieser Zijaret entfernt, sind die beiden runden, von ca. $1\frac{1}{2}$ *m* hohen Mauern umgebenen Räume, in deren einem sich die Männer, im andern die Frauen baden, um von Krankheit geheilt zu werden. Diese beiden Steinumfassungen sind ca. 50 *m* von einander entfernt; aus beiden fliesst das Brunnenwasser heraus; ganz in der Nähe liegen die zehn Häuser, aus denen das Dörfchen besteht: die muslinischen Bewohner sprechen türkisch, doch mit deutlicher Aussprache des *'ain*

1) Über die sogenannten Lappenbäume vergl. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. S. 58. K. Nyrop Dania 1, 2 ff. W.

nach arabischer Weise, wie das auf dieser ganzen Linie, wo sich Türkisch und Arabisch berühren, die Regel ist."

Soweit mein Tagebuch. Der Name der Ortschaft ist von dem „Heiligen" hergenommen, der die Wunderheilungen bewirkt, und den man einfach „Vater, bezw. Schêch, des Rheumas" genannt hat; denn sowohl das türkische jel als das arabische rīḥ bezeichnen ursprünglich Wind, und dann rheumatische und nervöse Schmerzen jeder Art. Dass hinter dem „Heiligen" ein heidnischer Götze steckt, oder doch das in dem Steine wirkende Prinzip, die Fetischnatur des Steines, kann kaum zweifelhaft sein. Der Islam hat mit all dem mehr oder minder gründlich aufgeräumt; oft ist freilich dem Alten, durch Jahrhunderte Geheiligten nur ein Mäntelchen umgehängt worden, das Heiligenmäntelchen, wie sich ja dafür auch bei anderen Völkern unzählige Beispiele finden. Dass hier aber ein Rest aus vorislamischer, und sogar sehr alter Zeit vorliegt, wird dadurch bestätigt, dass die ganze Gegend voll ist von Erinnerungen an eine bedeutende Kultur, welche hier schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung geherrscht hat: damals waren Chazaz, d. i. 'Azāz, und das ebenfalls nahe gelegene Arpad, d. i. Tell Erfād, mächtige Städte. Und selbst in islamischer Zeit haben sich hier bedeutende Ereignisse abgespielt: auf dem weiten, schwach koupierten Terrain bei dem ebenfalls von mir besuchten (siehe Karte) von Jelbaba ca. 10 *km* entfernten edduwaibiḳ, türkisch Toipuk gesprochen, wurde im Jahre 922 d. H. (1516 n. Chr.) die Schlacht geschlagen, die unter dem Namen Schlacht von Merdsch Dābik bekannt ist, und durch welche der Übergang Syriens und Ägyptens aus den kraftlosen Händen der Mamluken in die des damals so tüchtigen Hauses Osman entschieden wurde. „Nach einer unter den Muslims lebenden und von mir an verschiedenen Orten gehörten Tradition wird hier einst der Entscheidungskampf zwischen den Türken und den Russen, bezw. den Franken überhaupt gekämpft werden; so soll es in alten muslimischen Büchern stehen; doch sagt man nicht, wem der Sieg zufallen wird:" so verzeichnete ich nach einer längeren Unterhaltung mit dem trefflichen Agha von Azāz am 8. November 1882.

Berlin.

Martin Hartmann.

Ein isländischer Blutsegen.

Aus dem 16. Jahrhundert oder früher.

(Add. Mss. British Museum 11, 242. 4°. fol. 48 b.)

Skr. 1543—93 Gottskálk Jónsson.

Þessa blodstemmu mattu senda hvert er þu villt þegar þu veizt manz heitid eda kvikendiz lit.

Stodviz blod þeim er bloder
blod fell af gudz rodu
almattigr baud otta
aund þin sarliga þinda
stattu firir dyr þar er dreyrer

dreyri gudz sonar heyri
unda logr þar er œger
firir oss vartu þindr oa krosse.
Drotten stodva þu blod þetta in nomine patris.
stodviz blod þitt. H. krus: þre † veres † res † repex
† in n(omine) p(atris) et f(ilij) et s(piritus) s(ancti).
a(men).

Kopenhagen.

Jón Þorkelsson.

Todesnachricht.

Am 3. August 1890 starb zu St. Hubert in Belgien Felix Liebrecht, pensionierter Professor des K. Athenäum zu Lüttich. Er war am 11. März 1812 zu Namslau in Schlesien geboren. Von seinen ausgebreiteten litterargeschichtlichen und volkskundlichen Studien geben zahlreiche Aufsätze Kunde, die er zum Teil in seinem Buche: Zur Volkskunde. Alte und Neue Aufsätze von Felix Liebrecht. Heilbronn 1879 gesammelt hat. Nachträge dazu brachte zuletzt die Germania (von Pfeiffer, fortgesetzt von Bartsch, jetzt herausgegeben von O. Behaghel) Wien 1890 im 2. und 3. Heft, das letzte, was unseres Wissens von ihm gedruckt ward. Auf unsere Einladung zur Mitarbeiterschaft an dieser Zeitschrift kann als Antwort seitens seiner Familie die Todesanzeige des verdienten Mannes.

Bücheranzeigen.

Hausssprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1890.

Es ist ein uralter schöner Brauch, Wohnungen und Geräte mit frommen, tiefsinnigen oder fröhlichen Sprüchen zu schmücken. In vielen solchen Aufschriften spricht sich die Lebensanschauung, die Weisheit auf der Gasse oder launiger Humor aus, manchem liegt ein Spruch eines alten Dichters zu Grunde. Solche Sprüche waren besonders in meinem Heimatlande viel verbreitet und es ist zu bedauern, dass diese Sitte, wie die alten Trachten, mehr und mehr verschwindet. So sah ich 1841 die Façade eines Wirtshauses zwischen Naunders und Reschen ganz mit Sinnsprüchen bedeckt. Als ich im Jahre 1859 wieder hinkam und sie abschreiben wollte, fand ich alle übertüncht. Die Wirtin erklärte mir, man habe sie überweissen lassen, weil solche Schriften nicht mehr in der Mode seien und man darüber lache. Einen ähnlichen Fall fand ich in Oberinnthal. Es ist hohe Zeit, dieses Erbe alter Zeit zu retten. Herr von Hörmann, der feine Beobachter unsers Volkslebens, welcher uns schon mit so wertvollen kulturhistorischen Spenden erfreut hat, giebt hier nur einen „Abhub" seiner reichen Sammlungen und wir hoffen,

dass er später ein Corpus inscriptionum tirolensium veröffentlichen werde. Herr von Hörmann, der sogar die Schreibweise genau wiedergiebt, was für Dialektforschung von Bedeutung ist, teilt seine Sprüche ganz zweckmässig in folgende Abschnitte:

1. Hausbau. Gottes Schutz und Schirm S. 1 ff. 2. Zur Gottesmutter Maria S. 37 ff. 3. Engel und Heilige S. 65 ff. 4. Lebensregeln und Lebensweisheit S. 87 ff. 5. Vergänglichkeit. Tod und Ewigkeit S. 123 ff. 6. Sonstige Sprüche religiösen Inhaltes S. 143 ff. 7. Wirtshaussprüche S. 153 ff. 8. Handwerk und Gewerbe S. 175 ff. 9. Glocken, Uhren, Scheiben, Messer S. 187 ff.

Ich erlaube mir nun einige Bemerkungen und Nachträge. Zu der Bemerkung im Vorworte XIV: „Selbst einen siglenartigen Spruch weist ein oberinnthaler Haus auf (S. 12), doch muss ich die Auflösung dieses Buchstabenrätsels — wohl eine alte Zauberformel — dem Leser überlassen", verweise ich auf eine Form „Ananisapta" (15. Jhd.), die nicht nur in einem Zimmer des Fürstenhauses zu Meran, sondern auch in einem Hause zu Kurns sich befindet. Im Fürstenhause ist die Lösung: „Andidotum Nazareni aufert necem intoxicationis, Sanctificet almenta poculaque Trinitas" in Spruchschleifen beigegeben [1]).

S. 61, 65, 72 sind hübsche Kindergebetchen mitgeteilt, die zu Haussprüchen verwendet sind.

Bei der Durchsicht ist uns der Gedanke gekommen, es wäre wohl der Mühe wert, solche Sprüche weiter zurück zu verfolgen, wie es R. Köhler bei dem Spruche „Mich wundert, dass ich so fröhlich bin", hier S. 17, mit so grossem Glücke gethan hat: Germania VI, 368—372. XXXIII, 313—332. Der Spruch: „Dorn und Distel stechen sehr", S. 96 begegnet schon bei Pauli, Postilla, 97 a, Wander I, S. 678. Zu „Wir bauen Häuser hoch und fest", S. 124, vgl. Oswald von Wolkenstein S. 277.

Wir pawen hôch auf einen tant
an heusern, vesten, zier,
und tät doch gar ein slehte wand,
die lenger wert dann wir.
volg brûder, swester, arm und reich,
paw dort ein sloss, das dich wert ewikleich.

Der Spruch: „Da es mir wohl erging auf Erden", S. 104, beruht auf Ovid.

Zu Abschnitt Nr. 8 tragen wir aus Neustift bei Brixen die Reime in einer Schmiede nach:

„Gott sei Lob und Dank gesagt,
So oft der Hammer auf das Eisen schlagt.
Eben soll auch jeder Knall,
Maria, Dir zum Lob erschall.
Auch St. Johann und Florian
Ehren wir als Schutzpatron,
Dass sie uns schützen und bewahren
Vor Wasser und Feuers Gefahren".

Zu den Glockensprüchen findet sich eine reiche Lese in „Der deutsche Anteil des Bistums Trient. Brixen 1866" zerstreut. Ein sinniger Spruch steht auf der Schlossuhr zu Gufidaun: „Vides horam et nescis horam".

1) Deutsche Haussprüche aus Tirol. Gesammelt von W. O. (Innsbruck, 1871.) S. 40.

Eine reiche Ausbeute zu Abschnitt 9 würden die Sprüche auf den Bestecken, die in Sterzing gefertigt wurden, geben. Ein auf den beinernen Heften derselben oft vorkommender Spruch ist der hier S. 155 mitgeteilte:

Trink und iss,
Gott nit vergiss.

Für die fernere Sammlung möchten wir den um Tiroler Volkskunde hochverdienten Herausgeber auf die Sprüche an einem Hause in Wens, auf die am alten Gerichtshause in Fondo, sowie auf die Hans Sachsischen Sprüche im alten Gerichtshause zu Schwaz und auf die Reime im Fürstenhause zu Meran aufmerksam machen.

Gufidaun. Ignaz v. Zingerle.

Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und D. A. Kapferer. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1889. Zweite Folge. 1890.

Herr Liebeskind fühlte, dass selbst kleine Last dem Touristen und Bergkraxler nicht angenehm sei, und fasste den lobenswerten Plan, dem Fusswanderer „alpine Volkslitteratur“ als leichtes Gepäck mitzugeben. Es ist dieser Gedanke nur zu billigen, wenn man bedenkt, dass selbst Amthors „Führer durch Tirol“ manchen Herren zu schwer wurde, und wir begrüssten die kleinen schmucken Büchlein, die man so leicht wie alte Amulete tragen kann, mit Freude.

Den Anfang dieser alpinen Sammlung machten unseres Wissens die Schnadahüpfeln 1889.

Herr Greinz leitet das erste Büchlein mit einem kurzen Vorworte, V—XV, ein. Da liest man S. XII: „Da in der deutschen Leserwelt die Schöpfungen eines Karl Stieler, Hans Grasberger u. a. ohnedies schon längst eingebürgert sind, kann man wohl ein ziemlich grosses Verständnis für Dialektdichtung voraussetzen“. Warum wird hier Franz von Kobell, der uns Tirolern so nahe steht, nicht genannt? Wir hätten auch erwartet, dass über die verschiedenen Benennungen dieser Liedchen, über deren Verbreitung einige Worte gesagt wären. Gewöhnlich wird angenommen, dass sie im „sangesfrohen“ Unterinnthal und besonders in Zillerthal einheimisch sind, aber sie sind auch jenseits des Brenner, z. B. in Passeier und Ulten zu Hause. B. Weber teilte in dem Werke: „Das Thal Passeier und seine Bewohner. Innsbruck, 1852“ S. 276—287 solche Volksliedchen unter dem Titel „Stichreime“ mit; anderswo heissen sie „Trutzreime“, „Trutzlieder“ oder „Gsanglen“. Im Vorwort vermissen wir auch eine Erwähnung der „Schnaderhüpfeln aus den Alpen. Herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Zweite verbesserte Auflage. Innsbruck, 1862“ — eine Sammlung, die wir allen Freunden der alpinen Volkslitteratur nur empfehlen müssen.

Die vorliegende Sammlung bringt vieles echt Volkstümliche und wird die Leser anmuten und erfreuen. Es begegnen uns da, man verzeihe den Ausdruck, oft „Epigramme“ voll Laune, Würze — oder Sprüche der „Volksweisheit“ in heiterer Form.

Aber es begegnen uns auch gar manche Worte und Stellen, die nicht volkstümlich oder dialektisch sind: z. B.: die Sonnen — der Mond S. 49, 's Echo (!) S. 8,

„Hast an andern küsst" S. 19, „Wia a alti Schatull" S. 40, „Der Wald kun französisch — Und hat g'antwort't: „wui, wui!" S. 69. — „Was nutzt Diar a Chras'n, Wenn'st nit damit fahrest" S. 77.

Überhaupt hätte auch in „echten" Schnaderhüpfeln der Dialekt besser gewahrt werden sollen, z. B. ist zu lesen:

S. 1: varreiss'n. S. 4: wög gatrieb'n. S. 18: blob: mog (nicht mag). S. 19: schüen: thüen (nicht schöan: thoan). S. 38: Kuchldiarn: thian (nicht thoan). S. 44: wichtelwachtl. S. 98: statt valiart valürt.

Auch in den Anmerkungen fallen uns Verstösse auf, z. B. S. 5: Schneid a Wes'n (gewaltig viel?!). S. 73: liabi Zusl (Kosename, etwa „Schatzerl" —). S. 83: Bike, bake, bed (wohl irgend eine Art Lautmalerei für das Klappern der Mühle.)

Wie dies vielbekannte Kinderlied (Simrock, Das deutsche Kinderbuch [1857], S. 187. Wolf Zt. III, 265—266) und andere (S. 81—96) in das Reich der Schnadahüpfeln geraten sind, mag der liebe Gott und die beiden Herausgeber wissen, — wir begreifen es nicht.

Wir müssen den Herausgebern grössere Strenge und tieferes Studium der Volksdialekte empfehlen.

Aber auch so werden immerhin die Büchlein heiteren Touristen willkommene Begleiter sein.

Gufidaun. Ignaz v. Zingerle.

Bruno Bucher. Die alten Zunft- und Verkehrs-Ordnungen der Stadt Krakau. Nach Balthasar Behems Codex picturatus in der K. K. Jagellonischen Bibliothek. Mit 27 Tafeln in Lichtdruck. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold Sohn. 1889. Ss. XXXVI. 112. hoch 4°.

Die Universitätsbibliothek in Krakau verwahrt unter ihren Handschriften als ein Prachtstück eine im Anfange des 16. Jahrhunderts von dem damaligen Cancellarius der Stadt Krakau, Balthasar Behem, angelegte und grösstenteils selbst geschriebene Sammlung der städtischen Privilegien, der Eidesformeln der Ratmänner, Zunftmeister u. s. w. und endlich der jura municipalia oder Willküren der Stadt, die mit 25 trefflichen Miniaturen geschmückt sind, welche die Zünfte und Handwerke in Scenen aus ihrem Leben verbildlichen. Die Handschrift führt nach dem Bilderschmuck ihrer dritten Abteilung den Namen Codex picturatus und hat wegen dieser Gemälde vornehmlich die Aufmerksamkeit seit längerer Zeit auf sich gezogen. Dieselben sind für das Leben zu Krakau im Anfange des 16. Jahrhunderts, namentlich für Trachten und häusliche Einrichtung sehr lehrreich. Dass sie in Krakau entstanden sind, wird nach der Mischung west- und osteuropäischer Kostüme, wie sie damals und noch später in der alten polnischen Krönungsstadt, die doch zugleich in jener Zeit noch überwiegend deutsche Bürgerschaft hatte, zweifellos anzunehmen sein. Behem liess die Bilder für sein Buch malen als Illustrationen seiner Sammlung von Zunftgesetzen, und ist über der Erläuterung gestorben, da er nur für zwölf derselben den Text selbst geschrieben hat. Ob der Maler ein Deutscher oder ein Pole war, lässt sich kaum entscheiden. Eitelberger fand Nürnbergsche Schule in den Bildern; Br. Bucher, der Herausgeber des vorliegenden Buches, niederrheinische.

Jedenfalls war es ein glücklicher Gedanke, diese Bilder samt dem Text der Willküren und mit einer Reihe urkundlicher verwandter Verordnungen im Anhang, als Festgabe bei der ersten Jubelfeier des K. K. Österreichischen Museums zu Wien in würdiger Weise herauszugeben. Den fünfundzwanzig Zunftbildern sind noch beigesellt das ursprünglich in den hintern Deckel der in roten Sammt (jetzt in Leder) gebundenen Handschrift eingefügte grosse und schöne Bild der Kreuzigung Christi, ferner das Wappenbild Krakaus, welche Miniatur auf die Vorrede Behems in der Handschrift folgt. Die Wiedergabe der Gemälde durch Lichtdruck ist vorzüglich gelungen. Das ganze Buch ist aufs würdigste auch typographisch hergestellt.

Die Zunftsatzungen und Polizei-Verordnungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind grösstenteils deutsch geschrieben. Krakau war nach Magdeburgischem Recht 1257 als Stadt ausgesetzt und deutsche Einwanderer und ihre Nachkommen bildeten den bedeutendsten Teil der Bürgerschaft. Polen und Deutsche sassen friedlich neben einander, in den Zünften schloss keine Nation die andere aus. Noch heute hat aber Krakau in der Anlage der ganzen Stadt, und ausserdem in der schönen Marienkirche, der Hauptkirche der Bürgerschaft von alters her, die deutlichen Beweise dafür, welche Bedeutung die deutschen Bürger für das Leben und die Blüte der Stadt vom 13.—16. Jahrhundert gehabt haben.

Das Deutsch der Willküren und anderer Urkunden ist das Mitteldeutsche, wie es im 14. und 15. Jahrhundert in dem benachbarten Schlesien geschrieben und gesprochen worden ist. Für das Verständnis ist durch ein angefügtes Glossar gesorgt. Dasselbe könnte vervollständigt und hier und da verbessert werden; aber dazu ist hier nicht der Ort. Dagegen wollen wir auf einiges aufmerksam machen, was für häusliche Einrichtung und Trachten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts wichtig ist, indem wir einige der Bilder genauer schildern. Die Ausführungen des Herrn Herausgebers leisten uns dabei gute Dienste, da derselbe durch seine Worte die dem Lichtdruck mangelnden Farben ersetzt hat.

Zu dem Paragraphen, wie sich der fremde Kaufmann (gastkoffman) bei und während des Jahrmarkts verhalten soll, ist ein Bild gemalt (Tafel II), welches uns in einem Vorgemache, das gradeaus durch rundbogiges Doppelfenster die Aussicht in eine weite Landschaft bietet, den fremden Kaufmann zeigt, der drei Warenballen von einem bewaffneten Spediteur übernimmt. Aus diesem Vorgemache führen zwei Stufen links in eine Stube, von der man einen Ausschnitt mit Tisch und Wandbank vor einem Fenster sieht. Der Maler hat sich wohl in ein Gasthaus gedacht und nicht auf das Niederlaghaus der Stadt, wo die Gäste allein ihre Güter niederlegen und verkaufen durften.

In dem Text werden Kaufleute aus Ungern, Merhern (Mähren), Böhmen und Schlesien genannt. Der vor uns stehende stattliche Handelsherr gehört aber weiter in die Türkei hinein, denn er trägt einen grünen Turban, ein weites und langes Übergewand von Goldbrokat, grün gefüttert, und einen roten, gegürteten, zur halben Wade reichenden Leibrock, der im Shwalkragen um den Hals schliesst und das Hemd oben noch sehen lässt. Strümpfe und Niederschuhe decken die Füsse. Mit einem Stabe berührt der Herr seinen linken Fuss. Der Mann vor ihm trägt kurzen grauen Reiterrock mit rotem Besatz, graue Hosen und naturfarbene Reiterstiefel, ein langes Schwert an der Linken, ein Dolchmesser in Scheide rechts im Gürtel. Um den Hals ist ein nach hinten kapuzenartiges Tuch geschlungen, das mit zierlichem Knoten auf der Brustmitte schliesst. In der Rechten hält er seine Kappe. Der Mann ist ein Beweis, wie die Führer der Warenzüge damals gewaffnet sein mussten. Die Einrahmung des Bildes bilden bunte Säulen, die oben mit Pflanzenornament an der Balkendecke des Gemachs abschliessen.

Zu dem „Gesetze der Sneider diser Stad" malte der Künstler ein lebendiges Bild mit unleugbarem Humor (Taf. VI). Wir sehen in die graugetünchte Schneiderwerkstatt mit brauner Balkendecke, und blicken durch zwei, die Hinterwand fast ganz einnehmende Fenster auf eine malerische Stadt mit bergichtwaldichter Umgebung. In der Mitte des Bildes steht eine feine schöne Dame in enganschliessendem, weitschleppigem, türkisblauem Kleide mit weissen Ärmeln, den Kopf mit weit am Rücken herabhängendem Schleier geschmückt. Ihr nimmt der Meister an der linken Schulter gerade Mass, während sie nach rechts auf den roten Stoff blickt, der über den Schoss eines sitzenden Gesellen gebreitet ist, welchem ein Ziegenbock aus der Rechten frisst. Ein grüner Kranz liegt schräg über die zierlich frisierten Kopfhaare des mädchenhaft aussehenden Burschen. Rechts an der Wand steht der Zuschneider vor einem Tisch und macht durch das ausgebreitete rotbraune, mit goldenen Kleeblättern durchwirkte Tuch mit der Schere einen Querschnitt. Er hat Zwickelbart und trägt eine barettartige Mütze. Sämtliche Schneider sind in sehr bunten Joppen, als ob sie der Vorschrift der städtischen Verordnung trotzen wollten: kein Sneyderknecht noch meister zal keyn ander Joppe tragen wenn (als) von einerley farbe brust und ermel. An der linken Wand sind verschiedenfarbige Stoffe über eine Stange gelegt; darunter hängt eine Männermütze mit breitem Schirm von grünem, rauhem oder flockichtem Zeug. Eine Sitzbank zieht sich an dieser Wand und unter den Fenstern hin. Über die Diele sind bunte Flecke gestreut. Bunte Pfeiler mit Kapitellen, aus denen Pflanzenwerk steigt, das sich oben vereinigt, rahmen das Bild ein.

Die XVII. Miniatur versetzt uns in eine Schusterstube. Vorn öffnet sich ein Blick ins innerste Eheleben des Meisters Pechdraht; hinten sehen wir in einem erkerartigen Anbau der Stube den kahlköpfigen Meister in weissem Überhemd, das auch der eine der beiden auf dem Dreischemel arbeitenden Gesellen über dem Rocke trägt. Der Meister schneidet auf dem Tische Schuhe zu. Über ihm hängt an einem Stangengestell ein fertiges Paar, sowie andere auf dem Brett des Butzenscheibenfensters in seinem Rücken zu sehen sind.

Interessanter ist die Vorderscene: die Frau Meisterin sitzt in grünem, spitzschleppigem Kleide mit Busenausschnitt, den weisses Unterzeug deckt, und einem am Hals schliessenden Überhemdchen, auf dem Kopfe eine den ganzen Haaraufbau des Hinterkopfes bedeckende, mit aufgenähten weissen Wolken verzierte Haube, unter der das blonde Vorderhaar mit Seitenlocken hervorschaut, am Spinnrocken, nahe der Thür. Hinter ihr an der Wand ist ein vierreihiges Aushängebrett mit dem Vorrat der Werkstätte zu sehen; auf demselben sitzt der Haushahn. Zum Knie der Mutter streckt ein ganz nacktes Kind das Händchen hinauf, das soeben jenen kleinen Schneckenberg auf die Diele gesetzt hat, der als Attrappe auf den Tafeln französischer Könige beliebt war. Auf der anderen Seite der Frau Meisterin sitzt, halb liegend, ein Spielmann mit seinem Dudelsack auf dem Stubenboden; die Narrenkappe ist von dem kurz geschorenen, aber nicht kahlem Kopf zurückgeschlagen. Er trägt einen eleganten hellen Rock, den der Gürtel mit Täschchen mitten umschliesst. Auf den Rocksaum sind Buchstaben gestickt. Die Füsse stecken in weit ausgeschnittenen Schuhen. Er scheint mit der jungen Frau zu liebeln. Jedenfalls ist es ein feinerer Bursch als der Spielmann der dritten Miniatur (Krämer), welcher nacktbeinig und barfuss in einem citronengelben ledergegürteten Rock mit Kapuze, den Dudelsack unter dem Arm vor der offenen Krambude steht und etwas von den Lebensmitteln, die sie enthält, von der Budenjungfer kaufen möchte.

Gern würde ich noch weitere Bilder beschreiben, aber der Raum verbietet

es, und das Mitgeteilte wird genügen, um auf die reiche Quelle für Trachten- und Sittengeschichte in diesen Krakauer Bildern aufmerksam zu machen.

Aus dem Anhange, der grösstenteils aus dem Kodeks dyplomaticzny miasta Krakowa von Piekosiński geschöpft ist, seien einige interessante Dinge hervorgehoben.

Durch eine (lateinische) Ratsverfügung von 1336 wird eine Hochzeitsordnung gegeben, welche für die damalige Wohlhäbigkeit der Krakauer Bürgerschaft zeugt. Der Bürger soll nicht mehr als 90 Personen, je drei auf dreissig Schüsseln gerechnet, zur Hochzeit laden. In diese 90 werden aber Jungfrauen, Priester, alle Gäste, welche nicht das Stadtrecht haben, und die Diener nicht eingerechnet. Jeder eingeladene Stadtbürger zahlt an den Bräutigam oder den Brautbitter (nuntio sponsi) für sich zwei Groschen, ebenso jede Frau; die Mädchen zahlen einen Groschen. Es dürfen nicht mehr als fünf Gerichte aufgetragen werden.

Ferner wird bestimmt, dass nicht mehr als acht Spielleute (joculatores) bei der Hochzeit sein dürfen, welche Lieder singen und sagen, sogenannte Reimer (Rimarii). Wer von ihnen Unflätereien vorbringt (vendentibus vnroth) wird hinausgeworfen.

Wenn die Braut zum Brautbade geht, dürfen nicht mehr als zwanzig Personen sie begleiten.

Bei Strafe von fünf Mark wird verboten, vor der Vermählung mit einer Jungfrau oder einer Witwe, einen Vorschmaus (prelibationum que vururthen vel ein genesche vulgariter nuncupatur) zu geben oder durch einen andern geben zu lassen.

Im Jahre 1427 sind die Waffenvorräte der Zechenrüstkammern gemustert worden und haben viel vermissen lassen, so dass der Rat eine Verordnung erlässt, was in communi thesauro ipsius artificii alias Czeche sein soll.

Die Bewaffnung besteht danach aus Platten, Brustblechen, Schurzen, Eisenhandschuhen, Panzern, Eisenhüten, Hauben, Lepken (poln. lepka, Helm), Tartschen, litauischen Schilden, Handbüchsen, Spiessen, Museisen und Flegeln. Letztere sind stark vertreten.

Im Jahre 1421, am Valerianstage (18. April), erlässt der Rat einen (deutschen) Brief an die Zechmeister und Meister der Wollenweber wegen ungebührlichen Verhaltens der Knappen (Gesellen) der Zeche, welche selbst an hohen Feiertagen in der Nähe der Kirchen beim Biere mit ungestümer Rede und Geschrei die Ruhe stören, und am letzten Osterfest den Unwillen der Geistlichkeit mit Recht erregten, indem sie auf der Stephansgasse nahe bei der Kirche sich unter einander aufs neue getauft und Namen gegeben haben, was eine zur Ketzerei neigende Lästerung sei. — Da hätten wir wohl die älteste Spur der Fuchstaufe.

Berlin. K. Weinhold.

Kristoffer Nyrop, Navnets Magt; en folkepsykologisk Studie; Kopenhagen, 1887. (Separatabzug aus „Mindre Afhandlinger, udgivne af det filologisk-historiske Samfund"; Kopenhagen, 1887); 97 S., 8°.

Ausgehend von der Überzeugung, dass unverständlich gewordenen Worten und Gebräuchen der Gegenwart stets irgend welche ältere Bedeutung oder Übung zu Grunde liegen müsse, die zur ihrer Zeit leicht verständlich und erklärbar war.

sucht der bekannte Romanist der Kopenhagener Universität diesen Gedanken durch eine Untersuchung über die Macht des Namens zu beweisen und zugleich näher zu erläutern. Diese Untersuchung reicht weit über den Rahmen der deutschen und selbst der germanischen Volkskunde hinaus; aber sie bietet soviel Interessantes auch für diese letztere, dass ihrer wohl auch an diesem Orte gedacht werden mag.

Der Verfasser bringt zunächst reiches Material bei über die Macht, welche dem Namen in den verschiedensten Richtungen zugeschrieben wurde. Er weist nach, dass es nach dem Glauben der verschiedensten Völker als schädlich gilt, überhaupt oder doch zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Orten oder bei bestimmten Verrichtungen den Namen bestimmter Personen oder Personenklassen, bestimmter Tiere, Vorgänge und dergleichen zu nennen, und dass demzufolge Umschreibungen oder anderweitige Bezeichnungen an die Stelle des eigentlichen Namens zu treten haben. Er geht ferner den Tabu-Gesetzen bei wilden Völkern nach, soweit diese das Nennen des Namens von Personen, Tieren, Krankheiten, Orten und dergleichen verbieten, und zeigt, das solche Verbote stets in Verhältnissen der Ehrerbietung, Unterwürfigkeit oder Furcht wurzeln. Insbesondere wird auch das Verbot des Aussprechens des eigentlichen Namens der Gottheit beachtet, wie es sich bei den Juden sowohl als bei anderen Völkern findet, und werden damit die mancherlei Entstellungen in Verbindung gebracht, welchen der Name Gottes, und andererseits auch wieder der Name des Teufels ausgesetzt ist. Auch die Folgen werden besprochen, welche das verbotwidrige Nennen des Namens äussert, und wird dabei zumal des häufigen Falles gedacht, dass dieses dem Benannten den Tod bringt oder dessen Verschwinden zur Folge hat. Weiterhin wird dann aber ausgeführt, dass nicht nur der Name der Gottheit, sondern auch jeder andere Name nach älterer Vorstellung den Schlüssel zum inneren Wesen des Benannten bildet, und damit auch zur Herrschaft über diesen; an einer langen Reihe der verschiedensten Vorkommnisse wird dies dargethan, und sodann auch der Schutz besprochen, welchen der oder die Namen Gottes gewähren, und die Folge, welche der Teufel, Tote, Entfernte, von der Mahr gerittene Leute leisten, wenn sie bei ihrem Namen angerufen werden, womit dann auch wieder der Gebrauch des Namens bei Verzauberungen zusammenhängt. Endlich wird, ausgehend von dem Satze, dass erst der Name den Menschen zum Individuum mache, auch noch die Bedeutung der Namensgebung und des Namenstausches besprochen, die Namenswahl samt den dabei zu beobachtenden Grundsätzen, die Namensveränderung, und dergleichen mehr. Zum Schlusse sucht der Verfasser sodann noch, S. 88—92, die Ergebnisse zusammenzustellen, welche sich seiner Meinung nach aus dem vorgeführten Materiale gewinnen lassen. Er nimmt an, dass die Verbindung, welche sich durch Ideenassociation oder Sympathie zwischen verschiedenen Dingen knüpfe, obwohl an sich nur subjektiv, für den primitiven Menschen zu einer objektiven und realen geworden sei. Von hier aus ergiebt sich nun, dass man nicht nur durch geeignete Behandlung des Bildes eines Menschen oder eines Teiles seines Körpers auf diesen einwirken kann, sondern dass man auch durch gehöriges Handtieren mit dem Namen einer Person oder Sache über diese selbst eine Herrschaft ausüben kann, da ja dieser Name mit dem Benannten zusammenfällt, — dass ferner die Kenntnis und der Gebrauch des Namens überirdischer Wesen zu diesen selbst ein engeres Verhältnis erschliesst, während andererseits das leichtfertige Aussprechen solcher Namen, oder auch der Namen von Personen, Tieren, Örtlichkeiten, Krankheiten, die man zu scheuen oder zu achten hat, als für diese kränkend gelten kann, und darum unterlassen werden muss, wenn man nicht üble Folgen auf sich ziehen soll. Man wird sich mit diesen Ergebnissen einverstanden erklären können und über sie hinaus auch noch so manche andere Belehrung aus dem gesammelten

Material und aus zerstreuten Bemerkungen des Verfassers schöpfen, was natürlich nicht ausschliesst, dass man jenes Material hier und dort durch einzelne weitere Notizen bereichern, und gegen einzelne Bemerkungen allenfalls auch seine Bedenken haben kann. Für Beides noch einige Belege.

Der Verfasser bemerkt, S. 20, dass man auf Island nach Sonnenuntergang den Fuchs nicht bei seinem rechten Namen nennen darf; er hätte aber auch erwähnen können, dass man während der Fastenzeit dort weder von Fleisch noch Fett sprechen darf: klauflax, d. h. Klauenlachs ist das erstere, afrás, d. h. Ablauf das letztere zu nennen (Jón Árnason, þjóðsögur, II, S. 573—4). Der Glaube an die Kraft des höchsten Namens Gottes ferner, von welchem S. 37 ff. die Rede ist, spielt auch auf Island seine Rolle (Sturlúnga, IV, cap. 6, S. 96; Ólafs s. Tryggvasonar, cap. 200, FMS. II, S. 147—8), natürlich durch Vermittlung der Kirche. Dafür, dass das Anrufen beim Namen entzaubert, möchte ich, zu S. 50 bis 51, anführen, dass nach einer isländischen Volkssage ein Mädchen, welches von einer Elbinn entführt werden soll, hierdurch errettet wird (Jón Árnason, I, S. 59). Wie Sigurdr dem sterbenden Fáfnir seinen Namen verheimlicht, damit er ihn nicht mit dessen Nennung verfluchen könne, S. 66—7, sagt auch die Hauksbók, dass man gerne zwei Namen trug, um einen übrig zu haben, falls man unter dem anderen verflucht würde, und der þorsteins þ. hvíta, S. 46, dass der Besitz zweier Namen längeres Leben verbürge (Eyrbyggja, ed. Gudbrandur Vigfússon S. 126). Zu S. 82 bemerke ich, dass auch nach isländischem Glauben dem Toten von Nutzen war, wenn ein anderer nach ihm benannt wurde und dies auch dem letzteren Glück brachte (Vatnsdæla, cap. 3, S. 7 und cap. 6, S. 12; Finnboga s. ramma, cap. 9, S. 19 und cap. 36, S. 70; Svarfdæla, cap. 5, S. 17 und cap. 26, S. 89), wie denn insbesondere Heidenleute ihren Namen auf diese Weise „unter die Taufe zu bringen" suchten (þorsteins þ. uxafóts, in der Fbk, I, S. 255). Ein Beispiel aus neuerer Zeit zeigt, wie sogar der Satan solchen Versuch macht (Jón Árnason, II, S. 22—3); nach frühzeitig Verstorbenen benannte man aber nicht gerne Kinder (Sturlúnga, VII, cap. 27, S. 219). Wie man glückliche und unglückliche Namen kennt, S. 86, so weiss man auf Island von „harten" Namen zu erzählen, dass die Leute, die sie tragen, Übles bedeuten, wenn sie jemandem im Traume erscheinen (Jón Arnason, I, S. 415). Holbergs „Vil jeg Johannes hede", S. 87, ist doch wohl nur unser deutsches „ich will Hans heissen", worüber Grimm, DWB, IV, 2, S. 458, zu vergleichen; zu S. 97, resp. 81, Anm. 3 ist aber „unser Hänschen im Keller" zu stellen, vergleiche ebenda, S. 462 und dergleichen. — Bedenklich erscheint mir aber zunächst die Anknüpfung des Wortes „bryllup" an die angebliche Sitte eines wirklichen Laufens um die Braut (S. 4), woran freilich schon J. Grimm in seinen Rechtsaltertümern gedacht hatte. Ich möchte lieber mit V. Finsen (Annaler for nordisk Oldkyndighed, 1849), S. 236, Anm. 5 an den Ausdruck „at hleypa til" „hleypa til fjár" (Björn Halldórsson, h. v.) und dergleichen anknüpfen, und an die consummatio matrimonii denken. Bedenklicher noch ist mir, dass der Verfasser nicht nur, S. 15, die Bezeichnung des Blutes als Schweiss, sondern, S. 91—2, Anm. 3, die ganze Jagdsprache unter den hier massgebenden Gesichtspunkt bringen will. Sogar in einer der ältesten Christenrechte Norwegens, BþL. I, §. 5 (II, § 2), wird sveita für das Blut gebraucht, welches die Kirche, dem mosaischen Gesetze folgend, zu essen verbot, und auch in den Eddaliedern und in skaldischen Gedichten wird das Wort in gleichem Sinne verwendet, wie denn auch bei uns ausserhalb der Jägersprache „Schweiss" vordem für Blut gebraucht wurde. Neben der Jägersprache steht ferner auch eine eigene Seemannssprache, Bergmannssprache, Gaunersprache und dergleichen, welche man doch nicht alle auf den Glauben an „die Macht des Namens" wird zurückführen können; eher

wird man wohl an Wirkungen der zunftmässigen Geschlossenheit des Berufslebens zu denken haben.

Selbstverständlich wollen übrigens solche Bedenken nicht die Freude an der höchst verdienstlichen Schrift trüben, vielmehr nur die vielfache Anregung zum Ausdrucke bringen, welche sie gewährt, und für die dem Verfasser unser herzlicher Dank gebührt.

München. K. Maurer.

Huld. Safn alþýdlegra íslenzkra fræda. Útgefendur: Hannes Þorsteinsson, Jón Þorkelsson, Ólafur Davídsson, Pálmi Pálsson, Valdimar Ásmundsson. I. Reykjavík. 1890. Sigurdur Kristjánsson. (80 S., 8°.)

Unter diesem Titel ist soeben hier in Reykjavík das erste Heft einer Zeitschrift für isländische Volkskunde erschienen. Die auf dem Titelblatt genannten Herausgeber sind emporstrebende junge Gelehrte und Litteraten, teils hier, teils in Kopenhagen wohnhaft; Hauptredakteur scheint der tüchtige Bibliothekar Pálmi Pálsson zu sein. Das vorliegende Heft wird durch eine von Hannes Þorsteinsson mitgeteilte neuisländische Saga — Þáttur Tindala-Íma — eingeleitet. Der Verfasser dieser Sage, der verstorbene volkstümliche Litterat Gísli Konrádsson hat hier wie sonst mit grossem Erfolg die Schreibart der alten Saga nachgeahmt und auf neuere Stoffe übertragen. Dann hat Pálmi Pálsson die Rímur Þorgeirs stjakarhöfda mitgeteilt; es ist ein Gedicht wahrscheinlich aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, eine versifizierte Volkssage, die im 10. Jahrhundert spielt und vielleicht einer älteren prosaischen Sage oder Þáttur nachgedichtet ist. Es folgen verschiedene Volkssagen und Gedichte von Ólafur Davídsson, dem jüngeren Jón Þorkelsson und mehreren anderen mitgeteilt. Im ganzen sind die Beiträge wertvoll und der Inhalt des kleinen Heftes abwechselnd.

Reykjavík. Þ.

Dania. Tidskrift for folkemål og folkeminder udgivet for universitetsjubilæets danske samfund af Otto Jespersen og Kristoffer Nyrop. Bind I, hæfte 1. København Lybecker og Meyer 1890. (80 S. 8°.)

Mit Freude zeigen wir das eben erschienene 1. Heft einer neuen Zeitschrift an, die sich die Aufgabe stellt, die Kenntnis der dänischen Mundarten und Volksüberlieferungen zu fördern. Die sprachliche Abteilung, unter Leitung von O. Jespersen, soll Untersuchungen über Bau und Geschichte der lebenden Volkssprache, über Ortsnamen, Volksetymologie, Redensarten u. s. w. bringen. Die zweite, unter Leitung von Kr. Nyrop, wird Lieder, Sprichwörter, Aberglauben etc. sammeln und Untersuchungen über Herkunft, Ausbreitung und Bedeutung der Volksüberlieferungen geben. Auch Bücheranzeigen und orientierende Übersichten über volkskundliche Litteratur sollen je nach dem Raum gebracht werden. Das 1. Heft enthält eine Untersuchung über die Lappenbäume von Nyrop und eine lautphysiologische Abhandlung über die in der Dania gewählte Bezeichnung der dänischen Laute. Ein kurzer Artikel von Jespersen über die Stellung der Partikel *mon* macht den Schluss. Wir rufen der befreundeten Zeitschrift ein herzliches heilâ heil zu. W.

Litteratur des Jahres 1890[1].

Von Dr. **Friedrich Back.**

Volkskunde im Allgemeinen.

I. Zeitschriften[2].

Zeitschrift für Volkskunde in Sage und Mär, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprichwort, Sitte und Brauch. Herausgegeben von Dr. Edmund Veckenstedt. Leipzig. A. Dörffel.

II. 4. Veckenstedt, Die Kosmogonien der Arier. Die Griechen. — Treichel, Sagen aus Westpreussen. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern. — Zingerle, Die Verlobten. Aus Enpen im Zillerthal. — von Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Prexl, Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen.

— 5. Veckenstedt, Die Kosmogonien der Arier (Forts.). Die Griechen. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern. — Schlossar, Volkslieder aus Steiermark. — Mitkos, Albanesische Lieder. — v. Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Prexl, Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen.

— 6. Veckenstedt, Die Kosmogonien der Arier. Die Germanen. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern. — v. Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Gittée, Patengeschenke in Wallonien. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen.

— 7. Rua, Einige Erzählungen des Giovanni Sercambi. — Vernaleken, Der starke Hans, eine Reihe mythischer Volksdichtungen. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. — Zingerle, Weihnachtslied. — Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. — Archut, Volksrätsel aus der Provinz Pommern.

— 8. Fränkel, Die Fabel vom Streite der drei lasterhaften Brüder im 17. Jahrhundert. — Brauns, Die japanesischen Kinder- und Hausmärchen. — Knoop, Märchen aus der Provinz Posen. — Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. — Bolte, Lieder von einem fliegenden Blatte. — Mitkos, Albanesische Lieder. — Archut, Volksrätsel aus der Provinz Pommern. — v. Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner.

— 9. von Zingerle, St. Nicolaus. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. — Knoop, Volkslieder aus Hinterpommern. — Archut, Volksrätsel aus der Provinz Pommern. — v. Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zelt-Zigeuner. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen. — Pick, Ein Feuersegen (aus Zeitz).

— 10. Rademacher, Über den Geisterglauben und seinen Einfluss auf die religiösen Vorstellungen der Germanen. — Vernaleken, Der starke Hans, eine Reihe mythischer Volksdichtungen. — Priefer, Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend. — Mitkos, Albanesische Lieder. Deutsch von Jarnik. — Ammann, Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald.

— 11. v. Zingerle, St. Nicolaus. —

1) Die Leitung der Zeitschrift bittet alle Freunde im In- und Auslande um gütige Unterstützung für die Bibliographie. Nur dadurch wird es möglich werden, die erwünschte Vollständigkeit annähernd zu erreichen.

2) Bei den Zeitschriften bezeichnet die römische Ziffer den Band, die arabische das Heft.

Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. — Knoop, Volkslieder aus Hinterpommern. — Priefer, Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend. — Pfeifer, Aberglaube aus dem Altenburgischen.

— 12. Knoop, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene. — Ammann, Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald. — Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift für Volkskunde Bd. II. Heft 1—12.

III. 1. Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. — Vernaleken, Der unstete Hans, eine Reihe mythischer Volksdichtungen. — Bolte, Vlämisches Mittfastenlied. — Kaufmann, Findlinge zur Volkskunde. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

— 2. Heft. Knoop, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene: Der pommersche Gauden und Vergodendêl. — Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. — Bötticher, Troja oder Feuernekropole.

Am Urquell. Monatsschrift für Volkskunde. Herausgegeben von H. Carstens (später von Friedrich S. Krauss). Hamburg. Kramer, i. Commiss.

N. F. I. 1. Krauss und Dragičević, Guslarenlieder aus Bosnien und dem Herzogsland. Die Externsteine. — Carstens, Totengebräuche aus Dithmarschen. — Frischbier, Ostpreussischer Volksglaube und Brauch. — Haase, Sagen und Erzählungen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend. — Kaindl, Zwei ruthenische Mythen aus der Bukowina. — Kleine Mitteilungen.

— 2. Sz., Eine verschollene Volkssprache „Bourgoensch". — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder II. — Carstens, Totengebräuche (Forts.). — Kleine Mitteilungen.

— 3. Sz., Unser Standpunkt und unsere Aufgaben. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder III. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Haus und Herd. — Carstens, Totengebräuche (Schluss). — Kleine Mitteilungen.

— 4. Kupczanko, Die Ajsoren im Kaukasus. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder IV. — Klose, Alte Strafen. — Sohnrey, Pfingsten auf dem Pfingstanger — Frischbier, Aus Ostpreussen: Glück und Unglück. — Haase, Hand- und Schutzbrief. — Schumann, Geister. — Krauss und Dragičević, Volksmedizin. — Kleine Mitteilungen.

— 5. Krauss, Die Esche Yggdrasill. — Krauss und Dragičević, Guslarenlieder. — Kupczanko, Die Ajsoren (Forts.). — Volksmann, Mondglaube aus Dithmarschen. — Kaindl, Hausbau und Bauopfer bei den Ruthenen. — v. Schulenburg, Regenbogen und Wassergalle. — C., Das Johannisbier in Norddithmarschen. — Pitrè, Volksmedizin (Appunti sulla medicina popolare in Sicilia). — Kleine Mitteilungen.

— 6. Kupczanko, Die Ajsoren (Schl.). — Rösler, Winterfestgebräuche im Isergebirge. — v. Schulenburg, Weihnachts- und Neujahrsgebräuche (aus Ostpreussen). — Staacke, Weihnachtsbräuche aus Scandinavien. — Kaindl, Volksglauben (aus der Bukowina). — Pitrè, Volksmedizin II. — Kleine Mitteilungen

— 7. Köhler, Die Haut versaufen. — Meyer, Rusalja I. — Sz., S. Bugge's nordische Studie. — Pitrè, Volksmedizin III. — Snethlage, Die Kröte. — Gottschalk, Der Totschlag bei Menz. — Volksmann, Dree to Bett, eine Schicksalssage. — Kleine Mitteilungen.

— 8. Volksmann, Fastnachtsbräuche aus Schleswig-Holstein. — Schell, Gereimte Volksrätsel aus dem Bergischen. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Kindheit. Der Klabatermann. — Sembrzycki, Volksmedizin (aus Ostpreussen). — Volkshumor. — Kleine Mitteilungen.

— 9. Krauss, Rusalije II. — Sz., Wielant der Schmied. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Kindheit (Forts.). — Krauss, Oskar Kolberg. — Zauber- und Heilsprüche (aus Rendsburg). — Kleine Mitteilungen.

— 10. Rösler, Walpurgisnacht im Isergebirge. — Sz., Wielant der Schmied (Forts.). — Frischbier, Aus Ostpreussen: Kindheit (Schluss). — Kaindl, Der Teufel. — Schell, Bergische Sagen. — Krauss, Rusalien III. (in Indien). — Fränkel, Eine Zeitschrift für südwestdeutsche Volkskunde. — Handel-

mann, Zauber- und Heilsprüche und dergl. (aus Rendsburg). — Kleine Mitteilungen.

— 11. Sz., Wielant der Schmied (Forts.). — Freytag, Riesen und Menschenopfer in unsern Sagen und Märchen. — Frischbier, Aus Ostpreussen: Arbeit und Mahlzeit. — Handelmann, Zauber- und Heilsprüche und dergl. — Kleine Mitteilungen.

— 12. Krauss, Oskar Kolberg. — Ders., Sühne der Blutrache im Herzögischen. — Freytag, Riesen und Menschenopfer (Schl.). — Sz., Wielant der Schmied (Schluss). — Frischbier, Aus Ostpreussen: Träume. Das Besprechen. — Dragičević, Volksmedizin (aus Bosnien).

II. (1891). 1. Gatschet, Die Windhose. — Handelmann, Zur norwegischen Sagenforschung. — Winternitz, Das Kind bei den Juden. — Karlowicz, Die Liebes taufe bei den Polen. — Krauss, Die Mensch werdung des heiligen Panteleimon. — Kupczanko, Volksmedizin. — Krauss, Die Prinzessin von England. — Volksmann, Volkswitz in Rätseln. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen. — v. Wlislocki, Zigeunertaufe in Nordungarn. — Krauss, Geheime Sprachweisen. — v. Hagen und Volksmann, Volksglauben. — Fränkel, Ein offenes Wort an Sammler. — Kleine Mitteilungen.

— 2. Krauss, Eine deutsche Gesellschaft für Volkskunde. — Winternitz, Das Kind bei den Juden. — Karlowicz, Die Liebestaufe bei den Polen. — Gaidoz, Ransom by Weight. — Frahm, Volksglauben. — Kupczanko, Volksmedizin. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter etc. — Pordes, Trinkgefässe in Bosnien und im Herzögischen. — Krauss, Geheime Sprachweisen. — Kleine Mitteilungen.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. Lazarus und H. Steinthal unter Mitwirkung von Ulrich Jahn. Berlin. Asher & Comp. 8°.

XX. 1. Weinhold, Was soll die Volkskunde leisten? — Simmel, Zur Psychologie der Frauen. — Steinthal, Die erzählenden Stücke im 5. Buch Mose (Forts. und Schl.). — Schwartz, Noch einmal der himmlische Licht- (oder Sonnen-)Baum, eine prähistorische Weltanschauung.

— 2. Misteli, Sprachphilosophisches. — Tobler, Ein Fall von partieller Aphasie. — Borinski, Ἀρκάδες προσέληνοι. — Tester, Linguistisches aus der romanischen Schweiz.

— 3. Biese, Die poetische Naturbeseelung bei den Griechen. — Loewe, Zur Sprach- und Mundartenmischung. — Steinthal, Das periodische Auftreten der Sage.

Folk-Lore, a quaterly review of myth, tradition, institution, and custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal). London. D. Nutt.

I. 1. Editorial: Lang, Annual presidential address for the session 1889—90. — Discussion: Abercromby, Magic songs of the Finns I. — Haddon, Legends from Torres-Straits. – Ridgeway, Greek trade routes to Britain. — Hartland, Recent research on folktales. — York Powell, Recent research on Teutonic mythology. — Notes and news. — Miscellanea: Baring Gould, The Giant of new mills, Sessay. — Peacock, A Welsh conjurer, 1831. — Gaster, Story of Solomon's wisdom. — Busk, The burial of Mr. Rose's boots; horsehair turned into water-snake.

— 2. Frazer, Some popular superstitions of the ancients. — Haddon, Legends from Torres-Straits II. — Gomme, A. Highland Folk-tale and its foundation in usage. — Hartland, Peeping Tom and Lady Godiva. — Darmesteter et Barth, ‚How they met themselves'. — Nutt, Report: Celtic myth and saga. — Busk, Report: Italian Folk Songs. — Notes and news. — Jacobs, Review: Les contes moralisées de Nicole Bozon. — Correspondence: Clodd, What's is in a name? — Nutt, Fascination and Hypnotism. — Miscellanea: Frazer, Easter in Greece; Highland superstitions. — Black, ‚Players' superstitions. — Schechter, Rabbinic parallel to ‚The two travellers'. — Gosselin, Folk-lore extracts. — Old Harvest Customs in Devon and Cornwall.

— 3. Andrew Lang, English and Skotch fairytales. 1. Rashin Coatie. — 2. Nicht nought nothing. — 3. Cap o' Rushes. – 4. Kate Crackernuts. — 5. Peeripol. — 6. Coato' Clay. — 7. Dräglin Hogney. — Burne, The collection of English folk-lore. — Abercromby, Magic songs of the Finns II. — Schechter, The Riddles of Solomon in Rabbinic literature. — Stewart Lockhart, Notes on Chinese Folk-Lore. —

Nutt, Report on the Campbell MSS. at Edinburgh. — Jacobs, Recent research in comparative religion. — Report of the Annual Meeting of the Folk-Lore Society. — Correspondence: Leland, ‚How they met themselves'. — Ellis, ‚Fascination and Hypnotism'. — Jocobs, Folke-tale of Campbell and its foundation in usage. — Notes and news. — Miscellanea: Rouse, A Jataka in Pausanias.

Mélusine. Recueil de mythologie, littérature populaire, traditions et usages, fondé par H. Gaidoz et E. Rolland. Dirigé par Henri Gaidoz. Paris. E. Rolland.

V. 1. Barth, La Littérature populaire et les contes dans l'Inde II. — Gaidoz, L'Étymologie populaire et le Folk-lore III. Les Saints pour rire. 1. Saint Personne. 2. Le père Invicem. 3. Sainte Touche, Saint Lundi, Sainte Bouteille, etc. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Catégories. B.) Animaux. — H. G., Les Esprits-Forts de l'Antiquité classique XXIII.

— 2. Gaidoz, La collection internationale de la Tradition. — H. G., La Fraternisation VIII. — Colson, L'enfant qui parle avant l'être né IX — Köhler, Ne frapper qu'un seul coup. — Karlowicz, Les deux arbres entrelacés. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Catégories. B.) Animaux. C.) Objets inanimés. D.) Divinités, Esprits, Ames. — H. G., Les Esprits-Forts de l'Antiquité classique XXIV. — E. R., Les Serments et les Jurons.

— 3. Doutrepont, Un chant monorime. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Catégories. E.) Gens et animaux qui se fascinent eux-mêmes. — Esser, Moeurs et usages de Malmédy et de la Wallonie prussienne. III. 1. La Cusnée. 2. La Saint- Jean. 3. Poirté l'Trouvlai (2). 4. Les Joupsennes. — Orain, Devinettes de la Haute-Bretagne X. La pierre de Serpent. H. G., L'Étymologie populaire et le folk-lore. IV. L'Être suprême..

— 4. Loquin, La nouvelle brochure de M. Gaston, Paris. — H. G., Les contes populaires dans l'antiquité classique. — Les chemins de fer II. — Ernault, Chansons populaires de la Basse-Bretagne. — H. G., L'Étymologie populaire et le folk-lore V. 1. Dans les bras de Morphée. 2. Saint Virgile. — O'Grady, Irish prognostications from the howling of dogs. — Orain, Devinettes de la Haute-Bretagne. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. Moyens d'acquérir le pouvoir de Fascination. — La Fascination, le magnétisme et l'hypnotisme.

— 5. Gaidoz, L'opération d'Esculape I. 1. Au V^{e} siècle avant notre ère. 2. Chez les chrétiens; l'épreuve faite sur un homme. 3. Le miracle du maréchal-ferrant et les monuments figurés. 4. Le miracle du maréchal-ferrant et la tradition orale. 5. En Irlande. 6. Les images et les légendes. 7. Conte, légende ou miracle? — Échos de la litterature antique au moyen-age. — Tuchmann, La Fascination. § 3. Les Fascinateurs. — Moyens d'acquérir le pouvoir de fascination (Suite). — H. G., Le Solarisme Boulangiste. Israël Lévi, La légende d'Alexandre dans le Talmud. — Karlowicz, La Mythologie lithanienne et M. Veckenstedt.

— 6. Gaidoz, Jean de l'Ours. — Lefébure, La Motte de terre. — L'Étymologie populaire et le folk-lore: VI, Nome de saints, par Nyrop; VII, par Gaidoz. — Orain, Devinettes de la Haute-Bretagne (Suite). — Tuchmann, La Fascination: Moyen d'acquérir le pouvoir de fascination; A) Effets de la fascination (Suite). — Gaidoz, La Photographie. — Lévi, Le Juif en morceaux. — Gaidoz, Oblations à la mer et présages. — H. G., L'Arc en Ciel.

Revue des traditions populaires. (Société des traditions populaires au musée d'ethnographie du Trogadéro.). Paris. J. Maisonneuve.

V. 1. Faligan, Des formes iconographiques de la légende de Théophile. — Perraud, Les noces du coucou et de l'alouette V. Des Dombes. — Bernard, Les noces du papillon, pays de Caux. — Desaivre, Les noces de l'alouette et du pinson, version du Poitou. — M^{me} Paul Sébillot, Les noces de la bécasse et de la perdrix, version de la Haute-Bretagne. — Sébillot, Le diable et l'enfer dans l'iconographie III. — Morel-Retz, La fête des Rois XI. La quête des Rois en Bourgogne. — Céard, XII, en Champagne. — Tausserat, XIII, La cérémonie de la têve à la Cour de France en 1706. — Désangiers, Rien qu'une, conte du jour des Rois. — Bayon, Proverbes et dictons de Mazins. — Loys Breuyre, L'inventaire des contes III. Analyse classification et tabulation des contes po-

pulaires. — Rosières, L'influenza au XVe siècle. — Sébillot, L'influenza au XVIe siècle. — Blanchard, Coutumes scolaires IV. En Allemagne. — Pitrè, Le pays des Chiens, conte populaire sicilien. — Ney, Miettes de folk-lore parisien. — Desrousseaux, Le folk-lore du pays de Liège. — Tiersot, Extraits et lectures I. Audition de Noëls français au cercle Saint-Simon. — Certeux, II. Les asiles de nuit en Chine.

— 2. Basset, La légende du chien de Montargis chez les Arabes. — Destriché, Le retour du soldat, version du Maine — Cordier, Les Cynocéphales dans la Légende. — Sauvé, Le Carnaval dans les Vosges. — Desaivre, Les Précurseurs de nos études V. Enquêtes du premier Empire et de la Restauration. — La Fontanelle, VI. Notes inédites (première moitié du siècle). — Sébillot, Noms, formes et gestes des lutins III. Basse-Bretagne. — Fontaine, La fête des Rois XIV. Ordalies en Bourgogne. — Bellet, Les Fois de l'île de Ré. — Basset, Légendes africaines sur l'origine de l'homme IV—VII. — Tiersot, Chansons et danses étrangères III. Musiques et danses roumaines. IV. Rapsodie cambodgienne de Bourgault-Ducondray. — Certeux, Bazin la Lune, légende du Dauphiné. — Hovelacque, De quelques formes de salutation. — Assemblée générale.

— 3. Lefèvre, Les Mythes et les dieux de la pluie. — Blanchard, Le Rossignolet, chanson des Hautes-Alpes. — P. S., Les Traditions populaires et les écrivains français III. Le Menagiana. — Morin, Les calendriers des illettrés II. L'Almanach des Bergers. — Basset, Les jours d'emprunt chez les Arabes. — Bonnemière, Amulettes et talismans VI. Amulette breton contre la fièvre. — Fouju, Légendes et Superstitions préhistoriques III. (Eure-et-Loir). — Sébillot, Le peuple et l'histoire I. Révolution française. — de Crouskow, Chants héroïques du peuple russe. — Fertiault, Devinettes. — Le Carguet, Superstitions et légendes du Cap-Sizun. — Certeux, Le Prisonnier de Nantes I. Version de la Loire-Inférieure. — Mme Paul Sébillot, II. Version des Côtes-du-Nord. — Démeuldre, Facéties wallonnes. — Eygun, Superstitions basques. — Labonne, A travers le Berry III. Superstition berrichonne. — Fertiault, Le cierge de la Chandeleur. — Pineau, Les roseaux qui chantent III. La rose d'or, conte du Maine. — Lemoine, Coutumes de mariage VI. En Belgique. — Har, La légende de Didon II. Légendes parallèles. — Pineau, Pèlerins et Pèlerinages VIII. Enfants malades.

— 4. Brueyre, Extraits d'anciens ouvrages anglais relatifs au Folk-Lore I. Antiquité de la littérature des nourrices. — Bon, Devinettes: Auvergne. — Tiersot, Le Rossignolet II. Version du Morvan. — Certeux, Les calendriers des illettrés III. — Sébillot, Les coquillage de mer III. — Bon, Le seigneur Coup-garon, légende de l'Auvergne. — Bayon, Amulettes et talismans VII. Amulettes d'Italie. — Bourchenin, Coutumes de mariage VI. Une noce en Béarn. — Mme Paul Sébillot, Superstitions de la Nièvre. — Siébel, Légendes et superstitions préhistoriques IV. La hotte du diable. — Harou, — V. En Belgique. — Mme Paul Sébillot, La mort d'Adèle, chanson de la Haute-Bretagne. — Rabot, Un album eskimo. — Basset, Contes arabes et orientaux IV. Le Mythe d'Orion et une fable de Florian. — De Crouskow, Chants héroïques du peuple russe II. — P. S., Les Traditions populaires et les écrivains français IV. Racine. — Millieu, Les pourquoi LIV — LV. La mûle et le lièvre. — De Laporterie, Croyances des paysans landais. — Certeux, Brimades et initations I. Les Béjaunes du commerce. — Harou, Le long hiver (versions flammandes). — Bonaparte, Les glaciers I. Le génie de l'Aletsch. — Dessaix, — II. L'excommunication des glaciers.

— 5. Hardouin, Traditions et superstitions siamoises. — Bernard, Joli mois de mai fleuri. — Chanson du pays de Caux. — Sébillot, Les Zoophytes. — Fouju, Miettes de Folk-lore parisien XII. Usage du vendredi saint dans la Seine. — P. S., Saint-Blaise II. Bourchenin, Formulettes béarnaises. — Harou, Imagerie populaire flamande. — Fouju, Légendes et superstitions préhistoriques VI. — Guyot, Le petit tambour. Chanson avec jeu. Champagne et Paris. — Le Carguet, Traditions et superstitions du Cap-Sizun III. An Aour-jeoten. — L'herbe d'or. — P. S., Le Folk-lore au Salon V. Les traditions populaires et les peintres pendant la période romantique. — Bayon, Devinettes de Haute-Bretagne. II. — Sax, Salomon dans les légendes musulmanes V. — Harou, Le bonhomme Misère. Légende liégeoise. — Imbert, Poésies sur des thèmes populaires XX. Le saint de villages. — P. S, Le voyage présidentiel et les traditions populaires. — Fontaine, Facéties bourguignonnes. I. Le

maire de Buncy. II. Les Tortionnaires. — Certeux, Les traditions populaires à l'Exposition V. section russe.

— 6. Sichler, Céremonies et coutumes nuptiales en Russie. — Guyot, Le Pont de Londres I. Ronde de la Champagne. — Mme Paul Sébillot, — II. Haute-Bretagne. — P. S., Les danseurs maudits. — Destriché, Traditions et superstitions de la Sarthe. — Sébillot, L'iconographique fantastique II. Les Lutins. — De Launay, Des apparitions en Vendée. — Luzel, Les contes populaires dans les sermons du Moyen-âge II. Horrible exemple de' l'évêque Hugues. — Certeux, Les Calendriers des illettrés IV. Le Calendrier des Aztèques. — Jacottel, Légendes et Contes bassontos V. La légende de la tortue II. Raseretsana.

— 7. De Zmigrodzki, Folk-lore européen comparé I. La Mère et l'enfant. — Tiersot, Trois pastourelles du Morvan. — J. T., Sur l'origine populaire du mot Alleluia. — Sébillot, Les Traditions populaires et les écrivains français V. Molière. — Ferrand, Traditions et superstitions du Dauphiné. — Congrès des Traditions populaires. — De Laporterie, Une noce de paysans en Chalosse: sortie de l'église. — Destrée, Seconde vue: intersignes. — Sichler, Moeurs et coutumes de mariage II. Gouvernement d'Archangel. III. Chez les Permiens. — Basset, Salomon dans les légendes musulmanes. — Certeux, Les calendriers des illettrés VI. Les Bâtons calendriers. — Morel-Retz, Le Peuple et l'histoire IV. Mandrin. — Basset, Une superstition. — Sébillot, Quelques contes très courts. — Bonnemère, Superstitions du département de l'Indre. — De Rialle, Extraits et lectures I. Les sources dans la mer. — Blanchard, II. Pour être heureux toute l'année.

— 8. Rosières, Quelques proverbes français du XVe siècle. — Tiersot, Chant de moisson du Morvan. — Sébillot, Les Mollusques. — Brueyre, Extraits d'anciens articles anglais relatifs au Folk-lore II. Préface de Richard Price à l'histoire de la poésie anglaise de Warton. — Pineau, Les villes disparues I. Le temps, tradition poitevine. — Basset et Sébillot, Allusions à des contes populaires III. — Fertiault, Les Traditions populaires et les écrivains français VI. Les Noëls de la Monnoye. — Sichler, Moeurs et coutumes de mariage III. Chez les Permiens. — Certeux, Extraits et lectures. Le Samedi saint à Cuba.

— 9. Dumontier, Astrologie des Annamites. — Sébillot, Les Mines et les Mineurs V. La bonne et la mauvaise chance. VI. Coutumes. — Additions. — Tiersot, Le Rossignol messager, versions du Morvan. — Bon, Superstitions auvergnates. Cautal. — De Crouskow, Les Chants heroïques du peuple russe. — P. S., Les Sociétés des Traditions populaires, Société allemande. — Basset, La Chanson de Bricou I. — Pineau, — II. Briquette, randonuée poitevine. — de La Sicotière, — III. Briquette, ronde normande. — Certeux, Les calendriers des illettrés V. Calendrier breton. — Sébillot, Les Crustacés. — Basset, Une fable de Florian et le Mythe d'Orion III. — P. S., La Boulangerie et le pain: Questionnaire. — Pineau, Le long hiver III. Version poitevine. — Fertiault, Les Haricots. — Mme Destriché, Traditions et superstitions de la Sarthe II. — Bogisic, Saint Blaise III. — Mme Paul Sébillot, Le joli Meunier, chanson de la Haute-Bretagne. — Desrousseaux, Transformation des Légendes, des Anecdotes, etc. — Pineau, Les Oiseaux en Poitou.

— 10. Sébillot, Les Pendues. — Tiersot, La Chanson du Géant. — Basset, La Chanson du Bricou (suite) IV. Versions lorraine et alsacienne. — Lámhóigín, conte irlandais de la Saint-Martin. — Fitzgerald, Notes sur quelques origines de la Tradition celtique. — Sichler, Moeurs et coutumes de mariage III. Cérémonies de mariage chez les Permiens (suite). — Luzel, L'imagerie populaire V. Basse Bretagne. — Deuxième Congrès des Traditions populaires. — Morin, La Bêtise des Gens, conte de Champagne. — Bellet, Le Peuple et l'Histoire V. Buckingham dans l'île de Ré. — Certeux, Extraits et lectures. Le dieu Canon.

— 11. Jarchy, La Médecine superstitieuse en Russie. — Tiersot, Le Portrait de la Maitresse III. Version du Morvan. — Destriché, IV. Version de la Sarthe. — Herconet, Superstitions de Quillimane (Mozambique). — Sébillot, Superstitions de civilisés II. — Sichler, Moeurs et coutumes de mariage en Russie. — Lavenot, Devinettes de la Basse-Bretagne. Pays de Vannes. — Bonnemière, Les superstitions du canton de Gennes (Maine-et-Loire). — Pineau, Les Danseurs maudits III. Légende du Poitou. — Sébillot, Pensées sur les Traditions populaires extraites de divers auteurs. — Certeux, Les calendriers des illetrés V. Un

calendrier du VI[e] siècle. VI. Calendrier horloge du XI[e] siècle. — Harou, Pitje de dood (Pierre la Mort), conte flamand. — Harou, Pourquoi Polichinelle a deux bosses, légende liégeoise. — Le Lac des Fées. — R. B., Saint-Blaise IV.

La Tradition. Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction: Émile Blémont et Henry Carnoy. Paris. E. Lechevalier.

Jan.: Davidson, Le Folk-lore en Angleterre I. — Stiébel, Notes de voyage en Orient. — Pitrè, Le mois de mais. — Delannoy, Un livre d'oraisons manuscript. — Chaboseau, Les empreintes merveilleuses. — De Sivry, La-haut sur la montagne, chanson et mélodie. — Plantadis, Les Rosières. — Desrousseau, Les Guerrières de Flandre. — Correvonx, Les Démons de Bourg-Saint-Pierre en Valais. — Eschenauer, La tradition française en Allemagne II. — Selter, La complainte de Sainte Cathèrine. — Millien et Beauvais, Les Eurhumés qui vont à Saint-Gueurluchon. — Nicot, Ballade. — Lemoine, Contes populaires de Hainaut VI. — Carnoy, La Fête de Noël, XVIII et XIX. — Bérenger-Férand, Taprata, devinette provençale. — Echaupre, La fille fière, récit berrichon.

Febr.: Davidson, Le Folk-lore en Angleterre II. — Selter, La complainte de Saint-Nicholas. — Zmidgrozki, Le Folk-lore Polonnais I. — Magdelaine, Ballade du roy de Savoye. — Pitrè, Le mois du mais XII (en Italie). — De Colleville, Les Formulettes enfantines III. — Carnoy, La Fête des Rois I. — Stiébel, Notes de voyage en Orient II. — Vicaire, Puisque chacune à son chacun. — De Sivry, La P'tit Tata. — Plantadis, Les Rosiéres III. — Sinval, Les Russes chez eux VI. — Echaupre, Chanson de Santouge.

March: Davidson, Le Folk-lore en Angleterre III. — Braun, Acousmates et chasses fantastiques I. — Plantadis, Le grillon et le lonp. — H. C., Palladiums et Talismans des cités I. — Krohn, Histoire de Traditionisme en Finlande I (suite). — Harou, Les matériaux dans les fondations. — Defrecheux, Saints et Idols chatiés VII. — Carnoy, Une nouvelle revue de Folk-lore. — De Zmigrodzki, Le Folk-lore polonais d'après Oscar Colberg. — Roumanille, Les Recommendations de ma pauvre Grand-la-Borgue, traduit par Gineste. — A propos du congrès des Traditions populaires. — Selter, La chanson du Charbonnier.

(Fortsetzung folgt.)

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. Rivista trimestrale dir. da G. Pitrè e. S. Salomone-Marino. Palermo. C. Clausen.

IX. 1. Pirrone-Giancontieri, Il Re dei Vendi e degli Zingari russi, dei Lettoni, Lituani e Zamaiti. — Simiani, Usi, Leggendi e Pregiudizi popolari trapanesi III. — Musoni, Usi e Costumi degli Sloveni veneti. — Pires, Cantos maritimos de Portugal. — Menghini, Canti popolari romani. — De Pasquale, Raccolta di proverbi calabri. — Prato, Il mare (fine). — Mazzucchi, Usi e Costumi del popolo nell'alto Polesine. — Marino, Exenia Nuptialia in Sicilia. — Gabotto, Due Sacre rappresentazioni in Torino nel Sec. XV. — Corsi, Vita senese I—VII.

— 2. Finamore, Tradizioni popolari abruzzesi. — Mazzucchi, Proverbi popolari del Polesine. — Nardo-Cibele, La Filata, o la coltivazione del canape nel Bellunese I. Ramm, Quelques remarques sur les jeux en Finlande. — Varvessis, Tradizioni e costumi popolari. — Wilmotte, Études sur des thèmes de chanson. — Cian, Una preghiera di pellegrini del sec. XV. — Ragusa-Moleti, Canti funebri di popoli e poeti selvaggi e poco civili. — Di Martino, Vitusullanu nella storia e nelle credenze popolari canicattinesi. — De Pasquale, Raccolti di proverbi calabri (fine). — Seves, Appendice alle serenate pei S. S. Crispino e Crispiniano in Pinerolo. — Sébillot, Contes de Marins recueillis en Haute-Bretagne I—IV. — Simiani, Usi, Leggende e Pregiudizi popolari trapanesi IV. — Menghini, Canti popolari romani. — Salmone-Marino, Il ‚tabbaranu', gioco popolare siciliano fanciullesco. — Ferraro, Spigolature di canti popolari parmigiani e monferrini (fine).

— 3. Musatti, Il S. Giovanni Battista a Venezia. — Pellegrini, Il S. Giovanni Battista nell' Agordino. — Nardo-Cibele, Il S. Giovanni Battista: ricordi veneti. — Seves, Di alcune credenze per la festa di S. Giovanni Battista in Piemonte. — Corsi, Il braccio di S. Giovanni Battista in Siena: tradizioni, usi e superstizioni. — Martinengo-

Cesaresco, Fiori di S. Giovanni — Krauss, La fête de Saint-Jean chez les Slaves du Sud. — Vetri, Il Lago sfondato ed il sonno di S. Giovanni Battista. Leggenda popolare in Castrogiovanni. — De Nino, La festa di S. Giovanni nell' Abruzzo. — Carstens, Usi e credenze di S. Giovanni nello Schleswig-Holstein: I. La notte di S. Giovanni. II. La festa di S. Giovanni. III. Credenze di S. Giovanni. — Ragusa-Moleti, Canti funebri di popoli e poeti selvaggi o poco civili. — La preghiera a ruota nel Tibet. — Come contano alcuni popoli. — Pitrè, La Leggenda di Cola Pesce. — Columba, Note di Tradizzioni e Leggende: I. La Leggenda degli Stretti. II. La Leggenda di Sᵗ Sofia. III. La fonte di Sᵗ Sofia. — Nerucci, Storielle popolari (in Toscana). — Lumbroso, Spigolature di Usi, Credence, Leggende: I. Un' usanza messinese. II. Una credenza popolare toscana e piemontese. III. Una leggenda biellese. IV. La festa di S. Rocco in Orbassano. — Menghini, Canti popolari romani: Amore e baci. — Serenate. — Descrizioni. — Vari. — Musoni, Usi e Costumi degli Sloveni Veneti (La festa di S. Giovanni Battista). — Sébillot, Contes de Marins recueillis en Haute Bretagne: V. La Mousse. VI. L'Oiseau de vérité. — Miscellanea: Battaglia, Dell' uso di dare il posto d'onore in Sicilia. — La processione dei Turchi in Potenza. — Il giuco del ventaglio in Toscana. — Un unovo rimedio contro la peronospora neggli Abruzzi (Finamora). — Una donna che non riconosce sè Stessa, leggenda inglese (Busk). — L'anello nuziale in Inghilterra e in America. — Proverbi danesi (Schneekloth).

II. Bücher und Aufsätze.

1. Allgemeines und Miscellen.

Platz, Die Völker der Erde. 15.—16. Heft. 8°. (II. Bd. Sp. 1—128 mit Abb.) Würzburg, Woerl.

von Bradke, Ueber Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Alterthumswissenschaft. Historisch-kritische Studien. 8°. 349 S. Giessen, Ricker. M. 7,50.

Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-histor. Beiträge zur Erforschung des indogerm. Alterthums. Zweite vollst. umgearb. und beträchtlich vermehrte Auflage. 8°. 684 S. Jena, Costenoble. M. 14.

Bernhöft, Sprachvergleichung und Urgeschichte (Zeitschrift für vergl. Rechtswissenschaft. IX, 2).

Buschan, Germanen und Slaven. Eine archäologisch-anthropologische Studie (Natur und Offenbarung. XXXVI, 2—5).

Liebrecht, Zur Volkskunde. Nachträge (Germania — herausgegeben von O. Behaghel. XXXV, S. 210—217. 346—352).

Achelis, Ethnologie und Geschichte (Ausland. Heft 28—29).

Stamper, Völkerblüthe und Völkerverfall (Gegenwart. Heft 44).

Neubaur, Die Völkerbewegungen und Völkerbildungen der Gegenwart (Westermanns illustr. deutsche Monatshefte. November.)

2. Äusseres Leben.

Friedel, Die Speiseeichel (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [137] f.).

Otto, Zur Geschichte der ältesten Hausthiere. 8°. 78 S. Breslau, Preuss und Jünger.

von Hellwald, Ursprung und Entwicklung des Schmuckes (Ausland. Heft 30—32).

Hirschfeld, Die Entwicklung des Stadtbildes, am Alterthum nachgewiesen (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Heft 4).

Coll, Historia del calendario (Revista de España 15 de Marzo — 30 de Abril).

Friederichson, Geschichte der Schifffahrt. Mit Abb. 8°. 274 S. Hamburg, Verlagsanstalt. M. 6.

Olshausen, Bernsteinhandel (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [270] ff.).

Böheim, Waffenkunde. Handbuch des Waffenwesens in seiner historischen Entwicklung vom Beginn des Mittelalters bis zum Ende des 18. Jahrh. Mit Abb. 2. bis 8. Lfg. 8°. Leipzig, Seemann.

Olshausen, Schnallen, Reitersporn, Steigbügel (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [178] ff.).

3. Inneres Leben.

a) Allgemeines.

Lang, Études traditionalistes (Vol. VI de la Collection Internationale de la Tradition). 16°. 107 S. Paris, Maisonneuve. Frcs. 3,50.

Yeats, Poetry and Science in Folk-Lore (The Academy Nr. 962).

Nutt, Poetry and Science in Folk-Lore (ebd. Nr. 963).

Axon, Folk-lore of East and West compared. Folk-lore from Chicago. Senegambian Folklore (Notes and Queries 30. August.).

Ortoli, Les Conciles et Synodes dans leurs rapports avec le traditionisme. (Vol. V de la Collection Internationale de la Tradition). 16°. 143 S. Paris, Maisonneuve. Frcs. 3,50.

b) Lebenssitte und Recht.

Gutberlet, Die sittlichen Vorstellungen der Naturvölker (Natur und Offenbarung. XXXVI, 2—5).

Biermer, Psychische Volkskrankheiten (Deutsche Revue. November).

Achelis, Die Geschlechtsgenossenschaft und die Entwicklung der Ehe (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Heft 4).

Friederichs, Das männliche Wochenbett (Ausland. Heft 41—45).

Robinson, Der Ursprung der Blutrache (Globus. Heft 2).

Baist, Der gerichtliche Zweikampf, nach seinem Ursprung und im Rolandslied (Romanische Forschungen. V, 2).

c) Religion.

Müller, Natürliche Religion. A. d. Engl. übers. von Engelbert Schneider. 8°. 587 S. Leipzig, Engelmann.

Dubois, Das Buch der Religionen. 1. Lief. 8°. 80 S. Stuttgart, Pfautsch. M. 1.

Frazer, The golden Bough: a Study in Comparative Religion 2 vols. 8°. 806 S. Macmillan. 28 sh.

Vodskov, Rig-Veda og Edda eller den komparative Mytologi. Bidrag till Bestemmelsen af den Mytologiske Metode (Ogsaa m. T.: Sjaeledyrkelse og Naturdyrkelse. Forste Bind.) 1—2 det Hefte. 8°. 32. S. Lehmann & Stage. Kr. 2.

Kranss, Todtenfetische (Oesterr. Wochenschrift. VII, 11).

Winternitz, Notes on Srâddhas and Ancestral Worship among the Indo-European Nations (Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes. IV, 3.).

Cultus arborum, a descriptive account of phallic tree worship, with illustrative legends, superstitious usages ... exhibiting origin and development amongst the eastern and western nations of the world, from the earliest to modern times, with a bibliography of works upon and referring to the phallic cultus. 8° London, Reader.

Junker von Langegg, Heilige Bäume und Pflanzen. (Deutsche Rundschau. Juni-Juli).

Allen, Sacred Stones (The Fortnightley Review. Januar).

Sacred Stones (The Athenaeum. Nr. 3286).

Jacobsen, Steine als Amulette bei wilden und civilisirten Völkern (Ausland. Heft 27).

Sébillot, Légendes, croyances et superstitions de la mer. I^e^ série: La mer et le rivage. II^e^ série: Les météores, les vents et les tempêtes. 18°. Paris, Charpentièr. 3 fr 50 (jede Serie).

Hope, Holy Wells: their Legends and Superstitions (The Antiquary. Januar-Nov.).

Jones, Finger-Ring Lore: Historical, Legendary, Anecdotal. 2. edit. revised and and enlarged, with nearly 300 Illustr. 8°. 562 S. Chatto. 7 sh. 6 d.

Customs of the Ring (Amer. Notes and queries. IV, 16).

Superstitions of Shoes (American Notes and Queries. V, 1.).

d'Alviella, La migration des Symboles (Revue des deux Mondes. 1 Mai.).

Jivasyi Jamshedja Modi, Superstitions commons to Europe and India (Journal of the Anthropological Society of Bombay. II, 3.).

d) Sprache. Poesie u. a.

Leitner, on the Ethnographical Basis of Language, with special reference to the Customs and Langnage of Hounza (The Journal of the Anthropolog. Institute of Great Britain and Ireland. XX, 2).

Ethnologisches Problem ist die Vielsprachigkeit (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Heft 29).

Curti, Die Sprachschöpfung. Versuch einer Embryologie der menschlichen Sprache. 8°. 74 S. Würzburg, Stuber. M. 1,50.

Jacobowski, Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwickelungsgeschichte der Poesie. 8°. Dresden, Pierson. M. 2,50.

Grabow, Die Lieder aller Völker und Zeiten. In metrischen deutschen Übersetzungen. Nach dem Vorbilde von Herders „Stimmen der Völker". 5 Aufl. 8°. 40 Bog. Hamburg, Kramer. M. 7,50.

Boner, Poesia e miti delle acque I (Rassegna di Letteratura Italiana e Straniera. I, 2.).

Tiersot, Musiques pittoresques, promenades musicales à l'Exposition de 1889. 8°. 126 S. Paris, Fischbacher.

Tappert, Wandernde Melodien. Eine musikalische Studie. 2. verm. u. verb. Aufl. 8°. 95 S. Leipzig, List & Francke. M. 2,40.

Deutschland.

1. Allgemeines.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. I. Bd. Neuer verm. Abdruck, besorgt durch Max Roediger Mit einer Karte von Heinrich Kiepert. 8°. 544 S. Berlin, Weidmann.

Kossinna, Die Sweben im Zusammenhange der ältesten deutschen Völkerbewegungen (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte Kunst. IX, 2.).

Lippert, Beiträge zur ältesten Geschichte der Thüringer III (Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde. N. F. VII, 1.).

Birlinger, Rechtsrheinisches Alamannien, Grenze, Sprache, Eigenart. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausg. von A. Kirchhoff. IV, 4.) Stuttgart, Engelhorn. M. 4,80.

Volger, Die Altenburger Bauern in ihren Trachten, Sitten und Gebräuchen. 8°. 40 S. Altenburg, Bonde.

Zur Volkskunde des Harzes (Harzer Monatshefte. Heft 5—6.).

Oertel, Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen. 8°. 252 S. Leipzig, Hirt. M. 4.

Nordhoff, Das Westfalenland und die urgeschichtliche Anthropologie. Geschichtliches, Sammlungen, Literatur etc. Zugleich als Beihülfe zu antiquarischer Forschung und Kartographie. Mit einer Karte der Umgebung von Münster. 8°. 50 S. Münster i.W., Regensberg.

Fricke, Das mittelalterliche Westfalen oder die alten Sitten, Gesetze, Gerichte, Zustände und Gewohnheiten der Roten Erde. 8°. 328 S. m Karte u. Abb. Minden, Bruns. M. 4.

2. Äusseres Leben.

Höck, Nährpflanzen Mitteleuropas, ihre Heimat, Einführung in das Gebiet und Verbreitung innerhalb desselben. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausg. von A. Kirchhoff. V, 1.). Stuttgart, Engelhorn. M. 2,20.

Buschan, Zur Geschichte des Weinbaues in Deutschland (Ausland. Heft 44—45).

Wichmann, Der Baustil der alten Germanen (Zeitschr. für bildende Kunst. Juli.).

Bancalari, Forschungen über das deutsche Wohnhaus (Ausland. Heft 24, 25, 27).

v. Hellwald, Das Haus in den Alpen (Unsere Zeit. Heft 5).

Fressl, Ueber Haus und Hof des baiwarischen Landmannes (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. IX, 1—2.).

Uhle, Das föhringer Haus (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [62] ff.).

Virchow, Vorkommen und Form des sächsischen Hauses in Ost- und West-Holstein (ebd. p. [75] ff.).

Lemke, Giebelverzierungen in Ostpreussen (ebd. p. [263] ff.).

Bolte, Der Bauer im deutschen Liede. 32 Lieder des 15.—19. Jahrhunderts nebst einem Anhange (Abdruck aus den Acta Germanica I, 3.). 8°. 132 S. Berlin, Mayer & Müller. M. 4.

v. Rau, Mähewerkzeuge (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [153] ff.).

Schurtz, Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. V, 3.). Stuttgart, Engelhorn. M. 2,60.

Sohm, Die Entstehung des deutschen Städtewesens. Eine Festschrift. 8°. 102 S. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 2,40.

Meister, Die ältesten gewerblichen Verbände der Stadt Wernigerode von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart. 8°. 117 S. Jena, Fischer. (Sammlung nationalökonomischer Abhandlungen. Herausg. v. Conrad. VI, 2.).

Edelmann, Schützenwesen und Schützenfeste der deutschen Städte vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Mit 5 Abbildungen. 8°. 163 S. München, Pohl. M. 6.

Schröder, Zur Waffen- und Schiffskunde des deutschen Mittelalters bis um das Jahr 1200. 8°. 46 S. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 1,60. (Kiel. Diss.).

3. Inneres Leben.

a) Lebenssitte und Recht.

Herrmann, Zur fränkischen Sittengeschichte des 15. Jahrhunderts (Germania. XXXV, 1).

Messikommer, Einige alte Volkssitten und Volksgebräuche aus dem Canton Zürich (Ausland. Heft 9—10).

v. Heinemann, Einladung zu einer Kindtaufe aus dem Jahre 1471 (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 1).

Hayn, Bibliotheca Germanorum nuptialis. Verzeichniss von Einzeldrucken deutscher Hochzeitsgedichte und Hochzeitsscherze in Prosa von Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Neuzeit etc. 8°. 89 S. Köln, Fr. Teubner. M. 4.

Herrmann, Ueber Lieder und Bräuche bei Hochzeiten in Kärnten (Archiv für Anthropologie. XIX, 3.).

Hübler, Hochzeitsgebräuche im südlichen Böhmen (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXVIII, 2.).

Schultz, Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Mit 33 Abbildungen. 8°. 278 S. Leipzig, Hirzel.

Bächtold, Die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz (Romanische Forschungen. V, 1).

Lindner, Der angebliche Ursprung der Vemegerichte aus der Inquisition. 8°. 31 S. Paderborn, Schöningh. M. 0,80.

Finke, Vemegerichte und Inquisition? (Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. XI, 3).

Opet, Geschlechtsvormundschaft in den fränkischen Volksrechten (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. III. Ergänzungsband, H. 1).

Béringuier, Die Rolande Deutschlands. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins für die Geschichte Berlins am 28. Januar 1890. 8°. 207 S. Berlin, Mittler.

Brunner, Ueber absichtslose Missethat im altdeutschen Strafrecht (Sitzungsberichte der königl. preuss. Akademie der Wissensch. zu Berlin. XXXV.).

b) Religion.

α) Mythen. Sagen.

Kauffmann, Odinn am galgen (Paul u. Braune, Beiträge XV. S. 195—207).

Jaekel, Ertha Hludana (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 2—3.).

Cassel, Paulus oder Phol. Ein Sendschreiben an Prof. Bugge in Christiania. 8°. 43 S. Guben und Berlin, Sallis.

Kauffmann, Der zweite Merseburger Zauberspruch (Paul u. Braune, Beiträge. XV, S. 207—210.).

Golther, Deutscher und nordischer Götterglaube (Nord und Süd. Juni.).

Schwartz, Mythologisch-volksthümliches aus Friedrichsroda und Thüringen (Zeitschrift für Ethnologie. XXII, p. [131] ff.

Rauthe, Die Sagen von Baden-Baden und seiner Umgebung. Nach den 14 Fresken der Trinkhalle zu Baden dem Volksmund nacherzählt. 8°. 104 S. Karlsruhe, Bielefeld. M 3.

Eichler, Harzsagen. Die schönsten Sagen und Märchen aus dem Harze. Der „Harzblumen" 2. (Titel-)Aufl. 8°. 104 S. Harzburg, Stolle.

Fulda, Die Kyffhäusersage. Rede, gehalten im Jahre 1877 in der Hauptversammlung des Harzvereins. Herausg. von Julius Schmidt und F. Gnau. 8°. 50 S. Sangerhausen, Franke. o. J. M. 1,25.

Deecke, Lübische Geschichten und Sagen. 3. verb. u. verm. Aufl. 8°. 334 S. Lübeck, Dittmer.

Frahm, Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis zum Harz. Mit 34 Abbildungen. 8°. 303 S. Altona u. Leipzig, Reher. M. 4.

Frischbier, Ostpreussische Sagen (Altpreussische Monatsschrift. April-Mai).

Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen 2. Aufl. 8°. 566 S. Berlin, Mayer & Müller. M. 6.

Lachmann, Ueberlinger Sagen (Alemannia. XVIII, 2).

Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs. Nach schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen gesammelt und erläutert. 2. vermehrte Ausg. Nach der hinterlassenen Handschrift des Verf. und anderen Quellen erweitert und mit einem Lebensabrisse Vonbuns versehen von Hermann Sander. 8°. 314 S. Innsbruck, Wagner. M. 5,60.

Birlinger, Die Sagen Vorarlbergs (Alemannia. XVIII, 2).

Bolte, Marienlegenden des 15. Jahrhunderts (ebd. 1).

Wöber, Die Skiren und die deutsche Heldensage. Eine genealogische Studie über den Ursprung des Hauses Traun. 8°. 281 S. Wien, Hölder.

Heeger, Ueber die Trojanersagen der Franken und Normannen. 8°. 39 S. (Progr. der Studienanstalt in Landau.)

β) Gebräuche. Aberglauben.

Rogge, Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums. 8°. 33 S. Leipzig, Fock.

Lauchert, Studien zu Thomas Murner. II. Volkstümliche Ueberlieferungen (Alemannia. XVIII, 2).

Birlinger, Lachmann und **Unseld,** Volkstümliches (ebd. 2).

— Besegnungen, Aberglauben (ebd. 3).

— St. Magnusstab aus dem Schwarzwalde (ebd.).

Weihnachtsbrauch und Aberglaube in der Provinz Sachsen (Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben. 1—2).

Niederlausitzer Sage, Brauch und Glaube (Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. 6. Heft. Lübben). S. 450—524. 545—551.

von Wlislocki, Volkstümliches zum „Armen Heinrich" (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 2—3).

Wolzendorff, Volksmedizin und Curpfuscherei (Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte. April).

Höfler, Volksmedizinisches (Beiträge zur Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns. IX, 1—2).

Harless, Ein Recept aus dem 9.—12. Jahrhundert (Alemannia. XVIII, 2).

Lexer, Teufel (Deutsches Wörterbuch von J. u. W. Grimm, fortgesetzt von M. Heyne. Bd. XI, Liefg. 2, sp. 265—294).

Eichler, Tempel-Anneke, die letzte Hexe von Braunschweig. Ein Zeitbild früheren Irrglaubens. 12°. 30 S. Harzburg, Stolle.

c) Sprache.

α) Mundartliches.

Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache (Grundriss der germanischen Philologie, herausg. von Paul. I, S. 526—633. Mit Dialektkarte).

Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit. Mit Textproben und einer Geschischte der Schriftsprache in Schwaben. 8°. 355 S. Strassburg, Trübner.

Brandstetter, Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart. 8°. 88 S. Einsiedeln, Benziger.

Blattner, Ueber die Mundarten des Cantons Aargau. Brugg. (Leipzig, Fock.) M. 2,50.

Hoffmann, Der mundartliche Vokalismus von Baselstadt in seinen Grundzügen dargestellt. 8°. Basel, Geering. M. 2.

Bopp, Der Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Münsingen. Ein Beitrag

zur schwäbischen Grammatik. 8°. 81 S. Strassburg, Trübner. M. 2.

Bolte, Bauerngespräch, schwäbisch (Alemannia. XVIII, 1).

Idiotikon, schweizerisches. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Bearbeitet von Fr. Staub, L. Tobler, R. Schoch und H. Bruppacher. 17.—19. Heft (Bd. II, 8 bis 10). 4°. sp. 1169—1488. Frauenfeld, Huber. Fr. 2.

Birlinger, Das schweizerische Idiotikon. (Alemannia. XVIII, 3).

Birlinger, Zum deutschen Sprachschatz (Alemannia. XVIII, 1).

— Aelteres Küchen- und Kellerdeutsch (ebd. 3).

Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten Wiegands, Diefenbachs und Heimbachs, sowie eigener Materialien bearbeitet. 1. Liefg. 8°. Darmstadt, Klingelhöfer. M. 6.

Pfaff, Zur Handschuhsheimer Mundart (Paul u. Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. XV, S. 178—194).

Hecking, Die Eifel in ihrer Mundart. 12°. 112 S. m. 1. Abb. Prüm, Plauen. M. 0,80.

Michel, Die Entwickelung des westgermanischen Lautbestandes in der Mundart von Seifhennersdorf. 8°. 69 S. (Leipz. Diss.; Paul u. Braune, Beiträge. XV, S. 1—69).

Liesenberg, Die Stieger Mundart, ein Idiom des Unterharzes, besonders hinsichtlich der Lautlehre dargestellt, nebst einem etymologischen Idiotikon. 8°. 225 S. Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht. M. 4,80.

Damköhler, Mundart der Urkunden des Klosters Ilsenburg und der Stadt Halberstadt und die heutige Mundart (Germania. XXXV, 2).

Runge, Johann Aegidius Klöntrup. Niederdeutsch-Westphälisches Wörterbuch. Buchstabe A. Festschrift zur Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Osnabrück, Pfingsten 1890. 33 S.

Knoop, Plattdeutsches aus Hinterpommern. 1. u. 2. Sammlung. (2 als wiss. Beilage zum Progr. des Gymnasiums zu Rogasen.) 4°. 24 u. 26 S. Posen u. Rogasen (Leipzig, Fock).

Prien, Zum mnd. Wortschatze (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 4).

Wossidlo, Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. 1. Teil. (Beigabe zum Progr. des Gymnasiums zu Waren).

Wossidlo, Negative Verbindung zweier Ausdrücke im Mecklenburger Platt (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XIV, 2).

W. H. M., Die niederdeutschen Pflanzennamen in Bassum in Hannover (ebd. XIV, 1).

van Helten, Altostfriesische Grammatik. Herausg. im Auftrage der Friesch Genootschap voor geschied-, oudheid-en taalkunde te Leeuwarden. 8°. 12 en 255 bl. Leeuwarden, Mejer. Fl. 5.

β) Namen.

Henning, Die Ortsnamen auf -as in den lateinischen Urkunden des Mittelalters (Zeitschrift für vergleich. Sprachforschung auf dem Gebiet der indogerm. Sprachen. N. F. XI, 2).

Schneller, Tirolische Namenforschung. Orts- und Personennamen des Lagerthales in Südtirol. Mit einem Anhange und einer Kartenskizze. 8°. 373 S. Innsbruck.

Prinzinger d. ä., Zur Namen- und Volkskunde in den Alpen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Bayern-Oesterreichs. 8°. 71 S. mit 2 Taff. München, Ackermann.

Brandstetter, Beiträge zur schweizerischen Ortsnamenkunde II (Der Geschichtsfreund. Bd. 44).

— Der Name Schlittwald (Anzeiger für schweizerische Geschichte. Heft 5).

Manke, Die Familiennamen der Stadt Anklam. 3. Th. 4°. 16 S. (Progr. des Gymnasiums zu Anklam).

γ) Bedeutung.

Johannson, Gotische Etymologien (Paul u. Braune, Beiträge. XV, S. 223—243).

Sandvoss, Briezkeile und Annerboehlkenkinner (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 5).

Steinmeyer, fein (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 4).

Sandvoss, Geizknochen (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).

Stosch, Noch einmal mhd. gelouben (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 1).

Krause, Springer, gizhacke (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2. 3).

Bremer, Martin, Rödiger u. a., grād, jrât (ebd. 2, 3, 5).

Babucke, Sprenger, Koppmann, kapehorn (ebd. 1. 5).
Peters, Kastemännken (ebd. 2. 5)
Krause, Liebart und Buse, Tigerjagd, Antholapas, Panthera (ebd. 1).
Schlüter, markelen (ebd. 5).
Sprenger, Praess (ebd. 2).
Koppmann, revekeken (ebd. 5).
Frischbier, Schettern (ebd.).
Schlüter und **Reiche,** Schewenklot (ebd. 1—5).
Schlüter, Span (ebd. 5).
— Zu „Siebensinnig" (ebd. 3).
Sandvoss, Stiege (ebd. 3).
Ehrismann, ags. twégen, bégen und einige germanische Verwandtschaftsbegriffe (Germania. XXXV, 2).
Peters, Wehr (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).
von Heinemann, Seelmann, Löwe, wanne (ebd. 2. 3. 5).

d) Poesie.

α) Lieder.

Deutsche Volkslieder, in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Hamburg, Fritzsche.
Hofer, Weihnachtslieder aus Niederösterreich. 8°. 58 S. (17. Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Lehrerseminars in Wiener-Neustadt.) Wiener-Neustadt.
Liebenau, Nachträge zu den historischen Volksliedern und Sprüchen aus der Schweiz (Anzeiger für Schweizerische Geschichte. Heft 1).
Crecelius, Geschichtliche Lieder aus dem 17. Jahrhundert (Alemannia. XVIII, 1).
Obser, Historische Lieder aus dem österreich. Erbfolgekrieg (Germania. XXXV, S. 181).
Freybe, Deutsche Lieder aus Tirol (Allgemeine konservative Monatsschrift. XLVII, 1).
Bolte, Ein Augsburger Liederbuch vom Jahre 1454 (Alemannia. XVIII, 2).
Katalog von Liederbüchern des 18. und 17. Jahrhunderts auf der Königl. Bibliothek zu Dresden. (Monatshefte für Musikgeschichte. XXII, 2.)
Bolte, Deutsche Volkslieder in Schweden (Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte und Renaissancelitteratur. II, 4)
— Eine unbekannte Ausgabe des Frankfurter Liederbüchleins (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 2—3).
Bolte, Dû bist mîn, ich bin dîn (ebd.).
— Die Sultanstochter im Klostergarten (ebd. 1).
— Ein Totentanz des XVII. Jahrhunderts (Alemannia. XVIII, 1).
— Ein weiterer Totentanztext (ebd. 2).
— Zu des Knaben Wunderhorn (ebd. 1).
Distel, Ein Jahrmarktslied aus dem Jahre 1685 (Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte. III, 3).
Leimbach, Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Bremen, Heinsius. M. 3.
Druffel, Ueber eine rhythmische Eigentümlichkeit in alten deutschen Volksliedern (Musikalisches Wochenblatt. XXI, 9).
Marold, Ueber die poetische Verwertung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im deutschen Minnesang (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 1.)
Plaumann, Die deutsche Lindenpoesie. 4°. 47 S. (Wiss. Beil. zum Progr. des Kgl. Gymn. zu Danzig.)
Walter, Ueber den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältnis zur Volksdichtung. 8°. 74 S. (Leipz. Diss.)
Meyer, Volksgesang und Ritterdichtung (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXXIV, 2).

β. Geschichten, Märchen, Rätsel, Sprichwörter u. a.

Grimm's Kinder- und Hausmärchen. A Selection of the Choicest Fairy Tales of the Brothers Grimm. Text, with Notes etc. by W. J. Hickie. 8°. Williams & N. 2 sh.
Kuntze, Zur Geschichte von dem kranken Königssohne (Grenzboten. Heft 5—6).
Hayn, Die deutsche Rätselliteratur. Versuch einer bibliographischen Uebersicht bis zur Neuzeit. Nebst einem Verzeichnisse deutscher Los-, Tranchier- und Komplimentierbücher Centralblatt für Bibliothekswesen. Dezember).
Frischbier, Die Menschenwelt in Volksrätseln aus den Provinzen Ost- und Westpreussen (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 2—3).
Treichel, Dialektische Rätsel, Reime und Märchen aus dem Ermlande (Altpreussische Monatsschrift April-Juni).
Knoop, Plattdeutsche Sprüchwörter und Redensarten aus Hinterpommern. (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche

Sprachforschung. Jahrg. 1889. Norden u. Leipzig 1890. S. 53—60).

Dirksen, Ostfriesische Sprichwörter und Redensarten (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 5).

— Meidericher Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Sinnsprüche mit Anmerkungen. Meiderich, Selbstverlag. 8°. 32 S.

Junker und Pfaffen im Gewande des Sprichworts und unter der Geissel des Volkswitzes. Vom Verf. der „Allotria, ungeflügelte Worte". 4. neugeordnete u. reich vermehrte Aufl. 8°. 61 S. Leipzig, Laudien.

Altdeutsche Reime und Sprüche. Auswahl von Weisheit und Witz aus Christoph Lehmann's florilegium politicum, herausg. von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit. 2. vermehrte Aufl. 16°. 201 S. Berlin, Duncker.

Schönbach, Sprüche und Spruchartiges aus Handschriften (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. III, 2).

von Hörmann, Haussprüche aus den Alpen. 201 S. Leipzig, Liebeskind

Falck, Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften. 8°. 110 S. Berlin, Meidinger. M. 2.

Birlinger, Alte gute Weisheit. Ein Spruch von den Falsch- und Leichtmünzern (Alemannia. XVIII, 1).

— Weisheit aus der Heidelberger Küchenmeisterei (ebd. 3).

Lauchert, Priameln bei Abraham a S. Clara (ebd. 2).

Jahn, Schwänke und Schnurren aus Bauernmund. Mit 1 Titelbild. 8°. 140 S. Berlin, Mayer u. Müller. M. 1.

Knoop, Eine Thierfabel aus Hinterpommern (Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. XIV, 2).

Hauser, Vorarlberger Volks- und Ortsneckereien (Alemannia. XVIII, 2).

Birlinger, Ortsneckereien (ebd. 1).

γ. Volksschauspiel, Musik, Tanz.

Die beiden alten Volksschauspiele von Dr. Johann Faust und Christoph Wagner, Fausts Famulus. Herausg. von K. Engel. (Deutsche Puppenkomödien. IX.) Oldenburg, Schulze, o. J. M. 1,60.

Doktor Johann Faust. Volksschauspiel vom Plagwitzer Sommertheater. Herausg. von A. Tille. (Deutsche Puppenkomödien. X.) Oldenburg, Schulze, o. J. M. 0,60.

Lier, Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtspieles. I. 8°. 74 S. (Leipz. Diss.).

Holstein, Zur Topographie der Fastnachtsspiele (Zeitschrift für deutsche Philologie. XXIII, 1).

Reuling, Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 8°. 181 S. Stuttgart, Göschen. M. 4.

Sittard, Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 8°. 392 S. Altona, Reher. M. 6.

Bolte, Zur Geschichte des Tanzes: Sammlungen von Tanzmelodien des 16.—17. Jahrhunderts, Bauern- und Handwerkertänze, ausländische Tänze, ein Lied wider das Tanzen (Alemannia. XVIII, 1).

Ammann, Nachträge zum Schwerttanz (Zeitschrift für deutsches Altertum. XXXIV, 3).

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute der Saalegegenden[1]).

Von **August Meitzen.**

Meine Absicht ist, die besondere Stellung zu behandeln, welche Land und Leute der Saalegegenden in dem Zusammenhange der deutschen Volkskunde einnehmen. Die Frage lässt sich näher dahin fassen, können wir uns ein zutreffendes Bild von dem Zustande der Saalegegenden zur Zeit der ersten Bewohnung und von den Veränderungen, die sie durchlaufen haben, machen; wissen wir, welche unserer Volksstämme in ihnen Sitze nahmen, und lassen sich noch in der Gegenwart Spuren ihrer volkstümlichen Eigenart erwarten?

Ziehen wir zunächst die Beschaffenheit und Lage des Landes in Betracht.

Keine wissenschaftliche Errungenschaft hat unseren Anschauungen über die Kulturentwickelung unserer deutschen Heimat so festen Halt gegeben, als der Nachweis, dass Europa nördlich der Alpen vor noch nicht allzu lange zurückliegender Zeit eine Polarwüste war. Berg und Thal, Ebenen und Meeresboden hatten bereits alle Hauptformen ihrer heutigen Gestalt gewonnen, als aus unbekannter, wahrscheinlich kosmischer Ursache eine Verminderung der durchschnittlichen Temperatur von, wie man annimmt, 3—4 Grad eintrat, und sich deshalb unaufhaltsam, wie es auch heute geschehen würde, die Kiölen vom Polarkreis aus in eine ins Ungeheuere anwachsende Schnee- und Eismasse hüllten. Von Schweden her füllte ein unermesslicher Eisstrom die Ostseetiefe. Als er 1000 Fuss über die heutige Meeresfläche angewachsen war, floss er quer von Norden nach Süden, staute noch am Riesengebirge und Harz in 1200 Fuss Seehöhe an und drang in gleicher Stärke in die Saaleebenen ein. Von Süden her, von den Alpen und Pyrenäen, kamen dieser Eismasse weitverzweigte Gletscherströme entgegen, welche von Höhen, wie dem Rigi, nur noch geringe Spitzen frei liessen.

Für unsere Frage folgt daraus, dass an der Saale, wie in ganz Deutschland, Fauna und Flora total vernichtet, und der Mensch, wenn er sich schon bis hierher verbreitet hatte, getötet oder vertrieben wurde.

---

1) Vortrag in der ersten Versammlung des Vereins für Volkskunde am 23. Januar 1891.

Zunächst musste erst wieder bewohnbares Land entstehen. Dieser Prozess war langsam. Mehrmals schwankte die Vereisung. Zuerst verbreiteten sich zwischen den wandernden Dünen im Staub und Sand des Gletscherschuttes Steppenpflanzen und Steppenthiere. Dann kamen Gräser und Waldbäume, weniger von Süden durch die engen Thäler der Alpen, als von der breiten Grenze mit der russischen Ebene. Diese grüne Decke erlangte durch die Sommerregen fast ununterbrochenen Zusammenschluss, aber sie enthielt, ausser einigen Waldbeeren, keinerlei geniessbare Frucht. So wurde das Land eine gleichförmige Einöde von Wald, Sumpf und Heide.

Jahrtausende können hier Finnen als Jäger umhergeschweift sein, wie sie es noch heute in Sibirien und Lappland thun. Wir kennen kein anderes Volk zwischen uns und dem Polareise. Vielleicht sind die Trölls, die Zwerge und Heinzelmännchen der Kiffhäuser- und anderer Sagen noch eine Erinnerung an sie.

Sicher wissen wir, dass in absehbarer Zeit die Kelten von Osten kamen und das Donau- und Rheingebiet in Besitz nahmen, in welchen noch heute jeder Fluss ohne Ausnahme einen keltischen Namen trägt.

Den Norden aber überliessen sie den Germanen, von deren Verbreitung zwischen Weichsel und Nordsee uns Tacitus die erste Völkertafel giebt.

Das Bild des Stammeslebens dieser Hirtenvölker besitzen wir deutlich in dem gemeinsamen Sprachschatze der Indogermanen, der sie schon vor ihrem Aufbruche aus der fernen Heimat schildert. Sie lebten nicht als Wilde, sondern in geordneten Ehen und als Geschlechtsverbände unter Häuptlingen, reges, Richtern und Vornehmen, ausgerüstet mit allen unseren Hausthieren, mit der Kenntniss des einfachen Haushaltes und des Ackerbaues, den auch die Steppennomaden nicht entbehren können, und weideten ihr zahlreiches Vieh in grossen Lagergenossenschaften. Diese weidewirtschaftlichen Genossenschaften finden wir bei allen Deutschen als Hundertschaften von ungefähr 120 Familien wieder, mit den unentbehrlichen Heerden von mindestens 3000 Stück Grossvieh.

Denkt man sich ein solches Wandervolk aus der russischen Ebene im vorschreitenden Weidegange allmählich heranziehend durch das Thor zwischen den Karpathen und den unergründlichen Pripetsümpfen, wo konnten sie Veranlassung haben, Halt zu machen?

Alle Umstände lehren leicht, dass dazu die Saalegegenden am meisten einladen mussten. Wenn die Hirten dem Fusse der Karpathen und Sudeten folgten, fanden sie keinen schöneren und fruchtbareren Boden als den Ostharz und die Magdeburger Börde. Aber noch ein anderer Vorzug musste sie hier festhalten, das Salz.

Alle Weidegegenden Turkestans und Ostrusslands haben Überfluss an Salz. Zogen sie weiter, so mussten sie es entbehren. Ob bei Wielitzka und an der Sula schon damals Solquellen bemerkbar waren, ist unsicher.

Jedenfalls war der weitere Weg durch Schlesien und die Lausitzen wieder ohne Salz. Dann aber kamen sie an die Saale, nach Halle, an den salzigen See, an die Selke, deren Namen schon zeigen, dass ihre feine Zunge den Salzgehalt empfand. .

Diese Stätte bot aber auch noch mehr. Nach allen Seiten öffneten sich reiche und fruchtbare Thäler, nach der Pleisse und oberen Saale, nach der Unstrut, der Helme, nach der Wipper, Selke, Bode, Unterelbe, Nuthe, Untersaale, Oberelbe und Mulde. Wie von Natur, war den Hirtenstämmen hier die Vertheilung in die einzelnen Weidereviere geboten, in denen sie sich nicht störten und reiches Genüge fanden.

Die Scheidung der Stämme mochte Verwandschaft bestimmen; die stets von der gleichen Zahl gedachten und bezeichneten Hundertschaften konnten sich nicht nach Geschlecht oder Familie richten, sondern waren durch den Bedarf an Hirten- und Arbeitskräften bedingt. Man kann annähernd berechnen, wie viel Nahrung ein Hirtenlager von 1000 Seelen bedarf, wie viel Stück Vieh dieselbe gewähren und wie viel Futter nötig ist, um dieses Vieh zu ernähren. Dabei bleibt es sich für den Ertrag und für den Futterbedarf gleich, welcher Viehgattung die Heerden angehören. Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen lassen sich auf Grossvieh reduzieren. Danach lässt sich sagen, dass 1000 Seelen etwa 6 Quadratmeilen bedurften, so lange das Land ganz roh war. Auf 600 Quadratmeilen zwischen Thüringer Wald, Erzgebirge, Havel und Unterharz konnten also 100000 Menschen leben. Nachdem sie aber Wälder niedergebrannt, geraume Weiden geschaffen und etwas Ackerbau eingerichtet hatten, konnten sie bis auf das Doppelte, im äussersten Fall vielleicht bis zu 300000 Seelen anwachsen. Unsere heutige Bevölkerung vermag sich in 100 Jahren zu verdreifachen. Damals wird die Sterblichkeit der Kinder und Alten grösser gewesen sein. Aber einmal musste sich der Raum füllen und die Auswanderung beginnen.

Dafür haben wir auch sprechende Zeugnisse, Zeugnisse, welche deutlich beweisen, wie bestimmt und wie lange die Saalegegenden der Ursprung und das Herz des alten Deutschlands geblieben sind.

Tacitus erzählt uns, dass hier die Semnonen wohnten, die sich für das älteste und edelste Volk der Sueven erklärten, was durch heilige Gebräuche beglaubigt werde. Alle Völker von gleichem Blute schickten Gesandtschaften hierher zu Menschenopfern in einem heiligen Haine, deren Feierlichkeit dahin deute, dass hier die Wiege des Volkes, hier der Herrscher des Weltalls, Gott, alles Andere unterwürfig und gehorsam sei.

Aber diese Wiege des Volkes wird auch durch die Landschaftsnamen bestätigt, deren sicheres, dauerndes Festhalten eine besondere, durch das Bedürfnis der Orientierung geforderte Eigentümlichkeit des Nomadenlebens ist.

Am Ostharz im Mansfeldischen liegt die etwa 18 Quadratmeilen

grosse Landschaft Frisonofeld. Die Frisen aber müssen nach ihrer Stellung an der Nordseeküste als der deutsche Stamm angesehen werden, der am frühesten und weitesten seine überschiessende Jugend fortsendete. Am Nordharz findet sich der Amrigau, und den Frisen benachbart an der Hunte das Ammerland. An der Heinleite und Schmücke zieht sich Engili hin, an der Trave und Eider aber wohnten die Angeln. Zwischen Saale und Pleisse lag Warenofeld, die Warnen aber erscheinen an der Warnow in Mecklenburg und im Warnegau am Main. An der Untersaale breitete sich der Hassagau aus, von dem weniger sicher, aber wahrscheinlich ist, dass sein Name mit den Chatten zusammenhängt. Auch andere Stammnamen weisen nach ihrem entgegengesetzten Auftreten auf den Ausgang vom Semnonenlande. So sind die Juthungen, welche ausdrücklich als suevische Ziuvaren bezeichnet werden, in Jütland und in Schwaben bezeugt, die Sedusi in Schleswig und bei Ariovist, die Harnden ebenso bei Ariovist und in Norwegen. Auch mehrere solcher Wanderungen lassen sich bestimmt datiren. Schon vor 320 v. Chr., vor Pytheas Zeit, liegt die Ankunft der meisten Ingvaeonischen Stämme an die Nordseeküste. Livius erwähnt zum Jahre 218 halbgermanische Stämme in den Penninischen Alpen, welche Hannibal Hilfe leisteten, möglicherweise die Hermunduli des Cincius. 180 ziehen die Bastarnen nach Ungarn, um 150 die Eburonen und ihre Nachbarn an die Maas, 113 Cimbern und Teutonen, die nicht an der Nordsee, sondern in Böhmen und Süddeutschland erscheinen, nach der Donau und Rhone. Etwa gleichzeitig sind die Bataven zu setzen. 70 kennen wir die verschiedenen Suevenstämme Ariovists, 37 Ubier und im Osten Quaden, 8 v. Chr. Sigambern, Hermunduren und Alemannen. Daraus ergeben sich nahezu 30jährige Fristen für das Eintreten solcher Auszüge aus dem Innern Deutschlands. Sie sind durch die Kleinheit des Gebietes und das den Römern wohlbekannte starke Anwachsen der Bevölkerung völlig erklärt. Aber ihre Wiederholung begründet zugleich die Überzeugung, dass diese Quelle nicht versiegte, dass die Mutterstämme dieser fortwandernden Volksmassen vielmehr in der alten Heimat dauernd und so lange sitzen blieben, als nicht unwiderstehliche Ereignisse sie zwangen, dieselbe völlig preiszugeben. Es wird also die weitere Frage zu untersuchen sein, ob sich an der Saale solche eingreifende Veränderungen feststellen lassen, und welche Folgen sie für die dortige Bevölkerung gehabt haben.

In der uralten Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung der linksseitigen Saalegegenden lässt sich kein erheblicher Wechsel vermuten, welcher für deren Stammescharakter und volkstümliche Sitte und Anschauung von wesentlichem Einflusse geworden sein könnte. Ein tiefer und bleibender Eingriff aber geschah durch die Festsetzung der Slaven längs des rechten Saaleufers und im fränkischen Quellgebiet der Saale.

Caesar berichtet uns von einer 120 Meilen langen Ostgrenze der

Sueven, welche zu verteidigen und öde zu erhalten ihr Stolz sei. Diese Grenze ist uns nicht unbekannt. Sie zog von der Reckenitzmündung durch Sümpfe zur Oder, dann durch die Heiden der Neisse und des Bobers zum Riesengebirge und führte längs der Urwälder der Sudeten bis zum Jablunkapass. Diese Grenze hat nie ein ostgermanisches Volk überschritten. Die Gothen, Burgunden, Vandalen, Rugen zogen, als sie ihre Länder räumten, nach Ungarn hin und machten den Slaven Platz, welche Tacitus in Russland und Galizien kennt. Der erste, der die Suevengrenze durchbrach, war Attila, dessen Hunnenschwärme, soweit man erkennen kann, auch durch Schlesien und Thüringen gegangen sind, und den Slaven den Westen geöffnet haben.

Das erste Erscheinen der Slaven nahe der Saale scheint mit dem Falle des Thüringischen Reiches 531 zusammenzuhängen. Die Sachsen erhielten damals das Land nördlich der Unstrut, konnten es aber nicht völlig besetzen und nahmen deshalb Ansiedler auf. Es findet sich hier, wahrscheinlich aus dieser Veranlassung, nördlich der Unstrut an der Helme die Landschaft Winidon, d. h. Wenden, deren Dörfer fast ausschliesslich in slavischer Form angelegt sind. Mindestens 568 aber müssen die Slaven an der Saale übermächtig geworden sein, denn als Sigebert I von Austrasien 565 in der Nähe der Saale von den Awaren geschlagen und nur durch Verträge seines Schwagers Alboin geschützt worden war, nahm er 568 die Nordschwaben von der rechten Elbseite auf die linke an die Selke herüber.

Seitdem gab der stete Kampf zwischen Sachsen und Franken die Länder östlich der Elbe und Saale den Slaven Preis. Seit Samo beginnen deren Einfälle auch westlich der Saale. 628 versprachen die Sachsen Dagobert I. das Land gegen die Wenden zu verteidigen, wenn er ihnen den fränkischen Tribut erlasse. Nur mit der grössten Anstrengung vermochte der 630 zum Herzog eingesetzte Radulf Thüringen gegen die wiederholten, bis tief nach Deutschland eindringenden Raubzüge zu verteidigen. Durch zwei Jahrhunderte bis auf Karl den Grossen dauern diese Kämpfe um die Saalegrenze fort. Die Ebene zwischen Saale und Elbe wurde dicht mit slavischen Ansiedelungen besetzt. Wahrscheinlich wirkte auch dabei die Wichtigkeit des Salzes von Halle. Karl der Grosse besiegte die Wenden zwar mehrmals und erhielt ihre Huldigung, aber er benutzte auch ihre Unterstützung in den Sachsenkriegen, liess zu, dass sie sich in der Altmark und im Wendlande weiter ausbreiteten, trat ihnen sogar Polabien ab und entschloss sich endlich, 805 den sogenannten Limes sorabicus zu ziehen.

Dies war die Festsetzung einer Grenzlinie, welche von Lorch an der Donau über Regensburg, Bremberg, Forchheim, Erfurt nach Magdeburg, Chesla und Bardowiek gelegt war, und an der Delvenau, oberen Trave und Schwentine nach der Kieler Förde weiter führte. Sie grenzte das deutsche Reich gegen die Slaven so ab, dass nur in den benannten Städten

Verkehr und Handel getrieben werden durfte, die Kaufleute aber weder hinüber noch herüber gehen sollten, und die Ausfuhr der Waffen ganz verboten war. Diese Grenze beschränkte Deutschland auf seinen geringsten Umfang und erkannte den Besitz der Slaven rechts der Saale und im fränkischen Saalegebiete oberhalb Saalfeld an.

Auf diesem gesamten Gebiete vertilgten die Slaven völlig alle bisherige Kultur der Deutschen. Die alten volkstümlichen deutschen Dörfer charakterisieren sich durch eine sehr unregelmässige, haufenartig in einander gedrängte Lage der Gehöfte ohne irgend ersichtlichen Plan und durch eine Einteilung der Felder in zahlreiche nach der Bodenverschiedenheit abgegrenzte Abschnitte, in deren jedem jeder Bauerhof seinen gleichen ungefähr einen Morgen grossen Antheil erhielt. Die Slaven dagegen legten ihre Gehöfte entweder fächerförmig um einen nur an einer Stelle zugänglichen runden Platz, oder in gleichmässiger Strasse nebeneinander, längs eines ziemlich breiten Angers an. Ihre Äcker aber bestellten sie in einer oder mehreren kommunistischen Genossenschaften mit einem leichten Haken kreuz und quer. Daher konnten sie die auf den Pflug berechneten Ackerstreifen der Deutschen nicht benutzen. Sie bildeten auch nach einem Fragment aus der Karolinger-Zeit zahlreiche civitates von 3 bis 4 Quadrat-Meilen Umfang. In jeder derselben bestand ein fester Platz, den ein Häuptling inne hatte, und der allen zur Zuflucht dienen sollte, obwohl auch ihre Dörfer zur Verteidigung eingerichtet waren. Die ganze Gegend musste also ein verändertes Ansehen annehmen.

Sicher sehr gegen seinen Wunsch sah sich Karl der Grosse noch in demselben Jahre 805 genötigt, statt des beabsichtigten Friedenszustandes mit drei Heeren in Böhmen einzufallen. Dabei wurden in den Saalegegenden Oberfrankens die Redanzslaven, welche bis an die Itz und Rezat sassen, unterworfen und an deutsche Ritter vergeben. Die Saaleslaven griff er nicht an, sondern gründete gegen sie die thüringische Mark, von der aus die duces limitis sorabici, Thakulf seit 849 und Radulf seit 875, mehr und mehr im Saalfeldischen Fortschritte machten. Entscheidend aber wurde erst die Einsetzung des Herzogs von Sachsen Otto's des Erlauchten 908 in die thüringische Mark, in der sich auch Heinrich I. gegen König Konrad I. von Franken behauptete. Er wie sein Vater erfassten im vollen Masse die Aufgabe, die Saale an der Elbe und dem Erzgebirge zu verteidigen, und deshalb den gesamten Abschnitt Obersachsens zu erobern. Diese Eroberung wurde durchgeführt, obwohl die Ungarn jeder Unternehmung schwere Hindernisse bereiteten. Als sie 924 Magdeburg zerstört hatten, schloss er mit ihnen einen 9jährigen Waffenstillstand und befestigte Meissen und eine grosse Anzahl der bis dahin offenen Orte an der Saale. Diese Schutzwehren bewährten sich 933 völlig. Otto I. setzte 940 über das Gebiet zwischen Halle und Elbe und über das gewonnene Vorland der Elbe in der Lausitz Gero als Markgraf ein, 955 aber gelobte

er auf dem Lechfelde die Gründung von Bistümern und erlangte 962 vom Pabste Zustimmung zur Stiftung eines Erzbistums Magdeburg, welchem die Bistümer Meissen, Merseburg und das später nach Naumburg verlegte Zeitz unterstellt wurden.

Dieses sächsische Land war über den Frankenwald, das Fichtelgebirge und das Erzgebirge schwer zugänglich und kaum angreifbar. An der Elbe um Meissen aber tobten alle die Kämpfe mit Polen und Böhmen, welche erst durch die Überlassung der Oberlausitz an Böhmen zur Ruhe kamen. Im Innern des Landes hören wir zwar von dem Widerstande der Slaven gegen die Kirche; die politische Herrschaft der Deutschen aber blieb unangefochten, und das Land schritt ersichtlich in der Germanisierung fort.

Die Art aber, wie diese Germanisierung stattfand, hat bemerkenswerte Eigentümlichkeiten. Es scheint als sei schon bei der Eroberung der Kampf im wesentlichen nur gegen den wendischen Adel geführt worden. Dass ein solcher vorhanden war, erkennen wir aus den urkundlichen Angaben über wenige Familien, die sich erhielten. Aber bis auf diese sehr geringe Zahl ist er verschwunden. An seine Stelle ist die zahlreiche deutsche Ritterschaft getreten, welche überall durch ihre Namen deutlich bekundet wird. Es sind auch die Städte fast durchweg durch deutsche Kaufleute, Handwerker und Bergleute bewohnt.

Unter den Bauernschaften aber erweist sich ein Unterschied, der fast ganz mit der Scheidung des Gebirgslandes von den Ebenen zusammenfällt. Das gesamte, mehr als die Hälfte Obersachsens einnehmende Bergland ist in geschlossenem Zusammenhange völlig deutsch besiedelt. Es lässt sich nachweisen, dass diese Ansiedelung schon im 9. Jahrhundert begonnen und sich fortdauernd weiter ausgedehnt hat. Sie ist nicht bloss durch die deutsche Bevölkerung und die deutschen Namen erkennbar, sondern auch durch die Anlagen selbst. Es sind sämtlich Waldrodungen, in welchen Hufe neben Hufe als geschlossene Güter aneinander gereiht wurden. Jedes dieser Hufengüter nimmt einen einzigen grossen Streifen von etwa 30 *ha* Fläche vom Thale ausgehend bis zur äussersten Flurgrenze auf den Wasserscheiden der Bergrücken ein. Die Generalstabskarte lässt sie deutlich erkennen.

Dagegen ist in den Ebenen, welche in der Slavenzeit ausschliesslich bewohnt waren, die slavische Bevölkerung offenbar in einer Weise geschont und erhalten worden, wie es wohl kaum in einem der anderen kolonisierten Slavenländer geschehen ist.

Es ergiebt sich dies schon daraus, dass erst 1298 der Fürst von Anhalt und der Probst von Nienburg gemeinsam die wendische Sprache in den Gerichten aufhoben, und Leipzig sie erst 1327 als Gerichtssprache abschaffte, dass sie aber in den Ortschaften und Familien noch lange ge-

sprochen wurde und in der Ober- und Niederlausitz noch heut in grosser Ausbreitung Umgangs- und Predigtsprache ist.

Besonders bedeutsam aber sind die persönlichen Rechtsverhältnisse der ländlichen Bevölkerung.

Allerdings haben die deutschen Grundherrn tief in die Dorfverfassung eingegriffen. Sie haben oft zwei der kleinen Dörfer zu einem zusammengezogen, und die Ackerflur zu deutscher Pflugarbeit in Gewanne eingerichtet, auch jedem Bauer eine oder mehrere Hufen von gleicher Grösse und gleichen Lasten zugewiesen. Aber die persönliche Stellung der Insassen ist durchaus slavisch.

Zwei Urkunden von 1122 und 1181 lehren, dass auch in dieser späten Zeit die bäuerliche Bevölkerung, sowohl im Meissenschen als in Saalfeld nach fünf Abstufungen ihres Rechtes in Supane, Vicazen, Smurden, Lazzen oder Censuales und Heyen oder Proprii unterschieden wurde, d. h. in Vorsteher oder Ältesten, als Reiter Dienende, zu täglichen Ackerdiensten Verpflichtete, gegen Zins sitzende Lassiten und Leibeigene.

Von denselben sind nun Supane oder Starosten, die uns von den Südslaven in Kroatien und Montenegro sehr wohl bekannten Vorsteher der kommunistisch lebenden Hausgenossenschaften und die höheren über mehreren Hauskommunionen als Dorfälteste und Richter stehenden Leiter, ebenso auch wieder die ihrem Ansehen nach über der civitas mit allen zu ihr gehörigen Dörfern stehenden Anführer und Richter.

Das Amt Meissen umfasste im 14. Jahrhundert 210 Dörfer und zerfiel in 15 Supaneien oder Gerichtsbezirke. In denselben hatten die Supane das slavische Gerichtskorn Zips einzuziehen und abzuliefern. 1334 sind in einem Meissener Dörferverzeichnis die grössere Anzahl der Dörfer als unter Supanen stehend bezeichnet. Dieselben waren Vorsteher und Landdingschöffen, welche dreimal im Jahre zum Gericht kommen mussten, wie 1276 und 1428 übereinstimmend bekundet wird. Noch 1553 hatten sie ihre Güter nicht zu Lehn, sondern zu Erbeigen, ein volkstümliches slavisches Rechtsverhältnis, welches als Dzedzine, vom Grossvater her, bezeichnet wird, und aus verschiedenen Urkunden Schlesiens und Böhmens bekannt ist.

Vicaz (vitjaz) bedeutet slavisch Krieger und wird auch in deutschen Urkunden mit slavonici milites, auch als Knechte, d. h. Knappen, übersetzt. Sie sind Lehnbauern, aber ebenfalls Ortsvorsteher, wie die Supane. Die Dörfer, welche nach dem gedachten Verzeichnisse von 1334 nicht unter Supanen stehen, stehen unter Vicazen und zwar, wie gesagt wird, sub rusticis, qui dicuntur Vitsezen. Ihr Reiterdienst und die Bezeichnung milites, Knechte, erweckt die Vermutung, dass sie die Reste des alten Wendenadels sind, der zwar durch die deutsche Besitznahme in bäuerliche Hörigkeit herabgedrückt, im übrigen aber in dem Besitze seiner in alter

Zeit überall kleinen eigenen Wirtschaften und der Vorsteherschaft über seine früheren Dorfinsassen belassen worden ist.

Smurden von smrd, Gestank, Kot, ist eine in allen Slavenländern übliche Bezeichnung für die eigentlichen Bauern. Sie werden in Sachsen 1040 als aldiones smurdi, also als im Besitz belassene Bauern bezeichnet. Smordthufen sind häufig erwähnt, noch 1576 sagt eine Urkunde: Smordthufen, worauf die Pauren wohnen. Die obengedachte Urkunde von 1181 schreibt vor, dass die Smurden nicht mehr zu Gericht kommen sollen, sondern wenn sie nicht gerufen werden, besser zu Hause bleiben.

Die Lazzen stimmen anscheinend mit den bis zur neuesten Zeit in der Lausitz weit verbreiteten Lassiten überein. Diese sind gutshörige Bauern, die ihre bäuerlichen oder kleinere Stellen gegen Zins, aber nicht erblich haben, so dass sie ihnen auch entzogen werden können.

Die Heyen sind Leibeigene. Der Ausdruck scheint aus Westfalen übertragen. Es wird von Slavisten in Abrede gestellt, dass die Slaven ursprünglich Leibeigenschaft gekannt hätten und angegeben, dass sich wenigstens jeder in Knechtschaft Verfallene in gewisser Zeit habe freikaufen können. Änderungen gegen dieses Recht könnten zwar durch die stattgehabte deutsche Eroberung erklärlich scheinen. Indess verdient Beachtung, dass die allerdings gefälschten und erst dem 11. Jahrhundert angehörigen angeblichen Urkunden Ottos I. von 965 und Johanns XIII. von 968 von der Zehntpflicht einer rätselhaften Einnahme sprechen, quod Teutonici dicunt onarcapunga et talunga familiarum, worin bei der ausdrücklichen Bedeutung von familia ein solcher Loskauf liegen könnte.

Wie dem aber auch sei, diese Klassifizierung der Bauernschaften in den Ebenen zeigt, dass deutsche Anschauungen hier gar keinen Platz gegriffen haben, sondern dass sich die volkstümlichen Gedanken der Hauskommunionen in überraschender Weise in den persönlichen Verhältnissen der Landbevölkerung erhalten haben, obwohl die Beziehungen zu ihren Gütern nach der deutschen Hufenverfassung umgestaltet wurden.

Diese Erinnerung ist um so bedeutsamer, als sie in ältere und ursprünglichere Verhältnisse zurückgeht, als irgend eine andere bekannte. Es ist möglich, dass die festen Ansiedelungen in Böhmen früher bestanden, als an der Saale. Nach Kroatien und Montenegro aber, wo der Urtypus der slavischen Hauskommunion hergenommen wird, wurden die Slaven erst 630 vom oströmischen Kaiser Heraclius berufen und setzten sich um 650 auf altes römisches Kulturland fest, welches auch, nach der Verschiedenartigkeit ihrer dortigen Anlagen zu schliessen, nicht ganz ohne Einfluss auf dieselben geblieben ist. —

Blicken wir auf das Ergebnis unserer Betrachtungen zurück, so ist wohl überzeugend, dass wir uns in den Saalegegenden an einem für die deutsche Landeskunde überaus bedeutsamen Punkte befinden. Es ist hier

die erste Stätte und der Ausgangspunkt der Westgermanen und zugleich für die Slaven das älteste bekannte Hervortreten ihrer volkstümlichen Sitten.

Beide Nationalitäten stehen sich also an der Saale auf engem Raum von früher Zeit gegenüber und sind beide hier noch bis zur Gegenwart in ihren Nachkommen lebendig erhalten. Den Zwischenraum, der das Altertum von unserer heutigen Beobachtung trennt, sieht die Volkskunde nicht als eine völlig dunkle Kluft an. Wenn wir von den zerfallenen Dächern der Burgen an der Saale Strand singen, ist uns froh bewusst, dass die Zeit ihrer Blüte wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns liegt, wenn wir darin nur lesen wollen. Und wenn der Pfad weiter zurück auch unsicherer wird, er lockt uns immer höher hinauf. Gewisse Züge des Volkscharakters, der Sitte und der Lebensanschauung sind ebenso bleibend, wie die der Sprache und der Körpergestalt.

Von diesen Spuren uns nichts entgehen zu lassen, ist unser Wunsch und unser Zweck. Wenden wir deshalb alle, darum bitten wir hier, unser Auge den Einzelheiten der thatsächlichen Erscheinungen zu, in denen der aufmerksame, liebevolle Beobachter glückliche Funde machen kann. Als Verein aber wollen wir ernstlich bemüht sein, für dieses mannichfaltige Sonderstreben lokaler Forschung das Verständnis des inneren Zusammenhanges aufrecht zu erhalten.

Die Eichenfrucht als menschliches Nahrungsmittel.

Von Dr. Carl Bolle.

Bei der grossen Neigung zum Paradoxen, welche unter den Gelehrten vorwaltet, erscheint als bemerkenswert, dass es in der Gegenwart unter ihnen nur einen gegeben hat, der die Angaben über das Eichelessen der Urvölker für fabelhaft zu erklären wagte. Gegenüber den so zahlreichen Zeugnissen, allein schon des Altertums, war dies ein etwas starkes Stück. Wer indes den Vorzug hatte, den vortrefflichen Botaniker und Dendrologen K. Koch, von dem obige Meinungsäusserung ausgegangen war, näher zu kennen und sich mit seinem Gedankengange vertraut zu machen, den wird das Gebahren desselben auch in diesem Falle nicht besonders wunder nehmen.

Hat Professor Koch nicht etwa unter anderem unserem Erdteil die

Heimatsberechtigung wilder Obstbäume vollkommen abgesprochen, ja selbst, der Evidenz zum Trotz, unserem Deutschland nicht einmal das doch durch den Augenschein leicht erwiesene Indigenat der Johannis- und Stachelbeere zugestehen wollen? Hat er ja doch die Heimat der ganz Westeuropa mit ihrem glänzenden Immergrün erfüllenden Stechpalme auf den Kaukasus zu beschränken versucht und dieselbe für Westfalen mit den Worten geleugnet: Ilex ist keine Sumpfpflanze; Varus aber bekanntlich mit seinen Legionen im Morast des Teutoburger Waldes stecken geblieben; folglich kann Ilex dort nicht als wildwachsend gedacht werden.

Diese Beispiele liessen sich durch noch drastischere erweitern. Es ging eben Koch mit obengenannten Gewächsen ähnlich wie Herrn V. Hehn mit Myrte, Lorbeer und Oleander, ureigenen Erzeugnissen der Mittelmeerflora, die dieser dennoch und zwar für das öffentliche Urteil nicht ganz erfolglos, aus ihren Stammsitzen zu verweisen angestrebt hat.

Was dem sonst so verdienstvollen K. Koch zur Entschuldigung dienen mag, ist allein, dass der Horizont des sogenannten nördlichen Orients, seines Reisegebiets, auch seinen geistigen Gesichtskreis dergestalt begrenzte, dass vieles darüber Hinausgehende ihm fremd und unsympathisch geblieben war. Da nun der Kaukasus, die Krim, das pontische Gebirge und Armenien, in welchen Ländern er sich ausschliesslich bewegt hatte, weder essbare, noch gegessene Eicheln darboten, so verfiel er in den Irrtum, es seien solche nirgends und niemals vom Menschen zur Speise benutzt worden.

Dem, der annehmen wollte, Kastanien, Wall- und Haselnüsse seien allein jene primitive Kost gewesen, diene zur Erwiederung, dass, abgesehen vom Geschmack, schon die äussere Form dieser Früchte hinreicht, sie von den Eicheln scharf zu sondern. Nicht des Botanikers bedarf es hierzu. Die Auffassung durch die Sinne des einfachsten Naturmenschen, des Kindes, des Wilden, genügt um jedweder verwirrenden Verwechslung vorzubeugen. Schon die zur Benennung dienenden grundverschiedenen und sich nur selten miteinander mengenden Vokabeln sprechen hierfür.

Noch überzeugender aber reden Thatsachen. In den verschiedensten Ländern, wo die Eiche in der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit ihrer specifischen Erscheinung als Waldbaum auftritt, liefern zwar lange nicht alle, dennoch aber nicht wenige Arten derselben essbare Frucht. Des allzustarken Tanningehaltes der häufigeren, herberen Sorten entbehrend, empfehlen sich ihre Eicheln dem Genuss durch Süsse und Mehlgehalt. Man verspeist sie entweder roh oder häufiger noch geröstet; oft auch mengt man sie gemahlen dem Brote bei. Dergestalt spielen Eicheln, sei es als Zukost, sei es zeitweilig als Hauptnahrung, wie in ferner Vorzeit, so noch jetzt hier und da eine nicht unbedeutende Rolle in der menschlichen Ökonomie.

Wer jemals einen der fruchtbeladenen Riesenbäume aufmerksam betrachtet, wer dem prasselnden Geräusch, mit dem, vom Herbstwind gefegt,

die Eicheln herabregnen, gelauscht hat, dem wird die Eiche als ein Sinnbild des Überflusses erschienen sein; so reichlich deckt sich der Tisch auf und unter ihr. Zwar ist die Ergiebigkeit der Mast den Jahren nach ungleich und gewöhnlich eine alternierende. Tritt sie indes ein, für welches Tiergewimmel wird sie dann nicht zur Nahrungsquelle! Unter den Quadrupeden das Schwein in erster Linie, alles Wild des Hirschgeschlechts, Ziege, Dachs und Bär, sowie zahlreiche Nager, das Eichhorn an ihrer Spitze. Unter den Vögeln der Häher, die Wildtauben, Fasane, Truthühner und Enten. Alle diese schmausen unter vom Spätherbst gebräuntem Eichenlaub an reichbesetzter Tafel, der Qualität der Frucht nach meist wahllos und gern zufrieden mit dem was sich ihnen zum Zugreifen darbietet. Nur dem ja auch die Trüffel suchenden Schweine wird hierbei grössere Gourmandise zugeschrieben. Es soll süsse vor herben Eicheln trefflich herauszufinden wissen.

Noch wählerischer, brauchen wir lieber das gute plattdeutsche Wort, noch kiesätiger ist der Mensch. Er hält sich an die Elite der Eichenfrucht und hat sich von jeher wohl dabei befunden. Die Natur war es, die ihm in seinen frühesten Anfängen, an bevorzugter Stätte, diese Speise in den Schoss schüttete. Es bedurfte bei ihr keiner Überlegung, kaum der Zubereitung; einzig nur des Auflesens und Sammelns. Im Spätherbst, wenn anderes Wildobst zu Ende ging, kam die Eichelernte gelegen. Mochte es immerhin eine derbe und rohe Kost sein, sie fand keinen verwöhnten Gaumen. Mochte es eine harte Kost sein, sie ging durch eine Mühle von Zähnen, gewöhnt, die starken Markknochen des Wildes zu zermalmen. Ausserdem, mochten dem prähistorischen und carnivoren Menschen seine reichen Jagdgründe noch so unerschöpfliche Vorräte an Fleisch, Blut und Fett liefern, das Bedürfnis nach vegetabiler Speise liess sich nicht ganz abweisen. Wie willkommen musste da die Mast sein, die bei nur geringer Vorsicht sich bis zu einer Winterzeit aufbewahren liess, wo Beeren, Pilze und Wurzeln den Dienst versagten.

In der dem Bären abgerungenen Höhle des Jurakalks, deren Wände noch tief unten im Süden das eingeritzte Bild des Renntiers tragen, mögen in nebelgrauer Urzeit halbinstinktmässig aufgespeicherte Vorräte von Eicheln, neben Buchecker und Haselnüssen haufenweis gelagert haben. Härtere Substanz hat die Schaalen der letzteren in Ablagerungen da erhalten, wo die vergängliche Bildung der Eicheln und ihrer Becher der Einwirkung von Zeit und Witterung, selbst in Erde eingebettet, nicht zu widerstehen vermochte.

Also Eichelkost überall da, wo das Getreide, dem frühen Menschen unbekannt, sie noch nicht entbehrlich gemacht hat; durch Fürsorge der Natur diese Diät dem Menschen im Süden, der alles reift und verfeinert, anmutender dargeboten als im rauhen Norden; Eichelkost die erste Stillung des Hungers innerhalb der gemässigten Zone. In jener altersgrauen Däm-

merung, die den Übergang aus der Prähistorie zur Geschichte bildet, sehen wir das Pelasgervolk, zu einer Epoche, wo Hüttenbau erst begann, sich von Eicheln nähren; wenig später die Arkadier, welche in der Eiche den zuerst von den Göttern geschaffenen Baum erblickten, zur gleichen Kost greifen. Man will wissen, die allerersten Eicheln seien an den Ufern des Achelous verspeist worden, was indes doch sicher weit über menschliche Kenntnisnahme hinausgeht.

Welch ein weiter Sprung aus dem Urzustande in eine aufs Höchste verfeinerte Civilisation hinein! aber Ovid thut ihn, ohne in der Annahme einer Kontinuität zu sündigen, wenn er von einer Schäferin, die wir uns fast à la Watteau arkadisch vorstellen dürfen, ausruft:

Nec glandes Amarylli tuae nec amygdala desunt.

Freilich knabbert die Zierliche hier, neben ihren Eicheln, auch schon süsse Mandeln. Der Wendepunkt, wo die Eichelmast aufhörte, Hauptnahrung zu sein, wird bei den Griechen mit dem Auftreten der Ackerbau lehrenden Demeter in Verbindung gesetzt. Korn war an die Stelle der Wildkost, bald auch Wein an die des Wassers getreten. Galt indes dieses nicht vielleicht allein für civilisirtere Gebiete? Der Ziegenhirt Arkadiens oder der Pindusberge wird schwerlich, dem Ceresdienst zu Liebe, althergebrachte Gewohnheit plötzlich aufgegeben haben.

Dass bei den Italern Eichelkost im Schwange ging, beweist schon der Name einer bei ihnen heimischen Eichenart: *Aesculus*, ein Ausdruck, den Linné etwas willkürlich auf eine ganz andere Baumgruppe, auf die der Rosskastanien, übertragen hat. Ursprünglich bezeichnete er die Speiseeiche, eine laubabwerfende Quercusart mit nahrhafter Frucht, die sich noch heut, wenn auch nicht ganz ohne tastende Unsicherheit, herausfinden lässt. Alte, sich mit der Mast beschäftigende römische Gesetze lassen es in Zweifel, ob sie nicht mehr des Borstenviehs als des Eicheln sammelnden Menschen halber, gegeben wurden. Dass indes letzterer, namentlich der ärmere, kaum erst sesshaft gewordene Landmann dabei mit in Betracht gezogen sei, bedarf wohl schwerlich der Bejahung, wenn auch sehr viel später Plinius nur hispanische Eicheln als Tafelfrucht mehr namhaft macht.

Die oft besprochene Eichelesserei der Germanen entbehrt dagegen jedes klassischen Zeugnisses. Tacitus redet zwar von *agrestia poma*, aber darin erkennen wir ausschliesslich das Wildobst, die Holzäpfel, Knödelbirnen und Elsbeeren des altdeutschen Waldes, nicht die Eichelmast, welche wohl nur in einer Metamorphose, als durch sie fettgemachtes Schweinefleisch, den Appetit unserer Vorfahren, die wir uns, wie die Helden Homers, mehr carnivor vorstellen, gereizt haben dürfte. Wahrscheinlich haben dieselben aber auch Erd-, Heidel- und Brombeeren, Haselnüsse und Bucheckern daneben nicht ganz verachtet.

Ausnahme hiervon scheinen die in Britannien ansässig gewordenen Angelsachsen gemacht zu haben. Schweine und Menschen erlabten sich

hier an der gleichen Frucht, wenn wir Burnet, einem durch Loudon citierten Gewährsmann, Glauben schenken wollen. Derselbe sagt: So wenig wir jetzt mit unserem Unterhalt auf die Früchte des Waldes angewiesen sind, dagegen nur den Holzwert hochschätzen, so war doch früher das Gegenteil der Fall. *Oak-corn*, Eichenkorn, *accern* oder *acorns*, bildeten vor Jahrhunderten eine für Mensch und Vieh gleich wichtige Nahrungsquelle.

Gegenwärtig kommen in Deutschland Eicheln wohl nur in Form eines Kaffeesurrogats in Gebrauch, werden indes zu diesem Behufe selbst um Berlin noch regelmässig gesammelt. Professor Virchow hat übrigens am Laacher See Eicheln heimischer Art gekostet, die er süss und schmackhaft genug fand, um mehrere davon roh geniessen zu können.

Wie es hiermit in anderen Ländern steht, werden wir jetzt ins Auge zu fassen haben. Wir gehen von Eichen und Eicheln im allgemeinen zu jenen specifischen Bildungen über, die besser schmeckende Frucht tragen als unsere. Zur Aufgabe stellen wir uns, alle bekannt gewordenen Eichen in Betracht zu ziehen, welche derartiges liefern. Dieselben gehören fast ausnahmslos der wärmeren gemässigten Zone beider Hemisphären an.

Das Mittelmeergebiet behauptet auch nach dieser Richtung hin den Vorzug vor den nördlicher gelegenen Ländern Europas. Auf allen vier grossen Halbinseln, die es nordwärts umgrenzen, wie in dem gegenüber gelegenen Afrika, wachsen Eichen der genannten Kategorie. Wir beginnen mit Spanien, auf welches von unserem Gesichtspunkt aus Professor Virchow vor einigen Jahren aus eigener Anschauung aufmerksam gemacht hat.

Welche Aufgabe könnte angenehmer sein als diejenige, die Beobachtungen und Erwägungen einer so hervorragenden ethnographischen Kapazität durch eine kleine Reihe mehr botanischer Thatsachen in etwas vervollständigen zu dürfen?

Die Speiseeiche der iberischen Halbinsel ist Quercus Ballota Desf., eine der immergrünen Steineiche (Q. Ilex L.) äusserst nah verwandte Species, die mit Q. Gramuntia L. so ziemlich zusammenfallen dürfte. Es ist mithin in uns vertrauter spanischer Redeweise eine *Encina*, im Gegensatz zu den *Robles*, d. h. den blattabwerfenden Eichen. Sie tritt gleicherweise in den Atlasländern von Nordafrika auf. Diesseit des Meeres reicht sie quer durch die Peninsula von Portugal bis zu den Balearen. Zwar hauptsächlich der warmen Region angehörig und in heissester Sonnenglut die süssesten Früchte reifend, zeigt sie sich dennoch klimatisch nicht allzu weichlich, indem sie den Aufstieg in die Sierras nicht scheut und auf der kastilischen Hochebene noch da gedeiht, wo die Olive dem Frost unterliegt. Ihre ausgedehntesten Bestände finden sich in der Sierra Morena und in dem mittelbar ihrethalben durch die Vorzüglichkeit seiner Schinken

und Würste bekannten Estremadura. Die geschätztesten Früchte dürfte sie in der Mancha erzeugen.

Dies ist der Baum, von dem die Alten so lieblich fabelten, er überhänge die jetzt kahlen Küstenfelsen des bätischen Hispaniens in solcher Menge, dass seine köstliche Frucht die Heerden gewaltiger Thunfische auf ihrem Zuge vom Ocean ins Mittelmeer fett mache.

Unter den Eicheln übertrifft unbedingt diese an Wohlgeschmack wohl alle übrigen. Es ist eben die *Bellota* (vom arabischen *Balut*) oder Eichel par excellence. An Süssigkeit und Mürbe wetteifert sie mit der Edelkastanie, die bekanntlich roh nicht genossen werden kann. Die Bellota wird dagegen sowohl roh wie geröstet verspeist; man lässt sie aber gern eine Zeit lang lagern, um ihr gänzlich den anfangs doch etwas vorhandenen Tanningeschmack zu benehmen. Man geniesst sie trotz ihrer Häufigkeit in den besten Häusern, wo sie entweder als Nachtisch erscheint oder bei den abendlichen Tertulias gereicht wird. Als Marktfrucht figurirt sie nicht nur zu Lissabon und in den andalusischen Städten, sondern wohl an den meisten grösseren Orten Spaniens. Ich habe sie sogar in dieser Eigenschaft in London feilbieten sehen. Vielleicht dauert es nicht lange mehr bis sie auch hier in Berlin gleicher Ehre teilhaftig wird.

In der schönen Litteratur haben die Bellotas sich längst einen Platz gesichert. Garcilaso de la Vega nennt sie die süssesten der Süssen. Bei Cervantes treten sie in jener reizenden Episode auf, wo die naive Therese, Sancho Pansas Gattin, der Herzogin auf deren Verlangen ein Geschenk damit macht. Ein Paar Dutzend nur waren verlangt worden.

In einem Briefe schreibt Therese Pansa an die Herzogin: „Es thut mir so leid, wie mir nur etwas leid thun kann, dass es in diesem Jahr in unserem Dorfe keine Bellotas gegeben hat. Dennoch schicke ich Ew. Hoheit etwas mehr als eine halbe Metze davon. Ich habe sie, eine nach der anderen, im Walde ausgesucht und gesammelt; grösser konnte ich sie nicht finden. Ich wollte sie wären so gross wie Straussenèier!“

Ebenso ist in der berühmten und oft citierten Ansprache, die Don Quijote über das goldene Zeitalter vor den Ziegenhirten hielt, von Speiseeicheln die Rede: „Niemand brauchte damals für seinen täglichen Unterhalt andere Arbeit zu verrichten, als die Hand auszustrecken und sein Essen von jenen mächtigen Encinas zu pflücken, welche alle freigebig zu ihrer süssen und reifen Frucht einluden“.

In Italien erkennen wir den Aesculus der Alten wohl am füglichsten in der Quercus Farnetto des Tenore wieder, die unter dem Namen Q. conferta, Kit. auch in Slavonien und Serbien auftritt, wie wir sie denn von dorther unter dem Namen Q. pannonica, wenn auch erst jung, in unseren Gärten haben. Es ist dies für die apenninische Halbinsel ein Insasse der wärmeren Küstenregion, womit der auf Apulien hindeutende Vers Horazens:

Daunia latis alit aesculetis

gut übereinstimmt. Vorzugsweis bewohnt er Unteritalien, ist im Neapolitanischen hier und da waldbildend und erhebt sich wenig oder gar nicht über die Zone der Olive. Weit allgemeiner verbreitet ist die *Farnia* oder *Rovere*, von welcher einerseits das berühmte päpstliche Nepotengeschlecht der Farnese, andererseits die Stadt Roveredo in Welschtirol, die Namen herleiten. Hierher gehören auch die Ortsnamen Farneto und Isola Farnese im Toscanischen. Diese Farnia ist nichts Anderes als unsere deutsche Eiche Q. Robur, L., in dieser oder jener wenig abweichenden Form. In ihr, wie in der Farnetta, macht sich augenfällig die Silbe *Far*, im Lateinischen als Substantiv gleichbedeutend mit Korn oder Mehl, bemerkbar. Welcher deutlichere Hinweis auf die einstmalige Nährmutter des Menschengeschlechts kann wohl verlangt werden? Natürlich variieren die Farniaeichen ausserordentlich im Geschmack ihrer Früchte. Demungeachtet scheinen sie heutigen Tags, wenn nicht die einzigen, so doch die vorzüglichsten unter den italienischen Speiseeichen zu sein.

Hierüber schrieb mir vor kurzem mein werter Freund Dr. Nicolo Terracciano auf meine Anfrage aus Caserta das folgende: „Soviel ich weiss, ist unsere Eiche mit essbaren Eicheln die Quercus Robur b. Virgiliana, Ten. Syll., gewöhnlich *Quercia castagnara* genannt. Dieselbe ist hier nicht gerade häufig. Am meisten wächst sie noch bei Neapel auf Hügeln am Meere und im Walde San Leucio bei Caserta. Ein paar Bäume davon stehen auch in der botanischen Abteilung des Königlichen Parks von Caserta. Die Leute, welche sie kennen, essen ihre Eicheln geröstet; als allgemeineres Nahrungsmittel aber dienen letztere bei uns nicht. Von der Essbarkeit der Farnettoeicheln habe ich keine Kenntnis. Dies ist bei uns eigentlich ein seltener Baum. Öfter trifft man ihn in der Gegend von Monte Cassino an, und häufig sah ich ihn an verschiedenen Stellen der römischen Campagna.“

Von dem gleichen Baume des südlichen Ungarns, der kaum als var. conferta getrennt zu werden verdient, und im Slavischen den Namen *Kittnyak* trägt, bemerkt der ungarische Botaniker Kitaibel, Zeitgenosse und Freund unseres Willdenow, in seinen von Kanitz herausgegebenen Tagebüchern:

Es ist ein hoher Baum mit abstehendem Geäst. Derselbe trägt büschelweis sitzende lange Eicheln, welche nach Versicherung des Vikars Popovich ganz so wohlschmeckend wie Nüsse sind.

Eben diese Eicheln werden in Serbien vielfach genossen. Als Standorte des Baumes gelten ferner noch die Gegend von Konstantinopel und Lakonien.

Der Quercia castagnara nahe stehend oder identisch mit ihr, muss der Species nach jene südfranzösische Eiche sein, welche als var. dulcis von Quercus pedunculata bei Loudon Erwähnung findet. Sie wächst am Meeresufer in der Provence sowohl wie in Languedoc und ist von Dralet

zuerst genauer beschrieben worden. Die Eicheln sollen gross und hübsch sein und dabei süsser schmecken als die besten spanischen. Diese Spielart war bereits 1836 bei der berühmten französischen Baumzüchterfamilie Vilmorin in Kultur und wurde schon damals zu allgemeinerem Anbau empfohlen.

Was Griechenland, die klassische Urstätte der Balanophagie betrifft, so findet sich bei Loudon eine Notiz, offenbar auf die ersten Decennien unseres Jahrhunderts bezüglich, welche besagt, in der Morea würden, ebenso wie in Kleinasien, Eicheln als Lebensmittel verkauft. Diese Sitte erscheint jetzt als aufgegeben, ja sogar als vollständig vergessen, denn der mit Hellas, welches er seit vierzig Jahren bewohnt, in seinen innersten Winkeln vertraute Herr von Heldreich will nichts mehr davon wissen. Auf mein Befragen darüber antwortete er mir brieflich: „Was die essbaren Eicheln anbelangt, so werden sie jetzt in Hellas nirgend mehr als Nahrung benutzt. Dass es in uralten Zeiten geschehen, ist wohl anzunehmen. Quercus Aegilops und die verwandten Arten, z. B. Q. macrolepis, Kotsch. u. s. w. dürften sich am meisten dazu geeignet haben. Die Eicheln dieser Arten schmecken geröstet gar nicht schlecht. Ich habe mich selbst einmal versuchsweise davon überzeugt.“

Tristram schreibt in seiner *Natural history of the Bible*, dass in Palästina die dort häufige Q. Aegilops oder Valonea, die in der heiligen Schrift oft genannte Eiche von Basan, noch heutigen Tags wälderbildend und zu riesiger Grösse heranwachsend, den Arabern Eicheln zur Speise liefere.

Aus der Bibel selbst kenne ich keine Andeutung der gleichen Sitte.

Für Kleinasien und den inneren Orient verdanken wir dem verdienstvollen österreichischen Reisenden Kotschy sehr eingehende und interessante Aufschlüsse, die seinem Prachtwerk: „Die Eichen Europas und des Orients“ zu entnehmen sind.

In Cilicien werden die sehr grossen Eicheln von Q. Pyrami, Kotsch. und andere im Bazar von Adana verkauft. Geröstet gewähren sie zu Zeiten des Mangels einen sehr geschätzten Ersatz für Brod.

In den Euphratländern steigert sich wohl das Eichelessen zu einem Maximum für Asien. Es sind vorzugsweise die den Westabhang des persischen Hochlands bewohnenden Kurdenstämme, welche sich der auffällig grossen und nicht minder wohlschmeckenden Eicheln zweierlei Art als eines Hauptbestandteils ihrer Winterkost bedienen und mithin ihre Existenzbedingung an diese Baumarten geknüpft sehen.

Quercus oophora und Q. vesca, beide von Kotschy zuerst botanisch ans Licht gezogen, leisten diesen Nutzen.

Auf diese zwei Eichen bezieht sich sicher die Aussage des älteren Michaux, welchem die Eichenkunde beider Hemisphären soviel verdankt. Derselbe, von früheren Reisen her mit dem deliciösen Geschmack spanischer

Eicheln vertraut. sagt. er habe in Bagdad süsse Eicheln gegessen. Mit ganz besonderem Lobe aber hebt er diejenigen hervor, welche in Mesopotamien und Kurdistan wachsend, Fingerlänge erreichen.

Diese kurdischen Eichen sind Q. vesca und Q. oophora. Die erstere dürfte sich, klimatischen Verhaltens wegen, möglicherweise auch für den Anbau in Deutschland eignen.

Von der Q. oophora, mit hühnereigrosser Frucht berichtet Kotschy: Diese Eiche wird von den Kurden für den Winter als Nahrungssurrogat angesehen und deswegen mit den Früchten anderer dortiger Aegilopseichen im Herbst fleissig gesammelt. Die ebenfalls kolossalen Eicheln von Q. vesca, von Gestalt vorn wagerecht abgestumpft, werden im Winter gesammelt, um sie als Zusatz zum Brot zu geniessen oder auch um sie zu braten. Von diesen Waldfrüchten sammelt der Mensch, was ihm ein Vogel, der dort häufige Nusshacker, der die Eicheln schon grün anhackt, übrig lässt.

Noch weiter ostwärts in Persien spielt Q. persica eine Rolle im menschlichen Haushalt. Ihre Eicheln werden getrocknet und zerstossen, um mit geringer Beigabe von Weizenmehl zu Brot verbacken zu werden. Das Brot von *Pelit* (Eicheln) ist in den Bergen Südpersiens allgemein bekannt.

Während die cilicische Q. Pyrami immergrün ist, gehören Q. oophora, vesca und persica zu den Laubabwerfenden. Alle drei zeichnen sich durch ein kastanienähnliches Laubwerk aus.

Unter den zahlreichen, überaus schönen Eichenarten des Himalaya wird allein der Q. spicata, Sm. Essbarkeit der Frucht, aber keine besondere Güte derselben zugeschrieben.

Es stellt sich somit die Thatsache heraus, dass unter den Ländern, welche sich in grösserer oder geringerer Entfernung um das innere Meer gruppieren, es die Extreme des äussersten Westens und des äussersten Ostens sind, welche hinsichtlich essbarer Eichelfrucht als am meisten von der Natur begünstigt erscheinen, und dass deshalb innerhalb ihrer Grenzen die Speiseeichel sich in höherem oder geringerem Grade den Charakter wenigstens teilweiser Volksnahrung bewahren konnte.

Von den Eichen der alten Welt zu den äusserst zahlreich vertretenen Amerikas übergehend, muss ich von vornherein bemerken, dass schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Qualität ihrer Früchte wissenschaftliche Aufmerksamkeit zugewendet worden ist. Hier ist in erster Linie der Name Michaux hervorzuheben; aber auch in unserer nächsten Nähe zeigt sich der grosse Forstmann und Pflanzer von Burgsdorf über diesen Punkt äusserst wohl unterrichtet. Letzterer hat zumal die ihm massenweis zugehenden amerikanischen Eicheln sorgfältig auf ihren Geschmack hin geprüft. Hier liegt ein noch jetzt unerschöpftes Feld von leicht anzustellenden Experimenten vor, dessen Inangriffnahme dem Geschmacksinne sicher eine sehr grosse Reihe bisher vernachlässigter Nüancen specifischer Art erschliessen würde.

Wenn trotz des dortigen Überflusses an Species, welche geniessbare Eicheln tragen, über die Benutzung derselben durch Menschen roter Rasse wenig verlautet, so erklärt sich dies wohl durch die vorzugsweis carnivoren Neigungen der an Individuen wenig zahlreichen Jägerstämme, von welchen die Ostküste Amerikas einst bevölkert war. Um reichliche Fleischnahrung waren diese kaum je in Verlegenheit und trat ein Gelüst nach Pflanzenkost ein, so boten ihnen die Wälder in mannichfachen Nussarten der Gattungen Juglans, Carya und Corylus, sowie in Kastanien, welche trotz ihrer Kleinheit die europäischen an Süsse übertreffen, Vorräte dar, gegen welche auch die besten der Eicheln nicht aufkommen konnten.

Nur von einigen Tribus des Südens, u. a. von den Cherokesen und Seminolen, erfahren wir, dass sie aus der Frucht der Lebenseiche (Q. virens, Ait.) ein Öl zu gewinnen wussten, dessen sie sich beim Kochen und Braten gern bedienten.

Durch Süssigkeit der Frucht zeichnen sich unter den amerikanischen Eichen die folgenden aus, welche sämtlich der Gruppe der sogenannten Kastanieneichen angehören: Quercus Prinos L. Q. Castanea Willd. Q. bicolor, Willd.

Die weisse Eiche Amerikas, Quercus alba L., der Tracht nach unserer deutschen Eiche am nächsten verwandt, trägt gleichfalls essbare Frucht, beeinträchtigt indes durch fast regelmässig sehr geringen Ertrag von solcher ihren Wert als fruchtspendender Baum. Burgsdorf sagt von ihren Eicheln, er habe dieselben an Geschmack rohen echten Kastanien fast gleich gefunden. Er schreibt auch der Lebenseiche einen süssen und essbaren Kern zu.

Alle sogenannten Scharlacheichen dagegen, deren Laub bei der herbstlichen Verfärbung ein so wundervolles Kolorit entfaltet, besitzen in ihren kurzen und haselähnlichen Früchten ein mehr bitteres und herbes Prinzip, welches diesen, für den Menschen wenigstens, jeden Nahrungswert nimmt.

An der pacifischen Küste Nordamerikas wohnten und wohnen zum Teil noch einige mehr frugivore Indianerstämme. Es ist allbekannt, wie verschiedene äusserst grossfrüchtige und grosskernige Kiefern, die herrliche Pinus Sabiniana voran, ihnen in mandelartigen Kernen Nahrung liefern. Nicht minder sind es indes auch Eicheln, welchen sie einen grossen Teil ihres Lebensunterhalts verdanken. In den amtlichen *Reports of explorations* wird in dieser Hinsicht besonders die in Californien häufige überaus schöne und mächtige Q. Hindsii, Benth. hervorgehoben. Von ihr wird gesagt: „auf Grund ihrer Menge und Geniessbarkeit bilden diese Eicheln einen wichtigen Bestandteil des Lebensunterhalts der Digger-Indianer. Sie werden gesammelt und als Wintervorrat aufbewahrt. Man sieht in ihren *Rancherias* davon Haufen von vielen Scheffeln Inhalt liegen.“

Hiermit sei die Anfzählung essbarer Eicheln, von der uns Kenntnis vorliegt, geschlossen. Dass eben gegenwärtig deren noch so viele genossen werden, darf als bester Beweis dafür gelten, dass sie in der Urzeit in

noch viel höherem Grade als Nahrungsmittel benutzt worden sind. Wenn auch zugegeben werden muss, dass die Hauptepoche ihrer Nutzbarmachung längst vorüber ist und da endete, wo der Nomade zum Ackerbau überging, so sind doch die erhaltenen Reste ihrer Verwendung bedeutsam genug geblieben, um selbst heut noch volkswirtschaftliche Beachtung zu verdienen. Es liegt am Tage, dass namentlich in Südeuropa, neben dem wachsenden Verbrauch der mehlhaltigen Cerealien, es eine andere Baumfrucht gewesen ist, die den Eichelgenuss nach und nach verdrängt hat. Es war dies die echte Kastanie, die von ihrer, wie es scheint beschränkten vorderasiatischen Heimat aus, Europa erobernd, der einstmaligen dort vorwaltenden Balanophagie ein Ende gemacht zu haben scheint. Mehr als eine Qualität sicherte ihr den Vorrang selbst vor den besten Speiseeicheln; nicht zum mindesten wohl die widerstandsfähigere, stachelige Bewehrung der Frucht gegen tierische Übergriffe.

So dürfen wir uns denn nicht darüber wundern, dass, bei Bewahrung der Ursitte des Verzehrens einer halbwilden Baumfrucht, für viele Länder und ihre Bevölkerung, der Titel eines Brotbaums von der Eiche auf die Edelkastanie übergegangen ist.

Der Tod in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven.

Vorwiegend nach eigenen Ermittlungen.

Von **Friedrich S. Krauss.**

Vorwort.

Die bedeutsamsten Überreste des ältesten Glaubens behaupten sich bei allen Völkern in den Totengebräuchen; denn sie unterliegen verhältnismässig wenigen Veränderungen, da sie durch die besonderen, Herz und Gemüt aufs mächtigste erschütternden Ereignisse eine eigene Weihe und Heiligkeit besitzen, infolge welcher sie immer wieder neu aufgefrischt und in Übung erhalten werden.

Es ist klar, dass uns auf diesem Gebiete eingehende Erhebungen geschulter Volksforscher bei allen Völkern der Gegenwart tiefe Einblicke in die Entwicklung ursprünglicher religiöser Anschauungen und Vorstellungen eröffnen müssen. Je gründlicher und sorgfältiger derartige Ermittlungen angestellt werden, und je weniger sie durch subjektive und parteiische

Deuteleien verdunkelt sind, desto wertvoller erweisen sie sich für die vergleichende Völkerpsychologie.

Die Totengebräuche der Südslaven sind vorzüglich geeignet in ihrer nach mancher Richtung hin unverwischten Ursprünglichkeit die Aufmerksamkeit des Forschers zu fesseln. Gewiss sind sie vielfach mit jüdisch-christlichen und mohammedanischen Anschauungen versetzt. Doch ist hier die Absonderung des Alten vom Neuen leichter durchzuführen.

Ich werde mich darauf beschränken, die mir vorliegenden Meinungen und Bräuche in einen erklärenden Zusammenhang zu bringen und ihre inneren Beziehungen auseinander zu setzen.

Meine ungedruckten Quellen über Totengebräuche fliessen ausgiebiger als dies bei meinen früheren Untersuchungen der Fall war. Die gedruckten sind schon in meinem Buche „Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven“ [1]) verzeichnet, dazu kommt noch das grosse dreibändige Sammelwerk, mit welchem uns die bulgarische Regierung jüngsthin beschenkt hat [2]). Von meinen unterstützenden Sammlern gedenke ich in Ehren und mit Dank meiner verewigten Mutter und der Herren Th. Dragičević, N. Tordinac (gest. 1887), Vuletić, P-ov im Küstenlande, Plohl, Trbić, Čačković, J. Devčić und der Frau A. Domac.

Erster Abschnitt.

Der Tod ein Krankheitsgeist.

In Guslarenliedern kommt in vielen Fassungen folgende Episode vor: Man bringt der Mutter oder der Gattin den zu Tode getroffenen Kämpen von der Wahlstatt heim. Man wäscht ihm die Wunden mit überbranntem Branntwein (rakijom dvaput pripicanom) aus und stopft sie voll mit weichem Moos, um die Blutungen zu stillen. Verzweiflungsvoll ruft die Mutter in ihrer Rat- und Hilflosigkeit aus: „O Kind, glaubst du, wirst du diese Wunden überwinden können? Vom Hals die Golddukaten will ich hingeben und zwei geschickte Ärzte vom Meeresstrande (od mora ećime) kommen lassen, damit sie dich heilen“. Gemeint sind spanische Juden im Küstenlande, deren Vorfahren die Arzneikunst aus Spanien nach der Balkanhalbinsel verpflanzt hatten. Die Südslaven hatten in früheren Jahrhunderten weder medizinische Schulen noch medizinische Werke in ihren Litteraturen [3]). Daher ist die Volksmedizin der Südslaven nicht wie bei

1) Münster i. W. 1890.

2) Sbornik za narodni umotvorenija, Sofija 1889 und 1890. Vergleiche: Am Urquell. II. Bd. S. 32 und S. 100.

3) Verzeichnisse verschiedener Heilmittel giebt es aber wohl in den Klosterbibliotheken und bei Privaten. Sie gehen aber meist auf türkische, italienische und deutsche bezw. lateinische Quellen zurück, aus welchen sie übersetzt worden sind. Ich selber besitze eine derartige Handschrift aus Bosnien. Solche Kompilationen darf man wohl nicht als medizinische Werke betrachten.

den Deutschen aus einer älteren Stufe medizinischer Wissenschaft zu erklären. In dieser Hinsicht sind die südslavischen Bauern im grossen und ganzen nicht viel fortgeschrittener als das Volk der Xosa-Kaffern in Südafrika. Von einer vorbeugenden Gesundheitspflege ist weder da noch dort die Rede. Man isst und trinkt, soviel man kann und hat, und begnügt sich mit der Bekämpfung und Vertreibung böser Geister.

Von diesem Gesichtspunkte aus muss man auch die Krankenpflege beim südslavischen Bauernvolke betrachten, um sie ganz zu verstehen. Die Krankenpflege ist zwar eine peinlich sorgfältige, doch entspricht sie keineswegs dem ersehnten Zwecke; denn sie ist im Grunde genommen eine Geisterpflege, weil man im Glauben, dass jede Krankheit durch Einwirkung der Geister erzeugt wird, sich hauptsächlich mit der Vertreibung des jeweiligen Krankheitsgeistes aus dem Leibe des Besessenen abmüht. Die Meinung oder richtiger der Glaube an das Dasein von Krankheitsgeistern gelangt auch in der volksmedizinischen Terminologie zum Ausdruck: man sagt, der Kranke sei beschrieen (urečen), er sei auf „etwas“ (d. i. unreines) gestiegen (nagazio, ograiso), oder von einem (Vilen-)Pfeil durchbohrt, oder die Krankheit (der Teufel, der Geist, die Vila) sei in ihn hineingeflogen (bolest u nj uletjela). Man wälzt auch die Schuld auf die Schicksalsfräulein (sugjenice, rogjenice), auf die Heimtücke überrumpelter Vilen, auf Vilenreigen (vilina kola), Hexen (veštice, vešćure) oder allgemein auf Ungeister (nedusi), worüber mein Buch „Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven“ genug Aufschlüsse darbietet. Da müssen Zauberwerke (čini), Beschwörungen (bajanja), Beräucherungen (kagjenja) mit wohl oder übel duftendem Kräuterwerk und alten Fetzen, Gebete, Gelübde, Opfer und mannigfache sympathetische Mittelchen herhalten, um den Kranken, gleichgültig ob er an einem Sumpffieber oder an einer Erkältung oder an einer Rückengratsdarre darniederliegt, der Genesung zuzuführen. Die Hilfe eines Doctor medicinae nimmt man höchstens bei Verwundungen in Anspruch, dagegen bei inneren Krankheiten geniesst ein Arzt dieser Art ein viel geringeres Ansehen als die erstbeste vračara oder vračka (Kräutlerin, heilkundige Frau). Vor allem versucht man es bei allen Beschwörerinnen (bajalica, bajilka) im Dorfe; dann benutzt man die heilkräftigen und wunderthätigen Quellen und Flüsse der Gegend; zur Abwechslung lässt man von Popen, Kalugjeren (altgläubigen Mönchen), Franziskanern oder von Hodžen Gebetbücher und ewige Kalender aufschlagen, um zu losen; und hilft auch dieses Mittel nichts, so ladet man den Kranken auf einen Wagen und fährt mit ihm, oft mehrere Bezirke weit, zu entfernt wohnenden Vračaricen hin. Zuletzt zieht man heimwärts, in der beruhigenden Überzeugung, dass man gewissenhaft alles Mögliche aufgeboten, um den teueren Lieben dem Todesgeiste zu entreissen. Nun überlässt man den Kranken seinem Schicksal und trifft alle Vorbereitungen zur Leichenfeier und zum Begräbnis.

„Gegen den Tod ist kein Kräutlein gewachsen“, sagt unser Sprichwort, welches gewiss seine Entstehung und Verallgemeinerung im Volke den Ärzten verdankt; denn sowohl der deutsche als der südslavische Volksglaube (ich will nicht weiter greifen) ist der entgegengesetzten Ansicht. Darum baut die Südslavin bei Zeiten gegen den Tod ihrer Nachkommenschaft vor. Ziemlich allgemein ist die Anweisung: wenn einer Mutter die Kinder frühzeitig hinsterben, so nehme sie von neun Frauen, die jede Stoja oder Stojana (Stehfest oder Bleibfest) heisst, je neun Wollfäden, flechte sie zu einer Schnur und umwickle damit ihre Kinder. Die Kinder werden dann (vor dem Tode) standhalten (Kroatien, Serbien)[1].

Von der Möglichkeit, die Lebenszeit sich durch Kauf fremder Lebensjahre zu verlängern, erzählte ich in der Sreća eine Sage, wonach der König einem Soldaten 15 Jahre Leben abkaufte. Es scheint aber auch die Meinung zu bestehen, dass man das einem bestimmte Leben durch Ausübung von Wohlthaten verlängern könne. Die einzige darauf bezügliche Sage habe ich aus Bosnien. Sie ist mir nicht ganz verständlich, nur soviel ist mir klar, dass sie nicht auf bosnischem Boden gewachsen ist, sondern auf litterarischem Wege ins Land gebracht sein wird, wie alle Erzählungen, in welchen Los- und Schicksalsbücher eine Rolle spielen. Solche Bücher, glaubt man, seien mit einem Donnerschlage vom Himmel auf die Erde gefallen. Darum heisst man sie knjige gromovnice.

Die Sage erzählt: „War mal ein Mann, der wusste, wann seine Frau sterben werde, und er befahl ihr, sie solle das Mittagessen fertig machen, damit sie zusammen speisen, solange sie noch lebendig seien. Sie wusste nichts davon, dass sie dann sterben werde. Er schaute nochmals ins Buch hinein und sah, dass ihr nur noch zwanzig Minuten zu leben bestimmt seien. Darauf sagte er zum Weibe: „Tummle dich, Weib, mit dem Mittagessen!“ Sie machte also das Essen fertig. Das Weib war schwanger. Da warf das Weib in der Küche das Essen den Katzen und der Hündin hin. Der Gatte schaute ins Buch, wie lange es ihr noch zu leben beschieden wäre, und wie er hineinschaut, sieht er, dass sie noch vierzig Jahre zu leben habe. Er kehrt in die Küche zurück und fragt das Weib: „Was hast du gethan?“ Darauf antwortete sie: „Habe nichts gethan, sondern das Essen fertig gemacht.“ „Kann nicht sein, du hast etwas Anderes gethan.“ Dann sagte sie: „Ich habe das Essen der Hündin und den Katzen hingeworfen“. Er sagte darauf: „Siehst du, du warst fürs Sterben (ti si bila za umora) binnen 20 Minuten bestimmt; weil du aber das Essen der Katze und der Hündin hingeworfen, wurde dirs Leben um 40 Jahre verlängert“ (pa ti je poduljeno vijeka četeres godina).

Ungleich gewöhnlicher, fast möchte ich sagen alltäglich, ist der Glaube, dass man durch Verfluchungen, Beschwörungen und sympathetische Mittel

---

1) Ähnliche Symbolik bei Brückenbauten, vgl Krauss, Volkglaube S 163.

denen, welchen man feind ist, den Tod auf den Hals senden kann, ohne dass man sie unmittelbar aus dem Leben schafft, wodurch man die Blutrache der Sippen oder den strafenden Arm der Gesetze herausfordern würde. Die Auswahl der Mittel gehört ins dunkle Gebiet der Zaubereien, die meist Überreste alter unverstandener Gebräuche sind, welche selbst der Forscher häufig nur durch Parallelen aus dem Glauben anderer Völker zu begreifen lernt. So glauben z. B. die Kroaten, dass, wenn ein betrogenes und endlich verschmähtes Mädchen ihren treulosen Liebsten, der eine andere gefreit, samt der Nebenbuhlerin zugleich aus der Welt schaffen will, sie in der Brautnacht dem jungvermählten Paare ein Joch unters Kopfkissen legen müsse: das Paar erwache dann nicht mehr zum Leben. Dieser Glaube kommt bei Katholiken vor. Man muss wissen, dass es einst Brauch gewesen, Joche auf Gräber zu legen und auf ein Joch die Totenspeiseopfer zu setzen. Nur einigemal traf ich auf meinen Reisen in entlegenen Gebirgsdörfern derartige Joche auf Gräbern serbischer orthodoxer Bauern, häufiger, aber auch nur unter Serben im Gebirgslande, jochartige Gerüste über Gräbern errichtet. In Slavonien sagt man: willst du dich jemandes für immer entledigen, so lade ihn zu dir ein, bewirte ihn und sobald er fort ist, kehre die Stube hinter ihm aus (za njim treba izmesti). Das ist leicht zu deuten. Nämlich, sobald man einen Verstorbenen aus dem Hause hinausschafft, kehrt man nach ihm das Haus aus.

Sich auf einer Wage abwägen lassen, ist in Slavonien verpönt; denn das hat den Tod zur Folge, namentlich bei Kindern. Der Mohammedaner scheut es, sich abbilden zu lassen, um dem Todesgeiste oder bösen Menschen keine Handhabe zu bieten, dass man ihm beikommen könne. Auch durch eine unbedachte und unsinnige Handlung, die zwar niemanden geradenwegs schädigt aber auch niemandem etwas nützt, vermag man unabsichtlich auf jemand den Tod zu schicken. In Bosnien sagt man z. B.: wer nach rückwärts schreitet, dem stirbt die Mutter; hat er keine Mutter mehr, ein anderer naher Verwandter. In Kroatien heisst es: wer nach rückwärts schreitet, der führt seine Mutter in die Hölle (tko natraške ide, on si mater vodi u pakao). Folgerichtig glaubt man, dass es gewisse Menschen gebe, denen Unglück, Krankheit und Tod als Begleiter nachfolgen. Solchen Leuten weicht man aus und verwehrt ihnen unter den nichtigsten und kränkendsten Ausflüchten das Betreten eines Hauses. Nicht selten kann man nach einem Todesfalle die in vollem Ernste gegen jemand vorgebrachte Beschuldigung hören: „der hat uns die Todesfrau ins Haus gebracht!“ (donio nam je smrt u kuću). Eine solche Geschichte mag man im zweiten Buche meiner „Sagen und Märchen der Südslaven“ auf S. 192 nachlesen.

Erweist sich eine langwierige Krankheit als unheilbar, so kleidet man ohne weiteres den Leidenden ins Leichengewand und drückt dem noch Lebenden die Totenkerze in die Hand. Die Verwandten und Freunde stellen sich ein, um Abschied zu nehmen (opraštaju se, halale se = sie

gewähren einander Vergebung) und dem Kranken das Hinscheiden zu erleichtern. In Serbien lässt man den Sterbenden in den letzten Augenblicken allein mit einem oder zwei alten Weibern. Dies geschieht, damit sich die Seele leichter vom Leibe trenne (da se lakše sa dušom rastavi). Davon werden wir späterhin ausführlicher sprechen; hier sei dies nur wegen der bezeichnenden Begründungsformel erwähnt, in welcher sich eine ursprüngliche Anschauung widerspiegelt, während in neuerer Zeit durch den Einfluss des (mittelalterlichen) Christentums die Meinung um sich greift, das Sterben sei ein Ringen mit dem Todesengel. In Kroatien sagt man, der in den letzten Zügen Liegende ringe mit dem Teufel. Anknüpfend daran glaubt man, wenn bei einem Toten der linke Fuss länger ist als der rechte, der Teufel sei stärker gewesen als der verscheidende Mensch. In Dalmatien glaubt das katholische Volk, der Sterbende habe mit der Smrt (der Todesfrau) einen förmlichen Ringkampf zu bestehen, in welchem sie selbstverständlich meistens den Sieg davonträgt, besonders wenn sie zu Häupten des Kranken erscheint; zeigt sie sich aber am unteren Teil der Bettstatt, so ist eine Rettung noch möglich. Auf solchen Kampf nimmt auch das Volkslied Bezug; so heisst es in einem noch ungedruckten Liedchen:

Smrt mu dogje na vrata
  pa ga davi oko vrata u. s. w.
Es kommt zur Thür der Tod herein
  und würgt ihn um den Hals.

Wenn in der Lika einer einen schweren Todeskampf bestehen muss, so betet man über ihn die sogenannte Einheit (jedinstvo), damit er leichter aus dem Leben scheide. Die „Einheit" ist eine Art Glaubensbekenntnis in dreizehn Fragen und Antworten. Als Urbild der Einheit mag man Rabbi Maimons dreizehn Glaubensartikel ansehen. (Wir werden das slavische Gebet gelegentlich in dieser Zeitschrift veröffentlichen.)

Die Mohammedaner glauben, dass ein Mensch, der schwer aus dem Leben scheidet, sehr schwere Sünden auf der Seele lasten habe; wer aber ohne Todesqualen leicht verstirbt, den bedrücke keine Todsünde. Man glaubt auch, ist der Tote beim Hinaustragen auf den Freithof schwer, so hat er schwere Sünden; ist er dagegen leicht zu tragen, so drückt ihn keine Todsünde nieder. Dieser Glaube ist auch unter den Christen allgemein und man trachtet, dem Sterbenden nach Möglichkeit zu helfen.

Wenn in der windischen Steiermark jemand schwer mit dem Tode ringt, so fragen sich die Leute: „Weiss es Gott, dass der Mensch nicht sterben kann? Sollte er vielleicht jemandem Flachs gestohlen haben?" Wenn sie der festen Meinung sind, dass dies wirklich wahr sei, so nehmen sie ein Büschel Flachs und verbrennen es auf der Brust des Sterbenden. Darauf muss er sogleich sterben. Oder man frägt sich auch, „sollte er Grenzsteine verrückt haben?" Ist die Vermutung begründet, so beeilt

man sich die Marksteine richtig zu stellen, und der Kranke findet im selben Augenblick die gewünschte Erlösung. In Slavonien giebt man einem Sterbenden in einem solchen Falle aus einem alten Schuh Wasser zu trinken. Dieses Mittel wird in der Stadt Požega gebraucht. Dort habe ich es miterlebt.

Ab und zu pflegt man den Kranken zu baden, zu rasieren, anzukleiden und auch einsegnen (opelo) zu lassen, als ob er schon das Zeitliche gesegnet habe. Mit solchen Dingen beeilt man sich, um an der Seele, die nun flügge wird, jenseits einen Fürsprecher zu haben. Wenn es aber vorkommt, dass sich die Natur stärker als das Leiden bewährt und der schon für die „Kiste“ (kista, sanduk, dreva) vorbereitete und hergerichtete Kranke trotz der Einsegnung wieder sich erholt und seine Gesundheit neu erlangt, so betrachtet man von da ab einen solchen Menschen im Dorfe als ein leibhaftiges Gespenst und nennt ihn einen lebendigen Vampyr (živi vampir). Die alten Weiber, gewöhnlich die Vračaren, hatten schon im vorhinein ihren Spruch gefällt, wie lange einer zu kränkeln haben werde; wenn er dann entgegen der Voraussagung weiter lebt und dadurch die Unfehlbarkeit einer Vračara erschüttert, so ist es klar, dass er in Wahrheit nicht mehr lebt, sondern dass in seinem Körper der „Unreine“ oder „Unglückselige“ (nečastivi) oder, wie wir sagen, der Gottseibeiuns, sich wohnlich eingerichtet haben muss. So ein Geächteter lebt sich selber schliesslich in den Wahn hinein, er sei nicht er, sondern ein anderer: oder wenn er pfiffig und schlau ist und seinen Vorteil zu wahren versteht, lässt er den Ruf ausgehen, er verkehre mit Vilen, Hexen und gar mit dem Teufel, und sei durch solchen Umgang ein Wahrsager (prorok) und Heilmann (vrač) geworden.

Aus den bisherigen Vorbemerkungen wird man sich schon klar geworden sein, dass die Südslaven den Tod als einen Krankheitsgeist personifizieren. Er ist weiblichen Geschlechtes und heisst **Smrt** oder, da man diesen Namen von böser Vorbedeutung nicht gerne ausspricht, **Kuma** (Gevatterin) oder einfach **Bolesčica** (die [liebe] Krankheit). Man soll das böse Wort nicht eitel aussprechen; denn die Smrt ist eine tückische Wortverdreherin, die in ihrer Verschmitzheit jedes unabsichtlich hingeworfene Wörtlein als eine Einladung zum Erscheinen auffasst. Wer im Verkehre mit dem Bauernvolke diesen Glauben nicht beachtet, kann sich leicht den besten Mann zum Feinde und sich selber verhasst machen. Schon bei der gewöhnlichen fragenden Begrüssung gilt es vorsichtig sein. Nur ein „dummer Städter“ oder ein böswilliger Kerl frägt den begegnenden Bauer: kamo ideš (wohin gehst du?); denn in kamo (wohin) steckt die Silbe kâm (kamen = Stein), weshalb so ein Frager entweder keine oder die unwirsche Antwort erhält: „kam o tvoju glavu!“ (an **deinem** Kopf soll ein Stein zerschellen!) oder „ti se kamenio!“ (du sollst gesteinigt werden). Ein wohlgesitteter Mensch frägt dagegen artig: „dokle, ako Bog

da?" (bis wohin, so Gott will?) und kriegt freundliche Antwort und schöne Gegenfrage ums Wohlbefinden zu hören.

Ohne Heimstätte ist die Smrt. Sie kommt und geht, man weiss nicht woher und weiss nicht wohin, aber sie wäre kein wirklicher Geist, wenn sie die Gaben der Menschen verschmähte. Aischylos hat unzweifelhaft als Philosoph und nicht im Sinne eines griechischen Bauern den Vers gedichtet: *μόνος θεῶν (γὰρ) θάνατος οὐ δώρων ἐρᾷ·* Bei allen Völkern der Erde ist der Glaube an die Bestechlichkeit der Todesfrau heimisch.

Das Volk in der Gegend von Hadžielesko in Bulgarien glaubt, man könne die Bolesčica aus einem Dorfe weg- und in ein anderes einführen. Man glaubt auch, dass man die Bolesčica zurückweisen (može da se posrješčne) könne, so lange als sie noch nicht ins Dorf gedrungen, und dass man sie wieder in das Dorf zurückzusenden vermöge, aus welchem sie ausgegangen ist.

Die Ausführung des Krankheitsgeistes aus dem einen und die Einführung in ein anderes Dorf, geschieht auf Geheiss einer Zauberin (vračka). Die Vračka lässt einem Weibe im Dorfe sagen, sie solle einen Fladen (pogača oder pita) aus reinem Weizenmehle backen und mit Honig bestreichen. Einem anderen Weibe wiederum befiehlt sie, sie möge einen Strauss wohlriechender Blumen machen und mit einem roten Wollfaden festbinden, an dessen Enden einige Münzen (para) zu befestigen sind. Einem dritten Weibe gebietet sie, einen neuen Rucksack (torba) anzufertigen. Ebenso bestellt sie noch bei mehreren anderen Weibern gewisse häusliche Sachen.

Falls die Krankheit nur in einem einzigen Hause des Dorfes wütet und sie aus diesem in ein anderes Dorf fortgeführt werden soll, so bestellt man alle die notwendigen Dinge bloss bei der Schaffnerin des betreffenden Hauses.

Sobald alle angeschafften Sachen fertig sind, steckt man in den Rucksack den Fladen, den Blumenstrauss, ein wenig Zucker, getrocknete Trauben, Nüsse oder Äpfel. Den Rucksack bekommt ein alter Mann, der schon einige Kenntnisse im Zauberfache besitzen muss. Der trägt ihn zur Nachtzeit in das andere Dorf, in welches die Krankheit eingeführt wird [1]).

Wenn der Träger mit dem Rucksack ins Dorf kommt, so schleicht er sich in einen Garten hinein, hängt den Rucksack an einen Baum oder Zaun und eilt so schnell als ihn seine Füsse tragen heimwärts. Man glaubt,

1) Im Jahre 1883 wurde auf solche Weise eine Krankheit aus dem Dorfe Koz-Bunar nach dem Dorfe Pranga im Konuškaer Bezirk weggeführt Die Vračka baba Mara beredete den Djed Hubin, den Rucksack ins Dorf Pranga zu tragen und auf einen Birnbaum zu hängen. Eben als Väterchen Hubin den Rucksack aufhing, bemerkten ihn die Dorfwächter, prügelten ihn weidlich durch, hingen ihm den Rucksack um den Hals, steckten ihm den Strauss ans Haupt und führten ihn in solchem Aufzuge „wie einen Kater" (wie ein Wundertier) aus dem Dorf hinaus, damit ihn alle Bauern anschauen könnten.

dass derjenige, der am nächsten Tage den Rucksack auffindet und an sich nimmt, mit dem Sack auch die Krankheit mitnehme, die nachts aus dem Nachbardorfe hingebracht wurde. Die Bauern glauben so fest daran, dass sie in vielen Fällen den Rucksack gar nicht öffnen, damit die Krankheit ins Dorf nicht eindringe, vielmehr dort bleibe, von wo sie gekommen.

Die Ausführung einer Krankheit aus einem einzelnen Hause und deren Fortführung in ein fremdes Dorf geschieht auch so, dass die Vračka statt eines Rucksacks und eines Fladens von dem verseuchten Hause einen neuen Leinwandlappen verlangt. Darin wickelt sie drei mit Honig bestrichene Stückchen Brod, ein wenig Zucker oder getrocknete Weintrauben und ein Blumensträusslein ein. Das Bündelchen legt sie an eine Quelle oder einen Brunnen, von wo die Dörfler Wasser schöpfen. Man glaubt, die Krankheit erkiese sich eine andere Person unter denen, die Wasser holen und begleite sie heim, um sich dort einzunisten.

Die Krankheit kann man auch durch Opfer oder Geschenke so gnädig stimmen, dass sie wieder dorthin zurückkehrt, woher sie gekommen. Die Vračken werden nämlich im Traume von der Bolesčica verständigt, dass sie die Absicht hege, ins Dorf zu kommen. Es geschieht dies freilich nur dann, wenn die Bolesčica nicht gegen das Dorf erzürnt ist. Um die Krankheit vom Besuch abzuhalten, ziehen nun die Vračken durchs Dorf und sammeln von Haus zu Haus Liebesgaben (milostinja). Diese Geschenke veräussert man, kauft für den Erlös ein Opfertier (kurban) und wirft es ausserhalb des Dorfes mitten auf den Weg hin, den, wie man voraussetzt, die Bolesčica selber zu wandeln gedenkt. Darauf kommt die Bolesčica selber zu wandeln gedachte. Darauf kommt die Bolesčica bis zum Dorfe, sättigt sich, unsichtbar wie sie ist, am Opfertier, wird gnädig gestimmt und trollt sich wieder zurück.

Gar plötzlich erscheint die Todesfrau, unerwartet und unbestimmt wann? Im Sprichworte heisst es:

> Smrt roka ne postavlja
> Der Tod setzt keinen Termin fest.

Nur gewisse Tiere, besonders Hunde, ahnen das Herannahen der Krankheitsgeister und können sie sogar sehen. In Kroatien betrachtet man einen mit einem Stirnfleck (Mal) behafteten Hund sehr scheel, denn man glaubt, der Hund sehe mit jenem Mal die Smrt. Daher glauben die Kroaten (und die Slovenen), wenn ein auf der Stirne gefleckter Hund heult und fortwährend himmelwärts schaut, es werde jemand in der Nähe in kurzer Zeit versterben. Oder, kommen die Haushunde nachts mehrmals zu den Zimmerfenstern und heulen und bellen, so sehen sie die Smrt. Wenn der Bauer sagt, ein Hund, der vier Augen hat, sieht die Smrt, so meint er einen Hund, der über jedem Auge ein Fleckzeichen hat. Die Identität der Smrt mit sonstigen verderblichen Krankheitsgeistern

zeigt sich auch darin, dass sie (nach dem kroatisch-slovenischen Volksglauben) gleich den Pestschwestern vor Hunden sich fürchtet und sich darum gerne von jemand, der ihr auf dem Wege begegnet, huckepack ins Haus ihres Opfers tragen lässt.

Vermag man die Ankunft der Smrt nicht zu verhindern und zu vereiteln, so kann man doch einen baldigen Wiederbesuch nach einem Todesfalle ihr verleiden oder verkümmern. So ist es bei den Bulgaren in Altserbien Brauch, dass die alten Frauen, sobald man die Leiche emporgehoben, in die Aufbahrungsstelle einen Nagel hineintreiben, um die Todesfrau (Smrt) festzunageln, „damit die Überlebenden frisch und gesund bleiben und hart wie Eisen sein mögen“. Bei den südungarischen Serben ist es Brauch, sobald man den Toten aus der Stube hinausgetragen, auf den Tisch, wo der Tote aufgebahrt gewesen, einen Ziegelstein zu legen, „damit die Smrt zu Stein sich verwandle und damit sie nicht mehr auf denselben Tisch herniederfliege“ (da se smrt okameni i da više ne sleti na taj sto). In Unter-Steiermark und Krain giesst man, sobald einer verstirbt, alles Wasser aus den Gefässen aus, selbst wenn es ganz frisch ist; denn man glaubt, die Smrt tränke sonst aus den Schäffern und den übrigen Behältern das Wasser aus. Allgemeiner Brauch ist es, so lange als ein Leichnam aufgebahrt liegt, die Fenster verhängt und die Spiegel an der Wand mit feinem Tüll verdeckt zu halten. In Kroatien sagt man aber, in Verkennung des Trauerzeichens, dies geschehe, damit sich die Smrt im Spiegel nicht erschaue, weil sonst die Sterblichkeit unter der Menschheit noch grösser sein würde als sie wirklich schon ist. In der Lika schliesst man gleich nach dem Hinaustragen des Verstorbenen die Hausthüre ab, damit niemand hinauskönne. So verhindert man, dass nicht bald jemand im selben Hause dem Tode n a c h f o l g e oder n a c h g e h e. In der Gegend von Sissek ist es Brauch, dass, sobald in einem Hause jemand stirbt, die Hausleute um das Haus herum rennen, weil sie glauben, dadurch der Smrt zu entfliehen. So muss man auf hundert Kleinigkeiten achten, um dem Besuche der Smrt vorzubeugen oder sie nicht herbeizurufen. Um nur ein Beispiel anzuführen: bei den Slavoniern ist es verpönt, das Bett mit dem Kopfende und den Polstern gegen die Thüre hin aufzustellen, denn die Smrt würde den Schläfer durchbohren (probušiti). Wenn nacheinander mehrere Leute in einem Hause sterben, so bringt man der Smrt lebende Sühnopfer dar, gewöhnlich einen Hahn oder eine Henne. Ich verweise auf mein Buch „Volksglauben“, S. 154 f. und zugleich auch auf S. 58 f., wo von Smrci (Kindern der Todesfrau) gehandelt wird.

Der V o l k s d i c h t u n g und nicht dem V o l k s g l a u b e n gehört der Zug an, die Smrt verbinde sich mit dem Fieber (vrućica, groznica), wenn sie allein einen Menschen nicht überwältigen kann. Das Fieber ist nach dem Volksglauben kein Krankheitsgeist, sondern bloss die Wirkung von Krankheitsgeistern. Darum bannt man letztere, nicht aber das Fieber. Dem

südslavischen Märchen (in meiner obgedachten Sammlung auf S. 150) liegt ein ähnlicher dichterischer Gedanke zu Grunde wie jenem bei Grimm im Kindermärchen (18. Aufl., S. 609 ff.), wo der Tod zum Riesen sagt: „Habe ich dir nicht einen Boten über den anderen geschickt? Kam nicht das Fieber, stiess dich an, rüttelte dich und warf dich nieder?“ Ganz im selben Sinne gilt auch bei den Südslaven das Fieber als gewöhnlicher Vorbote des Todes. Jemand stellte sich scheinkrank, und forderte im frevlen Übermute den Tod heraus. Kaum waren die lästerlichen Worte ihm über die Lippen, packte ihn plötzlich ein grimmiges Fieber, er musste sich ins Bett zurücklegen und in einigen Augenblicken hatte er seinen Geist ausgehaucht.

Eine slovenische Sage, die auch in Versen im Volke bekannt ist, erzählt, der hl. Thomas habe die Smrt listig in ein Fass (lagev) eingeschlossen, und sie sieben Jahre lang gefangen gehalten. Das ist eine verstümmelte Variante des in ganz Europa verbreiteten Volksmärchens vom Tod, den ein schlauer Schmied mürbe gehämmert. Erst jüngsthin hat Reinhold Köhler, der Meister deutscher Volksforschung, eine neckische italienische Fassung des Märchens besprochen (Goethe und der italienische Dichter Domenico Batacchi. Berichte der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1890. S. 72—78). Das Vorkommen dieses Märchens bei den Südslaven ist litterar-historisch bemerkenswert und darum ist die Wiedergabe einer vollen Fassung rätlich.

Die südslavische Variante (aus Slavonien) steht sehr nahe der deutschen, wie sie bei Grimm zu lesen ist. Das Märchen hat Anklang gefunden, so dass der schlaue Schmied, sogar einen echtslavischen und noch dazu einen alten, jetzt nicht mehr üblichen Namen bekam. Er heisst Koren kovač (Koren der Schmied). Man wisse, dass koren „Wurzel“ bedeutet und dass mit Wurzelwerk (altsl. korenije) gezaubert und ab und zu geheilt wird. Man versteht wohl das ältere Wort korenije im Sinne von Zauberwerk und korenitici von Zauberer. Koren ist daher der Zauberer.

„Es lebte einmal in einem Dorfe ein reicher Schmied, der hiess Koren. Er besass viele Häuser und Güter und dazu einen schönen Weingarten, der ihm jedes Jahr seine hundert Eimer Wein trug. Nun traf es sich einmal, dass der Schauer alles auf dem Felde und in den Weinbergen zusammenschlug. Auch Korens Weinberg blieb nicht verschont. Als die Weinlese zu Ende war, konnte Koren den ganzen Ertrag — volle drei Mass Wein — selber leicht heimtragen. Sprach Koren: „Ei, Gott sei es gedankt, dass ich selbst das bekommen habe. Nun will ich diesen Wein mit dem Erstbesten, der mir in den Weg kommt, austrinken. Was soll ich diese Last bis nach Hause schleppen?“

Singend zog er heimwärts, als ihm plötzlich ein unbekanntes Frauenzimmer den Weg vertrat. „Gott zum Gruss, Schwägerin“, sagte Koren freundlich und vergnügt. — „So helfe dir Gott, mein Koren,“ sagte das

Frauenzimmer. Darauf Koren: „Weisst du was, ich hab's mir zugesagt, dass ich mit dem Erstbesten, der mir in den Weg kommt, diese drei Mass Wein, die ich im Fässchen trage, gemeinschaftlich austrinken werde. Ich besitze dir, Tschaperl (nebore), einen Weingarten, der wirft mir Jahr aus Jahr ein hundert Eimer Wein ab, heuer aber bekomme ich dir, schau her! bloss drei Mass. Gut, dass ich wenigstens noch die bekommen habe." Das Weib entgegnete: „Mein lieber Koren, dich suche ich gerade. Mache dich fertig, ich bin die Smrt. Bog hat mich auf dich losgeschickt; weil ich dich aber nicht daheim angetroffen, bin ich dir entgegengegangen." — „Mache keine Dummheiten, Smrt! zuvor muss ich mein Versprechen einlösen, dann bin ich bereit; kannst machen mit mir, was dir beliebt". Sagte es und reichte der Smrt das Fässchen hin. Die Smrt nahm das Fässchen und that einen langen Schluck daraus, den Rest trank Koren aus.

Nun waren sie Beide ziemlich guter Dinge, und Koren sagte: „Merkwürdig, das Spundloch ist so klein, und doch haben wir den Wein so bald herausgekriegt. Horch mal Smrt! als Kind noch, es ist schon freilich längere Zeit her, habe ich erzählen gehört, du könntest dich so dünn machen, dass du mit Leichtigkeit durch dieses Spundloch ins Fässchen hineinschlüpfest. Alles glaub' ich gerne, doch so etwas ist doch nicht möglich. Hab' ich recht oder nicht?" — Entgegnete die Smrt: „Mein lieber Koren, du hast wirklich nicht recht; denn ich kann mich wie ein Strohhalm dünn machen und überall hineinschlüpfen". — „Na, sei so gut! Probier's einmal, damit ich auch dieses Wunder vor meinem Hinscheiden noch sehen könne".

Die Smrt verdünnte sich wie ein Strohhalm und schlüpfte durch das Spundloch ins Fässchen hinein; im selben Augenblick aber spundete Koren das Loch mit dem Stöpsel so fest als möglich zu und trat den Heimweg an. Die Smrt begann ihn zu bitten und zu beschwören, er soll sie freilassen; sie werde ihm ja nichts thun, sie wolle ihn sein Lebtag in Frieden lassen, doch es half ihr nichts. Daheim stieg Koren auf den Boden und hing das Fässchen in den Rauch. Seiner Frau aber teilte er die Geschichte mit und sagte ihr, sie möge reinen Mund halten.

So verstrichen volle sieben Jahre, dass sich die Smrt im Rauchfang selchte. Bei Koren starb inzwischen keine Seele, so dass sich darob alle Welt bass verwunderte. Endlich wurde Koren bange, Gott (Bog) könnte ihm den Streich übel nehmen und darum stieg Koren auf den Boden hinauf und spundete das Fässchen auf. Die Smrt war schon ausgedörrt wie ein Heuhalm. Flugs entwich sie aus ihrem Kerker und rannte schleunigst davon.

Alsdann begann ein allgemeines Sterben, nur Koren und die Seinigen blieben verschont. Da sagte Gott der Herr schliesslich zur Smrt, sie solle auch Koren vom Leben scheiden; doch die Smrt mochte um keinen Preis den Auftrag ausführen, weil sie sich vor Korens Listen fürchtete.

Als Gott sah, dass er mit Hilfe der Smrt nichts ausrichten könne, schickte er den Teufel (gjavo) über Koren.

Der Teufel kam zu Koren, und Koren sagte zu ihm: „Ich sehe schon, es geht wahrhaftig nicht mehr so weiter. Das Alter hat mich schon zusammengeschlagen, ich gehe gleich mit dir, nur möchte ich noch zu guter letzt für die Kinderchen zwei, drei Hauen und Schaufeln schmieden. Zum Unglück aber ist just der Blasebalg verdorben. Geh, sei so gut und schlüpfe in den schadhaften Balg hinein und blas mir das Feuer an“.

Wie der Teufel schon von Haus aus arglos ist und an nichts Schlechtes denkt, schlüpft er in den Balg hinein. Kaum aber ist der Teufel drinnen, so versperrt der Koren geschwind das untere Pfauchloch, vernagelt das Blasrohr vom Balge und ruft seine Gesellen, lauter handfeste Kerle herbei. Jeder ergreift einen schweren Hammer, und nun wird aus allen Kräften auf den Balg losgehämmert, dass die Funken stieben. Der Teufel brüllte vor Schmerz wie ein kranker Ochse. Als sie ihn fast halb totgeschlagen, gelang es ihm endlich durch einen Riss in dem Leder zu entweichen. Einen Fuss hatten sie ihm gebrochen. Seitdem hinkt der Teufel mit einem Bein.

Der Hinkteufel begab sich vor Gott und erzählte, was für einen verfluchten Tanz Koren mit ihm aufgeführt habe. Gott der Herr sah ein, dass Koren schon zu lange lebe, und darum schickte er ihm gleich drei Teufel auf einmal auf den Hals. Koren betrog auch diese drei. Es war gerade ein sehr kalter Winter und Koren mühte sich just ab, einen grossen Eichenblock zu spalten, als die Teufel bei ihm erschienen. Er überredete die Teufel, sie möchten ihm spalten und speideln helfen, damit es seinen Kinderchen an Holz zur Feuerung nicht fehle, dann wolle er gleich mit ihnen fortziehen. Die Teufel sagten „ja“, denn sie witterten dahinter nichts Böses.

Da hieb Koren die Axt in den Block hinein und rief den einen Teufel: „Komm schnell her und steck die Finger in den Spalt hinein, bis ich für die anderen zwei und für mich Spalten mache. Dann werden wir mit vereinten Kräften auf einmal den Block auseinanderreissen“. Ebenso betrog er auch die zwei anderen Teufel, so dass sie die Finger im schweren Holzblock fest eingeklemmt hatten und nicht hin und nicht her konnten. Jetzt rief Koren schnell seine Gesellen herbei; die kamen mit eisernen Stangen und schweren Hämmern und schlugen wie blind auf die drei Teufel los, bis sich die dieselben vor Schmerz die Finger abbissen und davonrannten.

Weder Smrt noch Teufel behelligten mehr Koren den Schmied. Und Gott liess ihn auch in Ruh, weil er wusste, Koren werde das Leben ohnehin satt bekommen. So war es auch. Als Koren des Lebens endlich überdrüssig geworden, machte er sich auf den Weg in den Himmel. St. Petrus fragte den Herrn: „Da draussen steht Koren der Schmied, soll ich

ihn hereinlassen?" — „Warum nicht gar! Er soll sich zum Teufel scheren!"

Also ging Koren zur Hölle. An der Höllenthüre war ein Guckloch mit einer Klappe. Kaum erblickten ihn die Teufel durch das Loch, so erhoben sie einen Höllenlärm: „Das ist ja Der, der uns zu leidigen Tagen geschlagen! Den lassen wir nicht herein, der ist im stande und jagt uns alle aus der Hölle hinaus!" Und hurtig verrammelten sie das Höllenthor.

Koren kehrte wieder zum Himmel zurück und pochte an die Himmelspforte an. „Wer da?" fragte St. Petrus. „Ich, Koren der Schmied. Wollte in die Hölle, die liessen mich aber nicht hinein; bin darum zurückgekehrt." — „Ja, hab' ich dir denn nicht gesagt, dass für dich hier kein Platz ist?" — „Weisst was, St. Petrus, lass mich wenigstens hineinschauen ins Paradies, dann will ich dich nicht mehr belästigen."

St. Petrus mochte ihm die Bitte nicht abschlagen und öffnete ein wenig die Pforte. Da rief ihn jemand im Himmel, und während er hinsah, schlüpfte husch! Koren in den Himmel hinein und setzte sich auf einen Haufen alter Kleider. „Pack dich nur schnell wieder hinaus", rief ihm St. Petrus zu. Doch Koren antwortete: „Ich gehe nicht. Ich sitze auf meinen alten Kleidern, die ich einst einem Bettler geschenkt habe. Von meinem Eigentum lass ich mich nicht wegjagen". Petrus erhob Beschwerde bei Gott dem Herrn, doch der Herr war gnädig und sprach: „Na, so lass ihn ungeschoren. Ein andermal passe besser auf." Also weilt Koren noch immer im Himmel".

Eine slavonische Variante dieses Märchens lässt den Schmied zwei müde Wanderleute, Gott und den hl. Petrus, beherbergen. Der Schmied bittet sich die einzige Gnade aus, dass, weil ihm die Früchte von seinem Nussbaume so oft weggestohlen werden, jeder auf dem Baume bleiben müsse, wenn er ihm „bleib oben" zuruft. Als die Smrt zum Schmied kommt, beredet er sie auf den Baum hinaufzusteigen. Der Nussbaum ist zum Aufenthaltsort und Tummelplatz unheimlichen Hexengelichters geworden. In solche Gesellschaft mag man sich die Smrt gern hineindenken.

Nichts Anderes als den von auswärts ins Slavische hineingebrachten Knochenmann, dürfen wir in der, im Volksglauben der katholischen Kroaten wohl nur vereinzelt vorkommenden Smrt, erblicken, wie sie von einem Kroaten, Namens Modrušić (in Kukuljević's Arkiv za povjestnicu u. s. w.) beschrieben wird.

„Wenn der Mensch in den letzten Zügen liegt, eilt die Smrt auf Drachenflügeln (na zmajevih krilih) zu ihm hin; ihr Gefolge bilden sechs gräuliche Hunde, die gleich grauen Gebirgswölfen hungrig sind. Man sagt, Smrt bestehe aus lauter Knochen und Haut; ihr Hals sei dünn wie ein Mühlseil (palamar). Vor Hunger und Kummer ist sie wie der Satan (bijes) bösartig. Erblicken können sie nur diejenigen, deren Leben eben noch an einem Haare hängt. Wenn sie in die Nähe des Hauses gekommen

ist, hockt sie sich auf den Zaun nieder und reisst den Mund auf wie ein nüchterner Wolf. Sie versteckt sich in allen Winkeln, damit sie nicht erkannt werde, und nachdem sie sich mit ihrem Gefolge von sechs Schnappern ausgerastet, geht sie ins Zimmer hinein, wo der Kranke liegt. Ist der Kranke nur noch etwas bei sich, so brüllt er bei ihrem Anblick fürchterlich auf und beginnt mit Händen und Füssen zu strampeln. Er schreit aus voller Kehle, man solle sie hinausjagen. Und wenn man ihn tröstet und ihm rät, er möge die Augen schliessen, so nützt das nichts, er schaut die Smrt doch. Droht er ihr mit der Hand, so zeigt sie bloss mit den Fingern auf die Sense. Man sagt, sie stehe dort, wohin der Sterbende schaue. Die Teufel in Gestalt von Hunden umringen den Ärmsten; der eine Teufel stellt sich ihm zu Häupten, der andere zu Füssen, zwei rechter und zwei linker Hand, alle sprungbereit um im entscheidenden Augenblick die herausfahrende sündige Seele zu ergreifen. Inzwischen schleicht sich die Smrt an den Tisch, zieht unterm Arm eine Schachtel voll Rasiermesser hervor und legt die Messer auf den Tisch auf. Dann nimmt sie ein Messer nach dem anderen und zieht es über dem Lederriemen ab. Nachdem sie ein Messer für gut befunden, macht sie zur Probe einen Einschnitt in ihre eigene Handfläche. Kaum berührt sie mit dem Messer das Fleisch, so spritzt schon ein dunkler Blutstrahl aus der Hand in den Balken über dem Kranken hinauf. Sobald der Kranke dies erblickt, fängt er an die Augen zu verdrehen und zu röcheln.

Wer die Smrt bei dieser Arbeit beobachten will, braucht nur auf den Besen unter den Füssen des Kranken zu treten; doch keiner getraut es sich, denn jeder hat schon an dem Namen der Smrt genug, geschweige denn, dass er sie noch sehen wollte. Bei dieser Gelegenheit pflegen die alten Weiber, die beim Sterbenden weilen, einander zuzuwispeln: „drago moje! kako ga muči! sad ga kolje!“ („O du mein Lieb! wie sie ihn martert! ha, jetzt schlachtet sie ihn ab!“). Der Mensch sperrt den Mund auf, die Seele kommt zum Vorschein, die Hunde packen sie und rasch ist sie drinnen im Schnappsack. Die Smrt wischt das Rasiermesser ab, legt es zu den übrigen, wickelt alle hübsch ein, steckt sie unter den Arm, schwingt die Sense über die Schulter und geht weiter, die Hunde hinterher.

So geht es zu, wenn ein Sünder stirbt; die Seele des Reuigen empfangen aber die gebenedeite Jungfrau Maria und die Engel, vor welchen sich die Smrt verbirgt und die Hunde verkriechen.“

Wieviel unser kroatischer Gewährsmann aus eigenem Erdichtungsborne schöpfte, lässt sich nicht bestimmen; gewiss aber ist das Eine, dass er seinem Volke Vorstellungen zuschiebt, die letzterem vermöge seines Bildungsgrades nicht zugesprochen werden können. Die Teufel in Hundegestalt, die Smrt mit der Sense, sowie die Rasiermesser, gehören dem echtslavischen Volksglauben n i c h t an.

Dem Volksforscher liegt es ob, nicht bloss die volkstümlichen An-

schauungen aufzusuchen, sondern auch die Erzeugnisse einer sogenannten Kunstpoesie, welche man auf Rechnung des Volkes von unberufener Seite setzt, auszuspüren und fest zu bezeichnen. In der Kurelacschen Sammlung kroatischer Volkslieder aus Ungarn finden sich zwei Lieder an die Smrt (popivka od smrti) aus Petrovoselo (Szent-Péterfalva, Prostrum), die sich durch Betrachtungen und Gelahrtthuerei als mönchische Machwerke offenbaren, woferne sie nicht, so auffällig dies auch klingen mag, eine verkürzte Übersetzung der Ode an den Tod in Kortüms „Jobsiade“ sind. Der Seltsamkeit halber soll das kürzere Lied (St. 624. S. 276 f.) hier mitgeteilt werden:

„O furchtbare Smrt, o böse Smrt — wieviel Wunder vollbringst du! — Dein bitteres Gedenken — verwundet heftig mein Herz. — Wer immer dein Leid erfährt — aus ihm muss die Seele hinausfahren. — Wen dein Pfeil verwundet — den schützt kein Purpur — dem frommen kein Apotheker — dem frommen selbst die feinen Doctores nicht. — Der braucht nicht nach Padua zu gehen — noch in irgend eine Apotheke. — Vergebens trägt er Amulete — vergebens alle möglichen teuflischen Zaubereien. — Er muss die Blätter, die Pflaster und die Wurzeln auf die Seite legen. — Weder ein Trunk Alkermus — noch die Fratres aus der Stadt Wien — vermögen ihn zu erretten, — dass er nicht zum Gefangenen der Smrt werde. — Denn entzieht sie jemandem das Leben — so drückt sie ihn mit weichem Fusse nieder. — Sie thut dem Alter nicht schön — und berücksichtigt nicht die Jugend. — Sie fürchtet sich vor dem Zornigen nicht — sie hat keine Angst vor dem Mutigen. — Wo ist Samson, der kraftstrotzende Ritter — wo Herkules, der grosse Held? — Wo ist Alexander, der Mächtige — der über die ganze Welt herrschte? — dessen Gefangener Darius — die Perser und Ägyptus waren? — Wo ist Julius, der erste Cäsar? — der mit einem Löwengespann daherfuhr? — der den Pompeius ermordet — und die Urbs eingenommen hat? — Wo sind die übrigen vielen Cäsaren — jeder im Heldentum hervorragend? — Über alle trugen sie den Sieg davon, — nur dich, die einzige, konnten sie nicht besiegen. — Allen hast du die Kronen, allen die Waffen und die schnellen Rosse genommen — dass dir niemand entweichen, — dass jeder ins Grab sinken musste“ etc. etc.

Wie kann man solches Zeug für ein Volkslied ausgeben?

(Fortsetzung folgt.)

Die Annalen des Bischof Gisli Oddsson in Skálholt von 1637.

Mitgeteilt von Jón Þorkelsson.

Unter den Handschriften, welche Professor Finnur Magnússon 1832 der Bodlejanischen Bibliothek in Oxford verkaufte, sind zwei Papierhandschriften in 4°, Nr. 50 und 51, welche die Annalen des Gísli Oddsson, Bischof von Skálholt auf Island, von 1631—1638, enthalten. Diese Annalen sind im Jahre 1637 geschrieben und jetzt nirgends sonst als an der vorgenannten Stelle zu finden. Beide Handschriften sind Originale, wenn es auch ungewiss ist ob von der eigenen Hand des Bischofs, abgesehen von der Unterschrift in Nr. 50 und einem kleinen Abschnitt in 51.

Die Annalen beginnen mit dem Jahr 1106 und gehen bis 1637, überspringen aber viele Jahre, so dass von 1106 bis zum Ende des 14. Jahrhunderts nur folgende vorkommen: 1106, 1117, 1153, 1158, 1159, 1165, 1168, 1181, 1199, 1223, 1226, 1227, 1238, 1240, 1244, 1245, 1275, 1279, 1308, 1331, 1340, 1342, 1346, 1374 und 1379. Es ist dies alles ohne Wert, denn es ist nur anderen älteren Annalen und Quellenschriften entnommen, von welchen manche sehr unzuverlässig sind (den Oddaverjaannalen, der Lyskanderskronik 1608). Professor Gustav Storm in Kristiania hat eine Untersuchung darüber gegeben im Arkiv för nord. Filologi VI. Neue Folge II, 351—357. Es war zum ersten Mal, dass diese Annalen beachtet wurden; aber Storm fehlten alle Aufschlüsse über den späteren Teil des Jahrbuchs, von dem man vermuten konnte, dass er beachtenswert sei. Ich freute mich deshalb im Sommer, als ich die Aussicht hatte nach England zu reisen und isländische Handschriften zu untersuchen, an das Jahrbuch Gísli Oddsson zu kommen, weil ich darin grosse historische Kenntnis, besonders aus dem 17. Jahrhundert zu finden erwartete, der Zeit, in welcher der Verfasser selbst lebte, zumal es kein unbedeutender Mann, sondern der Bischof von Skálholt war, der geschrieben hatte. Allein ich wurde in meiner Hoffnung gänzlich getäuscht, da er keines historischen Ereignisses gedenkt, das nicht anderwärts ebenso gut erwähnt wird. Aber das sah ich, dass er sehr merkwürdig in volkskundlicher Hinsicht ist, denn er ist voll von Aberglauben und wunderlichen Ereignissen und erzählt Volkssagen, die sonst nirgends erwähnt werden. Es ist in Wahrheit die

älteste isländische Volkssagen- und Aberglauben-Sammlung, nach dem Beginn der stark abergläubischen Zeit, die mit dem 17. Jahrhundert anhebt.

Jón Guðmundsson (gest. 1651) schrieb als ein Zeitgenosse von Gísli, wenn auch etwas später, und seine Schriften sind gewiss unverwerfliche Zeugen des Aberglaubens der Leute; aber weil er sowohl ungelehrt als selbst sehr abergläubisch war, hat man, was er schrieb, als seine eigenen Erzählungen angesehen und nicht als die seiner Zeitgenossen, und hat alle Zauber- und Gespenstergeschichten sowie den isländischen Aberglauben des 17. Jahrhunderts auf seine Rechnung gesetzt. Allein dass wirklich alles das tief im ganzen Volke wurzelte, ergiebt sich leicht, sobald man sieht, dass der Bischof von Skálholt seine Annalen mit diesen Dingen anfüllt. Ich schrieb deshalb die Annalen von 1402—1637 ab und liess das frühere weg, weil es ganz ohne Nutzen war.

Die Handschrift 50 hat die Annalen vollständig, aber 51 reicht nur über die Zeit von 1606—1637, und schiebt nach 1612 verschiedene Stücke aus dem 14. Jahrhundert ein. Die Jahre 1606—1637 finden sich also in beiden Handschriften. Aber ihr Hauptunterschied ist, dass 50 weit vollständiger und besser als 51 ist in dem, was sie beide haben. Auch die Jahrreihe ist in 51 sehr unrichtig, so dass ich glaube, dass diese Handschrift in Wahrheit ein Entwurf und nicht das Umgekehrte sei, wie Storm nach Cand. Collin glaubt.

Die Überschrift der Annalen ist diese:

Annalium in Islandia farrago
Hinc inde descripta.

Ich hatte beide Handschriften bei der Abschrift vor mir und nahm das, was das Vollständigste in einer von ihnen war, auf.

Von diesem Teil der Annalen ist nicht viel Anderes zu sagen, als dass er selbständig und deshalb bemerkenswert ist. Gleich die Erzählung von der Pest (plága) von 1492 (1495) ist selbständig und anders als bei Jón Egilsson, so dass jeder der beiden für sich steht. Das Eigentümlichste ist, dass der Annalist entgegen dem, was man erwarten sollte, sich scheut etwas von der Landesregierung oder den Landesvorstehern zu sagen, und es durchaus vermeidet den Tod ausgezeichneter Männer zu erwähnen. Der Verfasser führt nicht einmal den Tod seines Vaters, des Bischof Oddur, 1630 an; nicht mit einem Wort den Stadtbrand von Skálholt im selben Jahr; kaum erwähnt er die Türkenplünderung von 1627, und nicht hält er es der Mühe wert, bei diesem Jahr des Todes des Bischof Guðbrandr zu gedenken. Ein einziges Mal erwähnt er den Tod eines hervorragenden Mannes, aber das ist der Wassertod Gísli Árnasons in Blautakvísl bei Bólhraun, den er 1603 setzt. Er erwähnt ihn augenscheinlich nur, weil es wunderlich dabei zuging und ein ungeheurer Fischzug das Netz zerriss.

Gíslis Tod wird in anderen Annalen nicht aufgeführt; das Jahr wäre nach meiner Meinung richtiger 1612 oder 1613. Unwetter und Feuerbrünste berührt der Verfasser als merkwürdig, was ihm nahe lag, da er so reichlich allen Geschichten von Naturmerkwürdigkeiten nachjagt, wie Missgeburten, Meteoren, Nebenmonden und -Sonnen, freiwilligem Glockengeläut, Ungeheuern und Wundererscheinungen.

Von den Geschichten, welche die Annalen erzählen, sind besonders interessant: die Geschichte von dem Mädchen in Hvamm 1599, von dem Mädchen in Berghyl 1606 und die prächtige Gespenstergeschichte von dem Spuck des Ivar Eyjólfsson von 1606, und nicht zuletzt die hier zum ersten Male erwähnte Hexerei Þorleifur Þórðarsons (Kjapta-Leifi, Galdraleifi), der erst im Jahre 1647 starb. Alle diese Geschichten sind sonst unbekannt.

Candidat Collin, welcher den älteren Teil der Annalen im Winter 1888/89 für Professor Storm auszog, hat geklagt, dass die Abschriften schwer zu lesen seien, und gewiss ist es nicht so leicht, da die Dinte zuweilen durchgeschlagen ist.

Der Bischof sagt am Schluss, dass Séra Ketill Jörundsson (gest. 1670), der in Skálholt erzogen und um 1637 dort Locator war, die lateinische Übersetzung grösstenteils gemacht habe. Aber die Hand in keiner der beiden Handschriften gleicht der Hand Séra Ketils.

Es ist hier wohl an der Stelle von Bischof Gísli selbst etwas zu berichten.

Sein Vater war der bekannte Bischof Oddur Einarsson (geb. 1559, gest. 1630), seine Mutter Helga Jónsdóttir, vom Geschlecht Bischof Jón Arasons. Gísli ward 1593 geboren, im Jahre 1616 Priester bei seinem Vater in Skálholt. Schulmeister war er 1621—22; dann ward er nach Stafholt im Borgarfiörd ernannt, und 1623 Pfarrer in Holt undir Eyjafjöllum. Im Jahre 1622 verheiratete er sich mit Sigríðr Björnsdóttir; die Ehe blieb kinderlos. Aber zuvor hatte er ein uneheliches Kind mit Gróa, der Tochter des Priesters Eyjólfr Arnþórsson in Garðar. Auf dem Alþing von 1631 nach dem Tode seines Vaters ward er zum Bischof gewählt, gleichzeitig sein Bruder Árni zum Lögmann. Er starb auf dem Alþing am 1. Juli 1638. Diese drei, der Vater Bischof Oddur und die Söhne Bischof Gísli und Lögmann Árni waren sämtlich hervorragende Männer. Bischof Oddur war von einer alle anderen überragenden Grösse und Männlichkeit. Er und der Sysselmann Ari Magnússon í Ögri (gest. 1652) waren auf dem Þingfelde leicht kenntlich, denn sie ragten mit Haupt und Schultern über die ganze Versammlung hinweg. Oddur war mit der Gabe, die Zukunft zu sehen, ausgestattet, und stand im Rufe, vieles voraus zu sagen, was sich später erfüllte. Begreiflicherweise ward er für einen Zauberer und im Verkehr mit den Elben gehalten; es giebt viele Geschichten davon. Er war ein sehr gelehrter Mann und von ihm stammen

die ältesten isländischen Sagenhandschriften nach der Reformation. Von der alten Litteratur rettete er viel vor dem Untergange, indem er es abschreiben liess.

Árni, der Lögmann, war so berühmt wegen seiner Rechtschaffenheit, dass er ohne gleichen galt. Es wird von einem Verbrecher erzählt, dass er an den meisten Landeshauptleuten etwas zu tadeln gehabt habe, aber von Árni Oddsson habe er gesagt, dass er nur gutes an ihm gefunden. Gísli Oddsson war, wie sein Vater, ein sehr starker Mann und durch seine Kräfte so berühmt, dass Sagen davon gingen. Eine derselben ist die, dass er den grossen Skálholtamboss, welcher 480 Pfund wog, ohne auszuruhen, rings um die Schmiede und in sie hinein getragen habe.

Das Gerücht hatte sich verbreitet, dass Gísli etwas zum Trunk geneigt sei, und das wurde ihm bei der Bischofswahl zum Vorwurf gemacht. Es ergab sich freilich, dass es nicht so schlimm war, als man sagte. Dennoch glaubten viele, dass seine Anlage zum Trinken schuld daran sei, dass er kein höheres Alter erreichte.

Bischof Gísli galt zu seiner Zeit für einen gelehrten Naturkundigen; auch hat sich eine Schrift von ihm erhalten, welche, wenn man will, noch merkwürdiger als die Annalen ist, eine Beschreibung Islands von 1638. Das einzige Exemplar liegt in der Sammlung Finnur Magnússons in Oxford unter No. 84, 4°, und ist im ganzen 203 Seiten stark. Es ist Original, wahrscheinlich vom Verfasser selbst geschrieben. Finnur Magnússon hält dafür, dass es die Schrift sei, welche in der Bibliotheca Reseniana (Hafn. 1685) dem Bischof Oddur, Gíslis Vater, zugeteilt wird, und das ist nicht unwahrscheinlich, weil Odds Schrift sonst nirgends zum Vorschein gekommen ist.

Die Schrift führt den Titel De Miribilibus Islandiae. Ich zog sie im Sommer aus, und weil sie in nächster Verbindung steht mit den Aufgaben dieser Zeitschrift, werde ich einiges daraus vorführen, besonders weil diese Schrift früher nirgends sonst erwähnt worden ist.

Voran steht dieser Satz:

Anno 1638 18 Aprilis Descriptionem rerum admirabilium quæ in patria occurrunt ordior quod utinam tam felici sydere ac auspicio quam voluntate simplici mente candida et veritatis studio bene vertente Deo. fiat.

Hintenan steht:

Explicit libellus ad Calendas Majas.

Die Schrift kann recht lehrreich heissen, aber es fehlt nicht an Aberglauben, besonders in den Elbensagen. Von dem Inhalt geben die Überschriften der 40 Kapitel die beste Vorstellung.

1. De situ Islandiæ ad elevationem poli. 2. De Glacie boreali aut Gronlandica cum adjunctis. 3. De Meteoris miris et varijs a rore mellito. 4. De terræ motibus et ignium eruptionibus ijsdemque diversis et horrendis. 5. De quasi meteoris in mari. 6. De portentis fluminum. 7. De monstris in mari.

8. De piscibus grandioribus seu animalibus oceani. 9. De minoribus etiam quasi animalibus. 10. De pisciculis minusculis maris. 11. De minutulis piscibus fluviatilibus. 12. De avibus præcipue domesticis. 13. De adventilijs seu æstivalibus aviculis. 14. Opinio de hybernatione avicularum ibidemque de Aradalis. 15. De avibus marinis. 16. De insectis volatilium. 17. De reptilibus insectis. 18. De animalibus terrestribus. 19. De feris. 20. Designatio præcipuarum alpium, stagnorum, fluviorum ac sinu[u]m in Islandia. 21. Appendix superiorum. 22. De insulis primarijs circa continentem habitatis. 23. De insulis Vestmannorum singulariter. 24. De graminibus et herbis. 25. De fructicibus et radicibus. 26. De arbusculis et arboribus. 27. De quibusdam locis notabilibus. 28. De admirandis fossilibus. 29. De metallis. 30. De lapidibus et gemmis. 31. De Puteolis et fontibus varijs. 32. De diversitate antrorum et speluncarum 33. De subterraneis gigantibus et hominibus. 34. De eorundem miraculis. 35. De balneo arenario nobilissimo (non procul a villa Reykiahlid). 36. De hominum indole et institutis. 37. De balenarum venatione. 38. De artificialibus admirandis. 39. De ingenijs sollertissimis. 40. De operis fæminarum ac ibidem de Farre Islandico.

Im Kap. 6 wird von der Schlange im Lagarfljót erzählt, von der die Annalen sagen, dass man sie oft sehe. Sie ist aller Schlangen fürchterlichste. Einige sagen, dass sie eine Meile lang sei, doch stimmen die Angaben darüber nicht, wie viele Krümmungen sie hat: ein, zwei, drei werden angegeben. Sie ist entsetzlich und regt den Fluss so auf, dass er auf das Land überströmt. Sie gebärdet sich so schlimm, dass die Erde erbebt und die Häuser in der Nähe wanken. Sie ist sehr hässlich. Es wird erzählt, dass einmal ein Bischof sie aus dem Fluss hinwegbannen wollte und sie war verschwunden, so lange der Bischof da war. Als er aber fortgegangen, kam sie wieder zum Vorschein und sie war durchaus nicht angenehmer als zuvor.

Im Lagarfljót sind zwei andere Ungeheuerarten: gefährliche Seehunde und ein schrecklicher Roche. Stephán Ólafsson (gest. 1688) erzählt von diesem Ungetüm in der Raunkufótsríma (meine Ausgabe I, 115—117) und sagt, dass die Schlange auf Gold liege und mit Kopf und Schwanz am Grunde festgewachsen sei; sie sei drittehalb Meilen lang:

Ormurinn sá, sem uppi í fljóti er endilangur,
  hart við brá, er brast í rót og bylgjugangur
Fastur á haus er hermt hann liggi og hala sínum,
  gildan hnaus af góðri byggir grábaksdýnu.
Hálf þingmanna langur leið nam lykkjur keyra
  ekki grannur upp úr breiðum ýmis dreyra.
Skatan liggur barðabreið í báru glaumi,
  snýr upp hrygg og eingu eyrir út hjá Straumi.
Svo sem ey er á að líta ypt úr glýju,
  langt nam teygja úr hylnum hvíta halana níu.
Selurinn einn er undir fossi int að hólmi,
  hans augasteinn er bjartur blossi, en bak sem hólmi.
Lámum spennir leyndar krár um lægis grunna,
  framan úr enni hans er hár sem hríslu runnar.

Dann erzählt Bischof Gísli, dass eine unermesslich grosse Schlange in der Skaptá sei; ihrer wird auch in den Annalen gedacht.

In der Hvitá bei Skálholt ist ein furchtbar grosses Ungeheuer, das sich in allen möglichen Tiergestalten zeigt. Weiter erwähnt Gísli, dass es Nicker, und zwar keineswegs kleine, in den Gewässern gebe.

Im 14. Kap. gedenkt er, dass Áradalur „in historiis nostris“ berühmt gewesen und dass man dieses Thal als „campos Eliseos“ betrachtet habe. Nun sei aber seit langen Zeiten niemand dorthin gekommen, und keiner wisse, wo es liege.

In Kap. 33 erwähnt der Bischof die Trolle, welche in Felshöhlen wohnen sollen. Er sagt also gewiss, dass sie ausgestorben seien; doch lebten noch Menschen, welche sie gesehen haben wollen. Sie seien fürchterlich hässlich, aber nicht so besonders schlimm. Sie liebten die Dunkelheit sehr.

Demnächst nennt er die Elben, welche man „jam diu“ für wirkliche Menschen (pro veris hominibus) hält, und die in Wäldern und Höhlen wohnen.

Die Elben (álfar) nennt er von doppelter Art. Die eine ist das Huldufólk, das sind die bösen Elben, die den Menschen übel wollen. Die andere Art sind die Ljúflingar, das sind die guten, welche sich mit Menschen verbinden. So sagt Gísli, dass einer solchen Verbindung das Mókollsgeschlecht entstamme [1]).

Im 34. Kap. erzählt er weiter von den Elben und berichtet Sagen von ihnen dieser Art:

Ante aliquot annos Parvulos quosdam tam pueros quam puellas surripere conati sunt monticolæ, quorum alij semianimes et malitiose tractati, alij alio tempore penitus emortui nostratibus restituti sunt, alij tanquam cathenis ferreis detenti (quibus natura sua aut malo quodam fato oculi adeo sunt lyncei ut spectra conspectum illorum vitare nequeant) visi sunt. Tum vero alij nostratium paulo adultiores apud eosdem aliquot septimanas communi victu in collibus et intra monticulos, quantum quidem ipsis visum est, habitaverant, ut iam nihil dicam de his quæ commercia et conversationem cum illis subdole ac nefarie communicaverant, tum qui sine cibo vel potu naturali jamdiu inter nos victitarant, subterraneis istis victualia subministrantibus ad satietatem, idque præcipue de nocte, cujus rei exemplum hoc anno presente 1638 in provincia Mydal audire est. Addo fæminam quandam adhuc in vivis esse in eadem provincia et vicino loco Fagradal, quæ nunc adeo multos annos maritata illic habitaverat, lecto detenta propter aliquam corporis debilitatem omnibus ignotam, quia quandam harum familiarum habere credebatur nullo alimento sustentata multis inquam annis nisi lacte nigricantis vaccæ et generis ejus similiter atri coloris, et quod album est lac harum pecudum ex arte ab aliorum lacticinijs dignoscere fertur, fæmina quoad gustum et olfactum nec non omnia domus suæ prudenter satis ac fæliciter sola procurare et iam decumbens monitu fortasse ubi fabulantur monticolæ. Sed hæc omnia adeo incerta sunt et

1) Das Mókollsgeschlecht ist aus dem Borgarfjordr im 15. Jahrhundert, es vermischte sich mit dem Hagageschlecht auf Bardastrand, und davon ist viel Volk gekommen.

occulte aguntur, ut nemo possit veritatem rei penitus indagare. Neque igitur pro veritate vendito, sed quasi opinionem vulgi recito; quod autem de victu asserui, per omnia verum esse autumo, quantum quidem mihi ex relatione constare licuit, ac puto certe. hic aliquas subesse præstigias Demmoniacas quamvis me laterent.

Im 38. Kap. berichtet er von menschlichen Arbeiten und Kunststücken, die merkwürdig sind, in folgender Weise.

Sic propria veluti industria ferramenta contemperare quidam solerter dedierunt, alij quoque sagittas manuarias et arcus vulpium nec non frameas lanceas proprio marte nullo præeunte [1]) institutore promtius quam sperari poterat effererunt. Alij sculptilia quauis etiam literaturam ignorantes affabre tueunt et colant ad quaslibet imagines objectas arborum ferarum volatilium atque ideo ipsarum literarum, denique quod non natura docuit siquidem faber extit in plaga occidentali, qui naviculam suis manibus condidit octoremis insignem, quos rotarum beneficio et funiculorum omnes solus direxit nauclerus in puppi sedens, atque hoc pacto vastos sinus permeare potuit aëre tamen solerta, ventis enim et tempestatibus cimba talis necessario quievit. Audivi alterum quendam dædale artem tentasse avicularum plumas et pennas colligendo, atque alas subaretando veluti indumentum corpori suo adaptasse et sine molestia volare potuisse etiam trans amnem Huytaa i Borgarfyrde, cujus viri nepotes in vivis sunt. Neque id ipsum fabulosum neque ulla in magica quod putari potuerat factum est, sed arte tantum naturali. Adeo solertia sunt quædam nostrorum hominum ingenia. Vidi urinatorem nostratium qui non sicut alij natare solebat, sed tanquam piscis pinnas et caudam, hoc est manus et pedes agilime natando movit absque omni molestia adeo ut qua si in aqua tegere potuisset. Verum similia artificia, quæ naturam fere superant, alios docere quantum audivi vel plane negabant authores, vel etiam prudenter noluerunt, ne quisquam forte aliquid simile infeciliter ac periculose tentaret. sunt ejusdem generis plura quæ brevitatis studiosus at conscius negligo.

Est etiam inter nos hodie qui columbam volatilem proprijs manibus ingeniose atque arteficiose conflavit, ignem quoque evomentem. plura his addere nisi tempus me ad excellentia quædam ingenia hominum revocaret.

Im 40. Kap. spricht er ebenso von Arbeiten isländischer Frauen jener Zeit.

Fæminæ vero quibus solis, non autem maribus, concreditum est ut almentaria tractent et ad usus quotidianos præparent, dixi vix potest quanta alacritate et insigni varietate quæcunque inter illas sunt nobiliores atque liberiores rem administrent, non solum ex lacti cujus innumeris sed etiam ex carnibus animalium pariter ac piscium cum jusculis suis non adspernandis, sed etiam ex terræ fructibus et domestica farina, cujus nunc ferme oblitus sum. noscitur enim spontaneum quoddam frumentum quotannis copiose in australi plaga insulæ in provincia Medalland præcipue, sed et alibi quoque tritico simile frumentum quod resecant incolæ annuatim et sedulo arefactum mola subigunt et fæminæ postea panibus atque pulmentarijs utiliter aptant, quæ quantumuis terrei saporis aliquid habeant eo quod non seruntur, tamen frugaliter atque ad satietatem aluit. solen tetiam fæminæ nostræ herbas seu gramina quædam singularia tam in montibus quam colliculis etiam littorum nata decerpere et colligere ac ad solem arefacta manibus suis conterere, ut farris cujusdam similitudinem induant aut vicem obeant istamque farinam qualem-

1) præenunte (!) ms

cunque pulmentarijs suis immiscere, ad panes vero plane est inhabilis atque inutilis. Neque procul abest a miraculo quod apud nos repperiatur fæmininum genus aliud, castitatis nota [1]) adeo preclarum ut virgines plurimas easdemque pietissimas [2]) insula foveat, quæ nuptijs nunquam consenserunt sed quasi perpetuam virginitatem solo pietatis studio sibi sunt pollicitæ, aliud prolificante feracissimum adeo ut in effæta quasi senectu uterum gestare inveniantur usque ad annum 50 communitur et quædam ultra 60. Matrona quædam nobiliorum genere nata etiam nunc superstes est quæ 23 parvulos de suo utero sola enixa fuerat, gemellos ac tergemellos aliquoties pariens. Aque ita quæ sunt præcipue notatu digna hujus insulæ perstrinxisse videor miracula. Cætera quæ satis multa esse novi alijs reliquens quibus id per occasionem et qua sunt longe supra me eruditione præcellentiores abundantius et excellentius facere licet.

Diese Handschrift wird ohne Zweifel dieselbe sein, welche Hallgrímur Jónsson der Diakonus (gest. 1836) in seinen Rithöfundatal (Mss. Isl. Bókmentafélags Nr. 385, 4.) in dieser Art nennt: „Islands Naturgeschichte hat er (s. Gísli) zu schreiben begonnen". Aber die Handschrift ist vollständig und der Bischof hat sie zwei Monat vor seinem Tode beschlossen.

Die Annalen erwähnt er in dieser Art: „(Er schrieb) Annalen, die in Kopenhagen sein sollen".

Hallgrímur hat also gemeint, dass die Annalen in der Árni Magnússonschen Sammlung wären oder er hat gehört, dass Finnur Magnússon sie besässe.

Ferner nennt er zwei Handschriften. Die eine: De actionibus tantum nitentibus, deren Thema mit der bekannten Thatsache stimmt, dass Gísli ein redegewandter Mann war. Die andere Schrift ist nach seiner Angabe eine isländische Auslegung der reformierten Kirchenordnung Kristians IV. von 1633.

Das Briefbuch Bischofs Gísli ist noch erhalten und befindet sich in der Árni Magnússonschen Sammlung in Kopenhagen unter Nr. 244 bis 247, 4° und sein Geschäftsbuch (máldagabók) ebendaselbst unter Nr. 248, 4°.

1) oder: uota, ms.
2) pientissimas (!), ms.

(Fortsetzung folgt.)

Segen und Heilmittel

aus einer Wolfsthurner Handschrift des XV. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von Oswald von Zingerle.

In der Bibliothek des den Freiherrn von Sternbach gehörigen Schlosses Wolfsthurn bei Sterzing in Tirol befindet sich eine, der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstammende, nun 109 Blätter umfassende Papierhandschrift in Folioformat, deren Inhalt so ziemlich alles, was damals in einem Haushalte als wissenswert erachtet wurde, bietet; ja noch mehr, da auch für Erbauung und Unterhaltung gesorgt erscheint. Der Leser wird belehrt über Obstkultur und Kellerwirtschaft, er findet Anweisungen zur Bereitung von Leder, Essig, Seife, Stärke, Wachs, Tinte, Pulver, Farben und Färbemitteln u. a., zum Reinigen der Kleider, zur Vertilgung von Mäusen, Fliegen, Flöhen und anderem Ungeziefer, zum Vergolden und Musieren, Ätzen von Stahl und Eisen, Glasleimen, Fladerziehen, zu Fisch- und Vogelfang, zur Konservierung der Eier und dergleichen mehr. Ausser diesen, dem Wirtschaftsbetriebe, den Bedürfnissen des täglichen Lebens und auch verschiedenen Passionen Rechnung tragenden Einzeichnungen, hat im übrigen die Heilkunde, mit Einschluss der Diagnostik, die Gesundheits- und Körperpflege vorzüglich Berücksichtigung gefunden. Für Krankheiten, Leiden, Schmerzen und Gebrechen aller Art sind die verschiedensten Mittel angegeben, andere sollen vor Schaden, der von Tieren oder Menschen droht, bewahren; wieder andere sind kosmetischer Art. Und all das steht, obwohl der Codex in seinem ursprünglichen Bestande von Anfang bis zu Ende ohne erhebliche Unterbrechung geschrieben ist, grossenteils kunterbunt durcheinander; nur ab und zu lässt sich eine sachliche Gruppierung wahrnehmen. So stossen z. B. inmitten des Abschnittes wie man den harn erchennen sol einige Heilmittel zu der spunne und zu den orn auf; Bl. 21 ist von Podagra und Harnstein die Rede; darauf folgt ein Verjüngungsmittel, dann ain goltgrunt, zu musiern ain varb, daran anschliessend wieder medizinische Rezepte, worauf von presten der pawme gehandelt wird.

Diese Unordnung entspricht dem gewöhnlichen Zustandekommen solcher Sammlungen: Auszüge aus einschlägigen Werken bildeten häufig die Grundlage, fortgesetzte Lektüre, mündliche Mitteilungen, eigene Kenntnis und Erfahrung führten dann zu Erweiterungen, zu Zusätzen, die an den Blatt-

rändern oder wo sich sonst noch Platz fand, eingetragen und von späteren Copisten in der gegebenen Reihenfolge abgeschrieben wurden. Dass vorliegende Kollektion zum Teil auf gelehrten Quellen beruht, beweisen schon die hin und wieder vorkommenden Berufungen auf Aristoteles, Socrates, Ypocras, Polyen, Constantinus und andere in den alten Arzneibüchern gerne citierte Meister; doch ist vieles unstreitig auch auf die früher angedeutete Art hinzugekommen.

Dem Kulturhistoriker gewähren derartige Sammelhandschriften oft reiche Ausbeute und es ist sehr zu wünschen, dass ihnen die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werde. Über gar manches, was mittelalterliche Haushaltung betrifft, erhalten wir daraus allein genauere Aufschlüsse; und wenn diese Quellen auch vorwiegend dem späteren Mittelalter angehören, so lässt sich bei eindringlichem Studium doch für die Erkenntnis früherer Zustände mehr oder weniger daraus gewinnen, und halten wir die Gegenwart hinzu, so zeigt sich, dass hier und dort noch an alter Methode festgehalten wird. Das gilt in noch höherem Grade von den Heilmitteln, deren Mehrzahl in der Volksmedizin heutiges Tages noch Anwendung findet. Die Pflanzenwelt steuert bekanntlich hierzu das Meiste bei, auch animalische Stoffe erscheinen vielfach gebraucht, während mineralische weniger in Betracht kommen; ausserdem spielen aber Gebete, Segen, Beschwörungen, Brieflein und ähnliches eine wichtige Rolle, und deren sowie anderer abergläubischer Mittel bietet der Wolfsthurner Codex eine grosse Anzahl. Mehreres hiervon ist schon aus ähnlichen Publikationen[1]) bekannt; doch gebe ich den ganzen Vorrat, weil die Übereinstimmung in der Regel keine vollkommene ist und selbst geringfügige Abweichungen für die Entwicklungs- und Überlieferungsgeschichte von Bedeutung sein können.

In der Schreibweise habe ich mich an die Handschrift gehalten, nur der Gebrauch der Majuskel wurde in der üblichen Weise geregelt; auch rührt die Interpunktion, welche in der Handschrift gänzlich mangelt, von mir her.

Ich führe zunächst jene Segen an, welche bei bestimmten krankhaften Zuständen des menschlichen Körpers zur Anwendung kamen.

Bl. 2b. Für den afel[2])

sprich disen segen:

Afel vnd äflin giengen vber ein wisen weitt, da begegnet in die weich fraw[3]) sand Amarey. „Afel vnd äflin, wo welt ir hin mit den siben kinden, mit denn syben vnd sibentzigk schüsslingen?“ — „Da will ich hin in N. haws, da will ich vel reissen vnd pain prechen vnd plut lapffen[4]), vnd auf dem fletz will ichs recht besetzen vnd vntter dem dach ain gros geschray machen“. „Afel vnd äflin, ich

1) Zs. f. d Alt. 18, 80. 20, 20. 24, 65. 27, 308. 31, 103: Germ. 24, 73 und 311; Anzeiger f. K. d. d. Vorz. 1862, 234. 1873, 227 und 262. Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Bd. 42, 127

2) Eiter. 3) heilige Frau. 4) schlürfen, trinken.

gepeut dir bey der weich fraw sand Amarey, das du hin farest vber mer mit den siben kinden, mit den siben vnd sibentzigk schüsling, da fliessen drey prünn, der ein ist gut, der ander ist plut, der dritt ist äflig; da peut ich dir in mit den siben kinden, mit den siben vnd sibentzigk schuslingen. Des helff mir der vil gut Jhesum Christum vnd sein mueter, das helff mir die weich fraw sand Amarey, das helff mir alle die kindt, die im namen gotz gekrisembt vnd getauft sindt, das helff mir der man, der dott vnd marter am stam des heilgen kreutz nam, im namen des vater vnd des svn vnd des heilgen geist".

Bl. 9a. Fur den schlagk.

Nym ain federküs vnd legs auf ain drischeufel [1]) vnd leg den fus oder die hant, daran du den schlag hast, auf das küss vnd nym ain schlegelhagken in die hant vnd heb die hagken mit der schneid in die hoch vnd sprich drey malen nach einander: „Gott der her beschuff den tag, der teufel beschuf den schlag; der den tag beschueff, der sey dir N. heut fur den schlag gut, in nomine patris et fyly et spiritui sancto". Als oft du den segen sprichst, so mach zum lesten dreu creutz über den schaden vnd zeuch die hagken von der hoch gemach mit dem ör auf den fus. Probatum est.

Bl. 89c. Fur daz fieber.

Ain hubsch kunst vor allere hande fieber.

Nym iii salvaypletter auff ainem stengel ains morgens vor der sunnen vnd schreyb auff das ain blatt † pater † pax, auff das ander plat † filius † uita, auff das dryt plat schreyb † spiritus † sanctus sit tibi contra febres remedíum amen. Das du drey morgen vor der sunnen vnd alle male so nym iii pletter, dor noch so sprich funff pater noster vnd funff aue maria vnd ain gelauben.

Verschiedene Mittel gegen das Fieber sind Bl. 115 zusammengestellt: davon kommen in Betracht

Bl. 115a. Wiltu dem menschen helffen des fiebers ab, so schreib dise wort auff ein priefel vnd heng ez dem menschen an den hals: Egressus Jhesus de synagoga introiuit in domum Symonis. Socrus autem Symonis tenebatur magnis febribus et rogauit illum pro ea. Stans super illam imperauit febri et dimisit illam. Sic impero tibi, febris, in nomine patris et fily et spiritus sancti, ut deinceps non presummas vexari hunc famulum dei N.

Bl. 115b. Nym ain öpfel [2]) vnd taile den in drey tail vnd la sy doch haften an einander vnd gib die tail drey morgen yetweders tail besunder eze essen, vnd czu ainem tail (115c) sprich „Im namen des vaters increatus pater", czu dem andern mal sprich „vnd des suns inmensus pater", czu dem dritten [3]) sprich „vnd des heiligen gaistes eternus pater".

Idem.

Item nym drey farmpleter [4]) vnd schreib an ains „Dextera domini fecit virtutem", an daz ander schreib „Dextera domini exaltauit me", an daz dritte schreib „Dextera domini exaltauit virtutem".

Idem.

Item nym drey oblaten vnd schreib an daz erste „pater pax", an daz ander „filius vita", an daz dritte „spiritus sanctus est remedium" vnd schreib anderthalb

---

1) Schwelle. 2) Ms. öpfen. 3) Ms. dritte. 4) farm Farnkraut.

an dem ersten „O crux admirabilis", an der andern „euacuacio vvlneris", an der dritten „restauracio sanitatis", vnd gib sy dem siechen menschen drey morgen.

Idem.

Item nym ain rinten von ainem prot vnd schreib daran † O febris, omni laude colenda, o languor sanitatis et gaudy † Ascribendas nox pax max.

Bl. 115d. Item nym wegrich, wo du den vindest steen. so sprich drey pater noster stät vnd iii aue maria vnd mulle in czu puluer vnd gib ez dem flebrigen menschen czu trincken in warmem weine vnd darczu IX pfefferkern.

Apfelschnitten, nur mit anderen Worten beschrieben, werden nochmals, Bl. 123d, empfohlen.

Fur aller slacht fieber. Nym ain apfel vnd sneid den in vier tail vnd schreib an daz erste tail „In nomine patris Jesus, an daz ander „et fyli Nazarenus", an daz dritte „et spiritus sancti rex Judeorum". Daz vierde (124a) tail wirff hyn.

Bl. 116a. Fur den vallenden siechtag.

Für die vallende sucht. Du solt warten [1]) der weile, so yn die sucht begreift, so nym ain hyrssein ryemen [2]) vnd pint yn den vmb den hals vnd sprich „In dem namen des vaters vnd des suns vnd des heyligen gaistes so pint ich hie den siechtumb des menschen in disem knopf, den ich daran chnüppfe". Vnd den selben ryemen sol der mensch dem siechen nit ledigen [3]) von dem paine vnd von dem fleysche, hüncz daz [4]) er chöm, do man ainen toten begrabe, so sol man den riemen ledigen ab des menschen halse vnd sol man dan den riemen mit dem toten begraben vnd sol der riem dem toten gelegt werden vnter sein schulter, vnd wer den riemen lediget, der sol sprechen: „In dem namen des vaters vnd des suns vnd des heiligen gaistes begrab ich mit disem riemen den siechtumb dises menschen, das (116b) yn der siechtumb nymmer berür vnd daz der leichnam am jungsten tag erstee". Mit den worten sol man den riemen begraben dem toten vnder die schultern. Ist ainer da nicht, der den riemmen am ersten vmbpant, so mag yn ain ander ledigen vnd begraben, alz hie mit worten geschriben steet.

Bl. 118a. Czu den czenden [5]).

Sant Peter sas auf ainem stain vnd hub sein wange in der hant. Do chom vnser herre vnd sprach czu ym: „Peter, was hastu?" Da sprach sant Peter: „Herre, die würm haben mir die czende durchgraben". Da sprach der herre: „Ich beswer euch czende [6]) pey dem vater vnd pey dem sun vnd pey dem heiligen geist, daz ez [7]) hinfur chainen gewalt mer habt, Petro sein czenden cze graben". Ayos, ayos, ayos tetragramaton.

Bl. 120c. Wiltu daz czandswern pussen, so haiss dem, dem [8]) da wee ist, auf daz wang schreibn dise wort: rex, pax, nax in Cristo filio suo.

Bl. 124c. Fur mail [9]) in augen.

Fur daz mail in den augen. Sanctus Nicasius der heilig martrer gotes het ain mail in den augen vnd er versuchet, ob yn got dauon erledigen wolt, vnd vnser herre erlediget yn dauon. Da pat er vnsern herren, wer seinen namen ob im trüg oder hett, daz der selb erlost würd von allen mailen vnd prechen, wie die

1) Ms. warter. 2) Riemen von Hirschhaut. 3) Ms. den s. mit lgur. 4) bis dass. 5) Für die Zähne. 6) l. würm. 7) ihr (Plural. vos). 8) Ms. de. 9) Flecken.

wärn, vnd vnser herre erhoret yn. Also peswer ich dich, mail, pey dem lebentigen got vnd pey dem heiligen got, daz du verswindest von den augen des dieners gots N., du seyst swarcz, rot oder weiss. Christus mach dich hin gen, amen. Im namen des vaters vnd suns vnd des heiligen gaistes, amen. vnd sprich V pater noster vnd V aue maria in vnsers herrn funf wunden [1]).

Eine Reihe von Segen betrifft speciell die Frauen.

Bl. 8c. Fur die mueter [2]).

„Ich peut dir, permueter, bey der macht vnd bey der heyligen gottes kraft, das du dich legest vnd nit mer regest, dan regest du dich, so stirbt N., so legt man euch pede in ain grab, da müst ir in ligen bis an den jungsten tag“. Du solt der frawen nabel stargk in die hant nemen vnd den segen drey malen daruber sprechen vnd als oft i pater noster. Der wundsegen ist auch gut darfur zu sprechen.

Bl. 129b. Czu der permuter.

Zu der permuter. In nomine patris et fily et spiritus sancti amen. Ich peswer dich (125c) smercz der permuter pey dem vater vnd pey dem sun vnd pey dem heiligen gaist † welherlay hand du seyst, daz du dich nicht auf hebest vnd vnder sich nicht lassest, sunder daz du dich an dein gewönliche stat fügest mit gemache vnd mit fride, daz du an chainer stat dich verpergest vnd nicht müest [3]) dise dierne gotes N. Secundo te coniuro matricis dolor † per nomen dei † per primum et nouissimum † et per principium et finem † per eum, qui erat † et qui est † et qui venturus est † et redeas ad locum tibi ordinatum a deo et non ab hac famula dei N. amen. Czum dritten mal peswer ich dich, smercz der permuter † pey den vnsprechenlichen namen vnsers herren Jhesu Christi † vnd pey allen gottes hailigen † vnd pey der rainen junckfrawen Maria † vnd pey dem angstlichen jungsten tag † vnd pey allen wundern vnsers herrn Jhesu Christi † vnd pey aller heilichait der heiligen kirche, daz du nicht berürest die dieren [4]) gotes † N. amen, sunder in aller ru vnd fride lassest irem schepfer dienen. Quarto coniuro te matricis dolor † per omnes sanctos apostolos et ewangelistas † per patriarchas et prophetas (125d), martires et confessores, virgines et doctores et viduas et per omnes sanctos et electos dei † vt hanc famulam dei N. hanc litteram gestantem in nulla parte corporis ledes uel ofendas uel atemptare presummas famulam dei N. amen † Ayos o theos † Ayos yskyros † Ayos atanatos † eleyse ymas. Sanctus deus † sanctus fortis † sanctus inmortalis † miserere famule dei N † Saluator generis humani, qui secundum voluntatem tuam transiturus interpellasti hanc famulam tuam N., dolorem matricis pacientem, exaudias N. per tuum dolorem, in quo positus eras in ara crucis ymolatus, nos a morte eterna liberasti, sic eciam libera famulam tuam N. a dolore matricis, qui viuis ac regnas deus per omnia secula seculorum amen. † Sanct te deus pater, qui te creauit † sanct te deus filius, qui pro te ymolatus est † sanct te deus, qui pro te passus est † sanct te deus, qui pro te natus est † sanct te deus, qui pro te resurrexit a mortuis † sanct te paternitas patris † sanct te sapiencia nati † sanct te diuinitas spiritus sancti amen. Et benedictio dei patris et fily et spiritus sancti descendat super te famulam dei N. † et manet tecum et custodiat te a dolore matricis, cuiuscunque generis sit, amen.

Bl. 78b. Fuer den wetagen der muter. Schreib die nammenn an ein junck-

1) In dem Ms. fehlt in und herrn. 2) Gegen Bärmutterleiden. 3) bemühest, plagest. 4) Dierne.

fraw perment vnd las die frawenn alltzeyt pey ir tragenn: † el † eloy † eloe † anexi † andriary † N. von † compunctary † ammenn.

Bl. 29d. Daz ain fraw ringklich[1]) nider chöm.

Das ein fraw ringklich ader leichtlich nyder komm, so soll mann disse wort schreiben an ein zedel vnd lege sie der frawenn auff denn bauch:

De viro vir, de virgine virgo, vicit leo de tribu Iuda, Maria peperit Christum, Elizabeth sterilis Johannem baptistam. Adiuro te, infans, per patrem et filium et spiritum sanctum, si masculus es uel femina, vt exeas de wulua. Exinanite, exinanite! Vnd wann das kint geboren ist, so soll mann alsbalde die zedel von der frawenn leyb nemmenn mit den geschribnenn worten.

B. 75d. Willtu vorstellen der frawenn ir plummen[2]), so schreyb die wort an ein zetel vnd lege es der frawenn auff das haupt: † per ipsum † et cum ipso et † in ipso.

Dazu hat ein späterer Leser, dessen Schriftzüge noch auf das 15. Jahrhundert weisen, bemerkt:

quot est falsissimum et supersticiosum et quasi hereticum.

Bl. 122a. Den frawen.

Wen ain frawe ir weibplichait zu uil hat, so nym hirssein horn[3]) geschabt, mit wein temperiert vnd trinck des vnd nem dise puchstaben an ain prieflein geschriben vnd leg ez auf die huffe: P. N. B. C. P. X. A. O. P. I. L. in nomine patris et fily et spiritus sancti.

Idem den frawen.

Für der frawe plümlein, so des czu uil chumbt, so schreib daz gepet vnd iren namen an ain prieff vnd leg es auf den nabel: wurm, wurmin, Phaton . . . .

Die äussere Blatthälfte, welche die Fortsetzung enthielt, ist herausgeschnitten, ein Zeichen, dass das Weitere anstössig schien.

Bl. 123a. Den frawen.

So ain fraw ain totes kint trait, so sol sy trincken ains ander weibes spünne[4]) vnd hab die kriechischen namen Vrium, Burium, Pliaten, so wirt si erloset. So sy dan erlost wirt, so prenn man die namen in dem fewr.

1) leicht. 2) Menstruation. 3) Hirschhorn. 4) Milch.

(Fortsetzung folgt.)

Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg.

Von H. Prahn.

Vorbemerkung.

Als geborener Neumärker hatte ich von Jugend auf Gelegenheit, Land und Leute in dem östlich von der Oder gelegenen Teile Brandenburgs kennen zu lernen, zumal ich infolge einer weitverzweigten Verwandtschaft und eines ausgedehnten Bekanntenkreises schon als Schüler in der Ferienzeit in fast alle Teile der Neumark, das Sternberger Land eingeschlossen, kam. In den Jahren 1889 und 1890 nun habe ich an Ort und Stelle die in nachfolgendem mitgeteilten Beispiele von Aberglauben aus dem Munde des Volkes gesammelt. Ausserdem führte mich mein Weg nach Biesenthal (Ausgangspunkt für Barnim), nach Beelitz, Fresdorf, Blankensee (für die Zauche) und nach Baruth.

Die Gebräuche, bei denen ein Fundort nicht angegeben ist, sind mir aus den drei genannten Gegenden bekannt geworden. Viele von den Besprechungsformeln haben mir handschriftlich vorgelegen; sie sind in der Sammlung mit einem * versehen.

A. An bestimmten Tagen im Jahr.

a) Am Christabend.

1. Nach Sonnenuntergang wird in der Zauche keine Milch, keine Butter, kein Käse aus dem Hause gegeben aus Furcht, dass dann das Vieh behext werden könne. Man hält die Hexen dadurch fern, dass man um das Gehöft Dill streut. Fresdorf. Blankensee.

2. Füttert man die Pferde mit Häcksel, zu dem man Stroh aus fremden Dächern gestohlen hat, so bleiben sie im kommenden Jahr gesund. Dölzig. Schlanow. Lorenzdorf.

3. Man schneidet von altem Käse die Kruste ab und streut sie in die Mitte der Stube. Wer dort am meisten tanzt, erhält zuerst einen Mann. Biesenthal.

b) In den Zwölften (25. Dezember bis 6. Januar).

1. Es wird kein Dung aus den Ställen entfernt, überhaupt nichts vom Hofe auf das Feld gefahren. Fresdorf.

2. Wenn man Dung fährt, ermüden die Pferde (Woldenberg) oder die Kühe bekommen Läuse. Dölzig.

3. Die Mädchen müssen abspinnen, sonst zersausen ihnen die Burschen das Garn. Fresdorf.

4. Wer spinnt, wird unrein, oder die Frösche fressen im neuen Jahr dem Flachs die Knoten ab. Schlanow.

5. Wenn man spinnt, werden die Schafe verdreht. Soldin.

6. Kauft man Besen, so wird man reich. Biesenthal.

7. Im Woldenberger Kreise bestreut man das Vieh mit Asche, dann bekommt es keine Läuse.

8. Wenn in diesen Tagen zuerst ein Mann stirbt, so sterben im neuen Jahr mehr Männer als Frauen. Meyenburg.

9. Hört man dumpfes Klopfen im Hause, so wird bald ein Sarg zugenagelt werden. Biberteich.

10. Viele Sterne bedeuten ein fruchtbares Jahr. Fresdorf.

c) In der Sylvesternacht.

1. Die Obstbäume werden beschenkt, indem man sie mit Strohbändern umwickelt, in welche man kleine Münzen gesteckt hat. Warthebruch. In der Umgegend von Soldin verwendet man dazu Wurststroh, d. h. Stroh, auf welchem selbstgefertigte Wurst gelegen, das also fettig geworden ist. In der Zauche schiesst man zwischen den Bäumen Flinten ab, um ihnen ein gesegnetes Neujahr zu wünschen.

2. Wer während der Predigt vom Nachbarhofe Holz stiehlt, kann das ganze Jahr hindurch aus dem Walde Holz holen, ohne dabei vom Förster betroffen zu werden. Schlanow.

3. Punkt 12 Uhr soll man mit dem Handwerkzeug hantieren, dann hat man im neuen Jahr reichlich Beschäftigung.

4. Wenn man in der Mitternachtsstunde auf dem Turm eine Fahne befestigt, so schlägt am andern Tage der Blitz ein. Biesenthal.

5. Jedes Haus hat ein Pfand für die Zukunft. Auf dem Dache sieht man eine Wiege, einen Sarg, einen Kranz, eine Arzneiflasche oder dergleichen. Königsberg. Hohen-Lübbichow.

6. Die jungen Mädchen laufen mit einer Pfannenkuchenmolle dreimal um das Haus und dann in die Stube und gucken in den Ofen. Dort erblicken sie ihren Zukünftigen. Dölzig.

7. Oder sie gehen, in ein Laken gehüllt, rücklings zur Hausthür hinaus, dann sehen sie ihn auf der Dachfirst. Dölzig.

8. Tritt man mit Lichtern in den Händen vor den Spiegel und ruft dreimal den eigenen Namen, so sieht man die Zukünftige. Berlin.

9. Das Mädchen stellt auf den Tisch vor dem Bett eine Schüssel mit Wasser, legt Seife, ein Handtuch und einen Apfel dazu und spricht: „Apfel, Apfel, sage mir, wer einst mein Gatte wird sein“. Dann kommt der Zukünftige, wäscht sich und geht ab. Biesenthal.

10. Auch erscheint der zukünftige Gatte, wenn das Mädchen ausser Brot und Messer ein Lichtstümpfchen auf den Tisch setzt, das aber nicht länger als eine Minute brennen darf („sonst ist die Seele zu lange vom Körper getrennt“). Der Geist setzt sich dann auf den Stuhl vor dem Tisch, macht Bewegungen, als ob er Brot austeile (event. Witwer mit Kindern) und muss bleiben, bis das Licht erlischt. Landsberg a. W.

11. Die Mädchen schütteln den Zaun und sprechen:

Zäunlein, ich rüttle dich,
Zäunlein, ich schüttle dich,
Was ist der Liebste mein?

Das erste Geräusch, das sie nun vernehmen, deuten sie auf den Beruf ihres Mannes. Hören sie z. B. Peitschengeknall, so wird der Zukünftige Kutscher sein. Fragen sie darauf: „Wer ist der Liebste mein?“ so sehen sie ihn. Biberteich.

12. Bleibt über Nacht eine Waschleine auf dem Boden hängen, so stirbt im neuen Jahr ein Bewohner des Hauses. Landsberg a. W.

13. Wer im kommenden Jahr sterben wird, hat beim Mondenschein keinen Schatten. Meyenburg.

14. Wenn ein Sonntagskind durch das Schlüsselloch der Kirchenthür guckt, so sieht es alle diejenigen Mitglieder der Gemeinde, die im neuen Jahr sterben. Soldin.

15. Setzt man sich um 12 Uhr auf ein Grab, so kommen die Geister der Toten und Lebendigen vorüber. Die Geister der Lebenden, die sich umsehen, sterben. Biesenthal.

16. Der Pastor und der Küster gehen in die Kirche, die von 12—1 Uhr nachts erhellt ist. Da sehen sie alle Gemeindemitglieder, die im neuen Jahr sterben werden. Ein Pastor hat sich selbst gesehen und seinen Tod vorhergesagt, was auch eingetroffen ist. Biberteich.

17. Mit dem Glockenschlage 12 löscht man die Lampen aus und zündet Spiritus in einem Teller an. Dann sieht man, was einem im kommenden Jahr bevorsteht. Berlinchen.

18. Man soll einen schwarzen Kater, an dem kein weisses Haar ist, in einen Sack stecken, diesen fest zubinden und hundertfach verknoten. Damit soll man dreimal um die Kirche laufen und jedes Mal in die Kirchthür schreien. Dann erscheint der Teufel und fragt, was man zu verkaufen habe. Die Antwort lautet: „Einen Dachhasen“. Der Teufel nimmt den Sack und giebt dafür einen Thaler. Nun aber muss man sich beeilen, um unter Dach und Fach zu kommen; denn gelingt es dem Teufel, vorher den Sack zu öffnen, so erwürgt er den Betreffenden. Der erhaltene Thaler ist ein Heckthaler; so oft man ihn auch ausgeben mag, er kommt immer wieder zurück. Landsberg a. W.

19. Streut man Pferdeäpfel in den Tanzsaal, so entstehen viele Flöhe. Biesenthal.

d) Neujahrstag.

1. Man soll den Hühnern das Futter in einen Reifen streuen, dann legen sie die Eier nicht auf fremde Höfe. Baruth.

2. Wer als der letzte in die Kirche kommt, stirbt als erster im neuen Jahr. Woldenberg.

3. Wer grosse Fische isst, bekommt grosses Geld.

4. Giebt man nichts aus, so verbraucht man im Jahr wenig.

e) Gründonnerstag.

1. Wenn man Brezeln isst, bleibt man vom Fieber verschont. Beelitz.

2. Ungesalzene Gründonnerstagsbutter heilt alle Wunden. Biesenthal.

3. Flachs wird an diesem Tage gesät. Dölzig. Woldenberg.

f) Charfreitag.

1. Wenn man Russ fegt, brennt der Schornstein nicht aus. Woldenberg.

2. Ehe die Sonne aufgeht, soll man die Nägel von Händen und Füssen kreuz-

weise abschneiden und zum Kreuzweg tragen, dann bekommt man keine Zahnschmerzen mehr. Baruth. Biesenthal.

3. Wer Fleisch isst, den beissen die Flöhe. Friedeberg.

4. Das Hechtstechen soll man unterlassen, denn man sticht doch nur Schlangen. Schlanow. Woldenberg.

5. Wer näht, bekommt einen bösen Finger. Königsberg.

g) Ostern.

1. Am zweiten Ostertage schlägt man in der Neumark einander mit Osterruten aus dem Bett. Die Geschlagenen werden oder bleiben gesund. Als Lohn für das Schlagen giebt man ein Ei.

2. Schlägt man das Vieh, so wird es im Sommer von den Fliegen nicht geplagt. Woldenberg.

3. Wenn man sich die Schuhe schmiert, bekommt man kein Ungeziefer. Schlanow.

h) Walpurgis.

1. Allgemeiner Gebrauch ist es, in der Walpurgisnacht die Thüren, besonders die Stallthüren mit drei Kreuzen zu versehen. Dann können einem die Hexen nichts anhaben und dem Vieh nicht das Gedeihen nehmen.

2. In der Neumark machen sich die Kinder mit Kreide drei Kreuze auf die Schuhspitzen. Wer das nicht thut, wird von den andern auf dem Rücken bekreidet. Auch bewirft man einander mit kleinen Heringen.

3. In der Zauche nagelt man Kreuzdorn auf Krippen, Futtertröge und Stallthürschwellen. Fresdorf. Blankensee.

4. In der Nacht werden Gurken und Kürbisse gesät. Die gehen dann so schnell auf, wie die Hexen den Blocksberg hinaufreiten. Költschen. Hammer.

i) Marientag (2. Februar).

1. Man soll nicht flicken, sonst legen die Hühner Windeier. Dölzig. Woldenberg. Zielenzig.

k) Medardus (8. Juni).

1. Wenn man an jede Thür des Hauses das Wort „Medardus" schreibt, so müssen die Ratten das Haus verlassen. Dölzig.

l) Johannistag.

1. Holunderblüten, am Johannistage gepflückt, haben eine wunderbare Heilkraft. Dölzig.

2. Johanniskraut schützt den Käse vor Maden. Fresdorf.

3. Wenn die Mädchen 11—12 Uhr nachts ohne zu sprechen aus neun Blumenarten Kränze winden, so sehen sie im Traum ihren Zukünftigen. Landsberg. Woldenberg.

4. Die Mädchen ziehen aus einem Strohdach Halme heraus, bis sie einen Halm mit einer Ähre treffen. Die Anzahl der Halme ohne Ähre ist gleich derjenigen der Jahre, die bis zu ihrer Verheiratung verstreichen werden. Sternberg.

5. Nachts fliegt ein Skorpion umher. Was er anrührt, vertrocknet. Költschen.

6. In der Mitternachtsstunde soll das Mädchen einen Kranz von Kleber (Klebekraut, Galium) winden, während es dreimal um das Haus läuft und dabei spricht:

„Klebekranz, ich winde dich.
Schätzchen, empfinde dich.
Wenn du willst der Meine sein.
Komm vor meinen Augenschein“.

Dann erscheint der Zukünftige. Hat das Mädchen aber nach dem dritten Umlauf den Kranz nicht fertig, so wird es krank. Eulam.

B. Im Familienleben.

a) Liebe.

1. Drückt ein Mädchen einem jungen Manne Spinneneier an die Kleider, so muss er bei ihr werben. Dölzig.

2. Dasselbe erreicht es, wenn es dem Geliebten eines ihrer Haare in dem Essen giebt.

3. Oder wenn es ein Stück Zucker unter dem Arm durchschwitzt und dem Gegenstand ihrer Liebe in den Kaffee thut.

4. Schreibt die Braut den Namen des Bräutigams auf die Rückseite der Pendelscheibe, so hat jener keine Ruhe und muss zu ihr kommen. Dölzig.

5. Die Braut kann den Liebsten auch dadurch citieren, dass sie 12 Uhr nachts dreimal gegen das Fussende des Bettes stösst und dabei spricht: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit! N. N. du sollst nicht eher Ruhe haben, als bis du zu mir gekommen bist“. Landsberg.

6. Wenn das Mädchen ein Schweineherz mit Nadeln spickt und dann kocht, so muss der Bräutigam zu ihr kommen. Biesenthal.

7. Dritte Personen können Liebe zwischen jungen Leute dadurch hervorrufen, dass sie ein Haar von dem Mädchen und eins von dem jungen Mann so zwischen zwei Steine legen, dass der Wind damit spielen kann. Landsberg. Dölzig.

8. Liebe wird ertötet, wenn man gebrochenes Herz (Pflanze?), Myrte und Kreuzkraut in der Erde vergräbt unter dreimaligem Beteuern, dass die Liebe erstorben sei. Woldenberg.

b) Hochzeit.

1. Der Bräutigam soll kein Hemd von der Braut annehmen, denn diese zieht sich's vorher an und legt es, nachdem es der Mann gebraucht, mit den Ärmeln kreuzweise in den Kasten. Solange es dort so liegt, hat die Frau die Herrschaft im Hause. Biesenthal.

2. Die Braut schenkt ihm ein Hemd, der Mann ihr ein Kleid: dann bleiben sie einander treu. Költschen. Zielenzig. Dölzig.

3. Das Mädchen soll das Brautkleid nicht vor der Hochzeit anziehen, sonst geht die Verlobung zurück. Auch soll sie nicht selbst an dem Kleide nähen, sondern es von sieben jungen Mädchen anfertigen lassen. Landsberg. Dölzig. Woldenberg.

5. Die Federn zu dem Brautbett erbettelt sich das Mädchen von Haus zu Haus. Fresdorf.

6. Am Hochzeitsmorgen bindet die Braut dem Bräutigam beim Waschen die Hemdärmel zusammen, dann bekommt sie in der Ehe keine Schläge von ihm. Költschen.

7. Hat die Braut das Kleid angezogen, so muss der Bräutigam ihr die Taille zuknöpfen, damit er ihr treu bleibe. Hammer bei Reitzenstein.

8. Die Braut legt vor der Trauung Kranz und Handschuhe in den Hut des Bräutigams, dann bekommt sie das Regiment im Hause. Fresdorf.

9. Wird die Hochzeit bei Vollmond gefeiert, so ist in der Ehe alles im vollen. Woldenberg.

10. Wenn es der Braut in den Kranz regnet, so wird sie viel Ursache zum Weinen haben.

11. Wer jemals eine Myrte baut,
Die wird im Leben keine Braut.

12. Sie soll keinen Perlenschmuck anlegen, denn Perlen bedeuten Thränen.

13. Im Warthebruch tragen die Gäste einen Rosmarinzweig im Knopfloch. Eulam. Költschen.

14. Wenn Häcksel auf den Weg gestreut wird, so hat das Paar Unglück. Biesenthal.

15. Dasselbe tritt auch ein, wenn ihm auf dem Wege zur Kirche ein Leichenzug begegnet.

16. Die Braut steckt in den linken Schuh Geld, dann wird sie nie Mangel daran haben. Soldin.

17. Sie hat Pimpernelle (Pimpinella sativa), Salz und Dill im Schuh, hält während der Trauung den Fuss über den des Mannes und spricht: „Ich trete auf Pimpernelle, Salz und Dille; wenn ich rede, bist du stille". Dann bekommt sie die Herrschaft über ihren Mann. Landsberg a. W.

18. Im Warthebruch verstreut die Braut hinter dem Altar Salz und Dill und spricht dabei: „Ich streue Salz und Dill, drum kann ich reden, was ich will".

19. Geht das Paar nach vollzogener Trauung hinter den Altar um zu opfern, so umschreitet dabei die junge Frau ihren Mann; dann hat sie an jeder seiner Seiten gestanden und ist ihm ganz angetraut, sie wird sich also in der Ehe nicht über Untreue zu beklagen haben. Költschen.

20. Abgewiesene Freier verbergen während der Trauung vor der Hausthürschwelle einen Totenknochen. Berührt ihn die junge Frau mit dem Fuss, so wird sie vom Unglück verfolgt. Woldenberg.

21. Bei dem Mahle darf der junge Ehemann seine Frau nicht bedienen, sonst muss er es immer thun.

22. Die Frau soll vor ihrem Mann in das neue Heim treten und dabei dreimal sprechen: „Ich bin der Wolf und du das Schaf". Dann erhält sie die Herrschaft im Hause. Berlin.

c) Geburt.

1. Eine Schwangere soll sich nicht mit Toten beschäftigen, sonst erhält ihr Kind eine Totenfarbe.

2. Sie soll essen, was ihr schmeckt, damit ihr Kind nicht wählerisch beim Essen werde.

3. Sie darf ihren Zustand nicht verleugnen, weil sonst das Kind stumm sein wird.

4. Ist sie gelb unter den Augen, so wird sie eines Mädchens genesen.

5. Geht sie unter einer Waschleine hindurch oder kriecht sie durch einen Zaun, so kann sie nicht gebären. Dölzig. Baruth.

6. Wenn die Wehen kommen, setzt man Erbsen über Feuer. Sobald diese kochen, erfolgt die Geburt. Baruth.

7. Das Neugeborne wird in ein leinenes Laken, nicht in die Schürze genommen.

8. Man giebt es zuerst der Mutter zum Küssen.

9. Beim ersten Besuch einer Wöchnerin gucken die Frauen, bevor sie das Kind ansehen, in den Ofen. Költschen. Eulam.

10. Landwirte legen ein männliches Kind nach dem ersten Bade in den Scheffel, damit es ein guter Landwirt werde, der viel Getreide aufmessen kann. Fresdorf.

11. In den ersten neun Tagen darf die Wöchnerin nicht in den Spiegel sehen, weil sie den bösen Geist darin sehen würde. Költschen.

12. Kleine Kinder soll man nicht messen, nicht durch das Fenster heben, auch nicht über sie wegspringen, sonst wachsen sie nicht.

13. Zugleich mit einem Kinde darf weder ein Hund noch eine Katze aufgezogen werden, denn eins von beiden stirbt bald.

14. Die ersten Kinderschuhe werden aufbewahrt, weil sonst das Kind nicht alt werden würde.

15. Das Kind darf nicht in den Spiegel gucken, bevor es ein Jahr alt ist, sonst wird es eitel.

d) Taufe.

1. Die Patenbriefe müssen gleich nach Empfang geöffnet werden, damit das Kind früh und leicht sprechen lerne. Fresdorf.

2. Auf die Hausthürschwelle, die man mit dem Taufkinde überschreitet, legt man eine Bibel oder ein Gesangbuch, dann wird der kleine Erdenbürger recht fromm. Fresdorf.

3. Schüttelt man das Taufkind, so erhält es viele Kleider. Woldenberg.

4. Werden unmittelbar nach einander mehrere Kinder getauft, so drängen sich die Paten mit Mädchen vor; denn wenn die Mädchen nach den Knaben getauft würden, so würden sie später einen Bart erhalten. Dölzig. Költschen.

5. Wenn die Person, die das Kind nach Hause trägt, recht schnell geht, so lernt das Kind bald laufen. Landsberg.

e) Tod.

1. Man kann sicher erfahren, ob ein Kranker sterben werde oder nicht. Wenn man nämlich in das Krankenzimmer tritt, soll man folgendes bei sich sprechen:

Ich stehe dir armen Sünder zu Füssen;
Rühre deine Füss' und Hände,
Oder es geht mit dir zu Ende.

Rührt sich der Kranke dann, so wird er seine Krankheit überstehen. Landsberg.

2. Wirft der Maulwurf in der Nähe des Gehöfts seine Hügel auf, so deutet das auf einen Todesfall; je näher dieselben sind, desto schmerzlicher. Fresdorf.

3. Berstet das Brot im Ofen, so steht der Familie ein Todesfall bevor. Sternberg.

4. Ein zirpendes Heimchen im Hause kündet den Tod eines Familienmitgliedes an. Soldin.

5. Dasselbe bedeutet eine weisse Kartoffelstaude auf dem Felde. Wird diese aber später grün, so genest der Kranke. Biesenthal.

6. Hat geronnenes Schmalz eine Vertiefung, so stirbt jemand. Biesenthal.

7. Nachzehrer fliegen als Fledermaus durchs Fenster. Sie treten auch als lebende Menschen wieder auf und verheiraten sich. Wenn einem Manne mehrere Frauen sterben, so ist er sicherlich ein Nachzehrer. Biberteich. Solche Männer haben eine weisse Leber. Baruth.

8. In Landsberg a. W. erzählt man sich, dass die Leichenwäscherinnen in ihrer Wohnung ein Poltern hören, bevor sie zu einem Toten gerufen werden.

9. Geht die Stubenthür von selbst auf, so tritt der Geist eines Verstorbenen ins Zimmer.

10. Ist jemand gestorben, so erscheint sein Geist bei den Verwandten, schlägt gegen die Thür, geht schlürfend auf und ab, die Uhr bleibt stehen.

11. Einen Sterbenden soll man nicht bejammern, sonst hat er einen schweren Tod.

12. Wenn man auf eine Leiche Thränen fallen lässt, so hat sie keine Ruhe im Grabe.

13. Den Tod des Hausvaters soll man den Tieren mitteilen, weil sie sonst nicht gedeihen würden, und den Bäumen, damit sie nicht unfruchtbar werden.

14. Den Spiegel im Sterbezimmer verdeckt man, weil man sonst den Sarg zweimal sehen würde, und das bedeutet einen zweiten Todesfall im Jahr. Fresdorf.

15. Der Sarg wird mit dem Fussende voran aus dem Hause getragen.

16. Die Stühle, auf welchen der Sarg gestanden, muss man umlegen, sonst kommt der Tote wieder. Woldenberg.

17. Ist eine Frau im Wochenbett gestorben, so setzt man den Sarg auf dem Wege dreimal nieder, damit die Verstorbene Ruhe habe. Dölzig.

18. Wer Geld vergraben hat, erscheint solange, bis dasselbe von jemand gefunden worden ist. Biesenthal.

19. Wer, obgleich er nicht zum Trauergefolge gehört, hinter dem Zuge her fährt und wer lange in die Gruft sieht, stirbt bald. Biesenthal. Zielenzig.

20. Was dem Toten gehört, darf man ihm nicht nehmen, z. B. Blumen vom Grabe, Blätter von Kränzen. Das würde ihm Unruhe machen.

C. Bei landwirtschaftlichen Verrichtungen.

a) Melken.

1. Wenn Kühe im Stall keine Milch gehen, so hat eine Hexe sie gemolken; wenn sie auf der Weide sind, die Unterirdischen. Baruth.

2. Ist eine Kuh berufen, sodass sie blaufleckige Milch giebt, so soll man eine Erbsichel ins Feuer legen, bis ihre Spitze glühend ist. Werden nun mit der glühenden Spitze drei Kreuze in die Milch gemacht, so ist das Berufen gehoben. Dölzig.

3. Ziest (stachys) gekocht, dreimal den Namen Gottes gesagt und mit dem Thee das Euter der Kuh bespritzt, hilft gegen das Berufen. Dölzig.

4. Schlagen die Kühe beim Melken, so soll sich die Magd mit dem nackten Hintern auf den Melkschemel setzen, dann werden die Tiere ruhig stehen. Sternberg. Fresdorf.

b) Buttern.

1. Damit die Hexen beim Buttern die Zahl der Reifen des Gefässes nicht zählen können, wird eine dünne Schnur um dasselbe gebunden. Blankensee.

2. Bohrt man Kreuzdorn in das Gefäss, so ist es vor Hexen gesichert. Blankensee.

3. Buttert es schlecht, so stellt man das Fass auf zwei Stricknadeln, die kreuzweise über einander liegen. Dölzig. Schlanow.

c) Backen.

1. Wenn man eine Maulwurfsgrille totschlägt, gerät das Backen. Zielenzig.

2. Das erste Brot, das in den Ofen geschoben wird, muss bekreuzt und der

Backtrog umgestülpt werden, wenn das Backen geraten soll. Lorenzdorf. Wandern.

3. Bäckt man am Vierteljahrstage, so vertrocknet alles, was vom Rauch getroffen wird. Woldenberg.

4. Wenn jemand während des Backens vor dem Ofen den Urin lässt, so wird das Brot klamm. Fresdorf.

d) Säen.

1. Manche Gartengewächse müssen am Gründonnerstage gesät oder gepflanzt werden, Lein an einem Freitage. Schlanow.

2. Kartoffeln sollen nicht Montags gelegt werden, sonst werden sie madig. Fresdorf.

3. Wenn Steinbock und Krebs im Kalender stehen, werden keine Hülsenfrüchte gesät, weil sie dann nicht weich kochen würden. Fresdorf. Blankensee. Stangenhagen.

4. Begegnet man auf dem Wege zum Zwiebelsäen einem bärtigen Mann, so werden es lauter „Männer“ (lange Zwiebeln). Schlanow.

5. Im Zeichen des Krebses darf man nicht Kohl- oder Mohrrüben säen, sonst bekommen sie viele Füsse; wohl aber Kartoffeln. Woldenberg.

6. Erbsen muss man am hundertsten Tage des Jahres säen, dann bringen sie hundertfältige Frucht. Schlanow.

7. Ist die Roggensaat ausgestreut, so geht der Sämann dreimal um den Acker, legt an jeder Ecke ein Häufchen Erde auf und spricht dabei etwas; dann bleibt die Saat vor Krähen, Tauben und Ungeziefer bewahrt. Soldin.

8. Wenn Leinsamen gesät werden soll, wirft man den Beutel in die Höhe; so hoch der Beutel kommt, so hoch soll der Flachs werden. Soldin.

9. Hirse wird nach Sonnenuntergang gesät. Man trägt dabei einen alten Hut und hat drei Körner unter der Zunge. Dölzig.

10. Gerste muss man nach Sonnenuntergang säen und vor Sonnenaufgang eggen. Nimmt man dabei einige Körner in den Mund und streut sie dann an den Rand des Ackers, so sollen Sperlinge und Hühner nicht kommen. Dölzig.

11. Beim Flachssäen soll man Eier essen und die Schalen aufs Feld werfen. Zielenzig.

12. „Ich säe diesen Samen
Für mich und die Armen
Hier in Gottes Namen.“ Biberteich.

13. Wenn die Leute von der ersten Aussaat nach Hause kommen, werden sie mit Wasser begossen, damit das Getreide wachse. Schlanow. Wandern.

e) Ernte.

1. Holt man Bartholomäi (24. August) zum ersten Male neue Kartoffeln vom Felde, so trägt sie der „kleine Mann“ mit der Moll (Mulde) wieder weg. (Um diese Zeit setzen nämlich die Knollen an und das macht der kleine Mann.) Schlanow.

2. Auf dem Felde wird eine Strohpuppe angefertigt, mit bunten Bändern geschmückt und auf eine Harke gesteckt, die wiederum in die Erde gestossen wird. In einiger Entfernung von der Harke wird eine Garbe niedergelegt, vor der sich die jungen Leute in einer Reihe aufstellen. Auf ein gegebenes Zeichen laufen sie bis zur Garbe und springen darüber. Wer dabei der letzte wird, muss die Strohpuppe tragen, „er hat den Alten“. Er muss sie unter Hersagen eines Gedichts dem

Gutsherrn überreichen. — Ist der Roggen eingefahren, so wird der Erntekranz gefeiert. Dazu werden drei Fahnen gemacht und eine Erntekrone, mit Goldpapier verziert. Ein junges Mädchen trägt einen Teller mit Rosmarin-Sträusschen, die mit bunten Bändern oder Goldschaum bewickelt sind. Die Krone wird dem Gutsherrn und dann der Frau aufgesetzt und dabei ein Gedicht hergesagt; die Sträusschen werden nach Belieben verteilt, und es giebt dafür Trinkgelder. Dölzig.

3. Früchte von einem Obstbaum, der zum ersten Male trägt, muss man vom Baum ab in einen Sack thun und ins Haus tragen, dann trägt er fleissig. Meyenburg.

4. In der Neumark lässt man dem Baum die Erstlingsfrucht.

f) Viehkauf.

1. Beim Einkauf des Viehes trägt man Salz und Dill in der Westentasche. Fresdorf.

2. Vor die Thürschwelle des Stalles, in den das neuerworbene Tier geführt werden soll, legt man eine Axt und einen Besen, dann bleibt es vor Krankheiten bewahrt. Soldin.

3. Man zieht das Tier rückwärts in den Stall. Warthebruch. Költschen.

4. Den Rindern sägt man ein Stück vom Horn ab und heftet es mit einer Nadel an den Futtertrog. Woldenberg.

5. Bevor ein neugekauftes Stück Vieh in den Stall gebracht wird, führt man die vorhandenen Tiere auf den Hof und bestreut den Weg vom Thor bis zur Stallthür, die Lagerstätte und die Ecken des Stalles mit Salz. Der Führer muss sich im Hause satt essen, sonst gedeiht das Tier nicht. Baruth.

6. Wenn ein Viehmädchen in einen neuen Dienst tritt, steckt ihr die Hausfrau einen bleiernen Ring auf den Zeigefinger der rechten Hand, dann wird das Futter, das sie einrührt, nahrhaft. Verlässt die Magd den Dienst, so muss sie diesen Ring im Stalle vergraben, damit das Vieh sich nicht um sie gräme. Baruth.

g) Haustiere.

1. Neugeborne Kälber bestreut man mit Salz und Dill, dann können sie nicht behext werden. Fresdorf.

2. Das Entwöhnen junger Tiere von der Mutter geschieht nur, wenn ein gutes Zeichen im Kalender steht. Dölzig.

3. Ist es Lichtmess dunkel, so giebt es viele Gänse. Schlanow.

4. Kommt ein Fremder, während die Gänse brüten, essend in das Haus, so kriechen die jungen Tiere nicht aus. Schlanow.

5. Wenn ein Pferd zum ersten Male angespannt wird, so spricht man: Dieses Joch sollst du tragen, wie unser Herr Jesus Christus sein Joch getragen hat. J. N. G. Biesenthal.

6. Will ein Pferd beim Aufschlagen der Hufeisen nicht stehen, so stelle man sich vor dasselbe, sehe ihm fest in die Augen und spreche:

Satan, halt mir dieses Tier,
Ich gebe dir Leib und Seele dafür. Königsberg.

h) Ungeziefer.

1. Hat das Vieh Ungeziefer, so reibt man zwei Steine aneinander warm, wirft sie über die Tiere weg und trägt sie dann auf den Acker. Biesenthal.

2. Eine ungerade Anzahl lebender Wanzen, in Papier gewickelt, in einen Sarg zu Füssen des Toten legen. Soldin.

3. Ratten vertreibt man, indem man am Tage Medardi an alle Thüren des Hauses das Wort „Medardus“ schreibt. Dölzig.

4. Oder indem man am Sonntag während des Läutens um das Haus läuft, mit einer Birkenrute an jede Thür schlägt und dabei ausruft: Hallo, hallo, zur Kirche! Zielenzig.

i) Holzstehlen.

1. Wenn man einem andern den Spannnagel oder die Linse entwendet und in den eigenen Wagen steckt, so kann man getrost zum Holzstehlen ausfahren; man wird dabei nicht ertappt. Dölzig.

2. Man schlägt den ersten besten Baum um und steckt den ersten Spahn davon in die Tasche, so ist man für den Förster unsichtbar. Dölzig.

3. Wenn es gelingt, am Neujahrstage während der Predigt vom Nachbarhofe Holz zu stehlen, der kann das ganze Jahr hindurch aus dem Walde Holz holen, ohne dass er dabei vom Förster betroffen wird. Schlanow.

4. Hat der Holzdieb einen Baum umgehauen, so setzt er seine Mütze auf den Stumpf, dann sieht ihn der Förster nicht. Schlanow.

5. Wer Zeisigeier und Farrenkraut bei sich trägt, kann sich nach Belieben unsichtbar machen. Biesenthal.

6. Besprechungsformel: Jäger, ich bin hier und du bist dort. Jäger, und du bleibst fort. Biesenthal.

k) Diebessegen.

1. Um sein Land vor Dieben zu sichern, geht der Hausvater um das Gehöft oder um den Acker und spricht: „Joseph und Maria gingen in ein fernes Land und führten ihr Kindlein Jesus an der Hand. Da kamen Diebe und wollten es stehlen, und Maria sprach: Joseph, bind, bind! Worauf Joseph sagte: Ihr sollt stehen wie ein Stock und zählen die Sterne am Himmel. Im Namen — Geistes“. (Nicht Amen.) Er muss mit dem Spruch gerade an der Stelle zu Ende sein, an der er angefangen hat. Morgens geht er hinaus und glaubt einen etwaigen Dieb vorzufinden, der nicht über die geschrittene Stelle hinaus kann. Wenn er „Amen“ sagt, ist der Dieb frei. Sagt er's erst am zweiten Morgen, so bleibt der Dieb stehen und wird schwarz. Muss er gar bis zum dritten Morgen stehen bleiben, so zerfällt er in Asche. Zielenzig.

D. Verschiedenes.

a) Glück und Unglück.

1. Wenn man einem Maikäfer den Kopf abbeisst, so ist einem das Glück hold.

2. Wer eine Katze ersäuft, verliert sein Glück.

3. Der Kartenspieler hat Glück, wenn er eine abgebissene Maulwurfspfote bei sich trägt. Zielenzig. Landsberg.

4. Er bringt das Glück auf seine Seite, wenn er seinen Stuhl wendet.

5. Eine Kröte im Keller bringt dem Hause Glück.

6. Geht der begleitende Hund auf der linken Seite und verrichtet er hier seine Geschäfte, so hat der Jäger Glück. Költschen.

7. Nach Sonnenuntergang soll man keinen Kehricht über die Thürschwelle bringen. Biesenthal.

8. Ein Schütze erhält einen unfehlbaren Schuss, wenn er vorher nach einer geweihten Oblate schiesst. Hammer.

9. Wenn man zwischen zweien hindurchgeht, nimmt man ihnen das Glück.

10. Elster- und Krähengeschrei, sowie das Krähen der Henne vor der Thür bedeuten Unannehmlichkeiten im Hause. Dölzig. Eulam. Wandern.

11. Wäscht sich die Katze und sieht gleich darauf jemand an, so stehen diesem im Laufe des Tages Unannehmlichkeiten bevor, Kindern Schläge.

12. Findet man morgens einen Strohhalm mit einer Ähre, so deutet das auf Herrenbesuch, ohne Ähre auf Damenbesuch. Angenehm ist der Besuch nur, wenn der Strohhalm auf dem Sofa liegt.

13. Wenn man dem Neumonde drei Tage hintereinander je drei Knickse macht, so erhält man ein Geschenk. Landsberg.

14. Liegt das Brot auf dem Bett, so ruht die Arbeit.

15. Legt man ein Brot so auf den Tisch, dass es über den Rand ragt, so bricht bald darauf eine Krankheit in der Familie aus.

16. Wenn es mit dem Rücken auf den Tisch liegt und es kommt eine fremde Person ins Zimmer, so nimmt diese das Glück mit hinaus.

17. Die Landleute verleihen nie ein ganzes Brot, sondern schneiden vorher ein Stück davon ab; dann bleibt ihnen ihr Glück. Eulam. Biesenthal.

18. Das Brot darf ihnen nicht ausgehen.

19. Der letzte Bissen hat die grösste Kraft.

20. Eine angebissene Brotschnitte soll man nicht einem andern geben, sonst erzürnt man sich mit ihm.

21. Man duldet es nicht, dass ein Fremder sich die Cigarre über der Lampe anzündet, sondern bietet ihm ein Streichholz. Er würde das Glück aus dem Hause tragen. Landsberg.

22. Man soll nichts verleihen, sondern verkaufen, wenn man auch das Geld nicht sofort erhält.

23. Für eine geschenkte Stecknadel soll man sich nicht bedanken, sonst zersticht man die Freundschaft.

24. Die Wäschenäherinnen versprechen sich für jedes Stechen mit der Nadel einen Kuss.

25. Verliert das Mädchen das Strumpfband oder geht ihm das Schürzenband auf oder lässt es sich durch einen Mann den Ring vom Finger ziehen, so verliert es bald die Jungfernschaft.

26. Fällt die Gabel herunter und bleibt sie in der Diele stechen, so deutet das auf Besuch.

27. Hat man bei Tisch einen Löffel nicht benutzt, so isst der Teufel damit. Soldin.

28. Wer abends im Bett isst, dem beleckt der Tod den Mund. Landsberg.

29. Die Thür soll man nicht zuschlagen, sonst wirft einem der Teufel die Himmelsthür vor der Nase zu.

30. Wenn Kinder mit Steinen spielen, so giebt es bald Krieg.

31. Schaukelt man eine leere Wiege, so nimmt man dem Kinde die Ruhe.

33. Dem Abdecker, der ein gefallenes Stück Vieh geholt hat, wirft man einen Stein nach, damit er nicht wiederkomme. Költschen. Hammer.

b) Tagwählerei.

1. Am Dienstag, Donnerstag oder Sonnabend wird in der Neumark keine grössere Arbeit begonnen.

2. Verlässt ein Kranker oder eine Wöchnerin das Bett zum ersten Male an einem Sonntag, so tritt ein Rückfall ein. Landsberg. Woldenberg.

3. Hat der Quatember eine hohe Datumszahl, so wird das Getreide teuer. Fresdorf.

4. Niest man nüchtern am Sonntag, so deutet das auf angenehme Gesellschaft, am Montag auf ein Geschenk, am Dienstag auf ein Getränk, am Mittwoch auf einen Brief, am Donnerstag geht alles schief, am Freitag auf Glück, am Sonnabend geht manches zurück. Sternberg. Baruth.

c) Alpdrücken (Mahre).

Man schützt sich dagegen, d. h. die Frau denkt nicht an einen:

1. Wenn man sein Taschenmesser halb zugeklappt unter das Kopfkissen legt. Biesenthal.

2. Wenn man die Schuhe so vor das Bett stellt, dass sich ihre Spitzen berühren. Dölzig.

3. Wenn man seinen Bruder beim Taufnamen ruft. Dölzig.

d) Gewitter.

1. In ein Haus, auf dem ein Storch oder an dem eine Schwalbe baut, schlägt der Blitz nicht ein.

2. Während eines Gewitters soll man Feuer auf dem Herd unterhalten.

3. Den Beter verschon ich, den Schläfer lass ich ruhen, den Esser schlag ich tot.

4. Blitzbrand kann man nur mit dicker Milch löschen. Landsberg. Biberteich.

5. Als Schutz gegen den Blitz befestigt man am Giebel des Hauses die Hörner eines Ziegenbockes oder aus Holz geschnittene Pferdeköpfe. Sternberg. Breesen.

e) Feuer.

1. Wer Feuer segnet, muss sich sogleich in ein Wasser und wäre es auch nur in eine Wassertonne retten, sonst schlägt der Feuerstrahl nach ihm und versengt ihn.

Besprechungsformeln:

2. Bist willkommen, du feuriger Gast.
Greif nicht weiter, als was du hast.
Das zähl ich dir, Feuer, zu deiner Buss. Fresdorf.

3. Ich gebiete dir, Feuer, du wollest legen deine Glut,
Bei Jesu Christi teurem Blut,
Das er für uns vergossen hat
Für unsere Sünd' und Missethat. Fresdorf.

4. Brand, fall in Sand,
Fall in Fahrweg,
Fall ganz und gar weg. Biesenthal.

5. Brand, fall in Sand,
Brenn nicht innenwärts,
Brenn auswärts. Landsberg.

f) Wind.

1. Die Schiffer dürfen bei ungünstigem Winde nicht nähen, vor allen Dingen nicht am Segeltuch, sonst nähen sie den Wind fest. Warthe.

2. Manche Schiffer können durch gewisses Pfeifen den Wind aus der gewünschten Gegend hervorlocken. Warthe.

3. Wind macht man, wenn man einen alten Besen verbrennt. Cöpenick.

g) Wetter.

1. Die Frauen verschaffen sich gutes Wetter zum Wäschetrocknen, wenn sie zuerst die Unterhose des Mannes aufhängen. Berlin.

h) Tiere.

1. Schwarze Katze und schwarzes Huhn soll man nicht aus dem Hause thun. Biesenthal.

2. Eine schwarze Katze, die um Mitternacht über den Weg läuft, soll man nicht anreden oder stossen, denn sie ist ein Geist. Zielenzig. Wepritz. Hammer.

3. Bestreicht man die eigenen Augen mit den Thränen eines Hundes, so sieht man Geister. Woldenberg.

4. Wird man von einem Wiesel gebissen, so lebt man noch soviel Jahre, als Zähne an der Wunde zu sehen sind. Zielenzig.

5. Gräbt man eine Kröte aus, so kommt man bald ins Kindelbier. Dölzig.

6. In der Zauche spiesst man jede Kröte, deren man habhaft werden kann, mit der Mistgabel auf und steckt letztere verkehrt in den Misthaufen. Fresdorf. Blankensee.

E. Krankheiten.

I. Sympathetische Heilmittel.

a) Abzehrung.

1. Das kranke Kind wird in einen mit Wasser gefüllten Kessel gesetzt, der über gelindem Feuer steht. Sobald das Wasser warm wird, rührt die Mutter mit einem Holzstabe darin. Darauf erscheint eine andere Frau in der Küche und fragt: „Was kocht Ihr?“ Die Antwort lautet; „Dörrfleisch, dass es soll dick werden“. Frage und Antwort müssen dreimal erfolgen. Zielenzig.

b) Rheumatismus.

1. Man soll eine Kartoffel bei sich tragen. Berlin.

2. Der Wunderdoktor bindet unter Hersagen eines Spruches dem Leidenden die Hände auf dem Rücken mit einem Strick zusammen, der nicht eher gelöst werden darf, als bis der kluge Mann über die Grenze ist; sonst verfällt er selbst in die Krankheit. Landsberg.

c) Kropf.

1. Eine gefundene Flintenkugel wird pulverisiert und, in Seidenband gewickelt, um den Hals getragen. Nach einigen Wochen wird der Kropf mit einer Totenhand vom andern Geschlecht bestrichen und die Kugel dem Toten mit ins Grab gegeben. Madlitz.

d) Krätze.

1. Der Kranke wird in einen Mehlsack gesteckt. Landsberg.

e) Fieber.

1. Man bekommt das Fieber nicht, wenn man am Gründonnerstage Brezeln isst. Beelitz.

2. Man „isst das Fieber auf“, indem man sein Lieblingsgericht in Übermass geniesst.

3. Auf Walnussblätter schreibt man die Worte: „Gott sei mir gnädig. Gott helfe mir“, und giebt die Blätter dem Kranken, der sie ungelesen essen muss. Fresdorf.

f) Milz.

1. Wenn einen die Milz sticht, soll man einen Stein aufheben, dreimal darauf spucken und ihn dann an seinen früheren Ort legen. Landsberg Dölzig. Schlanow.

g) Gerstenkorn.

1. Wer einen Fusssteig verunreinigt, bekommt ein Gerstenkorn.

2. Man vertreibt es, wenn man dreimal stillschweigend durch ein Astloch im Zaun sieht. Warthebruch.

3. Oder wenn man durch ein Reibeisen sieht. Baruth.

h) Schnupfen.

1. Man verliert ihn, wenn man beim Essen die Gabel so legt, dass die Zinken auf die Thür weisen. Biesenthal.

2. Man soll ohne die Gegenwart eines anderen in die Ölkanne gucken. Baruth.

i) Warzen.

1. Wenn man Wasser trinkt, von dem Hühner getrunken haben, erhält man Warzen.

2. Die Warzen zählen, ebensoviele Knoten in einen Strohhalm machen und diesen unter der Dachtraufe vergraben. Dasselbe mit einer Schnur.

3. Man stiehlt ein Stück Fleisch, drückt es auf die Warzen und lässt es von einem Hunde fressen.

4. Auf Hühneraugen drückt man eine Erbse und wirft diese über den Kopf weg in einen Brunnen. Jedoch soll man sich eiligst entfernen, damit man nicht das Aufschlagen der Erbse auf das Wasser vernehme. Woldenberg.

k) Wunde.

1. Man bestreicht sie dreimal mit einer Weidenrute, die man darauf in ein fliessendes Gewässer wirft. Biesenthal.

2. Die Hand, in der ein Maulwurf verendet ist, heilt alle Wunden. Dölzig.

l) Bettnässen.

1. Während es zur Kirche läutet, soll der Kranke in eine Brückenbohle ein Loch bohren und durch dieses den Urin lassen. Dölzig. Bernstein.

2. Der Kranke soll junge gebratene Mäuse oder die pudenda eines Schweines essen. Landsberg.

3. Man wird geheilt, wenn man in ein offenes Grab uriniert.

m) Krämpfe.

1. Von drei Fahnen aus dem Zeughause Stücke abschneiden, darauf eine ungerade Anzahl Tropfen Blut von einem schwarzen Kater thun und am Charfreitage zusammen mit einer ungeraden Anzahl Eierschalen dreimal kochen. Biesenthal.

n) Blutarmut.

1. Man zieht der Kranken mittelst einer Stopfnadel einen Wollfaden durch das Ohrläppchen und vergräbt ihn unter einer Gosse. Berlin.

o) Schwindsucht.

1. Wer ins Feuer speit oder ein Katzenhaar verschluckt, erhält die Schwindsucht. Landsberg. Biesenthal.

p) Zahnschmerzen.

1. Wenn man während eines Gewitters isst, bekommt man hohle Zähne.

2. Stösst man ein kleines Kind mit dem Munde auf den Teig, so zahnt es bald. Sternberg.

3. Wenn ein Kind leicht die Zähne bekommen soll, muss man es dreimal mit dem Munde auf einen Schafbock stossen, wenn die Tiere abends von der Weide heimkommen. Meyenburg.

4. Hat ein Kind einen Zahn verloren, so soll es ihn über den Kopf werfen und dabei sprechen: Mus, ick gew di en hölten Tähn, giw mi en knökern weeder. Meyenburg.

5. Wer von der Stelle isst, an der Mäuse das Brot benagt haben, bekommt keine Zahnschmerzen.

6. Zahnschmerzen vergehen für immer, wenn man am Charfreitage, ehe die Sonne aufgeht, die Nägel von Händen und Füssen kreuzweise abschneidet und sie zum Kreuzweg trägt. Biesenthal. Baruth.

7. Morgens nach dem Waschen soll man sich zuerst die Hände abtrocknen.

8. Den schmerzenden Zahn soll man mit Brot reiben und dieses in einen Ameisenhaufen werfen. Biesenthal.

9. Auf dem Kirchhof Erbsen zerbeissen und sie in ein frisches Grab werfen. Landsberg.

II. Heilsprüche.

a) Rose.

1*. Die Rose und die Weide,
Die standen beide im Streite;
Die Weide, die gewann,
Die Rose, die verschwand. Landsberg. Zielenzig.

2. Die Rose hat in diese Welt
Uns Gott als Königin gesandt
Und über ihr das Sternenzelt
Als Krönungsmantel ausgespannt.
Rose † Rose † Rose † weiche,
Flieh auf eine Leiche,
Lass die Lebenden befreit
Von nun an bis in Ewigkeit. Königsberg.

3. Rose, du bist von Erde und sollst zu Erde werden, wovon du genommen bist. Biesenthal.

b) Flechte.

1*. Ich streiche deine Flechte,
Das thu ich dir zum Rechte.

Sie soll weichen,
Drum muss ich streichen.
Jesus Christus, Gottes Sohn,
Wird dir davon helfen schon. Zielenzig.

2*. Flechte, du sollst dich mit der Asche verbinden,
Flechte, du sollst über das rote Meer verschwinden,
Flechte, du sollst nicht mit der Asche kommen wieder. Landsberg.

c) Brand.

1*. Unser Herr Jesus Christus ist geboren in Bethlehem, erzogen in Nazareth, gekreuziget in Jerusalem, die drei sind wahr. Unser Herr Jesus Christus nahm die schönen Jungfrauen an der Hand, besprach die Schwulst und auch den Brand und auch die Schmerzen. Dölzig.

2. Hoch ist der Himmel,
Kalt ist der Nebel,
Kalt ist die Totenhand,
Damit vertreib ich diesen Brand. Biesenthal.

3. Ich bespreche diesen Brand in Kraft Gottes:
Brand, fahr aus wie der Wind,
Dass dich niemand find. Königsberg.

4. Als ich über den Jordan ging,
Fand ich eine Totenhand,
Damit still ich den Brand. Biesenthal.

5*. Brand, da ich dich fand,
Sollst du verschwinden,
Wie der Tau im Grase,
Wie der Tote im Grabe. Landsberg. Zielenzig.

d) Fieber.

1. Nussbaum, ich komme zu dir,
Nimm die siebenundsiebzig Fieber von mir. Fresdorf.

e) Rheumatismus.

1*. Guten Morgen, Frau Ficht,
Ich bring dir meine Gicht.
Ich hab sie getragen bis auf den heutigen Tag
Und du sollst sie tragen bis an den jüngsten Tag. Schlanow.

2. Am fliessenden Wasser, das Gesicht nach der Mündung gerichtet, drei Löffel Wasser trinken, den Löffel über den Kopf werfen und fortgehen, ohne sich umzusehen. Dabei sprechen:

O Wassermann, ich klag es dir;
Die reissende Gicht vergehe mir. Schlanow.

3*. Guten Abend, Fichte,
Nimm mir meine Gichte.
Rheumatismus und auch Reissen
Soll aus meinem Körper weichen. Zielenzig.

f) Beinverrenkung.

1. Du hast dein Bein verrenkt.
Jesus Christus ward ans Kreuz gehängt.
Thut ihm sein Henken nichts,
Thut dir dein Verrenken nichts. Biberteich.

g) Herzspannen.

1*. Herzspannen rühr dich, Schorfkuchen verlier dich. Zielenzig.
2. Herzspannen von der Rippe
Wie das Kind von der Krippe. Fürstenberg.

h) Blutstillen.

1*. Es gingen drei Jungfern wohl über das Feld.
Die eine hiess Brunhille,
Die andere hiess Blutstille,
Die dritte hiess Blutstillestand. Landsberg.
2. Selig ist der Tag,
Selig ist die Stunde,
Selig ist die Wunde,
Selig, was ich sag.
Du sollst nicht bluten, nicht schwären,
Nicht wehe thun, nicht zehren. Beelitz.
3*. Unser Herr Christus ward verwundet
Durch sein bitter Leiden.
Seine Wunden schwollen ihm nicht,
Sie schworen ihm nicht,
Sie thaten ihm gar nicht weh.
Soll es diesem Menschen auch nicht weh thun. Königsberg.
4. In Christi Garten steht ein Baum,
Er hat geblüht und blüht nicht mehr.
Blut stehe still und lauf nicht mehr. Biesenthal.
5*. Blut, stehe stille,
Denke, das ist Gottes Wille.
Halte feste wie ein Stein,
Dass alles möge beisammen sein. Zielenzig.
6*. Tief ist die Wunde,
Heilig ist die Stunde,
Heilig ist der Tag,
Wo die Wunde geschehen mag.
Du sollst nicht weiter schwären,
Bis die Mutter Gottes wird ein Kind gebären. Zielenzig.
7*. Es kamen drei Jungfrauen von der Sündflut her.
Die eine sprach: es ist gut;
Die andere sprach: es ist gut;
Die dritte besprach die Wehklage und das Blut. Madlitz. Zielenzig.

i) Darmgicht.

1. Ein Zettel mit der bekannten Sator-Formel wird um den Hals gehängt. Fresdorf.

k) Würmer.

1*. Jerusalem, du heilige Stadt,
Da Jesus Christus gekreuziget ward.
Er hat vergossen Wasser und Blut,
Das ist auch für euch Würmer gut. Königsberg.
2*. Im Namen Gottes etc. Dies thu ich für euch alle und lass euch dampfen zur Ruh. Dölzig.

l) Knacken im Ellenbogen.

1. Ich stecke meine Hand durch die Lehmwand
Und bitte für mein Quarrband. Woldenberg.

m) Schlangenbiss.

1*. Da unser Herr Christus sprach,
Da mich der böse Wurm stach.
Hätt' Christus nicht gesprochen,
Hätt' mich der böse Wurm nicht gestochen. Költschen.

n) Warzen.

1. Lieber Mond, ich sehe deine zwei Spitzen.
Wenn ich die dritte sehe, soll meine Warze verschwitzen. Landsberg. Schlanow.
2. Was ich sehe, das ist eine Sünde.
Was ich fühle, das verschwinde.

o) Zahnschmerzen.

1* Ich grüsse dich, du helles Licht (Vollmond)
Für die Zähn und für die Gicht,
Für die roten Würmelein,
Die in meinen Zähnen sein. Landsberg.
2*. Rauschendes Wasser, ich komme zu dir.
Das Reissen der Zähne bring ich dir.
Mich hat es gerissen Tag und Nacht,
Dich mög' es reissen bis ins tiefe Meer hinab. Zielenzig.

p) Berufen.

1. Zwei böse Augen haben dich gesehn,
Zwei gute sollen dich wiedersehn. Dölzig.
2. Zwei schlimme haben dir es angethan,
Zwei gute werden dir's benehmen. Landsberg.

q) Verfangen.

1*. Hast du dich verfangen im Wasser,
So hilft Marien Vater;
Hast du dich verfangen im Futter,
So hilft Marien Mutter;
Hast du dich verfangen im Wind,
So hilft Marien Kind. Meyenburg. Landsberg. Fresdorf.
2*. Der liebe Gott woll helfen,
Dass es besser werde.
Wie gewonnen,
So zerronnen,
Wie der Tau im Grase,
So die Kuh (das Pferd) im Grabe. Landsberg
3. Christus hangt,
Christus ist los.
Nun bist du dein Verfangen los. Fresdorf.

4. Du hast dich verfangen,
Jesus Christus ist gehangen.
Jesus Christus ist vom Kreuz genommen,
Du wirst die Krankheit bald überkommen. Königsberg.

r) Gegen bissige Hunde.

1*. Maria ging in einen Grund,
Behielt den Namen Gottes in ihrem Mund
Und schlug damit den bösen Hund. Königsberg.
2. Hund, du hältst deinen Mund
Und deine Zähn',
Und lass mich gehn. Biesenthal.
3*. Als Mutter Maria geboren war
Und als sie den ersten Hund sah,
Da sprach sie: Hund sei stille,
Gottes Wille, Gottes Wille. Landsberg.

Volkssegen aus dem Böhmerwald.

Von **J. J. Ammann** in Krummau.

Unter dem noch stark verbreiteten Aberglauben des Böhmerwaldes stehen allem voran die Segensformeln, die heute noch im Volke gegen die verschiedensten Krankheiten und Leiden bei Menschen und Tieren in Anwendung sind. Die Anwendung der Segensformeln von Seite des Volkes ist hier fast noch allgemein, die Besprechung selbst geht häufig nur von einzelnen Eingeweihten, Männern und Weibern, aus, die mit Eifersucht und abergläubischem Sinn ihre Formeln und die Kunst der Anwendung hüten. Sie glauben, der Segen verliere für sie seine Kraft, wenn er nicht geheim gehalten, wenn er andern mitgeteilt werde. Überhaupt soll der Segenkundige in seinem Leben nur einem seine Kunst beibringen; das Gebot der Weiterverbreitung findet sich nur bei einzelnen neueren Segen und ist gewiss nicht im Sinne der alten Zeit. Merkwürdig ist auch der Aberglaube der Leute des Böhmerwaldes, dass nicht jeder, der die Segensprüche kennt, schon befähigt ist, dieselben wirksam anzuwenden. Ein rechter Besprecher empfängt seine Weihe aus einem besondern geheimnisvollen Brauch. Wenn nach schwerer Winterszeit die Bächlein, vom Eise befreit, wieder munter durch das frische Grün rieseln und aller Orten die Blumen hervorlocken, dann hat ein Besprecher auf seinen Wegen die

Augen offen, ob er nicht an Bachesrand oder in sumpfiger Wiese eine Osterblume (d. i. die gelbe Dotterblume, Caltha palustris) bemerke. Sowie er nämlich im Frühling die ersten Osterblumen antrifft, lässt er sich vor der Blume auf ein Knie nieder, legt den Hut neben sich auf den Boden und spricht, während er die Blume mit zwei Fingern abreisst:

Grüas di Gôd [1]), du Osterbluam! — I brôck di o(b), — Du bist für neuloi (nennerlei) Neid und . . . . — . . . . Augstoi (Augstall [2]). — Du bist nid für neune, — Nur für achte, — Nid für achte, — Nur für siebne, — Nid für siebne, — Nur für sechse, — Nid für sechse, — Nur für fünfe, — Nid für fünfe, — Nur für viere, — Nid für viere, — Nur für drei, — Nid für drei, — Nur für zwei, — Nid für zwei, — Nur für eins, — Nid für eins, — Du bist für keins!

Diesen Spruch wiederholt der Besprecher auch beim Pflücken der zweiten und dritten Osterblume. Es werden so im ganzen entweder drei oder neun Osterblumen gebrockt. Die abgebrockten Blumen nimmt er nun zwischen seine Hände und reibt sie, wobei er ein Vaterunser betet. Die Osterblumen trägt er alsdann nach Hause und bestreicht daheim damit Vieh oder Menschen, die er vor dem Bösen bewahrt wissen will. Beim Bestreichen wird häufig nochmals ein Vaterunser gebetet. Erst nach dieser vorbereitenden, einweihenden Handlung ist ein Besprecher mit der nötigen Macht ausgestattet, die Besprechungen so lange wirksam vorzunehmen, bis die Osterblumen in dem darauf folgenden Jahre wieder blühen.

Ferner darf für das Besprechen nichts verlangt werden [3]), sonst hilft es nicht; wohl aber darf der Besprecher das, was man ihm unaufgefordert und freiwillig giebt, annehmen.

Die ältesten, schönsten Segen bei allen Völkern laufen über in Gebete, welche bei Opfern hergesagt wurden [4]). Die ältesten Segen des deutschen Volkes reichen mindestens in jene Zeiten zurück, in denen das Volk noch gläubig an seiner Naturreligion und den selbstgeschaffenen Göttern hing. Vielleicht sind die alten Segensformeln vielfach nichts anderes als zu Formeln erstarrte Gebete aus heidnischer Zeit. Mit dem Christentum treten dann für die heidnischen Gottheiten Gott, Christus, Maria, die Apostel und die Heiligen ein [5]). Ja wir bemerken, dass selbst bis ins 18. Jahrhundert herauf die Verbreitung der Segen und das Vertrauen auf die wunderbaren Heilsprüche im Volke noch allgemein anhält. In eben diesem Masse vollzieht sich aber auch eine Wandlung in Form und Inhalt. Die Segen werden, obwohl sie sich auch in gereimten Sprüchen mündlich und schrift-

1) ô sprich = ou, ê = ei.
2) Die Blähkrankheit des Viehes.
3) Vgl. Grimm Myth. 975.
4) Vgl. Gr. Myth. II. 1033.
5) Vgl. Haupts Zs. I, 143 f. Fr. Schönwerth, Sitten und Sagen aus der Oberpfalz III, 198.

lich fortpflanzten, besonders in prosaischer Form weiter ausgesponnen. Waren sie früher für einzelne gegenwärtige oder vorauszusehende Übel eingerichtet, so werden nun Segensformeln gebildet, die gleich für alles Mögliche Hilfe und Rettung versprechen. Indessen haben sie sich in der Form von den alten Segen noch nicht ganz losgemacht, sie sind durch Zusätze vermehrt und in ihrer Wirksamkeit verallgemeinert worden. Zuletzt endlich sehen wir sie, ihrer alten Wunderkraft beraubt und des geheimnisvollen Äussern vielfach entkleidet, in der religiösen Anschauung des Volkes aufgehen. Der alte geheimnisvolle Formelkram ist in den gewöhnlichen Haussegen, die wir in jedem Hause auf dem Lande finden, bereits verblasst. Der Aber- und Überglaube ist verschwunden, der christliche Haussegen macht Anspruch auf einen werkthätigen Glauben. So scheinen denn die Segen in ihrer Entwicklung aus reiner religiöser Anschauung entsprungen und mit Übertragung auf die christliche Religion wieder zu ebenso reiner religiöser Anschauung zurückgekehrt zu sein.

Wer nun in einem urwüchsigen Volke, wie das des Böhmerwaldes ist, nach Volkssegen forscht, wird noch Formeln aller Art finden. Denn das Volk will nicht nur gegen Böses und Übles in der Zukunft gefeit sein, es will besonders auch von gegenwärtigen Leiden und Krankheiten befreit werden, selbst Beschwörung und Zauber wird angewendet, um von Übeln loszuwerden oder das wankende Glück zu befestigen.

Nach diesen Gesichtspunkten möchte ich denn auch die folgenden Segen teilen in:

I. Heilsprüche für Menschen und Tiere [1]), und zwar gegen äussere und innere Krankheiten, die den Menschen oder seine Haustiere bereits befallen haben. Diese haben noch vielfach altertümlichen Charakter, einige davon sind Beschwörungen, einige zeigen aber auch schon den Übergang zu den kirchlichen Gebetsformeln.

II. Beschwörungs- oder Zauberformeln, bei denen durch die Kraft des Spruches in zauberhafter Weise, auch durch Gebet die geheime oder offene Macht böser Menschen, Tiere, auch der Natur gelähmt oder besiegt wird. So wird gar vieles im Volke auf Neid zurückgeführt, was sich durch Beschwörung oder Zauberspruch beheben lässt; ebenso kann man auf solche Weise einen bissigen Hund, einen Feind, ein Gewitter und dergleichen beschwören.

III. Kirchliche Segen und Gebete gegen Böses und Übles im allgemeinen. Hier haben wir schon mannichfaltigere Formen, überall aber wird noch wunderbare Hilfe erwartet, wenn man den betreffenden Segen betet oder auch nur bei sich trägt. Die Wirkung erstreckt sich nicht so sehr auf wirklich vorhandene Leiden oder Krankheiten als vielmehr auf künftige mögliche aller Art.

---

1) Auch bei Tierkrankheiten walten Geister, Gr. Myth. 973.

Die Anwendung aller dieser Volkssegen verlangt überdies eine bestimmte Handhabung und formgemässe Ausführung von Seite des Besprechers. Manche Segen werden von jedem Beliebigen, der sie kennt, selbst ausgeführt, andere wieder nur von eigenen Besprechern, womit in der Regel dann auch mehr Formwesen verbunden ist. Ich habe dies, wo es zu erfragen war, bei den einzelnen Segen angemerkt, nur bei den kirchlichen Segens- und Gebetsformeln ist noch die Art der Ausführung besonders zu beachten. Schon da sie allgemeinerer Natur sind, werden sie auch allgemeiner verwendet. Fast jeder Bauer oder jede Bäuerin besass hier früher und besitzt auch vielfach heute noch einen oder mehrere Segen dieser Art. Bevor er oder sie dann in der Frühe in den Stall geht, wird der Segen unter der Hausthüre oder unter dem „Passthörl" (Verbindungsthürchen zwischen Haus und Stall) stehend gebetet. Diese Segen sind nämlich häufig auf fliegende Blätter gedruckt, meist aus dem vorigen Jahrhundert, aber sind auch geschrieben, und enthalten neben gewissen Zeichen und Charakteren Gebete, welche von den Bauersleuten in obiger Weise an bestimmten Tagen des Monats gebetet werden. Diese bestimmten Tage sind die Unglückstage, deren jeder Monat etliche hat. Drei Tage des Jahres sind ausgesuchte Unglückstage, nämlich der 1. April, an welchem Judas der Verräter geboren wurde, der 1. August, an welchem der Teufel vom Himmel geworfen wurde und der 1. Dezember, an dem Sodoma und Gomorha von der Erde vertilgt wurde. Die Unglückstage der einzelnen Monate sind: 1. 2. 6. 11. 17. 18. Jänner, 8. 16. 17. Februar, 1. 12. 14. 15. März, 3. 15. 17. 18. April, 8. 10. 17. 30. Mai, 1. 7. Juni, 1. 5. 6. Juli, 1. 3. 18. 30. August, 15. 18. 30. September, 15. 17. Oktober, 1. 7. 11. November, 1. 7. 11. Dezember. Wer an solchen Tagen geboren ist oder heiratet, ein Unternehmen beginnt oder eine Reise antritt, der fährt nie gut.

Ebenso oder noch gefürchteter sind die Losnächte. In den Losnächten treiben die Hexen und allerhand andere böse Geister ihren Spuk, und Haus und Hof müssen durch heiligen Brauch vor ihrem Zauber behütet werden. Man schreibt mit geweihter Kreide an Thüren und Geräte drei Kreuzzeichen, man räuchert in Wohnung und Stall mit geweihtem Rauchwerk, man besprengt die Räume mit Weihwasser und giebt dem Vieh Weihsalz auf Brot. Ängstlich hütet in solchen Nächten jeder sein Haus, denn in Losnächten auf freiem Felde zu wandeln ist ein Wagnis auf Leben und Tod; sicher kann man sich nur „unter den eigenen Dachtropfen" fühlen. Die Losnächte sind: vor Andreas (29. November), vor Barbara (4. Dezember), vor Thomas (20. Dezember), die Christnacht (24. Dezember), die Sylvesternacht (31. Dezember), Feistrauchnacht (5. Jänner) [1]).

Das Volk wähnt sich stets von Unheil und Bösem umlauert, daher die

1) Vgl. Simrock, Myth. S. 572.

Vorliebe für derlei Hilfsmittel. Da diese Segen meistens lang sind und mehrere Gebete oder Teile enthalten, vergleiche den Tobiassegen, so wird gewöhnlich der Segen auf 2—3 Tage mit je einem Gebet verteilt, darauf wiederholt oder auch ein zweiter verwendet. Solche Segen sind im voraus gut für Hexerei, Zauberei, Hagel, Blitz, Donner, Wasser- und Feuersnot, für bösen und gähen Tod, für schwere Leibeskrankheiten, bei schweren Entbindungen, gegen Mörder und Diebe, gegen jedes Gewehr und Geschoss u. s. w. Die Wirkung empfindet, wer sie betet, mit sich trägt oder auch sich auflegt; auch am Abend werden sie gebetet, denn Segen werden insbesondere am Morgen und Abend gesprochen. (Grimm Myth. Nachtr. zu 1023).

Die Anwendung der Segen bezeichnet das Volk mit „ansprechen“, „prauchen“, auch „wenden“, weniger volkstümlich ist „beschwören“. Derjenige, welcher „angesprochen“ oder „praucht“ wird, ist „b'schrien“ oder „anb'schrien“, auch in besonderen Fällen „verneidet“. Vgl. Grimm Myth. 864. 1027 und Nachtr.

In den Anmerkungen werde ich auf die verwandten Fassungen der wichtigsten Segensammlungen kurz verweisen, um damit den Zusammenhang dieser Volkssegen aus dem Böhmerwald mit denen vieler anderer deutscher Länder anzudeuten und für eine eingehende wissenschaftliche Behandlung näherzurücken.

I. Heilsprüche für Menschen und Tiere.

A. Gegen äussere Krankheiten.

1. Gegen Weren[1] am Auge.

(aus Krummau und vielen andern Orten des Böhmerwaldes).

Man macht dreimal den folgenden Spruch und fährt jedesmal mit der Faust über das Auge.

Weren, Weren, — Lass dich scheren,
Oder ich scher' dich — Mit einer Trogscheren[2]!

Statt der Drohung mit der Trogscheren nehmen die Leute auch einen Löffel und fahren damit dreimal über die Weren, wobei sie jedesmal den Spruch machen.

Oder noch kürzer in einem ähnlichen Falle:

Wer etwas im Auge hat, der spreize mit den Fingern das andere Auge auf und spucke dazu aus, so geht der fremde Gegenstand heraus.

2. Gegen Blattern in den Augen (aus Salnau).

Man spreche:

Was traget die Mutter Gottes auf ihren Armen? —
Das liebe Jesulein, welches die Blattern vertilgen und vernichten kann!

Darauf verschwinden die Blattern.

1) Weren = Blutgeschwür im Augenliede, sogenanntes Gerstenkorn. Schmeller, Bayr. Wörterb. II, 1002.

2) Trogscheren = Schereisen, womit der Bäcker den Trog ausscharrt; scheren von scherren. Schm. I, 451 und 52.

3. Gegen Zitteroch (Flechte) (aus Wallern).

Man mache auf die Stelle, wo dieser Hautausschlag ist, dreimal mit der geöffneten Spanne von Daumen und Zeigefinger das Kreuz, wobei man die Hand jedesmal so dreht, dass die Linie zwischen Daumen und Zeigefinger nach der Drehung in Kreuzform zu stehen kommt. Dazu spricht man:

Unsern Herr Gott seine heilige fünf Wunden
Haben nicht geeitert und nicht geschwiert.
Es helfe Gott Vater, Gott Sohn und Gott hl. Geist.

Darauf bläst [1]) man dreimal in derselben Kreuzform über die Stelle weg. Das ist aber beim abnehmenden Mond [2]) zu machen, und zwar dreimal übern Tag, d. i. jeden andern Tag; auch darf man sich in dieser Zeit nicht nass machen.

Gegen „Ziedra“ [3]) (aus Christianberg).

Zitteroch spricht das Volk auch Ziedra. Wer an Ziedra leidet, benetze den Zeigefinger der rechten Hand mit Fensterschweiss (d. i. mit dem Feuchten angelaufener Fenster) und fahre an der Aussenseite der Flechte rund herum und spreche dazu:

Wilder Ziedra, wilder Ziedra, wilder Ziedra! — Mach dich nicht breit, — Die Juden essen am Freitag Fleisch [4]), — Und wenn sie keins haben, — So essen sie dich zusammen.

Dann mache man über die Flechte von oben herab 8 Kreuzzeichen und spreche dazu: Im Namen u. s. w.

4. Gegen Krätze (aus Mugrau).

Man gehe bei mondheller Nacht ins Freie und lasse den Mond auf die Hand scheinen. Dazu sagt der Besprecher:

Was ich sehe, das ist Sünde, — Was ich greife, das verschwinde!

Er fasst dabei die Hand des Krätzigen, betet einige Vaterunser, zuletzt: Im Namen u. s. w.

5. Gegen die Warzen (aus verschiedenen Orten).

Der Besprecher nimmt ein Stück Speck und schmiert unter folgendem Spruch damit die Warzen ein:

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit schmiere ich euch ein. Entfernet euch im Namen u. s. w. Amen.

Das Schmieren hat bei abnehmendem Mond zu geschehen. Nach dem Schmieren gräbt er das Stück Speck unter den Dachtraufen des Hauses ein. Sowie der Speck verfault ist, müssen auch die Warzen verschwunden sein.

Von manchen Leuten wird das Stück vorerst in Erbsen gesotten und dann geschmiert.

Man reibt die Warzen auch mit dem Totenbein eines Menschen, legt es an demselben Ort, wo man es aufgenommen, wieder nieder und geht, ohne nach demselben umzuschauen, davon, so verschwinden die Warzen.

1) Der Hauch des Mundes hat heilende Kraft, vgl. Gr. Myth. Nachtr. zu 973. A. Birlinger, Aus Schwaben, 1, 441. Zs. f. deut. Myth. IV, 118—19, 416, 973.

2) Zunehmender sowohl als abnehmender Mond gelten als heilbringende Zeit, vgl. Gr. Myth. 595—96. Kuhn, Westf. Sag. II, 192.

3) Vgl. Schm. II, 1164. Gr. Myth. Nachtr. zu 971.

4) Vgl. Schönwerth III, 267, 26. Birlinger, Aus Schwaben I, 446.

Eine andere Formel gegen die Warzen:

Hörst du für einen Verstorbenen Begräbnisläuten, so stelle dich an ein fliessendes Wasser, wasche jene Stelle, wo du die Warzen hast, und sprich dazu:

Jetzt läutet man zu einer Leich', — Und was ich wasch, das weich'!
Im Namen u. s. w. Amen.

Oder man zähle auch an einem Freitag, wenn der Mond abnimmt, die Warzen bei Menschen oder beim Vieh und mache dann in einen Zwirnfaden so viele Knoten, als vorher Warzen gezählt wurden. Darauf zähle man von der betreffenden Zahl an rückwärts bis 0 und grabe dann den Zwirnfaden unter der Dachtraufe ein. Sowie er verfault ist, sind auch die Warzen verschwunden.

Vgl. Panzer, bayr. Sagen 2, 305. E. Meier, Schwäb. Sagen, S. 518. Zs. f. deut. Myth. IV, 115.

6. Gegen den Wurm am Finger (aus Höritz).

Beschwörungsformel.

Wurm, ich beschwöre dich bei dem heiligen Tag!
Wurm, ich beschwöre dich bei der heiligen Nacht!
Wurm, ich beschwöre dich bei den fünf Wunden!
Wurm, ich beschwöre dich bei den heiligen drei Nägeln Christi!
Wurm, ich beschwöre dich bei der Kraft Gottes!
Du seiest gleich grün, blau, weiss, schwarz oder rot,
Dass du liegest in dem Finger tot.
Das sei dir zur Busse gezählt!
Im Namen u. s. w.

Diese Formel ist dreimal zu sagen und bei jedem der höchsten Namen über den wehen Finger hinwegzublasen [1]).

Vgl. MSD[2] XLVII, 2 und Anm. E. Meier, Sagen No. 464. 465. Grimm Myth. 968 und Nachtr. zu 967 und 1043 und Anh. XV., XXVIII., XXIX. Kuhn in Zs. f. vergl. Sprachforschung XIII, 135 f. Birlinger, Aus Schwaben I, 444—45, 461.

7. Gegen starke Blutung, das Blut zu stillen.

Man halte mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Blutung ab und spreche dreimal nacheinander:

Blut rinn und rinn nimmer — Unser Herr Gott ist gestorben und stirbt nimmer.
Glückselige Wunden, — Glückselige Stunden,
Glückselig und heilig ist der Tag, — Wo die hl. Jungfrau Jesum Christum geboren hat.

Darauf ein Vaterunser und das Kreuzzeichen über die Wunde: Im Namen u. s. w. Amen.

Andere Formel, dreimal zu sprechen:

Es sind drei glückselige Stunden in diese Welt gekommen. In der ersten Stund' ist Gott geboren, in der andern Stund' ist Gott gestorben, in der dritten Stund' ist Gott wieder lebendig worden. Jetzt nenne ich die drei glückseligen Stunden und stille dir N. N. damit das Gliedwasser und das Blut, dazu heile ich dessen Schaden und Wunden. Im Namen u. s. w.

Vgl. MSD[2] IV, 6. XLVII, 1 mit Anm. S. 460 f. Grimm Myth., Anh. XXXII. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt, II, 4 S. 163. Schönwerth III, 234—35. Kuhn WS. II, 197 f. A. Birlinger, Aus Schwaben I, 442.

1) Vgl. I. A. 3.

Auch gegen Nasenbluten

spricht man in Polletitz:

Blut rinn und rinn nimmer,
Unser Herr Gott ist g'storben und stirbt nimmer.

8. Gegen Schwieren von Schnittwunden (aus Mistelholz).

Wenn man sich eine Schnittwunde beigebracht hat, so halte man sie mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zu und spreche:

Glückselige Wunden, — Glückselige Stunden,
Glückselig und heilig ist der Tag, — Wo die hl. Jungfrau Jesum Christum geboren hat.

Darauf bete man ein Vaterunser und mache mit dem Daumen über die Wunde einmal das Kreuz: Im Namen u. s. w. Amen.

Vgl. E. Meier, Sagen aus Schwaben I, 526. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 9. S. 359, 4.

Andere Formel (aus Höritz):

Heilsam ist die Wunde,
Heilsam ist die Stunde,
Dass nicht geschwiert und nicht gebiert [1]),
Bis die Mutter Gottes ihren ersten [2]) Sohn wieder gebiert.
Im Namen u. s. w.

9. Gegen Geschwulst gewisser Körperteile (aus Lagau).

Es war eine Jungfraun, — Die wollte eine Geschwulst beschaun.
Sie ist heiss, — Sie sticht heiss.
Geschwulst steh still, — 'S ist Gottes Will'.

Man mache über die Geschwulst drei Kreuzzeichen und spreche dazu: Im Namen u. s. w.

Vgl. Grimm Myth. Anh. XXXII. Kuhn WS. II, 212. Aus Schwaben I, 469. In Zs. f. Volkskunde v. Veckenstedt II, 4 S. 162, 5 werden drei Jungfrauen genannt.

Dazu stimmt mehr eine andere Formel aus Pramhof (bei Hohenfurt) gegen Harnwinde, die lautet:

Es sitzen drei Jungfrauen auf einem Marmorstein,
Die eine spinnet grob, die andere fein,
Die dritte spinnt ein Inwindel [3])
Fürs Harnwindel.
Es helfe dir Gott Vater u. s. w.

Diese Formel ist dreimal zu sprechen und auf Menschen und Tiere anzuwenden.

Vgl. zu drei Jungfrauen auch: Birlinger, Aus Schwaben I, 447.

---

1) Der vorletzte Vers scheint verderbt. Er soll wohl lauten:

„Dass nicht geschwillt und nicht geschwiert",

aber auch die ganze Formel scheint gekürzt, vergleiche Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 9 S. 359, 4. Kuhn WS. II, 197 und 214. Birlinger, Aus Schwaben I, 442.

2) In einem Aargauer Segen von Rochholtz in Zs. f. deut. Myth. IV, 114 heisst es am Schlusse:

„wo die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn gebären mag",

während der übrige Teil des Segens gänzlich abweicht.

3) Einwickeltuch.

Gegen Geschwulsten

sagt man in Polletitz:

Schaden, du sollst nicht schwären, haben unseres Herrgotts Wunden auch nicht geschwärt.

Wer an Harnwinden leidet, was bei den biertrinkenden Bauern im Böhmerwald häufig der Fall ist, nimmt ein Messer vom Tische und verlässt damit die Stube. Draussen macht er mit dem Rückenteil des Messers über den massgebenden Körperteil dreimal das Kreuzzeichen und er ist geheilt. Sehr häufig in Anwendung.

Vgl. Schönwerth III, 254.

„Ung'send“ [1]) (Entzündung)

wird in Kuschwarda folgendermasse besprochen:

Der Besprecher macht ein Kreuz über das Ung'send, betet einige Vaterunser und sagt nach jedem: „Unseres Herrgotts heilige Wunde am . . . . (hier wird der entzündete Körperteil genannt) war früher auf der Welt als das Ung'send“.

10. Gegen Frôsch [2]) (Auswuchs im Gesicht oder am Hals bei Menschen oder Tieren) (aus Mistelholz).

Frôsch kriech aus! Gott gebs, dass du nicht länger bleibst, bis hinter der Essenszeit. Im Namen u. s. w.

11. Gegen Schâl [3]) (Drüsengeschwulst). Beim Vieh anzuwenden, aus Mistelholz.

Wenn eine Drüse beim Vieh aufzubrechen droht, so holt man eine Schindel vom Dache und streicht [4]) damit stark über die Schâl und spricht:

Schâl vergeh und brich nicht auf, da dir die Schindel vom Dach genommen ist und dir berieben! So helfe dir Gott u. s. w. ohne Amen.

Ein Vaterunser, dann wirft man die Schindel in das Feuer.

Über Vernichtung der Schindel vgl. Gr. Myth. 1040 und I. B. 8 gegen Nervenfieber. Über die Heilkraft des Feuers vgl. Gr. Myth. 975.

12. Gegen das Boanwâchs [5]) (harte Beule). Beim Vieh anzuwenden, aus Mistelholz.

Hat ein Tier durch einen Schlag auf einen Knochen ein Boanwâchs davongetragen, so ziehe man aus der Mauer einen Stein (wie gegen Pinkel), oder noch besser nehme man einen gefundenen Eisenring oder irgend ein Stück Eisen, das etwa auf dem Felde vom Pflugsee (Spitze) ans Tageslicht befördert wurde [6]), und reibe damit das Boanwâchs, sprechend:

Boan wachs und wachs nimmer,
Unser Herr Gott ist gestorben und stirbt nimmer.

---

1) Ung'send = Ungesund, im mhd. stm. = Krankheit; das Verwundetsein. Bei Schmeller II, 307.

2) Bei Schmeller in dieser Bedeutung nicht zu finden, dürfte von der Ähnlichkeit zwischen dem Tiere und solchem Auswuchs hergenommen sein.

3) Vgl. Schmeller II, 394 und Lexer Mhd. W. II, 638 f., aber nicht in dieser Bedeutung; wohl von der Ähnlichkeit zwischen Schale und solcher Geschwulst hergenommen.

4) Vgl. Gr. Myth. 975: Viel vermag streichen und binden.

5) Vgl. Schmeller II, 838: Beinwachs = geschwulstiger Auswuchs der Knochenmasse. DWb. I, 1386, 1388.

6) Schönwerth III, 255.

Darauf mache man mit dem Stein oder Eisen das Kreuzzeichen darüber und bete ein Vaterunser. Den Stein steckt man wieder in die Mauer [1]), das Eisen aber wickelt man in Leinen und steckt es wieder in die Tasche, denn das soll niemand sehen.

Vgl. MSD[2] IV, 7.

13. Gegen Pinkel [2]). Beim Vieh anzuwenden. Aus Lagau.

Wenn ein Ochs oder ein Rind pinkelartige Anschwellungen hat, so lege man die Hand verkehrt auf den Pinkel und spreche:

Gott von Gott,
Sei Gott,
Herr Himmel und der Erde!

Darauf bete man fünf Vaterunser unter dem heitern Himmel, und zwar so im Monat viermal. Fürs zweite: Nehme man einen Schupfenstein aus der Mauer, wo das nämliche Stück Vieh angebunden ist, und umfahre den Pinkel dreimal, schliesslich stecke man den Stein wieder hinein, wo man ihn herausgezogen hat und bete drei Vaterunser und Avemaria. Dies soll im Monat viermal geschehen.

B. Gegen innere Krankheiten.

1. Gegen Würmer im Leibe (aus Höritz).

Petrus und Jesus fuhren auf den Acker, ackern drei Furch, ackern auf drei Würmer. Der eine ist weiss, der andere ist schwarz, der dritte ist rot: Hiermit sind dem N. N. alle seine Würmer tot. Im Namen u. s. w.

Diese Formel ist dreimal zu sprechen.

Vgl. MSD[2] IV, 5. XLVII, 2 und S. 466. E. Meier, Sagen No. 464. 465. Über den erzählenden Eingang dieses Segens vergleiche hier u. a. a. O. Grimm Myth. 1042 und Nachtr.; besonders vergleiche auch Anh. XLIII, wo sich gegen Wurm am Finger fast dieselbe Fassung wie hier findet. Schönwerth III, 250 bis 251. Kuhn WS. II, 207. Zs. f. deut. Myth. IV, 111—12. Birlinger, Aus Schwaben I, 444—45, 459.

2. Gegen Kolik (aus Höritz).

Ein alter Schurrenkopf [3]), — Ein alter Leibrock,
Ein Glas voll Rautenwein, — Bärmutter [4]) lass dein Grimmen sein!
Im Namen u. s. w.

Die Formel ist dreimal zu sagen.

3. Gegen Zahn- und Kopfschmerzen [5]) (aus Höritz).

Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, dass du aus des N. N. Leibe

1) Kuhn, WS. II, 194.

2) Vgl. Schmeller I, 394: Pinkl = Geschwulst.

3) Vgl. Zs. f. deut Myth. IV, 109, wo in derselben Fassung „schorenschopf“ = Düngerstätte überliefert ist. Vgl. auch E. Meier, Sagen No. 481.

4) Vgl. Gr. Myth. 969 und Zs. f. deut. Myth. IV, 109.

5) Vgl. Gr. Myth. Nachtr. zu 970. Birlinger, Aus Schwaben I, 448.

gehest und ihm so wenig schadest, als es Christus dem Herrn am heiligen Kreuze geschadet hat. Das befiehlt dir Gott Vater, Sohn und heiliger Geist.

Diese Formel ist dreimal zu sprechen.

4. Gegen den Rotlauf (aus Höritz).

Ich ging durch einen roten Wald, und in dem roten Wald, da war eine rote Kirche, und in der roten Kirche, da war ein roter Altar, und auf dem roten Altar, da lag ein rotes Messer. Nimm das rote Messer und schneide rotes Brot! Im Namen u. s. w.

Zum erzählenden Eingang vergleiche I. B. 1. Zu Brotmesser Gr. Myth. Anh. XXXVI. Zu rot Gr. Myth. 982 und 967 und Nachtr. Kuhn WS. II, 209. Dieselbe Fassung siehe in Zs. f. deut. Myth. IV, 104. Birlinger, Aus Schwaben I, 446.

Eine andere Formel:

Unsere liebe Frau geht über eine grüne Wiese, begegnet ihr eine rote Rose. Wo gehst hin? Geh aus dieser Person! Geh auf hohe Bühel und Berge, auf hohe Roan und Dorn und ins rinnende Wasser! Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. 975 und 1041—42 und Nachtr. zu 1042.

Eine andere Formel aus Polletitz:

Einst ging der Herr Jesus auf einer grünen Wiese umher. Es begegnete ihm eine rote, blaue und weisse Rose. „Wo gehst du, blaue, weisse und rote Rose hin?“ „In den Kopf des N.“ „Was wirst du dort machen?“ „Stechen, brennen und brechen“. „Lass seinen Kopf in Ruh, geh auf die Berge und Felsen und in die Thäler und Wälder. Dort breche, steche und brenne! bis du damit zuende bist, wird unterdessen der jüngste Tag.

Vgl. zu drei Rosen: Birlinger, Aus Schwaben I, 443.

5. Gegen Schwindel und Schwinden (aus Mistelholz).

Helfe unser Herr! Seine Wunden haben nicht geschwiert und nicht geeitert.

Fleisch und Blut,
Haut und Bein
Steh wie Stein!
Helfe Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!

Vgl. Grimm Myth. Bemerkung zum 2. Merseburger Zauberspr. 1030 und Nachtr. Birlinger, Aus Schwaben I, 442.

Oder die Formel:

Schwindbein, streich dich mit dem Schienbein!
Wenn du nicht gleich ausgehst,
So streich ich dich mit dem Schienbein!
Helfe Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!

Oder die Formel:

Schwindel, Schwindel, du thust schwindeln, — Du sollst aber nicht schwindeln!
Du hast Fleisch und Blut, — So wie unser Herrgott in' Himmel fahren thut.
Im Namen u. s. w. ohne Amen.

6. Gegen die englische Krankheit (aus Höritz).

Im Namen u. s. w.

Unterwuchs [1]), Auswuchs, Herzgesperr [2]), englische Krankheit geh von dem N. N. weg, wie Christus von seiner Krippe gegangen ist. Nun weiss ich für gewiss, dass du wieder gesund wirst. Jesus gab dem Petrus solche Macht, dass der lahme Bettler Lazari ward wieder gesund und gerade.

7. Gegen den kalten Brand (aus Höritz).

Christus, der Herr, ging über Land. Es begegnete ihm ein kaltes Gesicht. Christus der Herr sprach: „Wo willst du hin, kaltes Gesicht?“ Das kalte Gesicht sprach: „Ich will in den Menschen fahren.“ Christus der Herr sprach: „Was willst du in dem Menschen thun?“ „Sein Bein brechen, — Sein Fleisch essen, — Sein Blut trinken“. Christus der Herr sprach: „Kaltes Gesicht, das sollst du nicht thun! Erbsen musst du brechen, — Kieselsteine musst du essen, — Aus einem Brunnen musst du trinken, — Darin musst du versinken [3])!“ Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. 1042. Nachtr. zu 1043. Wolfsthurner Segen oben S. 173. Kuhn WS. II, 203. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 4 S. 161, 2: „Unser lieber Herr Jesus Christ ging über Land“ . . . ebenda S. 162, 6. 5 S. 200, 9. Auch der Hohenfurter Feuersegen, vgl. Zs. f. d. A. beginnt: „Unser Herr Jesus Christus gieng vber landt, — Er trueg ain prinnenten prandt — in seiner handt“ . . . . vgl. Gr. Myth. Anh. XXIV. Vgl. auch Aus Schwaben I, 448—49 (Gichtsegen), 443, 459, 463.

8. Gegen Nervenfieber (aus Rosenberg).

Der Besprecher schreibt auf ein Stückchen reines, noch ungebrauchtes Papier folgende Worte:

Das Fieber und der Schuss — Senke sich in den Fluss!
Die Schmerzen und die Pein, — Sollen heraus und nicht hinein!
Im Namen u. s. w. Amen.

Dieses Papierstück bindet [4]) er dann dem Kranken an einem noch ungebrauchten Zwirnfaden um den Hals. Dasselbe hat er 9 Tage lang so zu tragen, am 10. aber nimmt er es ihm ab und trägt es früh vor Sonnenaufgang in ein fliessendes Wasser [5]). Da wird die Krankheit gut verlaufen.

9. Gegen Fraisen (aus Hohenfurt, Polletitz).

Ich verdanke diese Formel meinem Freunde Prof. A. Gstirner in Krummau, ebenso den Reisesegen. Beide stammen aus der Hohenfurter Gegend.

Im Namen u. s. w. Amen.

Das wolle Gott der Herr Jesus Christus heut auf diesen Tag, auf dass ich alle siebenundsiebenzig Frais töten möge (mag?). Ich töte durch Gottes grosse

1) Wohl dasselbe wie „unterwachs“ in Zs. f. deut Myth IV, 108 gleich Unterwachsensein (scrophulöse Anschwellung der Rippen). In der That hat eine zweite Fassung aus Polletitz die Lesung „Unterwachs“.

2) Vgl. Gr. Myth. 970—71 und Nachtr.

3) Zu diesen Reimen und versinken im Wasser vgl. Gr. Myth. 978. Zs. f. Volkskunde v. Veckenstedt II, 4 S. 161, 3 und insbesondere Zs. f. deut Myth. IV, 106.

4) Vgl. streichen und binden. Gr. Myth. 975.

5) Vgl. Gr. Myth. 1040. Zu „vor Sonnenaufgang“ vgl. Anh. XXXV. Zu 9 Tage um den Hals tragen vgl. Zs. f. Volksk. von Veckenstedt II, 9 S. 362.

Macht, den heiligen Namen Christi alle siebenundsiebenzig Frais; reissende Frais, rote Frais, abdorrende Frais, zitternde Frais, kalte Frais, fallende Frais, geschwollene Frais, spritzende Frais, stille Frais, schreiende Frais, wütende Frais, schwitzende Frais, gestossene (stossende) Frais . . . . . Ich wende dirs N. N. durch Gott den Herrn Jesu Christi und durch seine heilige fünf Wunden. Ich wende dirs N. N. durch sein heiliges Sakrament. Ich wende dirs N. N. durch Gott, unsern Herrn Jesu Christi seine heilige Hände und Füsse. Ich wende dirs N. N. durch seine heilige Pforten des Himmels. Aus der Gnade Gottes Geschöpfe, durch den lieben Namen Jesu Christi, dass ich euch verbiete (ich gebiete) alle siebenundsiebenzig Frais!

Ich wende dirs N. N. durch alle Berg und Thal.
Und durch die fliessenden Wasser ab,
Auf dass der Leib ruhen und rasten mag
Bis auf den jüngsten Tag,

Darin unser lieber Herr Jesu kommen wird und auferwecken die Lebendigen und die Toten durch die Verdienste, da er sein heiliges Haupt geneigt und seinen Geist aufgegeben. Das helfe dir N. N. Gott der Vater, der dich erschaffen hat, und der Sohn, der dich erlöset hat, und Gott der heilige Geist, der dich in der Taufe geheiliget hat. Amen.

Zu siebenundsiebenzigerlei Krankheit vergleiche Kuhn in Zs. f. vergl. Sprachforschung XIII, 128.

10. Gegen Gicht (aus Krummau).

Der Besprecher fasst die rechte Hand des Kranken und spricht, indem er ihn beim Namen nennt:

N. N. ich begreife deine rechte Hand in Gott des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Da wird dir gewendet mit dem gekreuzigten Heiland.

N. N. ich begreife deine Gicht, die Markgicht, Beingicht, Adergicht, Blutgicht, Fleischgicht, so wirst du gewendet werden durch Jesum Christum.

N. N. glaube du, dass Christus am Kreuze gestorben ist Glaube du N. N., dass er die dornene Krone auf seinem heiligen Haupte trug und mit einer Lanze gestochen wurde. Er trug das schwere Kreuz, fiel dreimal auf sein Angesicht, wurde mit drei Nägeln geschlagen. So begreife N. N. diesen Schmerz! Welchen Schmerz, welchen Schmerz empfand er! Wie du in deiner Markgicht . . . . . Fleischgicht, so wirst du gewendet werden.

Wie Petrus und Johannes kamen vor die Tempelthüre, da sass einer an dem Wege, welcher sprach: „Brüder, erbarmet euch meiner!“ Da sprach Johannes: „Was willst du, dass ich gebe?“ Petrus sprach: „Geld und Gut habe ich nicht, steh auf in Jesus Namen!“

Im Namen u. s. w.

Zu den verschiedenen Gichtarten vergleiche Gr. Myth. 967 f. und Nachtr. Birlinger, Aus Schwaben I, 448—49.

Eine andere Formel gegen Gicht (aus Höritz).

Im Namen u. s. w.

Ich N. N. beschwöre dich Gesicht oder Gicht bei den heiligen fünf Wunden und beim unschuldigen Blut meines Herrn Jesu Christi, welches aus seinen heiligen fünf Wunden uns Menschen auf Erden zu Gott geflossen ist. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich Gesicht oder Gicht beim jüngsten Gericht und beim bittern

Urteil, das Gott über alle Menschen und Sünder und Sünderinnen erteilt, dass du mir am Gehirn, an den Augen, an den Schultern, am Rücken, am Herzen, an den Lenden, an den Waden, an den Füssen, an den Zehen und an allen Gliedern meines ganzen Leibes (nicht schadest). Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich Gesicht oder Gicht durch die drei Nägel, welche Jesu Christo durch seine heiligen Hände und Füsse geschlagen worden, bei den Heiligen, die auf beiden Seiten des Kreuzes unseres Erlösers Jesu Christi bei seiner Kreuzigung standen, nämlich der seligsten Jungfrau Maria, des heiligen Johannes und aller Heiligen, die bei der Kreuzigung unseres Herrn Jesu Christi zugegen waren. Im Namen u. s. w.

In diesem Vertrauen hoffe ich, Gott werde von mir durch die Fürbitte der heiligen Barbara, wenn es zu meinem Seelenheile erspriesslich ist, die Gicht abwenden und alles Gute erteilen. Ach, ich bitte dich, o gütigster Herr, dass du mich von dieser Krankheit des Gesichtes oder Gichtes erlösest.

Ich bitte dich durch die Stricke, Bande und Nägel, mit welchen unser Erlöser gefangen, gebunden und an das Kreuz genagelt worden, dass er im Namen u. s. w. seinen Martern zu Liebe mir und allen Menschen diese Gnade verleihe. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich Gesicht oder Gicht, dass du abweichest bei der göttlichen Liebe (?) im Himmel und auf Erden. Im Namen u. s. w.

Es weiche von mir jede Art dieser Krankheit, es sei das kalte Gicht, das laufende Gicht, das brennende Gicht, das reissende Gicht, das tobende Gicht, das fliegende Gicht, das Lendengicht, das Seitengicht, die siebenundsiebenzig Gichter, dass sie mir an meinem ganzen Leib nicht schaden. Dazu helfe mir die göttliche Kraft, mit welcher Jesus Christus seinen Martertod am Kreuze gelitten, in seinem Grabe, in welchem er selbst gelegen und von da glorreich erstanden ist und das menschliche Geschlecht erlöset hat. Liebster Herr und Heiland! Mache mich gesund an Leib und Seele! Das werde wahr! Im Namen u. s. w.

Wer ein Gesicht oder Gicht hat, der komme und wende sich zur Rückerinnerung des Lebens Jesu Christi und an den Namen Jesus Nazarenus Rex Iudaeorum.

Wer es liest oder gelesen hat, er sei unser Feind oder Freund, Bruder oder Schwester, und dieses Gebet bei sich trägt und sich nach dem Inhalt desselben einrichtet, wird von Gesicht oder Gicht befreit und keineswegs davon befallen werden.

Denn der nächtlichen Tod am Stamme des Kreuzes gelitten hat, war unser liebster Herr Jesus Christ. Dieser ist der Herr Himmels und der Erde. Er würdigt sich uns zu helfen und das Gesicht oder Gicht von uns abzunehmen, dass wir es nicht bekommen oder uns gänzlich zu bewahren. Man bete, solange man lebt, alle Tage zu Ehren des geliebten Jesu Christi fünf Vaterunser und fünf Avemaria nebst dem Glauben.

Vgl. Grimm Myth. Anh. S. 497. XIII.

Eine andere Formel gegen Gicht (aus Mistelholz),

die aber mehr nur in der Form als im Inhalte von der vorausgehenden verschieden ist:

Im Namen u. s. w. ohne Amen.

Ich beschwöre dich du Gesicht oder Gicht bei dem unschuldigen Blut unsers Herrn Jesu Christi. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich du Gesicht und Gicht bei dem bitteren Ort, bei dem

jüngsten Gericht, dort werden alle Sünden erteilt (verurteilt) werden. Ich beschwöre dich du Gesicht und Gicht durch die Stricke und Banden. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. bei den heiligen fünf Wunden, die der Herr Jesu Christ für mich und dich empfangen hat. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. durch die Kraft des heiligen Grabes, wo der Herr Jesus Christus selber darinlag. Im Namen u. s. w.

O gütiger Herr, ich bitte dich, du wollest dich nicht weigern, wollest ihn erlösen von dieser Krankheit, von der kalten Gicht, von der laufenden Gicht, von der brennenden Gicht, von der reissenden Gicht, von der fliegenden Gicht, von den sieben Gichten, von den siebenundsiebenzig Gichten. Liebster Heiland und Herr mache ihn gesund an Seel und Leib! Das werde wahr! Im Namen u. s. w.

Man zähle nun von 77 zurück bis 0. Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht durch Christi Geburt. Ich beschwöre dich du Gesicht und Gicht durch die heilige Wandlung. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht durch dein Kreuz und Marter, so Jesus Christus auf Erden ausgestanden hat. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht bei den Nägeln, die Jesus Christus durch seine heiligen Hände und Füsse durchgeschlagen wurden. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht und Gicht durch dein heiliges Kreuz und durch die Fürbitte der seligsten Jungfrau Maria und des seligsten Johannes, und alle, die bei dem heiligen Kreuz gestanden sind, wollen dich erlösen von dieser Krankheit, von der kalten Gicht, von der laufenden Gicht, von der brennenden Gicht, von der reissenden Gicht, von der fliegenden Gicht, von den sieben Gichten, von den siebenundsiebenzig Gichten.

Ich beschwöre dich, du Gesicht oder Gicht bei dem Sohn Gottes und bei der heiligen Wandlung unsers Herrn Jesu Christ, bei den heiligen fünf Wunden unsers lieben Herrn Jesu Christ. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre dich, du Gesicht oder Gicht bei dem jüngsten Gericht, bei dem lebendigen Gott, dass Gott sein heiliges Leiden wegen uns Menschen auf Erden litt. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. bei den Martern unsers Herrn Jesu Christ. Ich beschwöre u. s. w. bei den vier Menschen, die auf Erden standen, als die wahre Mutter Gottes Maria samt Elisabeth, samt Johannen und Jakoben. Die sprachen zusammen, weil unser lieber Herr Jesu gefangen, gebunden, gegeisselt, gekrönt, mit drei Nägeln an das schwere Kreuz geschlagen worden ist, darum stirbt er für uns Sünder und Sünderinnen und für die ganze Christenheit. Im Namen u. s. w.

Ich beschwöre u. s. w. durch die Kraft Gottes, die du im Himmel und auf Erden hast, dass die Gesicht und Gicht ihr keinen Schaden mehr thut an Augen, Zähnen, Kopf, Händen und Füssen, Schultern und Lenden, Bauch und Rücken, und alles, das auf Erden ist, kommt zu dir um Hilfe. Im Namen u. s. w.

Eine kurze Formel gegen Kaltvergift (Kaltgicht)

ist in Polletitz im Gebrauch:

Jesus ging aus auf allen Wegen und Strassen, es begegneten ihm 77 Gichten und das Kaltvergift. Jesus sprach: Stehet still und gehet aus!

Noch eine Formel aus Polletitz gegen Gicht:

Ich lege meine sündige Hand auf deinen Leib und spreche dich mit dem Wort Gottes an durch Jesum Christum sein schweres Kreuz, durch die eisernen Nägel, durch seine Schmerzen, dass N. diese Schmerzen ganz vergehen, Schwindel und

kalte Gicht, und gleich aufhören, wie die Steine zu wachsen nach Christi Geburt aufgehört haben. Ich spreche dich (Gicht) von Fleisch und Blut, von Mark und Bein hinweg, weiter lass ich dich nicht. Du musst dich verlieren auf ewige Zeit, wie sich der Teufel nach der Auferstehung Christi verloren.

Eine andere Formel gegen Gicht und Rheumatismus (aus Krummau).

Wer an Gicht oder Rheumatismus leidet, gehe 3 Tage nacheinander am Morgen vor Sonnenaufgang zu einem Holunderbaum [1]) und spreche, während er ihn anfasst:

Holunder, ich habe die Gicht, — Und du hast sie nicht.
Nimm mir sie ab, — Dass ich sie nicht hab'!
Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. Anh. XLIV.

Oder man gehe im Frühling vor dem Aufgang der Sonne zu einem Baum, ergreife einen seiner Äste mit der rechten Hand [2]) und spreche dazu:

Nimm von mir alle schwere Last,
Das Reissen, Schwinden und die Gicht;
Dies alles sollst du haben und ich nicht.
Das zähle ich mir zu gute [3]).
Im Namen u. s. w.

Vgl. Gr. Myth. Nachtr. zu 1043.

11. Gegen Augstall [4]) (Blähen) beim Vieh (aus Mistelholz).

Gegen diese beim Vieh häufig auftretende Krankheit giebt es eine ganz kurze, bequeme Segensformel, an deren Ursprung sich aber eine ganze Geschichte knüpft. Man spricht nur:

Die Ehre sei Gott dem Vater u. s. w.
Angstall vergeh, der Herr unter dem Wagen hats geschafft!

Dazu wird folgende Geschichte erzählt:

Es war schon spät in der Nacht, als einst Jesus mit Petrus in ein Haus kam und um Nachtherberge anhielt. Auf wiederholtes Bitten hin sagte der Hausherr mürrisch: „Nun schaut, dass ihr in die Schupfen hinüberkommt, und legt euch wo aufs Stroh!“ Da sagte Jesus zu Petrus, er wolle den Leuten für ihre Unfreundlichkeit einen Possen spielen. Darauf ging er in den Stall und sprach: „Alles Vieh soll voll werden!“ Dies geschah. Als nun die Leute in den Stall kamen, da sahen sie voll Entsetzen, dass alles Vieh stark angelaufen war, und sie erhoben darob ein unsägliches Jammern und Weinen. Das rührte den mitleidigen, weichherzigen Petrus so, dass er vor seinem Herrn auf die Knie niederfiel und bat, er möge sich doch der Unglücklichen erbarmen. Jesus aber entgegnete, er

1) Vgl. Gr. Myth. 979 und Nachtr. zu 1015. Kuhn WS. II, 205. Zs. f. deut. Myth. IV, 107.

2) Vom Übertragen der Krankheiten auf Bäume vgl. Gr. Myth. 979. Kuhn WS. II, 205.

3) Zu gute gleich wie zu busse (zur Heilung, zur Besserung), vgl. Gr. Myth. 866. Anh. XXX. In einem Hohenfurter Segen heisst es: „buzzet mir des riten“ . . . . „tv du des riten bvz“ (Zs. f. d. A.). Vgl. auch die Formel unter II. 4 und I. 6.

4) Vgl Schmeller Bayr. Wb. I, 50. II, 747 und 749: Rinderkrankheit, aber anderer Art als hier.

solle sie nur eine Zeitlang jammern lassen. Als der Jammer aber immer grösser wurde und Petrus abermals den Herrn bat, da gab Jesus dem Drängen endlich nach und sprach zu Petrus: „Geh hinein in den Stall und sprich: Augstall geh weg, der Herr unter dem Wagen hats geschafft!“ Petrus that, wie ihm der Herr befohlen hatte, und alles ward sofort wieder gesund.

Eine andere Fassung erhielt ich aus Pramhof, wonach Christus als Wanderer verkleidet bei einem geizigen Bauer um Nachtherberge ansucht, und in den Hof unter einen Wagen verwiesen wird. Das Vieh wird in der Nacht krank, der schlecht behandelte Wanderer wird in der Not befragt und rät folgenden Spruch an:

Augstall geh von dem Rind, — Der Herr hat's befohlen,
Der unter dem Wagen liegt, — Auf dem rauhen Ranzen,
Auf dem rechten Ohr. — Es helfe dir Gott Vater u. s. w.

Als der Bauer über jedes Rind diesen Spruch gemacht hatte, verschwand die Krankheit, welche keine andere war als Augstall. Der Segen kann von einem Mitglied des Hauses vorgenommen werden, besser ist es aber, wenn dies ein Fremder besorgt.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Malsching).

Man spricht dreimal Christus . . . . . .

Christus ist gehauen worden, Christus ist gefunden (?) worden, Christus ist geschlagen worden, ist mit einem scharfen Schwert durchstochen worden, und rann nichts heraus als Wasser und Blut. Sind 77 Augstall für das Rauschet, für das Reisset, für das Rennet und für Blutaugstall. Es helfe dir Gott Vater u. s. w. ohne Amen.

So oft man diese Worte gesprochen hat, betet man ein Vaterunser und Ave Maria.

Vgl. Gr. Myth. Anh. XXXVIII. Joseph und Gardian gegenüber Jesu.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Mistelholz).

Dazu ist vor allem eine Peitschenschnur notwendig, die man zufällig gefunden hat. Wer nämlich auf dem Wege die Schnur von einer Peitsche, die ein Hirt oder Fuhrmann weggeschnalzt hat, findet, steckt sie bedächtig ein und bewahrt sie sorgfältig auf. Wenn dann ein Stück Vieh von Augstall heimgesucht wird, so holt man jene Schnur hervor und bindet damit das Tier um die Mitte des Leibes, so dass die Schnur über den Hummellucken (d. s. die Magenhöhlen) zu stehen kommt. Nun legt man auf jede Hummellucke eine Handfläche und beginnt nach abwärts zu streichen und zu reiben und, nachdem man schon vorher das Kreuzzeichen ohne Amen gemacht hat, fährt man weiter:

Hast du das Augstall von Wind und Kälte kriegt, so helfe dir die seligste Jungfrau Maria, dass das Augstall in einer Viertelstunde oder in fünf Minuten wieder vergeht. So wahr als die Osterblume gewachsen ist und ich sie gebrockt habe, so reib ich dich für das Augstall, das du jetzt von Wind und Kälte erhalten hast. So helfe dir und mir Gott u. s. w. ohne Amen Nun betet man ein Avemaria, wobei man den Schweif des Tieres dreimal nach rückwärts über den Rücken zieht.

Manche zählen auch noch von 9 zurück bis 0, wie dies beim Brocken der Osterblume geschieht (S. 198). Viele geben dem Vieh nach der Besprechung ein Brot, das mit Salz bestreut ist und worauf wieder eine Schnitte Brot gelegt ist, zu fressen. Dies geschieht besonders auch, wenn das erstemal auf die Weide getrieben wird.

Vgl. Zs. f. deut. Myth. IV, 116. 117.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Höritz)

ist auch das Zurückzählen:

Augstall giebts 77 — Augstall giebts 76 u. s. w. bis . . . ., — Augstall giebts einen, — Augstall giebts keinen.

So wird dreimal heruntergezählt, schliesslich: Im Namen u. s. w.

Oder man spricht (aus Mistelholz): Im Namen u. s. w.

Sei gegrüsst du Blümlein im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit: Im Namen u. s. w.

Augstall sind 72 (oder auch 77), — Es sind nicht 72, — Es sind nur 71 u. s. w. Es ist nicht 1, — Es ist gar keins. Im Namen u. s. w.

Eine andere Formel gegen Augstall (aus Priethal).

Auch in Priethal sucht man die Heilkraft durch Gewinnung der Dotter- oder Osterblume (Schmälzbleaml) zu erlangen (Vgl. oben S. 198). Auf die erste Dotterblume, die man im Frühjahr vor Georgi (Jurgi) sieht, muss man schnurgerade losgehen, ohne zur Seite zu sehen. Vor der Blume kniet man nieder und spricht:

Grüas di Gott, schön's Blümelein, — Wer hat di kloat (gekleidet),
Wer hat di baut (angebaut), — Wer hat di g'haut (mit dem Karst)?

Gott Vater hat di kloat, Gott Vater hat di baut, Gott Vater hat di g'haut. — Dann pflückt man die Blume und reibt damit die Hand ein bis zu den Gelenken; dadurch erhält sie die Heilkraft. Soll nun ein Tier von Augstall befreit werden, geht man unbedeckten Hauptes hin, macht über dasselbe das Kreuzzeichen und fährt dann mit beiden aneinanderliegenden Handflächen über den Rücken des Tieres hinweg zum Schweif und spricht dreimal:

Rindl (z. B. Falbl) — Wer hat dir g'schad't?
Herr oder Frau? — Dirn oder Knecht?
Kind' oder andre böse Leut? Ich treib di z'ruck in ihren Leib!

Es helfe dir Gott Vater u. s. w., (aber erst beim drittenmal) Amen.

Kleine Mitteilungen.

Volksüberlieferungen aus Eisenerz in Obersteiermark[1]).

Die wilde Jagd ('s wilde Gjoad) fährt ellbogenhoch über der Strasse daher. Der Wagen hat hohe Räder und breite klingende Achsenscheiben. Fuhrleute sind die Teufel, die Pferde kohlschwarz mit langen Mähnen, stossen Funken aus den Nasen. Auf dem Wagen befinden sich verdammte Seelen. Die Pferde sind ebenfalls Seelen. Man kann sich davor retten, wenn man sich geschwind in die rechte Wagenleise legt. Wenn sie in Wäldern hauset, hört man Fluchen und Jammern; fährt sie über Felsen herab, so bleibt eine feurige Bahn zurück. Sie lässt die Pferde öfter bei Schmieden beschlagen, wärend alle schlafen. Sie kann hausen von der Abenddämmerung bis Mitternacht. Weil sie ein Papst vor beiläufig 70 Jahren verbannte, hört man von ihr jetzt nicht mehr; doch soll die Bannung wieder einmal aufhören.

Kaiser Rotbart sitzt im Untersberge (bei Salzburg) an einem steinernen Tisch; sein Bart wächst bis zum jüngsten Tag dreimal um den Tisch herum. Ein Schafhirt fand einst den Eingang in den Berg und er sah den Kaiser von Rittern bewacht am Tische schlafen und den Bart schon zweimal herumgewachsen. Kaiser Rotbart wird den Antichrist schlagen.

Freimannsloch sei eine Höhle auf einer Alp an der Grenze von Salzburg und Steiermark, welche aber von einer Klöchachstaude (Zwergkiefer) am Eingange verborgen sei. Nur Leute, welche in gewissen Himmelszeichen geboren sind, könnten an gewissen Tagen und gewissen Stunden in das Loch gelangen. Im selben befinden sich drei Abteilungen. In der ersten ist ein sich regendes Totengeripp, in der zweiten drei Wolfshunde, in der dritten ist Freimann selbst an einem Tisch, vor sich ein grosses Schwert, um den Tisch neun Geldfässer. Wer sich vor dem Geripp nicht fürchtet, den werden die Hunde durchlassen, und wer so in die dritte Abteilung gelangt, erhält von Freimann, wenn er ihm eine rechte Antwort giebt, Geld. Benimmt er sich aber nicht so, wie es ihm gefällt, so wird er von ihm enthauptet.

Versteinte Alben (Grimming) war einst eine grasreiche Alpe. In Uebermut haben die Sennen mit Butter Kegel geschoben und so wurde zur Strafe die Alpe in eine schreckliche Steingruppe verwandelt.

Die verschniebne Alben (Dachstein) war eben so grasreich. Die Sennen düngten die Alpenmatten mit Milch, und aus Strafe wurde es nicht abba (schneefrei).

Kasofen in Bretstein, wo die Sennen mit Käse mauerten und deswegen der Berg in eine Kalksteingruppe verwandelt wurde.

Der Teufel hat Rossfüsse, lange Ohren, nach hinten gedrehte Hörner und einen Schweif; jauchzet sehr gern, kann aber, wie das Volk sich ausdrückt, nicht überijutzen (hinüberjauchzen). Er kann sich auch in einen Bock, Hahn (aber ohne Sporen), in ein schwarzes Pferd, Buhu, Schoffitl (Totenkäuzchen), Habergeiss (wäre ein Vogel mit drei Füssen und der ihren Ruf spottet, der erhält von ihr zur Nachtzeit Besuch), Katze (mit nur drei weissen Haaren) u. s. w.

---

1) Ich gebe diese Mitteilungen unverändert, wie ich sie vor länger als dreissig Jahren aus Eisenerz erhalten habe. K. Weinhold.

wandeln. Auch hält er sich überhaupt bei diesen Tieren gern auf. Sehr gern verwandelt er sich aber in einen Jäger. Er hat eine schnofelnde Sprache.

Schratl ist ein kleines Männlein mit grüner Jacke, einem runden Hütlein, worauf eine Hahnenfeder fortwährend winkt. Er kann von den Menschen zu Diensten gezwungen werden; besonders versteht er es, Geld herbeizuschaffen. Wenn jemand Geld verloren hat, setzt er sich unsichtbar darauf, dass es nicht wieder gefunden werden kann. Er kann auch Geld brüten. Ist eine Abstufung der Teufel.

Berggeist beherrscht die Metalle. Er kann sehr viele Gestalten annehmen. Gewöhnlich aber sei er ein blassgelbes Männlein mit grauen Augen und mache die Adern der Erze unzugänglich. Öfters ist er gestaltet wie ein grauer Widder, wie ihn einst ein Hirt im Schottloch auf einer Alpe gesehen. Das Schottloch sei mit einer schweren eisernen Fallthür verschlossen und die Thür nur ganz ausserordentlich begnadigten Leuten sichtbar. Ein Hirte habe einst sie aufgefunden, und den Hammer, der daran befestigt wäre, zu seinem Ergötzen oft auffallen lassen, so dass er im Berge einen hellen klingenden Wiederhall hörte. Plötzlich sei die Thür aufgesprungen und ein grauer Widder sichtbar geworden, der den Hirten gefragt hätte, was er wolle. Der Hirt aber konnte vor Furcht nicht antworten. Ein Edelstein, wovon es in der Höhle eine Menge gegeben hätte, wäre sein Geschenk geworden. Berggeist liebt graue Farbe.

Wassergeist (Bachhaggel) ist ein alter Mann mit einem schneeweissen Bart und einer Stange mit eisernem Haken (Griesspeil). Mit diesem Haken zieht er die am Ufer spielenden oder schlafenden Kinder ins Wasser zu sich hinein. Kinder sucht man durch Erzählen vom Bachhaggel von den Bächen und Wässern fern zu halten.

Wildfrauen halten sich in Felsenhöhlen auf, es sind Frauen von ganz schneeweisser Hautfarbe und roten Haaren. Öfters singen sie wunderschön, öfters hört man sie waschen. Ein Bauer, der einst sein Feld pflügte, hörte und sah sie in der Nähe waschen; er ging zu ihnen (sonst fliehen sie die Leute) und verlangte neckend, sie möchten ihm doch auch einmal ein Hemd waschen, was sie wirklich thaten. Sie gaben ihm zugleich einen Laib Brot, den sie gebacken hatten. Sie nahmen bisweilen bei den Menschen Dienst an, ohne dass man wusste, sie seien Wildfrauen. Sehr viele Höhlen zeigt man als einstige Wohnungen der Wildfrauen.

Andre Jungfrauen giebt es, die in Alpenteichen wohnen. Zur Sommerszeit an schönen Tagen singen sie, worauf dann Nachmittags grosses Gewitter entsteht. Zur Winterszeit halten sie sich in den Sennenhütten auf, in welchen man dann, wenn sie im Frühjahr wieder bezogen werden, die Spuren auf dem Herde sehe.

Perchtl, ein Weib, hält sich gerne auf, wo die Spinnräder und Rocken aufbewahrt sind. Sie lehrt öfters die fleissigen Kinder spinnen. Am Christtag-Abend (Hâligabnd) geht sie zur Dämmerungszeit in allen Zimmern der Häuser, in den Heuböden u. s. w. umher, und wenn sie dieselben nicht reinlich ausgekehrt findet, sammelt sie den Kehricht und näht denselben der nachlässigen Dirn in den Bauch. Sie ist an diesem Abend mit einem Besen, Schere und Nadel ausgerüstet. Junge Dirnen werden Heiligabend mit dieser Erzählung zur Reinlichkeit und zum Fleisse angeeifert.

Trud, ein Weib, das die Leute im Schlafe drückt. Sie hätte nur einen Fuss, einen hutschelnden Gang, weshalb sie von manchen schon in ihrem Nahen erkannt worden sei.

In Zeiring, wo man jetzt noch auf Blei und Eisen baut, war einst eine reiche Silbergrube. Die Leute waren wegen des grossen Reichtums sehr über-

mütig geworden, so dass es den Bergknappen nicht mehr genügte mit silbernen Kegeln und Kugeln zu spielen, sondern sie enthaupteten einen Knaben und bedienten sich seines Hauptes als Kugel; dieses sei an einem Sonntag geschehen. Montag morgens, als die Knappen in die Gruben stiegen, seien die Decken eingebrochen und ein altes Weib, die Grossmutter des Knaben, die mit den silbernen Kegeln erschlagen worden, habe in diesem Augenblick im Markte auf dem Platze eine Maass Mohnsamen ausgestreut und gesagt: „So viel Mohnsamen, so viel Jahre kein Bergsegen!“ Auch sei am selben Tag die Kirche, worin sich zwei lebensgrosse silberne Apostelstatuen befanden, versunken. Der Silberberg sei voll Wasser und werde einmal den Markt wegschwemmen.

Ein Zweig von einem weissen Elxenbaum (Prunus padus), der vom Papst geweiht sei, zeige die Schätze in den Bergen an, indem er sich mit der Spitze dahin drehe. Auch könne man sich durch ein Kreuz von weissem Elxenbaumholz vor dem Zorn des Berggeistes wahren.

Die Katzen und Schlangen sinnen täglich neunmal darauf, dem Menschen das Leben zu nehmen, der Hund und die Eidechse, es zu retten.

Wenn ein Hahn neun Jahre alt geworden, lege er ein Ei, welches, wenn es ins Wasser kommt, einen Lindwurm hervorbringt.

Im Wilden See auf einer Alpe (Hochwand) bei Oberwölz sei vor Zeiten ein Lindwurm gewesen. Er sei durch ein Auerhahnei entstanden. Er zog alles Vieh in der Nähe durch seinen Hauch an. Wenn er hungrig war, brüllte er, dass die Berge zitterten. Immer waren die Leute in grosser Angst, er möchte einmal durchbrechen und die ganze Gegend verwüsten, aber zum Glücke sei er von zwei einsinkenden Felsen erdrückt worden. Ein andrer Lindwurm war in einem Alpenteiche bei Zeiring (Pusterwald). Als er einmal aus dem Teiche brach, warf er einen grossen Graben aus und schleuderte die Steine eine halbe Stunde weit um sich. Zwischen Knittelfeld und Judenburg sei ein grosser See gewesen, in welchem ebenfalls ein Lindwurm hausete. Als einst der See versiegte, kamen die Anwohner mit Knitteln herbei und erschlugen ihn. Das Feld wurde wegen der vielen umhergeworfenen Knittel Knittelfeld genannt; die Stelle, wo der Lindwurm lag, hiess man Lind. Nach 50 Jahren noch wären die Lindwurmrippen ein Unterstand des Weideviehes gewesen.

Anf der Alpe Grewenzen bei St. Lambrecht befindet sich ein Loch, welches von vielen für einen Gang zur Hölle angesehen wird. Es geht die Sage, es habe dort ein Hirte einmal den Ruf vom Höllenthor vernommen „Macht auf, es kommt der Richter von Neumarkt!“ Auch habe auf derselben Alpe einmal ein Bauer Samstag Abends, als er sein Vieh besehen ging, mit zwei Teufeln Kegel geschoben und diesen Teufeln mit einem Frauenbild — Zwanziger das ganze Geld abgewonnen, so dass er es mit einem Karren heimgeführt hätte.

Zauberer gehen am Pfingstsonntag mit den übrigen Leuten opfern (sie gehn in Opfer). Die Zauberer schieben die schweren Gewitterwolken und entladen sie dorthin, wo sie Schaden anrichten wollen Hexen hätten säbelbeinige Füsse (seien krahschinkat), rote Haare, nur zwei Zähne u. s. w.

Der Alp (= Schâb, die kleineren = Besen) sei der Teufel und zeige sich vorzüglich gern den fluchenden und liederlichen Burschen. Einst soll er einen Wallfahrer, der schlecht gebeichtet hatte, gepackt und durch die Luft getragen haben; des Wallfahrers weithin wehender Rock sei allem zuschauenden Volk eine schreckliche Mahnung gewesen.

Wer am Sinewendtag (Sunwendtag = St. Johannistag) um Mittag den Samen von weissem weiblichem Farrenkraut sammelt und in seine Schuhe legt, kann sich unsichtbar machen. Wer sich den ganzen Leib mit Fledermausblut einreibt, auch

sich drei Tage lang von Fledermausherzen nährt, macht sich gefroren (unverwundbar.)

Pferde, welche an den Vorderfüssen keine Narben haben, seien Teufel.

Ein jeder Mensch hätte am Himmel für sich einen Stern. Wenn der Stern (Sternschnuppe) herabfällt. stirbt der betreffende Mensch.

Zu Weihnachten unterhalten sich vorzüglich gern die Geister mit den Tieren.

Am Christagabend zu Mitternachtszeit könne man das Rindvieh, die Schafe und Pferde, alle unter einander sprechen hören. Zur Mettenzeit aber höre man in den Ställen auch die Teufel im Zwiegespräch mit dem Vieh.

Wer in den drei heiligen Weihnachtsnächten (Christnacht, Neujahrsnacht, hl. drei Königsnacht) wache, der erhalte die Gabe des Unsichtbarseins; doch werde er in der letzten Nacht vom Teufel sehr angefochten, und er könne sich vor ihm nur durch ein Kreuz vom Holze eines weissen Elxenbaums, der am St. Johannis des Täuferstag noch blühte, retten.

Totenbahrziehen besteht darin, dass um eine Kirche, die drei Thore und rund herum einen Freithof hat, der zuletzt Verstorbene aus dem Grabe ausgescharrt und auf einer Bahre dreimal zwischen 11 und 12 Uhr nachts herumgezogen wird. Einer muss ziehen, ein anderer aber mit einer weisselsenbaumenen Ruthe mit drei Knospen fortwährend einhauen. Teufel setzen sich auf die Bahre, deshalb man selten drei mal herumfahren könne. Wenn nicht Schlag zwölf die Arbeit vollbracht ist, werden die Leute zerrissen; wenn sie aber vollbracht wurde, werde ihnen der Leichnam des Gezogenen mit Geld aufgewogen. Nur einer sei erst dem Teufel, nachdem er die Arbeit noch nicht vollendete, über die Freithofsmauer entflohen; jedoch habe er dabei durch des Teufels Krallen seinen Rockzipfel eingebüsst

Wenn jemand stirbt und sein Leichnam ist weich und sehr biegsam, so sei dies ein Zeichen, dass bald jemand aus demselben Hause sterbe.

Wenn einer gestorben ist, pflegt man die Zimmerthür zu öffnen, damit die Seele herauskönne. Das Todesröcheln deute den Kampf mit den bösen Geistern.

Die Geister der Verstorbenen könnten sich den Menschen auf der Erde zeigen. Die Verdammten wären von schwarzem Angesicht und oft in feuriger Kleidung, die Seligen wären von bleichem Angesicht. Diese Geister wären betastbar und ganz kalt, werfen aber keinen Schatten.

Besonders gerne kommen die Geister der Prozessführer auf die Erde zurück. Sie erscheinen gerne den Hausleuten in den Ställen, Heuböden, Kammern, oder beunruhigen sie im Schlafe. Von einem solchen Hause sagt man: es thuat ôniwâgeln = es ist nicht ledig, es geistert. Bisweilen raufen die Geister der Verstorbenen, die Prozess geführt auf der Erde. Dann gehen Funken vom Angesicht und ihre Tritte sind in der Erde kennbar. Der Anspruch an die zur Nachtzeit beim Bette erscheinenden Geister ist: „Ich und alle guten Geister loben Gott den Herrn, sag an, was ist dein Begehren? Bist du ein guter Geist, so helf ich dir, bist du ein böser Geist, so flieh von mir."

Die Seelen ungetaufter Kinder werden Affen, nach andern Wildfrauen.

Vorzeichen des Weltendes sind: Es werden mehr Mädchen als Knaben geboren; Religionskrieg; Ende der deutschen Kaiser (jetzt österreichischen, der immer noch (vor 1871) deutscher Kaiser genannt wird); Krieg vom Gebirge längs den Flüssen abwärts (von der Schweiz = Schweinz); Antichrist, der dort geboren wird, wo das Paradies einst war. Dann wird alle Ordnung aufhören und nur auf den Gebirgen und Thälern wird man noch sicher sein. In den Thälern wird man jauchzen, auf dem Land (Flachland) wird man Blut schwitzen. Die Wälder werden ausschauen wie ein geflickter Bettlerrock. Dort und da nur wird ein altes Mutterl bei einem

grossen Kornfeld schneiden. Der Papst geht zum Antichrist über. Der letzte Papst wird Petrus heissen und der dreihunderste sein, er wird mit Kaiser Rotbart den Antichrist vertreiben. Zuletzt wird die Welt verbrennen.

Weisse Hausmäuse sollen Seelen sein, daher sie nicht sollen getötet werden.

Wenn man sich morgens nicht wäscht, begleitet einen der Schutzengel nur bis 9 Uhr, dann hat der Teufel die Vorhand.

Einen Fliehenden verraten, werde in der Hölle mit heisse Steine lecken bestraft, wie das Lügen.

Im Jahre gebe es 32 Unglückstage. Wenn man Jemanden Montags Vormittag besucht, bringe man ihm Unglück ins Haus. Wenn man bei einem Besuche das Haus der Besuchten schnell wieder verlässt, so nimmt man ihnen den sanften Schlaf.

Wenn man zu Weihnachten im Zorn die Thüren sehr laut zuschlägt, hätte man sich im Sommer vor dem Blitz zu fürchten.

Zu Weihnachten mondhelle Nächte, zu Ostern lichte (leere) Stadel.

Leute, welche an einem Sonntag, wo eben Neumond eintrat, geboren sind, hätten einige prophetische Gaben und würden weit mehr als andre von den Geistern angefochten.

Sitten und Gebräuche bei Sterbefällen in Meiderich (Reg.-Bez. Düsseldorf).

Mitgeteilt von **Carl Dirksen.**

Sobald in Meiderich jemand stirbt, werden die Notnachbarn davon in Kenntnis gesetzt. Notnachbarn heissen die nächsten Hausnachbarn, doch können auch andere nahe wohnende Familien dazu genommen werden. Die Notnachbarn sind durch stilles Abkommen verpflichtet, sich in allen freudigen und ernsten Ereignissen des Lebens treu zur Seite zu stehen und hilfreiche Hand zu leisten.

Bei einem Todesfalle haben sie nun zunächst die Trauerbotschaft den übrigen Nachbarn, zu welchen man die Bewohner der nächsten 12 bis 15 Häuser rechnet, zu übermitteln. Sämtliche Nachbarfrauen versammeln sich darauf im Sterbehause, um die Arbeiten unter sich zu verteilen. Es steht ein- für allemal fest, dass die Notnachbarn das Waschen und Ankleiden der Leiche, das Einsargen und das Bedienen bei dem nach dem Begräbnis stattfindenden Kaffeetrinken zu besorgen haben; Pflicht der übrigen Nachbarn dagegen ist, den Verwandten und Bekannten des Verstorbenen, auch den auswärts wohnenden, die Nachricht persönlich und mündlich zu überbringen und dieselben zum Begräbnis einzuladen. Da hier nicht selten 100—150 Haushaltungen geladen werden, die, abgesehen von den auswärtigen, oft in verschiedenen Teilen des über eine halbe Quadratmeile umfassenden Ortes zerstreut wohnen, so bestimmen die Frauen unter sich durchs Los, welche Einladungen jede einzelne zu machen hat. Die Lose sind gleich nach dem Eintritt des Sterbefalles von den Anverwandten geschrieben worden. Ist die Zahl der einzuladenden Personen eine verhältnismässig geringe, so dass nicht sämtliche Nachbarfrauen in Anspruch genommen zu werden brauchen, so lässt man einige Zettel unbeschrieben und sind die Personen, welche diese ziehen, von jeder Dienstleistung befreit.

An dem Leichenzuge nehmen auch die Frauen, tief in Schwarz gekleidet und das Gesicht mit einem über den Kopf geschlagenen Tuch fast ganz verhüllt, teil. Am offenen Grabe hält der Pfarrer nach Einsenkung des Sarges eine kurze Leichen-

rede. Im unmittelbaren Anschluss daran findet in der Kirche ein Gottesdienst statt. Nicht nur während des Gebetes, sondern auch während der Predigt, halten die nächsten männlichen Anverwandten den Kopf bedeckt. Die Kopfbedeckung besteht in der Regel in einem hohen Cylinderhut. Nach Beendigung der kirchlichen Feier gehen sämtliche Leute, die am Leichenzuge teilgenommen haben, zum Sterbehause zurück, um sich hier oder in einem der Nachbarhäuser, seltener in einem Wirtshaussaale, mit Kaffee und Weissbrot bewirten zu lassen. Am darauf folgenden Tage findet ein zweites Kaffeetrinken für die Nachbarn und am dritten Tage ein nochmaliges Kaffeetrinken für die Notnachbarn statt. — Das Grabmachen und das Läuten haben die Nachbarn zu besorgen, übertragen jetzt aber diese Thätigkeiten gewöhnlich dem Küster gegen den dafür festgesetzten Lohn. Von einem alten Meidericher wird mir mitgeteilt, dass die Nachbarn ehedem auch den Sarg zu bezahlen hatten, eine Einrichtung, welche offenbar aus der Zeit stammt, in welcher es hier noch keine Sterbekassen gab.

Ziemlich allgemein herrscht hier und auch im Nachbarorte Beeck der Gebrauch, kurze Zeit nach der Beerdigung die Grabhügel oben abzuplatten, denselben die Gestalt eines umgekehrten, kiellosen Bootes oder Kahnes zu geben und die Seiten mit schwarzen und weissen Kieselsteinen zu bedecken. Grade die alten Meidericher Familien stellen ihre Gräber auf diese Weise her. In dem zwischen Rhein, Ruhr und Emscher gelegenen Meiderich gab es von je her ziemlich viele Rheinschiffer.

Ein kleiner Nachtrag
zu dem ersten Artikel der „Volkstümlichen Schlaglichter".

Von **Wilhelm Schwartz.**

In meinen Papieren finde ich noch zufällig eine Notiz, die mir s. Z. der verstorbene, in anthropologischen Kreisen wohl bekannte Amtsgerichtsrat Rosenberg in Berlin, früher Staatsanwalt in Bergen a. Rügen, aus seiner Amtsthätigkeit an letzterem Orte mitgeteilt hat, nämlich eine „volkstümliche Reisebeschreibung in nuce", die er wörtlich einem Briefe entnommen hatte, welcher von einem Handwerker an seine Geschwister zu Bergen bei einer gemeinsamen Erbschaftsregulierung geschrieben war, nachdem er 14 Jahre (!) nichts von sich hatte hören lassen.

Ich gebe den betr. Brief als einen kleinen Nachtrag zu dem ersten Artikel der „volkstümlichen Schlaglichter" (s. oben S. 17 ff.), da er höchst charakteristisch zeigt, wie ein Bild, das halb Europa umfasst, bei kleinem Horizont und kleinen Interessen zusammenschrumpft.

Der Brief lautete: „Geliebte Geschwister, jetzt will ich euch auch ein wenig von meinen Reisen unterhalten, ich glaube, es wird euch recht angenehm sein.

Meine Reise in Dänemark, die war voller Unannehmlichkeiten, im Mäklenburgischen und Hanövrischen war es freundlich und etwas angenähmer. Sachsen, Baden, Würtemberg, Baiern, Oestreich, Ungarn, an der Schweitz, am Rhein, ist es schön und hat mir sehr da gefallen, Pohlen, Böhmen, Hessen hat es mir nicht gefallen. Nun bin ich 12 Jahr von einem Ort und Stadt zum andern gereist, bis ich endlich mein Brod gefunden habe, jezt heisst es ruhe aus von deinen Reisen und arbeite fleissig, dann wirst du Brod haben bis an dein Ende. Jasper.

Bücheranzeigen.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Bearbeitet von Fr. Staub, L. Tobler und R. Schoch. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. 1890. XIX. Heft (des 2. Bandes 10. Heft). 4°.

Von dem grossen schweizerdeutschen Wörterbuche liegt das 19. Heft vor, das von hüppen bis Hirt reicht auf Bogen 94—103. Es ist wie alle vorangehenden ein Beweis des gewaltigen Materials, welches der Ausarbeitung zu Grunde liegt, nicht minder aber der Sorgfalt und der Hingebung der Herausgeber, die seit Jahren ihre beste Kraft für das vaterländische Werk eingesetzt haben. Im Frühjahr 1881 erschien das erste Heft, nachdem das Werk seit 1862 durch eine von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich eingesetzte Kommission unter Leitung von G. v. Wyss und H. Schweizer-Sidler und unter grossartiger Beteiligung aller Stände, Geschlechter und Lebensalter vorbereitet worden war. Friedrich Staub, Ludwig Tobler, Rudolf Schoch sind als die eigentlichen Bearbeiter des Stoffes zu rühmen, dessen Veröffentlichung durch Unterstützung des Bundesrates wie der Kantonregierungen erleichtert wird.

Über die Art der Bearbeitung wurden reifliche Beratungen gepflogen, und durch Berichte, Proben und Frageblätter bei allen, die sich für Dialektforschung interessieren, auch ausserhalb der Schweiz die Teilnahme hervorgerufen. Hunderte von hilfreichen Genossen wurden so herangezogen. Über Ziele und Schranken des Werkes ward man sich völlig klar. Das Idiotikon beschränkt sich auf das Gebiet der deutschen Schweiz. Die ältere schweizerdeutsche Litteratur wird gleich der lebenden Volkssprache herangezogen. Gesammelt werden alle Ausdrücke des Schweizerdeutsch, welche der neuhochdeutschen Schriftsprache der Gegenwart gar nicht angehören, oder in Form oder Bedeutung von ihr abweichen; ferner alle in der deutschen Schweiz eingebürgerten Fremdwörter; die Eigennamen, deren appellative Natur noch erkennbar ist; endlich die Kosenamen der Personen. Ausgeschlossen bleiben nicht bloss die eindringenden Wörter aus fremden Sprachen, sondern auch die aus der hochdeutschen Schriftsprache immer stärker hereinströmenden Ausdrücke und Wendungen. Lieder und Sagen, Sprichwörter und Rätsel, Sitten und Gebräuche, der Aberglaube, werden nur so weit aufgenommen, als sie zur Worterklärung notwendig herbeigezogen werden müssen.

In Bezug auf die etymologische Erklärung liessen sich die Bearbeiter mit Recht daran genügen, die Schweizer Wörter auf den mittelhochdeutschen oder althochdeutschen Stand zurückzuführen. Die Reihenfolge der Worte bestimmte das von J. A. Schmeller in seinem überall vorbildlichen Bayerischen Wörterbuch angewandte System, wonach das konsonantische Gerippe der Hauptsilbe massgebend ist. Die phonetische Bezeichnung der mundartlichen Laut- und Wortformen ward

mit weiser Mässigung gewählt und, natürlich nicht zum Beifall derer, welche in möglichst künstlichen phonetischen Alphabeten den ganzen Inbegriff aller Weisheit und Gelehrsamkeit sehen, eine immerhin noch ziemlich bunte Zeichenreihe für die Vokale und die Konsonanten aufgestellt.

So ist denn nach bester Vorbereitung und Überlegung seit zehn Jahren das Schweizerische Idiotikon an das Licht getreten, eine Ehre für alle dabei thätigen Männer, ein wertvoller Besitz der deutschen Schweiz. Auch in diesen alemannischen und burgundischen Gauen bröckelt jährlich von den nationalen Eigentümlichkeiten ein Stück ab, und die Auflösung wühlt an den Grundlagen der Mundarten „heimlich und darum so sicher". Die Herausgeber wissen das am besten und wissen auch, dass dieser Naturprozess unaufhaltsam vor sich geht. „Die vernünftige Aufgabe liegt deshalb darin, dass man einen so bedeutenden Dialect nicht hinsterben lasse, ohne ihm ein würdiges Denkmal zu setzen, dass man ihn in letzter Stunde noch nutzbar mache, namentlich für die Schule, und dass man ihn der Wissenschaft rette". Wir Deutsche haben gleich den Schweizern für das Werk zu danken und uns desselben hoch zu freuen. Möge es rüstig weiter schreiten, und den treuen Arbeitern die Vollendung als bester Lohn vergönnt werden!

K. Weinhold.

Chr. Schneller. Tirolische Namenforschungen. Orts- und Personen-Namen des Lagerthales in Südtirol. Mit einem Anhang und einer Kartenskizze. Innsbruck. Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. 1890. XIV. und 373 S. 8°.

Die hohe Bedeutung und einschneidende Wichtigkeit, welche die Forschung auf dem Gebiete der geographischen Namenkunde für die Geschichte der einzelnen Völker, namentlich in ihren vor jeglicher Geschichte liegenden Anfängen hat, von denen wir gar oft nur durch die ausdauernde Zeugschaft der an Bergen und Flüssen, Grund und Boden mit Zähigkeit haftenden Namen Kunde haben, ist heutzutage allseitig anerkannt. Ebenso unzweifelhaft fest steht aber auch, dass nur die exakte historische Methode, die ja allen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen zu Grunde gelegt werden muss, unanfechtbare Ergebnisse auf diesem Felde der Forschung zu erringen vermag. Wie die Geschichte der Sprache nach bestimmten Gesetzen verläuft, deren Wirksamkeit nur durch den Einfluss sie durchkreuzender psychischer Faktoren gestört wird, so ist es auch die Aufgabe des Namenforschers gewissermassen die Geschichte der geographischen Namen zu schreiben und im engen Anschluss an die lautgesetzlichen Besonderheiten des Sprachgebietes, welchem sie angehören, zu ihrer Deutung vorzudringen. Unter den oben erwähnten psychischen Faktoren scheint mir bei der Namenforschung von besonderem Belange die volksetymologische Umdeutung, die nachweisbarermassen gerade beim Einzug einer anderssprachigen Bevölkerung in ein bereits kultiviertes Gebiet stattgefunden hat, dessen Bewohner die Sprache der einwandernden Sieger annehmen mussten, wie es z. B. bei den Bewohnern Tirols der Fall gewesen ist, gegenüber den Römern und später den Baiuwaren und Alamannen.

Die tirolische Namenforschung hat eigentlich bekanntermassen ihren Haupt-

begründer an L. Steub gehabt, der freilich mit seiner Etrusker-Hypothese den falschen Weg der Deduktion einschlug und, wie auch der Verfasser unseres Buches hervorhebt, allmählich selbst mehr und mehr Bausteine von seinem räto-etruskischen Bau abbröckeln sehen und sich der Deutung aus dem Romanischen in die Arme werfen musste. Mag Steub auch gar manche mehr kühn hingeworfene als sprachgesetzlich begründete Deutung von Ortsnamen aufgestellt haben und namentlich in methodischer Durchforschung des Stoffes zu wenig eindringlich gewesen sein, er hat doch ganz unbestreitbare Verdienste auf diesem Gebiete, die jeder Unparteiische ebenso anerkennen sollte, wie es der Verfasser unseres Buches thut, der mit ungleich besserer wissenschaftlicher Ausrüstung als Steub und namentlich mit vollkommener Beherrschung der Idiome des italienischen Tirol an sein Werk gegangen ist. Auch möchte ich Steubs räto-etruskische Hypothese nicht in die Rumpelkammer werfen, wie ich am anderen Orte auszuführen gesucht habe [1]), und auch andere Gelehrte, wie der tirolische Geschichtschreiber J. Egger und die Sprachforscher E. Windisch (Gröbers Grundriss der romanischen Philologie) und C. Pauli (Altitalische Forschungen I) annehmen. Freilich viel von rätischen Namen wird sich durch die Stürme der Zeiten wohl kaum in unsere Tage herüber gerettet haben.

Schneller, der sich durch zahlreiche Arbeiten wesentliche Verdienste um die Erforschung seines Heimatlandes erworben hat — ich nenne die folgenden: „Studi sopra i dialetti del Tirolo italiano“ (Programm von Rovereto 1865), „Über die volksmundartliche Litteratur der Romanen in Tirol (Programm von Innsbruck 1869), „Die romanischen Volksmundarten in Südtirol“, „Skizzen und Culturbilder aus Tirol“ (darin unter anderem auch „Über Ursprung und Fortgang der rätischen Namenforschung“), „Streifzüge zur Erklärung tirolischer Ortsnamen“ (Bote von Tirol 1870) — hat in dem vorliegenden Buche zunächst allerdings nur die Namen des Lagerthales, das sich von Calliano-Garniga bis an die österreichisch-italienische Grenze erstreckt, behandelt, dabei aber eine so grosse Anzahl von Ortsnamen aus dem übrigen Tirol herangezogen, dass sein Buch ohne Zweifel als das „Grundbuch“ für die Weiterentwicklung der tirolischen Namenforschung bezeichnet werden darf, soweit die Namen deutschen oder romanischen Ursprungs sind [2]). Um dem Leser einen Einblick in den reichen Inhalt unseres Buches zu verschaffen, sei kurz erwähnt, dass im ersten Teile die Ortsnamen des Lagerthales, das nach Schnellers scharfsinnigen und interessanten Ausführungen von einem Standlager der Langobarden seinen Namen erhalten hat, in 479 Nummern behandelt werden, während ein zweiter Teil die altinschriftlichen und mittelalterlichen Personennamen des Lagerthales mit ihren in den Schreibnamen noch heute fortlebenden Nachfolgern beibringt. In einem Anhang unterzieht Schneller die Deutungen mehrerer Ortsnamen, die der italienische Professor B. Malfatti in einem im

1) „Die Urbevölkerung Tirols“, Vortrag gehalten am 13. Februar 1886 und mit reichlichen Litteraturnachweisen abgedruckt im Tiroler Boten, Jahrgang 1886, Nr. 105—108 und „Räto-etruskisches“, ib. 1890, Nr. 299.

2) Auch das Slavische fehlt nicht. Über slavische Namenreste in Oberpusterthal vgl. die beiden verdienstlichen Programme von A. Unterforcher (Leitmeritz 1889 und Eger 1890). Über Slavismen in der Sprache vgl. H. J. Bidermann in „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde von Dr. R. Lehmann“ I. Heft 7, S. 472 f. (84 f.). Übrigens dürfte auch das Illyrische in einigen Resten vertreten sein, wobei allerdings kein Gewicht darauf zu legen ist, dass das Baiuwarische in dem Worte *menz manz* (unfruchtbare Kuh) wirklich ein Lehnwort aus dem Illyrischen hat, wie neuestens zu ersehen ist aus G. Meyer Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache, S. 276.

„XIII. Annuario“ der „Società degli Alpinisti Tridentini“ erschienenen „Saggio di Toponomastica Trentina“ aufgestellt hat, einer zwar ablehnenden, aber, wie mir scheint, gerechten Kritik und bietet bei Besprechung des Ortsnamens Pergine, wozu übrigens auch die Bemerkungen von Götzinger im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie“, Jahrgang 1890, Sp. 461, zu vergleichen sind, auch eine ausführliche Auseinandersetzung über die Ortsnamen auf *-ens*, z. B. Wáttens, Tírfents, Frítzens u. s. w., die als Genetive von Personennamen erklärt werden [1]).

Es ist nicht Sache dieses Referates, auf die Deutungen im einzelnen einzugehen. Jedoch darf ich wohl hervorheben, dass die meisten sich des Beifalls der sachverständigen Forscher zu erfreuen haben werden. Dass Schneller mit Recht bei diesen Deutungen ein Hauptgewicht auf die Herleitung von Personennamen gelegt hat, ist schon von anderer Seite hervorgehoben worden; was aber auch denjenigen, die von Appellativen hergeleitet werden, einen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, dass sie sich durchaus auf die genaueste Kenntnis von Land und Leuten stützen und also nicht der unbedingt notwendigen Grundlage entbehren, wie dies bei Namendeutungen dieser Art nicht selten der Fall ist [2]). Eine besondere Freude hat Schneller seinen Stammesgenossen gemacht durch die Anführung von Hunderten von Ortsnamen deutschen Ursprungs aus Gegenden, in denen längst jeder deutsche Laut verklungen ist, die aber ein ebenso sprechendes Zeugnis ablegen für die weite Ausbreitung unserer Stammesgenossen nach dem Süden, wie dieses auch der körperliche Habitus gar mancher unserer welschen Landesbrüder thut, die einen viel mehr germanischen Typus aufweisen, als dies bei einer sehr grossen Zahl der diesseits des Brenners wohnhaften Landeskinder der Fall ist.

Zum Schlusse seien mir noch zwei Berichtigungen gestattet. Wenn ich eine Bemerkung S. 272 richtig verstanden habe, soll sich der Name „Goten“ an ein angebliches GAUD anlehnen. Ich weiss nicht sicher, ob Schneller auch hier Förstemann zum Gewährsmann hat, da mir dessen Namenbuch im Augenblick nicht zugänglich ist. Jedenfalls aber hat die Anknüpfung des Namens an got. *giutan* („die ausgebreiteten“) viel mehr für sich. Ich verweise der Kürze halber auf F. Wrede, Über die Sprache der Ostgoten in Italien (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, 68. Heft S. 44). S. 324 ist irrigerweise ein etruskisches *lusna* citiert; gemeint ist offenbar das altlateinische *losna*; vgl. die Litteratur darüber in meiner lateinischen Laut- und Formenlehre. 2. Aufl. (I. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. 2. Band) Seite 310³.

Innsbruck. Fr. Stolz.

1) Schneller scheint entgangen zu sein, dass schon Riezler in dem Aufsatze „Die Ortsnamen der Münchener Gegend“ (44. Band des Oberbayerischen Archivs) unter Verweisung auf Lohmeyer, Beiträge zur Etymologie deutscher Flussnamen 19 f. dieselbe Deutung vorgebracht hatte.

2) Man vergleiche darüber eine treffende Bemerkung von C. Pauli „Eine vorgriechische Inschrift auf Lemnos“ S. 53 f.

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: Das Leiden Christi — Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Halle. Max Niemeyer. 1891. Zwei Bände. VIII. 343 S. und 404 S 8°.

Herr Dr. A. Schlossar in Graz, der sich um Kulturgeschichte und Volkskunde der Steiermark seit längerer Zeit verdient gemacht hat, veröffentlichte in den beiden Bänden, die wir hier anzeigen, volkstümliche Schauspiele aus steirischen Quellen. Ein kärntisches Passionsspiel ist beigegeben.

Die Spiele sind folgende: I Band. Das Paradeisspiel. Das Schäferspiel (vom guten Hirten). — Das Krippelspiel. Die Geburt Christi. — Das Leiden Christi. — Das Nikolausspiel. — Genovefa. — II. Band: Judith und Holofernes. — Hirlanda. — St. Barbara. — Susanna. — Der bayrische Hiesel. — Der gefoppte Geizhals. — Ein Nachspiel. — Das Leiden Christi.

Also geistliche Spiele der Gattung, auf welche ich zuerst in meinen Weihnacht-Spielen und Liedern aus Süd-Deutschland und Schlesien (Græz, 1853) die litterarische Forschung aufmerksam gemacht habe; ferner ältere biblische Dramen (Judith, Susanna), moderne Dramatisierungen legendarischer und weltlicher Stoffe, und Reste von Fastnachtspielen.

Der Text ist sehr verwarlost, denn er fliesst aus jungen Abschriften, welche von Landleuten gemacht sind aus Copien, die in unbestimmbarer Reihe gleicher Abschriften auf irgend ein gedrucktes oder geschriebenes Original zurückleiten. Herr Schlossar hat sich bemüht, hier und da Korrekturen vorzunehmen; aber ein jeder, der mit solchen Spiel- oder Liederhandschriften aus dem Volke zu thun hatte, weiss, wie nur im seltensten Falle sichere Herstellungen zu erreichen sind. In den Anmerkungen hat Herr Schlossar auch über die Herkunft der Handschriften und über die Stoffe und ihre Litteratur Mitteilungen gemacht, ohne indessen auf Untersuchungen einzugehn.

Dazu ist auch hier leider kein Raum, obschon manches dazu verlockte, wie z. B. das Nikolausspiel. Ich muss mich begnügen, einige allgemeinere orientierende Bemerkungen zu machen.

Für die geistlichen Spiele des evangelischen Festcyclus — Weihnachten, Ostern — leiten die noch im Volke überlieferten Texte auf das 16. oder 17. Jahrhundert: Reformation und Gegenreformation. Schröer zuerst hat in seinen deutschen Weihnachtspielen aus Ungern (Wien 1858. S. 162 ff.) auf die Beziehungen des Oberuferer Weihnachtspiels zu Hans Sachsens biblischen Dramen aufmerksam gemacht, ebenso auf Berührungen mit den Edelpöckschen und Berliner (Pondoschen) Weihnachtskomödien. Dann ist Aug. Hartmann in seinem Weihnachtspiel und Weihnachtlied in Oberbayern (München 1875. S. 12—17) und in seinen Volksschauspielen (Leipzig 1880. S. 49 ff.) weiter darauf eingegangen. Durch die Meistersingerschulen, die in manchen Orten das Theaterprivilegium erhielten und sich in Spielgesellschaften umwandelten, wie die Oberuferer Singer noch bis über die Mitte unseres Jahrhunderts bezeugt haben, wurde das Fortleben der alten dramatischen Stoffe und Erzeugnisse, alter dramatischer Kunst und Art vermittelt, und so erklären sich auch die in die Schlossarsche Sammlung aufgenommenen Judith- und Susannatexte nach Abschriften des 18. Jahrhunderts.

Neben den Singschulen kommen die freien Spielgesellschaften in Betracht, die im südlichen Deutschland von Ungarn bis in die Schweiz seit dem 16. Jahrhundert in Städten und Dörfern bestanden und bis in die Gegenwart in den österreichischen

und baierischen Landen gelebt haben: am freudigsten im Tiroler Unterinnthal, wo bis vor wenig Jahrzehnten noch in vielen Dörfern zunftartige Spielergesellschaften in einfachen Bretterhütten, welche dafür gebaut waren, die durch viele Geschlechter ererbte Kunst übten, und sowohl alt überkommene, pietätvoll gewahrte, als auch neue, unter ihnen selbst entstandene Stücke aufführten. Auf solchem Grunde ruht auch das weltbekannte Oberammergauer Passionsspiel, dessen Geschichte Aug. Hartmann (das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Leipzig 1880) urkundlich aufgeklärt hat. Es beruht einerseits auf treufromm festgehaltener alter Überlieferung, andererseits auf den zu rechter Zeit vollzogenen Umarbeitungen tüchtiger Geistlicher des 18. und 19. Jahrhunderts.

Denn nur solche Teilnahme konnte in den katholischen Ländern unsers Südens die geistlichen alten Spiele vor Zersetzung und Vernichtung schützen. Wir können dieselbe seit Anfang des 17. Jahrhunderts wahrnehmen. Beweise sind die vier Weihnachtspiele meiner Handschrift, welche nach Aug. Hartmanns Funden möglicherweise in dem Salzburgischen, vielleicht im Kloster Seeon gedichtet sind [1]; ferner die wohl aus selber Zeit stammenden Münchener geistlichen Spiele, welche Hartmann Volksschauspiele 422 ff. bespricht. Das Paradeisspiel samt dem Spiel vom guten Hirten, dessen in Obersteiermark weit verbreiteten Text [2]) ich in meinen Weihnachtspielen veröffentlichte, wozu dann Schröer und nun Schlossar andere aber verwandte Niederschriften drucken liessen, ist ein neuer Beweis jener fördernden Teilnahme dichterischer und verständiger Priester, die leider mit Ausnahme von Oberammergau nun erloschen ist.

Die weltlichen Stücke blieben wilde Reiser, an denen nur ab und zu eine Schere einen meist verbildenden Zuschnitt nach der Mode vollzog. Auch die halb legendarischen, halb romanhaften, der Barockzeit angehörigen Dramatisierungen der Genoveva- und Hirlanda-Bücher kamen nur in die Zucht der Puppenspieler und sind ein Gemisch von Staatsaktion, Ritterstück und Hanswurstiade. Die Schlossarsche Sammlung hat Genoveva und Hirlanda, dazu als Auszug einer Puppenkomödie den Matthias Klostermaier, genannt bairischen Hiesl, wie die Vergleichung mit dem Text in den Deutschen Puppenspielen von Kralik und Winter (Wien 1885) auf einen Blick zeigt.

Dem Bauerntheater sagte dieser Stil durchaus zu. Auch dafür können wir die Mander vom Innthal als Zeugen heranziehen. Auf dem Bauerntheater zu Pradl wird noch jetzt in diesem und in noch altertümlicherem Stil mit Ehrnhold und Hanswurst, mit Teufel und Schutzgeistern agiert, wenn auch das Moderne, aber keineswegs das Bessere sich daneben eindrängt.

Aus Baiern, Salzburg und Tirol sind auch die Namen von Dichtern für das Bauerntheater und die ländlichen Spielgesellschaften noch aus diesem Jahrhundert bekannt; ihrem Stande nach verdorbene Schüler, Holzknechte, Schiffer, Salinenarbeiter und dergleichen. Eine alte Bäuerin spielte und dichtete vor Kurzem noch in hohem Alter zu Hötting im Innthal. Ritter- und Räuberstücke, Heiligengeschichten, Scenen in Art der alten Fastnachtspiele gingen oder gehn über die Bühne (A. Hartmann Volksschauspiele 338 ff.). Bei der Freude des Volkes an diesen Unterhaltungen kann man nur wünschen, dass Versuche, diesen Bühnen bessere und doch zugleich echt volkstümliche Kost zu geben, wie ein junger Tiroler Dichter, Franz Lechleitner sie in seinen drei Bauernspielen (Eisenach 1890) veröffentlicht hat, Nachfolge finden. K. Weinhold.

1) Vgl. meine Weihnachtspiele, S. 175—185. A. Hartmann Weihnachtlied 19. Volksschauspiele 98. 103. 143.

2) Ausser der Vordernberger Handschrift kenne ich ganz oder sehr nahestehende aus Judenburg, Tragœs und Aflenz.

Krauss, Friedrich S., Orlović, der Burggraf von Raab. Ein mohammedanisch-slavisches Guslarenlied aus der Hercegovina. Freiburg im Breisgau. Herder 1889. VIII, 128 S.

Der wohl bekannte Forscher auf dem Gebiete südslavischen Volkstums, welcher in den Jahren 1884 und 85 im Auftrage weiland des Kronprinzen Rudolf Bosnien und das Herzogsland bereiste, um ethnographische Erhebungen zu pflegen, giebt hier aus dem reichen Schatze seiner Sammlungen eine Probe. Der Inhalt des Liedes, welches dem V. durch den Guslaren Hasan Sašić gesungen wurde, ist kurz folgender: Orlović, der Burgherr von Raab, unternimmt einen Zug übers adriatische Meer ins Feindesland Italien hinüber, um seinen auf der festen Burg Aršan im Kerker schmachtenden Freund und Stammesgenossen zu befreien. Es gelingt ihm, in der Verkleidung eines Malteserritters durchs feindliche Gebiet sich hindurchzuschwindeln. Er weiss schlau, den Burggrafen von Aršan zu ködern, findet bei ihm auf der Burg Aufnahme und entführt ihm die Tochter samt dem kostbaren Gefangenen. — Dieser einfache Stoff erregt durch die äusserst geschickte Weise, mit welcher der Mohammedaner die für ihn so schwierige Rolle eines geistlichen Ritters durchführt, unser höchstes Interesse. Nach einer ausführlichen Einleitung giebt Krauss den Text des Liedes in der Ursprache und daneben die deutsche Übertragung. Bietet das Lied an sich schon dem Forscher volkskundliches Material die Fülle, so wird dasselbe noch bereichert durch die Bemerkungen Krauss', welche in den sorgfältig ausgearbeiteten Anmerkungen niedergelegt sind. Besonders interessant erscheint der Nachweis, dass die mohammedanisch slavische Frau, besonders die Frau des begüterten Adligen, social unvergleichlich hoch über der christlichen Mitschwester, der Serbin, Kroatin und Bulgarin steht. Den Schluss des gut ausgestatteten Büchleins bildet ein Sachregister. — Die gelieferte Probe ist volkskundlich von so hervorragendem Werte, dass wir mit Spannung einer Gesamtausgabe der von Krauss gesammelten Guslarenlieder entgegen sehen.

U. Jahn.

Ullrich, H., Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und der Hohen Rhön, sowie aus dem Gebiete der fränkischen Saale, gesammelt von Ch. Ludw. Wucke. Zweite, sehr vermehrte Auflage mit biographischer Skizze, Anmerkungen und Ortsregister. Eisenach. Kahle 1891. XV, 531 S.

Im Jahre 1864 gab Wucke zwei Bändchen Sagen heraus, die er selbst dem Volksmunde in dem Werrathale von Meiningen bis Vacha entnommen hatte. War die Sammlung auch für das grössere Publikum berechnet, so enthielt sie immerhin brauchbares Material und übertraf die Arbeiten Bechsteins und Heusingers, die sonst für die dortige Gegend in Betracht kommen, um ein Bedeutendes. Nach dem Erscheinen seiner Sammlung arbeitete Wucke rüstig weiter und brachte auch eine sehr beträchtliche Anzahl neuer Sagen aus gleichem Gebiete, wie aus anderen Teilen seiner engeren Heimat zusammen, konnte aber wegen seiner körperlichen Hilflosigkeit (er war blind) zu einer Veröffentlichung des gehobenen Schatzes nicht gelangen.

Es ist nun das grosse Verdienst Ullrichs, dass er sich nach dem am 1. Mai 1883 erfolgten Tode Wuckes des handschriftlichen Nachlasses annahm und dem Verstorbenen jetzt durch die Herausgabe der 2. Auflage ein würdiges Denkmal gesetzt hat. Die erste Sammlung umfasste im ganzen 443 Sagen, die von Ullrich besorgte zweite nicht weniger als 833. Das neu Hinzugekommene ist zugleich an wissenschaftlichem Wert ungleich höher anzuschlagen, als das frühere, da Wucke sich später von der geistigen Bevormundung durch den mit ihm befreundeten Bechstein losgemacht zu haben scheint. Ein vorgesetztes Sternchen macht dem Leser das neu Aufgenommene deutlich erkennbar. Neu hinzugefügt sind ferner seitens des Herausgebers am Fusse jeder Sage Angaben darüber, ob die Sage auch schon von anderen aufgezeichnet ist. Dadurch wird, wie Ullrich mit Recht hervorhebt, festgestellt, dass Wucke, wo er Vorgänger gehabt hat, in der Regel die volkstümlichere, treuere Fassung bietet. Wucke hatte sich aber auch redlich bemüht, in die Geheimnisse der Volksseele einzudringen. Wir schliessen die Besprechung mit der Schilderung, welche er von seiner Art, Sagen zu sammeln, im Vorwort zu der 1864 erschienenen Ausgabe gemacht hat, da dieselbe manch wertvollen Fingerzeig für jeden Sammler volkstümlicher Überlieferungen bietet: „Es ist nicht leicht“, so sagt er, „was Volkssagen betrifft, das Zutrauen der Landbewohner zu gewinnen; sie sind misstrauisch und fürchten, von dem sogenannten Gebildeten zum besten gehabt zu werden. Und wenn auch ein guter Teil derselben noch fest an den Inhalt der Sagen glaubt, so ist man doch meist ängstlich bemüht, den Schein des Glaubens zu vermeiden, weil man fürchtet, durch den Sagensammler blossgestellt oder wohl gar auf irgend eine Weise verdächtigt zu werden. Ehe der Verfasser seine bezüglichen Wanderungen antrat, suchte er sich wo möglich genaue Kenntnis des zu sondierenden Terrains zu verschaffen und über etwa vorhandene Burgruinen, Denkmäler, alte Bäume, Seen und Quellen und dergleichen eingehende Kunde zu erwerben. Hauptsächlich forschte er nach solchen Leuten: Greisen, Hirten, Waldhütern, Kräuterweibern, welche ihm die gewünschten Mitteilungen zu machen imstande schienen. Sodann näherte er sich denselben, in ihre Sphäre niedersteigend, vertrauensvoll, suchte sie bei ihrer Berufsarbeit im Felde, im Walde oder auch in der Dorfschenke auf, strebte durch Mitteilung von bereits Bekanntem und durch Fragen, die sich auf Lokalitäten bezogen, Anknüpfungspunkte und dadurch zugleich das Interesse der Erzähler zu gewinnen, und hatte in den meisten Fällen die Genugthuung, alles, was ihnen zu Gebote stand, rückhaltlos gegeben zu sehen. War z. B. in der Schenke irgend einer erst so weit gebracht, dass er erzählte, so wirkte dies in der Regel wie ein Zauber auf alle Anwesenden. Schlafende Erinnerungen wurden bei dem und jenem geweckt. Dieser erzählte das, der andere jenes, was er von Eltern und Grosseltern gehört. Die eifrigsten Spieler legten oft ihre Karten nieder und sammelten sich als Erzähler oder Zuhörer um den Verfasser, der dann freilich auch manches Unbrauchbare geduldig mit in den Kauf nehmen musste. Ehe er jedoch eine der gewonnenen Sagen in seine Sammlung aufnahm, hat er sich durch strenge Prüfung zu überzeugen gesucht, ob die Sage dort auch wirklich im Volke lebe oder gelebt habe, indem er dieselbe noch andern an Ort und Stelle wohnenden Leuten andeutete und von ihnen nochmals erzählen liess.“ — So sind die Wuckeschen Sammlungen entstanden. Der Forscher wird an ihnen, vor allem an der von Ullrich besorgten Ausgabe, nicht achtlos vorüber gehen dürfen.

U. Jahn.

Philo vom Walde: Die Dorfhexe. Bauernkomödie mit Gesang in drei Akten. Mit einem Nachworte. Grossenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. (1891). 119 S. 8°.

Philo vom Walde, d. i. Johann Reinelt, ist als schlesischer Dichter (Aus der Heemte. 1883. — A Schläsches Bilderbüchel. 1884. — A Singvägerle. 1886. — Vagantenlieder. Hochdeutsche Lieder und Gedichte) so wie als Sammler und Herausgeber Schlesischer Volksüberlieferungen (Schlesien in Sage und Brauch. 1884) vorteilhaft bekannt. Mit der vorliegenden Bauernkomödie hat er den Übergang zur Bühne versucht. Wir haben hier keine ästhetische Kritik zu üben und weisen daher nur darauf hin, dass die Dorfhexe für Gebräuche und Aberglauben eine gute Fundgrube ist und dass Denk- und Sprechweise des schlesischen Landvolkes im nördlichen Vorlande des mährisch-schlesischen Grenzgebirges treu wiedergegeben sind. Denn dass kleinere lautliche Eigenheiten zu Gunsten besserer Verständlichkeit geopfert wurden, verschlägt nichts, indem hier keine Vorlage für die jetzt auftauchenden Grammatiker einzelner Dörfer gegeben werden sollte. Ein Dichter wird immer gut thun, das Allgemeine seines Dialekts geschickt zu benutzen, wenn er in demselben dichten will. So hatte K. v. Holtei mit Bewusstsein sich ein Schriftschlesisch gebildet, das echt-schlesisch ist und doch zugleich in weiteren Kreisen verstanden ward. K. Weinhold.

A. de Cock. Volksgeneeskunde in Vlanderen. Gent, J. Vuylsteke. 1891. VII, 368 S. 8°. (3 Mk.)

Für denjenigen, der sich mit der Entwicklung der wissenschaftlichen Begriffe in den unteren Schichten der Gesellschaft beschäftigt, ist die Volksmedizin eins der wichtigsten Fächer der Volkskunde. An ihn richtet sich die kürzlich erschienene Volksgeneeskunde in Vlanderen von De Cock. Die Ausländer werden bedauern, dass das Buch in einer wenig gelesenen Sprache verfasst ist, und wirklich ist diesmal der des Niederländischen Unkundige im Nachteil, denn dieses Buch ist das wichtigste, welches bis jetzt über jenen Gegenstand vorhanden ist. Im ganzen folgt es dem Plan von Fossels bekannter Arbeit, und da sich erwarten lässt, dass der für Volksmedizin sich Interessierende dieses Buch zur Hand habe, kann ich auf eine Inhaltsgabe hier verzichten. De Cock leistet aber mehr, er ergründet den Gegenstand tiefer als seine Vorgänger, namentlich als Fossel und Lammert. Er versucht die Grundvorstellungen in der Volksmedizin zu erforschen, und thut das vorzüglich auf historischem Wege. Einerseits vergleicht er die Volksmedizin in Flandern mit der der Nachbarvölker, namentlich der Wallonen und Deutschen; andererseits sucht er nach der gemeinsamen Quelle; darum forscht er in dem Animismus der sogenannten wilden Völker der Gegenwart. Er untersucht ferner die Verbindung der Volksheilkunde mit dem Heiligenkultus, wobei manche Verschiedenheiten je nach der Gegend hervortreten, sich aber im allgemeinen wichtige Beobachtungen für die Volkslogik ergeben. Vielfach stammen die Heilmittel aus der Pflanzenwelt, und hier hat De Cock nicht unterlassen, auch die alten Botaniker auszubeuten.

Dieser Teil der Volkmedizin ist gewöhnlich nicht auf ein Volk beschränkt,

sondern über den ganzen Westen von Europa verbreitet, da er meist nur ein Rest der mittelalterlichen Therapie ist und teilweise von da in das wissenschaftliche Corpus der Medizin überging. — De Cocks Buch ist mit gesundem kritischem Sinn und klarer Einsicht in den Gegenstand geschrieben und vielfach auf unmittelbare persönliche Forschungen gegründet. Ein genauer nützlicher Index macht den Schluss.

Charleroi in Belgien. Aug. Gittée.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 23. Januar. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und legt in grossen Zügen Zwecke und Ziele des neu begründeten Vereins dar. Sodann erteilt er das Wort Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Meitzen zu dessen Vortrag über Land und Leute in den Saalegegenden. Da derselbe sich im wesentlichen mit den Ausführungen Herrn Meitzens über denselben Gegenstand in diesem Hefte deckt, können wir auf unsere Zeitschrift S. 129—138 verweisen. Als dritter Vortrag stand auf der Tagesordnung „Die Trachten der Vierländer, mit Demonstrationen". Der Vortragende, Herr Dr. U. Jahn, gab zunächst an, dass die vorgeführten Sammlungen von ihm persönlich im Laufe des Jahres 1890 an Ort und Stelle zusammengebracht und dann in den Besitz des Herrn Banquier Alexander Meyer Cohn zu Berlin übergegangen seien, um gelegentlich dem Bestande des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes einverleibt zu werden. Die Trachten sind komplett und gehören einer Braut, einer Frau in Abendmahlstracht, einem Mädchen in Tanztracht, einem Bräutigam und einem Bauer in alltäglicher Kleidung. Zur Veranschaulichung waren die Trachten fünf lebenden Modellen angezogen; als 6. Figur kam ein Blumenmädchen hinzu, in dem Anzug, welcher heute von den mit Blumenhandel beschäftigten Vierländerinnen in grossen Städten, wie Hamburg und Berlin, getragen wird. Der Vortragende äusserte sich des weiteren über den Schnitt der Trachten, die Ornamentik der Stickereien und Strickarbeiten, den Schmuck, den Kopfputz (zumal der Braut) und kam, nachdem vergleichsweise die Altländer, Nordfriesen, Propsteier und die Jamunder bei Cöslin herangezogen waren, zu dem Resultat, dass wir in den Vierländern Repräsentanten eines friesischen Stammes zu erblicken haben. — Im Anschluss an den Jahnschen Vortrag legte Herr Stadtrat E. Friedel eine von seiner Ehefrau nach einem modernen schwedischen Muster kürzlich gefertigte Stickerei, Kreuzstich in buntem Garn auf weissem leinenen Grunde, vor. In der Mitte erhebt sich der Maibaum in Kreuzgestalt, die Mittelstange mit der schwedischen Flagge geschmückt, an den beiden Kreuzarmen hängend je ein mit Bändern ausstaffierter Blumenkranz. Zum Maifest tanzen 5 Bauernburschen und 6 Bauerndirnen, sich mit den Händen fassend, in malerischer Nationaltracht, einen

Ringeltanz um den Maibaum herum. Seitwärts links, etwas höher, steht der Dorfgeiger und fidelt zum Tanz. Das ganze Stickereiwerk, etwa 1 *m* lang und $^3/_4$ *m* hoch, nimmt sich recht eigenartig und geschmackvoll aus, lässt sich auch besonders als Wandschmuck verwenden, zeigt also, wie die gelehrten Forschungen des Vereins praktisch und entsprechend für Haus und Stube gelegentlich ganz zweckmässig werden und Anwendung finden können. — Den letzten Teil der Sitzung bildeten die Wahlen für Vorstand und Ausschuss, deren Resultate seiner Zeit besonders mitgeteilt worden sind, ebenso wie das Verzeichnis der bis zum 23. Januar dem Verein beigetretenen 143 Mitglieder.

Freitag, den 27. Februar. Neu beigetreten sind dem Verein: Prof. Dr. Fr. Paulsen-Berlin; Magister Axel Olrik-Kopenhagen; Dr. Otto Doberentz-Naumburg a. d. S.: Prof. J. Ammann-Krummau i. Böhmen; Regierungsrat Dr. Franz Ilwof-Graz i. St.; Sanitätsrat Dr. Br. Florschütz-Wiesbaden; Prof. Dr. W. Creizenach-Krakau; Prof. Dr. P. Pietsch-Greifswald; H. Lampson-Berlin; Dr. M. Lewin-Berlin; Rechtsanwalt Dr. H. Simon-Berlin; Leopold Lesser-Berlin; Sanitätsrat Dr. J. Blumenthal-Berlin; Kgl. Bayerische Hof- und Staatsbibliothek-München; Freiherrlich C. von Rothschildsche öffentl. Bibliothek-Frankfurt a. M.; Gymn.-Lehrer Dr. F. Ritter-Emden; Dr. Herm. Ullrich-Chemnitz; Lehrer Christian Jensen-Oevenum auf Föhr; Franz Lipperheide-Berlin; Direktor Dr. L. Lindenschmit-Mainz; Geh.-Rat Dr. G. Freytag-Wiesbaden; Dr. M. Sachse-Berlin; Amin Maarbes, Lektor am oriental. Seminar, Berlin; Dr. Heinrich Thiessen-Berlin; K. K. deutscher Konsul Dr. Joh. Mordtmann-Salonik; Senator Dr. K. Eggers-Berlin; Verlagsbuchhändler Dr. O. Löwenstein-Berlin; Custos am märk. Museum R. Buchholz-Berlin. — Es erhält das Wort Herr Prof. Dr. M. Lazarus zu seinem Vortrag „Über Volkskunde als Wissenschaft“. Derselbe wird vollständig im „Magazin für Litteratur“ erscheinen; wir können uns deshalb hier auf das notwendigste beschränken. Nachdem Lazarus das Verhältnis des neuen Vereins zu dem für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte klargelegt und hervorgehoben hatte, dass wir nicht scheiden, sondern unterscheiden wollen, geht er auf die Volkskunde im besonderen über. Allein in der Erkenntnis des Wesens und der Leistungen eines einzigen Volkes liegt die Gewähr dafür, dass man durch diese Aussonderung zum Erkennen sowohl dieses Volkes selbst, als auch der andern Völker gelangt. Unsere Aufgabe ist es also, die Volkskunde in erster Linie als die eigene, die deutsche, mit der allergrössten Genauigkeit zu betreiben, während es nicht ausgeschlossen ist, überall Teilungen vorzunehmen und Vergleichungspunkte mit den übrigen Völkern zu suchen. Die Volkskunde muss die Gesamtheit im Auge haben; sie muss das, was Gegenstand ihrer Forschung ist, nicht im Individuum, sondern im Volke, in Gesamtkreisen, finden. Vor allen Dingen muss der grösste Nachdruck auf die Thatsachen gelegt werden. Es darf sich aber nicht um ödes und blödes Sammeln handeln. Und wenn noch so viele Gegenstände vorhanden sind, damit ist die Sache nicht gethan; sie müssen gedeutet werden. Es dürfen also nicht bloss die Thaten, sondern in der That muss immer der Gedanke gesucht werden. Nachdem der Vortragende den Nachweis geführt hatte, dass Deutschland zwar in der Errichtung von Museen und in dem Zusammenbringen grosser öffentlicher Sammlungen früher hinter den übrigen Kulturstaaten zurückgeblieben sei, dass es aber dafür den Ruhm in Anspruch nehmen dürfe, während jene nur von einer Unmenge von Thatsachen Kenntnis hatten, in dieselbe die Gedanken hineingelegt zu haben, geht er auf das Verhältnis der Volkskunde zur Geschichte über. Die Geschichte habe es mit dem Wandelbaren,

die Volkskunde mit dem Ständigen und Zuständigen zu thun. Sie sei eine Statistik des Geistes, sozusagen eine Statistik ohne Zahl, ähnlich wie die Moralstatistik. Die letzte und wesentliche Ursache für den Lauf der Geschichte bleibe der Volksgeist und der Volkscharakter selbst. Mit ihm habe sich die Volkskunde zu beschäftigen und nach ihm vorzugsweise ihren Gesichtskreis zu erweitern. Seine Sehnsucht sei stets eine Geschichte des deutschen Volksgeistes gewesen. Diese Sehnsucht habe ihn vermocht, gemeinsam mit seinem Freunde Steinthal die Zeitschrift für Völkerpsychologie herauszugeben, und diese Sehnsucht sei nicht abgeschwächt in dem Verein für Volkskunde. Er wünsche, dass alle, die hier versammelt seien, Mitarbeiter würden an der Schöpfung einer Geschichte des deutschen Volksgeistes. — Geh.-Rat R. Virchow legte als Erwiderung auf den L.: Vortrag in kurzen Zügen die Entwicklung der deutschen anthropologischen Wissenschaft und die verschiedenen Forschungsgebiete dieser und der Volkskunde dar. — Es sprach darauf Herr Dr. C. Nörrenberg über den Wenkerschen Sprachatlas. Mit beredten Worten schilderte der Vortragende die unendliche Mühe, welche G. Wenker verwandt hat, um in den Besitz des umfangreichen Materials zu gelangen, über welches er zur Zeit verfügen kann. Seine Methode war folgende. Er liess viele Tausende von fliegenden Blättern in alle Welt gehen, welche eine Reihe von alltäglichen Sätzen enthielten; daran knüpfte sich für den Empfänger die Bitte, diese Sätze in die in seinem Wohnort übliche Mundart zu übertragen. Tausende von Empfängern, fast durchweg Volksschullehrer, gingen auf die Wünsche Wenkers ein, und nach diesen Eingängen ist dann von ihm für jedes Wort eine Karte gezeichnet, in welcher durch verschiedene Farben angegeben ist, wie man dasselbe in den verschiedenen Dörfern ausspricht. So enstand eine eigentümliche Grammatik in kartographischer Form, welche die überraschendsten und, nach der Ansicht des Vortragenden, durchaus zuverlässige Resultate zeitigt. Leider konnte wegen vorgerückter Zeit auf eine Diskussion nicht eingegangen werden. — Den Schluss der Sitzung bildete ein Vortrag des Herrn Stadtrat E. Friedel, über die sogenannten Vivatbänder und Ähnliches. Man versteht, wie Herr Friedel des näheren ausführte, unter den Vivatbändern lange, schmale, gewöhnlich seidene Bänder, welche Inschriften, Vignetten, teils eingewirkt, teils aufgedruckt tragen. Diese Bänder wurden zur Erinnerung an Gedenktage gefertigt und unter Freunde und Bekannte als Geschenke verteilt, nicht nur bei Siegen, sondern auch bei Hochzeiten, Begräbnissen u. s. w. Man sollte sie deshalb anstatt Vivat- besser Erinnerungsbänder nennen. Nachzuweisen ist die Sitte dieser Bänder etwa von 1740 an bis zum Anfang dieses Jahrhunderts; das Gebiet ihrer Verbreitung war besonders das Königreich Preussen. Aus dem Märkischen Museum, sowie aus Privatbesitz war von dem Vortragenden eine reiche Sammlung dieser zum Teil sehr kunstvoll und zierlich ausgearbeiteten Bänder ausgestellt, die mit lebhaftem Interesse gemustert wurde.

Freitag, den 20. März. Neu beigetreten: Hofphotograph F. Leyde-Berlin; Banquier F. Behrens-Berlin; Dr. John Meier-Halle a. S.; Wilhelm Rubiner (Gerhard Stein)-Berlin; Julius Lappe-Neudietendorf bei Gotha; Dr. Richard Ehrenberg, Sekretär des Kgl. Commerz. Collegiums, Altona; William Stein, Fabrikbesitzer, Stettin; Rektor a. D. H. Frischbier-Königsberg i. Pr.; Pfarrer H. F. Feilberg-Pastorat Darum bei Bramminge in Dänemark; Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften-Görlitz. — Es spricht Herr Prof. Dr. M. Roediger über die Sage von Ermanrich und Schwanhild. Der Vortrag wird im 3. Heft dieser Zeitschrift erscheinen.

Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Prof. Dr. Alex. Brückner über Mittelalterliche latein. Predigten als Quelle für Volkskunde. Der Vortragende wies darauf hin, wie mangelhaft das reichhaltige vorhandene Material an Predigten aus dem späteren Mittelalter (Brückner hat polnische Verhältnisse im Auge) ausgenützt würde; und doch seien gerade sie für den Forscher auf kulturhistorischem Gebiete von höchster Wichtigkeit. Er unterscheidet zwei Arten von Predigten. In den einen hatte der Prediger ein geistig höher stehendes Publikum vor sich. Um demselben die langweiligen Ergüsse seiner Weisheit angenehmer zu machen, flocht er allerhand Märlein in den Gang der Rede ein, Stoffe, die ihm aus der reichen Schwanklitteratur des Mittelalters bekannt geworden waren. Daher, nach Brückner, die merkwürdige Übereinstimmung vieler Geschichten und Schwänke, die noch heute im Volksmunde gehen, mit den Geschichten Boccaccios. Von dieser Art Predigten will Brückner für diesmal absehen; er geht auf die zweite Art über, in denen der Geistliche, um seinen Reden Reiz zu verleihen, die heidnischen Untugenden seiner Gemeindeglieder geisselt. Da zeigt sich nun, dass die spärlichen Nachrichten, welche uns über die slavische Mythologie, speciell über die polnische, überkommen sind, durch diese Predigten in überraschender Weise erläutert werden. Ein paar besonders interessante Proben bewiesen die Wahrheit dieser Behauptung schlagend. Im Anschluss an den mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag wurde von Herrn Prof. Zupitza ein Osterbrauch, das Besenbrennen, mitgeteilt, der noch in seiner Kindheit in der Gegend von Oberglogau in Oberschlesien geübt wurde und der sich ganz den von Brückner aus seinem Predigtmaterial hervorgeholten und als heidnisch angegebenen Osterbräuchen verglich. Auch von anderer Seite wurden aus dem heutigen Volksbrauch Parallelen geboten, und allgemein wurde der Wunsch laut, dass der Vortragende sich bald noch einmal über den Gegenstand äussere. — Der Vortrag des Herrn Dr. U. Jahn über den Filigranknopf in seiner Entwicklung wurde auf die nächste Sitzung verschoben, da neues Material zur Veranschaulichung des Vortrags in Aussicht steht und dessen Eintreffen abgewartet werden soll. Statt dessen sprach der Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat Weinhold, über die Gebotzeichen, indem er auf den alten und allgemeinen Gebrauch dieser in Krieg und Frieden gebrauchten uralten Mittel zum Aufgebot der Volks- und der Gemeindegenossen hinwies und die Anwesenden ersuchte, ihm bei Sammlung des Stoffes hierfür behilflich zu sein.

U. Jahn.

Litteratur des Jahres 1890.

Von Dr. **Friedrich Back.**

(Fortsetzung.)

Volkskunde im Allgemeinen.

Zeitschriften.

Nachträge.

Folk-Lore, a quaterly review — —. London. D. Nutt. (Vgl. S. 116.)

I. 4. Abercromby, Marriage Customs of the Mordvins. — Kowalewsky, Marriage among the Early Slavs. — Stewart Lockhart, The Marriage Ceremonies of the Manchus. — Clouston, TheStory of the Frog Prince. — Folk-lore Congress 1891. — Notes and News. — Correspondence. — Miscellanea. — Folk-lore Bibliography. — Index to Articles. Index to Bibliography.

Revue des traditions populaires. Paris. J. Maisonneuve. (Vgl. S. 119.)

V. 12. Hardouin, Traditions et superstitions siamoises (suite) 4. 5. — Rubbens, Préjugés en Louisiane. — Tiersot, La fille déguisée en dragon. — Bourchenin, Coutume de mariage (suite). — Sébillot, Les traditions populaires et les écrivains français (suite). — Beauregard, Proverbes et dictons malays. — Morin, Contes troyens 1—3. — Sichler, Ran et les filles des flots. — Blanchard, Traditions et superstions de la Touraine (suite). — Certeaux, Facéties suisses. — Sébillot, Seconde vue (suite). — Bibliographie. Notes enquêtes.

La Tradition. Direction: E. Blémont et H. Carnoy. Paris. E. Lechevalier. IV. 1890. (Vgl. S. 119).

IV. Avril. Davidson, Le Folklore en Angleterre. IV. — Selter, La ronde du mariage. — Krohn, Histoire du traditionnisme en Finland. I — Harou, Les matériaux dans les constructions. II. — H C., Le mois de mai. XII. — Echaupre, Complainte de Saintonge. — Cunisset-Carnot, L'arbre de Mirabelle. — de Nittis Berceuses des environs de Naples. — Petitot, Contes et tradition des Esquimaux. I. — Sinval, Les Russes chez eux. VII. — Carnoy, A propos d'un article de M. H. Gaidoz. — Bibliographie. — Le mouvement traditionniste.

V. Mai. Harou, le folklore de la Belgique. I. — Blémont, Hymne antique. — Brunet, L'âne dans les proverbes provençaux. I. — Davidson, Le folklore en Angleterre. V. — Carnoy, La fuite en Egypte. Chanson picarde. — Plantadis, Le sabre de Roland. — Carnoy, Les rites du mariage. I. — Nicolaïdes, Palladiums et talismans des cités. II. — Saltes, L'Auseralhe et lou Coucou. — Zmigrodzki, Le Folklore polonais II. 1. — Warloy, Acousmates et chasses fantastiques. II. — Blémont, Les Conciles et les synodes de M. Fr. Ortoli — Vacquerie, Futura et la légende de Faust. — Vicaire, L'heure enchantée. — Bibliographie.

VI. Juni. Grün, Chansons populaires de la Carniole. — Colson, Formulettes enfantines IV. — Plantadis, Des usages de prélibation et des coutumes de mariage en France I. — Ortoli, Poésies semi-populaires. — Dulaure, La théorie de Dulaure en mythologie I. — Brunet, L'âne dans les proverbes provençaux. I. — Harou, Le folklore

de la Belgique (Suite). — Echaupre, Aubade du printemps. — Traditions de la Bretagne. — Correspondence. — Bibliographie. — Le mouvement traditionniste.

VII. Juillet. Dulaure, La théorie de Dulaure en mythologie. — H. C., Vieux proverbes français. — Carnoy, Formulettes enfantines. — Gautier, La médecine au village. — Prato, Les anciens conteurs. — Zmigrodzki, Le folklore polonais. II. — Blémont, La tradition dans V. Hugo. — Brunet, Contes populaires du Bocage normand. I. II. — Salles, Le vendredi. — Bibliographie.

VIII. Août. Schischmanova, Les noces du Soleil. — Dragamancy, Remarques sur le conte. — Carnoy, Esthétique de la tradition. – Harou, Le Folklore de la Belgique. VIII. — Chansons populaires de la Carniole. — Stiebel, Moyen de retrouver le corps d'un noyé. — Nicolaïdes, Légende turque. — De Colleville, Devinettes et énigmes populaires. — Hugounet, Apologue chinois. — Blémont, Nains et Pygmées. I. — Burtin, Le Folklore au Canada I. — Bérenger-Ferand, La pluie d'oreillettes. — Suria, Chansons populaires de la Bourgogne. De Nittis, Traditions de la Beauce. Sinval, Les Russes chez eux. VIII. — De Warloy, Glanes traditionnistes. — H C., Le mouvement traditionniste.

IX. X. Septembre. Octobre. Prato, Formules initiales et finales des contes populaires grecs. — Colson, Chansons de Wallonie. I. — Brunet, L'âne dans les proverbes provençaux. II. — Plantadis, Des usages de prélibation. II. — Chevalier, Le monastère d'Antony. — Frémine, Les animaux métamorphosés dans les traditions de la Chine. — Parmentier, Le petit Poucet en Belgique. — Brunet, Contes populaires du Bocage normand III. — Salles, Vieille chanson. — Lemoine, Les amours populaires en Wallonie. — De Colleville, Au printemps. — Becker, Le monde enchanté. I. — Zmigrodzki, Le folklore polonais. III. — De Launay, La légende du moustier de Juniville. — Ortoli, Poésies semi-populaires. — Van Elven, Une légende belge des Nutons. — Demetrius, Les septs Dormants. — Dulaure, Le culte des eaux.

XI. Novembre. Lang, La vie sociale chez les Sauvages. — Becker, Croyances et superstitions des Lapons. — Bérenger-Férand, Conte provençal. — Harou, Folklore de la Belgique XI — Prato, Proverbes rélatifs à la mer. IV. — Grün, Monstres et géants. VIII. — Carnoy, Chansons populaires de la Picardie. — Brunet, Contes populaires du Bocage normand IV. — Bibliographie.

XII. Decembre. Zmigrodzki. Le Folklore polonais. III. — H. C., La littérature liégeoise. — Démetrius, S. Gérasimus et le lion. — Plantadis, Des usages des prélibation III. -- Brunet, L'âne III. — E. B., Les vieilles chansons populaires. — Ortoli, Moyen de retrouver le corps d'un noyé II. — Brunet, Contes popul. du Bocage normand. V. — Chaboseau, Procès contre les animaux. — Duprin, Chanson de Briolage. — De Colleville, Proverbes niçois. — Le mouvement traditionniste.

Die einzelnen Völker und Länder.

Niederlande[1].

I. Zeitschriften.

Volkskunde. Tijdskrift voor Nederlandsche folklore onder redactie van Pol de Mons en Aug. Gittée. 3e Jaargang. Gent. Ad. Hoste. 1890.

1. Veckenstedt, De slapende Jongeling. Vermast, Vertelsels. Onze oude liederen. Boekbeoordelingen. Vragen. Boersche grappigheid.

2. P. de Mont, Onze Vlaamsche Componisten ofte liedjeszangers. I. II. Kinderspelen. Boekbeoordeelingen enz.

1) Mit Unterstützung der Herren Aug. Gittée in Charleroi und J. B. Vervliet in Antwerpen.

3. Gittée, Het heidenwerpen. Liederen.
4. P. de Mont, Onze Vlaamsche Componisten III. Boekbeoordeelingen. Vragen.
5. Onze vlaamsche Componisten. Vertelsels. enz.
6. Gittée, Over de studie van het Volkslied. Sprookjes. Vragen. Verklaringen van natuurverschijningen. Toedrinken.
7. Gittée, De Humor in de taal. P. de Mont, Onze vlaamsche Componisten. III. Boekbeoordelingen.
8. Gittée, De Humor in de taal. II. Sprookjes en Prijsboeken. Vragen. Volksbenamingen.
9. P. de Mont, De stoet der Reuzen te Brussel Vertelsels. Sagen. Boekbeoordeling enz.
10. Gittée, Volkshumor in geestelijke Zaken. I.
11. Gittée, Volkshumor in geestelijke Zaken. II. P. de Mont, Onze vlaamsche Componisten. Vertelsels. enz.
12. Gittée, Zeden en Gebruiken. Rijmdicht over de konst van't rekenen. Volksliederen: Liefdeproef. Boekbeoordelingen. Vragen en Aanteekningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch - Brabantsch Tijdskrift voor Taal en Volksdichtveerdigheid, voor oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. onder leiding van J. Cornelissen te S. Antonius-Brecht en J. B. Vervliet te Antwerpen. 2de Jaargang 1890. Te Brecht bij L. Braeckmans. 12. Nommers van twelf bladzijden in 8°.

1. Volksgebruiken. Bijdrage tot den dietschen taalschat. Weervoorspellingen en boerespreukses. Sagen. Boekbespreking. Nieuwskes. Vragen en Aanteekeningen. Inhoud van Tijdschriften.
2. Vertelsels. Dierenvertelsels Kwelvertelselkes. Kerst- en nieuwjaarsliedekens. Wangeloof-Liederen. Grafschriften. Spotgedichten.
3. Volksgebruiken. Bijdrage tot den dietschen Taalschat. Vertelsels. Gezelschapsspelen. Volkstelling in 1526.
4. Bouwstoffen gebruikt bij het stichten van kerken, kasteelen, enz. Bijdrage tot den dietschen taalschat. Vertelsels. Grafschriften. Sagen.
5. De Uitvinding der lier. De Vogelen in het volksgeloof. Vertelsels. Spotzegsels. Bijdrage tot den dietschen taalschat.
6. Levende spraakkunst. Over de benaming Pagnot. De vogelen in het volksgeloof. Vertelsels. Bijdrage tot den dietschen taalschat.
7. De vogelen in het volksgeloof. Volksgeloof. Sprookskes en vertelsels. Vragen en Aanteekeningen.
8. Levende spraakkunst. Rivieren, putten, fonteinen, bronnen, ondiepten enz. Liederen. Vertelsels.
9. Rivieren putten enz Kinderrijmen. Sagen Bijdrage tot den dietschen taalschat. Raadsels. Nieuwskes.
10. Rivieren, putten enz. Sagen. Vertelsels. Bijdrage tot den dietschen Taalschat. Liederen Vragen.
11. Volksgebruiken in de Kempen. Rivieren enz. Vertelsels. Een woord over de gilden.
12. Sagen. De vogelen in het volksgeloof Over de gilden. Nieuwskes. Boekbespreking. Narede.

Volk en Taal. Maandsschrift over Gebruiken, Geschiedenes, Taalkunde enz., uitgegeven door de Zantersgilde van Zuid-Vlaanderen. Ronse, A. Courtin. 2de Jaargang. 3de Jaargang.

II. n 6. Over de zuid-vlaamsche uitgangen ie en ies, hie en hieds. Bijdrage tot den nederlandschen taalschat. Sint Niklaas liedjes. Spotzegels. Raadsels. Jaakskee met zijn fluitje. Van smidje Smee. Soldaten Knevelarijen. Spotrijmkes. — n. 7. Kersttijd-gebruike. Bijdrage tot den Nederl. taalschat. Koekebak. Nieuwjaarliederen. Drij koningen. Sterreliedje. Van den vos en den beer. Kruisgebruiken. — n. 8. Lichtmis. Bijdrage tot den nederl. taalschat. „Zei" spreuken. Ditjes en Datjes. Van Magriendelke en Magreindelke. Weervoorzeggingen. — n. 9. Bijdrage tot den nederl. taalschat. De Gastelof Kasteldag. Maria die moeste naar Bethleen gaan. Raadsels Wit Karlientje en Zwart Karlientje. — n. 10. Paaschen. Bijdr. tot d. nederl. taalschat. Volkswijsheid. Een pak slagen. Uit Ooike. Van den voerman (lied). — n. 11. De uil in het volksgedacht. Bijdr. tot d. nederl. taalschat. Meiavond. Uit de beesten wereld. Van't meetje en sinksenavond. De Jongen en zijn boone. — n. 12. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Vlaamsche beleefheid. Taalbegrippen uit den ouden tijd. „Zei" spreuken. Liederen. Tel-of Lotrijmkes. Sint Martens Omgang te Asper. — III. n. 1. Bijdr.

tot d. nederl. taalschat. Uit de kinderwereld. Kruisgebruiken. Kwelspreuken. Sprookjes. Van den vier gebroeders Volkswijsheid. — n. 2. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Kinderspel. Slijtliedekes. Raadsels. Van Duimke — n. 3. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Van't Meetje en Sinte Pieter. Koeiersroepen. — n. 4. Vertellen. Topspel. Raadsels. Kaboutermannekes. — n. 5. Bijdr. t. d. nederl. taalschat. Klaasdag. Van den wever en den duvel. Rijmelarij op namen van steden. „Zei“ spreuken.

't Daghet in den Osten. Limburgsch Tijdschrift voor alle liefhabbers van Taal-en andere Wetensweerdigheden. Hasselt, M. Ceysens. 6de Jaargang. 1890. 12. Aflev. in 8.

1. Limburgsch Nederlandsch: 13. Woordenzange. Spotzegsels. — 2. 3. Allerlei Rijmpjes uit Oost-Vlaanderen. Kinderspelen. Vertelsels. Oude Gebruiken. — 4. 5. Limburgsch Nederlandsch: 14. Woordenzange. De Mei, de Meikoningin. Gebruiken. Raadsels. Limburgsche spreukes en spreekwoorden. — 6. 7. Limburgsche Eigenaardigheden: Wen V. Was Wazen. Het slapen der R. Dertiende, dertienste. Kinderliekens. Kinderzegels. Verkleinvormen. Een oud Stuksken. Over die en dien. Een broksken Waalsch. Oude Gebruiken. Wangeloof. — 8. 9. Over de versmaat der Volksdichten. De Duivel met zijn hesp De Wildeman April-gek. — 10. 11. Limburgsch Nederlandsch: 15. Woordenzange. Taalkunde. Limburgsche dichtveerdigheid. Sint Martens vuur. Limburgsche spreuken en spreekwoorden.

II. Bücher und Aufsätze.

Questionnaire de Folklore Wallon, Liège, Imprim. H. Vaillant-Carmanne. (Ein Fragebuch über wunderbare Wesen, Thiernamen, Landbau, Pflanzen, Volksarzenei in etwa 10 Liefer. à 16 S., Vgl. Ons Volksleven: II. S. 105. 138.)

Gittée, L'étude du folklore en Flandre (Extr. de la Revue de Belgique. Bruxelles 1890) 19 S.

Gittée, Over de waarde van het populaire. (Overgedr. uit de Tijdspiegel. 's Gravenhage 1890. 2.) 27. S.

Pringsheim, Beiträge zur wirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte der vereinigten Niederlande im 17. und 18. Jahrh. Leipzig 1890. Duncker & Humblot (120 S. 8°). (M. 2,80.) (Staats- und socialwiss. Forschungen, hsg. von Gust. Schmoller X, 3.)

de Roever, Over Vrijen en Trouwen, Haarlem, Bohn.

Gittée, De Hand en de Vingeren in het Volksgeloof (Overgedr. uit Los en Vast. Leiden 1890. n. 3). 52 S.

Stoet L. A. J. W. Baron, De Planten in het Germaansche Volksgeloof en Volksgebruik. 's Gravenhage, Nijhoff.

Van Bastelaar, Les épingles, les aiguilles et les clous dans les pratiques superstitieuses. Bruxelles, Deprez. 15 S.

Claeys, Sint Maarten. Thielt, P. Pokel-Dooms. 248 S.

Alberdingk-Thym, De Faustsage in de nederlandsche letteren. Gent, Siffer. 58 S.

Vercoullie, Beknopt etymologisch woordenboek der nederlandsche taal. Gent, Vuylsteke. XXIV. 320 S.

De Bo, Westvlaamsch Idioticon, uitgegeven door Jos. Samyn 1e deel (A—O). Gent, Siffer. 700 S.

Rutten, Bijdragen tot een Haspengouwsch Idioticon, uitgegeven door de Zuidnederlandsch. Maatschappij van Taalkunde. Antwerpen, Jan Boucherij. XVI. 318 S.

De Seyn-Verhougstraete, Het bargoensch van Roeselare. Een bijvoegsel aan Js. Teirlincks woordenboek van bargoensch. Roeselare, De Seyn-Verhougstraete. 20 S.

Claes, Eenige volksuitdrukkingen verdedigd en aanbevolen. Gent, Siffer. 27. S.

Bamps, Recherches sur le Mey-liedje (Chant de Mai), hymne populaire hasseltois attribué au XVIIe siècle. Hasselt, Klock. 8 S.

Amaat, Vertelsels van het Vlaamsche volk. Gent, Siffer. 1889. 2e reeks. Thielt, P. Pollet. 1890. 190 S. 12°.

Popp Caroline, Récits et légendes des Flandres. 4e édit. Bruxelles, Lebègue. 270 S.

Witteryck, Contes populaires; Coutumes religieuses (Annales de la Société d'émulation

pour l'étude de l'histoire et des antiquités de Flandre. Sér. V. Tome 1.).

Antwerpsche Keldermondvertellingen, door **J. B. van Antwerpen.** Antwerpen, A. de Koninckx. 192 S. 12°.

Brandes, Drei Sammlungen mittelniederländscher Reimsprüche (Zeitschr. für deutsches Alterthum. XXXIV. Bd. 47—55 S.)

Amaat, Raadsels van het Vlaamsche volk. Gent, Leliaert, Siffer.

England, Schottland, Irland.

Günther, Englisches Leben im 14. Jahrhundert Dargestellt nach 'the vision of William concerning Piers the Plowman' by William Langland 8°. 62 S. Leipzig. Diss.

Suffling, History and legends of the Broad District, with a Glance at its Folk-Lore, Ghost 3, Churches, etc. (Ill.) 8°. 216 S. London, Sarrold

Seebohm, The English Village Community examined in its Relations to the Manorial and tribal Systems: and to the Common and Open-field Systems of Husbandry 4. edit. 8°. 460 S. London, Longmans 16 s.

Gomme, The Village Community. With special reference to the Origin and Form of its Survivals in Britain. (Ill) 8°. 299 S. (Contemporary Science Series.) London W. Scott. 3 s. 6 d.

Nicholson, Folk-Lore of East Yorkshire 8°. 186 S Hull, Brown. 3 s. 6 d.

Parkinson, Yorkshire Legends and Traditions, as told by her Ancient Chroniclers, her Poets and Journalists. 2 nd series. 8°. 54 S. Simpkin. 1 s.

Hartland, English Fairy and other Folk-Tales. Selected and edited, with an Introduction. 12°. 306 S. (Camelot Series.) W. Scott. 1 s.

Child Lore. A Selection of Folk-Legends and Rhymes. 138 S. Glasgow. Bryce. 1 s.

Jacobs, English Fairy Tales. Ill. by John D. Batten. 8°. 253 S. London. David Nutt.

Kluge, Geschichte der englischen Sprache. Mit einer Dialekt-Karte. (Grundriss d germ. Philologie. hsg. von H. Paul I, 5, 780—930.)

Wright, Englische Mundarten (ebenda I, 5, 975—981) 1891.

The English and Scottish popular Ballads, edited by Francis James Child, VII. Boston, Houghton, Mifflin and Co. (1890.) 4°. 254 S.

Baring-Gould and **Sheppard,** Songs and Ballads of the West: a Collection made from the months of the People. Harmonised and arranged for Voice and Pianoforte by Rev. H Fleetwood Sheppard. 4 parts. Mothnen. 3 s. each.

Campbell, Popular Tales of the West Highlands, orally collected, with a Translation. New edit (under the auspices of the Islay Association). Vol. I. 8°. 490 S. London. A. Gardner. 7 s. 6 d.

Beside the fire. A collection of Irish Gaelic folk stories Edited, translated and annotaded by Douglas Hyde, with additional notes by Alfred Nutt. London. David Nutt. 1890. LVII. 203 S.

Blind, Ein schottisches Märchen vom Aschenputtel und seinem Gold- und Glasschuh (Deutsche Revue. Febr.).

Haeckel, Das Sprichwort bei Chaucer. 8°. 77 S. (Erlanger Beiträge zur engl. Philologie. Hgb. von Varnhagen. Heft 8). M. 1,80.

Block, Die englischen Markenspiele. (Neuphilologisches Centralblatt IV. 4.)

Skandinavien (einschl. Island).[1]

1. Allgemeines.

Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ock Svenskt folklif. — Tidskrif utgifven på uppdrag af Landsmålsföreningarna i Uppsala, Helsingfors ock Lund genom J. A. Lundell. Stockholm, Samson & Wallin. 8°.

39de h. 1890. A. Gustaf Billing, Asbomålets ljudlära, akademisk afhendling. Med en Karta.

40de h. 1890. B. S. Thomasson, Visor upptecknade i Kyrkhults socken i Bleking. — L. T. Renvall, Aländsk folktro, skrock ock trolldom. — S. Öberg, Några bilder från Härjedalens fäbodar.

Dania. Tidsskrift for folkemål og folkeminder. Udgivet for universitets-jubilæets danske samfund af Otto Jespersen og Kristoffer Nyrop. Bind I Hæfte 1. København. Lybecker og Meyer. 1890. 8°. 80 S. — Kr. Nyrop Kludetræet. En sammenlignende undersøgelse. — O. Jespersen Danias Lydskrift. — Småting og forespörgsler.

Huld. Safn alþýdlegra íslenzkra fræda. Útgefendur: H. Þorsteinsson, Jón Þorkelsson. Ólafur Davídsson, Pálmi Pálsson, Valdimar Ásmundsson. I Reykjavík 1890. Sigurdur Kristjánsson. (80 S. 8°.)

Samfundet för Nordiska Museets Främjande 1888. Meddelanden, utgifna af Arthur Hazelius. Stockholm. 1890. 8°. (148 S.)

Kalund, F. Skandinavische Verhältnisse (Grundriss der germanischen Philologie, herausg. von Paul, II. 2. S. 208—252).

Pontoppidan, Folkelivingsskildringer II. (Dansk Folkebibliothek Nr. 109.) 16°. 80 S. Nyt dansk Forlagskonsortium. 25 Ore.

v. Feilitzen, Spridda drag ur svenska folklifvet. Teckningarna af Jenny Nyström. 8°. Stockholm. S Flodin.

E. W. B., Strödda bidrag till Västerbottens äldre kulturhistoria I—II (Historisk Tidskrift utg. af Svenska Historiska Föreningen genom E. Hildebrand X 1—2.)

Bidrag till Södermanlands äldre kulturhistoria, på uppdrag af Södermanlands fornminnes förening utgifna af J. Wahlfisk. 7e. h. 8°. 151 S. Stockholm, Samson & Wallin. Kr. 2.

Feilberg, Dansk Bondeliv, saaledes som det i Mands-Minde førtes, navnlig i Vestjylland. Med 49 Figurer. Kbhvn. 1889. 394 S. 8°.

Landbyskomageren **Jonas Stolts** Optegnelser Frit efter et Haandskrift i „Nordiska Museat". Af R. Mejborg. Med 62 Bilder. Kjøbenhavn. I komission hos G. E. C. Gad. 1890. 166 S. 8°.

Fabricius, Island und Grönland zu Anfang des 17. Jahrh., kurz und bündig nach wahrhaften Berichten beschrieben. In Orig. und Uebers. herausg. und mit geschichtl. Vorbemerkungen versehen von Karl Tannen. 8°. 47 S. Bremen, Silomon M. 1,50.

2. Äusseres Leben.

Afbildningar af föremål i Nordiska museet, äfvensom af nordiska ansiktstyper, klädedräkter och byggnader, af hvilka teckningar förvaras i Nord. museets arkiv. Utg. af A. Hazelius. 4°. Stockholm, Nordiska museet. 1. Smaaland. 1888. 2 och 3 Island. 1890. 20 pl., med text af R Arpi. Kr. 3.

Valtyr Gudmundsson, Privatboligen på Island i sagatiden samt delvis i det øvrige norden. Kjøbenhavn Høst og søn. 1889. 8°. 270 S.

Nationaldragter, danske. Tegnede af F. C. Lund. Med Text af V. Bergsøe. 2 det Oplag. Kjøbenhaven. Nyt dansk Forlagskonsortium. Heft 1—4.

3. Inneres Leben.

Noreen, Ett nytt uppslag i fråga om den nordiska mytologien (Nordisk tidskrift för vetenskap, konst och industri. Nr. 3).

Steffen, De nyaste forskningarna i nordisk mytologie (Ny Svensk Tidskrift 2—3).

Weinhold, Ueber den Mythus vom Wanen-

1) Mit Unterstützung der Herren K. v. Maurer in München und Kr. Nyrop in Kopenhagen.

krieg (Sitzungsberichte der Königl. Preuss. Akademie der Wiss. zu Berlin XXIX). 15 S.

Wesselofski, Yggdrasill (Archiv für slavische Philologie XIII, 1).

Ehni, Der nordische Mythus des Yama, verglichen mit den analogen Typen der persischen, griechischen und germanischen Mythologie. 8°. 216 S. Strassburg, Trübner. M 5.

Petersen, Hypothesen om religiøse Offer- og Votivfund fra Danmarks forhistoriske Tid (Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie V, 3).

Cederschiöld, Kalfdråpet och Vänpröfningen, ett Bidrag till Kritiken af de Isländska Sagornas Trovärdighed. 8°. 41 S. Lund, Gleerup. Kr. 0,85.

Henzen, Ueber die Träume in der altnordischen Saga-Litteratur. 8°. 89 S. Leipzig, Fock. M. 2.

Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Arnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés. 8°. Berlin, Mayer & Müller (1. Bd. 1889). Neue Folge, ebd. 1891.

Mikkel Skrædders Historier. Udgivne af E. T. Kristensen. Viborg. I kommission hos Gyldendalske Boghandel i Kjøbenhavn. 72 S.

Drachmann, Troldtøj. Folkesagn i Nutidsliv. 1—4 de Hefte. 4°. Bojesen.

Bang, Kirkehistoriske Smaastykker. Kristiania 1890 (darin Beiträge zur Geschichte des Aberglaubens in Norwegen).

Swedish Baptismal Folk-lore. Irish Variant of St. Swithin. Mother Hubbard: Notes and Queries. 6. September.

Danmarks gamle Folkeviser, udgivne af Svend Grundtvig. 5 Dels. 4. Hæfld. Efter Forarbejder af Svend Grundtvig udgivet af Axel Olrik. Kbhvn. Forlagt af Samfundet til den danske Literaturs Fremme. 4°. (Schluss von S. Grundtvigs grosser Volksliedersammlung; Bd. 1 erschien 1853).

Steenstrup, Vore Folkeviser fra Middelaldren. Kbhvn 1891.

Ibsen, Skandinavische Heldenlieder und ihre Bedeutung für die Kunstpoesie (autoris. deutsche Übersetzung des 1857 im Illustreret Nyhedsblad. Christiania No. 19 erschienenen Artikels) Sonntagsbeil. N. 27. 28. z. Voss Zeitung 1890.

Vibärg, Sägner på Roslagsmål från Valö socken (Svenska Fornminnes föreninges Tidskrift VII (1888—90) p. 177—191).

Lundell, Scandinavische Mundarten (Grundriss der germ. Philol., hrsg. von H. Paul, I, 5, 945—959). 1891.

Feilberg, Bidrag til en Ordbog over Jyske Almuesmål (bis jetzt 6 Hefte).

Færösk Anthologie med litterærhistorisk og grammatisk Inledning samt Glossar ved V. U. Hammershaimb. 5. Hæftet. Kbhvn. 1890 (erscheint seit 1885).

Nordlander, Anteckningar om några norrländska ortnamn (Svenska Föreningens Tidskrift VII (1888—1890), p. 164—176).

Kristensen, Danske ordsprog og mundheld, skjæmtesprog, stedlige talemåder, ordspil og samtaleord. Trykt med offentlig understøttelse 2 hæfter (400 S + 274 S.) 8°. Kolding 1890.

Peder Lales ordspråk och en motsvarande Svensk samling. 1. Texter utgivna af Axel Kock och Carl af Petersens. Kjøbenhavn. 2. Hæft. 1890. (1. Hæft 1889). (Östnordiska och latinska medeltidsordsspråk. Herausgeg. vom Samfund til Udgivelse af gammel nordisk Litteratur).

Köbke, Om Runerne i Norden 2. Udgave. Kbhvn 1890.

Die Sage von Ermenrich und Schwanhild[1].

Von **Max Roediger.**

Die vornehmste Person der ostgotischen Heldensage ist nächst Dietrich von Bern König Ermenrich. Er lebte sowohl in der Sage der festländischen als auch der nordischen und britannischen Germanen, ist aber im Grunde historisch. Die älteste Nachricht über ihn und sein Ende, woran die Sage von Schwanhild sich knüpft, erhalten wir durch Ammianus Marcellinus 31, 3, 1. Es handelt sich um den Einbruch der Hunnen im Jahre 375 Nachdem sie die Alanen zum grossen Teil erschlagen hatten, fielen sie mit dem Reste vereinigt über die weiten und fruchtbaren Lande Ermenrichs her, eines sehr kriegerischen Königs, der sich durch viele Heldenthaten seinen Nachbarn furchtbar gemacht hatte. Seine Herrschaft war zwar fest genug begründet, um diesem plötzlich hereinbrechenden Unwetter Stand zu halten, aber da das allgemeine Gerücht die Grausigkeit der ihn schon nahe bedrohenden Feinde vergrösserte, so machte er seiner Furcht vor der schwerwiegenden Entscheidung durch freiwilligen Tod ein Ende. Da Ammian ein Zeitgenosse der Begebenheit und seine Darstellung davon einfach und unanstössig ist, dürfen wir ihm Glauben schenken.

Ganz anders klingt kaum zweihundert Jahre später (551) der Bericht des Jordanes in den Getica § 116—130. Den Hunnen wird hier nach alter Sage (*ut refert antiquitas*) eine Abkunft von gotischen Zaubrerinnen (*haliurunnae*, got. *haljarûnôs*, ahd. *hellirûnâ*, ags. *hellerûnan*) und unreinen Geistern der Wüste zugeschrieben; eine Hindin weist ihnen den Weg durch das Azowsche Meer. Wie ein Wirbelwind reissen sie die jenseitigen Völker mit sich und unterwerfen nach vielen Kämpfen auch die Alanen. Das erschreckliche und über die Massen hässliche Äussere der Hunnen, ihre Gewandtheit im Reiten und Bogenschiessen werden auf das lebhafteste und anschaulichste geschildert. Die Goten ergreift Angst vor ihnen. Ihr König war damals der kluge und tapfere Hermanaricus, der vornehmste

---

1) Der folgende Aufsatz entspricht im wesentlichen einem Vortrag, der am 20 März 1891 im Verein für Volkskunde gehalten wurde. Seine Entstehung wird es erklären, dass Litteraturangaben fast gänzlich fehlen, doch möge man Heinzel in seiner Ostgot. Heldensage S. 1 ff. und etwa noch Kanischs Dissertation „Zur Kritik und Metrik der Hampismál" vergleichen.

aus dem königlichen Geschlecht der Amaler, der sich die finnischen Stämme bis über den Ural hinaus, die Heruler am Azowschen Meer, die Slaven und Eisten unterworfen hatte und überhaupt alle Völker Scythiens und Germaniens beherrschte. Mit Recht konnte man ihn Alexander dem Grossen vergleichen. Als die Hunnen aber heranrückten, befand er sich in übler Lage. Denn der treulose Stamm (oder Familie?) der Rosomoni, der ihm Heeresfolge zu leisten hatte, liess ihn bei dieser bedenklichen Gelegenheit im Stich. Er hatte nämlich die Sunilda, ein Weib aus dem genannten Stamme, wütend über den betrügerischen Abfall ihres Gemahls, an wilde Pferde binden und zerreissen lassen. Ihre Brüder Sarus und Ammius hatten, um den Tod der Schwester zu rächen, einen Mordanfall auf Hermanaricus gemacht und ihn verwundet, und durch diese Wunde war er siech und schwach geworden. Der Hunnenkönig Balamber nutzte diesen Umstand zu einem Angriff auf die Ostgoten aus, Hermanaricus aber, der die schmerzende Wunde und die Einfälle der Hunnen nicht mehr ertragen konnte, starb hochbetagt im 110. Jahre seines Lebens.

Hier liegt deutlich Sage vor, die, abgesehen von den Angaben über die Entstehung und den Einbruch der Hunnen, aus dem ungeheuren Umfang des Reiches und dem überhohen Alter des Hermanaricus spricht. Nicht minder daraus, dass er eines natürlichen Todes stirbt. Selbstmord ist eine Seltenheit bei den Germanen. Es nimmt sich wohl jemand das Leben, weil er nicht auf dem Krankenbette sterben will, oder der Besiegte, weil er der Schmach der Gefangenschaft entgehen möchte, oder ein Weib, um mit dem vorangegangenen Geliebten wieder vereint zu werden; aber ein Selbstmord aus Feigheit, aus Furcht vor der Entscheidung ist ungermanisch und schien bei einem so tapferen und mächtigen Herrscher wie Ermenrich völlig unglaublich. Ja selbst seine Besiegung durch die Hunnen konnte man nur begreifen, wenn besonders ungünstige Umstände den König am vollen Gebrauch seiner Macht hinderten, und da lag es vor allem nahe, ihn sich nach einem so thatenreichen Leben als greisenhaft und krank vorzustellen. An diesem Punkte hat die Weiterentwickelung der Sage eingesetzt. An den Selbstmord glaubte man nicht, er verschwand aus dem Gedächtnis, mit ihm sein historischer Anlass, der Hunneneinfall. Aber von einer schweren Krankheit des Ermenrich erzählt sogar noch die þidrecssaga und das mittelhochdeutsche Epos, wenn sie ihr auch eine andere Ursache zuschreiben, und die Angaben über Ermenrichs Tod ins Schwanken geraten sind.

Es ist selbstverständlich ostgotische Sage, die wir aus dem knappen Berichte des Jordanes kennen lernen. Nur die Eroberungen und die Macht des Hermanaricus malt er breit und mit Wohlgefallen aus, ohne eine Spur der ungünstigen Ansicht, die sich später allerwärts vom Charakter Ermenrichs findet und die gerade in seinen lobenswerten Eigenschaften ihren Grund hat. Denn aus dem kriegerischen Eroberer und mächtigen

Gewalthaber war ein zwar nicht minder mächtiger, aber auch treuloser, grausamer, hab- und ländergieriger Tyrann geworden, wozu gewiss das Begebnis mit Schwanhild beigetragen hat. Dass aber bereits zur Zeit des Cassiodor diese Meinung im Schwange gewesen sei, möchte ich bei der Begeisterung des Jordanes für ihn, mag sie nun aus Cassiodor stammen oder nicht, als unbedingt sicher nicht hinstellen. Müllenhoff schliesst das (Zs. f. d. Altert. 12, 254) aus dem Schweigen Cassiodors über Ermenrich an jener Stelle, wo er Amalasuintha mit ihren Vorfahren vergleicht. Aber welches tertium comparationis hätte sich ihm zwischen jener und einem Eroberer bieten sollen? Sogar die grausame Bestrafung der Schwanhild motiviert Jordanes ausdrücklich mit einem nur zu begreiflichen Zornausbruch des Königs. Das frühste Zeugnis für seinen bösen Charakter gewährt der 9. Vers des Widsiđliedes, und wenn es auch mit seinen ältesten Bestandteilen ziemlich nah an Jordanes heranrückt, so liegt doch immer noch die Möglichkeit vor, dass in der Zwischenzeit das Bild Ermenrichs sich verdüstert hatte, wenn nicht gar darin die Auffassung eines fremden Stammes sich ausprägt.

Ausführlicher liegt unsre Sage in der nordischen Überlieferung vor, die sich in einen norwegisch-isländischen und dänischen Zweig spaltet. Ersterer wird repräsentiert durch die beiden eddischen Lieder Hampismal und Guđrunarhvǫt, wozu die Ragnarsdrapa Bragis des Alten und Anspielungen in andern skaldischen Gedichten treten, welche beweisen, dass spätestens vom 9. Jahrhundert an die Sage im ganzen Norden bekannt war. In Prosa erzählen sie die Vǫlsungasaga Kap. 40—42 und die Skaldskaparmal Kap. 42. Sie stimmen alle im grossen Ganzen überein und wir können sie daher zusammenfassen.

Eine Abweichung von Jordanes fällt sogleich ins Auge: die weibliche Hauptperson heisst nicht Sônarhildr, was dem Sunilda des Jordanes entspräche, sondern mit einem weit gebräuchlicheren Namen Svanhildr. Svanhild soll die Tochter des Sigurđ und der Gudrun, also unseres Siegfried und unserer Kriemhild sein, doch ist diese Herkunft lediglich nordische Erfindung, von der man anderwärts ebensowenig weiss, als davon, dass Kriemhild ausser Siegfried und Etzel noch einen dritten Gemahl, den Jonakr, seinem Namen nach (vgl. slaw. jonakŭ, junakŭ „jung") einen Slaven, gehabt habe. Strebte man aber durch Svanhild die Nibelungen- und Ermenrichssage zu verbinden, so ist sehr wahrscheinlich, dass sie in eine von ihnen bereits hinein gehörte und der Sunilda des Jordanes entspricht, nur ist der seltene, aber aus der Sage sich erklärende Name in einen alltäglichen, ähnlich klingenden verändert worden. Ebenso ihre Stellung. Will man den Jordanes nicht zu einem kläglichen Stammler machen, so kann man unmöglich seine Worte: *„dum quandam mulierem Sunilda nomine . . . pro mariti fraudulento discessu rex . . . per diversa divelli praecipisset"* (§ 129) mit Wilh. Müller in der Mythol. der deutschen

Heldens. S. 164 so auffassen, dass sie bestraft worden sei, weil sie ihren Gemahl, der König Ermenrich selber war, verlassen hatte! Sie ist vielmehr die Gattin eines uns unbekannten vornehmen Mannes — aber nicht, wie man unter Hinzunahme einer an sich schon dunkeln Beowulfstelle behauptet hat, des Becca oder Bikki —, für dessen Abfall sie büssen muss. In der nordischen Überlieferung jedoch ist Svanhild in der That Jǫrmunreks Gemahlin oder Braut.

Sie wächst bei Jonakr auf und bekommt zwei Brüder, den Hamþir und Sǫrli. Dazu tritt in der Guđrunarhvǫt und den Prosaerzählungen noch ein dritter, Erpr, der aber nach den Hamþismal nicht von Guđrun, sondern einer andern Mutter geboren, also der Stiefbruder jener beiden ist. Mit der durch Schönheit ausgezeichneten Svanhild will sich der mächtige König Jǫrmunrekr vermählen. Er schickt zu Jonakr als Werber seinen Sohn Randver und seinen Ratgeber Bikki. Die Werbung wird angenommen und die beiden geleiten die Braut heim. Unterwegs rät Bikki dem Randver, die dem Vater Bestimmte für sich zu gewinnen, da das junge, schöne Weib für ihn besser passe, als für den alten Gebieter. So geschieht es, doch zu Haus angelangt verrät Bikki dem König den Betrug. Randverr wird gehenkt und Svanhild soll von Pferden zertreten werden. Doch als sie am Boden liegend die Augen aufschlägt, wollen die Hengste sie nicht treten. Da lässt ihr Bikki einen Sack über den Kopf ziehen und nun verliert sie ihr Leben.

Als Guđrun vom Tod ihrer Tochter hört, reizt sie ihre Söhne Hamþir und Sǫrli an, die Schwester zu rächen. Nur ungern willigen sie ein, da sie ihren Untergang voraussehen. Guđrun stattet sie (nach den beiden prosaischen Quellen) mit undurchdringlichen Rüstungen aus; nach den Skaldskaparmal befiehlt sie ihnen auch, den Jǫrmunrek bei Nacht anzugreifen, was befolgt wird. Als die Brüder sich auf den Weg gemacht haben, treffen sie ihren verhassten Halbbruder Erp. Auf Befragen sagt er ihnen seine Hilfe zu, dennoch kommt es zum Streit und sie erschlagen ihn. Bei Jǫrmunrek aber fehlt er ihnen, denn sie vermögen zwar dem Könige Hände und Füsse, aber nicht den Kopf abzuhauen, sodass er, wenn auch verstümmelt, am Leben bleibt. Sie selbst werden, weil man ihnen nicht anders beikommen kann, mit Steinen überschüttet und gehen so zu Grunde.

Der dänische Zweig der nordischen Überlieferung liegt im 8. Buche des Saxo Grammaticus vor (S. 408 ff. ed. Müller). Seine Erzählung bietet für die Ermenrichssage im allgemeinen ein paar beachtenswerte Züge dar — ich meine das Auftauchen der im Norden sonst nicht nachweisbaren Harlunge, die Erwähnung der prächtigen Burg des Ermenrich oder Jarmericus, den Versuch, Biccos Treulosigkeit zu motivieren, was auch der Þiđrecssaga und der Vorrede zum Heldenbuch notwendig schien —, hat sie daneben aber, wie es Saxos Art ist, phantastisch ausstaffiert, namentlich

durch eine abenteuerliche Jugendgeschichte des Jarmericus, und willkürlich umgemodelt. Jarmericus ist natürlich in die Reihe der Dänenkönige gesteckt, Bicco ist ein livländischer Prinz, Swavilda eine Hellespontierin — was wohl weiter nichts heissen soll als Tochter eines Seekönigs — und ihrer Brüder sind nicht zwei oder drei, sondern vier; benannt werden sie nicht. Jarmericus' Sohn, der hier Broderus heisst, wird von Bicco wie in der Þiđrecssaga zu Unrecht beschuldigt, entgeht glücklich dem Galgen und wird seines Vaters Nachfolger. Die Swavilda wollen auch bei Saxo die Rosse nicht zertreten, weil sie sich scheuen, ihre schönen Glieder zu verletzen. Der König sieht darin ein Zeichen ihrer Unschuld, aber Bicco erklärt es für Zauberei und lässt sie aufs Gesicht legen, sodass sie dennoch zerstampft wird. Bevor die Hellespontier den Jarmericus angreifen, haben sie in einem Streit um anderwärts gemachte Beute einen grossen Teil ihrer Leute getötet und können daher nur mit Unterstützung einer Zaubrerin Guthruna in Ermenrichs Burg eindringen. Guthruna schlägt Jarmericus Mannen mit Blindheit, aber Othinus giebt ihnen das Augenlicht zurück und heisst sie die Hellespontier, die durch Zauber gegen Waffen gefeit waren, mit Steinwürfen töten. Guđrun tritt hier noch deutlich genug hervor, von Erp jedoch haben wir nur noch einen schwachen Widerschein in den getöteten Untergebenen der Hellespontier. Ein Eingreifen Ođins kennt auch die Vǫlsungasaga, die es aus einer dunkeln Stelle der von ihr benutzten Hamþismal erschlossen hat. Gerade ihr ist ja das Auftreten Ođins in bedeutsamen Momenten geläufig.

Im ganzen bestätigt Saxo, was uns in reinerer Gestalt die älteren nordischen Quellen lehren, nähert sich aber in anderen Punkten der Þiđrecssaga. Sie, die sonst für die deutschen Heldensagen unschätzbar ist, fällt für die unsrige am wenigsten ins Gewicht. Da sie eine der Mitte des 13. Jahrhunderts angehörende Aufzeichnung von Erzählungen deutscher Kaufleute aus Bremen, Münster und Soest in altnordischer Sprache enthält, so repräsentiert sie die niederdeutsche Sagenform. Sie zeigt uns Kap. 276 ff. Erminrik als den mächtigen Oberkönig in Rom, dem der grösste Teil Europas gehorcht, und als seine rechte Hand seinen Ratgeber Sifca, den oberdeutschen Sibeche. Er trat aus der ebenfalls mit Ermenrich verknüpften Harlungensage, in der er eine ganz analoge Rolle spielt, in die von Schwanhild über und hat Bikki verdrängt. Seine verderbliche Thätigkeit hat die Þiđrecssaga gesteigert, indem nicht nur ein, sondern drei Söhne Erminrics durch seine Ränke umkommen. Sie hat auch, wie ich schon erwähnte, seine Untreue motiviert, indem er sie aus Rache übt, als Erminrik seine Gattin geschändet hat. Dass diese Begründung eine junge Weiterbildung der Sage ist, die ihr Entstehen dem Bedürfnis einer Erklärung von Sifcas Charakter und Handlungsweise verdankt, liegt auf der Hand, und man sollte um so weniger Schwanhild—Sunilda zur Gemahlin des Sifca—Bikki—Becca haben machen wollen. Schwanhild ist vielmehr

hier ganz verschwunden und Erminriks Sohn, den die Sage Samson nennt, wie Erminriks Vater, leidet unschuldig. Denn nur um ihn zu verderben und den Vater auch seines letzten Sohnes zu berauben, klagt Sifca diesem, Samson habe seiner Tochter Gewalt anthun wollen, und bittet den König, das zu strafen. Man reitet, als Sifca diese Mitteilung macht, gerade auf die Jagd. Erminrik sprengt zornig auf seinen Sohn zu, reisst ihn an den Haaren vom Pferde und des Königs Ross tritt ihn zu Tode. Der Vater gerät also in äusserste Wut über ein Verbrechen, dessen er sich doch früher selbst schuldig gemacht hatte — Beweis dafür, dass die Motivierung von Sifcas Tücke nicht zutreffen und nicht altüberliefert sein kann, wenn sie auch in der Vorrede des Heldenbuches wiederkehrt. Dass dieser Sohn aber der echte und ursprünglich einzige ist, verrät die Bemerkung, er sei zwar der jüngste gewesen, doch hätten sich an ihn die grössten Hoffnungen geknüpft. Wie sehr die Sage hier zerrüttet, brauche ich im einzelnen nicht zu erörtern, wie es denn auch selbstverständlich ist, dass der Rachezug bei dieser Gestalt fortfallen musste. Gerade ihn dagegen und zwar ihn allein haben uns die Quedlinburger Annalen aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts noch bewahrt. Sie berichten, dass der Gotenkönig Ermanaricus von den drei Brüdern Hemidus, Serila und Adaccarus durch Abhauen der Hände und Füsse getötet worden sei, aber nicht weil er ihre Schwester, sondern weil er ihren Vater ermordet hatte. Von Schwanhild giebt es eben im Süden nach Jordanes keine Spur mehr, ausser der verblassten in der Þiđreessaga. Immerhin würde sie beweisen, dass man auch hier einst die Verführung der Stiefmutter durch den Stiefsohn kannte, wenn dies nicht schon aus der Erwägung folgte, dass die Nordleute ihre Sagenform nur von den Sachsen, Friesen oder Angeln erhalten haben können. Von Wert ist das Zeugnis für einen dritten Bruder, der dem nordischen Erp entspricht, den Namen des historischen Odoacer aber natürlich mit Unrecht trägt. Den wahren kannte der Annalist nicht oder setzte Odoacer dafür ein, weil ihm, wie andere Stellen seines Werkes lehren, dessen Verhältnis zu Dietrich von Bern oder Theodorich dem Grossen aus der Geschichte und Dietrichs Verbindung mit Ermenrich aus der Sage bekannt waren. Auch Ermenrichs einzigen Sohn und dass er vor dem Vater gestorben, erwähnt er, aber nicht, auf welche Weise er seinen Tod fand. Er nennt ihn Friedrich, wie auch die süddeutsche Sage durchweg, die seinen Tod aber nicht mehr mit einem Weibe verknüpft. Die Würzburger Chronik schreibt die Quedlinburger Annalen aus, Eckehart von Aura benutzt wiederum die Chronik, aber daneben den Jordanes, weshalb er nur zwei Brüder gelten lässt, den Sarius und Ammius, die das Volk Sarelo und Hamidiech heisse. Mit dieser Angabe erlischt die Kunde von der Rache der Brüder, und doch geben sie allein uns die Möglichkeit, die mythischen und historischen Bestandteile, welche in dieser wie in jeder andern Heldensage sich paaren, zu sondern.

Von vornherein dürfen wir in unsrer Erzählung als historisch nur in Anspruch nehmen, was Ammian überliefert, also den Tod des kriegerischen und mächtigen Gotenkönigs Ermenrich beim Einbruch der Hunnen, und zwar den Tod durch Selbstmord. Weshalb letzterer und wie er von der Tradition ausgeschieden werden konnte, habe ich erörtert. Weiter aber als bis zu der Wahrscheinlichkeit, dass der König bei seinem Tode nicht mehr in voller Kraft gestanden habe, vermochte man durch blosse Kombination nicht zu gelangen. Die Gründe seiner Schwäche hätte man geradezu erfinden müssen, wenn nicht ein Mythus, der, wie mehrfach, durch einen Namen seinen Zusammenhang mit den geschichtlichen Thatsachen zu beweisen schien, willkommene Hilfe geboten hätte.

Müllenhoff hat in der Zs. f. deutsches Altert. 30, 222 die Vermutung ausgesprochen, dass der Mythus von Schwanhild und ihren Brüdern eher dem Gott Irmintiu als dem König Ermenrich angehört habe, und hat dort an der Sage von den Harlungen, den Neffen des Ermenrich, gezeigt, dass sie eigentlich vom Himmelsgott und seinen Söhnen, den Dioskuren handelt, welche beschuldigt werden, der Gemahlin des Gottes nachgestellt zu haben und den gleichen Tod wie Randverr und Broderus erleiden. Die Verwandtschaft mit unserer Sage entging ihm also nicht und er stellt auch die Frage, ob der Tod des Henkens und die Beschuldigung, die ihn veranlasst, auf Übertragung aus der Harlungensage beruhen könne. Ich hoffe, zu zeigen, dass dies nicht der Fall ist, so wenig wie das umgekehrte.

Auf den Ausgangspunkt der Hypothese von der Verknüpfung des Ermenrich und Irmintiu hat sich Müllenhoff nicht eingelassen, den Beweis nämlich, dass Irminrich ein Beiname des Tiu, des Tiwaz der Germanen war. Belegt ist der Name nirgends, aber passend ist er durchaus für Tiwaz. *irmin* bedeutet in Zusammensetzungen „erhaben, allumfassend, ohne gleichen", germ. *Ermanarîkaz* wäre also „ein König über alle und alles, ein König ohne gleichen". Tiwaz war ein solcher: er war der uralte Gott des lichten Tages und Himmels, der, bevor ihn Wodan verdrängte, an der Spitze des Götterstaates stand, der *irmingot*, wie das Hildebrandslied ihn zu nennen scheint, der den Beinamen Irmin trug, der Gott, welchen der Kern der Germanen nach Tacitus' Germania Kap. 39 als *regnator omnium* d. h. eben *Ermanarîkaz*, Ermenrich verehrte und dem die Sachsen eine *Irminsûl*, eine *universalis columna* nach der Übersetzung des Rudolf von Fulda, errichtet hatten. Seine Gemahlin als Gottes des alles überwölbenden und bedeckenden Himmels war die Erde, als Gottes des lichten Tages die Sonne. Letzterer muss Svanhild entsprechen, und ihre Schönheit und leuchtenden Augen heben die nordischen Quellen genugsam hervor. Ja die eddische Sigurđarkviđa III sagt Str. 55 von ihr „Sie wird weisser sein als der heitre Tag, Svanhild der Sonnenstrahl". Doch könnten die leuchtenden Augen ihr als Welsungin angeboren sein und jedes hervor-

ragend schöne Weib von einem begeisterten Dichter also gepriesen werden. Deshalb lege ich mehr Gewicht auf folgendes.

Wenn der Gott des Tages sich, um den Gipfel seiner Macht zu erreichen, mit der Sonne vermählen will, wird sie ihm nach den indischen Mythen von den Açvins zugeführt. Sie sind ein rüstiges und reisiges Jünglingspaar, angethan mit leuchtenden Rüstungen, die Dioskuren, Söhne des Dyâus, Zeus oder Tiwaz. Ihnen entsprechen die ebenfalls mit Rüstungen, und zwar zauberischen, undurchdringlichen, ausgestatteten Brüder der Sunilda oder Svanhild Sarus und Ammius. Die Rüstungen sind so charakteristisch für sie wie für die Açvins, denn sie heissen danach: Sarus gehört zu got. *sarwa* (Plur.) „Bewaffnung, Rüstung", Ammius statt Hammius zu got. **hama*, ahd. *hamo* „Kleid", im Namen eines Mannes selbstverständlich so viel als „Kriegskleid". Gotisch würden die Namen *Sarws* und *Hamjis* lauten, wovon nord. *Sorli* = ahd. *Sarulo*, Quedlinbg. Ann. *Serila*, got. **Sarwila* Koseform, nord. *Hampir* = ahd. *Hamideo Hemidio* eine Weiterbildung durch Zusammensetzung ist, die einen jungen Mann im Kriegskleid bezeichnet. Die Namen des Jordanes aber sind weder zusammengesetzt noch aus componierten gekürzt — sonst müssten sie auf *-a* ausgehen —, und solche einfachen Namen deuten immer auf mythische Träger. Der dritte Bruder führt im Norden einen auf die Farbe seiner Haare oder seines Gesichtes gehenden Namen: *Erpr*, andd. *Erpo*, ahd. *Erpho* (wovon *Erpes*- oder *Erphesfurt* „Erfurt") ist der braune, dunkle, als welchen ihn auch die Brüder in den Hampismal bezeichnen. Sie selber sollen nach den Skaldskaparmal wie alle Nibelunge rabenschwarzes Haar gehabt haben. Erpr unterscheidet sich also scharf von ihnen. Die beiden echten Brüder hat man auf das Zwielicht gedeutet und die Erläuterung unsrer Sage wird diese Zurückführung bestätigen.

Nicht immer walten die Açvinâu treulich ihres Amtes als Brautführer: es geschieht auch, dass sie die dem Vater bestimmte Braut mit deren Einwilligung für sich behalten. Dann straft sie der Himmelsgott mit dem Tode durch den Strang, der schon zu Tacitus' Zeit den Verrätern und Überläufern bestimmt war (Germ. 12. J. Grimm, Rechtsaltert. 682 f.). Er trifft die Dämonen des Zwielichts, wenn der helle Tag anbricht und die Sonne am Himmel emporsteigt. Aber auch die treulose Braut wird bestraft, nur dass die Rache sie erst am Abend ereilt. Vielmals werden die Rosse als Wolken gedacht: ich erinnere nur an Odins achtfüssiges graues Pferd und an die der Valkyrjen, von denen Tau und Hagel auf die Erde niederfällt. Wenn nun die Abendwolken die Sonne bedecken oder sie in Streifen aufzulösen scheinen, dann wird Sunilda von den Rossen zertreten oder zerrissen, dann ist sie die Hild, welche zur Sühne, wie ihr echter Name besagt (got. **sôna*, ahd. *suona*), für ihr Vergehen oder nach Jordanes das ihres Gemahls (*pro mariti fraudulento discessu*) umkommt.

Doch wenn die Sonne untergeht, wird das Zwielicht wieder lebendig

und rächt sich am Tagesgott. Bei Anbruch der Nacht (vgl. die Skaldskaparmal) überfallen die Brüder ihn und verstümmeln ihn, finden aber auch selbst von neuem ihren Untergang, sobald die tiefe Finsternis der Nacht den abendlichen Dämmerschein verdrängt. Unter Steinen müssen sie gewissermassen begraben werden, weil sie als Lichtwesen unverwundbar sind, und nur das Dunkel ihre Kraft zu brechen vermag. Ebenso wenig können sie allein dem Tage den Garaus machen: es wäre ihnen nur mit Hilfe ihres braunen, dunkelen Stiefbruders gelungen, in dem wir einen Dämon des Dunkels finden dürfen. Dass er schon in der ursprünglichen Form des Mythus die helleren Brüder ergänzte, nicht etwa erst ein nordischer Zusatz ist, wird dadurch bewiesen, dass auch die südgermanischen Quedlinburger Annalen einen dritten Bruder kennen. Er wird einst als Sohn des Tages und der Nacht aufgefasst worden sein.

Dieser alte Dioskurenmythus, der den Tod des himmlichen Ermanarikaz darstellte, wurde an den historischen Airmanareiks geknüpft, um sein unbegreifliches Ende zu erklären. Bei dieser Vermenschlichung des Mythus aber mussten sich notwendig einige Änderungen einstellen.

Unmöglich wurden die Brüder, die beide in Eintracht um dasselbe Weib sich bewerben: sie mussten zu einem Sohne des Königs zusammenschwinden. Dass dieser eine Neuschöpfung, sieht man noch daraus, dass sein Name in jeder Gruppe von Überlieferungen ein anderer ist. Nur in dem norwegisch-isländischen Randver, dem „Mann mit dem Schilde“ könnte noch allenfalls eine Erinnerung an den gerüsteten Dioskuren auftauchen. Dieser Sohn findet seinen Tod gleich den beiden im Mythus; weil aber die Verwandtenrache für den Mord des Weibes nach germanischer Anschauung nicht fehlen durfte, treten bei ihr die Dioskuren als angebliche Brüder der Getöteten wieder hervor. Der schlimme Ratgeber in der nordischen Gestalt der Sage verkörpert die bösen Gedanken des Sohnes, entlehnt jedoch ist er jener Anschauung von Ermenrich, die in ihm den grausamen, treulosen, habgierigen Tyrannen erblickte: für diese schlimmen Eigenschaften war Bikki das lebendige Bild. Sein Name hat die Form einer kosenden Bezeichnung; erklärt ist er noch nicht.

Habe ich mit meiner Deutung der Sage recht, so ergiebt sich, dass sie uns bei Jordanes in unvollkommener Gestalt vorliegt. Von dem Sohn ist keine Rede, Sunilda ist nicht Gemahlin des Hermanaricus, sondern eines andern, ohne Zweifel vornehmen und bedeutenden Mannes, auf dessen Beistand der König in seiner bedrängten Lage grosse Hoffnungen gesetzt hatte. Die schreckliche Strafe an seinem zurückgelassenen Weibe spricht hierfür, bezeugt vielleicht auch, dass Hermanaricus sie für mitschuldig erachtete, da sie ja aus der — noch unerklärten — *Rosomonorum gens infida* stammte. Wir könnten in der Erzählung des Jordanes einen zwar nicht mehr historischen, aber der Geschichte doch noch einigermassen nahe liegenden Bericht erblicken, wenn nicht gerade die Namen der drei Ge-

schwister schon ihrer Bildung nach mythische wären. Die Worte des Jordanes so zu pressen, dass man in dem Verräter des Königs Sohn, in seiner Gemahlin die dem König entzogene Braut finden wollte, empfiehlt sich gewiss nicht. Lieber nehme ich an, dass durch Jordanes oder schon durch seine Quelle Cassiodorius die Volkssage verunstaltet ward.

Berlin.

Die ethnographischen Arbeiten der Slaven, vornehmlich Oskar Kolbergs.

Von **Wl. Nehring.**

I. Was man heutzutage Volkskunde im engeren Sinne nennt, ist bei den Slaven sehr alt; so weit man die wissenschaftliche Litteratur darüber übersehen kann, gehören slavische Gelehrte zu den ersten, welche über Erscheinungen des heimischen Volkswesens und Volksgeistes schrieben. In Russland wurden Sammlungen von Volksliedern und Volkssitten schon im vorigen Jahrhundert besorgt; die mächtigste Anregung zu ähnlichen Sammlungen und Studien des eigenen Volkes in Wort und Brauch brachte bei den anderen Slaven die Bewegung am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, welche slavische Kritiker mit Wiedergeburt, Wiedererwachen des nationalen Geistes bezeichnen. Bei der Zersplitterung der slavischen Völker und Stämme und bei den verschieden gearteten politischen Verhältnissen derselben ist es selbstverständlich, dass der Gewinn der ethnographischen und ethnologischen Arbeiten der Gelehrten verschiedener slavischer Volkszweige ein durchaus verschiedener war, je nach den wesentlich oder zufällig abweichenden günstigen oder ungünstigen Bedingungen; eines aber kann behauptet werden, dass die Bestrebungen der slavischen Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde bei den verschiedenen slavischen Völkern, mit geringen sehr günstigen Ausnahmen, sich mehr unabhängig von den gleichen Bestrebungen bei anderen Völkern und unter Umständen planlos entwickelten, ohne doch hinter diesen weit zurückzubleiben: das weite Gebiet mit seinen verschiedenen Zielen der Altertumskunde, des Studiums des Volkstums und der Förderung des Nationalbewusstseins überhaupt bot Raum zu den verschiedensten Arbeiten.

Wenn ich es nun unternehme, diesen Bestrebungen in einer gewissen

Übereinstimmung mit den Gesichtspunkten dieser Zeitschrift zusammenzustellen, so geschieht es, da das ganze weitschichtige, vielsprachliche und sehr zerstreute Material selbst in den bevorzugten wissenschaftlichen Centren in Russland kaum zugänglich ist, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass die hier gegebene Übersicht gewiss nicht erschöpfend sein kann; die Vollständigkeit liegt auch schon wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes nicht in der Absicht des Unterzeichneten (die anthropologische Seite musste unberücksichtigt bleiben); ich wünsche vielmehr zu zeigen, dass das Interesse für slavische Volkskunde bei den Slaven sehr alt ist, dass dieses Interesse von den besten und vornehmsten Forschern bekundet und dass auf diesem Gebiete von slavischen Schriftstellern schon Bedeutendes geleistet worden ist; spätere Ergänzungen können dieses Bild im Einzelnen vervollständigen.

In Russland trugen die politischen Verhältnisse seit jeher dazu bei, die Eigenart des Volkes zu erhalten und die Aufmerksamkeit auf dieselbe ununterbrochen zu lenken: zunächst der Gegensatz gegen die benachbarten Lateiner, sodann die kirchlichen, vornehmlich aber politischen von Peter dem Grossen ausgehenden Reformbestrebungen, welche die Altgläubigen und die Altrussen an dem Überlieferten starr festhalten liessen, schliesslich die vielen Bestrebungen um die Wahrung des Russentums gegen das Abendländische und um die Befreiung des Volkes von der mittelalterlichen Unfreiheit und Leibeigenschaft, welche selbst in unsere Zeiten hineinragen; bekanntlich haben die lokalen statistischen Comités zur Entscheidung der Emanzipationsfrage viel statistisches und ethnographisches Material gesammelt, welches auch wiederholt bearbeitet wurde. Der Mittelpunkt dieser Strömungen, zum Teil gegen die in Petersburg sich geltend machende Hinneigung zur fremdländischen Kultur war seit dem vorigen Jahrhundert Moskau: hier bildete sich, schon zu Katharinas II. Zeiten, ein Verein zur Aufklärung des Volkes durch Herausgabe von Volksbüchern u. s. w.; hier bildeten sich später Vereine zum Studium der russischen Altertümer und des nationalen altererbten Volksgutes, wie z. B. die mit der Universität verbundene Gesellschaft der Freunde russischer Geschichte und russischer Altertümer (seit 1846), ein Verein der Freunde der Volkslitteratur, ferner der Gräflich Uvarovsche Altertumsverein; später entstand der Verein für Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie; hier wirkten Kalajdovič, Kireêvskij, Bodjanskij und andere Altertumsforscher; hier regten sich die ersten Keime der Bestrebungen der Slavophilen und Panslavisten. Aber auch Petersburg folgte dem gegebenen Antriebe, und überall fanden die auf das Sammeln und Studium der Altertümer und der Volkskunde gerichteten Bestrebungen das grösste Entgegenkommen der Regierung, besonders seit der Regierung Alexanders II. In Petersburg entstand in den 60er Jahren die mit grossartigen Mitteln ausgestattete Geographische Gesellschaft, deren ethnographische Abteilung für ein ein-

gehendes Studium des Volkswesens von Anfang an in überaus erfolgreicher Weise thätig ist, sowohl durch systematisch an Ort und Stelle von Beauftragten und Expeditionen unternommene Forschungen als auch durch Förderung von Einzelarbeiten; eine besondere Abteilung wurde mit der Erforschung der südwestrussischen Landesteile beauftragt und war seit jeher sehr thätig; eine besondere Abteilung hat ihren Sitz in Kiew und veröffentlicht seit 1873 wertvolles Material; eine andere Kommission in Wilna für die éthnographische Erforschung Weissrusslands war schon seit den 60er Jahren thätig. In Moskau wurde eine Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie mit drei Abteilungen begründet, von denen die zwei letzt genannten die russische Volkskunde durch hervorragende Veröffentlichungen förderten. Ausserdem war bei jeder Gubernialregierung seit vielen Jahrzehnten eine statistische Abteilung thätig, Materialien für Statistik, Altertümer und Volkskunde zu sammeln und zu veröffentlichen. Zahlreiche Gelehrte lieferten auch ausserhalb der genannten Vereine schätzenswerte Beiträge zum Studium des russischen Volkswesens; die verschiedenen Veröffentlichungen fanden im Lande rasche Verbreitung und das Publikum wendete den Ergebnissen derselben, wenn auch nicht allgemein, ihre Gunst und ihr Interesse zu. — Ein gewisser Teil des reichhaltigen ethnographischen Materials ist von Ausländern geliefert worden. Das russische Volk ist nämlich seit früher Zeit Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Fremden gewesen nach der Seite seines Glaubens, seines Aberglaubens und seiner Sitten: seit Herbersteins Rerum Moscovitarum commentarii von 1517 und 1525, herausgegeben 1549, bis zu solchen Büchern, wie Barrys Russia und Ivan at home in unserer Zeit, zieht sich eine Reihe von schätzenswerten Berichten Fremder über Russland und die Russen, wie Olearius 1647, Beauplan u. a., deren Zahl durch die Aufzählung in Bestuževs Russischer Geschichte in dem Abschnitt „Skazanija inostrancev“ nicht erschöpft ist.

In Serbien wandte man sich ebenfalls sehr früh und zwar infolge der Befreiungskriege dem Studium des Volkswesens, vornehmlich der Hebung des Schatzes des Volksgeistes in Wort und Sitte zu. Die ersten Publikationen der serbischen Volkslieder (die erste vom Jahre 1814), der Sitten, Gebräuche u. s. w. des serbischen Volkes von Vuk Stephanović Karadžić, welche in Europa, vornehmlich in Deutschland, unter anderen von J. Grimm mit unbedingtem Beifall und mit Bewunderung aufgenommen wurden, lenkten auf die eigenartigen, im serbischen Volksmunde und Volksleben seit Jahrhunderten erhaltenen Schätze die Aufmerksamkeit der Serben selbst und regten zahlreiche, dem Beispiele Vuks folgende Sammler und Forscher an, die schätzbares, indess noch nicht zum Abschluss gelangtes Material lieferten und wissenschaftlich beleuchteten, um so schätzbarer, da mit Ausnahme der Belgrader Gelehrten-Gesellschaft und der Agramer

Akademie der Wissenschaften die mühe- und verdienstvollen Arbeiten von oben wenig unterstützt wurden.

Auch in Böhmen und in der Slovakei ist das Studium der heimischen und slavischen Volkskunde sehr alt. Die ersten Bestrebungen in dieser Richtung gingen zum Teil von Männern aus, deren Wiege in der Slovakei gestanden hatte. Der wissenschaftliche Trieb, zunächst zur Altertumsforschung, wurde in Böhmen von dem bekannten, ebenfalls in Ungarn geborenen Slavisten Dobrovský angeregt und teilte sich dann, wie Scheidemünze, weiteren gelehrten und nicht gelehrten Kreisen mit, die das Sammeln sich angelegen sein liessen und unter denen Namen sich befanden, wie Hanka, Jungmann, Šafařík u. a. Noch zur Zeit Dobrovskýs († 1829), mehr noch in den dreissiger Jahren war Prag thatsächlich der Mittelpunkt der slavischen Wissenschaft. Hier erschienen die bedeutendsten Werke. betr. Geschichte und Altertümer Böhmens und der Slaven überhaupt: hierher wanderten junge russische, polnische und kroatische Gelehrte und trugen die im Verkehr mit Šafařík, Hanka, Palacký u. a. gewonnene Liebe zu den slavischen Altertümern in ihre Heimat zurück, um dort Sinn und Interesse für das Volk und das Volkstum zu wecken und zu steigern, denn das Interesse für das Volk, seine Vergangenheit, seine Sagen. Sitten u. s. w. stellte sich damals in den Dienst der slavischen Altertümer. Auch von Seiten der Obrigkeit wurde schon sehr früh Interesse für das Volkstum bethätigt: wir erfahren jetzt, dass gegen 1820 die Kreisbehörden in Böhmen und Mähren amtlich aufgefordert wurden, für die Sammlung von Volksliedern zu sorgen.

Auch in Polen ist das wissenschaftliche Interesse für heimische und slavische Volkskunde sehr alt: der bekannte H. Kollontaj (Kołłątaj) machte schon 1802 auf die Notwendigkeit aufmerksam, das Volk in seiner physischen Erscheinung, seiner Sprache, Tracht, Sitte u. s. w. zu studieren; der Dichter Woronicz lenkte gleichzeitig die Aufmerksamkeit auf die Volkspoesie; in den Jahren 1814 und den folgenden durchwanderte Zorjan Chodakowski, ausgestattet mit ansehnlichen russischen Regierungsfonds, die polnisch-russischen Länder und sammelte Volkslieder, besuchte sagenumsponnene Erdaufschüttungen, ohne die Herausgabe seiner umfassenden Materialien zu erleben. Das von ihm gegebene Beispiel fand begeisterte Nachahmung, besonders Wojcickis und Gołębiowskis; seit 1830 war für die polnische Volkskunde der Weg geöffnet.

Auch bei den anderen slavischen Völkern fand sich schon früh Interesse und Liebe für das Studium des Volkstums, wenn auch mehr vereinzelt.

II. Der Hauptanteil an den slavisch-ethnographischen Studien fällt den Russen zu. Bei ihnen sind die frühesten und zahlreichsten Arbeiten zu verzeichnen. Volkslieder wurden schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesammelt; eine Sammlung von Čulkov, freilich auch mit Liedern

aus beliebten Opern, ist 1770, sodann im vorigen Jahrhundert noch zwei Mal erschienen.

Die Zahl der in demselben Jahrhundert erschienenen Liedersammlungen ist ziemlich bedeutend, auch die sonstigen auf die traditionelle Volkslitteratur bezüglichen Arbeiten vor 1800 sind nicht unbedeutend: hier seien vor allem ältere und neuere genannt, die allgemeiner Natur sind und teils auf mehrere Teile der russischen Volkskunde, teils auf andere slavische Völker sich beziehen. Obenan stehen die Arbeiten der schon erwähnten Petersburger Geographischen Gesellschaft mit ihren Abteilungen, vornehmlich mit der ethnographischen Abteilung, welche seit 1867 Zapiski (Denkschriften) der geographischen Gesellschaft herausgiebt, mit Arbeiten von Lamanskij, Majkov, Saveliev, O. Miller, Hiltebrandt u. a. Die seit dem Jahre 1860 geplante Expedition nach Südwestrussland zur Erforschung des kleinrussischen Volkes kam unter Hiltebrandt, Čubinskij u. a. erst 1870 zu Stande und veröffentlichte seit 1872 ihre zum Teil grundlegenden Arbeiten in Trudy etnografičesko-statističeskoj expedicii v juguozapadnom kraê. Eine Abteilung für Weissrussland gab schon seit 1853—1864 Etnografičeskij Sbornik (Ethn. Samml.) heraus; eine besondere Abteilung mit dem Sitz in Kiew giebt seit 1873 heraus Zapiski južnozapadnago otdêla imper. russkago geografičeskago obščestva (Denkschriften der südwestl. Abteilung der Geogr. Gesellsch., von Čubinskij, Dragomanov, Kupčanko u. a.). Die Moskauer Gesellschaft für Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie, insbesondere die letzte Abteilung veröffentlicht Trudy etnografičeskago otdêla (Arbeiten der ethn. Abteilung u. s. w.) mit Beiträgen von Vsev. Miller, Jančuk, Anučin u. a.; ihr Organ ist seit 1889 die Zeitschrift Etnogr. obozrênije unter der Redaktion von Jančuk. Die in Moskau in dem Rumjancovschen Museum befindlichen ethnographischen Sammlungen, darunter die stattliche Reihe von ethnographischen Darstellungen in Wachsfigurengruppen von Vertretern verschiedener Russland und die slavische Welt bewohnender Stämme in ihren heimischen Trachten, ihren Wohnungen, ihrer häuslichen Geschäftigkeit u. s. w. hat Prof. Vsev. Miller (Direktor des Museums) beschrieben in Sistematičeskoe opisanie kollekcii Daškovskago etnografičeskago Muzea, Mosk. 1887; es ist nur sehr zu bedauern, dass dieses gelungene ethnographische Mannekin-Museum nicht durch Abbildungen bekannt gemacht wird. Derselbe Gelehrte giebt seit 1885 heraus periodisch wiederkehrende Sammlungen für russische Ethnographie (Sbornik materialov po etnografii izdavaemyj pri Daškovym Muzeê), wo neben nicht russischen Stämmen auch mitunter russische und slavische berücksichtigt wurden, z. B. in Bd. I. in der Arbeit über das Eherecht der Bulgaren, Hochzeitsgebräuche derselben u. s. w. Beiträge zur russischen und slavischen Volkskunde bringen die Schriften der Petersburger Akademie der Wissenschaft (II. Abteilung), die Zeitschrift des Aufklärungsministeriums (Žurnal ministerstva narodnago

prosvêščenija) Drevnosti (Altertümer) des Uvarovschen Vereins in Moskau u. a.; ausserdem berücksichtigen die statistischen Comités bei den Gubernialregierungen in ihren Veröffentlichungen auch sorgfältig die ethnographischen Verhältnisse. — Den gesamten Niederschlag der poetischen Naturanschauungen der Slaven in Liedern, Märchen, Sprüchwörtern u. s. w. verwertete Afanasiev in Poetičeskija vozzrênija Slavjan na prirodu 3 Bde. M. 1869, trotz aller Mängel doch wertvoll; ebenso O. Miller die Anschauungen und Kundgebungen des russischen Volkes in Opyt istorič. obozrênija russkoj narodnoj slovesnosti, Mosk. 1866, wozu eine Chrestomathie gehört; in anderer Weise Tereščenko in Byt naroda russkago 7 Bde. 1848. Vor allem verdient an dieser Stelle genannt zu werden die ältere Arbeit von Sacharov Skazanija russkago naroda 1840, welche zu zwei grösseren Bänden gediehen ist und Sittenschilderungen, Feste, Lieder, Sprüchwörter u. s. w. enthält. — Über slavische oder russische Volkspoesie haben geschrieben ausser Bodjanskij (O narodnoj poezii slavjanskich plemen M. 1837), L. Štur (O nar. písn. i pov. slov. Prag 1853), Kostomarov (Ob istor. značenii russkoj nar. poezii. Chark. 1843, später 1871), ausser Vsev. Miller u. a. in Uvarov's Drevnosti, vornehmlich Jagić in Gradja (Materialien) za istorijn slovinske narodne poezije 1876 (Rad jugoslav. Akademie Bd. XXXVII). In einer Abhandlung über die Erwähnung und Bedeutung des Flussnamens Dunaj in den slavischen Volksliedern (Archiv f. slav. Philol. I) verwertet derselbe Gelehrte den gesamten Liederschatz. In früherer Zeit hat Buslaev in Istoričeskie očerki russkoj nar. slovesnosti i iskustva M. 1861 sich über die traditionelle Volkslitteratur geäussert; ausserdem hat Chalanskij im Warschauer Russkij filologičeskij vêstnik (seit 1871) Studien über russische und serbische Volkslieder geschrieben [1]). Auf Überlieferungen aller Völker beruht die Abhandlung von Sumcov (in Žurn. minister. nar. prosv. 1880. Novbr.) O slavjanskich narodnych vozzrênijach na novoroždennago rebenka (Volksanschauungen über ein neugeborenes Kind). Über die Aufgaben der russischen Ethnographie haben gehandelt Pypin 1885 (in Vêstn. Evropy) und Anučin in der Mosk. ethnog. Ztschr. Etnog. obozr. Bd. I. 1889. Ein wertvoller Festkalender ist das Buch von Hanuš Bajeslovný Kalendář slovanský Prag 1860.

So wie das Interesse für Volkspoesie in Russland sehr früh erwacht ist, so ist die darauf bezügliche Litteratur auch sehr reich. Die Sammlungen sind sehr zahlreich: im Jahre 1838 zählte Sacharov deren 126: die Zahl derselben, welche freilich alle erreichbaren russischen Lieder umfassen, mit oder ohne Musik, zum Singen bestimmt oder nicht, volkstümlich oder nur beliebt und verbreitet, ist seitdem sehr gewachsen; hier sollen nur die bekanntesten Sammlungen genannt werden. Der Sammlung von Čulkov von 1770 folgte die reichhaltige (einige 2000 zum Teil aus

1) Die Schrift Laboulayes: Chansons popul. des Slaves, Par. 1864 ist mir nicht bekannt.

Čulk. abgeschriebene Lieder, meist auch beliebte Opern- und sonstige Arien enthaltende) Sammlung von Novikov 1780 und 1871, darunter auch etwa 300 Volkslieder; wenige Jahre später (1790) erschien in St. Petersburg eine Sammlung beliebter volkstümlicher Lieder (Molodčik s molodkoju) und andere, z. B. von Pratsch 1790, von Strachov (Hochzeitslieder) 1835. Mit dem Jahre 1804 beginnt die Veröffentlichung der russischen epischen Lieder, byliny, deren Hauptgruppe die byliny des Wladimirschen Cyclus sind. Im genannten Jahre erschien nämlich die später unter dem (falschen) Namen Kirša Danilov bekannte Sammlung Drevnija russkija stichotvorenija, unter welcher sich alte (die Sammlung geht in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts zurück) Lieder und byliny von den Hauptshelden der Wladimirschen Tafelrunde befinden; die Sammlung ist 1818 von Kalajdović von neuem herausgegeben worden. In der Regierungszeit Alexanders II. erschienen die umfassenden Sammlungen der byliny; zunächst die des bekannten Mosk. Gelehrten Kireêvskij, ausser bis dahin gedruckten viele neu gesammelte enthaltend, seit 1860 in einzelnen Heften, besorgt von Bezsonov, mit vielen Erläuterungen und Bemerkungen (2. Ausg. 1868 ff.). Ferner erschien gleichzeitig die Sammlung von Rybnikov (Pêsni sobrannyja Rybnikovym), meist epische aus dem Gouvern. Olonec in 4 Teilen 1861—67; zuletzt die des bekannten Altertumsforschers Hilferding Oněžskija byliny 1873. — Die bekanntesten und wichtigsten Sammlungen grossrussischer, vornehmlich lyrischer Volkslieder sind ausser den von Kalajdovič (1818), Sacharov, Kireêvskij und Rybnikov veröffentlichten die von Šein, Russkija narodnyja pêsni I. M. 1870 und Melgunov Russkija pêsni neposredstvenno s golosov naroda u. s. w. mit Erklärungen M. 1879. Ausserdem verdient genannt zu werden die Sammlung von Daniil Kašin, Russkija nar. pêsni sobr. i izdannyja dlja pênij i fortepiano M. 1833—34, wegen der Melodien von grossem Wert. — Geistliche Volkslieder sammelten Kireêvsky 1848, sodann V. Varencov (Sbornik russkich duchovnych stichov) Pet. 1860, Jakuškin (Russkija pêsni iz sobranija Jakuškina) P. 1860, Bezsonov (Kalêki perechožie, wandernde Bettler) in 6 Heften 1861—64 und Barsov (Duchovnye stichi geistliche Verse) in Bd. IV der Zapiski der geogr. Gesellschaft. 1871. Die folgenden Sammlungen bieten einen irgendwie beschränkten Kreis von Liedern: Golovackij, Svadebnyja pêsni (Hochzeitslieder) in den Mosk. Čtenija 1864, Barsov, Pričitanija (Totenklagen) severnago kraja 1882—85, Kochanovskaja, Bojarskija pêsni, Karencov, Sbornik Samarskago kraja 1862, Možarovskij, Svjatočnyja pêsni, igry i gadanija Kazańskoj gubernii Kaz. 1873, Chalanskij, Lieder aus dem Gouvern. Kursk, Čmutov aus Bêlozersk in Russkij filol. vêstn. II, ebenso Lieder aus dem Perm'schen Gouvernement.

Die wissenschaftliche Bearbeitung des reichhaltigen Liederschatzes hat, obgleich mehr in den Anfängen begriffen, schon erfreuliche Resultate ge-

zeitigt. Selbstverständlich sind die Heldenlieder (byliny) nach Inhalt, Form und ihrem Ursprung Gegenstand eingehender Forschungen gewesen. Genannt sind schon die allgemeinen Arbeiten von Buslaev und Jagić Gradja, wo das hohe Alter der byliny wahrscheinlich gemacht wird; erwähnt ist auch schon Bezsonov als Interpret der von Kireêvskij gesammelten Lieder. Der Erforschung der byliny widmeten eingehende Studien vor allem V. Stasov und Or. Miller, von denen der erste in der Abhandlung: O proizchoždenij russkich bylin (Vêstnik Evropy 1868) zu zeigen suchte, dass die byliny in den natürlichen Verhältnissen, in dem Verhalten der Helden und ihrem Leben u. s. w. ein matter Abklatsch asiatischer, meist mongolischer Märchen, Lieder und Erzählungen seien, der andere aber im Gegensatz dazu in seinem ausführlichen (über 800 Seiten) Werke Ilja Muromec 1869 durch weitschichtige Vergleichungen den mythischen Ursprung und Kern zu beweisen suchte. Keine dieser Ansichten fand bleibende Anerkennung, vielmehr machte sich die Forschung zur Aufgabe, dem Ursprung der byliny auf historischem und vergleichendem Wege nachzugehen: schon 1863 erschien Majkovs O bylinach Vladim. cykla, wo die historischen Bestandteile ermittelt werden, ferner zeigte Jagić im Arch. f. slav. Phil. I, dass in den byliny in christlicher Zeit hergewanderte Motive die dichtende Phantasie des Volkes beeinflusst haben, der Akademiker A. Weselovsky zeigte in einer Reihe von Abhandlungen (im Arch. f. slav. Phil., in Žurn. min., in Zap. Akad. u. s. w.), dass die Beziehungen zu den byzantinischen und südslavischen Überlieferungen auf die Entstehung der byliny in Südrussland führen; ferner beschäftigten sich mit den byliny Majkov „Nochmals über Zaonêžer byliny“ in Russ. fil. vêst. XIV, Chalanskij ebenda, Kvašnin-Samarin schrieb über die Sammlung von Hilferding in Russ. vêst. Bd. 113. Mit den Studien über byliny hängt auch zusammen die vergleichende Arbeit von Sozonovič über die Heldin-Frau: Pêsni o dêvuškê-voinê i byliny o Stavrê Godinovičê (Warsch. 1880). Es fehlt auch nicht an Einzelforschungen über andere Helden der älteren byliny, so Daškevič Byliny ob Alêšê Popovičê, Kiev 1883, mit einem eingehenden Nachweis des geschichtlichen Kerns und der Wanderung desselben von Rostov nach Moskau, und Damberg, Versuch einer Geschichte der russischen Ilja-Sage, Helsingfors 1887 (deutsch). In fremden Sprachen handeln über die byliny ausser der soeben genannten Dissertation, ausser Bistrom in Zeitschrift für Völkerpsychologie, Bd. VI, vor allem W. Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Russen, 1879, Rambaud, La Russie épique, 1876, und Ralston, welcher in den Songs of the russian people, 1872, den ganzen Liederschatz des russischen Volkes mit vieler Sachkenntnis bespricht. — Über die geistlichen Lieder hat vor allem A. Weselowskij in Razyskanija v oblasti duchovnych stichov, über wandernde Bettler in Vêst. Evropy, 1872, No. 4, vornehmlich über Barsovs Klagelieder, in Russ. Revue III gehandelt; über

wandernde Pilger siehe Sreznevskij Zapiski der Akademie, 1862. Die vielgestaltigen und weitverbreiteten Volkslieder von dem Land und Wege Russlands säubernden und sichernden Egorij Chrabryj im Vergleich mit St. Georg hat Kirpičnikov in systematischer und erschöpfender Weise behandelt (Sv. Georgij i Egorij Chrabryj Pet. 1879); Chalanskij hat nach dem Vorgange von Kostomarov den Charakter der klein- und grossrussischen Volkspoesie verglichen (Russ. fil. vêst III, vgl. Arch. I, 324).

Der überaus grosse Reichtum der kleinrussischen Volkslieder (in Südrussland, Galizien und in Nordostungarn) wurde seit dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fleissig gesammelt und auch mit vieler Vorliebe behandelt. Nachdem der Fürst Certelev schon 1819 in seinem Opyt sobranija starinnych malorusskich pêsen auf kleinrussische alte Lieder aufmerksam gemacht hatte, gab der bekannte Litteraturhistoriker und Ethnograph Maksimovič in seinen jungen Jahren 1827 eine Liedersammlung heraus, später 1834 in vermehrter Auflage und mit einem Commentar, welche dann 1849 zu dem bekannten Sbornik ukrainskich pêsen erweitert wurde. In jener Zeit erschien auch die Sammlung von Wacław z Oleska (eigentlich Zaleski) Piesni ruskie w Galicyi 1833 und die Zaporožskaja Starina von dem bekannten Slavisten Sreznevskij mit historisch und inhaltlich erklärten dumy (kleinruss. histor. epische Lieder). Diese Sammlungen wurden ihrem Wert nach übertroffen nur durch die von Metlinskij Narod. južnorusskija pêsni K. 1854. Es folgten dann noch Sammlungen von Kuliš 1856—57 (siehe unten), von Mordovcev 1856 (aus Saratov), Kostomarov 1862 und Artemovskij, Narod. ukrainskija pêsni K. 1868; in jener Zeit ist auch die Sammlung von kleinrussischen Liedern, Sprichwörtern u. s. w. von Zakrevskij erschienen 1860 bis 1861 in 3 Teilen (Starovêtskij bandurista, malor. pêsni, poslov. zagadki etc.). Mit dem Anfange der 70er Jahre, seit der Begründung der Kiever Abteilung und seit der Expedition der Geograph. Gesellschaft nach den südwestrussischen Ländern beginnt eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der kleinrussischen Volkskunde: Lisenko Zbornik ukrainskich pisen̑ 1872 f.; Čubinskij veröffentlichte in Trudy 1874 (siehe oben) die reichhaltige Liedersammlung Pêsni ljubovnyja, semejnyja, bytovyja i šutočnyja, Kupčanko Pêsni Bukovinskago naroda, gesammelt von Kupčanko, herausgegeben von A. Lonačevskij in Zapiski (siehe oben) 1875, Rudčanko Čumackija narod. pêsni (Lieder der ukrain. Fährleute) 1874, ferner J. Th. Golovackij Narod. pêsni, 3 Teile, 1878 ff. (nicht in den Zap.), Dumy i pêsni ispolnjaemyja Verezaem (Zap. I); über diesen blinden kobzar (Volkssänger) Verezaj, der ukrain. dumy und andere Lieder auch in Petersburg im Kreise von Freunden der Volkskunde vortrug, schrieb Russov eine Abhandlung, Kiev 1874 (vgl. Lisenkos Schrift über die musikalischen Eigentümlichkeiten der dumy und Lieder von Ostap Verezaj). Zuletzt ist zu erwähnen Jančuks Malorusskaja svad'ba v Kornickom prichodê Sêdleckoj gubernii (Hochzeit

in der Pfarrgemeinde Kornik u. s. w.) M. 1884, mit von Melodien begleiteten Liedern; vor allem verdient Beachtung das Werk von Antonovič und Dragomanov Istoričeskija pêsni malorusskago naroda, 2 Bde., K. 1874—75, mit sehr eingehenden historischen und kritischen Erklärungen. Lieder der ungarischen Russinen veröffentlichte De Vollan, Ugorskija narod. pêsni Pet. 1885 (mit einer ethnographischen Karte), in Zapiski etn. XIII.

Über den Charakter der südrussischen Volkspoesie im Allgemeinen hat sich Kostomarov wiederholt ausgesprochen, so in Vêstn. Evropy 1872, vornehmlich aber in dem Buche Istoričeskoe značenie južnorusskago narodn. pêsennago tvorčestva; Dragomanov schrieb in Zapiski II von dem Wiederhall der ritterlichen Poesie und die politischen ukrainischen Lieder von 1764—1880 (Novi ukrainški pisni pro gromadni spravi, Genf, 1881). Die Arbeit Jaščurčinskijs Malorusskija svadebnyja pêsni (Kleinrussische Hochzeitslieder) in Russk. fil. vêstn. III berührt einen der wichtigsten Punkte des ukrainischen Volkstums, vor allem aber sind zu nennen die ausführlichen Abhandlungen Potebnjas über eine Reihe von Gruppen kleinrussischer Lieder und deren Motive, insbesondere die über Bilder und Vergleiche (ib. VII ff.) und die vergleichend gehaltene Abhandlung über Weihnachtslieder (Koljadki i ščedrovki) in derselben Zeitschrift Bd. XVII f., womit zu vergleichen ist Naučno izučenie Koljadok i ščedrovok K. 1886 von Sumcov. — Auch die weissrussischen Volkslieder sind wiederholt gesammelt und besprochen worden. An die Spitze ist zu stellen die Sammlung von Hiltebrandt in Sbornik pamjatnikov narodnago tvorčestva v sêverozapadnom kraê, Wilna 1866, leider mit gefälschten Liedern. Von den anderen weissrussischen Gelehrten unternahm Bezsonov Volkslieder aus dem gesamten Gebiete von Weissrussland zu sammeln (Bêlorusskya pêsni 1871) mit sehr eingehenden Schilderungen und Erklärungen; der Verfasser kam aber über den ersten Band nicht hinaus. Aus einzelnen Teilen von Weissrussland sind die Lieder in den Sammlungen von Šein 1874 (aus dem Gouvernement Witebsk) und Nosovič (aus der Minsk'er Gouv.), beide in Band V der ethnogr. Abteilung der Petersburger Geographischen Gesellschaft; aus dem Gouv. Mohilev stammen die Lieder in der Sammlung von Romanov (Bêloruss. sbornik: pêsni, poslovicy, zagadki) K. 1886, im Anschluss an das Buch von Dembowcckij über das Gouv. Mohilev (siehe unten). Vom höchsten Interesse sind die ebenso reichhaltigen wie sorgfältigen Sammlungen weiss- und kleinrussischer Lieder der Zeneida Radčenko aus dem Bezirk Gomel, wo neben der weissrussischen Bevölkerung auch Kleinrussen wohnen, Petersburg 1888.

Die hier genannten Sammlungen russischer Volkslieder bieten ein sehr reichhaltiges, obwohl noch nicht erschöpfendes Material zur russischen Volkskunde, bieten aber auch für die wissenschaftliche Forschung manche Unbequemlichkeit: zunächst fehlen meist Angaben über die engere Heimat

der Lieder, bei vielen auch darüber, bei welcher Gelegenheit und in welcher Jahreszeit sie gesungen werden, ob sie rituelle Festlieder oder harmlose Privatlieder sind; vor allem fehlen Hinweise auf inhaltlich gleichartige Lieder, wenigstens der nächsten Umgebung. Diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, dass, mit schon hervorgehobenen beachtenswerten Ausnahmen, wenige Forscher sich Untersuchungen der russischen Volkslieder nach bestimmten Gesichtspunkten haben angelegen sein lassen.

Nächst der Sammlungen von Volksliedern und der Litteratur über dieselben nimmt die beschreibende, auf Sitten, Gebräuche, Wohnung etc. des russischen Volkes bezügliche Litteratur eine bevorzugte Stelle ein. Die Wichtigkeit der russischen Volksfeste erkannte man zuerst in Moskau (Snegirev, Vasiljev, Makarov, Glagoljev u. a.); der bedeutendste Sammler in dieser Beziehung war Snegirev, welcher zuerst 1827 und 1828 in M. Vêstnik mit programmatischen Abhandlungen über einzelne Volksfeste auftrat, später (1837 und 1838) Russkija prostonarodnyja prazdniki i suevêrnyja obrjady in 4 Bänden veröffentlichte, von denen der erste Band (Einleitung) jetzt wohl die geringste Bedeutung hat; beachtenswert sind Einzelschilderungen, frisch und lebendig geschrieben und belehrend in Bezug auf die geographische Verbreitung der einzelnen Gebräuche, im übrigen beeinträchtigt durch gelehrte Vergleichungen; Sacharov fusste auf dieser Vorarbeit. Das Werk von Tereščenko ist schon genannt worden. In allgemeinem Rahmen gehalten ist das Buch von Dal Novyja kartiny russkago byta, in zweiter Auflage von 1880; auf die rituellen Gebräuche, Hochzeiten u. s. w. beschränkt sich das fleissige Buch von Zabylin Russkij narod, jego obrjady etc. 1880. Die Zahl der auf einzelne Gegenstände oder Gegenden beschränkten Arbeiten ist sehr gross; es seien hier genannt: Sumcov O svadebnych obrjadach preimuščestvenno russkich Charkov' 1881, worin in den jetzigen Hochzeitsgebräuchen historische Lagerungen: Raub, Kauf, Vertrag erkannt werden (vgl. Grosspietsch Hochzeitsgebr. des russ. Volkes, Russ. Revue X ff.); Diev, Nravy i obyčai Nerechotskago uêzda Kostromskoj gubernii in Čtenija 1846, Volksgebräuche aus Gegenden des Wladimirschen Gouv. in Russ. fil. vêst. IV, ethnograph. Materialien aus dem Gouv. Archangelsk in Mosk. Trudy V, 1878, eine Sammlung (sbornik) des statist. Comités des Gouv. Nižnyj Novgorod 1870. Sehr belehrend sind die Arbeiten von Barsov über Gebräuche bei der Geburt und Taufe der Kinder im Gouv. Orel in M. Trudy 1877 und Sumcov Chlêb v obrjadach (Getreide und Brot bei Gebräuchen) 1885. Dass russische Jahresfeste meist in mythischem Sinne gedeutet wurden, ist natürlich; in dieser Beziehung zeichnet sich durch Gelehrsamkeit und Gründlichkeit aus Potebnjas Buch O mifičeskom značenij nêkotorych obrjadov M. 1865 (aus M. Čtenija); das Buch Chudjakovs Materialy dlja izučenija narodnoj slovesnosti ist mir nicht bekannt.

Die allermeisten dieser Werke enthalten ebenfalls Lieder oder deren

Bruchstücke, doch nur als Beweismittel, entnommen aus mehr oder weniger bekannten Sammlungen. Das Gleiche gilt auch von den vielen Arbeiten, welche das kleinrussische Volksleben betreffen. Vor allem nenne ich die Arbeit des bekannten ukrain. Dichters Kuliš über die kleinrussischen Lieder im allgemeinen: Zapiski o južnoj Rusi (Aufzeichnungen von Südrussland) 2 Bde. 1856—57, meist nur Lieder enthaltend, und die Arbeit von Hiltebrandt über die Kleinrussen und Polen in Klein- und Südwestrussland in Trudy VII. Im allgemeinen Rahmen ist auch gehalten das Buch des poln. Gelehrten Nowosielski (eigentlich Marcinkowski) Lud Ukrainski (das ukr. Volk) 2 Bde., Wilna 1857, weil hier die wichtigsten Gebräuche der ukrain. Russen besprochen sind, nur muss man sich die tiefsinnigen (mysteriosophischen) vergleichenden Erörterungen wegdenken. Ein anderer polnischer Gelehrter, Rulikowski beschrieb in eingehender Weise den Kreis Wasylkow 1853. Von besonderer Bedeutung ist die kalendarische Übersicht der für das Volksleben wichtigen Zeiten (Dni i mêsjaci) von Maksimovič und der von Čubinsky besorgte und von Kostomarov herausgegebene Volkskalender (Narodnyj dnevnik) in Trudy III 1872, ebenso der IV. Bd. von 1874, worin Kostomarovs Schilderungen der Sitten und Gebräuche bei der Geburt, Taufe, Hochzeit u. s. w. sich finden. Über die Hochzeitsgebräuche handelt ein Unbekannter in der bekannten Zeitschrift Osnova (Russinski vessillja) 1862, No. 4, und Jankuč, Malorusskaja svad'ba v Sêdleckoj gubernii 1884 (Lieder mit Noten); Sumcov suchte den griechisch-kirchlichen und den westeuropäischen Einfluss auf die kleinrussischen Hochzeitsgebräuche zu ermitteln (K voprosu o vlijanii grečeskago i rimskago svadebnago rita) 1886. Der bekannte Gelehrte Golovackij (siehe oben) beschrieb oder besprach die Tracht der galizischen und ungarischen Russinen (O narodnoj odeždê i ubranstvê Rusinov v Galicii i Wengrii St. Pet. 1877. Die wichtigste Abhandlung Potebnjas über die Weihnachtgebräuche ist schon bei den Liedern genannt worden; andere Arbeiten ähnlicher Art, wie Pietruszewicz über das Weihnachtfest (Kračun-Koročun) 1876 müssen übergangen werden (im einzelnen vergl. Pypin Vêst. Evr. 1886).

Das weissrussische Volk ist vornehmlich in dem Wilnaer Etnografičesky sbornik (siehe oben) und von Zenkovič geschildert worden, der den Volksglauben und die Bräuche der Weissrussen in Trudy beschrieben hat. Im Jahre 1882 erschien Opyt opisanija Mohilevskoj gubernii (Beschreibung des Gouv. Mohilev) von S. A. Dembowecki nach Aufzeichnungen von Beamten und Lehrern mit reichen Sammlungen vom Verfasser selbst und seinen Freunden, mit vielen vergleichenden Hinweisen und Varianten; beigegeben sind auch grossrussische Lieder Altgläubiger; dann folgte das für das Studium des weissrussischen Volkes, seiner Sitten Gebräuche, seines Fühlens und Handelns wichtige Werk von Šein: Materialy dlja izučenya bytai jazyka sevêrozapad. kraja I. Bytovaja i semejnaja žizň Belorussov v obrjadach i pêsnjach, St. Petersburg 1887, ein wohl-

geordneter Festkalender. Eine sehr lesenswerte Studie ist die von Golovackij Čerty domašnjago byta Podljašan, Warsch. 1888, ebenso ein Volkskalender von Kračkovsky, Byt zapadnorusskago seljanina in den Mosk. Čtenija 1873, und ein anderer speziell aus der Gegend von Ošmiana in den Pet. Geogr. Zap. V, 1873.

Von den übrigen zerstreuten und schwer zugänglichen Aufzeichnungen von Kundgebungen des russischen Volkes in Glauben, in Sprichwörtern, Märchen u. s. w. seien hier zunächst die Märchensammlungen genannt, vor allem die grosse Sammlung von Afanasiev, Skazki naroda russkago, 3 Bde., 1872², ferner Chudjakov Velikorusskija skazki in 3 Teilen, M. 1860—63, sodann Erlenbein Narodnyja russkija skazki M. 1863, denen die englische Sammlung (Übersetzungen) von Ralston (Russian folk-tales), London 1873, folgte. — Über den reichen Märchenschatz äusserten sich Wesolowskij und Suchomlinov (in den Schriften der Petersb. Akademie), besonders aber Buslaev in Russkij vêstnik. 1872 bis 1874 (vgl. Russ. Revue V).

Auch die kleinrussischen Sagen und Märchen wurden fleissig gesammelt, von Rudčenko (Narod. južnorus. skazki 2 Teile. K. 1869—70), Čubinsky und Hiltebrandt (Malorusskija skazki in Trudy II. P. 1878), vor allem von M. Dragomanov in Malorusskija narodnyja predanija i razskazy, K. 1876 (Ausg. der Kiev. Abt. der Geogr. Ges.) aus eigenen Sammlungen und aus einem reichhaltigen Material, welches schwer zugänglichen Zeitschriften und Büchern entnommen oder der Kiever geogr. Abteilung mitgeteilt worden ist. — Der Volksglaube des russischen Volkes und seine verschiedenen Äusserungen („Aberglaube“ etc.) war wiederholt Gegenstand der Aufmerksamkeit: ausser den schon genannten allgemeinen Arbeiten von Snegirev, Sacharov, Tereščenko u. s. w. sind für den grossrussischen Teil aus älterer Zeit Čulkov (Slovar russkich suevêry 1782), aus neuerer Zeit Dal O povêrijach, suevêrijach i predrazsudkach russkago naroda 1880 zu nennen, für den kleinrussischen Teil die sorgfältige Zusammenstellung von Maksimovič (Obyčai i povêrija Malorossijan, K. 1860) und die von Markević (Obyčai, povêrija, kuchnja i napitki Malorossijan, K. 1860), vor allem die Sammlung von Hiltebrandt. Vêrovanija i suêverija, zagadki i poslovicy in Bd. I, Heft 1 der Trudy, 1872 und Heft 2, 1877.

Die Sprichwörter, Rätsel, Beschwörungsformeln der Russen, deren Wichtigkeit wegen ihres Reichtums und ihrer Eigenart seit jeher anerkannt ist, wurden schon sehr früh gesammelt. Als die älteste, besondere Sammlung darf wohl gelten die von Bogdanovič (Poslovicy I) vom Jahre 1785; zu den älteren Sammlungen gehören auch die von J. Snegirev: Russkie v. svoich poslovicach, M. 1834, Russkija narod. poslovicy i pritči, M. 1848; eine neue Sammlung erschien M. 1857. In den allgemeinen Werken von Sacharov u. a. sind die russischen Sprichwörter mit Vorliebe berücksichtigt; in neuerer Zeit erschien die Sammlung von Chudjakov (Veli-

korusskija zagadki) 1861, von Majkov (Velikoruss. zaklinanija) Pet. 1869 und von Dal (Poslovicy russk. naroda, eine sehr umfassende Sammlung, in der allerlei Sprüche, Rätsel, abergläubische Äusserungen u. s. w. enthalten sind) M. 1863 und 1879. Besonders wichtig sind die Untersuchungen über die russische Bevölkerung im Gouv. Archangelsk, über Schwüre, Beschwörungsformeln u. s. w. in M. Trudy V, 1878 (vgl. Altmann, Russ. Sprichw. im Jahrb. f. slav. Litt. 1853—54). Für das Studium der kleinrussischen Sprichwörter sind besonders wichtig ausser Nomis (Ukrainski prikazki, prislivja . . . . . Pet. 1864) und ausser den schon genannten Werken, wie Trudy I, 1872 von Čubinsky, vornehmlich Sementovsky Malorusskija zagadki 1872 f. und Hiltebrandt Poslovicy, zagadki, Koldovstvo in Trudy (südwestl. Abteil. 1877). Galizische Sprichwörter und Rätsel sammelte Ilkevič 1841, galizisch- und ungarisch-russische sind gesammelt in Trudy. etn. II, P. 1869; weissrussische sind gesammelt in Sbornik bêlorusskich poslovic Pet. 1874 und von Nosovič, Sbornik bêlorusskich poslovic in Zap. etn. I und II, 1867—69, später noch in dem Sbornik der Pet. Akad. Bd. XII, Pet. 1875.

Die juridischen Volksauschauungen und Gebräuche, die bei den Kroato-Serben Bogišić systematisch studierte, fanden auch bei den Russen ihre Aufzeichner: Jakuškin, Obyčnoe pravo I. Materialy etc. Jaroslav 1875, Efimenko, Juridičeskoe znaki über äusserliche Rechts- und Gerichtszeichen in Žurn. minist. nar. prosv. 1874 II. f.; die kleinrussischen sind gesammelt worden von Čubinskij, herausgegeben von Hiltebrandt (Narodnye juridičeskie obyčai in Trudy VI) 1872. Bogišić hat diese und ähnliche russische Aufzeichnungen in einer zusammenfassenden Abhandlung gewürdigt: Aperçu des travaux sur le droit coutumier en Russie, Paris 1879. — Dass man in Russland sich auch ethnographische Studien über andere slavische Völker angelegen sein lässt, wenn auch mehr nur in vorgezogenen Kreisen, beweisen viele Publikationen, z. B. Rodnoe plemja, M. 1876, über die Serben; in den Drevnosti finden sich einige Artikel dieser Art; Budilovič schrieb über Montenegro u. s. w.

III. Das serbisch-kroatische Volkstum (Serben und Kroaten sind ein Volk) erfreute sich seit früher Zeit einer grossen Aufmerksamkeit. Auch hier in Serbien war es das Volkslied, welches bei der Sammlung und Aufzeichnung der geistigen und materiellen Besitztümer des Volkes im Vordergrund stand. Bekanntlich besitzen die Serbokroaten neben zahlreichen lyrischen auch epische Heldenlieder, welche unter Begleitung eines einfachen Musikinstrumentes, der einsaitigen gusle, noch heutzutage gesungen werden; bekannt ist auch, dass die Serben diesen Vorzug der Volksepik nur mit den Russen und Bulgaren teilen, ein Vorzug, der dadurch noch sich steigert, dass diese Heldenlieder (pjesme junačke) ihrem Ursprunge nach bis ins XIV. Jahrhundert sich verfolgen lassen. Die erste sorgfältige Sammlung serbischer Volkslieder von Vuk Stefanović Ka-

radžić (siehe oben), Mala srbska pesmarica 1814, der ein zweites Bändchen 1815 folgte, erschienen in der denkbar günstigsten Zeit des Wiener Congresses, wurde wie ein Ereignis begrüsst: kein geringerer zeigte, nachdem Kopitar zuerst in den Wiener Jahrb. 1815 sich geäussert hatte, diese erste Sammlung Vuks an, als J. Grimm in den Gött. Gel. Anzeigen 1819, dann nach dem Erscheinen einer neuen Sammlung von 1823 ff., Lied und Volk der öffentlichen Sympathie empfehlend. Andere folgten; der neugehobene Volksliederschatz fand auch über Deutschland hinaus ungeteilte Sympathie. Ermuntert von Grimm und anderen Freunden und Gönnern, bereiste Vuk die serbisch-kroatischen Länder, sammelte alles, was das Volk an gesprochenem und gesungenem Schatz noch besass, und gab dann noch die grosse bis auf 6 Bände gediehene Liedersammlung von 1840 ff. in mustergiltiger Weise heraus. Er schrieb auch das bekannte serbische Wörterbuch 1818 (1852[2]) mit einer Fülle von kurzen Schilderungen serbischer Sitten, eine wahre Fundgrube von heimischen Sittenschilderungen; sodann eine einer deutschen Redaktion zur Verfügung gestellte ethnographische Schilderung des Volkes von Montenegro (XI. Lieferung der Reise- und Länder-Beschreibungen der älteren und neueren Zeit, Stuttgart, 1837); ferner eine Schilderung verschiedener Volksgebräuche der Serben aller drei Bekenntnisse u. d. T. Kovčežić (Schatzkästlein) 1849; im Jahre 1836 erschienen seine serbischen Sprichwörter (Srpske nar. poslovice), 1853 die serbischen Märchen (Srpske nar. pripovijedke). —

Vuk war der erste, der serbische Volkslieder aus dem Volksmunde systematisch sammelte (nur ausnahmsweise aus älteren Aufzeichnungen, wie das Lied von der Frau Hasan Agas, schriftliche Aufzeichnungen reichen zurück in das XVII., ja XVI. Jahrhundert). Er war der eigentliche Entdecker der serbischen Volkslieder, denn Fortis hatte 1774 das bekannte Lied von der Frau Hasan Agas aus einer Handschrift des XVIII. Jahrhunderts, nicht aus dem Volksmunde mitgeteilt, und Ferić 1794 nur eine lateinische Übersetzung einiger Lieder geliefert; andere haben nur einzelne Lieder mitgeteilt, Miošić-Kačić aber nur in volkstümlicher Weise nachgedichtet. Für die späteren Sammler bildeten die Werke Vuks den Ausgangspunkt und das kaum erreichte Vorbild in Bezug auf Genauigkeit und Zuverlässigkeit; auch hat Vuk schon das Beste und Schönste veröffentlicht. — Von den Nachfolgern Vuks veranstaltete sehr erwünschte, ergänzende Sammlungen der bekannte Milutinović (Pevanija crnogorska i hercegovacka sabrannija Čubr. Cojkovićem, Čojk. ist ein Pseudonym) Ofen 1833; u. d. T. Ogledalo srpsko veröffentlichte der Vladika Peter Petrović Heldenlieder 1845 und u. d. T. Monten. gusle J. Popović 1857 serbische Volkslieder; die 1858 erschienenen Narodne pjesme bosanske i hercegovacke, gesammelt von den Patrioten Jukić und Martić, herausgegeben von Jukić, ist eine der schönsten serbischen Volksliedersammlungen. Im Jahre 1867 ff. erschien die vortreffliche Sammlung von Petranović

in 3 Abteilungen (die zweite enthält Heldengedichte) mit einer Vorrede von St. Novaković, bemerkenswert durch die Sorgfalt und dadurch, dass sie zahlreiche Lieder aus Bosnien und Herzegovina umfassen, wo Vuk selbst nicht gesammelt hatte. Es seien noch genannt die Sammlungen von Marjanović 1864, Bogišić, Kuhač und Miklosich; der Zeit nach ist von den drei letzten die älteste die von Miklosich: Beiträge zur Kenntnis der slavischen Volkspoesie I, die Volkspoesie der Kroaten (Wiener Abhandlungen phil.-hist. kl. 1870). Es sind etwa 30 ältere epische Volkslieder aus drei handschriftlichen Aufzeichnungen vom ausgehenden XVII. und aus dem XVIII. Jahrhundert mit schon früher von kroatischen Dichtern (Hektorović und Baraković im XVI. und XVII. Jahrhundert) benutzten serbischen epischen Volksliedern, in einem eigenartigen Versmass (15—16 Langzeilen), welches Miklosich kroatisch nennt. Solche Volkslieder können füglich bugarštice (blgarštice) genannt werden, und solche epische Lieder (etwa 160) veröffentlichte Bogišić aus älteren Quellen und Aufzeichnungen vollständig: Narodne pjesme iz starijch najviše primorskih zapisah I. Belgrad 1878 mit einer ausführlichen Vorrede über Inhalt, Wesen und Form der bugarštiće. Von ganz anderen Gesichtspunkten ging Kuhač aus in seinem vierbändigen Werk in Q: Južnoslovjenske narodne popjevke, auch u. d. T. Chansons nationales des Slaves du sud, Agram 1878 ff., etwa 1600 meist kroatische Lieder, bekannte und unbekannte, Helden- und Frauenlieder durcheinander, mit Schilderungen der Feste, Spiele und sonstigen Gelegenheiten, bei denen sie gesungen werden, mit genauer Angabe der Heimat und mit Melodien; der Verfasser hat eine zusammenfassende Broschüre über die Bedeutung dieser Lieder geschrieben, welche aber leider selten und unzugänglich ist. In der letzten Zeit sind erschienen Davidović, Srpske narodne (ženske) pjesme iz Bosne (Frauenlieder aus Bosnien), Pančevo 1884 und Kosta Hörmann, Narodne pjesme Muhamedovaca u Bosni i Hercegovini, Sarajevo 1888. Serbische Lieder aus Altserbien sind enthalten in Jastrebovs Sitten und Lieder der türkischen Serben (Obyčai i pjesni Tur. Serbov), Pet. 1886 (siehe unten), die kroatischen in Ungarn gesammelt von dem vortrefflichen Volkskenner Fr. Kurelac (Jačke ili narodne pêsme puka hrvat. na Ugrih 1871. Ausserdem hat Dr. Fr. Krauss in neuerer Zeit in Zeitschriften wiederholt unbekannte serbische Lieder veröffentlicht, zum Teil mit Helden, die uns aus den Liedersammlungen von Jukić 1858 und Marjanović 1864 als Feinde der christlichen Serben bekannt sind. — Die Zahl der Übersetzungen serbischer Volkslieder ist eine sehr grosse: in Deutschland sind bekannt (abgesehen von der Übersetzung des Liedes von der Frau Hasan Agas von Goethe (in Herder' Stimmen der Völker in Liedern), die von Talvj (Volkslieder der Serben), 1825, W. Gerhard (Vila. Serbische Volkslieder), 1828, Kapper (Gesänge der Serben), 1852, Ida v. Düringsfeld (Prag 1851). —

Es war natürlich, dass die epische Volkspoesie der Serben seit jeher viel mehr die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich lenkte, als die lyrische. Nachdem der Moskauer Gelehrte Bodjanskij in seiner Dissertation: O narodnoj poezii slavjanskich plemen 1837 und Preiss in der Schrift: O epičeskoj poezii Serbov 1845 über die serb. Volkspoesie mehr allgemein gesprochen hatten (der letzte machte nachdrücklich darauf aufmerksam, dass die „älteren" Heldenlieder mit den neueren in Darstellungsweise und Sprache übereinstimmen), gaben Hilferding, Rovinskij und Grigorovič eingehende Berichte über ihre Reisen und Eindrücke in Serbien und Bulgarien; Bezsonov beschäftigte sich in seiner Sammlung bulgarischer Volkslieder (Bolgarskija pêsni iz sbornikov Venelina, Katranova i drugich) M. 1855 auch eingehend mit der serbischen Volkspoesie. Die eigentliche kritische Litteratur beginnt in der letzten Zeit und zwar vornehmlich bei den Serbokroaten selbst; sie knüpfte zunächst an einen Cyclus von Liedern von der Kosovoschlacht (1389) und suchte die praktisch wiederholt mit mehr oder weniger gelungenen Versuchen (zuerst des Dichters Mickiewicz in den Pariser Vorlesungen, sodann Kappers, d'Avril's: La bataille de Kosovo 1868, Novaković: Kosovo, srpske narod. pjesme o boju na Kosovu, zuerst 1871) gelöste Frage zu erörtern, ob die jetzt vorhandenen Kosovolieder Bruchstücke eines in Stücke zerfallenen grossen Centralliedes oder selbständige von einander unabhängige Lieder seien; auch andere Fragen kamen in Betracht, z. B. die poetische Form, Vergleichung mit geschichtlichen Aufzeichnungen eines Cerva, Orbini etc. Zum Teil sind diese Fragen in rascheren Fluss gekommen durch die neue, auf Grund älterer Aufzeichnungen aufgestellte Behauptung Miklosichs, die Kroaten hätten auch epische Volkspoesie mit einem eigenartigen Metrum gehabt. Diese und ähnliche Fragen sind in gründlicher Weise behandelt von Pavić, der ein ursprüngliches Centrallied wiederherstellen wollte (Narodne pjesme o boju na Kosovu 1877), im anderen Sinne und erschöpfender von Novaković (zuerst im Arch. f. slav. Phil. III, 1879: Die serbischen Volkslieder über die Kosovo-Schlacht) und von Jagić (in Gradja, siehe oben, und Archiv IV: die südslavische Volksepik vor Jahrhunderten). Während diese Gelehrten von der wohlbegründeten Voraussetzung ausgehen, dass Heldenlieder, speziell Kosovolieder schon im XIV. Jahrhundert vorhanden waren, will Maretić solche erst ins XV. Jahrhundert versetzen (Kosovski junaci 1889). Über begarštiće (langzeilige epische) Lieder hat am ausführlichsten Bogišić gehandelt in der Einleitung zu Narodne pjesme 1878 (siehe oben), nach ihm Chalanskij in der Warschauer Zeitschrift Russ. fil. vêst. Bd. VIII; Novaković hat Spuren feudalen Rittertums in den serbischen epischen Liedern nachgewiesen (Zeitschrift Otadžbina 1883). Auch über die Lieder von Kraljević Marko ist Verdienstliches geschrieben worden; hier soll die Biographie dieses Helden von Jagić nach Liedern im Archiv V, 439 ff. erwähnt

werden. Über die Form handelte nach Miklosich (siehe oben) Professor Zima in Rad. jugoslov. Akad. Bd. 48 und 49, Jagić in der oben genannten Abhandlung, W. Wollner im Arch. f. slav. Phil. IX und — last not least — Kuhač in dem oben besprochenen Werke, der durch seine Schilderungen der Feste, Spiele, der verschiedenen Formen des Kolotanzes und durch die Melodien die kroatischen Volkslieder unserem Verständnis sehr nahe gebracht hat (derselbe Gelehrte schrieb auch über serbische Musikinstrumente in Rad Akad. Band 38 ff. 1877). Bog. Šulek schrieb auf Grund slavischer, vornehmlich südslavischer Volkslieder eine Abhandlung über die Verehrung der Linde bei den Slaven (Za što Slaveni poštuju lipu) in Rad Bd. 43 von 1878; in derselben Zeitschrift, Bd. 30 von 1875, findet sich eine Abhandlung von Jurković über die weiblichen Gestalten der serbischen Volkslieder. Über serbische Volkslieder in Altserbien handelt Jastrebov 1886 (vergl. oben, siehe unten), über kroatische in Ungarn Fr. Kurelac 1871 (siehe oben). — Orientierend für deutsche Leser ist das Büchlein von Singer, Beiträge zur Litteratur der kroatischen (serbischen) Volkspoesie 1882.

Bei dem grossen Interesse für serbische Volkspoesie erregten die serbischen Sitten und Gebräuche, die schon Vuk bei verschiedenen Gelegenheiten beschrieben hatte, die wärmste Sympathie, der man durch Weiterverbreitung der Vukschen Nachrichten und durch Vervollständigung derselben Rechnung zu tragen suchte; einheimische Zeitschriften und fremde Reisende vermehrten die vorhandenen Nachrichten. Sehr wichtige Schilderungen des Volkslebens aus einzelnen Gegenden enthalten die Bücher von L. Ilić, Narodni slavonski obyčaji 1846, S. Ljubić, Narodni obyčaji kod Morlaka (aus den Küstengegenden) 1846, Medaković, Život i obyčaji Crnogoraca, Neusatz 1861; T. Kovačević beschrieb Bosnien und Herzegovina 1865, Petranović die Volkssitten in Bosnien, in der serbischen Zeitschrift Glasnik von 1870 und 1871; das ganze heutige Königreich Serbien umfassen die geographisch-statistischen Bücher von Milićević mit vortrefflichem ethnographischen Material: Kneževina Srbija 1876, mit der Ergänzung nach dem serbisch-türkischen Kriege Kraljevina Srbija 1884, wo Bewohner, Lebensweise, Kleidung, Gebräuche, Sprüche u. s. w. reichlich und in zuverlässiger Weise geschildert werden; Vrčević schilderte die Volksspiele in Srpske narodne igre, Belgr. 1868; das Volkswesen in Altserbien schildert Jastrebov in Obyčaji i pêsni Tureckich Serbov Petersb. 1886, vornehmlich Hochzeitsgebräuche, das Fest Slava, das Weihnachtfest, den Georgitag u. s. w. (Milojević Pesme i obyčaji ukupnog naroda srpskog 1870 mit Schilderungen und Texten aus denselben Gegenden enthält vieles Apokryphe.) Milićević hat auch das Leben des Landmannes beschrieben (Život Srba seljaka in Glasnik 1867, 1873). — Die Grundlage der hauptsächlichsten Feste, wie z. B. des Slava-(krsno ime-) Festes, nämlich die Hausgemeinschaft, zadruga, beschrieb nach der juridischen

Seite vortrefflich Ogn. Utješenović, Die Hauskommunionen der Südslaven, Wien 1859, die zadruga ist in den Grundlinien auch gezeichnet im Arch. f. slav. Phil. X, 56 ff. Das gesamte Gewohnheitsrecht studierte und zeichnete auf in eingehender und systematischer Weise Bogišić zuerst in Pravni obyčaji u Slovena 1867, sodann in seinem grundlegenden Hauptwerke Zbornik sadašnjih pravnih obyčaja u južnih Slovena, auch u. d. T. Collectio consuetudinum iuris apud Slavos meridionales etiamnum vigentium I: Gradja u odgovorima iz različnih krajeva slovenskoga juga (Materialien in Berichten aus den verschiedenen südslavischen Ländern) Agram 1874, eine Arbeit, deren Verdienst nicht hoch genug angeschlagen werden kann; einen recht übersichtlichen Auszug daraus lieferte F. Demelić in dem Buche: Le droit coutumier des Slaves méridionaux d'après les recherches de M. V. Bogišić, Paris 1877. Die mit der ursprünglichen Geschlechtsverfassung in Verbindung stehende Sitte der Blutrache untersuchte Fr. Miklosich in der Abhandlung: Die Blutrache bei den Slaven (Denkschriften der phil.-hist. Abt. der Wiener Akad. d. W.), Wien 1887; die Abhandlung ist allgemein und vergleichend gehalten, beschäftigt sich aber meist mit der Blutrache bei den Montenegrinern. — Auf den Arbeiten Bogišićs fusst das sehr umfassende Werk von Dr. Fr. Krauss, Sitten und Brauch der Südslaven, Wien 1885, doch hat der Verfasser in seiner dankenswerten Arbeit das reichhaltige Material früherer Sammlungen und Aufzeichnungen und seine eigenen bei Reisen in serbischen Ländern gemachten Aufzeichnungen verwertet. Aus den vielen Schriften über serbische Familien- und Volksfeste (wie umfassend die Litteratur, z. B. über die Hochzeitsgebräuche der Serben sind, sieht man aus der bibliographischen Zusammenstellung in Krauss' Sitten u. s. w. zum Abschnitt XVII, ergänzt von Jagić im Arch. VIII, 623 ff.) seien hier hervorgehoben Vrčević: Tri glavne narodne svečanosti (das Weihnachtfest, das Slavafest und die Hochzeit), Pančevo 1883, und Kulakovskij Prazdnik Slave (in Russkij vêstn.) 1883. — Unter den von Deutschen über Serbien geschriebenen Werken verdienen vornehmlich genannt zu werden: Kanitz, Serbien 1860 in Q., sehr umfangreiche Reiseberichte über Land und Volk, und Gopčević, Serbien und die Serben 1888; Makedonien und Altserbien, Wien 1890; beide Werke mehr eine wenig geordnete Sammlung von Materialien. —

Den serbischen Märchenschatz erschloss zuerst Vuk Stef. Karadžić, dessen Narodne srpske pripovijetke, Wien 1821, dann vermehrt 1853 und 1870; die nächste bekannte Sammlung ist von A. Nikolić (Nar. srpske pripovêdke) in 2 Teilen, Belgrad 1842 und 1843. Professor Valjavec sammelte Märchen des kroatischen Volkes und solche aus den angrenzenden slovenischen Gebieten; jene erschienen in Grosswardein 1858. In der umfassenden Sammlung von Volkserzählungen und Volksliedern von Stojanović (Pučke pripovjedke i pjesme, Agram 1867) befindet sich eine Anzahl von Märchen; fast gleichzeitig erschien die Sammlung von Vojinović

(Srp. nar. prip.), Belgrad 1869. In dem folgenden Jahrzehnt wurden veröffentlicht serbische Märchen: die Sammlungen von Dj. K. Stefanović (Srp. nar. prip.) in Neusatz, 1871 und die Sammlung kroatischer Märchen und Lieder vom Küstenlande (Nar. prip. i pjesme iz hrvatskoga primorja), 1876; die letzte bekannte Sammlung kroatischer Märchen ist von R. Strohhal (Hrvat. nar. prip.) Teil I, 1886; ausserdem verzeichnet Jagić (im Archiv I, 269) eine Reihe von serbischen Märchen, welche in Zeitschriften veröffentlicht wurden. Die zweite Sammlung der serbischen Märchen von Vuk wurde von seiner Tochter ins Deutsche übersetzt: Volksmärchen der Serben, mit einer Vorrede von J. Grimm, Berl. 1854; in neuerer Zeit hat Dr. Fr. Krauss serbische Märchen ins Deutsche übersetzt und herausgegeben: Sagen und Märchen der Südslaven. Leipz. 1883, 84, 2 Bde. — Das Gebiet der serbischen Märchenforschung ist sehr vernachlässigt, grössere Untersuchungen sind nicht bekannt. Beachtenswert sind die Verwertung einer Reihe von serbischen Märchen zur Vergleichung mit entsprechenden anderer Völker, so namentlich Märchen aus den Sammlungen von Vojinović und Vuk, welche von Reinh. Köhler mit Varianten versehen sind (Jagić im Archiv I und II) und einige Studien von Krauss, so über Pestsagen 1883 und über das Bauopfer bei den Südslaven 1887.

Serbische Sprichwörter, Rätsel und ähnliche Gedankenäusserungen sammelte systematisch zuerst Vuk (Narodne poslovice, Cettinje 1836), der schon frühere Aufzeichnungen benutzte; vor ihm sammelte schon serbische Sprichwörter J. Muškatirović (Pritče ili poslovice), Wien 1787 (1807[2]); grössere bekannte Sammlungen sind, ausser von Stojanović (Kroat. Spr. 1866) und Čolakov, die von Hilferding, Starinnyj sbornik serbskich poslovic, Petersburg, in Zap. etn. II, Pet. 1869, Daničić (Srp. nar. poslov.), Agram 1871. Von der grössten Wichtigkeit ist die Sammlung von (etwa 5000) serbischen Rätseln (Srpske narodne zagonetke, Belgrad 1877), von St. Novaković zusammengetragen aus schwer zugänglichen Zeitschriften und Büchern, alphabetisch geordnet nach den Auflösungsworten; sorgfältig zusammengetragen ist auch eine Sammlung von Sprichwörtern, Rätseln und Liedern aus Bosnien von Mehmed Kapetanović Ljubdak (Narodno blago), Sarajevo 1887.

IV. Das Interesse für das Volksleben und die Volkskunde war bei den Czechen, Mähren und Slovaken (der ethnische und sprachliche Zusammenhang wurde vornehmlich in der Zeit des nationalen Wiedererwachens festgehalten, zum Teil auch von den katholischen Slovaken) seit den zwanziger Jahren, bei den Slovaken schon früher, Gegenstand der Begeisterung und zugleich auch eines unbewusst empfundenen Bedürfnisses, als Hebel des nationalen Bewusstseins. Dieses, aus tiefer Erstarrung wieder ins Leben gerufen, nahm seinen Ausgangspunkt von der Pflege der Sprache und dem Streben, das čechische Volkstum vor dem selbst von Dobrovský als unvermeidlich angesehenen Untergange zu bewahren;

die vlastenci (Patrioten), meist aus dem Volke hervorgegangen, wandten sich fast ausschliesslich an die gesellschaftlichen Schichten, die mit dem Volke in nächster Berührung standen, an die Geistlichen und den kleinen Bürgerstand. Die Liebe zu dem vererbten, in Wort und Sitte fortlebenden Nationalgute konnte nicht wirksamer geweckt und gesteigert werden, als durch Vertiefung in das Volkstümliche und durch sorgfältiges Sammeln alles dessen, was im Volk sich erhalten hatte, von der unverfälschten Sprache bis zu den äusseren Erscheinungen des Volkswesens: Volkslieder, Märchen, Sprüche, Rätsel wurden fast mit gleicher Liebe gesammelt, und zwar zum Teil schon in sehr früher Zeit. Unter den Sammlungen altčechischer Lyrica, welche von fahrenden Schülern im XV. Jahrhundert besorgt wurden (siehe Feifalik, Altčechische Leiche, Lieder u. s. w. Wien 1862), befinden sich Volkslieder oder volkstümlich gehaltene Lieder; aus jener Zeit stammen auch die zwei Sammlungen von Sprichwörtern, welche Hanka in der Musealzeitschrift 1829 erwähnt, noch älter ist die Sammlung Proverbia Flašconis; in der Slovakei wurde eine Sammlung von Sprichwörtern bei der böhmischen Grammatik von Doležal 1746 (ed. Bél) gedruckt (Bernolaks Grammatik mit Sprichwörtern 1790 ist ein Wiederabdruck), und Volkslieder sammelte schon um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts M. Holko. Auch in diesem Jahrhundert ging kurz vor der Zeit, in welche die Anfänge der neuen čechischen Poesie fallen, die erste Anregung zur Sammlung von Volksliedern von Slovaken aus, zunächst von Bohusl. Tablic, Verfasser der vier Bände Poezie 1806, der in der Vorrede zu seinen Dichtungen auf altertümliche Volkslieder und darauf aufmerksam macht, dass alte geistliche Lieder nach nationalen Melodien gesungen werden. Hier in der sanglustigen Slovakei sammelte Šafařík, dessen Wiege auch dort gestanden, in seiner Studentenzeit auch heimische Volkslieder, von denen einige in der Zeitschrift Hromadkos in Wien, in Prvotiny 1817, erschienen sind. Die erstere grössere Sammlung čechischer Volkslieder ist die von dem bekannten Dichter und Professor Fr. L. Čelakovský: Slovanské národní písně sebrané Fr. L. Čel. (Slavische Volkslieder) in 3 Teilen, Prag 1822—27; sie enthält, wie der Titel besagt, auch Volkslieder anderer slavischer Völker; die čechischen, mährischen und slovakischen befinden sich in allen drei Teilen. Gleichzeitig wurde auch die Sammlung slovakischer Volkslieder von Šafařík und seinen Freunden von dem für sein Volk und für das Slaventum begeisterten Dichter J. Kollár herausgegeben: Písně světské lidu slovenského v Uhřích (Weltliche Lieder des slovakischen Volkes in Ungarn; die Slovaken nennen sich selbst Slovenen) in 2 Teilen, Pesth. 1823 und 1827, mit einer Vorrede Šafaříks zum 2. Teile (auf dem Titelblatt steht der Name des Herausgebers nicht, daher diese Sammlung auch unter dem Namen Šafaříks angeführt wird, indess nennt Šafařík selbst in der Bibliographie slavischer Volkslieder in Časopis českého Musea 1838 J. Kollár als Herausgeber.

Kollár, der schon als Knabe in seiner slovakischen Heimat Volkslieder sammelte, gab eine sehr reichhaltige und geschätzte Sammlung heraus: Národní zpěvanky čili písně světské Slovakův v Uhřích u. s. w. in 2 Teilen Buda. 1834—35, worin die Sammlung von Holko und auch sehr viele in den gebildeten Kreisen beliebte Lieder Aufnahme fanden, mit vielen schätzenswerten Bemerkungen und Erläuterungen. Inzwischen war 1825 eine Sammlung České národní písně in Prag erschienen, welche deutsche und eine ansehnliche Anzahl czechischer gesellschaftlicher Lieder mit Melodien und Tänzen enthielt, welche aber als eine wenig vollständige und wenig sorgfältige auch wenig geschätzt wurde. Eine kleine Sammlung von slovakischen, aus dem Munde wandernder Slovaken aufgezeichneter Volkslieder hat der bekannte Slavist Sreznevskij gesammelt und in Charkov 1832 herausgegeben; bald darauf erschien die Sammlung von J. Langer: České prostonárodní obyčeje a písně (Böhm. Volkssitten und -Lieder) Prag 1834 (in Čas. čes. Mus.). Diese kleine Sammlung von Hochzeits- und sonstigen Gebräuchen scheint veranlasst zu sein durch einen ausführlichen Artikel von Šafařík, in welchem er die serbischen Volkslieder von Vuk nach der 2. Sammlung, die von Milutinović und die polnischen und russinischen von Wacław z Oleska anzeigte (in Čas. čes. Mus. 1833). In jener Zeit erschien die erste vortreffliche Ausgabe mährischer Volkslieder von Sušil: Moravské národní písně, Brünn 1835, mit mehreren lithographierten Melodieen und mit Hinweisungen auf entsprechende Lieder, zweite Ausgabe 1862 mit Melodien, nochmals 1872; in jener Zeit fing auch der bekannte Dichter und Altertumsforscher Erben an, čechische Volkslieder zu sammeln, und trat mit seiner Sammlung auf: Písně národní v Čechách, 3 Bde., Prag 1842 ff.; die Volksmelodien, besorgt von P. Martinovský, sind besonders 1844 erschienen; die zweite Auflage 1852 ff., die dritte mit Sprichwörtern 1862; Erbens Balladen sind volkstümlich gehalten und einige von ihnen in Böhmen so populär geworden, wie Bürgers Lenore in Deutschland. — In der unruhigen Zeit der vierziger Jahre und auch in der Folge wurde für weitere Sammlungen nichts unternommen, erst nach der Begrüdung der slovakischen Matica wurden heimische Volkslieder wieder eifrig gesammelt und zum Teil auch herausgegeben in Sbornik národních piesní i povestí, prisloví u. s. w. in Turoč St. Marton; es scheinen nur zwei Bände erschienen zu sein (1870 und 1874). Nach der Auflösung der Matica (1874) begründete Sasinek eine Zeitschrift für Geschichte, Altertum und Ethnologie (Letopis); eine weitere, sehr reichhaltige Bereicherung der slovakischen Volkslieder ist Slovenské spevy in Turocz St. Marton seit 1880, mit Melodien. Seit dem Anfange des 8. Jahrzehnts sammelte (unter der Leitung von Professor Gebauer) in Prag die Gesellschaft Slavia methodisch und sorgfältig Volkslieder, Märchen u. s. w. und gab sie 1873 heraus, später (1877 und 1878) sind weitere Veröffentlichungen erfolgt, darunter auch ein Heft Národní

písně 1877. Zu den besten Sammlungen gehören die des um die mährische Volkskunde sehr verdienten Professor Bartoš, zuerst Nové národní písně mit Melodieen, Brünn 1882, als Ergänzung zu Sušil, sodann Moravské nár. písně 1889, wo über 1000 mährische Volkslieder dem Inhalte nach geordnet sind. Deutsche Übersetzungen čechischer Volkslieder sind: J. Wenzig, Slavische Volkslieder 1830 (böhmische, slovakische, russische u. a. nach Čelakovský), gleichzeitig erschienen auch in Hormayrs Archiv für Geographie, Historie u. s. w., Jahrgang 1830, böhmische Volkslieder, übersetzt von Schoen, und einzelne Lieder von Ida von Düringsfeld in den Übersetzungen slavischer Volkspoesie, Prag 1851.

Bei den Studien über das čechische Volkslied kommt die nächstliegende Frage der Zusammenstellung von Parallelen und Ermittelung des Hergewanderten sowie des Heimischen (Sušil ausgenommen) wenig in Betracht, die Untersuchungen sind Charakteristiken, selten Einzelforschungen. Abgesehen von L. Štur, der auf Grund der Grünberger und Königinhofer Handschrift der čechischen Poesie den Vorzug der ältesten Volksepik unbedingt vindizierte, und Šafařík, welcher in dem oben erwähnten Aufsatz 1883 in den slavischen Volksliedern eine tiefe Kulturstufe, daher ungeschriebene Litteratur des Volkes erblickte, nenne ich allgemein gehaltene Aufsätze über die Volkslitteratur, zunächst einen Aufsatz in der Zeitschrift Včela 1835 (No. 125 ff.), von dem Kunstkritiker Zvonař in mehreren Zeitschriften, vornehmlich in Dalibor 1860, über Volksgesänge und von V. Brandl in Čas. Matice Moravské 1876. Die Abhandlung von Ludw. v. Rittersberg, Urheimat des slav. Gesanges 1846, in welchem aus geographischen und klimatischen Gründen die nördlichen Karpathenländer in Beziehungen gebracht werden zu Eigentümlichkeiten des slavischen Gesanges, wurde kaum beachtet. Einzelne Motive der čechischen Volksdichtung behandelten Květ in dem Aufsatz über den Naturkultus in den böhmischen Liedern (in Prager Krit. Blättern) 1858, Bratranek in der Abhandlung über mährische Volkslieder (in Österr. Revue 1865), worin die Bezüge auf die dem Volke beliebten Pflanzen besprochen werden, und Gebauer, der in Listy filologické I, 1874 ff., über gewisse Eigentümlichkeiten der Volkslieder, besonders der slovakischen sprach, z. B. über Metaphern, Parallelismen, Gleichnisse, über die in Volksliedern beliebten Anfänge u. s. w. Der bekannte Herausgeber der Zeitschrift Světozor, Primus Sobotka hat umfassende Studien über die Pflanzenwelt und ihre symbolische Bedeutung in der slavischen Volkspoesie geschrieben: Rostlinstvo a jeho význam v národ. písnech, pověstech etc., Prag 1879 (Pflanzenwelt und ihre Bedeutung u. s. w.); eine ähnliche Studie ist die über die symbolische Bedeutung verschiedener Tiere in der traditionellen Volkslitteratur (in der Zeitschrift Květy 1883), über die Vögel in den Überlieferungen der Slaven (in Světozor 1881). In Květy 1879 handelte auch Dunovský über die fremden, insbesondere deutschen Einflüsse in slavischen Liedern und über

die slavischen Eigentümlichkeiten und Nachklänge in slavischen, germanisierten Ländern gesungenen. Schliesslich sei noch eine Abhandlung von Bartoš über Volksmelodien, Musik und Tanz vornehmlich in Mähren (in Čas. Matice Moravské 1879) erwähnt.

Gegen die Sammlungen des gesungenen und gesprochenen Wortes treten Schilderungen des Volkslebens zurück; man vermisst ungern eine ethnographische Schilderung des čechischen Volkes auf dem gesamten Gebiete; auch Schilderungen einzelner Gegenden oder Gebräuche sind selten, die mehr archäologische Forschung, welche sich auf die Vergangenheit bezieht, herrscht vor. Viel Material enthält das fleissige, aber kritiklose Werk des begeisterten Altertumsdilettanten Krolmus (so ist Sumlork zu lesen): Staročeské pověsti, zpěvy, hry, obyčeje, slavnosti u. s. w. in 3 Bdn. 1845—51, indess ist es mehr aus Büchern, als aus dem Leben geschöpft und dient den gelehrten Ansichten des Verfassers. Das Buch K. Preuskers: Blicke in die vaterländische Vorzeit 1841, in welchem u. a. das Frühlingsfest beschrieben wird, ist mir leider nicht bekannt. In jener Zeit hat der bekannte Altertumsforscher Hanuš in seiner „Wissenschaft des slavischen Mythus“, Lemberg 1842, sehr viele rituelle Feste und Gebräuche beschrieben; in gleicher Weise hat V. Petrův (siehe unten) Reste der heidnischen Festgebräuche der Slaven behandelt (in der Budweiser Zeitschrift Budivoj vom Jahre 1867); J. Langer hat in der oben erwähnten Abhandlung České prostonár. obyčeje u. s. w. in Čas. čes. Mus. 1834 die Hochzeitsgebräuche beschrieben; Beneš Kulda hat über denselben Gegenstand geschrieben: Svadba v národě česko-slovenském, svadební obyčeji řeči etc., Olmütz 1862 (sodann 1866 und 1875); Land und Volk sind in lebendiger Darstellung geschildert in der Zeitschrift „Ost und West“ 1862; in der neuesten Zeit hat Fr. Bartoš in Lid a národ, 2 Bde., 1883—85 sehr wertvolle Beiträge zur čechischen, speciell mährischen Volkskunde geliefert, und Zíbrt hat veröffentlicht Staročeské obyčeje, pověry, slavnosti a zábavy, Prag 1889, eine freilich nicht erschöpfende Zusammenstellung der Familien- und Volksfeste in alter Zeit aus Chroniken und anderen geschichtlichen Quellen, geordnet nach dem christlichen Kalender. Über das Leben der Kinder, ihre Spiele u. s. w. schrieb Bartoš: Naše děti, jejich život v rodině, mezi sebou a v obci, jejich poezii, zábavy a hry i práce společné, Brünn 1887.

Böhmische Märchen, Erzählungen und Sagen (der gewöhnliche czechische Ausdruck für Volksmärchen ist báchorka und pohádka, für Erzählung und Sage pověst; povídka ist ein mehr allgemeiner Ausdruck) wurden schon früh, in der Zeit der ersten nationalen Bestrebungen, von dem bekannten Erzähler, rührigen dramatischen Dichter und begeisterten Patrioten J. Kaj. Tyl veröffentlicht (Drobnější povídky prostonárodní: Kleine Volkserzählungen), worauf bald Jak. Malýs Národní české pohádky a pověsti 1838 folgten; derselbe verdiente Schriftsteller (Historiker der čechischen „Wiedergeburt“) veröffentlichte dann noch eine vermehrte

Sammlung: Sebrané báchorky a pověsti 1848. In den vierziger Jahren sind die meisten Märchen- und Volkserzählungen gesammelt und herausgegeben worden: ausser der genannten Sammlung von J. Malý vornehmlich die reichhaltige und treffliche Sammlung slovakischer Märchen und Erzählungen von dem bekannten Begründer der slovakischen Matica Janko Rymavský (Francisci): Slovenské povesti, Lentschau 1845, eine Sammlung der beliebten Erzählerin Božena Němcova: Narodní báchorky a pověsti 1845 (dann noch 1858 und 1890) und drei Sammlungen von Mikšíček: Sbirka pověsti moravských i slezských, Olmütz 1844, Národní báchorky 1845 und mährische Volkserzählungen: Pohádky a povídky, Brünn 1847. Der als Volksfreund verdiente Beneš Kulda veröffentlichte die interessanten mährischen Märchen aus der Gegend von Rosenau 1854 (dann noch in dem allgemeinen Werke über das mährische Volk, Prag 1874—75); nicht ohne Wert ist die Sammlung von J. K. z Radostova: Národní pohádky, 2 Bde., Prag 1856 (dann noch 1872²), indess scheint die Sprache nicht echt volkstümlich zu sein; dagegen sind ganz ausgezeichnet die slovakischen Sagen und Volkserzählungen, gesammelt und herausgegeben von Dobšinský und Škultéty: Slovenské povesti 1858 ff., unter dem Gesamttitel: Pověsti prastarých baječných časův.

Nach einer längeren Unterbrechung stellte sich wieder die Sammellust ein, zunächst in der slovakischen Matica (siehe oben unter Liedern die Veröffentlichung vom Jahre 1870). Hraše, der unbekannte Märchen zunächst in Zeitschriften veröffentlichte, gab 1873 Povídky našeho lidu heraus; in derselben Zeit veröffentlichte die Gesellschaft Slavia ein Heft Národní pohádky, písně a obyčeji, später Národní pohádky a povesti 1878, und Vrana veröffentlichte die treffliche Sammlung Moravské národní pohádky a pověsti 1880, besonders treu in sprachlicher Hinsicht. Erben veröffentlichte 1863 Sto prostonárodních pohádek, hundert ausgewählte slavische Märchen, alle in der Sprache des Volkes, aus dessen Munde sie aufgezeichnet worden sind. Das wiederholt citierte Buch J. Enders: „Volkssagen aus dem Kuhländchen und der mährischen Wallachei, Neutitschen 1861“, ist mir nicht bekannt. — Die čechischen Märchensammlungen in deutscher Übersetzung von Wenzig (in Westslavischer Märchenschatz 1857), von Alf. Waldau, Böhmisches Märchenbuch 1860 und von Grohmann, Sagenbuch von Böhmen und Mähren 1863, mit der Tendenz der Verwertung der Märchen für slavische Mythologie, dürften bekannt sein. — Dieser reiche Volksschatz harrt noch der wissenschaftlichen Untersuchung. Der Artikel in der Prager „Politik“ 1868. No. 97 über böhmische Sagen hat einen archäologischen Charakter; Dobšinský hat in den Úvahy o slov. pov. 1872 über die slovakischen Volkserzählungen im allgemeinen geschrieben.

Die ältesten Sammlungen čechischer Sprichwörter sind oben schon erwähnt worden, es sei noch erwähnt, dass Javornický čechische Sprich-

wörter durch Erzählungen zu erklären gesucht hat in Hromadkos Wiener Zeitschrift Prvotiny 1815. Für die slavische, speciell čechische Sprichwörterlitteratur ist besonders verdienstlich das Buch von Hanuš: Literatura přislovnictví Prag 1853. wo auch deutsche Sprichwörter berücksichtigt sind. und die Arbeiten von Fr. L. Čelakovský, der schon 1839 in Čas. čes. Mus. über die vergleichende Methode der Sprichwörterforschung schrieb und zugleich eine Sammlung von Beispielen aufführte mit der Ankündigung eines später erschienenen Buches über die Volksphilosophie der slavischen Sprichwörter: Mudrosloví národa Slovanského v přislovích. Prag 1852; ein Jahr früher veröffentlichte derselbe Gelehrte in Čas. čes. Mus. eine Sammlung slavischer Rechtssprichwörter. Die Sammlung der slovakischen Sprichwörter „Prislovia a porekadla“ in dem Sbornik I der Matica von 1870 ist schon oben (unter Liedern) erwähnt worden: in der letzten Zeit veranstaltete die Zeitschrift Krok eine Sammlung čechischer Sprichwörter mit entsprechenden deutschen und altklassischen (die Sammlung beginnt in dem Jahrgange III vom Jahre 1890). Von der höchsten Wichtigkeit für Rechtsanschauungen ist die Sammlung von A. Rybička: Pravidla, přisloví a povědení etc., Prag 1872, mit Nachträgen in der Zeitschrift Světozor 1886.

Von Äusserungen des czechischen Volksglaubens (Aberglaubens) habe ich wegen des zerstreuten und wenig zugänglichen Materials ausser den oben schon genannten Werken, welche auch Berichte über Volksglauben enthalten. leider nur wenig zu berichten. Eine reiche Sammlung böhmischen Aberglaubens lieferte Houška in Čas. čes. Mus. 1853; in derselben Zeitschrift, 1860. teilte Erben eine Reihe von Krankheitsbeschwörungen mit; V. Petrův hat in der Zeitschrift Budivoj 1867 über den Aberglauben des Volkes um Budweis ausführlich gehandelt. Viele Mitteilungen aus diesem Gebiete enthalten die vielen Zeitschriften.

V. Die bulgarische Nationalität, durch die lange Türken- und Phanariotenherrschaft niedergehalten und fast erdrückt, trat für Europa erst in unserem Jahrhundert aus dem Dunkel hervor: Vuk Stef. Karadžić veröffentlichte zuerst in seiner Pesmarica zweitem Bändchen vom Jahre 1815 einige bulgarische Lieder und ergänzte im Jahre 1822 in gleicher Weise durch Veröffentlichung bulgarischer Sprachproben das Petersburger vergleichende Wörterbuch, welches unter Katharina II. besorgt worden war. Dann folgte Šafařík in seiner slavischen Ethnographie (Národopis slovanský) vom Jahre 1825, indem er das Bulgarische, auch durch Volkslieder, näher charakterisierte. Bald darauf durchwanderte Venelin, durch die russische Regierung unterstützt, Bulgarien, sammelte und veröffentlichte Altertümliches und Ethnographisches in dem Werke vom alten und neuen Bulgarien. Mosk. 1829 ff. und in dem Buche über bulgarische Volkslieder 1835; andere folgten dem gegebenen Beispiele, einzelnes von dem bulgarischen Liederschatz dem Drucke übergebend. wie B'lgarski narod.

pesne i poslovice (Pesth 1842) von Bogorov, von Grigorović in der serbischen Zeitschrift Kolo 1847, Slavejkov (Bolgarskija pêsni), Petersburg 1855. Diese und andere Liedersammlungen verwertete in einem grösseren Sammelbande der bekannte russische Gelehrte Bezsonov: Bolgarskija pêsni iz sbornikov Venelina, Katranova i drugich, Moskau 1855, mit einer ausführlichen Abhandlung über die bulgarischen Volkslieder im Vergleich zu den serbischen. Als eine erwünschte Ergänzung zu dieser Sammlung durfte betrachtet werden die Sammlung von Verković, Narodni pesme makedonski Bulgara I, Belgrad 1860, welche nur Frauenlieder enthielt, aber gegenwärtig wegen der vielbesprochenen Frage nach der Nationalität der Makedonier (bekanntlich streiten jetzt Bulgaren und Serben um sie) von Wichtigkeit ist, weil sie die (dem Bulgarischen sehr nahe stehende) Sprache dieses Volkes richtig wiedergiebt (die von demselben Altertumsbeflissenen herausgegebene Publikation: Veda Slovenska, Petersburg 1881, mit angeblich altertümlichen Liedern der Pomaken in Rhodopegebirge von der Wanderung der Bulgaren aus dem Hindustan, von Orpheus u. s. w. werden mit Recht als apokryph bezeichnet). Auf Makedonien beziehen sich die trefflichen Aufzeichnungen von Jastrebov: Obyčai i pêsni tureckich Serbov, welche 1889 schon in zweiter Auflage erschienen sind (siehe unten). Das ganze Gebiet der Bulgaren, auch der makedonischen, umfasst die Sammlung des durch ihren tragischen Tod berühmt gewordenen Bruderpaares Miladinovci: Bulgarski narodni pesme, Agram 1861, ebenso die Sammlung des französischen Consuls Dozon: Chansons populaires des Bulgares, Paris 1875, und Čolakov, B'lgarski naroden sbornik I, Belgrad 1872, in welchem neben Volksliedern vornehmlich Sprichwörter gesammelt sind. Sehr zuverlässig ist die Sammlung bulgarischer Lieder von Drinov und Karanov in der Zeitschrift Periodičesko spisanie: B'lgarski narodni pesne 1876; sehr wichtig für die Ethnographie der Makedonier ist die Sammlung von Kačanovskij, Sbornik zapadno-bolgarskich pêsen, Petersburg 1882, mit einer recht belehrenden Abhandlung über Volksgebräuche. Eine Verwertung der bulgarischen epischen Lieder fand in Jos. Holečeks Poesie světova u. s. w.: Junácké písně národa bulharského s připojením písní milostných (Bulgarische Heldenlieder, mit Hinzufügung von Liebesliedern), Prag 1875 statt; für deutsche Leser ist recht brauchbar das Buch von G. Rosen: Bulgarische Volksdichtungen, ins Deutsche übersetzt von G. Rosen, Leipzig 1879. — Dieser Liederschatz ist meines Wissens bis jetzt noch wenig untersucht worden. Bezsonov hat sie mit der serbischen in Parallele gestellt (siehe oben); in der neueren Zeit sind die Lieder des Makedonien und Altserbien bewohnenden Volkes und die auf den auch von den Bulgaren in Liedern verherrlichten Kraljević Marko bezüglichen Gegenstand grösserer Aufmerksamkeit geworden; vor allem ist hervorzuheben, dass bulgarische Festlieder mit genau geschilderten Festlichkeiten in Verbindung gebracht werden, besonders von Kačanovskij

(siehe oben), Rakovski und Jastrebov (siehe unten bei den Sittenschilderungen). Chalanskij, der bekannte Kenner russischer und südslavischer Volkspoesie, hat über eine Gruppe bulgarischer Lieder von der Heirat des Sonnenprinzen (Bolgarskija pêsni o ženitbê solnca etc.) in Russkij filol. vêstnik, Bd. XIX, geschrieben.

Sitten, Gebräuche und im allgemeinen das Volkswesen der Bulgaren fanden einen begeisterten Beobachter und eifrigen Berichterstatter in Rakovski, der in Pokazalec ili rąkovodstvo, kak se iziskvąt i izdirjąt najstari érti našego bytija I, Odessa 1859 (Wegweiser zu Untersuchungen der ältesten Merkmale unseres Volkes) die ersten Linien zu Studien über das bulgarische Volk zeichnete. Karavelov bot in Pamjatniki narodnago byta Bolgar (Denkmäler des Volkswesens der Bulgaren, russisch geschrieben), Moskau 1861 schätzenswertes ethnographisches Material. In der neueren Zeit werden Volksgebräuche recht eingehend geschildert, so von dem russischen Gelehrten Kačanovskij in Sbornik (siehe oben), welcher einen recht belehrenden Abschnitt über bulgarische Volksgebräuche schrieb, von A. T. Iljev in Sbornik ot narodni umotvorenija, obyčai u. s. w. I, Sofia 1889, der einen wahren Schatz von „Volkserzeugnissen“, vornehmlich Sitten und Gebräuchen aus verschiedenen Gegenden von Bulgarien bietet, vor allem Jastrebov in dem russisch geschriebenen Buch Obyčai i pêsni tureckich Serbov (Sitten und Gebräuche der türkischen Serben, d. h. der Makedonien und Altserbien bewohnenden Slaven, die eine Mittelstellung zwischen Bulgaren und Serben einnehmen, den ersteren aber viel näher stehen), St. Petersburg 1886, zweite Auflage (vermehrt durch neue Texte) 1889. Hier sind zunächst die Hochzeitsgebräuche äusserst sorgfältig und einzelne Volksfeste, z. B. das Slavafest, Weihnachtsgebräuche, Ostern u. a. recht eingehend geschildert, mit Hinzufügung der dabei gesungenen Lieder. Schilderungen des Volkslebens aus den ethnographisch sehr interessanten Gebieten des Rhodopegebirges bietet das Buch: Život na Búlgarite v srednja Rodopa von J. N. Ś., Plovdiv (Philippopolis) 1886. Vieles, ebenso wie Lieder, ist in Zeitschriften enthalten, z. B. Periodičesko spisanie, Nauka u. a.; hier wurden in neuerer Zeit die bulgarischen Hochzeitsgebräuche beschrieben. Daraus ist der Stoff entnommen worden zur Darstellung des genannten Gegenstandes in Sbornik der Moskauer Daškovschen Gesellchaft Bd. I (siehe oben). An dieser Stelle mag eine überaus wichtige Publikation des bulgarischen Unterrichtsministeriums genannt werden: Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina I, Sofia 1889, mit vielen ethnographischen und anthropologischen Aufzeichnungen von Volksliedern, Sagen, Sprichwörtern, Rätseln, Volksspielen u. s. w., mit Abhandlungen, wie z. B. über das Opfer des eigenen Kindes nach slavischen Sagen, oder Untersuchungen, wie Verzeichnung von Parallelen zu den Volksliedern in der Sammlung der Brüder Miladin. Auch findet sich hier eine Abhandlung über Ethnographie, ihre Bedeutung und Aufgabe. Es ist sehr

anzuerkennen, dass das Ministerium wenigstens teilweise für die Verbreitung dieser wichtigen (über 800 Seiten umfassenden) Veröffentlichung gesorgt hat; ein zweiter Band folgte schon 1890. Ein sehr umfassend angelegtes, auch für Ethnographie wichtiges Werk ist das dreibändige Werk von Kanitz: Donau-Bulgarien und der Balkan, I. 1879 und 1882², II. 1877, III. 1879, welches ausführliche Reiseberichte des bekannten Verfassers enthält.

Bulgarische Märchen sind gesammelt in Rakovskis Pokazalec 1859 (siehe oben), Karavelovs Pamjatniki 1861 u. a. In der neueren Zeit lieferte eine Sammlung aus Makedonien Šapkarev in B'lgarski narodni prikazki i vêrovanija. Plovdiv 1885, ausserdem sind bulgarische Märchen, mit Nennung der Bezugsquelle, verzeichnet von Syrku im Archiv f. slav. Phil. VI. 130 ff.

Bulgarische Sprichwörter finden sich in L. Karavelovs Pamjatniki narodnago byta Bolgar, M. 1861 (enthält vornehmlich Lieder und Sprichwörter) und Čolakovs Narodni B'lgarski sbornik, Belgrad 1872. Nach dem Vorgange und Beispiel Bogišićs sammelte bei den Bulgaren Majnov juridische Vorstellungen und Bräuche: Juridičeskij byt Bolgar. Petersburg 1871, in Band IV der Ethnographischen Abteilung der Geographischen Gesellschaft. Zuletzt seien Rätsel genannt, deren über 700 gesammelt und veröffentlicht hat Marinov: B'lgarski narodni gatanki, Sofia 1879.

VI. Das slovenische Volk ist durch die Dichtungen und Bestrebungen Vodniks († 1819) und seiner Zeitgenossen zum nationalen Bewusstsein wieder erwacht; einige der vom Volksgeist durchhauchten Gedichte Vodniks sind zu beliebten Volksliedern geworden. Einer seiner Zeitgenossen, Stanko Vraz, der dann später sich der von Ljutevit Gaj eingeleiteten „illyrischen", d. h. kroatisch-serbischen Bewegung anschloss, schrieb anfangs slovenisch und ist auch einer der ersten, der Volkslieder seines Volkes liebe- und verständnisvoll sammelte: seine Sammlung Narodne pêsni ilirske, koje se pévaju po Štajerskoj, Kranjskoj i zapadnoj strani Ugerske (Illyrische Volkslieder aus Steiermark, Krain und Westungarn) I. Agram 1839, ist wohl immer noch die beste; vor ihr wurden slovenische Volkslieder in dem 1830 gegründeten periodischen Sammelbuche Kranjska čbelica (Krainer Biene) in seinen fünf Jahrgängen veröffentlicht. Stanko Vraz übte auf seine jüngeren Zeitgenossen einen grossen Einfluss aus; bald nach seiner Sammlung erschien die von E. Korytko: Slovenske pesmi kranjskiga naroda (Slovenische Volkslieder aus Krain), fünf Hefte 1841—44, dann folgte die treffliche Sammlung von A. Janežič: Cvetje slovanskega naroda. Slovenske narodne pesme, prislovice in zastavice (Slavische Volksblüten. Slovenische Lieder, Sprichwörter und Rätsel) I. Klagenfurth 1852. Schätzenswert ist auch die Sammlung von M. Valjavec aus der Heimatsgegend des Herausgebers: Narodne pesni iz Predvorske

fare in der Zeitschrift Kres vom Jahre 1884. und die umfangreiche Sammlung von Volksliedern der Kärnthner Slovenen: Narodne pesni koroških Slovencev von J. Scheinigg in Laibach 1889. Viele Volkslieder wurden in Zeitschriften veröffentlicht. — Das Volksleben, die Sitten und Gebräuche der Slovenen sind nicht erschöpfend genug in dem Buche von Šuman: Die Slovenen (in der Reihe von Darstellungen u. d. T. Österreichische Völker) 1881, eingehender in dem Aufsatze von Dr. Leciejewski über die Slovenen (z życia Słowieńcow) in der Warschauer Zeitschrift Ateneum 1888 dargestellt. Von bedeutendem Werte ist die fleissige Arbeit von Josip Pajek: Črtice iz duševnega života štajerskich Slovencev (Schilderung des Geisteslebens der steirischen Slovenen) aus verschiedenen Zeitschriften und Blättern zusammengetragen, Laibach 1884. In der neuesten Zeit beschrieb Štepišnik die Hochzeichtsgebräuche der Slovenen aus dem Windisch-Feistritzer Kreise; ausserdem finden sich einzelne Schilderungen in Zeitschriften, wie z. B. in Kres 1881, 1882 und in Letopis Matice Slovenske, wo in den Jahren 1877, 78 sich ein Aufsatz über slavische Sitten aus alter und neuer Zeit findet. — Märchen und Volkserzählungen sammelte M. Valjavec: Narodne pripoviedke 1858, Narodne pripoviesti iz susjedne Varazdinu Štajerske 1875, dann noch in Kres 1884 ff., und B. Krek: Slovenske narodne pravljice in pripovedke, Marburg 1885. – Slovenische Sprichwörter sind gesammelt von Ant. Janežić in dem oben erwähnten Buche Cvetje u. s. w. 1852.

Breslau.

(Schluss folgt.)

Volkstümliche Schlaglichter.

Von **Wilhelm Schwartz.**

II. Von der volkstümlichen Naturkenntnis mit einem Exkurs über die deutschen Pflanzennamen.

Man geht gewöhnlich von der Ansicht aus, als kenne der Mensch die Natur, in der er sich bewegt, nicht bloss genau im einzelnen, sondern habe auch für alles in derselben typische und gemeinsame Bezeichnungen, als sei überhaupt die Naturkenntnis gleichsam ein gemeinsames, bestimmt fixiertes Volksbesitztum. Und doch ist dies ein grosser Irrtum. Denn auch auf diesen Gebieten ist das Erkennen und Wissen von den Dingen, schon

wie es sich zunächst in der Bezeichnung der einzelnen Objekte mit bestimmten Namen bekundet, erst allmählich aus kleineren, lokalen Volkskreisen erwachsen und dann schliesslich erst bei einer sich entwickelnden gemeinsamen Kultur einheitlicher und immer mehr wissenschaftlich typisch fixiert und zusammengefasst worden.

Das volkstümlich Individuellere ist auch hier, gleich wie die Dialekte auf dem Gebiete des Sprachlichen, das Frühere, und meist überall treten in demselben, wo es noch hindurchbricht, Verschiedenheiten und Schwankungen hervor, die erst durch den Verkehr sich zum Teil zu einer gewissen Gemeinsamkeit in den Hauptmomenten entwickelt haben.

Wenn man dies verkennt, so wird dies hauptsächlich dadurch hervorgerufen, dass unsere Kenntnis bei den Kulturvölkern auch auf diesem Gebiete meist erst da beginnt, wo schon litterarische Zeugnisse eintreten, also jener Prozess sich schon aus den individuell lokalen Gestaltungen mehr zu der Phase eines gemeinsamen geistigen Lebens auf dem Boden der Litteratur erhoben hat und die Verhältnisse so schon einen gewissen Charakter des Fertigen, Abgeschlossenen erhalten haben.

Lehrreich für eine richtige Auffassung werden auch hier entsprechende Studien in den volkstümlichen Kreisen des eigenen Volkes bei ihren mannigfachen lokalen und ethnologischen Besonderheiten, indem trotz alles Einflusses, den die Litteratur und die Schulen in dieser Hinsicht seit langer Zeit geübt haben, doch noch immer der natürlichen, aus der Unmittelbarkeit des Lebens ressortierenden Verhältnisse sich genug erhalten bezw. erneut haben, um ein annäherndes Bild von den Grundlagen und Prinzipien des betreffenden Entwicklungsprozesses, wie er überall in ähnlicher Weise stattgefunden hat, zu geben.

Wenn ich schon bei meinen kulturhistorischen Wanderungen in früheren Jahren auch auf dahin schlagende Betrachtungen gekommen bin, so war namentlich im Jahre 1888 bei einem längeren Sommeraufenthalt in Friedrichsrode ungünstiges Wetter speziell die Veranlassung, direkter einmal darauf einzugehen, und im folgenden Jahre hatte ich in Sassnitz auf Rügen und im Jahre 1890 in Flinsberg auf verschiedenen Gebieten Gelegenheit, Einzelnes noch weiter zu verfolgen.

Ja das Landvolk kennt die Natur besser als der Städter und beobachtet sie im Einzelnen schärfer und eingehender, aber nur das in der Natur, was zu seinen Lebensbedürfnissen in irgend welche Beziehung tritt, das Andere bleibt ihm mehr oder minder beiseit liegen. „Die Pflanze kenne ich“, sagte mir ein sehr verständiger Bauer in Sassnitz, als ich ihn nach einer Waldpflanze, die mir auffiel, fragte, „aber ich weiss nicht, wie sie heisst; ich glaube, sie hat auch gar keinen Namen.“

Das Leben hatte den Mann nicht in Beziehung zu derselben gebracht,

es war weder eine Futter- noch eine heilbringende oder giftige Pflanze. — und in seiner Naivität dachte er, die anderen Menschen hätten auch kein Interesse an derselben und kein Bedürfnis. sie zu benennen. Der Naturmensch und der demselben in gewissem Sinne nahestehende Landmann bekundet eben in seinem Verhältnis auch zu der ihn umgebenden Natur meist nur einen einfach praktischen Standpunkt, kümmert sich nur um das, was er von derselben braucht, und verfolgt nun dieses weiter. gerade wie der Mann der Wissenschaft, der die Entwicklungsphasen und die Gesetze in dem Geschaffenen vor Allem erforscht, wenn er sich so mehr theoretisch der Natur gegenüber stellt, alles andere umgekehrt als irrelevanter ansieht, in der Flora z. B. die Kräfte und Wirkungen der einzelnen Pflanzen, in der Fauna bei den Vögeln die Verschiedenheit in den Farben des Gefieders, den Gesang und dergl., was dem Naturmenschen bei der praktischen Unmittelbarkeit seiner Betrachtung vor Allem und fast allein zunächst in die Augen fällt.

Ist so bei aller Schärfe der Auffassung im Einzelnen der Horizont der sich entwickelnden Naturkenntnis im Volke seinen Motiven nach schon ein begrenzter, je nachdem die Lebensweise als Jäger, Hirt, Ackerbauer u. s. w. auf dies oder jenes besonders die Betrachtung lenkt, so wird er durch den individuellen Charakter der Lokalitäten, in denen der Mensch sich bewegt, auch noch von Anfang an bedingt und in gewissem Sinne, einer allgemeineren Naturkenntnis gegenüber, einseitiger. Denn abgesehen davon, dass schon jeder Himmelsstrich mehr oder minder eine eigene Flora und Fauna aufweist, so schaffen auch in demselben Lande schon die verschiedensten Höhenverhältnisse mannigfachen Wechsel und Besonderheiten in dieser Hinsicht und begrenzen wieder in den einzelnen volkstümlichen Kreisen die Naturkenntnis, welche nur dann Schule und Litteratur zum Teil erweitert.

Überall wird man daran erinnert. Aus der Unmittelbarkeit des Lebens war es z. B. zu erklären, — um nur ein paar bezeichnende kleine Beispiele anzuführen, — wenn in Friedrichsrode die „Golddrossel" (Pirol) sowie die „Nachtigall" und zum Teil auch der „Storch" in der Jugend und dem Teil der Bevölkerung, der nicht viel über den Ort hinauskam[1]), weniger bekannt war, da Golddrosseln gar nicht, Nachtigallen nur

1) Wenn Bernhard Schmidt in seinem „Volksleben der Neu-Griechen. Leipzig 1871 S. 18" den geringen Verkehr der unteren Stände auf dem Lande in Griechenland mit der städtischen Bevölkerung als Grund angiebt, dass ererbte Sitten, Gebräuche, sowie die Dialekte in jenem Teil des Volkes sich so erhalten, und als ein charakteristisches Beispiel anführt, er habe in dem Dorfe Pissinonda eine junge Frau kennen gelernt, welche noch kein einziges Mal in ihrem Leben die kaum zwei Stunden entfernte Stadt besucht habe, so hat zwar in Deutschland der gesteigerte Verkehr und namentlich die Eisenbahn die Verhältnisse in der neueren Zeit vielfach geändert, aber in den Jahren von 1837—1849, in welche Kuhns und meine kulturhistorischen Wanderungen im nördlichen Deutschland fielen, war es auch hier ähnlich so. Fast jedes Dorf führte in voller Zurückgezogenheit ein mehr oder weniger isoliertes Dasein. Die täg-

gelegentlich im nahen Reinhardsbrunn, Störche erst ein paar Stunden bergab zu nisten pflegten und dergl. mehr[1]).

So hat jede Gegend, jeder Lebenskreis in den ihm speziell näher tretenden Verhältnissen mehr oder weniger einen eigenen individuellen Horizont und baut unter Umständen denselben auch in der Benennung der Objekte der Natur eigentümlich aus. Erst gemeinsamere Beziehungen in homogeneren Volkskreisen weiten auch hier die Grenzen, und so erscheinen dann auch auf diesem Gebiete geographisch-ethnologische Gruppierungen in der Benennung der Dinge event. in immer grösseren Kreisen des Volkstums. Es reflektiert eben auch auf das Gebiet der Naturkenntnis derselbe Prozess, der in der Sprache sich in dialektischen Bildungen und einer daraus schliesslich erwachsenden gemeinsamen Volkssprache bekundet.

Gelten die für die Urzeit gezeichneten Entwicklungsphasen in gleicher Weise von allen Gebieten der Natur, so lässt es sich noch immer jetzt annähernd besonders in Bezug auf die Pflanzen- und Vogelwelt verfolgen, wo die volkstümlichen Auffassungen noch am meisten ihren eigentümlichen Charakter bewahrt haben. Dass es einst weitere Kreise zog, zeigt aber überall noch die Volkssprache in allerhand dialektischen Überresten der Art, die wie einzelne Torso einer, alles umfassenden individuellen Namengebung in einzelnen Landstrichen sich erhalten haben.

Selbst in betreff des Himmels und der an ihm hervortretenden Erscheinungen, die meist zuerst in gleichartigen typischen Namen allgemeiner Volksbesitz geworden sind, tritt dies noch hervor. Während z. B. das Wort „Himmel“ den Goten und alten Nordländern, den Schweden und Dänen wie allen übrigen Deutschen in verschiedenen Nüanzierungen gemeinsam ist, so sind daneben dem sächsischen Volksstamm eigentümlich zwei andere Ausdrücke: alts. „hëbhan“, „hëvan“, ags. „hëofon“, engl. „heaven“, noch jetzt in Niedersachsen und Westfalen „heben“, „heven“, „häven“, „häwen.“ „Ich habe“, sagt J. Grimm, Myth. 661 „die Grenze zu ermitteln gesucht, bis zu welcher sich diese Benennung erstreckt. Unter den Friesen war sie nicht gangbar, denn noch die heutige west- und nordfriesische Volkssprache kennt nur den „Himmel“. Auch die niederlän-

liche Arbeit des Lebens nahm die Leute so in Anspruch, dass nur höchstens der Jahrmarkt der nächsten Stadt oder ein Familienereignis in Verwandten-Kreisen der Nachbarschaft für Einzelne einmal die Veranlassung war, die Grenzen ihres Dorfes zu überschreiten. Dies erklärte die sonst schwer zu verstehende Macht der Familientradition auf allen Gebieten, wie sie das Land in so charakteristischer Weise zeigte.

1) Derartige Einzelheiten treten unter anderen Verhältnissen oft in der überraschendsten Weise hervor. Als ich im Jahre 1839 z. B. in Venedig war, staunte das Volk ein Pferd, das sich ein Engländer hatte hinüber bringen lassen, um auf einer der Inseln der Stadt täglich etwas spazieren zu reiten, wie ein fremdes Tier an. In der Inselstadt Venedig gab es eben keine Pferde. Ein ähnliches Verhältnis entwickelt sich jetzt in Berlin in betr. der Schlachttiere, Rinder u. s. w., die nicht mehr in die Stadt kommen, sondern vor den Thoren in den Schlachthäusern abgethan werden.

dische Mundart hat sie nicht: sie findet sich aber in Westfalen, Niedersachsen, bis nach Holstein und über die Elbe hinaus in Mecklenburg und Pommern.“ Ich füge noch die Mark Brandenburg hinzu, denn hier heisst es auch in dem bekannten Volksspruch:

Kukuk von heven,
Wi lange soll ik leven?

Ebenso sondern sich landschaftlich noch Bezeichnungen für die Gewittererscheinungen. In der Mark nennt man eine grosse Gewitterwolke einen Mummelack, in Süddeutschland Pöpel, indem beide auf ein Wesen, was sich in der Wolke (wie in einer Tarnkappe) einmummt oder einpuppt, hinweisen. In Pommern und auf Rügen bezeichnet man ein solches dickes Regen- und Donnergewölk mit einer alten, theriomorphischen Auffassung als „Bullkater“. — Während ferner für den Wirbelwind der altmythische Ausdruck „Windsbraut“ sich noch zum Teil allgemeiner erhalten, spricht man in Schlesien wie in der Oberpfalz von der „Windin“. Aus Westfalen führt Kuhn (Westf. Sagen, Leipzig 1859. II. S. 92) nicht mehr als acht weitere Versionen für den Namen des Wirbelwindes an, ein Beweis, wie überall eine individuelle Entwicklung in der Namengebung hindurchbricht. Um noch ein paar Beispiele anderer Art anzuführen, so sagt man in der Oberpfalz wieder für Blitzen, „Leuchten“, „an Furklara, einen Kreuzleuchter thun.“ Das Wort „leuchten“ steht zu Got. „lauhatjan“, sagt Schönwerth (aus der Oberpfalz, Augsburg 1858, II. S. 124) indem er obiges anführt; „diesem entspricht genau die Form „laychtn“, wie sie hinter Neuenhammer auf der böhmischen Grenze gebraucht wird.“ — Für die Milchstrasse haben Kuhn und ich 15 Namen in Westfalen und Ostfriesland in den verschiedenen Gegenden aufgefunden, von denen einzelne wie „kaupat“, „wågenpat“, „ssûnpät“ noch mythologisch anklingen, andere wie Kölnsche, Frankfurter und Aachener Strasse aus der lokalen Richtung der Milchstrasse nach den betreffenden Orten benannt sind[1]). Überall geographische Sonderung, so dass man z. B. im Saterlande in Ramslohe „Molkstråle“, in Scharrel „ssûnpät“, in dem nahen Baltrum „wågenpat“ sagt u. s. w.

Das sind alles individuelle Ansätze von besonderen Anschauungen und Namen volkstümlicher Art, bei denen es nur von zufälligen Umständen abhing, ob sie sich nur in landschaftlicher Begrenzung hielten oder weitere Kreise zogen, wie z. B. zum Teil „heven“ und in vollstem Maasse das Wort „Windsbraut“.

In Betreff der grösseren Tierwelt herrscht eine gewisse Übereinstimmung, nur für den Wolf führt Dähnert in seinem Wörterbuch der Pommerschen und Rügischen Mundart vom Jahre 1781 noch als eigentüm-

1) Kuhn und Schwartz. Norddeutsche Sagen 1879. S. 457. Kuhn, Westfälische Sagen. II, S. 85.

lichen Namen „Zubbelke“ S. 562 an. In bezug auf das Schwein hat Mecklenburg noch gewisse Eigentümlichkeiten. Der Zuchteber heisst hier auch Kempe, Bir oder Bêr; in Westfalen und Niedersachsen, auch in Schlesien, heisst der Eber geradezu Bär, was zu Verwechselungen mit dem Bär (Ursus) Veranlassung gegeben (Schiller, zur Tier- und Kräuterkunde 1861, II, S. 7). In Schlesien heisst der Bulle „Stammochs“.

Noch mehr Sonderheiten haben sich aber in den Namen der Würmer erhalten. So wird in der Mark, Pommern und Mecklenburg „Imme“ für „Biene“, Mire (engl. Mire, schwedisch Myra) für Ameise gesagt (selbst in Berlin ist volkstümlich: „Mirenspiritus“ und „Mireneier“ [1]); in Mecklenburg, Pommern und Rügen heisst es „de Snake“ von einer kleinen Schlange u. dergl. mehr.

Besonders aber, wie schon angedeutet, bekundet sich noch heutzutage die landschaftliche Verschiedenheit und Eigentümlichkeit des volkstümlichen Charakters der Naturkenntnis in Betreff besonderer Namengebung in bezug auf die Vogel- und Pflanzenwelt, zumal bei der hinzukommenden Verschiedenheit der Gegenden selbst [2]).

Dass in Friedrichsrode u. A. die Golddrossel (Pirol) den gewöhnlichen Leuten unbekannt war, oder wer sie kannte, sie wie ein fremdes Tier ansah, habe ich schon erwähnt. Auch noch andere Vögel fielen beim Nachforschen aus. Von eigentümlichen Namen fand ich aber dort: Kählrötchen (Rotkehlchen), Ackermännchen [3]) (weisse Bachstelze), Witscherling oder Wiesenvogt [4]), (eine Art Würger), Grienitz (Kreuzschnabel), Pikterwik (Wachtel), Strumpfweber oder Zischen (Zeisig), Schwarzkopf oder Lübig (Dompfaff), Tannrutscher (Klettermeise). Neben der Feldlerche kennt man auch eine Trülerche (wohl die Heidelerche).

Was die Bekanntschaft mit den Vögeln überhaupt anbetrifft, so waren dabei besonders massgebend, wie zunächst eine statistische Aufnahme in der Schule ergab, die lokalen und sonstigen Lebensbeziehungen. In erster

1) Die Miereneier — welche zum Vogelfutter dienen — gewinnt man auf verschiedene Weise. Charakteristisch ist insbesonders folgende. Auf einem breiten Waldwege macht man eine Anzahl flacher, circa einen Fuss im Durchmesser habender Löcher. Über das Ganze breitet man ziemlich dicht Kiefernzweige. Dann fegt man einen Ameisenhaufen, den man seiner Eier entledigen will, in einen Sack und schüttet diesen auf der erwähnten Kiefernlage aus. Die Ameisen beginnen sofort, die Eier auszusuchen und in die Gruben zu tragen und nehmen so die unangenehme Arbeit den Menschen ab, die nur nötig haben, die Zweige hernach beiseit zu schieben, um sich dann der sauber ausgelesenen Eier in den Gruben zu bemächtigen.

2) So z. B. auch in betreff der Fische, je nachdem in einer Gegend Fischerei, namentlich an Seen, getrieben wird, oder nicht.

3) Sogenannt, weil, wie auch Grube in den Biographien aus der Naturkunde anführt, sie dem pflügenden Bauer in der feuchten Ackerfurche nachfolgt und emsig die blossgelegten Würmchen sucht.

4) Den letzteren Namen führt der Vogel, weil er gern Gebüsche auf Wiesen zu seinem Aufenthalt wählt, wo dann jeder sein eigenes Revier hat, in welchem er keinen anderen seiner Art duldet.

Linie standen neben dem „Spatz“ (Sperling) die Vögel, die auch in den Stuben in einem Bauer gehalten wurden, nämlich Rotkehlchen, Zeisig, Stieglitz und Fink, sowie der Kreuzschnabel, dem man die Kraft zuschreibt, gut gegen Rheumatismus zu sein. Dann kamen die, welche in die Gärten kommen, namentlich die, welche zuerst im Frühling auftreten, wie der Staar, dann die, welche auf den Wiesen und auf dem Felde ihr Wesen treiben; endlich die im Walde. Grundsätzlich fragte ich, wenn ein Vogel in letzterem sich vernehmen liess, einen Vorübergehenden nach dem Namen des Vogels. Traf ich auf einen Holzfäller oder Förster, der kannte natürlich die Vögel des Waldes, für die übrigen gab es in der Regel drei Kollektivbezeichnungen. Die kleinen Vögel waren Meisen; klang heller Vogelschlag, dann war es ein Fink oder eine Amsel, seltener eine Drossel.

Ähnlich waren meine Erfahrungen in Flinsberg, nur dass hier, weil der Wald überall den Häusern näher rückt, die Waldvögel mehr in den Vordergrund traten. Daneben fehlte es auch nicht an Sonderheiten. Auf dem Iserkamm, wo das Getreide schwindet, tritt selbst der Sperling nicht in den Horizont der Menschen und bleibt so den Kindern, die dort aufwachsen, zunächst unbekannt.

In Sassnitz und sonst auf Rügen tritt auch der Horizont der Bevölkerung in dieser Hinsicht verschieden hervor, je nachdem die Örter am Strande liegen und das Sinnen der Leute sich mehr auf die See richtet, oder landeinwärts und besonders in der Nähe von Wald. An provinziellen Bezeichnungen notierte ich mir hier: „Markward“ oder „Marquard“ als Namen des Hähers, „Dubenklemmer“ für Habicht, „Qweckstart“ für Bachstelze, in demselben Sinne, wie man sie sonst „Wackelschwanz“ oder „Wippstart“ nennt (Wepstart bei Reuter, Hanne Nüte, Volks-Ausgabe, Bd. 4, S. 63, 194). Geelgôs in Bergen, Gellegaus in Sassnitz wurde mir als Bezeichnung der Amsel angegeben. Mein Kollege, Herr Dr. Matthias, machte mich darauf aufmerksam, dass wohl eine Verwechselung mit der Goldammer stattgefunden habe, die auch bei Reuter, Hanne Nüte, Bd. 4, S. 37, 43 Gelgans genannt werde. Auch Grümbke, die Insel Rügen, Berlin 1819, S. 127 nennt, wie ich nachträglich sah, die Goldammer das „gelbe Gänschen“ und Schiller „Zum Tier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes“, Schwerin 1861, S. 13 ebenfalls, indem er noch eine interessante Topographie für den Namen giebt: um Rostock: Gälgensiken, sonst in Mecklenburg: gele Gösslichen oder gele Gosichten, in der Prov. Preussen: Geelbauch, in der Altmark: Gälgäsk – gerst, gälgatsch, in der Uckermark: Gelbgüssel, in der Grafschaft Mark: Geäle Gäus, in Waldeck: Gelgaus, im Ditmar.: Gelmöschen oder -göschen, in Schleswig aber Leckschit. Dähnert hat Geelgöschen: ein Grünfink. Wie dem aber auch sei, jedenfalls zeigt es, wie leicht Schwankungen und Übergänge bei einer nur auf mündlicher Tradition beruhenden Kenntnis eintreten können, hat doch im vorliegenden Falle auch die Amsel einen orangegelben Schnabel, der an

die Gans erinnern konnte. — Für Staar führen Dähnert, Müllenhoff und Grümbke „Sprehn" an, einen uralten deutschen Namen, der altniederdeutsch schon im 10. und 11. Jahrhundert auftritt und auch sonst noch in Nieder- und Mitteldeutschland sich findet (s. Weigand, deutsches Wörterbuch 1876 unter: die „Sprehn"[1]), Müllenhoff Glossar zum Quickborn 321).

In noch höherem Grade aber variieren und schwanken die Namen in der Flora, sobald man das volkstümliche Gebiet betritt. In betreff der Nadelhölzer, um von den Bäumen nur ein Beispiel zu geben, unterscheidet man im allgemeinen bekanntlich in gebildeten Kreisen Norddeutschlands Fichte und Tanne, je nachdem die Nadeln rund um die Zweige oder in doppelter Reihe zu beiden Seiten des Zweiges wie die Zähne eines doppelten Kammes in einer Reihe stehen: von der ersteren sondert man dann die Kiefer (Kienföhre) ab, welche paarweis verbundene Nadeln wie meist paarweis stehende Zapfen hat. In Pommern aber, wo die Kiefer überwiegt, gebraucht man nun volkstümlich meist ohne Unterschied Kiefer und Fichte für alle gewöhnlicheren Nadelhölzer, Tanne für eine seltener vorkommende Art. In der Mark ist es ähnlich, nur dass man meist statt Kiefern und Fichten den Ausdruck „Kienen" anwendet, und die ersteren beiden Bezeichnungen nur vereinzelter zur Anwendung kommen. Man spricht von „Kienholz", vom „Kienwald"; gewöhnlicher freilich heisst es hier statt Wald „Heide." „Man holt Holz aus der Heide", „fährt in die Heide" und dergl. mehr, weil ursprünglich, ehe die Kultur auch hier Änderung schuf, es meist nur unbebaute, mit Heidekraut bewachsene Strecken waren, in denen nur stellenweise Nadelholz sich fand. Hat sich in dieser Hinsicht die Bezeichnung doch auch noch typisch in der Lüneburger, der Torgauer, der Görlitzer, Bunzlauer Heide u. s. w. erhalten.

In Mittel- und Süddeutschland entwickeln sich die Begriffe nun aber fast umgekehrt, indem die Tanne vorwiegt, und so zur allgemeineren Bezeichnung für Nadelholz geworden ist, und alles Besondere dann unter dem Namen „Fichten" zusammen gefasst wird, der Name „Kiefern" fast ganz ausfällt.

Zeigen sonst die grössern Bäume in Deutschland fast überall denselben Namen, so brechen doch bei kleineren noch immer volkstümliche Varianten, je nach Zeit und Ort, hindurch. Vom Holunder *(Sambucus nigra)* führen z. B. Pritzel und Jessen „Die deutschen Volksnamen der Pflanzen, Hannover 1882" fast ca. 90 an, z. T. ganz anderen Stammes als das Wort Holunder, z. B. Kissekenbaum oder die Püsseke in Göttingen, Keilkenbee (Colikbeere) in Ostfriesland, Schetschken in Schlesien, Schotschken in Anhalt und dergl. mehr.

Auch die Namen der Beeren wechseln landschaftlich. *Vaccinium vitis*

1) Der Sperling heisst auf Rügen „Sparlink", während er in Lübeck, Holstein, Bremen, Ostfriesland wie im grössten Teile Westfalens „Lüning", „Lünne" „Dach-", „Huslünk" u. s. w. genannt wird. Schiller, Zum Tier- und Kräuterbuche II, Schwerin 1861, S. 15.

idaea L. heisst, um nur einige Namen anzuführen, in der Mark wie in Graubündten: Preisselbeere, von Schlesien bis Elsass: Preusselbeere, in Mecklenburg: Knafvelbeer, an der Unterweser, N.-Hannover, Pommern und der Altmark: Kronsbeere, in Baiern, Tirol, Kärnten und Steiermark: Granten, in Oesterreich: Grandelbeer. Wenn die Mecklenburgischen, Oldenburgischen und Schleswig-Holsteinschen Namen: Tutabeer, Tütjebier, Tüttebär an das Dänische Tyttebär erinnern, so lehnt sich das Vorpommersche Linjon an den schwedischen Namen der Pflanze: Lingon.

Treten in dem letzteren ethnologische Bezüge neuerer Zeit hervor, so haben wir in der Mark und zwar speciell im Barnim ein sehr charakteristisches Beispiel, wie sich aus der Zeit der Slavenherrschaft, also über 7 Jahrhunderte, ein solcher Name vereinzelt in den Familientraditionen erhalten hat, nämlich das Wort Malineken für Himbeere[1]). Denn in der Lausitz heissen sie noch auf wendisch „Maline".

Wie verschieden aber die Namen der Pflanzen auch sind, immer haben sie auch einen bestimmten lokalen Hintergrund, ein bestimmtes Terrain.

Aus der Urzeit freilich sind nur wenige Namen zu uns herüber gekommen, bei denen dies nachweisbar ist. Vor allem sind bedeutsam in dieser Hinsicht die Mistel und überhaupt dann die schmarotzerartigen Auswüchse an Bäumen, die, an sich schon merkwürdig, durch die sich daran schliessenden abergläubischen und sagenhaften Beziehungen in der Tradition vielfach mit altertümlichem Namen festgehalten wurden. Stimmt der Name Mistel zu der altnordischen und englischen Bezeichnung, so heisst sie in der Schweiz: Donner- oder Hexenbesen, in Holstein und Mecklenburg: Marentaken, in Schwaben gleichfalls Marentocken, d. h. Zacken oder Rute des gespenstischen Mahr, wozu sich dann die Alprute stellt, was auch ebenso wie Alpkraut (im Elsass) wieder ein Name für das „Donnerkraut" ist und auf den Alb sowie auf Donar zurückgeht.

In dem „Indogermanischen Volksglauben", Berlin 1885 habe ich an verschiedenen Stellen, namentlich S. 74 und 102, von den mythischen Beziehungen dieser Ruten und struppig verwirrten Schmarotzerpflanzen zur „Blitzrute" und dem „Blitzzickzack" des ausführlicheren gehandelt, indem man in dem am Himmel im Gewitter „aufblühenden" Wetter- oder Wolkenbaum in jenen Erscheinungen „leuchtende" Zweige desselben oder Schmarotzerpflanzen an demselben in der Luft sich entwickelnd wähnte und diesen nun allerhand zauberhafte Bezüge zu den unter Umständen „tötlichen" wie „heilsamen" Wirkungen des Gewitters beilegte, welche der Aberglaube dann später in der Tradition mechanisch auch auf ihre irdischen analogen Substitute übertrug[2]).

1) Meine Sammlung der Sagen der Mark Brandenburg S. 84.

2) Schon im Ursprung der Myth. 1860 S. VIII hatte ich auf die Vorstellung des Himmels als eines paradiesischen, zauberhaften Wolkengartens hingewiesen. Ich wieder-

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch Bezug genommen auf den nach Finn Magnussen in Schweden lokal auftretenden Namen für die Mistel, nämlich Ve-Spelt, d. h., wie jener sagt, sacrum sive sacri ignis planta aut frutex, und auch hierin eben wie in ähnlichen Zügen anderer Sagen einen Bezug auf die angeblich im Gewitter am Himmel in der Luft aufblühende, oben geschilderte, himmlische Mistel gefunden. An diesen Namen Ve-Spelt klingt nun wunderbar an der Name der Mistel, wie ich ihn bei Pritzel und Jessen jetzt noch als den Siebenbürgern eigentümlich finde, die ja so vieles Altertümliche sich in ihrem Sonderleben bewahrt haben, nämlich „Waspelt.“ Ist da wie bei den Malineken ein alter Zusammenhang, etwa ein Nachklang alter gemeinsamer Bezeichnung?

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur allgemeinen Charakteristik der Pflanzennamen in Deutschland zurück, so ist deren Mannigfaltigkeit fast erdrückend. Jessen giebt in seiner Vorrede an, dass sein Werk etwa 24000 derartige gebe. Freilich haben daran Jahrhunderte in den verschiedensten Volkskreisen bis in die neueren Zeiten gearbeitet, und neben der individuellen Namengebung aus unmittelbarer Anschauung oder anderen, den Pflanzen angeblich eigentümlichen Gründen, hat die Übertragung und Umgestaltung unendlich vieler, auch aus den klassischen Sprachen stammender Namen dazu beigetragen, die Namenfülle unendlich zu mehren, zumal gerade hierin kein von der Literatur getragenes System sich geltend machte, sondern wieder lokale Individualisierung und Verschiebungen, dann auch allerhand Volksetymologien, um sich den unverständlichen Namen näher zu bringen, so dass die Unbestimmtheit und Flüssigkeit in der Sprache sich nur mehrte.

Ein Beispiel von der Verwirrung, die bei der Namengebung nach äusseren Accidentien in den verschiedenen Volkskreisen eintrat, je nachdem mehrere Arten von Pflanzen dieselben zeigten, bietet z. B. das Wort „Butterblume“.

Dasselbe bezeichnet nach Pritzel und Jessen bei Toxites (16. Jahrh.) die sogenannte Hundskamille, *Anthemis arvensis L.*, bei Tabernaemontanus (aus ders. Zeit) *Ranunculus acer*, den sogen. scharfen Hahnenfuss. So noch

hole die Stelle, wie sie auch Gubernatis an die Spitze seines Werkes: Mythologie des Plantes, Paris 1878 gestellt, da sie kurz den Hintergrund zeichnet. „Bald ist der Himmel“, sagte ich, „ein aufblühender Blumengarten, den der Glaube in den sich entwickelnden Wolkenbildungen fand, bald schienen gewaltige, feurigblitzende, zauberhafte, feurig oder golden leuchtende Blumen, bald volle Wolkenbäume mit leuchtenden Blüten und Früchten am Himmel zu entstehen; in allen möglichen Spielarten schienen diese Pflanzen, diese Bäume zu schillern, je nachdem diese oder jene Himmelserscheinung ein Analogon bot. Dort am Himmel erblühte im Gewitter u. A. der Narkissos mit seinen hundert Dolden, den die (Sonnenjungfrau) Persephone brechen wollte, der Himmel und Erde mit seinem „betäubenden“ Duft erfüllt hatte, dort die Blumen, welche die Sonnenrosse weideten; dort liess Zeus den Hesperidenbaum mit seinen goldenen Äpfeln entstehen, als er sich der Hera im Gewitter nahte. Dort entstand des Zeus „prophetische“ Eiche, in Analogie zu der finnischen Himmelseiche, welche Sonne und Mond verbarg u. s. w.“

jetzt in Wangeroge, Ostfriesland, am Erzgebirge und bei Zürich. In Thüringen und Schlesien nennt man so *Ranunculus auricomus*, in letzterem auch *Ran. polyanthemos* ebenso wie *Calendula officinalis L.* und *Chrysosplenium alternifolium.* In der Mark (incl. der Altmark), Mecklenburg und Bremen heisst so fast allgemein *Leontodon Taraxacum*, in der ersteren auch, wie mir Herr Dr. Matthias mitteilt, gelegentlich *Hypochoeris radicata* und *glabra.* Von Ostfriesland bis zur Altmark und in Schlesien führt auch *Caltha palustris*, die sogenannte Sumpfdotterblume jenen Namen, in Kärnten im Möllthal: *Trollius europaeus L.* u. s. w. Charakteristisch ist bei allen, die mehr oder weniger Frühlingsblumen sind, eine gelbe, in der Blüte prononciert hervortretende Farbe, die an die im Frühling gewonnene, frische, sogen. Maibutter erinnert, so dass offenbar in dieser Parallele der Ursprung des Namens gesucht werden muss, der eben überall für analoge Verhältnisse in gleicher Weise aus der Unmittelbarkeit des Eindruckes hervorgegangen ist[1]).

Von den Schwankungen und Verschiebungen, welche bei Übertragung gelehrter Namen in das Volk entstanden, gab mir bei meinem Sagensammeln der Name „Orant" ein sehr charakteristisches Beispiel. In betreff desselben, der in Verbindung mit dem „Dost", gegen Hexen und Teufeleien aller Art für wirksam galt, hatte schon J. Grimm, Myth.[2], S. 1164 bemerkt, Dost sei origanum (gewöhnlich der wilde Majoran), Dorant oder Orant Antirrhinum (Löwenmaul) oder nach Einigen marrubium (Andorn). In Pechüle bei Jüterbock hörte ich nun einst eine Sage, wo Nicker eine Frau im Kindbett angeblich fortschleppen; wie sie aber im Garten an blauen Orant kommen, sie jene müssen fallen lassen (Nordd. Sagen. 1849 Nr. 106.). Nach Pritzel und Jessen stammt der Name orant aus dem Orontium des Galenos, und *Antirrhinum orontium* mit mässig grossen, rosafarbenen Blüten wird schon bei Gesner, Catalogus plantarum lat. graec. germ. Basel 1541, S. 8 als orant aufgeführt und gilt als solcher für Hessen. Daneben wird aber auch *Antirrhinum arvense* (ohne Ortsbestimmung), ein kleines Ackerpflänzchen mit hellblauen, ziemlich kleinen Blüten, speziell als blauer Orant aufgeführt. Ebenso kommt *Antirrhinum minus L.*, ein kleines Ackerpflänzchen mit hellvioletten Blüten, als Orant (ohne Ortsbestimmung bei Pritzel) vor, daneben in Thüringen *Antirrhinum majus*, die bekannte Gartenpflanze, das sogenannte „grosse Löwenmaul" als grosser Dorant.

Nun begegnete mir auf Sassnitz der Orant in der Schilderung meines

1) Irrtümlich behauptet man, dass der Name „Butterblume" daher stamme, weil man mit den betreffenden Blumen gelegentlich die Butter färbe oder die Frühlingsbutter eine besonders schöne gelbe Farbe erhalte, wenn das Vieh mit diesen Kräutern gefüttert werde. Das sind gelehrte und gesuchte Deutungen. Auch der analoge Name Dotter- oder Eierblume für dieselben oder ähnliche gelbe Blüten bestätigt, dass einfach in der Farbe der Ursprung des Namens zu suchen ist.

Wirtes unter der Form Uranken wieder[1]), aber als eine Pflanze ganz anderer Art, mit angeblich weisser Blüte und einem betäubenden Geruch. „Im Hochsommer blühe sie", erzählte mein Wirt; „er wäre einmal als Junge in die Stubbnitz gelaufen und gerade wie er die schönsten Uranken sich gepflückt, da hätte es plötzlich in den Bäumen geknistert und geknastert, als wenn der Nachtjäger vorüber gezogen u. s. w." Weitere Untersuchungen ergaben dann, dass es hier *Orchis bifolia L.* = *Platanthera bifolia Rchb.* war, die hier wie in Mecklenburg jenen Namen führt und eine stark nach Vanille duftende Blütentraube hat[2]).

Aber auf diese Varietäten beschränkt sich die Sache nicht einmal, sondern, wie mir gleichfalls Herr Dr. Matthias feststellte, gilt in der Mark wie im Elbthal *Aster salicifolius* als Orant, in der Altmark speziell als „witten Orant" *Achillea ptarmica L.* In Thüringen wie in Schlesien wird sogar *Origanum vulgare L.* als Orant bezeichnet (in Schlesien Organ genannt). Und in Bocks Kreuterbuch vom Jahre 1530 und Lonicer Kreuterbuch, Frankfurt a. M. 1587, sowie in Ruppius, Flora Jenensis, Frankfurt 1718 ist *Reseda luteola L.* als Orant aufgeführt.

Auf Rügen lernte ich auch für Kornblume (*Centaurea cyanus L.*) noch den eigentümlichen Namen Trems (Träms) kennen, der auch, wie Pritzel und Jessen angeben, als „blagen Trems" in Mecklenburg, als Trembsen in Pommern, unter der Form Trämpst aber in Münsterland und als Tremse in Göttingen auftritt. Onkel Bräsig erwähnt die Tremsen bei Reuter, Stromtid I. (Volksausg. Bd. 6 (1878) S. 258) unter verchiedenen anderen Pflanzen, denn als Frl. Fidelie von Rambow ihn frägt, wo sie Kornblumen finde, sagt er: „Die will ich Ihnen weisen, dass es 'ne wahre Lust ist; hier ganz dichting bei aufs Gürlitzer, da stehen Tremsen un Feuerblumen un witten Wesel un Distelköpp, kurzum die ganze Plantasch." Auch ins Hochdeutsche hat sich der Name gelegentlich verirrt. So spricht Voss in der „Louise" von Thremsen und Tremissen, Chamisso von Trempen, Fr. und K. Eggers betitelten ihre plattdeutschen Dichtungen Tremsen; dies ist aber isoliert geblieben und hat nicht weitere Nachahmung gefunden. In der Altmark heissen sie übrigens „Hungerblomen", in Westfalen „Qwast", in Schwaben und Schlesien „Sichelblumen" u. s. w. Doch genug der Beispiele! Nun noch ein paar kurze Bemerkungen zum Schluss.

Wenn bei der bunten Mannigfaltigkeit in den Namen der Pflanzen, nach den verschiedenen deutschen Landschaften, namentlich bei den vielfachen Gegensätzen zwischen Nord und Süd, den fast überall hervortretenden Schwan-

---

1) Die Endung entspricht der Wandlung z. B. des Namens Walpurgis, wenn man auf Rügen statt Walpernabend „to Wolbrechten" oder „Wolbrekken" sagt.

2) Vergl. Pritzel und Jessen, sowie Potonié, Illustrierte Flora, Berlin 1886 S. 170 3/0, wo es heisst: Platanthera wird Waldhyacinthe, Nachtschatten und Orant genannt (*Orchis bifolia L.*).

kungen und Verschiebungen in betreff der Namen so wie der Pflanzen die wissenschaftliche Botanik nichts damit anfangen konnte und meist nur mit den üblich, gleichsam offiziell gewordenen lateinischen Namen arbeitet, so ist auch ebenso der einzelne Pflanzenname oder die durch ihn bezeichnete Pflanze für den Kräuteraberglauben und die sogen. Pflanzensagen zunächst fast wertlos und nichts daraus abzuleiten. Nur die Verfolgung der in eigentümlich gruppenartiger Weise mit ihren Accidentien sich zusammenstellenden Pflanzen wie z. B. der erwähnten Schmarotzerpflanzen kann eine Grundlage zu einer entsprechenden wissenschaftlichen Betrachtung geben, welche Rolle eine Pflanze und weshalb sie selbige gespielt; in Schlussfolgerungen aus Einzelnheiten geht man leicht fehl.

Eine Geschichte des Pflanzenaberglaubens in diesem Sinne soll erst noch geschrieben werden. Sie wird zeigen, dass seine Hauptmasse zunächst von mythischen Traditionen ausging. Schon eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten zauberhaften Wirkungen, wie sie namentlich bei den Indogermanen jenen Wunderblumen beigelegt werden, dass z. B. gewisse Pflanzen, bezw. Zweige von Sträuchern und Wurzeln, gegen Unwetter, namentlich gegen Hagelschaden, böse Geister (Hexen u. dergl.) schützen[1]), unverwundbar (stich-, hieb- und schussfest) machen[2]), zauberhaft einschläfern oder aus dem Totenschlaf wieder erwecken[3]), durch ihre Berührung oder den Schlag der Rute Berge öffnen[4]), Schätze oder Wasser anzeigen u. dergl. mehr, weist darauf hin, dass, trotzdem sich diese Vorstellungen Jahrtausende hindurch bei den betreffenden Völkern in den Traditionen erhalten haben und noch z. T. erhalten, sie nie einen realen, sondern nur gläubigen Hintergrund gehabt haben, der aus alten mythischen Vorstellungen entstanden, wie sie auch in den Göttersagen noch mannigfach für sich reflektieren.

Verschiedene, den wirklichen Pflanzen innewohnende, bedeutsame, namentlich narkotische Kräfte, welche der Naturmensch allmählich kennen lernte, waren einst die Brücken für die Vorstellung angeblich zauberhafter Wirkungen auch der himmlischen Pflanzen gewesen, welche dann

1) Wagner hebt mit Recht in seiner „Malerischen Botanik“ Leipzig 1872 II, S. 248, als er von den Hexenkräutern, dem Allermannsharnisch u. s. w. spricht, hervor, dass es meist Kräuter der harmlosesten Art seien. Farbe, Geruch und dergl. hat sie eben nur zu Substituten ihrer mythischen Prototypen gemacht.

2) Z. B. bei den Griechen das aus dem Blut des Prometheus entstandene *Φάρμακον Προμήθειον*, bei den Deutschen im Mittelalter die aus Drachenblut angeblich entsprossene Trachante, dann der Allermannsharnisch (in Baiern, Salzburg, Graubündten *Allium victorialis L.*, in Kärnthen *Convallaria polygonatum L.*, in Mecklenburg *Gladiolus communis*).

3) S. meinen Indogerm. Volksgl. an verschiedenen Stellen.

4) Damit hängt der Name der landschaftlich sehr variierenden sogen. Schlüsselblume, Himmelschlüssel, des Vergissmeinnicht zusammen. In den Friedrichsrodaer Sagen, welche ich in der Berl. Zeitschrift für Anthrop. Bd. XXII, S. 131 ff. mitgeteilt, tritt *Arnica montana*, die sogen. Johannisblume, als solche auf; oft wird sie auch einfach „Wunderblume“ ohne Spezialnamen genannt.

die Tradition auf die irdischen Substitute zurück übertrug, während daneben, auf reale Erfahrungen hin, sich allmählich auch ein eigener selbständig begründeter Kräuterglaube in betreff aller möglichen menschlichen Lebensverhältnisse bildete, so dass schliesslich ein Gewebe entstand, das aus Dichtung und Wahrheit gewoben war, welches die Wissenschaft dann erst angefangen hat wieder aufzulösen und in seinen einzelnen Teilen richtig zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kalender-Heiligen als Krankheits-Patrone beim bayerischen Volk.

Von Dr. **M. Hoefler** in Toelz.

Die Behandlung der menschlichen Krankheiten durch Kultmittel reicht in das höchste Altertum hinauf. In jenen Zeiten, in denen jeder Kranke blos „schwach" (swak wahrscheinlich von suk: siuk, sioh, siech) war und unter der „Siechheit" jeder genauere Krankheitsbegriff noch schlummerte, da gab es wohl auch nur einen Krankheitsgott, der für dieses Schwachsein half. Es wird der grosse Gott des Lebens, der Fruchtbarkeit gewesen sein, an welchen sich die Kranken um Hilfe wandten. Als man aber mit zunehmender Erkenntnis die verschiedenen Siechheiten und Suchten sonderte, teilte sich auch die Aufgabe des Kranheitsgottes. Durch das Christentum und dessen Glaubensboten kamen neue Krankheitsanschauungen in das Volk. Die verschiedenen Heilkünste konnten nicht alle auf einen einzigen aus der grossen Menge der christlichen Heiligen übertragen werden; viele der letzteren teilten sich in das von der Kirche übernommene Inventar der volksüblichen Kulthandlungen aus der Heidenzeit.

Germanisches und römisches Heidentum, das Christentum der Klöster, jener frühesten Pflanzschulen medizinischer Wissenschaft in unserem Lande, und die Reste der mit der Naturverehrung zusammenhängenden Urreligion finden sich so gewissermassen personifiziert in den volkstümlichen Krankheitspatronen, als welche verschiedene Kalenderheiligen vom Volke angesehen wurden und noch betrachtet werden.

Je nach der Örtlichkeit sind die Patronate verschieden, auch je nach der Art des Zweckes. Reformation und Gegenreform haben stark aufgeräumt, und nur an besonders gehegten Plätzen fristen solche Anschauungen und

Bräuche noch eine zum Teil üppige Existenz fort. Sie zu sammeln, ist aber Aufgabe der Volkskundigen.

Januar.

6. Der heilige Dreikönigstag. Die drei Weisen aus dem Morgenlande tragen nach kirchlicher Überlieferung die Namen: Caspar, Melchior, Balthasar. Die drei Anfangsbuchstaben C + M + B werden mit Kreide an Haus-, Zimmer- und Stallthüren angeschrieben unter Ausräucherung (Runen und Rauch zur Sicherheit vor Krankheitsschelmen). Das heilige Dreikönigs-Wasser und -Salz dient wie der Königsrauch als ähnliches Mittel. Der Aderlass fand an diesem Tage besonders gerne statt; die Aderlasschüsseln hatten dabei die Unterschrift „Wisthum berathe (wegen der drei „Weisen").

7. Valentin, Bischof von Raetia prima et secunda (Tirol, Ostschweiz, Südbayern), dem der hl. Korbinian einen besonderen Kult, „Sankt Valteins-Orden", gewidmet hat, ist wegen seines Namen Patron bei dem Vallenden-Siechtum, St. Valentins Siechtum, dem hinfallenden Siechtum. Die fallenden Leute (Epileptischen) besuchen St. Valentinskirchen. Valtl (Deminutiv) oft gesprochen wie Vaitl, wird deshalb mit St. Veit (vergl. 15. Juni) vom Volke in Verbindung gebracht.

8. St. Erhard, Patron für Viehkrankheiten und Pestpatron. Hustenzelteln „Erhard-Zeltele" in den Klosterapotheken (Fortsetzung des Thomaszuckers vergl. 21. Dezember), ursprünglich zur „Kraftgewinnung" bestimmte Honigkultspeise (Kraftzelteln). Erhardsbrunen sind nicht selten in bayerischen Landen.

20. St. Sebastian, der unter Kaiser Diocletian durch Pfeile getötete römische Heilige wurde zum Pestpatron an Stelle des Pfeile tragenden Apollo. (Sebastians Pestpfeile, vergoldet, versilbert, zinnern, verkauften die Jesuiten zu München 1630.) Am St. Sebastianstage wurden 1520 in Regensburg „8 Köpf" (kopfartige Trinkgeschirre) neuer Frankenwein, „ab St. Sebastians Pfeyl" getrunken. St. Sebastians Hirnschale in Ebersberg wurde mit den Sebastianspestpfeilen berührt:

„Die solche Pfeile tragen, — Nichts nach der Pest fragen" (1707).

Prozession zu St. Sebastians- (Pest-) Kapellen; freiwilliger Fasttag mancher Dorfgemeinde „bis die Sterne eingehen". St. Sebastians Minnetrunk aus der (angeblichen) Hirnschale dieses Heiligen. Am Sebastianstage geht der Saft in die Bäume.

St. Sebastian ist der volksübliche Schützen- und Jäger-Patron wegen des Pfeiles.

St. Fabian ist einer der sogen. „Plag-Heiligen." Fabians Plag-Hunger.

Februar.

2. Mariae Lichtmess. Anna Maria oder Anna-Mirl, Patronin der Schwangeren.

3. St. Blasius. Die Halskranken und solche, die sich vor dem Halsweh sichern wollen, werden „eingeblaselt“, d. h. kreuzweise werden vor das Gesicht und Kinn brennende Kerzen, das „Blasilicht“ vom Geistlichen gehalten (man legt auch gegen Halsweh Kerzentalg auf den Hals). Das Gebet dabei ist gegen infirmitates gulae, gutturis et uvulae et aliorum membrorum suorum. Es gab auch „Blasibrunnen“ und „Blasiwasser“, sowie „Blasiwein“, die als heilsam galten.

5. St. Agatha, Patronin für Feuersbrunst. Agathazelteln für Husten; Agathabrod.

9. St. Apollonia mit der Zange. Patronin der Zahnleidenden. Apollonienwurz (auch Teufelswurz genannt) Aconitum Napellus. Apollonienkraut, das um St. Johannis gesammelt werden soll.

26. St. Castulus, der Patron gegen Wildfeuer (Blitz und Rotlauf). Er ist der von den Schimmeldieben angerufene Heilige:

„O, heiliger St. Kastulus, du kreuzbraver Mann,
Beschütz' uns're Häuser, zünd' andre dafür an.“ —
„Heiliger St. Kastulus und unsre liebe Frau!
Du wirst uns schon noch kennen, wir sind von der Hollertau.
Sollten uns'rer neun sein und sind nur unser drei,
Sechs sind beim Schimmelstehlen; Maria steh' uns bei!“ —

Um diese Zeit ist auch der Funkensonntag (Dom. Quadrages.) mit den Höhenfeuern, kalten Milchspeisen, Mehltrunk u. s. w.

März.

6. St. Fridolin, der fromme Bauersmann, ein Wetterpatron.

12. St. Gregor. In den Schulen war früher das Virgatum „Gregory“ gebräuchlich, das Austreiben mit der frischen grünen Lebensrute. Schmeller, Bayr. Wörterb. I², S. 993.

15. St. Christoph (Christophorus) Pestpatron. Überlebensgrosse Christophbilder wurden an Kirchen- und Häusermauern zu Pestzeiten angemalt, denn wer St. Christoph erblickte, war an diesem Tage vor dem jähen Tode gesichert; darum malte man ihn Allen sichtbar in Riesengrösse. Das Christophskraut (Actaea spicata) war vermutlich ein Pestmittel. St. Christophskirchen stehen meist an mittelalterlichen, viel besuchten Verkehrswegen und deuten oft auf ein in ihrer Nähe bestandenes Pest- oder Siechen-Haus.

17. St. Gertraud, die erste Gärtnerin, die Herbergspatronin, bei der die Toten die erste Nacht schlafen, deren Kapellen meist vor den Stadtthoren in der Nähe von Spitälern sich befanden; ihr trank man früher die

Gertraudsminne. Die besten Eier werden in der Gertraudsnacht gelegt. Bienenkörbe werden aufgestellt, und „die Wärme geht von der Erde auf.“ — Gertraudskräuter zu den Mechthildskränzen verwandt und ins Sunnwendfeuer geworfen, Panzer, Bayr. Sagen und Bräuche I, S. 212.

18. St. Joseph. Josephlilien (u. A. Lilium bulbiferum L.) und deren Öl, namentlich der am St. Johannestag eingesammelten Lilien, die an manchen Orten auch Donnerblumen, Donnerrosen, Feuerlilien, Rotlilien heissen, werden gegen Rotlauf (Erysipelas) und Hautverbrennungen u. s. w. gebraucht. Das Josephikraut (Satureja hortensis, Bohnenkraut) ist ein blosses Küchengewächs, das wie das Lilienöl aus Klöstern ins Volk kam (Josephistaberl-Lilie).

19. St. Benedikt. Die Benediktenwurz (Geum montanum L.) und Benediktenkraut (Geum reptans L.), (an anderen Orten auch Blutwurz, Petersbart genannt), vermutlich eine von den Klosterapothekern so benannte Kultpflanze, die mit der Frühlingsnachtgleiche einen Zusammenhang hatte; deren volksmedizinische Verwendung konnte aber Verfasser nicht in Erfahrung bringen, obwohl sie sehr wahrscheinlich ist. Benedictus-Münzen, Schutzmittel gegen Zauberei und Krankheit.

April.

1. Judas der Erzschelm. Judasfeuer am Osterabende; Judasohr (Fungus sambuci, Ruricularia sambucina) gegen „werkelnde“ Augen gebraucht.

5. St. Vincenz. Guter Heiraths-Tag (vincere); Patron der Salinen-Holzknechte.

15. St. Anastasia. Die Anastasiahäuberln wurden den Kopfwehkranken aufgelegt.

24. St. Georg, der drachentötende Jörg, Irg, Irgl. Nach ihm sind einzelne volksübliche Gesundbrunnen benannt; auch viele Berge und hervorragende Felsenspitzen tragen den Namen Georgstein. St. Georg ist auch Wetterherr und Viehpatron (Felderumgänge und Schauerprozessionen zu St. Georgskapellen); Gefangene verlobten sich zu ihm. Georgisegen für Pferde; Georgiritt; Georgi-Laibbrode wurden gebacken und geschenkt; kurzum Hauptcharakteristiken des Wodankultus haben sich hier wie bei St. Michael, St. Oswald, St. Leonhard und St. Martin u. s. w. erhalten. Der Billwitzschneider oder Wegelesschneider, der die Ähren mit seiner Sichel (an den Füssen angebunden) strichweise abschneidet und auf einem Bocke reitet, geht an diesem Tage um und macht den Bockschnitt. In diese Zeit fällt auch der sogen. Bocksonntag, an dem die Rossdiebe und die gefürchteten „alten Landrichter“ zur Beichte gehen; letztere „gehen oft da um“, wo Wodans Erinnerungen haften, kopflose Schimmel z. B. Am St. Georgstage sägen die Hirten den Kühen die Hornspitzen ab (Rest eines Tieropfers).

25. St. Marcus. Regenbittgang. Marci pan(is) Kultbrod.

30. St. Catharina von Siena (am 25. Nov. wird die eigentliche hl. Katharina von Alexandrien, Catharina V. et. M. gefeiert.) Da das Kathreinblümerl (Primula farinosa) eine Frühlingspflanze ist, so dürfte sie mit der auf den Kathreintag zusammen fallenden Walpurgisnacht in Zusammenhang stehen, ebenso vielleicht auch das Kathreinöl (Oleum arnicae aeth.?).

St. Walpurgis ist auch Pestpatronin. Die Walpurgisnacht ist die Trudennacht und der heidnische Hexensabbath. Jungfer Kathl = menstruatio. Das Gürtelkraut, mit dem die Weiber ehemals ihre Gürtel füllten, ist eine Maienfestblume (Artemisia abrotanum = Schmecker). Das Walpurgiskraut (Botrychium Lunaria, Mondrauten, Peterschüssel) ist ein Abortivmittel und ein Mittel der Senner für Milchabscheidung.

St. Quirinus (Kirein) fällt ebenfalls auf diesen Tag (30. April). Das Quirinusöl (schon nach Apian ein petroleum praestantissimum tegurinum; es entstammt in Wirklichkeit einer Asphalt- (i. e. Petroleum-) Quelle am Tegernsee) dürfte a) mit dem Kathreinöl (Oleum petrae album s. rubrum, Erdöl) identisch sein, ebenso b) mit dem Tyrschenöl, das durch die Tyrscheler (Steinölträger) hausiert wurde und das Ichthyol der neueren Therapie liefert (bei Seefeld) sowie c) mit dem Walpurgisöl. Uralter Glaube kam somit in neuester Zeit zur Geltung. Es ist auffällig, dass Katharina, Quirin, Walpurgis-Nacht auf diesen Tag fallen vor dem 1. Mai und alle drei mit dem Erdöl in Verbindung stehen; dieses letztere muss schon in sehr alter Zeit für wirksam gegolten haben.

Mai.

1. Philipp und Jakob. Walpurgis. Maien-Milch und Bretzen für die Kranken; Maienschmalz, Maien-Anken; Maibäder aus Regenwasser und Thau; Maikuren; Maitanz; Maibaum setzen (Maien stecken); Maibüschel.

4. St. Florian, der Patron der Feuerarbeiter, oft auf Häusermauern als Schutz gegen Brand angemalt, oft in Gesellschaft von St. Urban (25. Mai).

16. St. Johannes Nepomuk, Patron der Flösser und Schiffer.

25. St. Urban, Patron der Schäffler und Winzer. Er gehört zu den sogenannten Marterheiligen, die martern und plagen; dieser plagt mit Podagra = „Urbansplag.“ Früher (17. Jahrh.) Urbanreiten mit dem sogen. Gamsurbel (Possenreisser). Vergl. Panzer, Bayr. Sagen und Bräuche II, S. 43 ff. Schmeller, Bayr. Wörterb. 2, S. 138.

Juni.

8. St. Medardus. Regen- und Wetterpatron, dessen Bildnis oft auf Bauernhäusern zu finden ist.

13. Anton von Padua. Ehepatron, Patron der Verliebten, Helfer bei Verlusten. Antonio del porco. Das Schwein wurde früher in Klöstern des Ordens St. Francisci gepflegt und durch die Stadt gejagt. Die „Antoniglocke" (Sauglocke), die das Schwein St. Antonii aus dem Boden aufgewühlt haben soll. St. Antonius plagt und martert mit Ignis sacer, Herpeszoster = „Antoniplag", „Antonirache", „Antonifeuer". Ob nicht etwa eine Geschlechtskrankheit darunter gemeint ist? (Vergl. St. Monus-Krankheit, 12. Juli.) „St. Antonibrunst" wurde von Fuchs („das heilige Feuer im Mittelalter") als Ergotismus gedeutet. Im Feld-Arzneibuch von Gersdorf (1517) betet ein Mann, dessen rechter Fuss abgefallen und dessen Hand angeschwollen und verunstaltet ist:

„O heiliger Antoni gross,
Erwirb' uns Gnad' ohn' Unterloss.
Ablass der Sünden, Gottes Huld und Gunst,
Behüt' uns vor deiner schweren Brunst."

Ein anderer, dessen Bein amputiert ist:

„Arm, Bein' abschneiden hat sein Kunst,
Vertrieben St. Antoni Brunst.
Gehört auch nicht einem Jeden zu,
Er schick sich dann, wie ich ihm thu."

15. St. Vitus (Veit). (Veitl kann auch im Dialekte Vaitl, Valtl, Valentin [7. Jan.] sein). St. Vitus war ein grosser Exorzist, der zuletzt in Öl gesotten wurde. St. Veitsfeuer (Ignis sacer St. Viti) hiess und heisst auch das Sonnenwendfeuer (vgl. 24. Juni). Am St. Veitstage ist Freiheit für allen bösen Zauber, besonders für den Bilwitzschneider. Am St. Veitstage opferte man Hühner (St. Veit wird auch mit einem Hahn abgebildet) für das Vergicht der Kinder (Eclampsia infant.), eiserne Kröten für die Eclampsia parturientium und sonstige Gaben für die Chorea St. Viti (Veitstanz). Man sieht demnach, dass Valtl's (Vaitl), Valentins Patronat mit dem St. Viti (Veits) identisch ist und St. Valentin durch falsche Volksetymologie zu seinem Patronate bei Epilepsie kam. Am St. Veitstage sind auch die Kröten (Protzen), die durch „Selbstabsterben" getötet werden, zum Zwecke eines Amulettes einzusammeln; das wilde Heer geht an diesem Tage um unter dem Namen der „wilden Almerer". St. Veitsbohne. Veitpfennige: am St. Veitstage geopferte Pfennige (als Vertreter eines lebenden Opfers).

21. St. Albanus, Patron für Ungewitter, Kopf- und Halsschmerzen, Leibschaden, Harn und Gries, Epilepsie.

24. St. Johannes, der „Geburtstag" Johannes des Täufers (Feier seiner Enthauptung), des „rauhen" Johannes (S. Johannestag zen Sunnewenden, Sunnwenden, Summerwend). In der Nacht vor Sommerjohannis (Sunnwendabend) sind die Heilkräuter einzutragen: die Lilienwurz für das Lilienöl

ist zu stechen; die Schlüsselblume, die am Johannistage (noch) wächst, giebt die Schlüssel zum verborgenen Goldschatz ab; Kohlen werden zu Gold. Die Heilkräuter sind besonders heilkräftig, z. B. Hyperricum perforatum oder Johanniskraut, die Kreuzwurz (Gent. cruciata), der Gürtler oder das Sonnenwendgürtelkraut (Artemisia abrotanum, Eberraut, Stabwurz; Tanacetum Balsamita, Frauenblatt, Artemisia vulgaris s. nitida, Rauten) dies sind die zum Füllen des Frauengürtels früher verwendeten, wohlriechenden Kräuter („Schmecker"). Der Gürtler wird heute noch ins Sonnenwendfeuer geworfen (als Rest eines Jungfrauschaftsopfers früherer Zeiten?). Gürtelkrautwasser verzehrt das Rotz in dem Magen oder in dem Gedärme, aus dem der Schleim wächst. Das aus dem Johanniskraut (Hyp. perf.) mit kochendem Öle gewonnene rote Öl heisst Johannisblut. Die Johanneswurz (Aronicum glaciale in Österreich, Allium victoriale im Salzburgischen; Allermannsharnisch, Sieg- [Kraft-] Wurz), deren Wurzelknollen man aufgeschabt in blutende Wunden legt. Die Johannesbeeren (Baccae s. fructus Ribis rubri); St. Johannesblüh, Linaria alpina im Pinzgau; Johannesbrot (die Frucht der Makrube, Ceratonia siliqua dulcis, Himmelsbrot); Johanneskäferl (Coccinella septempunctata); Johanneswürmchen, Johannesküblein (Lampyris). Das Johanneswasser (von Weihbrunnen und Johannesbrunnen) gilt ebenfalls als Heilmittel. Wein am St. Johannis, des Täufers, Tag ist nicht gebräuchlich, dagegen am St. Johannistag des Evangelisten zu Weihnachten. St. Johannesküchel, Hollerküchel, im Teige am Baume gebackene Hollerblüh. Johannesfreitanz. Pfingstmaien (Birken) wurden vor den Methsiederhäusern aufgestellt. Der Bilmees, Bilwitzschneider reitet auf dem Bocke um. Feuersprung durchs Sonnenwendfeuer vertreibt Kreuzweh (den Frauen und Mädchen).

25. St. Eberhard. Viehpatron, dessen Grabes-Erde gegen Viehseuchen schützt.

26. St. Johannes und Paul, aller Wetterherren-Tag.

27. St. Peter, der bärtige Mann, der Wolfspatron, dem viele Petersbrunnen geweiht sind, an dessen Tag oder am Montage darauf die Würmer ins Wasser gehen. Viele Berge heissen Petersberge; Petersfeuer auf denselben. Viele gefiederte, haarige Blumen und Blumensamen tragen St. Peters Namen, z. B. Geum montanum; Anemone alpina, Anemone vernalis: Petersbart. Die weissen Larven von Rhodites rosae L. wohnen in den zottigen haarigen Auswüchsen der wilden Rosen (Rosa canina alba); letztere heissen Petersbart, vulgo: Schlaf- oder Schlafkienzl (Kienzl = Knebelbart). Sie werden als Schlafputzer unters Kopfkissen gelegt und sollen ein Mittel gegen Unfruchtbarkeit und ein Abortivum sein. Die schon erwähnte Mondraute (Botrychium Lunaria L.) heisst Petersschlüssel und ist ebenfalls ein Abortivum. Primula Auricula, Petersstamm, galt als Blutreinigungsmittel (heisst darum auch Sanikel, wie manche andere Blume); Primula hirsuta ist der eigentliche Petersstamm,

weil rauchhaarig. Peterskraut heisst auch das gemeine Mutterkraut (Matricaria s. Pyrethrum (Bertram oder Geiferwurz). Perchtram ist gut fürs Rotz; es schwindet dasselbe und ist gut für anderes Siechtum des Mundes und der Kehle (12. Jahrh.); heute nur mehr als Kaumittel (Wurzel) bei Zahnschmerz gebräuchlich. Mit dem Petersschlüssel wurden Bisswunden gebrannt.

Juli.

4. St. Ulrich, Patron gegen Epilepsie und gegen die Ratten, der mit Prozessionen und Kapellenumritten gegen Mäusefrass und Ungeziefer und bei Wassermangel angerufen wurde. „St. Ulrichs Segen — Gibt Regen.“ Ulrichsminne; die Ulrichsbrunnen (Irchbrunnen, Urchbrunnen), die selbst in den heissesten Sommern nicht versiegen, gelten häufig als Heilbrunnen. Ulrichsäcker und Ulrichsfelder sind bevorzugte Felder. Den hl. Ulrich anrufen = erbrechen, von schwerer Beängstigung sich befreien wollen (Onomatopoietisch?). Mit dem Ulrichs-Schlüssel wurden die Bisswunden toller Hunde ausgebrannt.

5. St. Wendelin, der Viehpatron, dessen Bild auf Wetterfähnlein oder in der Nähe der Viehstallungen angemalt wird.

7. St. Willibald. Brunnen sind öfters nach ihm benannt. Pferderennen und Umritte um Willibaldkapellen finden statt. Pferdefleisch und Würste wurden dabei gegessen.

8. St. Kilian. Berge tragen seinen Namen.

12. St. Monus oder Mannus, ein Irländer, mit der Sauglocke (nach der Legende soll sein Schwein eine bronzene Glocke im Erdboden aufgewühlt haben) spielt dieselbe Rolle wie der Abbas Antonio del porco, der (wie Freyr mit dem Eber) auch ein Ehepatron war. St. Monuskrankheit, Syphilis, bei der aber der hl. Leonhard als besonderer Patron galt.

15. St. Heinrich. Felderumgang. Wallfahrtstag gegen Schauerschlag. Der gute Heinrich (Chenopodium bonus Henricus) ist ein häufiges Senner-Mittel.

20. St. Wilgefortis (Weiberliendl) = hl. Kummerniss mit dem blinden Geigerlein; Patronin der Augenkranken und Ehepatronin. Kummernissl Silene pumilis, auch Saupeterstamm genannt). Über die hl. Kummernuss s. Bergmann in den Mitteilungen der k. k. Centralkommission. Wien 1856, S. 132 ff. W. Menzel, Christl. Symbolik I, S. 535 ff. Panzer, Bayr. Sagen II, S. 421 ff.

St. Magaretha, die vom Drachen befreite Jungfrau, nach der die ganze Woche benannt ist, „Margaretenwoche“. Gretel hinter der Stauden (Nigella damascena) heisst der schwarze, wilde (Alpen-) Kümmel (auch Teufel im Boschen); die râsse Gretel, scharf schmeckender Kümmel wie das Râssnagerl (Gewürznelke).

St. Arnold, der Patron der Zithermacher.

22. St. Magdalena, die weinende Büsserin. Die thränenden Augen sollen an diesem Tage an Heilbrunnen (Magdalenenquellen u. A.) mit dem Goldfinger gewaschen werden. Wallfahrt der von der Ertrinkungsgefahr Befreiten zu alten Kultorten. Magdalenenbilder werden unters Dach gestellt gegen Unwetter.

25. St. Jacob. Wetterherr; Patron gegen alle Flüsse; Jakobsbrunnen sind Heilbrunnen; Jakobsbeeren (Vaccinium Myrtillus) helfen gegen Flüsse (Darmkatarrh). Jakobsstrasse (Milchstrasse) galaxia; Jakobsstab, „darin ein Schwert verborgen", himmlische Wehr. Jakobsfedern, Stroh, das um Jacobi geschnitten wird; Jakobsbirnen, die um Jakobi reifen; Jakobskraut (Senecio jacobaca) ist ein Kranzlkraut. Jakobsen = Milchmessen auf der Alm zu St. Jacobi. Jackl (grosser Schmiedhammer): Den Jackel schutzen: eine wie ein Schmied angezogene Puppe schutzen (d. i. prellen); auch Liendlschutzen, durch die Schmied- und Hammerleute geübt. Jackl in: Pfingstjackel, Fastnachtjackel, Schmierjackel. Auch der Bilwitzscheider geht um an diesem Tage.

St. Anna Maria, Mariandl, Patronin der Schwangeren. Annabrünnl sind sehr häufig und weitverehrt.

31. St. Ignatius, Stifter und Hauptheiliger der Jesuiten. Ignatzbohnen (Igasus); Samen von Steychnos Ignatii, Ignatia amara, Heilmittel gegen Epilepsie; Ignatziwasser, Heilmittel; Ignatzihäuberln wurden Kopfkranken aufgesetzt durch die Franziskaner. „Heiss, Natzi!" ruft der gemeine Mann, wenn er sich verbrannt hat.

August.

5. St. Oswald, einer der 14 Nothelfer (Cod. german. monac 719 f. 55b), mit Zügen, die an Wodan erinnern. Viehpatron, dessen Kapellenorte auf Höhen liegen. Die Alpenrosen heissen Oswaldstauden. Oswald, der Herr der Schnitter und Mahder, erhält die Oswaldgarbe. Oswaldbrunnen galten als heilsam.

Auf den gleichen Tag fällt Maria Schnee (Maria ad nives), die vor Wassersnot bewahrt.

10. St. Laurentius, Lorenz, Lenz; Lorenzikohlen bewahren vor Feuersbrunst. Herbsteinläuten.

16. St. Rochus mit der kranken Ferse, Pestpatron; Rochuskapellen; Rochusspitäler; Rochusbecher aus Steinbockhorn, das besonders stärkend sein soll.

24. St. Bartholomäus. In der Nacht vorher gehen Reiter um. Barthlkapellen mit Schimmelsegen. Häufiger Jahrmarktstag. Ende der Almehankehrzeit. Bartlbrunnen sind öfters Heilquellen nach dem Volksglauben.

28. St. Augustinus, der Patron der Augenkranken (aus falscher Volksetymologie).

September.

1. St. Aegidius (Egidi, Gidi; Gigl, Gilg). Der Bilwitzschneider reitet auf dem Bock; Schneider (Bock!) und Schleifer (Scheere!) haben ihren Jahrtag. Bocktanz. Keferloher Markt. „Der Gidi“ ist an allem schuld (in der Volkssprache), d. h. ein unbesonnener, übereilter Mensch wird „Gidi“ gescholten. „Den Gidi bekommen“ verwirrt werden.

6. St. Magnus (Mang), der Drachenbesieger, Mäusevertilger. Magnusstab wurde durch die Felder getragen gegen Schaden von Ungeziefer.

16. St. Wilpet, Pestpatronin. — (Die drei Jungfrauen S. Einbet, S. Warbet, S. Wilbet, die zum Gefolge der hl. Ursula gehört haben sollen, werden östlich vom Rhein bis Tirol [Meransen] verehrt, in Niederbaiern in Schildthurn. Sie halfen Unfruchtbaren zu Kindersegen und standen Gebärerinnen bei. W.)

27. St. Cosmas und Damian. Die Ärzte, Zwillingsbrüder (Castor und Pollux) und Pestpatrone; in den romanischen Ländern, wo die ärztliche Kunst schon sehr früh anerkannt wurde, werden dieselben mehr verehrt. Heilige Ärzte sind sehr selten; Heilige, die nebenbei arzteten, fast unzählig.

28. St. Eberhard. Vieh- und Pestpatron. Von seiner Grabeserde wird dem Viehfutter beigemischt. (Er ist ein einheimischer Heiliger, ein Dorfhirte aus Tintenhausen bei Freising.)

29. St. Michael, sacer Mars Christianorum. Michelbrote (Wecken), Kuchelmichel (Kultbrote). Der Michaeliwind hat das Vorrecht im ganzen Jahr. Eröffnung der Wiesen zur Heimweide. Huhnopfer. Michelkraut und Michelblumen. Gebirgsschützenaufzüge zu Michaelis. St. Michaelskapellen erhoben sich meist über heidnischen Kultorten.

Oktober.

13. St. Colomann, der einfache Pilger, der Patron für viele Wallfahrtskapellen geworden ist, die beim Volke seit alter Zeit in grosser Verehrung standen. Solche Kolomannskapellen sind erst spät oder gar nicht kirchlich geweiht worden; sie stehen meist auf Höhen, „Betbergen“, haben meist gute Wetterglocken und heilkräftige Brunnenquellen. Kolomann ist Pestpatron. Der Kolomannssegen wird über das Vieh gesprochen. Es gibt eigene Kolomannssonntage. Einnehmetag (zum Brechen und Abführen) als günstiger Tag für die Gesundheit. — Uralte Kultorte, wohin das Volk aus Tradition wallfahrtete, wurden vermutlich in solche Kolomannskapellen umgewandelt. Schwimmende, heilige Holzbilder, die beseitigt wurden, kehrten immer wieder zurück zu solchen Kapellen. Mädchen, die einen Mann wünschen, beten:

„Heiliger Sankt Kolomann!
O schenk' mir auch ein' Mann,
Aber nur kein' Roten!“

Bei Kolomannskapellen hört man die Gehenkten schreien.

(Neben St. Leonhard ist dieser Heilige, dessen Legende dem Volke am wenigsten bekannt sein dürfte, der in verschiedenster und ausgedehntester Weise verehrte männliche Heilige.)

16. St. Gallus, der Speisespender. Gallistift, Zinstag.

18. St. Lucas; Lukaszelten für Husten.

20. St. Wendelin, Patron bei Viehkrankheiten, dessen Bild auf Wetterfahnen oder in Viehstallungen anzutreffen ist.

24. St. Raphael, der Arztengel und Pestpatron.

18. St. Simon und St. Judas, Unglückstag; Wallfahrtstag. Wolfssegen:

„Heiliger Herr St. Simeon! — Mein Vieh soll das Jahr zu Holz und zu Feld gohn, — Zu Weid' und zu Wasser, — Wie ihm's der lebendige Gott hat geschaffen; — Nimm den Himmelsschlüssel — Und verschleuss' allen Wölfen und Wölfinnen ihren Drüssel, — Dass es (das Vieh) gehe als tierlos — Und als dieblos — Und als Übels los, — Als unser lieber Herr unter dem hl. Kreuz war genosslos, — Und als unser Frau Sancta Maria ist mannlos in Gottes Namen. Amen. (Wolfssegen aus Augsburg.)

30. St. Nothburga, die hl. Bauernmagd aus Tirol, Patronin für Hausmägde und Kindsmenscher. Die Grabes-Erde der Heiligen mit Wasser angerührt, ist heilsam.

31. St. Wolfgang, der Wolfspatron; Wolfgangssegen über Hornvieh und Ross. Der Helfer gegen das Bauchgrimmen. In St. Wolfgangskapellen kriecht man durch Erd- oder Steinlöcher zur Befreiung von Kreuzweh. Wolfgangsbrunnen werden als heilkräftig angesehen. Wolfgangsrübeln (Cyclamen europaeum, auch Saubrot, Dorrübeln, Haselwurz genannt); Wolfswurz, Aconitum Napellus. Wölfel-Zahnbeule. Wolf, der beissende Intertrigoschmerz.

Wenn der Bauer sein Vieh auf die Alm trieb, so sprach er den Wolfssegen darüber. Ein solcher aus dem 15. Jahrhundert lautet: „Ich treib' heut aus — In unser lieben Frauenhaus, — In Abrahams Garten. — Der liebe Herr St. Marten, — Der soll heut meines Viehes pflegen und warten. — Und der liebe Herr St. Wolfgang, — Der liebe Herr St. Peter, der hat den himmlischen Schlüssel, — Die versperren dem Wolf und der Vohin (Füchsin) ihre Drüssel, — Dass sie weder Blut lassen noch Bein schroten, des helfe mir der Mann, — Der nie kein Übel hat getan, — Und die heiligen fünf Wunden — Behüten mein Vieh vor allen Holzhunden. V. pater noster et V. ave Maria. (J. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 1189 f., 2. Ausg.)

November.

6. St. Leonhard („Mannaliendl" im Gegensatz zum Weiberliendl = hl. Kummerniss), Patron der Hammerleute; Erlöser der Gefangenen, Helfer

der Kinderwünschenden Weiber, der entbindenden Frauen und in vielen Krankheiten, auch in Feuersgefahr; seit einigen Jahrhunderten erst Patron über Viehkrankheiten. Seine Kapellen, gewöhnlich in Wäldern und auf Anhöhen, sind von Ketten umspannt (Leonhardsketten). Der Leonhardsnagel wurde gehoben und geküsst. Dreimaliger Kapellenumritt von Männern und Weibern im frühen Morgengrauen; Opferung eiserner kunstloser Tierbilder und Hufeisen; Peitschenknallen; Würdingerlupfen (vergl. Panzer, Bayr. Sagen II, S. 33, 391); Mannaliedlschutzen und küssen (Jackelschutzen auf Pfingsten). Brot und Salz wird gesegnet. Der wichtigste Heilige für das oberbayr. Landvolk; sein Tag war früher, als das ganze Volk noch Vieh- und Landwirtschaft betrieb, der Hauptfeststag nächst Ostern, Weihnachten und Pfingsten; das Volk rechnet nach den Dedicationstagen der Leonhardskirchen (in Lenherts Tagen = im Juli). Patron gegen Feuersgefahr; Wind- und Wetterherr, vergl. Schmeller, Bayr. Wörterbuch I, 1481; Panzer, Bayrische Sagen und Bräuche II, S. 24—39; 390 bis 402.

11. St. Martin, der Schimmelreiter und Soldat mit dem blauen Mantel. An diesem Tage opferten die Kinderbegehrenden Weiber schwarze (alte) Pfennige (Stellvertretung einer eisernen Votivgabe). Martinsbrunnen gelten als heilkräftig. Martinsgerte (Juniperus communis); Martel (Juncus campestris). Wolfspatron; Schweinchenstallsegen; Gänseopfer; Gänsebraten (Martinigans); St. Martin loben (schmausen); Martinskrapfen (krallenförmiges Gebäck); Martinsschnitten (Kultbrode); Bockhörndlbrode (Kultspeise); Hühneropfer; Martinshaber (Schimmel); Schimmelkapellen sind meist Martinskapellen mit Schimmelsagen. Martinsritte. Wallfahrt der Hirten zu St. Leonhardskapellen; Freitafel der Hirten. Martinsminne am St. Marteinsabend (Wodan). „Schoen' und Staerke trinken."

17. St. Florianus, Patron gegen Feuersgefahr.

„Heiliger Sanct Florian,
Schütz' unser Haus, zünd' andre an."

Sein Bild kommt unter das Dach des Bauernhauses oder an die Hausmauern.

19. St. Elisabeth. Elsbeth-Kapellen im Walde.

22. St. Caecilia, die Patronin der Geigenmacher.

25. St. Catharina (von Alexandrien) mit dem Rade; an diesem Tage darf kein Rad gehen (Mühlrad, Spinnrad, Schleifrad). „Kathrein stellt den Tanz ein", weil dieser Tag der letzte Tanztag vor den Adventen war. Methtag, die Burschen führen ihre Mädchen zum Meth. „Habtag", an dem sich die Geliebten „haben".

„Heut is Kathrein, — Hat ein Jeder die sein'.
Wer's net hat, — Der mag's net."

Schweinskopfgeld für die Siechen in den früheren Spitälern.

30. St. Andreas, der Gichtpatron. „Wer am Andreastage stirbt, kommt vom Mund auf in den Himmel.“ (Über das Sterben in Oberbayern s. Urquell 1891 Nr. 2). In der Andreasnacht träumt man von der zukünftigen Frau. Die Andreasnacht ist die erste Klöpflesnacht, Glöckler-abend; mit dem Hammer anklopfen an die Thüre der (Geliebten). „Andreasschnee“ thut den Körnern und Früchten weh (Fruchtbarkeitstag); vgl. den folgenden Tag.

Dezember.

1. St. Eligius (Gilg), der Patron der Hammerleute (Schmiede); Kinder begehrende Frauen opferten Gilgenkreuzer (Stellvertretung einer eisernen Votivgabe).

4. St. Barbara. Patronin der Bergknappen und der Artilleristen. Sie wird in der Todesstunde angerufen. Ein Kirschzweig (Barbarazweig) an diesem Tage abgeschnitten und ins Wasser gestellt, blüht in den Weihnächten. Barbarawurzel (Allium victoriale, Siegwurz, Kraftwurz) verleiht Unverletzbarkeit (Allermannsharnisch).

6. St. Nikolaus, der Kinder liebende Bischof (Sannaklos, 'Nikló, Nikoló, Klaubauf mit der Rute); Patron der Schiffer und in Wassergefahren. Lebkuchen in Gestalt von Bischof, Männlein, Hirsch, Hase (zwei Fruchtbarkeitssymbole), Reitern und Spinnerinnen. Der St. Nikolaus geht besonders in Flachsstuben um. Nikolóbirnen: Klötzen-(Birn-)brot (Kultspeise); Nikolausumritte, Bergfeuer (Vorfeier der germanischen Wintersonnenwende); Schweinskopfessen; Schweinnikel, Saunikel. Frauenthalergeschenke in den Klöstern. Papierschiffchenspiel (Schöfferln). St. Nikolaus hat im Bilde drei Kinder in der Wanne und drei goldene Äpfel in der Hand (der Apfel hat Bezug zur männlichen Fruchtbarkeit; Äpfel essen mögen (wie Adam) = nicht impotent sein).

„Heiliger St. Nikolas! — In meiner Not mich nit verlass. — Kommt heint zu mir und legt mir ein — In mein kleines Schiffelein, — Damit ich Euer gedenken kann, — Dass Ihr seid ein braver Mann“. (Aus Tegernsee, 15.—16. Jahrh. Schmeller, Bayr. Wörterb. I, 1722.)

12. St. Lucia (die leuchtende) und

St. Ottilia (Tudl), Patronin der Augenkranken. Ihr Bild hat auf einem Buche zwei Augen, die sie sich um ihren Vater ausgeweint hat. Ottilienkraut [Consolida regalis, Rittersporn, Günsel = consol(ida)] Wundkraut. Ottilien brunnen; Hauptrudennacht.

17. St. Lazarus, von dem die Lazarete ihren Namen haben.

21. St. Thomas. Thomaszucker (Honigkultspeise), Honiglebzelteln in den Spitälern. Halter- oder Hirtensegen; Thomasschwein. Das wilde Gejaid geht in der Thomasnacht um. Rumpelnacht. Heinzelbier für die Armen. Pantoffelwerfen, Loeseln (Bleigiessen) mit einem Kreuzschlüssel.

Man sieht in der Thomasnacht den Teufel und den Allerliebsten. Mädchen sagen an diesem Tage:

„Strohsack, ich tritt dich,
Heiliger Thomas! ich bitt dich,
Lass mir heut Nacht erschein'
Den Herzallerliebsten mein."

Auch sprachen die Hausväter verschiedene Segen in der Thomas-Nacht.

26. St. Stephanus (Stöffelstag), Patron für Pferdekrankheiten. Pferdeaderlass (im 17. Jahrh verboten, aber noch geübt). Umritte um Stefanskapellen. Stöffelsgroschen (Vertretung einer eisernen Votivgabe) wurden in die Stöffels-Äpfel gesteckt und geopfert. Stöffelsmeth; Pferderennen; Schweinskopfessen; Stöffelrausch (d'Letzt). — Stöffels-Körner (semen Staphidis agriae von Delphinum off., Läusekörner). — Stephans-Kapellen und Quellen sind meist uralte Kultorte.

27. St. Johannes Evangelista. (Winterjohanni. Steffel Nachi). — Johannes-Wein, Johannessegen, der an diesem Tage in den Kirchen geweiht und bei Trauungen vor dem Altar, wie beim von Antritt von Reisen getrunken ward — und hier und da noch getrunken wird. Eine lateinische benedictio vini in die S. Joh. ev. bei Schmeller, Bayr. Wörterbuch I, 1206. Vergl. J. Grimm, D. Mythol. S. 54 f. 2. Ausg. Dazu Nachtrag in der 4. Ausg. III, 31.

Den Hintergrund des germanisch-heidnischen Kultus, auf dem die aufgeführten Krankheits-Patrone und Volks-Heiligen stehen, bilden:

1. Alt verehrte Kultorte (Kapellen ohne Weihe).
2. Deren Lage auf Höhen oder mitten in Wäldern.
3. Umritte um dieselben und Höhenfeuer.
4. Benennung naher Berge nach solchen Kapellen-Heiligen.
5. Wallfahrten Kinderbegehrender Weiber oder geschlechtskranker Männer zu solchen Kapellen.
6. Opfer von Fruchtbarkeits-Symbolen oder deren Stellvertretung.
7. Der um Kultorte haftende Glaube von der Heilkraft der Grabeserde.
8. Sagen von Schimmelreitern, wildem Gejaid, Bilwitz-Schneider, von lebendig begrabenen Pferden, kopflosen Gespenstern, umgehenden Tyrannen oder alten Landrichtern etc., die bei solchen Kultorten bestehen.
9. Der Glaube an die Heilkraft naher Brunnen-Quellen.
10. Die Benennung mancher volksmedizinisch gebrauchter Pflanzen nach solchen Volks-Heiligen.
11. Gute Wetterglocken solcher Kapellen.
12. Wind- und Wetterherrschaft des Heiligen.
13. Feuer-Patronat.

14. Hirten-Patronat.

15. Wolfs- und andere alte Segensprüche, die den Heiligen namentlich aufführen (Wund-, Wasser-, Wetter-, Holter-, Wurm-, Buckel-, Haus-Segen z. B.).

16. Aufwärtsschwimmende oder von weissen Ochsen gezogene Heiligenbilder, die immer wieder erscheinen am alten Kultorte.

17. Volksübliche Berechnung der Zeiten nach den Tagen solcher Kult-Heiligen. Zusammenfallen altheidnischer Kultzeiten (Naturepochen) mit letzteren; Zins-Termine an solchen Tagen.

18. Kultspeisen (Honig, Fladen, Kuchen, Zelten, Heilmittel etc.)
19. Schweinskopf-Essen, Schweinswurstessen etc.
20. Hühner-Opfer, Gänse-Opfer.
21. Schönheits- und Stärketrunk (Meth) für Frauen bez. Männer.
22. (Früher) Minnetrunk.
23. Tanzzeiten, Habtag.

} an den Tagen dieser Heiligen

24. Geringe und nur partielle Congruenz der Heiligen-Legende mit den üblichen Volks-Gebräuchen.

25. Verächtlich machende, spöttelnde Namengebung für den betr. Heiligen.

Aus den Eindrücken, welche Krankheits- und Sterbefälle, wie alle gewaltsamen Natur-Erscheinungen, auf den primitiven Menschen machen, sind die ältesten Gottheitsbildungen hervorgegangen; letztere wichen den christlichen Heiligen. Mit zunehmender Erkenntnis der Krankheits-Ursachen bezw. mit der Vermehrung der die Begriffe angebenden Krankheits-Namen erweiterte sich in der Periode des mittelalterlichen Christentums der Kreis der Krankheits-Patrone, die nach und nach in das Gebiet der morbi animalium seu brutorum sich zurückzogen, um auch hier schon den rationelleren Ärzten Platz zu machen. — Ein sittlicher Entwicklungs-Gang, den auch die Kultopfer durchmachten vom egoistischen Opfer des Nächsten-Lebens, vom Kinds-, Sklaven- und Tier-Opfer bis zum Kinds-, Manns-, Weibs-, Tier-Bild in Wachs, Eisen oder Silber; vom stellvertretenden Geldopfer bis zur selbstlosesten Entsagung und Aufopferung des eigenen Lebens zu Gunsten des Mitmenschen.

Volkssegen aus dem Böhmerwald.

Von J. J. Ammann in Krummau.

II. Beschwörungs- oder Zauberformeln.

1. Einem „beschrienen“ Kind zu helfen (aus Ruben).

Wenn ein Kind keine bestimmte Krankheit hat, sondern bloss allgemein unwohl ist und nicht gedeiht, so glaubt man häufig, es sei „beschrien“. Mit einem solchen Kinde stelle man sich nun gegen den Aufgang der Sonne [1]) und spreche:

Sei mir willkommen Sonnenschein! — Wo reitest du hergeritten?
Hilf mir und meinem lieben Kind, — Gott, den himmlischen Vater bitten!
Hilf mir bitten den hl. Geist, — Dass er wolle geben
Meinem Kind sein Blut und Fleisch!
Im Namen Gott des Vaters u. s. w. Amen.

Vgl. Zs. f. deutsche Myth. IV, 110. R. Gwerb, Vych- u. Leuthbesägnen, Zürich 1646. S. 139. 302. Mone, Anz. 1837, 449.

2. Gegen Biss der Wölfe oder Hunde (aus Lagau).

Wenn man gegen den Angriff oder Biss von Wölfen oder Hunden gesichert sein will, so spreche man beim Verlassen des Hauses:

Es geschah an einem Feiertag,
Dass Gott der Herr wollte ausreiten.
Er reitet wohl über ein weites Feld,
Er hat weder Säckel noch Geld;
Er hat nichts als seine fünf Wunden,
Behüte uns Gott vor Wölfen und Hunden!
Er beschliesst den Wölfen und Hunden ihre Rüssel
Und gab sct. Peter den Schlüssel.
Im Namen u. s. w.

Vgl. MSD[3] IV, 3. Zu den Reimen dieser letzten Verse vgl. Meier Helmbrecht 1205 und Grimm, Myth. Nachtr. 1028; ferner den Hirtensegen in Grimm Myth. 1037. Anh. XVIII. Schönwerth III, 251. Zs. f. deut. Myth. IV, 122.

3. Gegen einen Feind (aus Krummau).

Sprich gegen einen Feind, sowie du ihn siehst, aber noch bevor er dich erblickt hat, folgende Worte:

Ich sehe dich, — Ehe du mich.
Was du im Willen hast, — Das thu du nicht!

1) Vgl. Kuhn, WS. II, 194. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 4, S. 161 b.

Der Vater mit mir, — Der Sohn mit dir,
Der hl. Geist mit uns allen beiden,
Er wolle nun beide von einander scheiden!
Im Namen u. s. w.

Wenn man ein angethanes Leid auf den Beleidiger zurückkehren lassen will, so spreche man bloss (aus Salnau):

Schür' Bartl, schür'! — Heut vierzehn Tag' ist's an dir.

4. Gegen einen heranschleichenden Feind (aus Ruben).

Naht sich dir ein unheimlicher Mensch, Mörder oder dergleichen in bedrohlicher Weise, so sprich heimlich bei dir folgende Worte:

Mensch, ich durchschaue dich! — Gottes Allmacht und Kraft ist über dich,
Dass du mir jetzt und die Zeit meines Lebens — Keinen Schaden zufügen kannst.
Gott der Vater sei mit dir, — Gott der Sohn sei mit dir,
Gott der hl. Geist sei mit uns allen, — Dass du dein Herz musst lassen fallen.
Dies zähle ich dir zur Busse [1]).
Im Namen u. s. w.

5. Reisesegen (aus Hohenfurt).

Heut steh' ich auf und neig' mich gegen den Tag,
In meinem Namen, den ich empfangen hab'.
Der erste ist Gott der Vater,
Der zweite ist Gott der Sohn,
Und der dritte ist Gott der heilige Geist,
Der behüte mein Blut und Fleisch,
Mein Leib und Leben,
Welches mir Christus, Gottes Sohn, hat selber gegeben.
Also will ich gesegnet sein,
Wie der heilige Kelch und der heilige Wein,
Wie das heilige Himmelsbrot,
Das unser lieber Herr Jesus Christus selbst seinen 12 Jüngern bot.
Ich trete über das Geschwell, (Vgl. Zs. f. deut. Myth. IV, 126.)
Jesus † Maria † Josef, † die heiligen 3 Könige
Kaspar † Melchior † Balthasar sein meine Weggesell'n.
Der Himmel ist mein Gut, (Vgl. Grimm, Myth. Anh. L.)
Die Erden sind (?) meine Schuh'. (Vgl. MSD[2] Anm. S. 473).
Diese hl. 6 Personen begleiten mich und meine Gefährt'n,
Welche mir begegnen, die haben mich lieb und wert.
Dann helfen mir Gott der Vater u. s. w.
Jesus † Maria † Josef † Kaspar † Melchior † Balthasar.
Stehet mir bei in all meinem Thun,
In Handel und Wandel,
In Gehen und Stehen,
Es sei auf dem Wasser oder zu Land,
Vor Feuer und Brand,
Die wollen mich bewahren mit ihrer starken Hand.
Gott dem Vater ergeb' ich mich,

1) Vgl. Gegen Gicht I. B. 10 am Ende.

Gott dem Sohn befehl' ich mich,
In Gott den heiligen Geist versenk' ich mich.
Die heilige Dreifaltigkeit sei ober mir,
Jesus, Maria, Josef sei vor mir,
Kaspar, Melchior, Balthasar sei hinter mir
Jetzt und zu aller Zeit,
Bis ich komme zur ewigen Freud und Seligkeit.
Dazu helfe mir der Herr Jesu Christ. Amen.

Vgl. MSD[2] IV, 8. XLVII, 3 und S. 468 f. Grimm, Myth. Anh. XXI. Zs. f. deut. Myth. IV, 135 f., wo manche Verse zu den obigen stimmen.

6. Gegen Neid. Besonders bei Kindern anzuwenden.

Der Besprecher legt dem betreffenden Kinde die Hände auf die Stirn, und zwar in Kreuzform übereinander gelegt. Dann spricht er:

Im Namen Gott des Vaters u. s. w. (ohne Amen).
Ich thu dir für Neid, — Dir und die allerheiligste Dreifaltigkeit.
Bist du anb'schrien, — So helf dir Gott und das übrige G'stirn.
Hat dich anb'schrien ein Mann, — So trifft's ihn selber an.
Hat dich anb'schrien ein Weib, — So kommts in ihren Leib.
Hat dich anb'schrien Knecht oder Dirn, — So hilft dir Gott und das übrige G'stirn.
Hilft dir Gott der Vater u. s. w. (ohne Amen).

Darauf leckt der Besprecher dem Kinde dreimal die Stirne ab und spuckt dabei jedesmal aus. Dann reibt er unter Vaterunserbeten die Hände und macht dem Kinde das Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Brust.

Vgl. Aberglaube aus dem Altenburgischen von E. Pfeifer in Zs. f. Volkskunde v. Veckenstedt II, 4 S. 161c, wo die Varianten zeigen, wie solche dem deutschen Volke gemeinsame Sprüche im Volke verändert werden, ohne doch ihre eigentliche Natur einzubüssen. Schönwerth III, 260—61. Dieser und die folgenden Segen gegen Neid stammen aus Mistelholz, Krummau, Höritz, Christianberg, sind aber fast aller Orten im Böhmerwald bekannt.

Gegen Neid. Beim Vieh anzuwenden.

Der Besprecher sagt:

Bist du anb'schrien, — So hilf dir Gott und das übrige G'stirn.
Hat dich anb'schrien ein Mann, — So trifft's ihn selber an,
Hat dich anb'schrien ein Weib, — So kommts in ihren Leib.
Hat dich anb'schrien Knecht oder Dirn, — So hilft dir Gott und das übrige G'stirn.

Der Besprecher legt dem betreffenden Stück Vieh beide Hände auf den Rücken und fährt so während des Spruches dreimal von der Stirne bis zum Schweif des Tieres. Vgl. Kuhn II, 212 f. Wenn er am Ende angelangt ist, thut er immer, als müsste er etwas auf den Boden hinunter streifen und spuckt jedesmal dazu aus. Darauf fasst er, die Hände über Kreuz, die Ohren des Tieres und betet so ein Vaterunser und Avemaria ohne Amen. Dann spricht er: Helf dir Gott der Vater u. s. w. und macht dabei dem Tiere dreimal das Kreuzzeichen auf die Stirne. Zuletzt spuckt er ihm in die Augen und reisst ihm über den Augen das sogenannte Neidhaar aus (3—4 längere Haare über den Augen).

Andere Formel bei sonst gleicher Behandlung.

Im Namen Gott des Vaters u. s. w. ohne Amen.
Hat dir geschadet ein böses Aug, — So sind wieder sechs, die dir helfen.
Hat dir geschadet ein Månn, — So helf dir Gott und die himmliche Kron.
Hat dir geschadet ein Weib, — So helf dir Gott und die himmlische Freud.
Hat dir geschadet ein Knecht, — So helf dir Gott und das himmlische Recht.
Hat dir geschadet eine Dirn, — So helf dir Gott und das himmlische G'stirn.
Hat dir geschadet ein Bua, — So helf dir Gott und die himmlische Ruah.
Hat dir geschadet ein Madl (?), — So helf dir Gott und die himmlischen Händ'.

Darauf bete man 3 oder 5 Vaterunser, während des Spruches verfahre man wie beim früheren.

Auch bei Kindern kann diese Formel angewendet werden, bei Erwachsenen aber nicht. Beim Kinde betet die Mutter die Vaterunser. Zuletzt leckt der Besprecher dem Kinde noch dreimal das „Hirn“ (Stirne) ab und spuckt dabei dreimal aus.

Andere Formeln gegen Neid ohne besondere Handlungen.

Wenn man glaubt, jemand leide an irgend einem Übel infolge Neides, so spreche man dreimal folgende Formel über ihn:

Wer hat dich beschrien? — Dem gehts selber in die Nier'n.
Wer hat dich beschrien, Weib oder Mann? — Den gehts selber an.
Wer hat dich beschrien, Dirn oder Knecht? — Dem gehts selber schlecht.

Oder dreimal folgende Formel:

Neid haut neun — Na, ist nicht wahr, haut nur 7 Neid, — Na, ist nicht wahr, haut nur 6 Neid, — Na, ist nicht wahr, haut nur 5 Neid u. s. w. herab bis . . . . Na, ist nicht wahr, ist nur 1 Neid, — Na, ist nicht wahr, ist kein Neid.

Oder dreimal folgende Formel:

Hat dir ein Mann geschadet, — So helf dir unser lieber Herr Gott.
Hat dir ein Weib geschadet, — So helf dir unsere liebe Frau.
Hat dir ein Knecht geschadet, — So helf dir unser lieber Herr.
Hat dir eine Dirn geschadet, — So helf dir unsere liebe Frau.
Geh aus aus dem Mark und Bein, — Geh aus aus dem Fleisch und Blut,
Geh hin in eine wilde Flur (? Flut), — Geh hin, wo kein Glöckl klingt,
Geh hin, wo kein Vögerl singt! — Geh hin, wo kein Sonn' und Mond hinscheint [1]).

Ein Weib unter dem Volke ihre Stimme erhob und zu dem Herrn sprach: „Selig ist der Leib, der dich getragen, selig sind die Brüste, die du gesogen“. Dich segne Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Amen.

Oder dreimal folgende Formel:

Ich thu dir für den Neid,
Für alle Leut'
Im Namen des Herrn;
Ich thu dir für den Neid,
Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit.

---

1) Vgl. Zs. f. Volkskunde von Veckenstedt II, 11 S. 439 c.

Oder auch folgende Formel:

Hat dich (man nennt den Namen) wer beschrien,
So geht es demselben ins Gestirn.
Hat dich wer beschrien, Weib oder Mann,
So geht es demselben an.
Hat dich wer beschrien, Dirn oder Knecht,
So geht es demselben ins Geschlecht.
Es helfe dir Gott der Vater u. s. w. ohne Amen.

Ich beschwöre dich für den Neid, Himmel und Erde mit Sonn' und Mond, mit Gott und mit unserer lieben Frau und mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Im Namen u. s w.

Gegen Neid. Beim Vieh anzuwenden.

Man ziehe das Hemd umgekehrt aus, gehe damit in den Stall hinaus und fahre dem betreffenden Tiere mit dem Hemde vom Kopf über das Rückgrat bis zum Schweif. Dies thue man dreimal, spucke jedesmal dabei aus und spreche dazu:

Erstens für Neid,
Zweitens für die schlimmen Leut,
Drittens zur allerheiligsten Dreifaltigkeit.
Im Namen Gott des Vaters u. s. w. ohne Kreuzzeichen.

Auch bei Kindern anzuwenden, wenn man denselben dabei dreimal die Augen ausleckt und drei Avemaria betet.

Gegen Neid. Beim Vieh anzuwenden.

Wenn z. B. eine Kuh irgend einen Namen hat, bei dem man sie zu nennen pflegt, wie Kamper (eine braune), Bläser (mit Stern), Rückl (alte), Rückai (junge), Scheckl . . ., so ruft man sie beim Namen und spricht:

Kamper! Wer hat dir geschadet?
Es sei Herr oder Frau,
Magd oder Knecht,
So geh er zurück auf dasselbe Geschlecht!
Helfe dir Gott Vater u. s. w. hl. Geist!
Von allen 72 Neid
Sei befreit!

Darauf bete man drei Vaterunser.

Oder man wendet auch folgende Formel an:

Kamper! hast du einen Neid, — So helfe dir der hl. Sct. Veit.
Hat dieser Mann einen Mann (?), — So helf ihm des Himmels Gebrand (?).
Hat dieser Mann einen Knecht, — So helf ihm des Himmels Geschlecht.
Hat dieser Mann eine Dirn, — So helf ihr des Himmels Gestirn.
Hat dieser Mann ein Kind, — So helf dir des Himmels Königin.

In Pramhof wendet man gegen Neid bei Rindern folgende Formel an, die man über dreimal bekreuztes Brot oder über Hafer spricht, nachdem man zuerst das Vieh beim Namen nach Geschlecht oder Farbe gerufen hat:

Es hat dich wer verschrien,
Es sei Herr oder Frau, Magd oder Knecht,

Das kommt auf dasselbe Geschlecht.
Es kommt an die Stirn und auf den Rücken
Und muss alles zugrunde richten.
Es helfe dir Gott der Vater u. s. w.

Brot oder Hafer wird nun dem Vieh gegeben, es muss aber alles auffressen, damit nichts verloren gehe, sonst hilft es nicht.

Aus Polletitz ist folgende Formel gegen Neid und Augstall:

O du heilige Sommer- und Osterblume, o du heilige Oster- und Sommerblume, hilf mir vor allem Neid und Augstall! Es giebt 9 Arten von Neid und Augstall, es sind nicht 9, es sind nur 8 u. s. w. es ist nicht 1 Neid und Augstall, es giebt keinen Neid und kein Augstall.

Gegen Neid. Beim Vieh anzuwenden.

Indem man dem Tiere mit entblösstem Arme über den Rücken führt, spricht man:

Ich wisch' dich weg! — Der wilde, hastige, garstige Neid
Ist in dich g'flogen, — In dich g'schoben,
Und so geschwind, — Wie unsere liebe Frau Sonn' [1])
Über den Berg herein springt.

Mittel zur Prüfung, ob jemand „verneidet" ist und Hilfe gegen Neid.

Will man wissen, ob jemand „verneidet" ist, so gebe man 9 Stück glühende Kohlen in ein Gefäss mit Wasser. Sinken die Kohlen im Wasser unter, so ist der Betreffende „verneidet", schwimmen sie aber oben auf, so ist er es nicht. Vgl. Grimm, Myth. Nachtr. zu 975.

Der „Verneidete" kann sich nun folgendermassen vom Neid befreien: Zuerst trinke er dreimal von diesem Wasser, dann tauche er die rechte Hand in das Wasser und fahre mit den nassen Fingern vom Kinn aus aufwärts über die Nase bis zur Stirne, ebenso vom Kinn aus über die rechte Wange bis zur Schläfe und so auch nach links. Das hat der „Verneidete" selbst auszuführen; das Weib aber, das gewöhnlich das Ganze an einer Person vornimmt, macht jetzt an beiden Enden ihrer Schürze einen Einschlag, dass die Schürze in eine trichterförmige Spitze zuläuft. Mit dieser Schürzenspitze [2]) führt sie nun dem Verneideten, wie dieser früher selbst mit den nassen Fingern that, dreimal in denselben Richtungen vom Kinn aus übers Gesicht nach Stirne und Schläfe. Damit ist der „Verneidete" befreit.

Noch ein einfacheres Mittel gegen Neid ist folgendes, wozu man niemanden braucht: Wer an Neid leidet, nehme ein Messer und halte es gerade aus vom Munde mit der Schneide nach oben und spucke dreimal über die Schneide weg hinaus, so ist er vom Neide frei.

Bei einem „verneideten" Schwein spuckt man demselben auch dreimal über die Ohren hinweg und dasselbe ist vom Neid befreit.

Die mannichfache Art, wie sich das Volk im Böhmerwald gegen Neid zu schützen sucht, rechtfertigt auch das hier beliebte Sprichwort:

Der Neid — frisst Vieh und Leut'.

In anderen Formen komme ich auf den Neid noch beim Aberglauben zurück.

1) Vgl. zu „Frau Sonne — springt" Grimm, Myth. 586 f.
2) Vgl. Schönwerth III, 240.

7. Gegen Gewitter (aus Krummau).

Es segne mich die Allmacht des † Vaters, es segne mich die Gütigkeit des † Sohnes, es segne mich die Weisheit des † heiligen Geistes. Amen.

O heiliger Gott, heiliger, starker Gott, o heiliger, unsterblicher Gott, erbarme dich unser! Jesus, Maria und Josef, stehet uns bei und die Kraft der allerheiligsten Dreifaltigkeit sei bei uns und über uns!

Alsdann mache das heilige Kreuz gegen die Wolken und sprich: „Sich das Kreuz des Herrn, und fliehet, ihr widerwärtigen Parteien! Der Löwe aus dem Geschlechte Juda, die Wurzel Davids hat überwunden. Hallelujah!"

Lies dann das Evangelium sct. Johannis: Im Anfange war das Wort u. s. w. und küsse den Evangelianfang im Gebetbuche. Dazu sprich: Durch die Kraft dieser evangelischen Worte bewahre mich Gott vor Ungewitter, Blitz und Erschlagen!

Gebet.

O Herr Jesu Christ, der du geboten hast dem Meere und den Winden, und es war alsbald eine grosse Stille geworden; der du am heiligen Kreuze deine Hände und Arme weit ausgestreckt hast, die Luft zu reinigen und zu heiligen, wir bitten demütig deine überfliessende Mildigkeit, du wollest die Wolken zerteilen und dies Ungewitter vernichten, auf dass die Gewalt des Satans, welcher dasselbe vielleicht erweckt hat, zuschanden und zerstört, dein heiliger Name aber gelobt und gepriesen werde, der du lebest und regierest in Ewigkeit. Amen.

Vgl. Grimm Myth. Anh. XXIII.

Eine andere Formel (aus Polletitz).

Durch die Kraft des heiligen Evangeliums sollen zerstreut und vertrieben werden alle Ungewitter. Im Namen u. s. w. Amen.

Gott Heloyen, Gott Tetragamentum, Gott Emanuel, Gott Hagios, Gott Otheos, Gott Ischios, Gott Jehova, Gott Messia, Gott Alpha und Omega samt bei allen Namen, Gottes des Vaters u. s w. wollen mich heut und alle Zeit stärken und beschützen gegen alle meine leiblichen und geistlichen Feinde. Amen.

† Der unerschaffene Vater, † der unerschaffene Sohn, † der ungeborne Vater, † der ungeborne Sohn, † der aus beiden ausgehende Geist. Gott Vater † der Erschaffer, Gott heiliger Geist † der Heiligmacher wollen mich jetzt und alle Zeit von allem Ungewitter, Gespenst und Hexerei beschützen und bewahren. Amen.

Christus Jesus überwindet, Christus Jesus herrschet, Christus Jesus gebietet, Christus Jesus vertreibt alle Ungewitter, Zauberei und Teufelskunst durch die Kraft seines bittern Leidens, durch die Kraft seines heiligen Kreuzes, durch die Kraft seines rosenfarben Blutes und durch die seines heiligen Namens.

Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der vom Himmel herabgekommen und in dem Leib der seligsten Jungfrau Maria wegen des menschlichen Heils Fleisch geworden, damit er den Teufel und alle bösen Geister vertreibe und in die Hölle stürze, dieser wolle mich erlösen und mich entbinden von allem, was der Teufel gebunden und durch seine vermaledeiten Werke verblendet hat. Amen.

Durch das Zeichen des heiligen Kreuzes † erlöse mich o Gott von meinen Feinden. Amen.

Ebenda suchen einige auch das Gewitter dadurch zu vertreiben, dass sie fluchend um das Haus herumlaufen, nach dem Grundsatz, Übel könne nur wieder durch Übel vertrieben werden.

8. Gegen Reif und ähnliche Beschädigung des Getreides.

Um das Getreide vor Reif zu schützen, nimmt man am Abend des heiligen Dreikönigtages in Lagau und a. a. O. das „Schaupbrennen“ vor. Vor hl. Dreikönig geht man in den Wald und schneidet ein Tannen- oder Föhrenbäumchen, das man im Kornfeld in die Erde steckt. Darauf umgiebt man es mit ausgedroschenem Kornstroh (Schaup), das man mit einem Band um das Bäumchen befestigt. Am Abend des Dreikönigtages wird nun das Bäumchen mit dem Stroh angezündet, und während der Anzünder um das Bäumchen herumgeht, spricht er (beim erstenmal Herumgehen): König Kaspar, (beim zweitenmal) König Melchor, (beim drittenmal) König Balthasar!

Ich hab' euch alle drei genennt,
Damit uns das Korn nicht verbrennt.

Darauf besprengt er den brennenden Schaup mit Weihwasser und spricht: Im Namen u. s. w. Amen.

So bleibt das Korn vor Reif, Hagel, Melthau und dergleichen bewahrt.

Dies ist ein Segenspruch und Brauch, der sich auf den Feldbau bezieht.

Bräuche dieser Art ohne Formeln giebt es noch mehr im Böhmerwald. Davon a. a. O. Vgl. Grimm, Myth. 1035 f.

9. Beim Ablösen der Rinde vom Holze.

J. Grimm hat schon in Myth. 1038—39 den Zauberspruch, den die Knaben des „oberen“ Waldes (siehe bei J. Rank, S. 168) beim Loslösen der Rinde zu Maienpfeifen hersagen, aufgenommen, hier mögen nun die Sprüche folgen, deren sich die Knaben des „unteren“ Waldes bei solcher Gelegenheit bedienen. Man unterscheidet zwischen „Rödai“ (Röhrchen) oder „Pfoazai“, wobei bloss die Rindenröhre plattgedrückt und ein schnarrender Ton hervorgebracht wird im Gegensatz zur eigentlichen Maienpfeife. Im erstern Falle spricht der Knabe, während er auf die Rinde klopft:

Rödai, Rödai (oder Pfoazai, Pfoazai) gêh o(b),
Friss 'n Bauern 'n Klê o(b)!
Lôss eam no a Schöpfai stêh(n),
Doss er kô(n) i(n)s Wirtshaus gêh(n)!
Süassi Milli, sauri Milli,
Buttamilli dobei,
Wonnst d' ma nêd ohagêhst,
Holt di da Schinta!

Bei Maienpfeifen dagegen:

A birene (birkene) Rindn —
Loss di schindn,
Loss di schiabn,
Loss da s' Häutl üba'n Kôpf ausziagn!

Vgl. Grimm, Myth. 1038 und Nachtr. zu 1039. Bezüglich der Schreibung und Aussprache der Mundart vgl. meine „Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald in Veckenstedts Zs. f. Volkskunde II. 10, 11, 12.

Segen und Heilmittel

aus einer Wolfsthurner Handschrift des XV. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von **Oswald von Zingerle.**

(Schluss.)

Zu den Wundsegen leiten einige andere über.

Bl. 117c. Czu der nasen.

So ainem menschen die nase plütet oder wo er plutet, so soltu oberhalbn schreiben mit dem selben plute ainen (117d) kriechischen namen O. P. E. W. E. N. daz ist war vnd sprich ym in daz rechte ore: „Ich peschwer dich plut pey dem vater vnd pey dem sun vnd pey dem heiligen gaist, daz du nicht fliessest, alz der Jordan flos, da Cristus inne getauft wart“.

Bl. 126c. Plut verstellen.

Wiltu daz plut verstellen, so sprich: „Sta sangwis in te † sicut Jhesus stetit in se † Sta sangwis [1]) in tua † sicut Jhesus stetit in sua † Sta sangwis [1]) infixus † sicut Jesus stetit crucifixus“.

Einem ähnlichen Segen dürfte an die stirne, so verstet daz plut, womit Bl. 126a beginnt, angehört haben. Das vorhergehende Blatt ist bereits vor der Paginierung entfernt worden — ohne Zweifel aus demselben Grunde, der zur Vertilgung anderer Blätter bewogen hat.

Von der oben erwähnten Gattung ist am bekanntesten das, Bl. 29b, eingetragene Stück, betitelt:

ain bewerter wassersegen.

Hye nach stett geschriben ain guetter bewerter wassersegenn, das do haylt alle wunden, wie die ge (29c) sheen ader werdenn, vnd hebt sich also an. Das wasser muss als woll gesegnat sein als der heilig Jordann, da gott selber in getaufft wart. Ich segen dich, du vnvermalge [2]) wunde, mit den rechten karacteren, das du dein reyssen vnd dein fliessen vnd dein schiessen lassest vnd dein sawrein [3]) vnd dein faulen vnde alle vnkeush lasest, es sein fliegenn, spinnen ader wurm ader welher vntugent das sey, die ich hie gesegnot honn mit dem warenn gott: das ist ware in gotes namen ammenn. Du gebeneyder Jhesu Christus, dein funff

1) Ms. sagwis. 2) unvermailigte, unbefleckte. 3) Säure, Schärfe.

wunden die geswurn noch geswollen noch die rissenn noch die shossen nach sie sawrtein noch sie faultein noch sie smecktein, do sluge auch nie kein vngeluck zue; alzo muss zu diser wundenn thune, zu der ich diss wasser gesegnet hann mit dem waren got, das ist war. In gotes nammenn amen.

Vnssers lieben hern Jhesu Crist sein hailg funff wunden, die hayltenn shier vnd vaste vonn grunde, do slug auch nye kein vbell zu, alzo muess zu disser wundenn thun, zu der ich das wasser gesegnot honn mit dem waren gott, das ist war. In gotes namenn amenn. Crist wart geboren, Crist wart verloren, Crist wart wider fundenn, do hailtein ym sein hailge wunden, also soll die sechste thun in gotes namenn amenn. Vnd sprich iii pater noster vnd aue (29d) maria, also muss vns der almechtige gott behutenn.

Interessant wegen des damit verbundenen Ceremoniells ist ain wundensegen vnd mit tucheren hailen, wobei der Vermerk probatum est sichere Wirkung erwarten lässt.

Bl. 10a. Sprecht disen segen V mall vber die wunden vnd als oft I pater noster vnd ave maria got in sein heilig funf wunden mit beden dawmen gekreutzigt vnd all mall abgewexelt den vntteren vber sich. Der gleich segent die tüchel zu den pflasteren wie die wunden vnd legt albeg V tüchel kreutzling vber einander auf die wunden vnd als oft ein tüchel als oft im namen des v. s h. geists.

Ist die wunden sorgfeltigk, so pindt sy dester offter vnd dut das lauter vmb gotz willen vnd vmb chain gut. Ain yeder wunter soll euch am ersten vmb gotz willen pitten, das ier im dise pantt mittailt. Dann so rett mit im, ob er cristengelawben hab vnd ob er gelawb so stargk an got, das sein gewalt so kreftig sey, das er durch sein kraft vnd dise wort genesen müg; spricht er ja, so tunt, das her nach volget:

legt bede alle waffen von euch vnd das er euch versprech, mit seinen veinden nicht an recht will handellen vnd inen vergeben will.

Darnach legt im die dawmen kreutzling vber die wunden vnd hebt euch mit dem mund nahent zu der wunden, das der attem von dem segen in die wunden gee vnd sprecht also: „An dem heylgen weinachttag da wardt geporen vnser lieber herr Jhesum Christ; als er geporen ward, hatt er fur vns sünder schmertzen gelitten, gestorben vnd erstanden, in dem namen also haylen dise wunden an schmertzen vnd an wetumb, das well gott vnd die lieb junkfraw Maria vnd all heylgen“.

Um ein Pfeileisen aus dem Leibe zu bringen, wird Bl. 123c nachstehende Formel empfohlen:

Wem ain pheileysen in dem leibe sey, daz man nicht aus mag gewinnen, so leg den rechten dawmen auf die wund vnd knie nider vnd sprich: „Pater . on . fyli . on . spiritus . on . Jesu Criste . warer got, erhor vns durch daz gepet sant Blasy deines dieners vnd eyle czu hailen deinen diener N. amen“ vnd sprich daz gepet alz oft, hüncz der pfeil heraus geet.

Bl. 118a. Daz ains nit wunt wert.

Daz man nit wund werd, sol man sprechen dise wort: „Tytulus triumphalis nostri saluatoris Jhesus Nazareus rex Iudeorum“.

Am Aussenrande von Bl. 70c hat ein anderer Schreiber notiert:

Für wunden.

Schreib auf vil zedl sanctus Maternus vnd las 9 mess daruber von sant Maternus sprechen, wigkel yedes zedel besvnder zvsamen, mach ain taigel ab mit waitznmel, sant Steffanswasser [1]) vnd sant Johans myn [2]), nym darin nagelkraut, das grab mit vleys fru, mach kruut vnd wurtzen zv puluer vnnd tus vnter den taig vnd mach claine pillar, leg ain zedl in ain kugel vnd pachs in ol vnd behalts: wan du sorg hast, so nym ains in, so pistu ain tag vnd nacht sicher.

Dass man von wilden Tieren nicht Schaden leide, dafür ist gleichfalls gesorgt. Wir begegnen gleich auf Bl. 2b einer sonderbaren Besegnungsform fur den wurmpis, die uns der des Lateinischen offenbar unkundige Schreiber ziemlich fehlerhaft übermittelt hat. Wir lesen daselbst:

Fur den wurmpis, probatum est.

Dum serpens venit ad te pro morsura sua [3]), vt non mouet pedem dextrum, et fac singnum et forma pedem dextrum cum cultello in toruo incipiendo, sic inferius continens [4]) in forma pedis, dicendo pater noster aue maria tribus ficibus, et sic circumda pedem cum cultello tribus vicibus. Hys omnibus factus et operatus [5]) tunc tolle aquam in vna patella et pone inter dictam aquam hanc puluerem et facua dictam ista camisia dicendo: Inferis vobis vnum fiat tegnum [6]), vnum venilum [7]), carra carruze sanum tolle raduse ei hic in manuell. Talis vinita [8]) tunc fernis [9]) moriatus et sic facua tribus vicibus dicemb [10]) his verbis et postea da bibere aquam in sitim et liberetur.

Plus dico tibi, quos [11]), si non fuisset licidum [12]), quit iget pueri [13]) ad te et mitteret vnum nuncium, tunc dicas: vis accipere malum? Sy dicat ‚non', tunc dicas ‚accipe secure' et fac eum dicere ‚volo accipere'. Quando tunc fac [14]) omnia supra dicta, tunc venit venenum statim ab illo et dicaret supra sanibus et continuo et qui morsus fuerit et ista litera similiter est certissime probatum est.

Besonders gefürchtet waren die Wölfe, (vgl. oben S. 307), mit welchen sich unsere Hs. auch mehrfach befasst.

Bl. 87a. Fur die wulfe.

Ain segen vore die wolff, das sie dein viche nit essenn. • Wo willtu hin, du laydiger waldes hunt? Du tregst ain creucze in deinem mvnde [15]). Als wenig kein mensch vnsserem heren nit mage geleichen, als wenig mugestu heute meins vihes enpeyssenn, ym namen des vaters vnd suns vnd hailgen gaistz.

Fur die wolfe.

Wann du syhest ein wollff gegen dier geenn, der dier schaden wollt, so leg dein rechten dawmenn in dein recht hant vnd sprich: „Pfey du dich wer, were du ere, dann Crist geporen wartt" [16]).

1) Am Stephanstag (26. Dezember) geweihtes Wasser. 2) Wein am Tage Johannis (27. Dezember) des Evangelisten geweiht. 3) l. serua? 4) continuans. 5) l. factis et operatis. 6) l. regnum. 7) venenum. 8) finita. 9) l. vermis. 10) l. dicens. 11) l. quod. 12) licitum. 13) l. quod iret puer? 14) l. facit. 15) l. munt. 16) M S Denkm. IV. 3, 1.

Der hierauf folgende Segen hat wohl nur irrtümlich die Überschrift fur wolfe erhalten; er lautet:

Wann dein veind zu dir geth vnd maynt dich zu laydigen, so sprich: „Nummerdvm namen, susser vater Jhesu Crist, wie gar du ainem toten menshen geleich piest“.

Dagegen ist der auf Bl. 103a stehende ein alter Wolfsegen, vgl. Grimm Mythol.[2]. S. 1190. Schmeller, 2, 902.

Fur die wolfe.

Der gute herr sant Martein der lag auff dem pette sein, er sprach: „Stand auff, hirte mein, nym des hymel slüssel, versperr dem wolfe seinen drussel vnd dem pern seinen czandt vnd dem diebe seine hant, vnd gee hin, viech, in holcz vnd in waid, in perg vnd in tal, wo dir hyn sey not, in gotes namen amen“, vnd sprich iii pater noster vnd iii aue.

Gegen Feinde unter den Menschen stehen gleichfalls mehrere Stücke zur Verfügung. Ausser dem oben mitgeteilten lesen wir

Bl. 10c. für deine veint hab dise nomen bey dir † sanctus † Nicasius † sanctus † Ryminius † sanctus † Maternus † vnd V pater noster, V aue, i credo.

Bl. 72d. Ain guter segen.

Ain guter segen, das sich ain mensh vorsorgenn mag vor sein veindenn. Mach ein † vber die stiren vnd ein † an denn munde, ain † vber dein hercz vnd spriche: „Gesegen mich heutt die wort, da vnsser lieber her Jhesus Christus mensh ynnenn wart, gesegenn mich heut der fried vnd sune, do vnsser liebe fraw ynnen wasse [1]), do sie ires lieben kindes genass, gesegenn mich heutt der segenn, den vnser liber herr Jhesus Christus am demm [2]) jungsten tag sein aussderweltenn liebsten freundenn will geben amen“. Den segenn den sprich iii stund mit iii pater noster vnd mit iii aue maria vnd ain gelauben.

Ain ander segen.

Ain ander gutt segen, do sich auch ain mensh mit mage vorsorgenn vor sein veund, vnd sprich also: „In dem namenn des vaters vnd des suns vnd des hailgen gaist amen. Ich will mich heutt gurten mit dene hailgen funff worten, mit der svnne vnd mit dem monad vnd mit dem hailgen (73a) fron leichnam; wer mir heutt nicht sey gutt, dem empfall [3]) sein crafft vnd mut, er möge sich auch alls wenig gegen mir geregenn, als ain tode mann sich moge gewegenn. Mein waffen das sey mir stehlein, das sein sey seydenn; als wenig moge er mich an leybe vnd an gutt vnd an eren ergynnenn [4]), als die liebe junckfraw Maria ain andern sune gewynne; des helff mir der mann, der denn tode an dem hailgen fronn creucze nam, amen“, vnd sprich iii pater noster vnde aue maria.

Bl. 118a. Für die veinde (ein segen).

Fur deine veinde sprich dise wort: „Si me queritis, sinite hos abire; Cristus nobiscum in nomine patris et fyly [5]) et spiritus sancti“.

1) l. was. 2) l. dem. 3) Ms. empall. 4) l. enginnen, verletzen. 5) filii.

Dem bösen Feinde gilt eine wunderliche Beschwörungsformel.

Fur den teufel.

Bl. 125a. Wer behaft ist mit dem posen veint, so spreche ym ain priester dise wort in daz ore, so meldet er sich, wes man in fragt:

Amara Tonta Tyra post hos firabis ficaliri Elypolis starras poly polyque lique linarras buccabor uel barton vel Titram celi massis Metumbor o priczoni Jordan Ciriacus Valentinus.

Bl. 87ab sind zwei Reisesegen verzeichnet.

Wan du über lant wilt gen.

Wan du vber lant willt genn vnd dv erst aus dem hauss dritest, so sprich: „In namenn (des) vaters vnd suns vnd halgen gaystz amenn. Ich dryt heutt auff das pfatt, do vnsser lieber here Jhesus Christus selbs auff tratt, das was so linde vnd so gutt. Ich bitte dich, lieber here, das du mir behutest leyb vnd sele gutt (87b) durch dein hailges pluet. Diser weck sey mir reub loss, morde loss, dieb loss, wasser los, fewr loss, vallen loss, aller wilden thier loss, als Maria gotes muter war, da sie irs liebenn trauten kinds genass amen“.

Ain segen.

Gesegen mich heutt das edlest pain, das die sunne ye vberschain, gesegenn mich heutt das edlest creucz, das ye gewehs, gesegen mich heutt die hailgen funff wunden [1]), die gott nye wurden vorpundenn, die mussen mich heut behuten vor allen mein veindenn, das mir kein shad mogen gesein an sele vnd an leyb, an eren, an gutt, vor verretershafft vnd vor allen posen dingenn, das mir nymmer misselinge, des helfenn mir die vier spangenn, die himel vnd ertreich habenn vmbfangen, vnd die hailgen himelische kint, die in dem hohen himel sind. Mein fraw sand Maria muss mier behutenn stigel vnd wege, stege, wo ich mich hin kere, in gotes namen amen: pater noster.

Von einem Johannessegen fehlt der Anfang, indem das vordere Blatt wieder herausgerissen ist.

Bl. 86a . . . den vns gott allen gunne vnd sein liebe muter die zart kungein [2]). Wer des ymer erbeysse, der werd selig vnd reich mit allem vleyss amen.

Das ist sand Johans mynne, got vorleyh mir soliche synne, das ichs also musse gesegen, das gott vnd der viel gutt sand Johans vns heutt engagenn vnd die hailgenn vier ewangelisten sand Johans, sand Lucas, sand Marx, sand Mathey die hailgen vier ewangelisten die mussenn vnsser lebenn friestenn, wo wir syczen ader stenn, wo wir reyten ader geenn, in welcher hand weysse vnsser wurcken vns heutt erscheynne, so muss gott vnd der viel hailig gut sand Johanns heut pey vns sein, das hellff vns Maria die werde kunigein amen. Sand Johanns myn [3]) die ist so gutt, das got vnd das viel hailge pluet musse vnsser zu aller zeytt warten vnd vns in seiner huet haltenn, das vns alle nott vormeyde, noch vns kain waffen nit vorshneyd, das ye gesmidet wart, seyt Crist geporen ward amenn. Ob vns vnsser veinde yndert wolten vbergeen, das wir yn mugenn syges [4]) gesteenn, das wir in gesygen· unn, das helff vns sand Johans der viel hailge mann, Jhesus Christus aller maynst [5]), der vater vnd der sune vnd der hailig gayst amenn. Seyd

1) Ms. stundenn. 2) Ms. kvñge. 3) minne. 4) wohl: siges nit gestên. W. 5) meist.

die iii namenn ain (86b) ware gotihayt sein, so mish sich gott mit worten dor ein, also das das prott vnd der wein also woll musse gesegnot sein als das prot, das gott sein jungeren bott, do er vor vns wollt geen in den todt amen. Sey aber kain vaiger vnder vns allenn, des helff vns der viel hailig here sand Gall, das ym sand Johanns mynne enpfalle. Dem ratenn wir, das er auss seines wirtz [1]) hauss nit gee, so rat ich ym auch mere ze ainer puss, das er vns nicht shadenn musse an leyb vnd an sele, an gutt noch an ere, noch anderen vnsseren freundenn, die heut pey vns sein, das helff vns Maria die werd kunigin amen. Nun sprechen wier alle geleich vnd faren froleich, das wir nummer mogen ersterben, vns muss gotes leichnam zu hilff vnd zu troste werden amenn. Wart awer kein mynne ye pass gesegnat dann dyse, so chome ene zu disser vnd disse zu ener, also das sie payde woll gesegnot sein, das helff vns Maria die werd kunigin amenn. Nun drincken mir die allerpestenn mynn, die sand Jorg tranck, do mit er all sein nott vberwant, also muss wir sie trincken vnd mussen alle vnsser nott vberwintenn amenn. Nun varenn wir alle frolich, got von himelreich will heutt pey vns sein, das helff vns Maria die werd kunigein amen.

Daran reiht sich maister Poppen segen.

Bl. 86c. Auch ain gutter segen, den der starck Popp [2]) gemaht hott an sein leczten zeyten, vnd mann maynt, er sey auch do durch behaltenn wordenn.

Maister Poppen segen.

Gesegenn mich heutt der gott, der mich ershaffenn hatt, gesegenn mich heutt der engel mein vor valschemm [3]) ratt, gesegen mich heutt Maria vor dem, das mir shad, gesegenn mich heutt das hailig creucz vor sundenn vnd vor shandenn. Die vier plegenn [4]) mein, wo ich in der werlt vare. Czu dem funftenn mael enphiel ich mich in der engel shar, das mir geshadenn mug als claine vmb ein hare, wo ich in der werlt vare, auff wasser ader auff dem lande. Dor zu enphilch ich mich der [5]) raynenn magt Maria, das sie sey mein shielt fur jamers nott vnd das mich gott behutt vor enngstlichemm tode, das der armenn sele mein werde viel gut ratt, wann sie zu dem munde auss gat vnd von demm leichnam shaydet. Gesegenn mich heut das ware creucz vnd auch die kronn vnd das pluet, das gott auss seiner hailgen seytenn rane [6]), gesegen mich heutt Maria gotes muter vnd sand Johann, der vnder dem kreucze sein hende auffwand vnd claget denn shoppfer sere (86d), gesegen mich heutt sein plutiger swayss, der vonn ym ging, gesegen mich heut, das mann yn an ein kreucze spyenn, gesegenn mich [7]) heutt die zeyt vnd weyll, die er hieng vnd in ain plinder jude stach mit ainem sharpfen spere, gesegen mich heutt gotz marter vnd sein pitter todt, gesegenn mich heutt sein engelishen funff wunden rott, gesegenn mich heut sein hailge himelfart, gesegen mich heutt alle priester gutt in gotes wandellunge, gesegen mich heutt sein hailgen fumff wunden, gesegenn mich heutt die stadt, do er zu der marter drat, do mit er alle menshayt [8]) erlosset [9]), gesegenn mich heut der wein vnd das himelprott, dor yn sich got vorporgen geyt in aller priester hande. Ach here gott, durch dein hohe driualtikeyt vnd durch dein tode vnd ware menshayt vnd durch die marter, die du vor den sunder laytt vnd du vorgab dem shacher an dem creucze, nu gib, herre, das dicz gepet vorvencklich [10]) sey durch die himelvart vnd durch

1) Ms. wittz. 2) Der starke Boppe, der um 1270 am Oberrhein blühende, durch seine grosse Stärke sprichwörtlich gewordene Dichter. Wackernagel in Zeitschr. f. deutsch. Alterth. VIII, 347 f. 3) Ms. valch. 4) l. pflegen. 5) Ms. denn. 6) l. ran, rann. 7) mich fehlt. 8) Ms. menhayt. 9) ergänze hat. 10) wirksam.

die vrstend dein vnd auch alle engel, die mit dier behausset sein durch deiner hoch gelobten werdenn zarten [1]) muter ere; du ernerest [2]) Noce in der archen, nu behutt mich vor demm teyffell frayssam [3]), gesegenn mich heutt vor der helle grunt, altissimus, vnd durch der hochsten nammen drey (87a). Her uater Jhesus, erparm dich vber des armenn mainster Poppen sele des starken.

Der Bl. 88d eingetragene Bienensegen ist leider nicht vollständig, da die sieben folgenden Blätter, die gewiss noch mehr derartiges enthielten, herausgeschnitten wurden.

Zu den peyen.

Das dein peyen nit hin fliehenn, schreyb die wort an ein zedel vnd lege sie vnder ain peystock: ym nammenn des vaters vnd des suns vnd des heilgen gaystz. Ain dieren gottes, die do wurcht ein werk gotes des herren. Ich beshwer euch peien vnd pemeny treu, (!) das ir got solt vorchten vnd den wallt nit sult suchenn vnd auch keiner ......

Um Pferde beim Beschlagen ruhig zu erhalten, giebt unsere Handschrift Bl. 102d die Weisung:

Wenn ain ros nit will sten czu beslachen, so schreib ym auf den vordern gerechten fuess disen namen Yson vnd auf den vodern tencken fuss den namen Eufrates vnd schreib auf den gerechten hindern fuess den namen Tigris vnd auf den hindern tencken fuess den namen Cison, so steet (103a) ez stille vnd lat sich beslachen.

Bl. 1a. Fur die ratzen schreib dise wort an vier ort in das haws „Sanctus [4]) Kakukakilla“.

Bl. 126b. Sloz auf tun.

Item wiltu slos auf tun, so sprich dise wort „Atollite portas, principes, vestras“ vnd iii pater noster, vnd wan du kunnst, der antiffen (Antiphon) Cum rex glorie huncz an die wort de klaustris.

Ein Mittel anderer Art wird vorher angegeben.

Wiltu slos auf tun ane schlüssel, so ge, wo du ains grunspechten oder pamhackl [5]) nest vindest vnd nym ain guten keil vnd verschlach daz nest, so pringet der vogel ain wurcz vnd halt die an den keil vnd so velt der keil aus dem loch, so lat der vogel die wurcz vallen, so schaw, daz du vnder dem pawm schon gekert habst oder etwas sawbers dar vnder gepraitt, da die wurcz auf vall, vnd so du sy dan vindest, an welhes slos du sy habst, daz get gegen dir auf. (Es ist herba meropis oder boumheckelkrût.)

Bl. 98a. Wylltu gelucksam sein, so nym mercurium vnd vormach den in drey federkyel vnd du in iglichen federkyel iii waiczene korner vnd vormach die vederkyle auch mit wolle vnd lege sie dann auff ein altar, hincz [6]) man IX messe dor ob lesse. So dv dann den ain federkyell in dein schrein, den anderen thue, do dein vihe auss vnd ein geeth, den drytten thu vnder dein drusshuffel [7]) ader dor vber, vnd sprich sand Gallenn all tag ein pater noster vnd i aue maria.

1) Ms. zarte. 2) l. ernertest. 3) dem teufel freissam. 4) l. sancta. Da St. Gertraut gegen die Mäuse hilft, ist sie vielleicht hier gemeint. 5) Baumhacker. 6) bis. 7) Schwelle.

Bl. 102d. Fürn teufel.

Wiltu den teuffel von ainem menschen pringen, so nym Seuenpawm [1]) drew czweigel vnd leg sy in einen hafen vnd gews drey stund daran guten wein in dem namen des vaters vnd des suns vnd des heyligen gaistes vnd lass sieden, daz es wol erwalle, vnd leg ez dem pesessen menschen auf daz haubt, daz ers nit wisse, so muss der teufel antwurten vnd weichen.

Ausser diesen Einträgen, in welchen gesprochenen oder geschriebenen Worten resp. Charakteren mit oder ohne Zuhilfenahme bestimmter Stoffe eine besondere Wirkung zugeschrieben erscheint, mögen noch einige andere, die von wunderbaren Kräften gewisser Pflanzen und Tiere berichten, hier Platz finden.

Bl. 102b. Quendelkraut.

Pey dem selbigen chrawtt beleibt chain giftiger wurm noch chain giftigs tier.

Dasselbe wird von einigen andern Kräutern behauptet:

Bl. 123a. Von czittber.

Czwittewer ist fur daz vergicht [2]) gut vnd daz chain mensch chain aitterwurm nit peist; er stercket den magen vnd leschet den stanck des kloblauchs.

Bl. 123b. Draconicia ist vech [3]) an den pletern alz die nater. Wo sy stat, do get chain giftiger wurm; wer sy pey im trait, dem mag chain gift nit schaden.

Bl. 112d. Ain abentewr (twalm [4]).

Ain krawt haist agrimonia; wen man dasselb chrawtt ainem slaffendem menschen auff sein haubt legt, daz ers nit wais, der selb mensch erwachet nit, hüncz [5]) daz man ym daz chrawt wider ab nymmt.

Verbena.

Bl. 115a. Auch wer verr reiten sol, der sol verbenam und artemisiam dem rosse pinden vnder den schopf, so wirt daz ros nit cze rach [6]) vnd wirt auch nit czu müd.

Wer verbenam pey im hat, der wirt des weges nymmer irr noch mud.

Verbena macht den menschen lieb vnd genäm vnd froleich.

Ähnliche Wirkungen sollen auch erzielt werden durch:

Bl. 122c. Hauswurcz.

Barba Jouis haist hauswurcz. Der pleter sint dicke, sy sten auff dem dache vnd smelczen vnder den vingern. Dem sein weib vnwirde erpewtt [7]), der salb sich mit dem saft, so er sy prawtten [8]) well, so hat sy yn lieb für alle man.

Hat er aber andre weiber lieb (122d), so tü sy daz selb, so hat er sy lieb für alle weib.

---

1) juniperus sabina. 2) Gicht, Krämpfe. 3) bunt. 4) Betäubung. 5) bis. 6) gliedersteif, mhd. ræch, ræhe. 7) quem uxor sua propter impotentiam contemnit. 8) si eam subiturus est.

Valeriana.

Bl. 126c. Wiltu gute freuntschaft machen vnder manne vnd vnder weibe, so nym valerianam vnd stoss die czu puluer vnd gib ins czu trincken in wein.

Gegen Zauber schützt Artemisia.

Bl. 123c. Artemesia ist ain krawt, daz ist vnter allen wurczen mein trawt; der kraft ist tewre, sy vertreibet alles vngehewre. Ob du furchtest czauber, so hab ir vier pündl in der chemnaten, wan dir schaden die vnholden nicht an chinden, noch an viech, noch an chainer slacht ding, vnd [an] chainem weibe wirt [ir nicht] [an] chainer slacht siechtum an ir kint, so daz weib welle gen czu chinde.

Unter den Tieren zeichnet sich besonders der Geier durch seine tugent aus (Bl. 118a), von dem S. Jeronimus spricht also:

Es ist nyndert dhain gelit noch pain innwendig noch auswendig nichtz an dem geyr, es sey gut czu arczney.

Wer des geyers arczneye haben welle, der sol des war nemen, daz er den geyer an eysen töte, ee das er innen wirt; wan versteet er sich, daz er nit genesen mag, so slindet er sein aigen hirn.

Von den Angaben, wofür und wie die einzelnen Teile zu gebrauchen seien, sind die am Schlusse unter Nota stehenden bemerkenswert.

Bl. 118d. Wer gern well läutsalig sein, der nem daz recht auge dez geyers vnd trag daz in der tencken [1]) hant oder pint es vmb den tencken arm. Wo er geet für die läwt, so sint sy im holt, die weil er es pey im hat, vnd verlewst nit seines herren huld.

Wen du sorge hast auf täding [2]), so trag dasselb auge mit dir, so schaidestu mit eren von dan.

Wen du sorge hast, daz du dich versichst etwas czu sten, daz wider dich sey [3]), so nym des geyers herez vnd pint ez in den ermell, du chumst in chainen streit so grossen, du gewinst den sig oder schaidest erlich von dann.

Andere abergläubische Meinungen knüpfen sich an den Hund, die Katze, Fledermaus, Kröte und andere Tiere.

Bl. 57c. Fur fel der augen.

Ffur die vele der augen, so nym einer swarczen kaczen heupt vnd prenn das zu pulver vnd places das puluer (57d) in die augen, so frist es das maylle [4]) shier abe.

Bl. 61d. Fur noli me tangere.

Ain gute kunst vor ein presten [5]), der do hayst noli me tangere. So nym ain kaczenn vnd pind [6]) ir alle vier zusammen vnd mach zu ring [7]) vmb sie ain feuer, so besaicht sie sich vnd mit der selben saich necz dich oder bestreich dich, wa dich ain kacze besaicht hatt, so wirstu gesunt.

1) linken. 2) Verhandlung oder Geschäft vor Gericht. 3) Wenn du Sorge hast, weil du erwartest gegen etwas dich zu stellen, was wider dich ist. 4) mail Fleck, Fehler. 5) Gebrechen. 6) Ms. pindir ir. 7) ngs.

Bl. 126b. Fur huntpellen.

Wiltu sicher gen, daz dich die hund nit an pellen, so nym ain hercz vnd ain czung von ainem **hund** vnd trag daz in der hand oder trag in der hant serpentinam.

Bl. 126c. Nym ains **hundes** czung vnd magensamen [1]) vnd hack daz clain vnd misch ez vnder ainander, vnd welcher vogel oder tier daz isset, daz leit geleich sam sey ez tot. Wiltu es danne wider wecken, so stos ym daz haupt in ain wasser.

Bl. 126b. Salb deine augen mit **fledermausplut**, so gesichstu wol tag vnd nacht.

Bl. 77d. Für plüten.

Ain ander hubsh kunste vor das bluetenn. So trag mit dir ashen vonn einer **krotenn**, so mag kain pluet von dir, vnd wiltu das beweren, so nym die ashen vnd (78a) heng das puluer ainer hennenn an denn hals vnd tote sie dann, so geth kein pluet nit dor auss.

Über krotenol wird Bl. 28d gehandelt, doch fehlen die folgenden Blätter, so dass wir nicht einmal die Bereitung desselben vollständig kennen lernen.

Bl. 126c. Abentewr.

Wer pey im hat ains rappen [2]) hawbt, der mag von kainem kaufman betrogen werden.

Idem.

Item wen man des raben ayr aus dem neste nymbt vnd die wol sewdet [3]) vnd wider in daz nest legt, so flewgt der **rab** an daz rote mer vnd pringt ain stain vnd rürt die ayr da mit, so werden sy wider roch [4]) als vor.

Bl. 103b. Fur vnholden.

Daz alle vnhulden czusammen chomen, die in ainer gegne sint, nym aines pargs [5]) hoden vnd ains ross hoden vnd ains hasen hoden vnd ains hanen hoden vnd prenne die czu puluer vnder haytterm hymmel, so chomen alle vnhulden czusammen vnd erczaigen ir maisterschaft.

Dazu hat ein ungläubiger Leser des 15./16. Jahrhunderts an den Rand geschrieben:

Es wer wol, wens war wer.

Wie man sich unsichtbar machen könne, ist teilweise noch auf Bl. 126d zu lesen.

Wiltu vnsichtig sein, so ge czu ainem amaisshauffen, da claine amaissen sint vnd IX geng hab, vnd czunt den hauffen an mit fewr vnd las gar wol verprennen, dar nach so las daz kot vnd aschen durch ein syb geen, so vindestu ain stain mit dreyerley . . . .

Das die Fortsetzung enthaltende Blatt 127 mangelt.

1) Mohnsamen. 2) Raben. 3) siedet. 4) roh, ungesotten. 5) barg. Eber, männliches Schwein.

Moderne chinesische Tierfabeln und Schwänke.

Mitgeteilt von **C. Arendt.**

Indem ich einige kleine Tierfabeln, Schwänke und verwandte Geschichtchen vorlege, wie solche im Norden Chinas in den gebildeten Kreisen im Umlauf sind, will ich vorausschicken, dass ich mich einzig und allein auf die Mitteilung des Stoffes beschränken werde. An einen historischen Zusammenhang dieser Fabeln und Anekdoten, mit der Volkslitteratur anderer Völker ist — vielleicht mit einer Ausnahme (No. 5) — nicht zu denken, und insofern dieselben etwa zu Vergleichungen mit ähnlichen Erzeugnissen des Volksgeistes in anderen Ländern Anregung geben sollten, muss ich es anderen überlassen, diese Vergleichung vorzunehmen, da ich selbst auf diesem Gebiete fast ein Fremdling bin. Der Stoff, den ich vorlege, ist jedenfalls neu, und noch nirgends veröffentlicht, weder auf Chinesisch noch in Übersetzung. Die meisten der mitgeteilten Geschichtchen stammen aus dem Munde des jetzigen Lectors des Nordchinesischen am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, Herrn Hsüeh Shên; die 9. habe ich in China selber erzählen hören; über die Herkunft der 10. wird weiter unten Aufschluss gegeben werden. Doch nun zur Sache.

China besitzt keine Fabel-Litteratur, und besonders die Tierfabel ist in der chinesischen Litteratur als Gattung gar nicht vertreten. Jedoch finden sich in chinesischen philosophischen und historischen Werken aus alter Zeit einige hierher gehörige Stücke, welche ich im 12. und 13. Bande der in Hongkong erscheinenden Zeitschrift China Review ausführlich behandelt habe. Jedoch ist es mir mit der grössten Mühe nur gelungen, fünf dergleichen Tierfabeln zusammenzubringen. Sie gehören der Kunstlitteratur an, und wir haben daher nichts mit ihnen zu thun.

Auch in der modernen chinesischen Volkslitteratur spielt die Tierfabel nur eine kleine Rolle, so dass es mir merkwürdigerweise erst hier in Berlin, und zwar ganz zufällig, geglückt ist, einige derartige Erzeugnisse des chinesischen Volksgeistes zu entdecken.

1.

Meine erste Fabel vom Frosch und der Larve der Cicade (welche, beiläufig gesagt, einem Mistkäfer bis zu einem gewissen Grade ähnlich

sieht und daher auf Chinesisch mit demselben Wort wie letzterer bezeichnet wird) lautet folgendermassen:

Ein Frosch hatte mit der Larve einer Cicade Freundschaft geschlossen. Als aber der Sommer kam und es heiss wurde, warf die Larve ihre hässliche Hülle ab, verwandelte sich in eine Cicade und kroch hinauf in den Wipfel eines Baumes, woselbst sie unter munterem Flügelschlage ihren schrillen Gesang ertönen liess. Da fiel es plötzlich dem Frosch ein, er wolle doch seine Freundin einmal besuchen. Als er aber zur Wohnung der Larve gelangte, fand er sie nicht zu Hause. Er suchte sie wohl einen halben Tag lang, konnte sie aber nirgends finden, bis er sich endlich an der Wurzel eines Baumes niedersetzte, um sich an der frischen Kühle zu laben. Da plötzlich, als er seine Blicke in die Höhe richtete, sah er die Cicade, wie sie auf einem Baumzweige sass und ihren melodischen Gesang erschallen liess. Da rief er ihr zu: „Werte Freundin! Komm doch herab zu mir dich auszuruhen und mit mir zu plaudern!“ Die Cicade aber kroch immer höher und kümmerte sich nicht um ihn. Da rief der Frosch zornig: „Ha! jetzt, wo du ein Gewand aus weisser Gaze angelegt hast, bist du stolz geworden und blickst auf deinen alten Freund hochmütig herab.“

Hier schliesst das Original. Die Hinzufügung eines Fabula docet ist im Chinesischen durchaus ungebräuchlich, auch bei den Kunstfabeln. Im Übrigen trägt die kleine Geschichte entschiedene Localfarbe: die Cicade ist eins der charakteristischesten Insekten des nördlichen China.

2.

Nummer 2 handelt vom Adler, oder wohl richtiger Falken und Sperling. Auch diese hatten mit einander Freundschaft geschlossen. Eines Tages machte der Sperling dem Falken in seiner Wohnung einen Besuch. „Schön, dass du kommst,“ sagte der Falke, „warte hier ein Weilchen auf mich, ich will ausgehen und etwas für uns zum Essen kaufen“. So erhob sich denn der Falke in die Lüfte, und als er unten einen Mann vorübergehen sah, der eben in einem Schlächterladen ein halb Pfund Fleisch gekauft hatte, stiess er hernieder und raubte es ihm aus der Hand. Dann flog er zurück in seine Wohnung, und er und der Sperling brachten den Tag essend und trinkend vergnügt mit einander zu. Nach einiger Zeit machte der Falke dem Sperling einen Gegenbesuch in des letzteren Wohnung. „Schön, dass du kommst“, sagte der Sperling, „warte hier ein Bischen auf mich, ich will auch auf die Strasse gehen und etwas für uns zu essen kaufen“. So flog er denn auf die Strasse und sah einen Mann, welcher ein viertel Pfund Fleisch in der Hand hielt, welches er soeben in einem Schlächterladen gekauft hatte. Er flog also hin, um es fortzunehmen; da er aber so klein und schwach war, so konnte er es dem Mann nicht entreissen, sondern er sass nur darauf mit unruhig flatternden

Flügeln. Der Mann aber sprach: „Vor einiger Zeit, als ich mir ein halbes Pfund Fleisch gekauft hatte, hat ein Falke es mir geraubt, und heute kommst du, mir dies viertel Pfund Fleisch zu entreissen? Warte! ich will dir einen Denkzettel erteilen.“ So sprechend, riss er dem Sperling seine sämtlichen Federn aus, und warf ihn dann auf die Erde. Inzwischen wunderte sich der Falke, dass der Sperling gar nicht zurückkam. So flog er denn aus, ihn zu suchen, und nicht lange, so fand er den armen Wicht nackt auf der Erde liegen, unfähig, die Flügel zu regen. Er erschrak und fragte ihn: „Was ist dir denn passiert?“ „Ach,“ erwiderte der Sperling, „der Mann mit dem Fleisch wollte durchaus keine Vernunft annehmen; da habe ich mir eben den Rock ausgezogen, um ihm eine tüchtige Tracht Prügel zukommen zu lassen, dem Buben!“

Auch diese kleine Fabel zeigt eine entschiedene Localfarbe; nichts ist in den Strassen chinesischer Städte gewöhnlicher, als die sich zu einer Rauferei Anschickenden sich zunächst ihrer sackartigen, weiten, jede freiere Bewegung hemmenden Gewänder entledigen zu sehen, um dann den ersten Angriff gegen den Zopf des Gegners zu richten, gerade wie in unserer Geschichte der Fleischkäufer dem Sperling die Federn ausreisst.

3.

Nummer 3 handelt von der Maus und dem unerfahrenen Mäuschen.

Eine alte Maus ging eines Tages aus. Da sagte sie zu ihrem Töchterchen: „Halte dich ja hübsch zu Hause, damit dir die Katze nichts zu leide thut.“ Nach dieser Ermahnung machte sie sich auf den Weg und ging aus. Dem jungen Mäuschen aber wurde es bald langweilig in seiner engen Behausung und es beschloss dennoch auszugehen, um mal zu sehen, was die Katze denn eigentlich für ein Tier sei. Es kroch also aus dem Loch heraus und begegnete einem Schwein, welches im Hof auf der Erde lag und sich sonnte. Das Mäuschen dachte: das ist gewiss eine Katze. Es kroch ihm auf den Körper und biss es in's Ohr, so dass das Schwein laut zu grunzen anfing. Da freute sich das Mäuschen und sprach: „Hast du Angst vor mir?“ „Ja wohl habe ich Angst vor dir,“ antwortete das Schwein. Vergnügt kroch das Mäuschen darauf in sein Loch zurück.

Das nächste Mal, als die alte Maus wieder ausgegangen war, machte das Mäuschen es ebenso. Da begegnete es einem Elephanten, der war sehr gross und hatte einen langen Rüssel. Da dachte das Mäuschen bei sich: „Die Katze sieht aber sonderbar aus: sie hat zwei Schwänze, einen an jedem Ende des Körpers.“ Husch! kroch sie an dem Elephanten hinauf und setzte sich auf sein Ohr, und erst als es von da seine Augen sah, merkte es, dass da der Kopf sei. Es kroch ihm darauf in's Ohr hinein und biss ihn, so dass er vor heftigem Schmerz laut aufbrüllte. „Ha! hast du auch Angst vor mir?“ fragte es ihn. „Ja wohl habe ich Angst vor

dir, hab' doch nur Erbarmen mit mir," antwortete der Elephant. Die Maus kehrte darauf in ihr Loch zurück. Das dritte Mal aber, als die alte Maus ausgegangen war, und das kleine Mäuschen es wieder ebenso machte, begegnete es wirklich der Katze. „Du kleines Ding wirst's doch wohl nicht wagen, mit mir anzubinden?" rief es ihr verächtlich entgegen. Da sprang die Katze mit einem Satz auf es zu, packte es und biss es zu Tode.

4.

Die folgende und letzte eigentliche Tierfabel von den Grashüpfern und den Wildgänsen will ich nur kurz ihrem Inhalte nach anführen, da sie in der Art der Erzählung wenig besonders Charakteristisches bietet.

Eine Schaar Grashüpfer vergnügt sich bei warmer Witterung in ausgelassenster Weise auf freiem Felde. Da fliegt eine Schar Wildgänse vorüber, die ermahnen die Grashüpfer, rechtzeitig an den Winter zu denken. Die Grashüpfer rufen ihnen zornig zu: „Geht Eurer Wege und stört uns nicht bei unseren Spielen, die Euch nichts angehen. Wir haben hier jetzt reichlich zu essen und zu trinken. Macht es doch nicht wie ein Hund, der auf den Mäusefang ausgeht, was doch nicht seines Berufs ist" (Dies ist, beiläufig gesagt, ein chinesisches Sprichwort). Im Spätherbst als es kalt geworden ist und die Grashüpfer erschöpft und zitternd auf der Erde liegen, kommt dieselbe Schar Wildgänse wieder vorüber. Die Grashüpfer rufen ihre Hilfe an, werden aber von den Gänsen mit höhnenden und strafenden Worten zurückgewiesen.

Die Gegenüberstellung der Grashüpfer mit wilden Gänsen will uns weniger einleuchtend erscheinen, als die der Cicade und Ameise in der bekannten äsopischen Fabel, jedoch bietet die wilde Gans insofern immerhin einen genügenden Anhalt für die Rolle, die ihr in unserer Fabel zugewiesen ist, als sie den der Jahreszeit angemessenen Aufenthaltsort sich selbst zu suchen versteht.

5.

Nummer 5, zu welcher ich jetzt übergehe, erinnert in einigen Einzelheiten lebhaft an Rückerts schönes Gedicht: „Es ging ein Mann im Syrerland, Führt' ein Kameel am Halfterband", steht aber in der ganzen Ausführung und Fassung erheblich dahinter zurück. (Ich gebe auch diese, wie die vier folgenden Nummern, abgekürzt wieder). Ich muss vorausschicken, dass in der chinesischen Volksmythologie der Yáoch'ienshu oder der „mit Gold, Silber und Kupfergeld behängte Baum" eine grosse Rolle spielt. Man braucht ihn nur zu schütteln, so fallen einem die Schätze in den Schoss. Man sieht ihn häufig auf ausserordentlich roh ausgeführten Bildern dargestellt, welche sich die Chinesen um Neujahr an die Wände ihrer Zimmer kleben. In unserer Geschichte nun macht

eines Tages ein von Geldgier und Habsucht erfüllter Mann einen Spaziergang in die Berge und fällt dabei in eine Schlucht, wo er sich mühsam an dem Aste eines verkehrt mit der Krone nach unten zu wachsenden Baumes festhält. Schaudernd blickt er in die Tiefe und die Haare stehen ihm zu Berge. Von noch grösserem Grausen wird er erfüllt, als er plötzlich zwei Mäuse, eine schwarze und eine weisse, aus einem Loche hervorkriechen sieht, welche unablässig die Wurzel des Baumes benagen, an dem er sich festhält. Da auf einmal erblickt er in seiner Nähe einen zweiten ganz mit Gold, Silberbarren und Kupfermünzen behangenen Baum, eben einen Yaoch'ienshu von der so eben beschriebenen Art. Sich mit der einen Hand an dem einen Baum festhaltend, beginnt er mit der anderen die goldenen und silbernen Früchte des Goldbaumes zu brechen, und vergisst darüber ganz die gefährliche Lage, in der er sich befindet. Inzwischen aber haben die beiden Mäuse ihre unheimliche Arbeit vollendet, der Baum löst sich aus dem Erdreich, in dem er wurzelte, mit einem lauten Krach los, und der Schätzesammler stürzt in die gähnende Tiefe. Der Schreck weckt ihn auf und er wird nun gewahr, dass alles nur ein Traum gewesen ist.

Dies ist nun eben die Erzählung, bei welcher ich zweifelhaft bin, ob nicht wenigstens einzelne Züge derselben von anders woher entlehnt sein mögen. Schon der „Goldbaum“, um ihn so zu nennen, ist zwar jetzt ganz in den chinesischen Volksglauben übergegangen, aber ob er eine ursprünglich chinesische Erfindung ist, kann ich nicht sagen. Zumal aber die beiden Mäuse machen mir nach meiner sonstigen Kenntnis der chinesischen Litteratur und Denkweise keinen recht nationalchinesischen Eindruck, jedoch kann ich mich täuschen. Liegt hier wirklich eine Entlehnung vor, so wäre natürlich zunächst an indisch-buddhistischen Einfluss zu denken [1]).

Ich will nun noch einige, jedenfalls echtchinesische, Schwänke und Schnurren mitteilen.

6. Die drei Dummen.

Ein neuernannter Stadtpräfekt erteilt seinem obersten Gerichtsdiener den Auftrag, ihm innerhalb dreier Tage drei durch aussergewöhnliche Dummheit ausgezeichnete Leute vorzuführen. Er stellt ihm zu diesem Zweck drei Arrestbefehle in blanco zur Verfügung und verspricht ihm eine reichliche Belohnung, falls er seine Aufgabe in befriedigender Weise ausführe. Der Gerichtsdiener macht sich auf den Weg und sieht einen Menschen, welcher auf einem Esel reitet, dabei aber zwei schwere Säcke

---

1) Die Vermutung des Herrn Verfassers ist richtig, denn Züge dieser Fabel erinnern an die bekannte in den Barlaamroman aufgenommene Parabel von den Gefahren des Lebens, die gleich dem ganzen Roman buddhistischen Ursprungs ist. Es genüge hier auf Fr. Liebrecht zu verweisen: Die Quellen des Barlaam und Josaphat in seinem Buche Zur Volkskunde S. 457 f. K. W.

mit Reis auf den Schultern trägt. so dass sowohl er unter seiner Last ächzt, als auch der arme Esel sich kaum von der Stelle zu bewegen vermag. Er nimmt ihn fest. Am zweiten Tage begegnet er auf der Strasse in der Nähe eines Stadtthores einem Menschen, welcher einen Baumstamm quer auf dem Nacken trägt. Als er an das Thor kommt. kann er dasselbe mit seiner Last nicht passieren und bleibt ratlos stehen. ohne auf ein Mittel zu verfallen, seiner Verlegenheit abzuhelfen. Der Gerichtsdiener nimmt auch ihn fest. Einen dritten findet er nicht und erscheint am dritten Tage mit seinen beiden Arrestanten vor dem Präfekten. Der Präfekt lässt sich erzählen, was es mit den beiden Menschen auf sich habe. „Sehr schön," sagte er, „der dumme Kerl hier hätte natürlich mit seinen beiden Reissäcken auf der Schulter zu Fuss gehen und den Esel am Halfter führen müssen. Und hier dieser Andere hätte doch den Baumstamm in zwei Hälften durchsägen können, dann hätte er das Thor ohne Schwierigkeit zu passieren vermocht. So weit bin ich mit der Ausführung deines Auftrages zufrieden. Aber wo ist der dritte?" — „Der dritte, mit Verlaub zu melden, Herr Präfekt", antwortete der Gerichtsdiener, „sind Sie selber". — „Was sagst Du da, Mensch?" ruft der Präfekt. — „Nichts für ungut, Herr Präfekt," erwidert der Gerichtsdiener. „Aber es ist doch wohl klar, dass der eine die Säcke hätte dem Esel aufladen. und ihn dann am Halfter führen können, und dass der andere den Baumstamm nur umzukehren und gerade aus zu tragen brauchte, um durch das Thor durchzukommen. Dass Sie das nicht selber gefunden haben, Herr Präfekt, dadurch haben Sie doch wohl verdient, mit den Beiden auf eine Stufe gestellt zu werden". — Der Präfekt musste lachen, und hielt dem Gerichtsdiener die versprochene Belohnung nicht vor.

7.

Ein Bauer, der zum ersten Mal in eine grössere Stadt kommt, findet dort in einem Krämerladen einen Spiegel. Er hatte einen solchen vorher noch niemals gesehen, und als er in demselben sein eigenes Bild sah, glaubte er, das sei ein zweiter Bauer. Er macht dem Mann eine Verbeugung, welche derselbe sofort in gleich höflicher Weise erwidert. Erfreut, einen so manierlichen Genossen gefunden zu haben, ersteht er den Spiegel für ein Geringes und nimmt ihn mit sich nach Hause. „Ich habe heute etwas Schönes und ganz Besonderes mitgebracht", sagt er zu seiner Frau. — „Lass sehen!" sagt diese, und alsbald erblickt sie in dem Spiegel ein bildhübsches, junges Weib. Da bricht sie in bittere Thränen aus. „Was!" ruft sie. „Konntest Du nicht meinen Tod erwarten, ehe Du Dir ein anderes Weibsbild ins Haus nahmst? Bist Du denn meiner schon überdrüssig geworden?" Der Mann versteht gar nicht, was sie meint. und die Beiden fangen an sich zu zanken. Die Schwiegermutter — die Mutter des Bauers — kommt herzu und fragt nach dem Grund des Zankes. Als

ihr derselbe mitgeteilt wird, lässt sie sich selbst den Spiegel geben und erblickt darin das Bild einer alten, runzligen, hässlichen Frau. Sie ist ausser sich. „Was!“ sagt sie zu ihrem Sohne. „Wenn Du schon an einer Frau nicht genug hattest, konntest Du Dir dann nicht wenigstens eine hübsche, junge Person mitbringen, die Dir noch hätte Kinder schenken und Dich in der Wirtschaft unterstützen können? Aber was in aller Welt willst Du mit so einer alten Vogelscheuche anfangen? Da hast Du Dein Geld einmal recht unnütz ausgegeben!“ — Bei diesen Auslassungen der Alten muss sich der fremde Hörer natürlich die eigentümlichen chinesischen Verhältnisse in der Ehe vergegenwärtigen, wo ja Vielweiberei im eigentlichen Sinne zwar nicht gestattet, es dagegen gesetzlich erlaubt ist, so viele Nebenfrauen zu nehmen, als man will, ohne dass die rechte Frau daraus nach chinesischen Vorstellungen einen Grund zur Eifersucht hernehmen dürfte. Jedenfalls ist ja aber bis hierher die Geschichte recht hübsch und drollig erfunden. Der Schluss aber will unserem Geschmack weniger behagen und entbehrt für uns der rechten Pointe. Ich kann aber natürlich das Ende auch nur so mitteilen, wie ich es erzählen gehört habe: In Folge des immer lauter werdenden Zankes nämlich versammelt sich das halbe Dorf vor dem Hause des Bauern und zuletzt kommt auch noch der Präfekt des Ortes, zu welchem das Dorf gehört, herzu. Er lässt sich den Streitfall vortragen. Aber auch er selber hat noch niemals einen Spiegel gesehen, und als er einen zweiten Beamten ganz von seinem eigenen Range und Aussehen in demselben erblickt, gerät er in grosse Aufregung, und glaubt, es sei ein Gespenst. Er lässt daher einen Priester als Geisterbeschwörer herbeiholen, um das Gespenst „dingfest zu machen“. Es ist nämlich zu bemerken, dass die Beschwörung von Geistern von den Chinesen überhaupt als ein „Festnehmen“ und „Fesseln“ derselben aufgefasst wird. Die Sache schliesst dann damit, dass der Priester den Präfekten selber wegen seiner un- oder übernatürlichen Dummheit für ein Gespenst erklärt und ihn in Fesseln legen lässt.

8.

Durchgehends recht hübsch und auch charakteristisch ist wieder meine achte Geschichte.

Ein Mann hatte drei Töchter. Die eine war mit einem jungen Gelehrten verheiratet, der bereits das zweite litterarische Examen glücklich bestanden hatte; die zweite mit einem Offizier, welcher gleichfalls schon durch die zweite militärische Prüfung mit Erfolg durchgekommen war; die dritte hatte einen wohlhabenden Bauern zum Mann. Eines Tages kamen die drei Schwiegersöhne mit ihren Frauen zum Geburtstag des Vaters zum Besuch. Beim festlichen Mahle wurden als Gesellschaftsspiel Verse aus dem Stegreif gemacht, mit Trinken zur Strafe verbunden. Bedingung

war, dass die Verse sich auf die persönlichen Verhältnisse des Betreffenden beziehen müssten. Zuerst erhob sich der Gelehrte und sprach:

Mein Pinsel ist tadellos spitz,
Mein Papierbeschwerer ist tadellos rund.
Wenn nächstens die Prüfung für den höchsten litterarischen Grad stattfindet,
Dann wird mein Name als erster auf der Liste der glücklich Durchgekommenen figurieren.

(Die Chinesen bedienen sich beim Schreiben, um ihr dünnes, leicht verschiebbares Papier niederzuhalten, stets eines metallenen Beschwerers entweder in Form eines an den Ecken abgerundeten Rechtecks oder eines Ringes.)

Es erhob sich sodann der Offizier und sagte:

Meine Pfeile sind tadellos spitz,
Mein Bogen ist tadellos rund,
Wenn nächstens die Prüfung für den höchsten militärischen Grad stattfindet,
So wird mein Name als erster auf der Liste der glücklich Durchgekommenen figurieren.

Jetzt wäre die Reihe an den Bauer gekommen. Dieser aber, litterarisch ungebildet, erhob sich zwar geichfalls, brachte aber kein Wort hervor, sondern stand lautlos da, von Schamröte übergossen. Da tritt seine junge Frau, welche das nicht länger mit ansehen kann, vor und fragt, ob sie an Stelle ihres Mannes einen Vers machen dürfe. Es wird ihr gestattet und sie sagt nun, ohne zu säumen:

Meine Finger sind tadellos spitz,
An meinem Handgelenk das Armband ist tadellos rund,
Wenn mir nächstens Freude zu teil wird,
So werde ich Zwillingen das Leben schenken, von denen der eine die höchsten Stellen in der Civil-Carrière, der andere die höchsten Stellen im Militär zu bekleiden bestimmt ist.

Dergleichen Verse verlieren natürlich viel in der Übersetzung, besonders wenn sie sich, wie hier, auf speziell chinesische Verhältnisse beziehen. Um von der Kürze und dem Klange des chinesischen Originals dem Leser wenigstens eine Vorstellung zu geben, teile ich den Vers der Bäuerin nachstehend auch in lateinischer Umschrift mit:

Wò-ti chi-t'ou chièn-shang-chién,
Wàn-shang chó-tsze yüán-shang-yüán.
Hòu-lai wó yao tê-liao hí,
Yì-t'ai shêng-hia liá chuang-yüàn.

(Man spreche die Konsonanten nach englischer, die Vokale nach deutscher Aussprache.)

9.

Meine letzte kleine Geschichte ist besonders charakteristisch. Die Chinesen haben eine Anzahl sprichwörtlicher Redensarten, welche in witziger bonmot-Form irgend eine Eigenschaft charakterisieren. So sagt man z. B. von einem Menschen, der, besonders seinen Eltern gegenüber, immer das Gegenteil von dem thut, wozu man ihn auffordert oder worum man ihn bittet, er sei „Páo-lao-yĕ-ti örh-tsze", „ein Sohn des Herrn Pao" (sprich: Pau). Dieser Ausdruck beruht auf folgender Anekdote. Ein Herr Pao hatte einen Sohn, der immer seinem Vater alles zum Possen that. Als nun Herr Pao zu sterben kam, da war es sein letzter Wunsch, dass er in einem soliden, steinernen Sarge beerdigt werden möchte. Da er aber den widerspenstigen Charakter seines Sohnes kannte, so sagte er zu diesem: „Mein Sohn, Du hast mir in meinem ganzen Leben nie etwas zu Liebe gethan, meinen letzten Wunsch aber, hoffe ich, wirst Du mir wenigstens erfüllen. Ich habe eine besondere Abneigung gegen steinerne Särge; desshalb bitte ich dich, lass mich doch ja in einem hölzernen Sarge zur Erde bestatten". Nachdem er so gesprochen, verstarb er. Da dachte sein Sohn bei sich: „Während des ganzen Lebens meines Vaters habe ich nie das gethan, was er wünschte; seinen letzten Wunsch wenigstens will ich erfüllen". Und so bestattete er ihn denn in der That in einem hölzernen Sarge, und der arme Vater hatte seinen Zweck doch nicht erreicht. —

Zu obigen, in meinem Vortrag am 24. April d. J. im Verein für Volkskunde besprochenen 9 Beispielen chinesischer Fabeln und Schwänke erlaube ich mir hier aus meinem sonstigen Vorrat noch zwei hinzuzufügen.

Die folgende Anekdote

10.

ist bereits im Journal of the Peking Oriental Society, Bd. II, S. 201, von Dr. W. A. P. Martin bekannt gemacht worden, und lautet folgendermassen:

Ein buddhistischer Priester, der wegen eines Vergehens verhaftet worden war, wurde von einem Soldaten nach dem mehrere Tagereisen weit entfernten Gefängnis transportiert. Der Soldat, um immer gegenwärtig zu haben, worauf er alles aufzupassen habe, verband die verschiedenen seiner Obhut anvertrauten Dinge in einem Verse, welcher lautete: „Paofu, yüsan, hoshang, wo", d. h.: „Ein Bündel, ein Schirm, ein Priester und ich". In einer Nacht nun machte der Priester seinen Gefängniswärter trunken, schor ihm, während er fest schlief, den Kopf und entfloh. Als der Soldat wieder aus seinem schweren Rausch aufwachte,

fing er an zu zählen: „Das Bündel: hier; der Schirm: auch hier; der Priester: o weh! der ist ja fortgelaufen“. Plötzlich aber, als er die Hand zu seinem Kopfe erhob und fand, dass dieser kahl sei, rief er aus: „Nein, der Gefangene ist ja hier: ich bin es, der fortgelaufen ist!“

Schon Dr. Martin hat am angezogenen Orte darauf hingewiesen, dass sich bei Hierokles (wie er sagt) eine ausserordentlich ähnliche Erzählung finde, die er indessen ganz falsch wiedergiebt. In der spätgriechischen Sammlung, die er meint, d. h. im „Philogelos“, welcher aus den „facetiae“ des Hierokles und Philagrius zusammengestellt ist, lautet die Geschichte vielmehr ihrem wesentlichen Inhalte nach wie folgt:

Ein Schulmeister, ein Kahlköpfiger und ein Barbier, welche zusammen eine Reise machen, verabreden, als sie die Nacht an einem einsamen Orte zubringen müssen, abwechselnd je vier Stunden zu wachen. Die Reihe kommt zuerst an den Barbier. Dieser scheert, um sich einen Scherz zu machen, den schlafenden Schulmeister. Als letzterer aufwacht und bemerkt, dass ihm die Haare fehlen, ruft er aus: „Der dumme Kerl, der Barbier, hat ja aus Irrtum statt meiner den Kahlköpfigen aufgeweckt“.

Da der Philogelos nicht jedem zur Hand sein dürfte, gebe ich in der Anmerkung den vollständigen griechischen Text nach Eberhards Ausgabe[1]).

So ungemein ähnlich sich in diesem Falle die griechische und die chinesische Scherzerzählung auch sehen, ist hier eine Entlehnung von der einen oder der anderen Seite doch wohl ausgeschlossen.

Den Beschluss mache noch eine Tierfabel.

11. Der Fuchs mit dem abgehauenen Schwanz. (Abgekürzt).

Ein besonders diebischer Fuchs, welcher einer grösseren Kolonie von Füchsen angehörte, wurde eines Tages bei einem Diebstahl von dem Hausherrn ertappt. Letzterer holte in aller Eile ein Messer herbei und hackte ihm den Schwanz ab. Darauf liess er ihn laufen. Der Fuchs lief unter grimmigen Schmerzen zurück in die Berge zu den anderen Füchsen. Als die Füchse sahen, dass ihm der Schwanz fehlte, fragten sie ihn, wo er ihn gelassen habe. Da antwortete er und sprach: „Es ist jetzt wieder eine neue Mode aufgekommen. Einen Schwanz zu haben, ist jetzt nicht Mode; keinen Schwanz zu haben, das ist das Neuste. Deshalb habe ich mir selbst den Schwanz abgeschnitten, um mich mit Ehren sehen lassen zu können“.

1) Philogelos. Hieroclis et Philagrii Facetiae. Edidit A. Eberhard. Berolini. 1869. S. 17 (No. 56): *Σχολαστικὸς καὶ φαλακρὸς καὶ κουρεὺς συνοδεύοντες καὶ ἔν τινι ἐρημίᾳ μείναντες συνέθεντο πρὸς τέσσαρας ὥρας ἀγρυπνῆσαι καὶ τὰ σκεύη ἕκαστος τηρῆσαι. ὡς δὲ ἔλαχε τῷ κουρεῖ πρώτῳ φυλάξαι, μετεωρισθῆναι θέλων τὸν σχολαστικὸν καθεύδοντα ἔξυρε καὶ τῶν ὡρῶν πληρωθεισῶν διύπνισεν. ὁ δὲ σχολαστικὸς ψήχων ὡς ἀπὸ ὕπνου τὴν κεφαλὴν καὶ εὑρὼν ἑαυτὸν ψιλόν, „μέγα κάθαρμα“ φησὶν „ὁ κουρεύς. πλανηθεὶς γὰρ ἀντ᾽ ἐμοῦ τὸν φαλακρὸν ἐξύπνισεν“.*

Jamund bei Cöslin.

Mit Berücksichtigung der Sammlungen des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin.

Von **Ulrich Jahn** und **Alexander Meyer Cohn.**

Hierzu Tafel II und III.

II.

Mit Hausbau und Tracht, zumal der hochzeitlichen, scheinen dem oberflächlichen Besucher die Besonderheiten der Jamunder erschöpft; wir dringen tiefer, durchkramen Kisten und Kasten, selbst der oberste Boden ist nicht vor uns sicher, und da zeigt sich nun, dass sich die Eigenart der Bewohner dieses vergessenen Winkels noch weit mehr in den bei ihnen üblichen Hausgewerben ausspricht. Die Frauen verstanden sich nicht nur darauf, das aus dem selbst gezogenen Flachs gesponnene Garn, die von den selbst gezüchteten Schafen gewonnene Wolle auf dem Webstuhl und dem Webebrettchen zu kunstvollen Geweben zu verarbeiten, sowie geschmackvolle Stickereien, Näh- und Strickarbeiten zu verfertigen; wir begegnen auch Spitzen, Filet guipure und Point lace von Hausmacher-Arbeit. Die Jamunder Männer entwickelten nicht minderen Geschmack in der Herstellung von Flechtwerk und Schnitzereien, selbst im Kunstguss versuchten sie sich; ihre Leistungen im Farbenmischen und Malen endlich sind noch heute für bäuerliche Verhältnisse geradezu erstaunlich.

Es versteht sich von selbst, dass es bei den angeführten Hausgewerben weniger die Herstellungsweise sein kann, welche sie im Gegensatz zu dem übrigen Pommern als spezifisch jamundisch erscheinen lässt. Nicht auf die Technik kommt es hier an, sondern auf die Ornamentik, deren Wert für die Bestimmung der Stammesunterschiede der einzelnen deutschen Stämme überhaupt bisher viel zu wenig gewürdigt worden ist. Wir gehen im folgenden auf die Ornamente in den oben angeführten Jamunder Hausindustrien über. Dass dabei der bildlichen Darstellung ein grösserer Spielraum gelassen werden muss, wird, hoffen wir, dem Leser und noch mehr den freundlichen Leserinnen nicht leid sein; denn die grosse Mehrzahl der gebotenen Proben weist so geschmackvolle Muster auf, dass sie sicherlich selbst dessen Herz und Auge erfreuen werden, der sonst nicht volkskundlich zu empfinden und zu sehen gewohnt ist.

Gewebe. Wenn wir mit den Geweben beginnen, so stellen wir

dasjenige unter den Jamunder Hausgewerben voran, welches am wenigsten besonders charakteristische Merkmale anderen Gegenden gegenüber aufweist. Die bei der Beschreibung der einzelnen Trachten genannten Kleidungsstücke zeigen als Muster im besten Falle mehr oder minder breite, verschieden gefärbte Streifen, wie sie auch sonst bei der bäuerlichen Bevölkerung Deutschlands gefunden werden. Die auf dem Webebrettchen (siehe die Abbildung Fig. 12a und b) mit der Nadel gewirkten Borten sind zu schmal, als dass sich auf ihre Ornamentierung, wie das z. B. in Littauen, Mönkgut und Nordfriesland der Fall ist, besondere Sorgfalt hätte verwenden lassen. Von einigem Interesse ist es, dass ein in dem Besitz des Museums für Volkstrachten befindlicher Bettvorhang von unzweifelhaft echt jamundischem Ursprung Zeugnis dafür ablegt, dass die Bäuerinnen ihrer Zeit Bedeutendes in der Kunstweberei geleistet haben müssen. In weisser Farbe sind auf blauem Grunde die fünf Sinne kunstvoll eingewirkt. Dieselben werden folgendermassen dargestellt:

Das Fühlen: Eine Frau in vornehmer Kleidung hält auf der erhobenen Linken ihr Federspiel (Falken oder Papagei), während die Rechte den mit Speichen versehenen Reifen trägt. Im Hintergrunde ein Schloss.

Das Riechen: Dieselbe Dame steht in einem Blumengarten und erquickt sich an dem Geruch einer abgebrochenen Blume.

Das Schmecken: Die Dame befindet sich inmitten reich mit Früchten beladener Obstbäume und verspeist einen Apfel.

Das Sehen: Die Dame hat in der Linken einen Spiegel und schaut hinein; in der Rechten ruht ein Fernrohr. Im Hintergrunde eine Stadt.

Das Hören: Die Dame spielt in einem Walde die Laute; ein Hirsch ruht zu ihren Füssen und lauscht dem Saitenspiel.

Stickereien, Näh- und Strickarbeiten. Hinsichtlich der Ornamentik der Stickereien muss zunächst auf das Blattmuster Fig. 4 verwiesen werden, mit dem die Brauttaschentücher geziert sind. Auch die mit farbiger Seide auf schwarzes Tuch gestickten Frauenhandschuhe (s. Tafel II) zeigen Blätter und Blumen. Die Darstellung ist aber eine so primitive, dass auf den ersten Blick hervorleuchtet, wie Blätter und Blumen, mit Ausnahme der Tulpen, Herz-, Stern- und Rad-Ornamenten ihren Ursprung verdanken. — Was die Näharbeiten betrifft, so kommen dabei der Frauenkragen mit dem Hühnerfuss (S. 86), der Hemdenpass (Fig. 3) und das sauber mit Schlangenlinien und Perlstäben (Hohlsäumen) ausgenähte Plünnerdauk (S. 86 und die Abbildung des Musters auf Tafel III) in Betracht. Bei allen dreien haben wir es mithin mit Linienornamenten zu thun. — Dasselbe ist bei den Strickarbeiten, den Strümpfen (S. 88) und Handschuhen (Fig. 5 und 6) der Männer, der Fall.

Spitzen, Filetguipure und Point lace. Selbst gearbeitete Spitzen sind, soweit sich das heutiges Tages feststellen lässt, in Jamund nur als Haubentücher (für die Hauben der Frauen und den Plünner der Kon-

firmandinnen) verwandt worden. Die Kunst des Klöppelns war nicht bekannt [1]); was von geklöppelten Spitzen in Jamund getragen wird, ist in der Stadt gekauft. Die echten Jamunder Spitzen gehören zu den sogenannten genähten Spitzen. Die Arbeit derselben ist von grosser Feinheit und so mühselig herzustellen, dass die alten Jamunderinnen nicht oft genug versichern können, wie sie viele Wochen dazu gebraucht hätten, um nur ein einziges Stück anzufertigen. Die Ornamentik dieser Spitzen vergleicht sich ganz derjenigen der oben beschriebenen Handarbeiten; eine Probe davon bietet Fig. 7. — Die Jamunder Filet guipure- und Point lace-Arbeiten

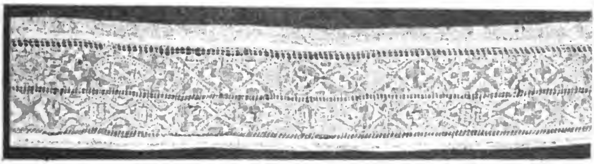


Fig. 7. Muster einer Jamunder genähten Spitze, $^1/_3$ natürl. Grösse.

werden durchweg als Einsätze für die Büren (Bezüge) der Kopfkissen benutzt. Um die Muster besser hervortreten zu lassen, legen die Bäuerinnen roten Stoff unter die Einsätze. Bei der Herrichtung des Brautbettes wird zu gleichem Zwecke ein blauer Untergrund geschaffen; um die Wirkung zu erhöhen sind in diesem Falle die Einsätze in zwei Farben, weiss und rot, gearbeitet, während die Muster für gewöhnlich auf weissem Filetgrund von $^1/_2$—$^3/_4$ *cm* Quadrat-Grösse mit weissem Garn in Durchzug-Arbeit und Phantasie-Stich durchgeführt sind. Bei den Filetguipure-Einsätzen (siehe Tafel III die 6 Muster der oberen Hälfte) treten neben den scharf und klar ausgeführten geometrischen Ornamenten auch figürliche Darstellungen von Menschen und Vögeln (Tauben) hervor. Die Ausführung ist jedoch so eckig, dass sich unschwer die Mittelglieder finden lassen,



Fig. 8. Jamunder Büreneinsatz in Point lace, $^1/_7$ natürl. Grösse.

welche den Übergang von der geometrischen Figur zum Menschen, zum Vogel bewirkt haben. — Der Point lace Einsatz, Fig. 8, zeigt ein form-

1) S. 86, Zeile 23 steht irrtümlich „aus selbst geklöppelten Spitzen“; es muss heissen „aus selbst genähten Spitzen“.

vollendetes Blumen- und Blattmuster und ist als eine Weiterentwicklung des Tafel II abgebildeten gestickten Handschuhmusters zu betrachten.

Flechtwerk. Dieselben Ornamente, welche die Jamunderin mit

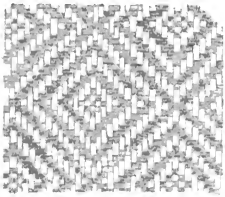


Fig. 9. Muster eines Jamunder Stuhlgeflechts, 1/6 natürl. Grösse.

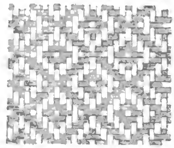


Fig. 10. Muster eines Jamunder Stuhlgeflechts, 1/6 natürl. Grösse.

kunstreicher Hand in die Handschuhe ihres Mannes zu stricken versteht, weiss dieser mit gleichem Geschick in den aus weissen (geschälten) und dunkeln (ungeschälten) gespaltenen Weidenruten gefertigten Sitz der Stühle hineinzuflechten. Fig. 9 und 10 genügen, um eine Vorstellung von der Art der Jamunder Flechtarbeiten zu machen.

Schnitzereien. Die Schnitzkunst wurde in Jamund in ausgebreitetem Masse geübt. Wenige Stücke des Hausrats, die nicht irgend eine Verzierung von der Hand des Bauern erhielten, dem als einziges Werkzeug das plumpe Brotmesser zur Verfügung stand. Besonders ausgebildet erscheint der Kerbschnitt. Fig. 11, a und b, zeigt das Muster eines in

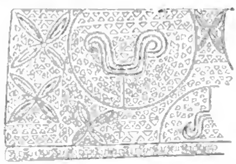


Fig. 11a. Längsseite.

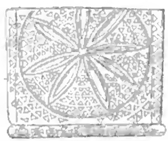


Fig. 11b. Seitenteil.

Fig. 11a und b. Muster eines in Kerbschnitt ausgeführten Kastens aus Jamund, 1/4 natürl. Grösse.

Kerbschnitt gearbeiteten Kastens; Fig. 12a und b ein in gleicher Weise geschmücktes Webebrettchen samt der dazu gehörigen Nadel; Fig. 13—15 bieten Muster desselben Werkzeugs. Dass auch grössere Stücke in der gleichen Weise hergestellt wurden, zeigt Fig. 16, das Muster der Rücklehne eines Jamunder Stuhls. Den Verfassern kam sogar eine mächtige, auf dem Vorderblatt ganz mit Kerbschnitzerei bedeckte eichene Truhe zu Gesicht, die leider vor ihrer Erwerbung für das Museum bei dem Brande

Jamunds ein Raub der Flammen geworden ist. Fig. 17 und 18 sind Deckel von Haubenschachteln. Überall finden sich in diesen Kerbschnitzereien dieselben Muster wieder, wie bei den weiblichen Hand-

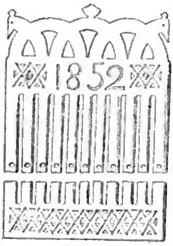


Fig. 12a.

Fig. 12a und b. Jamunder Webebrettchen mit Nadel, $^1/_3$ natürl. Grösse.



12b.



Fig. 13.

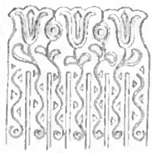


Fig. 14.

Fig. 13 bis 15. Kerbschnittmuster von Jamunder Webebrettchen, $^1/_3$ natürl. Grösse.



Fig. 15.

arbeiten: Linien-, Herz-, Rad- und Stern-Ornamente, zum Teil übergegangen in Blätter und Blumen; bei den letzteren wieder die Tulpe von besonders grosser Bedeutung. Fig. 18 ist ausserdem noch insofern interessant, als sich hier aus dem einfachen geometrischen Ornament dasjenige eines Hauses, einer Kirche, herausgebildet hat. — Das gleiche, hinsichtlich der Ornamentik, gilt von den in Holz geschnittenen Butterformen, den sogenannten Botterbünten, die zum Teil walzenförmig, zum Teil viereckig gearbeitet sind. Tafel III giebt in der unteren Hälfte links von der ersten Art 4 Proben, während daneben rechts eine solche der zweiten Art abgebildet ist. Auch hier zeigt sich die Weiterentwicklung zu Figuren, Männern und Frauen. Neu tritt hinzu als Ornament der Hirsch. — Übrigens fehlen auch die Vögel nicht als Schnitzornamente. Abgesehen von den als Ornament verwandten Vogelköpfen bei dem Webebrettchen (Fig. 12) und den Rückenlehnen der Schemel (Tafel II), finden wir sie wieder bei den herzförmigen Hemdspangen, Jôpseln, welche der junge Bursche aus Knochen, Horn

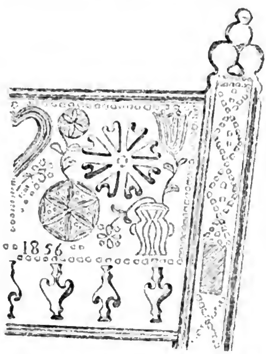


Fig. 16. Kerbschnittmuster der Rücklehne eines Jamunder Stuhls, $^1/_6$ natürl. Grösse.

oder Bernstein schnitzt und seiner Auserkorenen als Zeichen seiner Liebe verehrt und die der einzige Schmuck sind, den die Jamunderinnen ausser dem hochzeitlichen Pâil tragen, siehe Fig. 19 bis 22 und Tafel II. —



Fig. 17. In Kerbschnitt ausgeführter Deckel einer Jamunder Haubenschachtel, 1/4 natürl. Grösse.

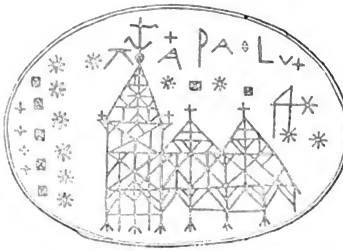


Fig. 18. In Kerbschnitt ausgeführter Deckel einer Jamunder Haubenschachtel, 1/4 natürl. Grösse.



Fig. 19 (Knochen)

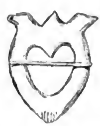


Fig. 20 (Horn)



Fig. 21 (Bernstein)



Fig. 22 (Zinn, kommt auch in Knochen geschnitzt vor)

Fig. 19 bis 22. Jamunder Jôpsel, d. s. Hemdspangen, 2/3 natürl. Grösse.

Übrigens ist auch in Jamund eine Zeit gewesen, in der die Schnitzerei sich zur Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes erhoben hat. Einige schön gearbeitete Truhen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, die selbst guten holsteinischen Arbeiten nicht nachstehen, legen beredtes Zeugnis dafür ab. Wohl infolge des dreissigjährigen Krieges ging diese

Kunst dann zurück, bis sie schliesslich wieder auf das Niveau gelangte, welches die obigen Schnitzereien zeigen.

Gussarbeiten. Die Reste der Jamunder Gussarbeiten sind äusserst spärlich. Was erhalten ist, sind ein paar in Messing, bezw. Zinn oder Blei, gegossene Jôpsel in derselben Form, wie die geschnitzten, sowie ein grosser, runder, aus Blei gegossener Rockknopf in der Ornamentik, welche die in Kerbschnitt ausgeführten Räder zeigen. Alles übrige ist wohl, weil es Metall war, von Trödlern aufgekauft und eingeschmolzen worden. Die vorhandenen Rudimente genügen jedoch, um den Nachweis zu führen, dass auch die Ornamentik der Gussarbeiten sich in denselben Grenzen gehalten hat, die wir bei den anderen Hausgewerben kennen gelernt haben.

Malerei. Während alle bis jetzt aufgeführten Gewerbe schon seit einigen Jahrzehnten praktisch kaum mehr ausgeübt werden, ist die Malerei diejenige Hausindustrie, welche bis auf diesen Tag noch immer betrieben wird. Auf Tafel II sind als Proben der Jamunder Bauernmalerei ein Brautstuhl, ein Bräutigamsschemel, sowie 2 Spiesse nach Zeichnungen von Prof. A. Kretschmer abgebildet. Auch hier ähnelt die Ornamentik derjenigen der Schnitz-, Strick-, Näh- u. s. w. Arbeiten, wie ein Ei dem andern. Von Interesse ist, dass die Malereien, welche ausser an dem auf Tafel II wiedergegebenen Hausrat sich auch an Truhen, Wiegen, Alkoven, Kasten, Schachteln, Webebrettchen, ja selbst an den Grabdenkmälern finden, durchweg, je späteren Ursprungs sie sind, um so farbenreicher und schöner aussehen. Je mehr wir dagegen in die Zeit zu Anfang dieses oder Ende des vorigen Jahrhunderts zurückkommen, um so eintöniger werden die Farben und um so spärlicher tritt überhaupt die Verwendung der Malerei ein. Das lässt darauf schliessen, dass wir in der Malerei eine verhältnismässig junge Industrie der Jamunder zu erkennen haben. In der That unterliegt es kaum einem Zweifel, dass, wie anderwärts, so auch hier die Malerei zuerst in Gemeinschaft mit der Schnitzerei und dann allein, als vollständiger Ersatz für dieselbe, auftrat. Vermittelt wurde dieser Wechsel in vielen Gegenden (so z. B. in Mönkgut auf Rügen und im Spreewald) durch die Sitte, buntes Wachs in die durch den Kerbschnitt entstandenen Löcher zu streichen. Die Wirkung war eine ausgezeichnete; doch die Wachsauslage hatte keinen festen Halt. Sobald das Holz stark nachtrocknete oder das in solcher Weise geschmückte Gerät häufiger benutzt wurde, fiel das Wachs heraus, und die Farbenpracht war dahin. Um eine grössere Haltbarkeit der Farben zu erzielen, finden wir darum in Mönkgut (und auch sonst) Kerbschnitzereien, bei denen man die Schnittlöcher ausmalte. Von da aus war es nur ein Schritt, auf die mühselige Schnitzarbeit ganz Verzicht zu leisten und die Farbe sofort auf das Holz zu tragen. Wahrscheinlich werden wir auch für Jamund den mit Wachs ausgestrichenen und den gefärbten Kerbschnitt als Mittelglied zwischen der reinen Schnitzarbeit und der Malerei anzunehmen haben.

Werfen wir jetzt einen Rückblick auf die gesamten Jamunder Haus-

gewerbe, so ergiebt sich, dass dieselben in allen ihren Arten einen durchaus einheitlichen Eindruck machen. Die Phantasie des Bauern, wie der Bäuerin, ergeht sich ausschliesslich in dem engen Rahmen der von alters her überkommenen Motive, eine Beobachtung, die wir allenthalben in reinen Rassegegenden, aber auch nur da, machen können. Liefert nun die Hausindustrie Jamunds den Beweis für die enge Zusammengehörigkeit seiner Bewohner, so fragt es sich, wo wir die Verwandten derselben zu suchen haben. Dass sie Niederdeutsche sind, ergiebt sich aus dem Hausbau; aber die ostfälischen und die westfälischen Kolonisationen in Pommern bieten ebensowenig als das ostfälische und westfälische Mutterland etwas in den Hausgewerben ihrer Einwohner, welches die Annahme einer nahen Verwandtschaft derselben mit den Jamundern rechtfertigen könnte.

Anders wird die Sachlage, wenn wir zu den Friesen übergehen. Die Point lace- und Filetguipure-Arbeiten, die Stickereien, die genähten Spitzen und sonstigen Näharbeiten sind denen der Nordfriesen und der Friesen der Elbmarschen zum Verwechseln ähnlich. Die Jamunder Strickornamente kehren wieder in den auf Sylt und in der Umgegend von Niebüll üblichen Handschuhmustern. Ein gleiches ist der Fall mit der Hausindustrie der männlichen Jamunder. Wer Jamunder Kerbschnittarbeiten mit nordfriesischen zusammenwerfen würde, sollte es selbst Kennern schwer machen, zu entscheiden, was friesischen und was Jamunder Ursprungs ist. Um zu zeigen, wie selbst solche Jamunder Arbeiten, die kaum mehr als ein Menschenalter zurückliegen, mit den alten nordfriesischen Mustern übereinstimmen, geben wir unter Fig. 23 das Ornament der Rückenlehne eines Stuhles (Ende des 18. Jahrhunderts) aus dem nordfriesischen Dorfe Ostenfeld bei Husum und bitten, dasselbe mit dem Jamunder Muster Fig. 16 zu vergleichen. — Dass sich zu der Jamunder Malerei bei den Friesen kein Analogon findet, kann, da dieselbe, wie wir oben gesehen haben, jüngeren Ursprungs ist, kein Wunder nehmen; nicht unwichtig ist dagegen, dass hier, wie dort, für längere Zeit die einfache Schnitzerei und Weberei sich zu wirklicher, von Bauern geübter Kunst erhoben haben.

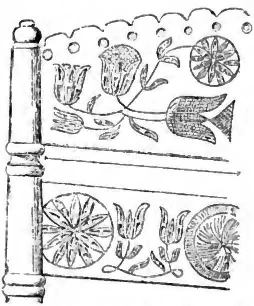


Fig. 23. Kerbschnittmuster eines Stuhls aus dem nordfriesischen Dorfe Ostenfeld bei Husum, $^1/_6$ natürl. Grösse.

Wenn die Erzeugnisse des Hausgewerbes der Jamunder für die Verwandtschaft derselben mit den Friesen sprechen, so ist die Tracht dem nicht entgegen. Wir müssen nämlich bei jeder Volkstracht zweierlei unterscheiden: ein Bleibendes und ein der Mode Unterworfenes. Zu jenem rechnen wir den Schnitt der Kleidung, die Wahl des Stoffes, der Farben etc.;

zu diesem in erster Linie den Schmuck, zumal den hochzeitlichen. Was nun den alltäglichen Schmuck der Jamunderinnen anbelangt, so besteht derselbe, wie wir schon oben gezeigt, lediglich aus den kleinen, herzförmigen, Jôpsel genannten Spangen (Fig. 19—22). Ein ähnlicher Schmuck findet sich, unseres Wissens, nirgends in Pommern; auch sonst ist er selten, abgesehen von den friesischen Gauen, wo er allenthalben heimisch erscheint. Wir geben unter Fig. 24—28 derartige Hemdspangen von den Inseln Sylt und Romoe, aus der Gegend von Niebüll in Nordfriesland, aus dem Ostenfelder Kirchspiel bei Husum und dem Alten Lande bei Hamburg,

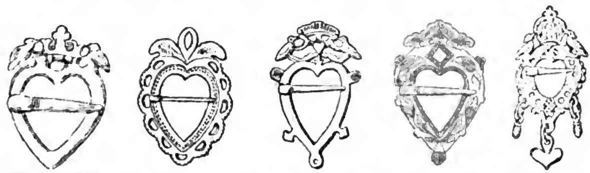


Fig. 24. Sylt. (Natürl. Grösse.) Fig. 25. Romoe. ($^3/_4$ natürl. Grösse.) Fig. 26. Nordfriesland (Niebüll). ($^1/_2$ natürl. Grösse.) Fig. 27 Nordfriesland (Ostenfeld). ($^1/_2$ natürl. Grösse.) Fig. 28. Altes Land bei Hamburg. ($^3/_5$ nat. Gr.)

Fig. 24 bis 28. Silberne Hemdspangen (Hâtjen, d. i. Herzchen) der Nord- und Elbfriesen.

und ein Blick wird genügen, die Verwandtschaft derselben mit den Jamunder Jöpseln klar zu legen.

Nicht minder, wie den alltäglichen, dürfen wir den Hochzeitsschmuck für das Friesentum der Jamunder heranziehen. Die Brautkrone sowohl, wie der mit Metallplatten besetzte Gürtel sind für das übrige Pommern und seine Stammlande unerhört; in Friesland kehren sie allenthalben wieder oder sind doch daselbst vor alters üblich gewesen. Selbst der Name Pâil ist dem Friesen nicht unbekannt. In dem handschriftlich erhaltenen Manningabuch (15. Jahrhundert), welches in seinen Abbildungen von Ostfriesen und Ostfriesinnen wohl die ältesten (farbigen) Darstellungen wirklicher Volkstrachten bietet, wird der diademartige Kopfschmuck der Frauen ebenfalls Pael genannt.

Sind unsere Ausführungen richtig, so hätten wir also in Jamund die am weitesten nach Osten vorgerückte friesische Niederlassung zu erkennen. Wann dieselbe stattgefunden hat, lässt sich auf dem von uns eingeschlagenen Wege nicht feststellen. Hier muss die geschichtliche Forschung zu Hilfe kommen. Vielleicht finden sich noch Urkunden über die Kolonisation der Umgegend von Cöslin, speziell Jamunds, vor; wir sind sicher, dass sie den von uns gewonnenen Resultaten nicht widersprechen, sondern dieselben in jeder Hinsicht bestätigen werden.

Kleine Mitteilungen.

Über Bielensteins neues Werk: Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache.

Dr. A. Bielenstein, Pastor zu Doblen in Kurland, der Verfasser des wohlbekannten Buches: Die lettische Sprache (Berlin, 1863), welches die Petersburger Akademie d. W. im Jahre 1860 mit dem Demidowschen Preise ausgezeichnet, veröffentlicht nächstens durch die Gunst derselben Akademie ein bedeutsames Werk: Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und in dem dreizehnten Jahrhundert, auf welches wir die Historiker, Geographen, Philologen und Ethnologen dringend aufmerksam machen. Im 1. Teil werden die Grenzen gezogen zwischen den Letten, Liven, Littauern, Weissrussen und Esthen; die Resultate der geographischen Forschung sind in einem Atlas von 8 Karten auf 6 Blättern vor Augen gestellt. — Der 2. Teil bringt die Untersuchung über die Nationalität der Semgallen und der Kuren, woran sich zwei Excurse schliessen: 1. über die Wenden des Heinrich von Lettland, und 2. über die Frage, ob das indogermanisch-lettische, oder das ural-altaisch-finnische Volkstum an den Südküsten der Ostsee um den Rigischen Meerbusen älter sei. Bielenstein tritt für die Priorität der Letten vor den finnischen Liven oder Kuren ein, wie dies vor ihm Schirren und Koskinen gethan haben. Ein Anhang über die Dialekte der lettischen Sprache schliesst das Werk.

Zu unserm grossen Bedauern sind wir durch Raummangel, der leider manches zurückhält, das wir gern unsern Lesern rascher brächten, gehindert, einen ausführlicheren Bericht über das wichtige Bielensteinsche Buch vorzulegen. Dasselbe wird im Verlage der Petersburger Akademie erscheinen. Denjenigen, welche das Buch zu einem billigeren als dem Buchhandelspreise beziehen möchten, würden wir in der Lage sein, dasselbe zu vermitteln, wenn sie sich deshalb mit der Leitung unserer Zeitschrift in Verbindung setzen wollen. K. W.

Mons. Joseph Zingerle. †

Am 14. April d. J. starb zu Trient Monsignor Joseph Zingerle, Domherr und Professor der Theologie. Er war den 25. Januar 1831 zu Meran geboren, ein jüngerer Bruder von Ignaz Zingerle, der ihn früh in den Wunderkreis der Grimmschen Märchen und Sagen einführte. Seitdem sammelte Joseph Zingerle selbst mit treuer Hand die Volksüberlieferungen seiner Heimat. Die [illegible]
Zingerle, Ignaz und Joseph gaben 1852 und 1854 Kinder- und [illegible]
(Innsbruck, Wagner) heraus und steuerten beide [illegible]
Mythologie und Sittenkunde von J. W. Wolf [illegible]
Ignazens Büchern, „Sitten, Bräuche und [illegible]
1871) und „Sagen, Märchen und G[illegible] [illegible]fen
Später nahmen ihn die Theologi[illegible] welc[illegible]
sein ehrwürdiger Oheim P. Pi[illegible] [illegible]n An[illegible]
Aber seine Teilnahme an [illegible] reich[illegible]
leben seiner schönen Hei[illegible]
Ehren als eines der frühs[illegible]

Bücheranzeigen.

Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprache und Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Oskar Brenner und Dr. August Hartmann. Band I, Heft 1. München 1891, Christian Kaiser. 160. S. 8.

Ein unserer Zeitschrift verwandtes Unternehmen, das wir mit guten Wünschen begrüssen. Es erinnert an die von dem sel. K. Frommann herausgegebene Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“, die sich trotz aller aufopfernden Mühe des verdienten Herausgebers nicht über 7 Bände hinaus erhalten konnte, weil die Käufer fehlten. Möge das neue Schiff eine längere Ausdauer haben! Dass sich die neue, auf 3 Hefte für den Band berechnete Zeitschrift nicht auf die Grenzen Baierns beschränken wird, beweist schon das 1. Heft. Hauptsächlich scheint das sprachliche Gebiet gepflegt werden zu sollen; doch liegt das Volksleben im Plan des Unternehmens. Ausser beiden Herausgebern haben C. Franke, A. Jacob, M. Himmelstoss, H. Gradl, August Holder, O. Steinel, Ph. Wagner Beiträge geliefert. K. W.

Edw. Sidney Hartland. The science of fairy tales, an inquiry into fairy mythology. London, Walter Scott. 1891. VIII, 372 S.

Unter fairy tales versteht der Herr Verf. dieses Buches, das zu the contemporary science series gehört, die Volksüberlieferungen, in denen das Übernatürliche den wesentlichen Bestand ausmacht und die sich mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Von der Kunst und Art dieser Geschichtenerzählung und ihrem Verhältnis zum Volksliede handelt das 1. Kapitel. Das zweite spricht von den verwandten Vorstellungen bei den sogenannten wilden Völkern, namentlich vom Geisterglauben und Seelenkultus derselben. In den folgenden Kapiteln werden einzelne Gruppen der Volksüberlieferung behandelt: in Kap. 3. 4. die Berührung der Menschen mit der Elbenwelt besonders bei den Geburten unterirdischer Weiber; auch Berchta, Hertha (welche der Verfasser für eine echte rügische Volksgestalt hält, während sie eine gelehrte Erfindung ist), die lady Godiva; in Kap. 5. die Wechselbälge (changelings), in 6. die Diebereien an elbischem Gut, in 7. 8. 9. der übernatürliche Verlauf der Zeit im Elbenland, dabei auch die Schläfer in Berghöhlen; in Kap. 10. 11. die Schwanjungfrauen (Swanmaidens). Das 12. Kap. wirft einen Rückblick und hebt hervor, dass die keltischen Feen und die germanischen Elben aus den verwandten Gestalten im Glauben der wilden Völker grosse Beleuchtung erhalten. Der Verfasser wendet sich dann gegen F. Liebrechts Deutung der Schwanjungfrauen als Geister der Verstorbenen, ebenso gegen die von Mac Ritchie (namentlich in seinem Buche The testimony of tradition) wieder aufgenommene Ansicht, dass hinter den Feen und Elben nur Erinnerungen an vorhistorische, von den Kelten und Germanen verjagte Völker stünden. Der Verfasser schliesst mit dem Gedanken, dass solche volkskundliche Untersuchungen zu der Psychologie hinführen, aber nicht zu der Psychologie, welche das Seelenleben der civilisierten Menschen untersucht, sondern zu der, welche aus den einfachsten und altertümlichsten Erscheinungen, die durch anthropologische Untersuchungen erschlossen werden, sich aufbaut. „Wer kann sagen, welches Licht hieraus auf die Bestimmung wie auf den Ursprung des Menschengeschlechts geworfen werden wird?“ K. Weinhold.

Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet von Richard Andree. Mit 1 Tafel. Braunschweig. Fr. Vieweg & Sohn. 1891. S. XI. 152. 8°.

Der wohlbekannte Herr Verfasser legt in diesem Buche eine vom ethnographischen Standpunkte aus angelegte Sammlung der sämtlichen ihm bekannten Sagen von grossen Fluten (Sintfluten) vor. Das Hauptergebnis ist, dass diese Sagen keineswegs ein Erbteil des gesamten Menschengeschlechts aus der Urzeit sind, sondern grossen Völkergruppen fehlen, ferner, dass sie nicht auf ein einziges gewaltiges Ereignis, die biblische Flut, zurückgehn, sondern die mannichfachsten natürlichen Ursachen haben. Die Flutsagen kommen in Asien in Vorderasien, Persien, Tibet und Vorder- und Hinter-Indien vor, fehlen aber in Japan, China, ganz Nordasien, Innerasien und Arabien. Europa ist nicht reich daran, Afrika geradezu arm; dagegen erscheinen sie in Australien verbreitet. In Amerika sind sie überall vorhanden. Der Herr Verfasser hebt den grossen Einfluss des Christentums auf die Verbreitung der biblischen (chaldäischen) Sintflutsage hervor und weist bei manchen der Überlieferungen auf diese Quelle hin. Das Büchlein enthält eine in dieser Fülle nirgends noch gegebene Rundschau über den interessanten Sagenstoff. K. W.

Tirolische Geschichtsquellen III. Urbare der Stifte Marienberg und Münster, Peters von Liebenberg-Hohenwart und Hansens von Annenberg, der Pfarrkirchen von Meran und Sarnthein. Herausgegeben von P. Basilius Schwitzer. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1891. XII und 447 SS.

Wenn der Unterzeichnete es übernommen hat, das im Titel namhaft gemachte Werk, dessen erste beide Bände die hochinteressante Chronik der Stadt Hall von Franz Schweiger (1303—1572) und die nicht minder wichtige des Stiftes Marienberg von P. Goswin bilden, in dieser Zeitschrift anzuzeigen, so hat er dabei selbstverständlich nur den einen Zweck im Auge, den Kulturhistoriker und Namenforscher auf diese in mehrfacher Hinsicht interessante Veröffentlichung aufmerksam zu machen. Nicht nur für Personen- und Ortsnamenforschung wird die Benutzung dieser zum ersten Male veröffentlichten Urbare, die sich auf das Burggrafenamt, Vinstgau, das Sarnthal, das Münsterthal und einen Theil des Innthales, nämlich auf das bei Innsbruck gelegene Mittelgebirge mit Axams, Birgitz, Götzens und die Gegend um Völs und Kematen beziehen, manche Ausbeute ergeben; auch für die Nationalitätsverhältnisse in einzelnen Teilen des tirolischen Alpenlandes sind dieselben nicht ohne Belang. Denn sicher ist es nicht ohne Interesse zu erfahren, dass das Urbarbuch der Pfarrkirche in Sarnthein fast ausschliesslich deutsche Namen enthält, eine Thatsache, die geeignet scheinen könnte, für verhältnismässig späte Besiedlung des Thales zu sprechen. Da aber, wie ich aus v. Ottenthal und O. Redlich, Archiv-Berichte aus Tirol S. 157, ersehe, jedesfalls bereits seit 1211 eine Pfarre in Sarnthein bestand, so möchte sich die eben erwähnte Thatsache wohl von der von Dahn, Bausteine, 3. Folge, 200 ff. aufgestellten, von Steub, Herbsttage in Tirol 159 ff. und Busson, Bote für Tirol und Vorarlberg, Jahrg. 1884, Nr. 232 und 233 gebilligten Gotenhypothese aus erklären lassen. Ist es ja immerhin recht wohl denkbar, dass Ostgoten die ersten Besiedler des Thales gewesen sind, an dessen wildromantischem Eingang das vielbesungene Runkelstein thront. Freilich dürften diese wohl von Meran aus über Afling ins Sarnthal hinabgestiegen sein. Um den Gegensatz zwischen dem deutschen Sarnthal und dem romanischen Vinstgau recht deutlich hervortreten zu lassen, hat der Verfasser

in dankenswerter Weise S. 441—443 ein aus dem Urbar der Pfarre Taufers[1]) in Vinstgau ausgewähltes Orts- und Personenverzeichnis veröffentlicht, das fast lauter romanische Ortsnamen enthält.

Um jedoch auf den Inhalt unseres Buches zurückzukommen, erwähne ich, dass mehreren Urbaren dankenswerte geschichtliche Überblicke vorausgeschickt sind, so eine kurze Geschichte der Benediktinerabtei St. Marienberg und des Frauenstiftes zu Münster, und eine Skizze der Geschichte des Hauses der Liebenberger von Hohenwart, die aus Kärnten stammten und unter Meinhart nach Tirol übersiedelten, und der mit diesem Geschlechte verschwägerten Annaberger aus dem Vinstgau. Von den Urbaren sind das um 1353 von Goswin, geschriebene Konzept, sowie die 1390 von eben demselben besorgte Reinschrift, ferner das des Stiftes Münster (mit Ausnahme eines jüngeren, im Originale auf den ersten drei Seiten stehenden in deutscher Sprache abgefassten Stückes), endlich das der Pfarrkirche in Sarnthein in lateinischer, die übrigen in deutscher Sprache abgefasst. Umfangreiche Personen- und Ortsnamenverzeichnisse (S. 373—443) bilden eine höchst wertvolle Beigabe des Buches. Stichproben haben mir diese Verzeichnisse als verlässlich ergeben, nur scheint es mir nicht passend, dass in diesen Verzeichnissen auch die in den kurzen geschichtlichen Einleitungen vorkommenden Namen aufgeführt werden, die in den Urbaren gar nicht vorkommen, so z. B. Brixen, Birgitz, Götzens (S. 375, 381), oder in modernem Gewande erscheinen, wie Axams, das, soviel ich sehen kann, nur S. 313 in der Form Anksams angeführt wird.

Ich möchte diese kurze Anzeige nicht schliessen, ohne dem verdienten Herausgeber den bestgemeinten Dank für seine Arbeit auszusprechen, zugleich aber auch die Hoffnung, dass durch Fortsetzung dieser „Geschichtsquellen“ noch manche bisher ungedruckte Quelle allgemeiner Kenntnis erschlossen werden möge.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 24. April. Dem Verein neu beigetreten sind: Fritz Reuter-Rüdesheim; Rittergutsbes. Anton Woworsky-Berlin; Prof. Dr. J. Franck-Bonn; Prof. Dr. L. Tobler-Zürich; K. K. Gewerbeinspektor Dr. Valentin Pogatschnigg-Graz; Dr. P. Herrmanowsky-Berlin; Dr. Th. Wagener-Berlin; Miss Mattheus-The Hollies, Swaffham, Norfolk; Gymn.-Lehrer R. Wossidlo-Waren in Meklenburg; Prof. Dr. Wladislaw Nehring-Breslau; Prof. Mario Menghini-Rom; Graf Hans v. Oppersdorff-Ober-Glogau; Propst Preuschoff-Tolkemit in Westpreussen; Prof. Dr. L. Stieda-Königsberg in Ostpreussen (als lebenslängl. Mitglied); Stadtbibliothek in Mainz. — Hr. Dr. C. Nörrenberg spricht „über rheinische Stamm- und Sprachgrenzen.“ Ausgehend von dem Stammesnamen der Franken und von dem ersten Vorkommen desselben bei rheinischen Völkerschaften, schied er von vornherein die Mainfranken aus dieser Gemeinschaft aus, um dann innerhalb der rheinischen Gegenden Gruppen abzu-

1) Der Name ist ohne Zweifel mit Schneller, tirolische Namenforschungen S. 177 von *tovo*, dial. *tof* „Holzriese, Bergrinner“ abzuleiten, dieses Wort aber schwerlich lateinischen Ursprungs, sondern einer vorrömischen Sprache angehörig, wie rät. *tauna* „Höhle“, tyrol. *plof* „Pflug“, (W. Meyer-Lübke, Gramm. der roman. Sprachen 1, 46), grödn. *mants* „Stier“.

Anmerkung. An dieser Stelle mögen folgende Druckfehler auf S. 224, Z. 8 v. oben verbessert werden: Lies Wattens, Terfens, Fritzens statt Wättens, Tirfents, Fritzens.

scheiden. Die Grenze zwischen Hof- und Dorfanlage wurde als vorgermanisch unberücksichtigt gelassen; die zwischen niederdeutschem und fränkischem Hausbau stimmt mit der Südgrenze der niederfränkischen Mundarten (Ürdinger Linie); die Südgrenze des Schwarzbrotes aus ungebeuteltem, die Kleie noch enthaltendem Roggenmehl folgt einem sprachlichen Grenzstreifen, in welchem die Grenze der römischen Germania superior und inferior läuft, mit welcher die Südgrenze von Ribuarien und die des Erzbistums Köln übereinstimmen (Vinxtbachgrenze, sprachlich auch als Eiffellinie bekannt). Was zwischen beiden Grenzstreifen liegt (Erzbistum Köln, Ribuarien), bildet eine stammheitlich-sprachliche Einheit. In der Wortbildung fallen die Familiennamen auf, deren Charakter sehr von dem im übrigen Deutschland abweicht; allgemein niederrheinisch werden Ortsnamen sehr zahlreich als Familiennamen verwendet, und die alten Personennamen erscheinen weit überwiegend im patronymischen Genitiv. Auch hier weicht Ribuarien von dem südlicheren Gebiet ab: Das Kölner Adressbuch von 1797 hat den Namen Schmidt nur 7 mal nominativisch, 154 mal genitivisch (meist Schmitz). Umgekehrt hat das Grossherzogtum Luxemburg (nach Nik. Müller, die Familiennamen des Grossh. Luxemburg, L. 1886) denselben Namen 3687 mal nominativisch (meist Schmit) und nur 914 mal genitivisch. — Die Personalpronomina (Nom. Pl. 1. 2. Person) sind in Ribuarien mitteldeutsch (*wir*, *ir*), nördlich der Ürdinger Grenze aber, niederdeutsch (*wi*, *gi*). In der Flexion stimmt Ribuarien wiederum mit dem Süden, insofern es ausser dem erstarrten Genitiv noch zwei Casus hat, den Nom.-Acc. und den Dativ; nördlich einer Linie Wipperführt-Benrath-Aachen ist dieser ausgestorben. — Die gleiche Linie ist für den Consonantismus wichtig. Sie scheidet zwischen niederdeutscher und mitteldeutscher Stufe der inlautenden Tenues *k*, *t*, *p* (*water* — Wasser u. s. w.); ebenso hat das ribuarische nach mitteldeutscher Weise bilabiales *w* im Anlaut. Umgekehrt stimmt es mit den nördlicheren Mundarten gegen die südlicheren, insofern es *b*, *d* und *g* auch in Verbindung mit anderen Lauten (*bl*, *dr* u. s. w.) streng von *p*, *t*, *k* scheidet. Ebenso ist das anlautende *g* Reibelaut, nicht, wie südlicher, Schlaglaut. Im Vokalismus sind die alten Längen *i*, *u*, *iu* als *i*, *u*, *ü* bewahrt, wie im Niederdeutschen, während rheinaufwärts die Diphtongierung in *ei*, *au*, *eu* herrscht. Ebenso behalten die Vokale *ö*, *ü*, *eu* ihre Rundung nach niederdeutscher Weise; rheinaufwärts sind sie ungerundet und werden fast wie *e*, *i*, *ei* ausgesprochen. Umgekehrt stimmt mit Mitteldeutschland die Erhaltung der alten kurzen Stammsilbenvokale vor einfachen Consonanten (z. B. in lesen, nehmen, geben), welche die nördlich der Linie Benrath-Aachen angrenzenden Mundarten gedehnt haben, wie im Neuhochdeutschen. Weder mit den nördlichen noch mit den südlichen Nachbarn gemeinsam, also eigen ribuarisch, ist *u.a*: die Aussprache des anlautenden *g* als *j*, die Verwandlung von *-d-* und *-nd-* in *-g-* und *-ng-* (vergl. *Zick*, *Zigge* — Zeit, Zeiten; *Hunk*, *Hung* — Hund, Hunde), sowie vor allem der lautliche Gesammteindruck, den die Mundart auf den Hörer macht, neben Artikulation und Rhythmus besonders die Satz- und Wortmelodie. Das Resultat, welches der Vortragende zog, war folgendes: Die Ribuarier sind heute nach Volkstum und Sprache als ein verhältnismässig einheitlicher, von den Nachbarn deutlich unterschiedener Stamm zwischen der Vinxtbachgrenze und der Linie Aachen-Benrath-Wipperfürt zu erkennen. Zwischen dieser und der Linie Venlo-Ürdingen zeigt die Sprache Mischungen, die sich nach Westen fortzusetzen scheinen. Vielleicht lassen sich die Chamaven hier auch sprachlich aussondern, vielleicht liegen auch nur Mischungen zwischen den Ribuariern und den nördlichen Nachbarn vor. Während die Bewohner der südlichen Rheinprovinz und Luxemburgs, die Moselfranken, nach Sprache und anderen Momenten wahrscheinlich aus einer Mischung von Chatten und Ribuariern hervorgegangen sind, müssen die letz-

teren als ein von Anfang an selbständiger Stamm angesehen werden; und die Unterschiede zwischen ihnen und den übrigen mit dem fränkischen Namen zuerst behafteten Stämmen sind so erheblich, dass man den Frankenbund wohl nicht als eine Stammesgemeinschaft, sondern nur als einen politischen Bund entfernt verwandter Stämme ansehen kann. Zum Schlusse führt Vortragender aus, dass ein ribuarisches Stammesbewusstsein heute, obwohl die Südgrenze (Vinxtbach) dem Volke als Grenze des Oberlandes wohl bekannt sei, nicht bestehe, wohl aber ein allgemeines rheinisches Gesamtgefühl. Doch dürfe man daraus nicht schliessen, dass in Deutschland überall das Stammesbewusstsein von dem politischen verdrängt sei. Wenigstens sähen sich z. B. die Mannheimer nicht als Badenser, sondern als Pfälzer an. Dass überhaupt das Sonderbewusstsein der Stämme aussterben werde, sei trotz der verminderten Sesshaftigkeit nicht zu erwarten. — Hr. G.-R. Weinhold bestätigte letzteres in bezug auf die badischen Pfälzer, welche sich als Franken gegenüber den Alemannen wissen, und fügte hinzu, dass die sogenannten Franken im bayerischen Mainlande, wenigstens in den östlichen Gauen, sich selbst als alte Thüringer bezeichnen. Hr. G.-R. Meitzen glaubte, die alten Völkerschaften nachweisen zu können, aus welchen die Ribuarier hervorgegangen sind. Herr R. Walden endlich bezweifelte die Brauchbarkeit der Familiennamen für die Stammesabgrenzungen und machte in dieser Hinsicht aufmerksam auf die Bedeutung bestimmter Festgebäcke. — Nr. II der Tagesordnung bildete der Vortrag des Herrn Prof. C. Arendt „über moderne chinesische Tierfabeln und Schwänke“, welcher S. 325—334 in diesem Hefte zum Abdruck gelangt ist. — Der Vortrag des Herrn Dr. L. Freytag „die neuesten Erzeugnisse der volkskundlichen Litteratur Islands“ beschäftigte sich mit Jos. Cal. Poestion: Isländische Märchen. Aus den Originalquellen übertragen. (Wien 1884. Gerold XXVIII, 303 S.); M. Lehmann-Filhés: Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Árnason ausgew. und aus dem Isländischen übersetzt. (Berlin 1889. Mayer und Müller, 273 S.); dasselbe, Neue Folge. (Ebenda 1891. XXX, 266 S.) In ausführlicher Weise besprach Herr Fr. diese Werke und empfahl dieselben der Beachtung. — Zum Schluss der Sitzung sprach Herr Dr. U. Jahn über den Filigranknopf in seiner Entwicklung. Aus einer Reihe von Präparaten, die von dem Goldschmied Mügge in Buxtehude kunstreich hergestellt waren, erläuterte er alle Phasen des Filigranknopfes von der gegossenen Silberstange an bis zu dem vollendeten Knopf; auch wies er die Instrumente vor, deren sich der Filigranarbeiter bei seiner mühseligen Arbeit zu bedienen hat. Zur Veranschaulichung seines Vortrages hatte Hr. Jahn eine umfangreiche Sammlung bäuerlicher Schmucksachen in Gold und Silber aus Schleswig-Holstein ausgestellt. Dieselbe befindet sich zur Zeit auf der German Exhibition in London und wird nach Schluss dieser Ausstellung den Beständen des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes einverleibt werden. Dasselbe ist der Fall mit der gleichfalls an dem Abend von Herrn Jahn ausgestellten Tracht einer Sylterin, der einzigen, welche noch existiert. Besonderes Interesse erregte der Pelzanzug (Sîst oder Schîst) mit dem reichen Unterbesatz, den Fössingen, sowie die Kopfbedeckung, der Huif, mit seinem Schmuck von vergoldeten Münzen und zehn grossen silbernen Eiern. Im übrigen verwies Vortragender auf den Aufsatz von Chr. Jensen: „Die Nationaltracht der Sylterinnen“ in der Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1886; wieder abgedruckt oder, besser, verarbeitet in desselben Autors Werk: „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen, vormals und jetzt.“ Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei Aktiengesellschaft (Vormals J. F. Richter).

Freitag, den 29. Mai. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit der Mit-

teilung, dass durch Se. Excellenz, den Herrn Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten dem Verein zur Förderung seiner Zwecke bis auf weiteres eine jährliche Beihilfe von 600 Mk. bewilligt worden ist. Neu beigetreten sind: Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Althoff-Berlin; Verlagsbuchhändler Ernst Wasmuth-Berlin; Verein für Erdkunde in Magdeburg. Den einleitenden Vortrag hielt darauf Hr. Prof. Dr. A. Brückner „über slavischen Götterglauben." Der Vortragende schränkte zunächst sein Thema dadurch bedeutend ein, dass er die gesamte sogenannte niedere Mythologie ausschloss und nur das über höhere göttliche Wesen überlieferte Material einer kurzen Prüfung unterwarf. Dasselbe ist dürftig genug, denn für Südslaven, Böhmen und Nordserben fehlen jegliche Angaben; sie sind nur für Ostslaven, Polen und die Elb- und Oderslaven vorhanden. Und auch bei diesen beschränken sie sich zumeist auf die blosse Nennung der Namen, durch deren Erklärung das Verständnis nicht gefördert werden kann, weil es keine alten, echten Götternamen, sondern fast durchweg nur nach den Orten wechselnde Attribute sind, die ebenso einem Sonnen-, wie einem Windgott u. dgl. beigelegt werden können. Daher schreibt sich auch der scheinbare Mangel jeglicher Übereinstimmung in den Namen der Hauptgottheiten der einzelnen Stämme. Der Vortragende berührte ferner die Frage nach dem Ursprunge des Svętovit und Volos-Kultus und wies die Annahme eines christlichen Einflusses zurück. Zum Schlusse hob er die Lückenhaftigkeit und Zusammenhanglosigkeit des überlieferten Materials hervor, bestritt die Möglichkeit einer klaren Erkenntnis der Prinzipien slavischen Götterglaubens selbst und verwies statt dessen auf blosse Parallelen, welche der littauische und italische Mythus darzubieten scheinen. — Die Herren Prof. Steinthal und Gymn.-Direktor Schwartz erklärten, letzterer Auffassung nicht beipflichten zu können, und vertraten, im Gegensatz zu Herrn Brückner, die Möglichkeit einer Erkenntnis der slavischen Mythologie. — Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Kgl. Gymn.-Direktor Prof. Dr. W. Schwartz „über die Wünschelrute als Quellensucher". Derselbe wird in der Zeitschrift zum Abdruck gelangen. — Zum Schluss lieferte Herr Dr. U. Jahn einige Beiträge zur Volkskunde Helgolands: Trachtenbilder aus dem vorigen Jahrhundert, Lootsenmarken, ein Mangelholz mit Hausmarke von 1728 und ein sehr reichhaltiges, weit über 100 Muster enthaltendes Musterbuch von 1778.

Freitag, den 26. Juni. Neu beigetreten: Dr. phil. G. Amsel-Lichterfelde; Propst Hammershaimb-Lyderslev b. Storehedinge in Dänemark; Kgl. Luisengymnasium in Berlin; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Bastian-Berlin. Den ersten Vortrag des Abends hält Hr. Prof. Dr. J. Kohler „über Sitten und Glauben der indischen Stämme." Nachdem er im allgemeinen über den Geisterglauben der Hindus gesprochen, handelt er insbesondere von dem Glauben an weibliche Gottheiten bei der Geburt des Kindes und von den Mitteln zu ihrer Abwendung; von der Art, wie der Nabelstrang in oder ausser dem Hause geborgen zu werden pflegt; von dem Totenopfer und dem ihm zu Grunde liegenden Gedanken; von den Geistern der unbefriedigt gestorbenen Menschen, welche die Nachwelt beunruhigen. Er bespricht ferner den Glauben an die Unreinheit des Menschen infolge bestimmter Lebensvorgänge, sodann den Hexenglauben, den Glauben an bösen Zauber, an Flur- und Feldgottheiten und schliesst mit einem Hinweise auf die Analogien mit dem Geisterglauben unserer Vorfahren. In die von dem Vorsitzenden eröffnete Diskussion griff nur Hr. G.-R. Bastian ein, der im Anschluss an den Kohlerschen Vortrag über den Seelenglauben im allgemeinen sprach und dessen Übereinstimmung bei den verschiedenen Völkerschaften der Erde klar legte. — Hr. Prof. Dr. C. Frey sprach über staufische Burgen in Süditalien. Der Vortragende schilderte kurz die Entwicklung der Kultur Siciliens und Süd-

italiens, die, aus byzantinischen und arabischen Elementen erwachsen, unter den normannischen Königen Roger bis Wilhelm II. (1130—1190) zu kräftiger Ausbildung gelangte. Unter der staufischen Dynastie, besonders unter Friedrich II., trat die höchste Blüte dieser Kultur ein, innerhalb deren, gemäss der staufischen dem antiken Imperium verwandten Auffassung des Kaisertums, die Antike wieder grosse Bedeutung gewann. Eine Neubelebung der antiken Kunst begegnet, eine durchaus freie und selbständige Nachbildung antiker Reste in der eigenen Kunstübung, die, was die Architektur anbelangt, sich besonders an den klassischen Profilen und Linien staufischer Schlösser zeigt und die sehr wohl mit dem arabischen Stil, vorzüglich mit der arabischen Dekorationsweise, vereinbart war. Eine feste Residenz hatte Kaiser Friedrich II. nicht. Seine Vorgänger, sowie die Anjous, hatten bestimmte Hauptstädte: Palermo, Neapel etc. Die ganze Wirtschaft und Verwaltung mit ihrem stark centralisierenden Zuge führte dazu, im Gegensatz zu Deutschland, wo der König, von Pfalz zu Pfalz ziehend, seine auf der Naturalwirtschaft beruhenden Einkünfte verbrauchte. Trotz den veränderten Bedingungen des Lebens behielt Friedrich II. diese Wandersitte des deutschen Königtums in Süditalien bei. So begegnen staufische Schlösser und Burgen in Fülle, deren wichtigste der Vortragende nach Erhaltung und Herkunft, Lage und Zweck, Umfang und Bauart besprach. Er betonte den im allgemeinen fortifikatorischen Charakter derselben, selbst bei Schlössern, die nur zu vorübergehendem Aufenthalte bei Jagden dienten. Eine Anzahl staufischer Schlösser und Burgen liegt heute in Trümmern; viele jedoch haben vermöge ihrer unverwüstlichen Festigkeit den Unbilden der Zeiten und Menschen Trotz geboten und stehen in öffentlichem Gebrauche (als Kasernen und Gefängnisse), nachdem sie im Laufe der Jahrhunderte dem entsprechende umfangreiche Veränderungen und Umbauten erfahren haben. Nur ein Schloss ist bis auf unbedeutende Kleinigkeiten intakt erhalten: Castel del Monte, auf steiniger Anhöhe bei Corato (Apulien) gelegen. Der Vortragende machte auf die schöne Technik dieses Schlosses aufmerksam, auf seine konsequente logische Anlage (ein zweigeschossiges Octogon mit achteckigen Eckbauten, Zimmern und Plattform), auf die Anordnung und — soweit noch vorhanden — auf die Einrichtung der einzelnen Wohnräume und Turmzimmer. Castel del Monte war ein nicht sehr umfangreiches Jagdschloss, an welches sich nicht so stolze Erinnerungen knüpften, wie z. B. an die Staufengräber im Dom zu Palermo; aber es bietet ein prägnantes Zeugnis für die Eigenart, wie den feinen künstlerischen Sinn Kaiser Friedrichs II. und muss, obgleich auf fremdem Boden, zu den hervorragendsten Denkmälern unserer nationalen Vergangenheit gerechnet werden. An den Vortrag knüpfte Herr Frey eine kurze Besprechung des Werkes von Dr. Michele Lacava: Topografia e storia di Metaponto (Napoli 1891) an, eine höchst sorgfältige und inhaltreiche Monographie über das alte Metapont, seine Lage, Geschichte, Bewohner und Altertümer, die für die Volkskunde von Magna Graecia von grosser Wichtigkeit ist. — Den Beschluss der Sitzung machten Vorlagen des Herrn Stadtrat Ernst Friedel aus dem Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin. Derselbe stellte zunächst eine grosse Anzahl von Zeichnungen und Photographien aus dem Volksleben in der Gegend von Cottbus zur Ansicht aus und erläuterte dieselben. Der Hofphotograph Metzner in Cottbus widmet seine freie Zeit mit Glück der Aufnahme von wendischen Volkstypen und Trachten, von Landschaften und Gebäuden, wovon die vorgewiesenen Stücke, namentlich die vortrefflich kolorierten Photographien, beredtes Zeugnis ablegten. Besonders wertvoll sind die Bleistiftzeichnungen des verstorbenen Malers Adolf Burger, welcher sich viele Jahre mit der malerischen Aufnahme des Spreewaldes, seiner Bewohner und Häuser beschäftigt hat. Der Vortragende machte darauf aufmerksam, dass im

Spreewald, wie in anderen wendischen Landesteilen, dass männliche Geschlecht an Kräftigkeit und Stattlichkeit der Erscheinung hinter dem weiblichen Geschlecht zurückstehe. — Demnächst wies Herr E. Friedel einen aus Zehden in der Neumark stammenden, ca. 10 Pfd. schweren irdenen Glückstopf (Glückshafen) vor, von etwa 1500 stammend, und verbreitete sich über die Herkunft und Bedeutung dieser jetzt recht selten gewordenen Geräte. Der Vortrag wird in der Zeitschrift abgedruckt werden. U. Jahn.

Litteratur des Jahres 1890.

(Fortsetzung.)

Von Dr. **Max Lane.**

Die nichtgermanischen Völker Europas.

I. Graeco-Italiker.

Lexicon, ausführliches der griechischen und römischen Mythologie im Verein mit Birt, Crusius u. a., herausgegeben von W. H. Roscher. Lieferungen 16 und 17 (Schluss des ersten Bandes). Leipzig, Teubner. 1890. Sp. 2689—3024.

Talbot, Mythologie grecque et latine d'après les travaux de la critique moderne. 12°. 523 S.

A., Antiker Aberglaube, ethnographisch beleuchtet. (Ausland, Nr. 29.)

Wölfflin, Zur Psychologie der Völker des Alterthums I (Archiv für lateinische Lexikographie VII, 2).

Beer, Heilige Höhen der alten Griechen und Römer. Eine Ergänzung zu Ferd. Freih. v. Andrians Schrift „Höhenkultus". 8°. IX. 80 S. Wien, Koneger.

Bent, Note on the Sepulchral Rites of the Old World (The Journal of the British Archaeological Association 46, 2).

Müller, Questiones vestiariae. Göttingen. M. 1,00.

Lübeck, Das Seewesen der Griechen und Römer. (Programm der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg 1990.) 55 S. 4°.

Dörpfeld, Ueber die Ableitung der griechisch-römischen Maasse von der babylonischen Elle (Zeitschrift für Ethnologie XXII, 3).

Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig. Teubner. M. 10,00.

Manns, Über die Jagd bei den Griechen. Dritter Teil: Die Ausübung der Jagd. (Programm des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums zu Cassel 1890.) 4°. S. 3—21 m. 1 Tafel.

Curtius, Studien zur Geschichte des griechischen Olymps. (Sitzungsberichte der königl. Preuss. Akademie der Wissensch. zu Berlin XLIII.)

Weil, Culte des âmes chez les Grecs. (Journ. des Savants. Octobre.)

Rhode, Psyche, Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. I. Freiburg i. B. 8°. 294 S.

Murr, Die Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie. Innsbruck, Wagner. 8°. 324 S M. 6,00.

Biese, Die poetische Naturbeseelung der Griechen. (Zeitschrift für Völkerpsychologie. XX, 3.)

Stengel und **Oehmichen,** Die griechischen Sacralaltertümer und das Bühnenwesen der Griechen und Römer. (Handbuch der class. Alterthumswissenschaft in systematischer Darstellung V, 3.) München. Beck. 8°.

Wackernagel, Dipolia (Rheinisches Museum für Philologie, H. 3),

Meister, Vollname und Kurzname bei denselben Personen überliefert (Bezzenbergers Beitr. zur Kunde der Indogerm. Sprach. XVI, 173 f.).

Mitsotakis, Ausgewählte griechische Volksmärchen. Für das deutsche Volk bearbeitet. (Illustr.) 3. Aufl. Berlin. 8°. 162 S.

Taylor, Les races préhistoriques de l'Italie (The contemporary review 1890. Aug.).

Undset, Archäologische Aufsätze über südeuropäische Fundstücke: III. Die ältesten Schwertformen. IV. Antike Wagengebilde. V. Ueber italienische Gesichtsurnen (Zeitschrift f. Ethnologie, XXII, 1. 2. 4).

Lindenschmit, Das etruskische Schwert aus

den Gräbern von Hallstadt . . . (Archiv f. Anthropologie XIX, 309—316.)

Brizio, Scoperta di una colonia etrusca. (Nuova Antologia 1890.)

Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 3 Bde. 6. neu bearb. und vermehrte Aufl. Leipzig, Hirzel. 1889/90. 587 + 652 + 798 S. gr. 8°. M. 38,00.

Diels, Sibyllinische Blätter. Berlin, Reimer. 158 S. 8°. M. 2,80.

Cesari, Come pervenne e rimase in Italia la matrona di Efeso. Bologna, Zanichelli.

Bonghi, Ruggero: Le Feste Romane. Ill. da G. A. Sartorio e Ugo Fleres. Milano, Hoepli 1891. (218 S. L. 9,00.)

Seelmann und Meyer, Die lateinische Sprache in den romanischen Ländern. (Göttingische gel. Anz. 1890. Nr. 17.)

Otto, Die geflügelten Worte bei den Römern. (Programm des Kgl. kathol. St. Matthias-Gymn. zu Breslau 1890.) 4°. 14 S.

Vernier, Étude sur la versification populaire des Romains à l'époque classique. Besançon. Dodivers, 68 S.

Otto, Die Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten der Römer. Leipzig, Teubner. 436 S. M. 10,00.

—, Staatliche und private Einrichtungen und Berufsarten im Sprichwort. (Archiv f. lat. Lexikographie VII, 1.)

II. Kelten.

1. Allgemeines.

a) Zeitschriften.

Revue celtique fondée par H. Gaidoz . . . Publiée sous la direction de H. d'Arbois de Jubainville. . . . . . . Tome XI. Paris. Émile Bouillon.

No. 1—2. Janvier—Avril 1890: Duchesne, La vie de saint Malo, p. 1. — Nettlau, The Fer Diad episode of the Tain bo Cuailnge, p. 23. — Saglio, Les bracae et les hosae, p. 33. — Whitley Stokes, A note about Fiacha Muillethan, p. 41. — H. de la Villemarqué, Anciens Noëls bretons, p. 46. — Nettlau, Notes on Welsh Consonants, p. 68. — Reinach, Inscription attique relative à l'invasion des Galates en Grèce. p. 80. — Thurneysen, Gloses bretonnes, p. 86. — Ernault, De l'analogie dans la conjugaison bretonne, p. 94. — Meyer, Uath Beinne Etair, p. 125. — Loth, Les anciennes litanies des saints de Bretagne, p. 135. — d'Arbois de Jubainville, Les Gaulois et les populations qui les ont précédés dans l'Italie du nord, p. 152. — de Barthélemy, Essai de classification chronologique de differents groupes de monnaies gauloises, p. 173. — Ernault, Versions bretonnes de la Parabole de l'Enfant prodique, p. 180. — Mélanges. — Correspondance. — Bibliographie. — Chronique.

No. 3. Juillet 1890. d'Arbois de Jubainville, Variétés. I. L'inscription prétendue gauloise de Nîmes. II. Camaracus. III. Tridentinum. IV. Callemarcius. V. Nancy. p. 249. — Bernard, Mystère breton de la Création du monde (suite), p. 254. — Nettlau, The Fer Diad episode of the Tain Bo Cuailnge. (fin), p. 318. — Mélanges. — Bibliographie. — Chronique.

No. 4. Octobre 1890. Omont, Catalogue des mss. celtiques es basques de la Bibliothèque nationale. — Meyer, La plus ancienne version du Tochmarc Emire ou Demande en mariage d'Emer par le héros Cûchulainn. — Ernault, Études bretonnes: VII. l'analogie dans la conjugaison. — Mélanges: d'A. de J., les noms de lieu gaulois dans le Roussillon, Loth, Saint Branwalatr. — d'A de J., Conversion de Mael-suthain. — Meyer, Mots. d'emprunt en vieil irlandais. — Loth, Sur un passage du Mabinogi de Kulhwch et Owen. — d'A. de J., Vicus Artiacus en Italie, près de Vérone. — Correspondance. — Cronique. — Table.

b) Abhandlungen und Aufsätze.

Joubert, La Gaules et les Gaulois jusqu'à la conquête romaine. Ouvrage illustré de 54 gravures. Paris. Didot. 124 S., 13 Taf., 2 Kart.

Shore, Archaic remains of the Celts in Hampshire (Journal of the Anthropological Institute XX, 1, Aug.).

Blind, Die Kelten im würtembergischen Franken (Würtemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte XII, 4).

Rhys, Traces of a Mon-aryan Element in the Celtic Family (The Scottish Review. July).

d'Arbois de Jubainville, La religion celtique, d'après M. Rhys (Revue de l'histoire des religions, XXII, no. 1.)

Frank, Le Culte de la lune chez les Gaulois (Revue félibréenne V, 1).

Flouest, Le dieu gaulois au maillet sur les autels à quatre faces; l'autel de Mayence (Revue archéologique, mars-avril).

Mac Innes Waifs and strays of Celtic tradition. Argyllshire series no. 2. Folk and Hero Tales. London, D. Nutt

Fitzgerald Sur quelques origines de la Tradition celtique (Rev. d. trad. pop. 5, 611).

2. Iren, Gälen, Walliser.

Mac Lean, The Ancient Peoples of Ireland and Scotland. (The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XX, 2.)

Rhys, Early Ethnology of the British Isles I. (Scottish Review. April.)

Irischer Folkore (Ausland 28).

Curtin, Myths and folk-lore of Ireland. Boston, Little Brown. 8°. 345 S. 9 s.

Roswell, Irish fairy mythology (National Review, Febr.).

Leamy, Irish fairy Tales. Dublin, Gill.

Mc. Clure, Early Welsh (in Relation to other Aryan) Personal Names (Archaeologia Cambrensis, Octob.).

Hyde, Gaelic Folk-Songs I. (The Nation. Dublin, 26. Apr.)

Quinn, An Irish Meermaid. (Academy No. 921.)

3. Bretonen.

Ernault, Études bretonnes (Revue celtique).

de Valori, Une Fête bretonne (La Nouvelle Revue, 15 octob.).

Bonnemère, Amulettes et Talismans VI. Amulette breton contre la fièvre (Rev. d. trad. pop. 5, 153).

Sébillot, Noms, formes et gestes des Lutins. III. Basse-Bretagne. (Rev. d. trad. pop. 5, 103.)

— Contes de marins recueillis en Haute-Bretagne (Archivio d. tradiz. pop. 9, 226 ff).

Sébillot, Les Souvenirs historiques et les héros populaires en Bretagne. Vannes et Paris, Lechevalier. 18°. 33 S.

Luzel et **Le Bras,** Sonion Breiz-Izel. Chansons de la Basse-Bretagne. 2 vol. 8°. XXIX, 335 und 350 S. Paris, Bouillon. 15 fr.

Sébillot, Le petit oiseau, conte de la Haute-Bretagne. (Revue des prov. de l'Quest. I, 1.)

4. Iberen und Basken.

d'Arbois de Jubainville, Notice sur les Celtes d'Espagne. (Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Mai-Juin.)

Pujol, La epigrafia numismatica iberica (Boletin de la Real Academia de la Historia, enero-abril).

Pujol y Camps, Un anillo iberico (ib.).

Le duel conventionnel en droit irlandais et chez les Celtibériens (Nouvelle Revue historique de droit français et étranger, XIII, 729—732).

Stoll, Zur Kenntniss der heutigen Basken. Ausland, Nr. 35—40.)

Eygun, Superstitions basques. (Rev. d. trad. pop. 5, 174.)

III. Romanen.

1. Allgemeines.

Becker, Ueber den Ursprung der romanischen Versmasse. Strassburg i. E., Trübner. (Habilitations-Schrift für Freiburg i. B.) 8°. 54 S.

Sarrazin, Zur Geographie und Topographie der Tristansage (Romanische Forschungen IV, 2).

Saltzmann, Der historisch-mythologische Hintergrund und das System der Sage im Cyklus des Guillaume d'Orange und in den mit ihm verwandten Sagenkreisen (Jahresbericht d. städt. Realprogymn. Pillau 1890). Königsberg, Hartung. 4°. S. 1—27.

2. Spanien und Portugal.

Rivista Lusitana II, 1: Braga, Cancioneiro popular das ilhas dos Açores. — Leite de Vasconcellos, Dialectos alemtejanos. — Lang, Tradições populares açoreanas. — Gonçalves Vianna, Transcrição portuguesa de nomes proprios e comuns africanos. — Leite de Vasconcellos, Gallegos e ingleses. — Miscellanea: Carolina Michaelis de Vasconcellos, O judeu errante em Portugal. — ... Cecilia Branco, Nota sobre uma superstição relativa á mosca. — C. Michaelis de Vasconcellos, Achar menos. — De Castro Lopo, Valdevinos (Romance popular transmontano). — Vidal, Locuções e vocabulos portugueses. — Arm. da Silva, Sete alfaiates para matar uma aranha.

Pérez de la Sola, Costumbres espanolas en el siglo XVII. II. (Revista de España, 15. Nov.)

Plantada, Costums populars del Vallès (Bulletin de la Associacion d'Excursions, Catalana XIII, 139).

Förster, Der Einfluss der Inquisition auf das geistige Leben und die Litteratur der Spanier. Berlin Progr. des Kgl. Realgymn. Ostern 1890. 4°. S. 3—34.

Gomi, Tradicions de Cardo. (Bulletin d. l. Assoc. d'Exc. Catalana XIII, 139).

Bosch de la Trinxeria, Alguns noms usats per nostres montany esos ab Ilur explicaceo, ib.

Diminutius d'alguns noms de sants en la provincia de Geroni y Rossello, ib.

Pires, Cantos maritimos de Portugal. (Archivio d. tradiz. pop. 9, 31 f.)

Inzenga, Cantos y bailes populares de España. Cantos y bailes de Valencia. Madrid, Murillo. 4°. XXII, 81. Con 28 pp. di musica. Fr. 7,50.

Lang, Tradições populares açorianas. (Zeitschrift f. romanische Philologie XIII, 3—4.)

3. Nord- und Südfranzosen.

a) Aeusseres Leben.

Cartailliac, La France préhistorique, d'après les sépultures et les monuments. 8°. IV, 340 SS. Paris, Alcan.

d'Arbois de Jubainville, Recherches sur l'origine de la propriéte foncière et des noms de lieux habités en France. I. période celtique et periode romaine. (Avec la collaboration de G. Dottin.) Paris, Thorin. XXXI, 703 S.

Bodio, Cenno bibliografico dell' opera del prof. E. Levasseur intitolata „La population française" (Reale academia dei Lincei, Roma, 20. aprile 1890).

de Mortillet, Origines de la chasse, de la pêche et de l'agriculture (= Bibliothèque anthropologique XII, Paris, Lecrosnier. 8°. XIII, 516 S.).

Robinson, Rural Life in France in the XIV. century (The Fortnightly Review. Nov.).

Ledieu, Les vilains dans les oeuvres des trouvères. Paris, Maisonneuve (= Collection Internat. de la Tradition. tom. 8). Fr. 3,50.

Bérard, L'Invasion arabe dans la Bresse, la Dombes et le Bugey. Lyon, Georg. 1889. (37 SS.)

Boissonade, Essai sur la géographie historique et sur la démographie de la province d'Angoumois du XVII. siècle au XIX. Angoulême, Coquemard. 184 SS.

Bleicher, Les Vosges: le sol et les habitants. Paris, Baillière. 320 S.

Cazes, La Provence et les Provençaux. Paris, Gedalge jeune. 242 SS.

b) Inneres Leben.

α) Lebenssitte und Recht.

de Gugencourt, Usages et coutumes des habitants de Meigneux au début du XVIII^e siècle (Bulletin de la Société des Antiquaires de Picardie. 1890, 1).

Rébouis, Les coutumes de l'Agennais (Nouvelle Revue hist. de droit franç. et étr. Mai).

Esquieu, Les Jeux populaires de l'enfance à Rennes. Rennes, Caillière. 18°. 76 S.

Sauvé, Le Carnaval dans les Vosges. (Rev. d. trad. pop. 5, 90.)

Bourchenin, Une noce en Béarn (ib, 5, 221, 710).

Pineau, Le premier mai en Poitou (ib. 5, 278).

Miettes de folk-lore parisien (Ney; Foujou; de Rialle). (Rev. d. trad. pop. 5, 15, 274, 595.)

La fête des Rois. — IX. Quête en Bourgogne (Morel-Retz). (Rev. d. trad. 5, 29.) XII. En Champagne (Céard) (ib. 5, 30). XIII. La Fève à la cour en 1706 (Tausserat) (ib. 5, 31). XIV. Ordalies en Bourgogne (Fontaine) (ib. 5, 105).

β) Religion, Aberglaube, Sagen.

Röhrich, La Mythologie populaire en France. (Revue chretienne, Fev.-Mars.)

Arboux, Le Culte à la Salpêtiere. (Rev. chret. Avr.)

Deloche, La procession dite la Lunade et les feux de la Saint-Jean à Tulle. 4°. 62 S. (Mémoires de l'Académie des Inscriptions et bell. lett. XXXII, 2.)

Le Saint-Antoine, (Le Moniteur de l'Épargne du Travail. Lille).

Saltzmann, Der historisch - mythologische Hintergrund und das System der Sage im Cyklus des Guillaume d'Orange. Progr. Pillau. 8°. 30 S.

Meyrac, Traditions, légendes et contes des Ardennes. (Préf. par P. Sébillot) Charleville, impr. du Petit Ardennais. 8°. 292 p. 1. Traditions, coutumes, jeux. 2. La Sorcellerie, contes de sorciers. 3. Rondes et chansons. 4. Légendes historiques et religieuses. 5. Contes diverses. 10 fr.

de la Porterie, Les Traditions en Chalosse. Caen. 11 S.

Abgrall, Les pierres à empreintes et les pierres à bassins dans la tradition populaire (Soc. archéol. du Finistère XVII, 4).

Luzel, Le Poirier aux poires d'or et le corps sans âme (Soc. archéol. du Finistère XVII, 4).

Certeux, Bazin la lune, légende du Dauphiné (Rev. d. trad. pop. 5, 117).

Foujon, Légendes et superstitions préhistoriques (ib. 5, 154, 230, 231, 183).

Pineau, Les Roseaux qui chantent. 3. La Rose d'or, conte du Maine (ib. 178).

Ferraud, Traditions et superstitions du Dauphiné (ib. 5, 412).

Labonne, Superstition berrichonne (ib. 175).

Sébillot, Superstitions de la Nièvre (ib. 229).

de Laporterie, Croyances des paysans landais (ib. 245).

de Launay, Des Apparitions en Vendée (ib. 353).

Le Carguet, Traditions et superstitions du Cap-Sizun (ib 169, 287).

Destriché, Traditions et superstitions de la Sarthe (ib. 337, 563).

Bonnemère, Superstitions du département de l'Indre (ib. 440).

Bon, Superstitions auvergnates. Cantal (ib. 589).

Pineau, Les Oiseaux en Poitou (ib. 571).

Bonnemère, Superstitions du canton de Gennes (ib. 673).

Blanchard, Traditions et superstitions de la Touraine. Petit guide médical. (Rev. d. trad. 5, 740.)

γ) Sprache.

Revue des patois gallo-romans. 8e année. No. 9: D'Arbois de Jubainville, Noms de lieux français identiques à des gentilices romains en-ius et en-ia (suite). — Gilliéron, Sur ie à Collinée (Côtes-du-Nord). — L'Abbé Rabiet, Patois de Bourberain, Côte d'Or... (suite). — Doutrepont, Conte Wallon, Herve (Liége). — Doncieux, Chansons dauphinoises, appendice à la chanson de la Saint-Jean. — Edmont, Noms propres saint-polois (suite). — Comptesrendus: A. Devaux, De l'étude des patois du Haut-Dauphiné. — Chronique.

No. 10: D'Arbois de Jubainville, Noms de lieux français identiques à des gentilices en-ia (suite). — Rabiet, Patois de Bourberain (Côte d'or). Morphologie et syntaxe. — Rousselot, La conjugaison semi-inchoative dans le Sud-Ouest. — J. Passy, Patois d'Eaux-Bonnes. (Basses-Pyrénées). — Casteig, Origine de deux dictons béarnais; Un chant de noce en Béarn. — Raynaud, Patois de Pépieux (Aude). — Gauchat: Schindler, Vokalismus der Mundart von Sornetan.

No. 11: Rabiet, Patois de Bourberain. (Côte d'Or.) Fin de la grammaire. Textes. — Fourgeaud, Patois de Puybarraud (Charente). Le Nom (Forts.). — Gilliéron, Mélanges: Cargneule, Corgneule, Cornieule. — Ruz. — Cluse. — Cl, gl, pl, bl, fl en Savoie. — Nougaret, Patois de Bédarieux (Hérault). Phénomènes de phonétique syntactique. — Edmont, Lexique Saint-Polois (suite).

Pfister, La limite de la langue française et de la langue allemande en Alsace-Lorraine. Paris, Berger-Levrault.

Follmann, Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger. II. Teil. Vocalis-

mus. (Fortsetzung der Programm-Beilage 1886.) Metz, Real-Progymn. — Progr. 1890. 4°. 23. S.

Zéligzon, Lothringische Mundarten. (Jahrbücher f. Lothr. Gesch. und Alterthumskunde, Bd. 1, Ergänzungsheft.)

Moisy, Glossaire comparatif anglo-normand donnant plus de 5000 mots, aujourd'hui bannis du français et qui sont communs au dialecte normand et à l'anglais. 2. fascicule. Caen. Paris, Delesques. Picard, 1890. 2 fr.

Fleury, Le Patois de la Hague et des îles anglo-normandes (Revue de philol. franç. III, 4).

Beuge, Vocabulaire du patois Maubergeois. 12°. 48 S. 0,50 fr.

Devaux, Étude grammatical sur le dialecte bressau en 1365 (Rev. d. philol. franç. IV, 1).

Leroux, Du langage populaire dans le département de la Loire-Inférieure (Rev. d. Bretagne et de Vendée 32, 404).

Stichel, Beiträge zur Lexikographie des altprovenzalischen Verbums. Marburg i. H., Elwert. M. 2,40.

Noms anciens des pièces du jeu des échecs. (Variétés Bibliographiques, I, 10.)

δ) Poesie.

Bonhomme, Chansons populaires du Nord de la France (Revue du Nord de la France. 1890).

Bailleul, Deux poésies en patois normand. (Revue des Langues romaines XXXIV Jan.-Mars.)

Basset, La chanson de Bricou. (Rev. d. trad. pop. 5, 545.)

Pineau, Biquette, randonnée poitevine (ib. 548).

Sicotière, L. de la, Ronde Normande (ib. 549).

Basset, Versions Alsacienne et lorraine (ib. 598).

Bangert, Die Tiere im altfranzösischen Epos (Rev. de l'instruction publique en Belgique).

Bernard, Discours prononcé à la distribution des prix du Lycée de Lorient. Lorient. 8°. 11 S. (Volkslieder und Sagen.)

Anedotti popolari in Francia (Archivio delle tradiz. 9, 573).

Bladé, Deux contes pop. de la Gascogne. Agen, Lamy. 12 S.

Brunet, Contes de Basse-Normandie (Revue des provinces de l'Ouest, I, 1).

Delorme, Contes du pays d'Armor. Paris, Colin. 7 S.

Orain, Aventures d'une morte. (Rev. des provinces de l'Ouest, I, 3.)

de Tesson, Mathurins, Mathurines et Mathurinades, notes de mer (ib.).

Bon, Le Seigneur Loup-Garou, légende de l'Auvergne. (Revue d. trad. 5, 216.)

Le Long Hiver. I. II. Versions flamandes (Harou): S. 248, III. Version poitevine (Pineau) S. 560 (Rev. d. trad.).

Fontaine, Facéties bourguignonnes (Rev. d. trad. 5, 304).

Morin, La Bêtise des gens, conte de la Champagne (Rev. 5, 633).

Les Danseurs maudits. III. Pineau, Légende du Poitou (ib. 677).

Harou, Polichinelle a deux bosses, légende liégeoise (ib. 690.

Morin, Contes troyens (ib. 690).

La Crèche, drame populaire, en patois de Besançon, tel qu'il fut joué en 1873 à la Crèche franc-comtoise. Recueilli d'après les traditions locales et dessiné par Louis Androt. Préface par H. Bouchot. Lous-le Saulnier Mayet. 75 S.

Jeanroy, Notice sur un recueil de mystères provençaux du XV. siècles (Annales du Midi, 7).

Petit de Julleville, Le théâtre en France, hist. de la littérature dram. depuis les origines jusqu'à nos jours (Bulletin critique 4)·

Cabié, Des représentations de Mystères à Toulouse au XV^e siècle. (Mém. d. l'Acad... de Toulouse 9 série, I, 279—282.)

La Femme dans les proverbes (Variétés Bibliographiques I, 10).

Loubens, Les proverbes et locutions de la langue française, leurs origines et leur concordance avec les proverbes et locutions des autres nations. Paris, Delagrave. 16°. XVII, 304 S. Fr. 3,50.

Devinettes de Bourgogne (Fertiault), ... d'Auvergne (Bon): (Rev. d. trad. 5, 168, 204.)

Formulettes béarnaises (Bourchenin): Rev. 5, 278.

Bayon, Devinettes de la Haute-Bretagne (Rev. 5, 298).

Devinettes de la Basse-Bretagne: pays de Vannes (Rev. 5, 666).

Esquieu, Les Jeux populaires de l'enfance à Rennes. Rennes, Caillière. 18°. 76 S.

ε) Musik, Tanz.

Perraud, Les Noces du Coucou et de l'Alouette. — V. des Dombes (Rev. d. trad. pop. 5, 15).

Bernard, Les Noces du Papillon, pays de Caux. (ib. 16.)

Desaivre, Les Noces de l'Alouette et du Pinson. (ib. 17.)

Sébillot, Les Noces de la Bécasse et de la Perdrix. (ib. 19.)

Destriche, Le Retour du Soldat. (ib. 68.)

Certeux, Le Prisonnier de Nantes. V. de la Loire-Inférieure. — V. des Côtes-du-Nord (Sébillot) (ib. 171, 172).

Sébillot, La Mort d'Adèle, chanson de la Haute-Bretagne. (ib. 252.)

Bernard, Joli mois de Mai fleuri, pays de Caux. (ib. 268.)

Le Petit Tambour, chanson avec jeu. — 1. Champagne (Guyot). — 2. Paris (Wallène): ib. 283, 285.

Le Pont de Londres. 1. Ronde de la Champagne (Guyot) (ib. 334). 2. Haute-Bretagne (Sébillot) (ib. 335).

Tiersot, Trois Pastourelles du Morvan. (ib. 391).

— Chant de moisson du Morvan. (ib. 463.)

— Le Rossignol Messager, version du Morvan. (ib. 534.)

Sébillot, Le Joli Meunier de la Haute-Bretagne (ib. 566.)

Tiersot, La Chanson du Géant. (ib. 596).

Le Portrait de la Maitresse. III. v. du Morvan (Tiersot), IV. V. de la Sarthe (Destriché): ib. 645. 646.

Tiersot, La fille déguisée en dragon. V. du Morvan. (ib. 709.)

4. Wallonen.

Annales de la Société d'Emulation pour l'étude de l'histoire et des antiquités de la Flandre. 5e série. T. 1. p. 1—120: A. van Speybrouck, St. André-les-Bruges, Glossaire toponymique. — S. 177—476: A. J. Witteryck, Folklore flamand. Contes populaires.

Revue de Belgique 1889: 15. Dec.: A. Gittée, Folklore wallon. 1890: Sept.: A. Gittée, L'étude du Folklore en Flandre.

Folklore Wallon. Liège 1890. no. 1. La Société du Folklore wallon . . . I. Sorciers et sorcièrs. no. 2. Sorciers et sorcières. — Chansons d'amours: Louison. — Le roi et ses trois filles; La Belle aux cheveux d'or; Marie et Jeanquet. — Questionnaire relatif à des types de contes.

Desrousseaux, Le Folk-lore du pays de Liège. (Rev. trad pop. 5, 51.)

Vercamer, La Vendée belge (Rev. de Belgique 1890. Sept.).

Desronsseaux, Moeurs populaires de la Flandre française (Moyen-Age II, 11).

Lemoine, Coutume de Mariage en Belgique (Rev. trad. pop. 5, 181).

Delait, Glossaire des jeux wallons. Liège. Vaillant-Carmane. 54 S.

Defrecheux, Les Enfantines Liegeoises. Liège. Vaillant-Carmane. 114 S.

Wilmotte, Études de dialectologie wallone (Romania XIX, 73).

Stecher, La légende de Virgile en Belgique. F. Hayez. Bruxelles. 50 SS. (Auszug aus: Bulletins de l'Académie Royale de Belgique. 3 série. XIX. no. 5.)

Demeuldre, Facéties wallones. (Rev. trad. pop. 5, 173.)

5. Italiener.

a) Zeitschriften.

La Calabria. Monteleone, an. II. n. 5. Gennaio 1890: Marzano, Usi e Costumi, ecc. — Presterà, Giuochi fanciulleschi in uso fra noi. — Bruzzano, Canti pop. di Pizzoni. — Bruzzano, La Ngioca degli Albanesi di Vena. — Serrao, Novellina pop. di Filadelfia. — Il Folletto.

n. 6. Febbr.: Marzano, Usi e Costumi, ecc — Julia, la storia del grillo. — Bruzzano, Novellina greca di Roccaforte. — Canti di Pizzoni. —

n. 7 Marzo: Marzano, Usi e Costumi. — Canti greci. — Murmura, Canti popolari di Zammarò. — La ballata die Garentina.

n. 8. Aprile: Novellina greca di Rocaforte. — Giuochi popolari. — De Fazio, 'U ddi-e-ddè dei piccirilli. — 'A gallina de za vecchiarella. — Marzano, Usi e Costumi.

n. 9. Maggio: Marzano, Usi e Costumi ecc. — Lizio-Bruno, Canti popolari. — Bruzzano, Canzone albanese di Vena. — Polito, Proverbii calabresi, raccolti a Nicotera.

n. 10. Giugno: Julia, Baci, canti pop.

acresi — Bruzzano, Canzone albanese di Barile. — Marzano, Usi e Costumi ecc. — Falegname, Novellina pop. di Francica.

n. 11. Luglio: Marzano, Usi e Costumi ecc. — Lizio-Bruno, Canti siciliani raccolti ed annotati. — Mesiano, Canti pop. di Jatrinopoli.

An. III. n. 1. 15. Sett. 1890: Marzano, Usi e Costumi di Laureana di Borrello: Medicina e terapia popolare. — Polito, Canto marinaresco di Nicotera. — Bruzzano, Novellina albanese di Barile. — Franco, La Leggenda di Sa Rosalia — Prestia, Canti popolari di Rombiolo. — Il felegname, Novellina di Prestinaci.

n. 2. 15. ott.: Serrao, Canti di Filadelfia. — Bruzzano, Novellina greca di Roccaforte. — Ortona, S. Francesco di Paolo nelle tradizioni popolari di Calabria. — Corso, I detti dell'Antico ossia Raccolta di proverbii calabresi.

n. 3. 15. nov. G. B. Moscato, Canti religiosi popolari sanluciolani. — Bruzzano, Novellina greca di Bova. — Catenacci, Canti e giuochetti infantili. — Corso, I detti dell'Antico ... — Marzano, Usi e Costumi ecc. — Bruzzano, Canzone albanese di Vena. — Novellina popolare di Prestinaci.

b) Aeusseres Leben.

Carloni, Gl'Italiani all'estero dal sec. VIII. ai di nostri. Città di Castello, Lapi.

Santamaria - Scalaricci, Del sacro nome d'Italia et della più probabile opinione degli antichi popoli italiani. Bologna, Galnberi et Parmeggiani.

Frauer, Traces de population sémitique en Italie. (Archeografo triestino XV, 1. 1889.)

Canestrini, G. und L. Moschen, Sulla antropologia fisica del Trentino: memoria. 8°. 51 SS. mit Taf. Padua, Prosperini. [Abdruck aus: Atti di Soc. veneto-trentina. Sc nat. XI, 2.]

Soccoriamo i poveri bambini rachitici. Strenna 1890. II. 200 S. L. 2,00. Venezia, Visentini [bringt Beiträge zur Volkskunde von Musatti und Nardo-Cibelo, vgl. Arch. trad. pop. 9, 138 f.].

Vico d'Arisbo (= Lodovico Bosdari), Tra zappe e vanghe nella campagna marchegiana. Città di Castello, Lapi. 16°. 153 S. L. 2,00.

Il tatuaggio nella „Mala vita", (Arch. tradiz. pop. 9, 571).

Rezano, Segno delle meretrici. (Giornale Ligustico 17, 161 220.) [Vgl. Des marques que les courtisanes étaient condamnées à porter au moyen-âge dans l'Italie, Rev. historique. 44.]

Gabotto, Studenti e male femmine in Torino nel secolo XV. (Giornale Ligustico 17, 316 f.)

c) Inneres Leben.

α) Lebenssitte und Recht.

Finamore, Credenze, usi e costumi abruzzesi. (Tom. VII. delle Curiosità popolari tradizionali p. p. cura di G. Pitrè.) Palermo, Clausen. 18°. 196 S. 5 fr.

F., Credenze, usi e costumi abruzzesi raccolti (Rassegna di litt. pop. I, 1).

Bresciani, Dei costumi dell'isola di Sardegna. Milano, Muggiani. 4 voll. 2 fr.

— Edmondo o i Costumi del popolo romano Milano, Muggiani. 16°. 3 voll. L. 1,50.

Simiani, Usi, Leggende e Pregiudizi popolari trapanesi. III. Gli annegati. IV. I vascelli-fantasma. V. I fuochi di Sant'Elmo. VI. Contro la bonaccia. VII. Il dragone. VIII. Le animulari. IX. Virtù di alcuni scogli. (Arch. tradiz. pop. 9, 17 ff)

Pitrè, Usi e costumi, credenze e pregiudizi del popolo siciliano. Palermo, Pedone Lauriel. 4 voll. 16°.

Amalfi, Tradizioni ed usi nella penisola sorrentina. Palermo, Clausen. 210 S. L. 5,00. (Curiosità pop. tradiz. vol. VIII.)

Barella, Tradizioni ed dialetti. (La Letteratura. V, no. 15.)

Jachino, Varietà tradizionali e dialettali alessandrine, raccolte e illustrate. 8°. 179 S.

Ninni, Araldica pescatoria. (La Valigia XII, 633) [= Fischergebräuche in Venetien].

Renier, Costumi marchigiani. (Gazzetta Letteraria, XIV, 11.)

Sabatini, Il Natale, Costumi popolari. Roma, Perino. 4°. 16 S. L. 0,25.

Lumbroso, Uso nuziale romagnolo, (Arch. trad. 9, 120).

Salomone-Marino, Nozze Lauza-Fardella: Exenia nuptialia in Sicilia; appunti. Palermo coi tipi del Giornale di Sicilia. 8°. 14 S.

Auspicate Nozze Bonome-Gaudio: Feste e Spettacoli in Padova dal 1767 al 1780. [Padova 1890.] 4°. 16 S.

Mazzucchi, Usi e costumi del popolo nell' Alto Polesini. (Arch. tradiz. pop. 9, 74 ff.)

Battaglia, Dell' uso di dare il posto d'onore in Sicilia. (Arch. trad. pop. 9, 435.)

Il giuoco del ventaglio in Toscana. (ib. 436.)

Folk-Lore giuridico dei fanciulli in Sicilia (Pitré): Arch. trad. pop. 9, 538.

Corsi, Vita senese. (1. I nostri citti. 2. Pregiudizi sulle donne gravide. 3. Pregiudizi sulle puerpere. 4. Pregiudizi sui cittini. 5. La luna per le nostre ragazzine. 6. Varie superstizioni. 7. Cantilene. 8. Giuochi.): Arch. trad. pop. 9, 105–116.

Sabatini, Raccolta di Tradizioni e Costumanze Popolari. (Il Volgo di Roma.) 18°. 80 S.

β) Religion und Aberglaube.

Garovaglio, Il culto di Mitra in Lombardia 2 segnatamente in Milano. Milano, Bartolotti. 7 S.

Threde, Das Heidenthum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens. Gotha, Perthes. II. Th. 397 S. M. 5,00. III. Th. 426 S.

La Fata, S. Ginueffa Germanisa. Palermo, Giliberti. 16°. 31 S.

La festa del 5. Agosto sul Rocciamelone. (Fanfulla XXI, 5. Agosto 1890.)

Pitrè, La festa di S. Rocco in Sicilia. (Arch. trad. 9, 118.)

La festa di S. Giovanni Battista in Firenze (ib. 570).

Lumbroso, La Bimba di Quaresima in Sardegna (ib. 571).

La festa e la leggenda di Sant' Augusta in Vittorio, nel Veneto. (ib. 572.)

La festa di S. Giovanni nell' Abruzzo. (De Nino): ib. 359.

Il giorno dei morti, credenze siciliane, tolte dal vol. del Pitrè: Spettacoli e Feste . . . (Gazzetta Piemontese XXIV, Nov.)

de Moreno, La festa de' morti in Sicilia. (Giornale di Sicilia, 1. Nov. 1890.) S.[alomone]. — M.[arino], La religione ed il culto pei defuncti, note di vecchie usanzi siciliane (ib. 8. Nov.).

Zenatti, Calendi marzo. Verona 1890. 21 S.

Seves, Appendice alle Serenate pei SS. Crispino e Crispiniano in Pinerolo. (Arch. trad. pop. 9, 223 f.)

Musatti, Il San Giovanni Battista a Venezia (ib. 305).

Pellegrini, Il San Giovanni Battista nell' Agordina (ib. 311).

Nardo-Cibele, Sul S. Giovanni Battista, ricordi veneti (ib. 315).

Seves, Di alcune credenze per la festa di S. Giovanni Battista in Piemonte (ib. 326).

Martinengo-Cesaresco, Fiori di S. Giovanni (ib. 341).

Vetri, Il 'Lago sfondato' ed il sonno di S. Giovanni Battista, leggenda pop. in Castrogiovanni. (ib. 391.)

Corsi, Il braccio ed il giorno di S. Giovanni Battista in Siena. Tradizioni, usi, supenstizioni. (ib. 328.)

S. Martino in Sicilia (L'illustrazione pop. 9. Nov.).

Signorelli, La Domenica delle Palme a Siracusa (ib. 27, 11).

Zappata, Il Carnevale di Roma nel 1631. (Fanfulla XXI, 39.)

Bruzzone, Il Carnevale di Roma nel 1831 (ib. XXI, 47).

Ostermann, Superstizioni, pregiudizi e credenze popolari relative alla cosmografia geografia fisica e meteorologica (In Alto 1890: no. 4 u 5).

Menghini, Dodici rispetti popolari inediti. (Propugnatore III.)

—, Le virtù delle piante nel Friuli. (In Alto, n. 4 u. 5.)

Serra, La vigilia di Mezz' Agosto in Calabria. (L'illustrazione popolare, 24. Agosto 1890.)

La tosatura delle pecore nella Campagna romano (ib. 31. Ag.).

Pigorini-Beri, Le superstizioni e i pregiudizii delle Marche Appennine (Archivio per l'Anthropologia e la Etnologia, XX, 17 bis 59).

—, Le superstizioni . . . (Firenze 1890). 8°. 43 S.

Riccardi, Pregiudizi e superstizioni del popolo modenese. (Arch. per l'Anthropol. XX, 1. 2.)

Tradizioni e costumi popolari: Le anime mpilluse a Messina e morte di Andrea Belluso, per l'avv. Achille Varvessis da Messina (Arch. trad. 9, 185).

Sena Vetus, Superstizioni, Canti, Indovinelli e Giuochi (Corsi): Arch. trad. 9, 521.

Wiese, Eine altlombardische Margaretenlegende. Kritischer Text nach 8 Handschriften mit einleitenden Untersuchungen. Halle a. S., Niemeyer. CXX, 108 S. M. 4,50. [Rec.: Deutsche Litteraturzeitung 1890, Sp. 1834 f. (W. Meyer-Lübke.)]

Savi-Lopez, Leggende delle campane. (L'illus trazione pop. 27, 6.)

Zevaco, Le Lac des Fées, légende corse. (Arch. trad. 5, 692.)

de Moreno, Il Venerdì, credenze pop. italiane. (Giornale di Sicilia, 4. u. 11. Ott. 1890.)

Bayon, Amulettes d'Italie. (Rev. des trad. pop. 5, 219.)

Finamore, Un nuovo rimedio contro la Peronospora negli Abruzzi. (Arch. trad. pop. 9, 437.)

Morso dei cani arrabbiati in Venezia (ib. 120).

Nardo-Cibele, La Filata, e la coltivazione del canape nel Bellunese. Voci, usi, pregiudizi e storielle. (Arch. trad. 9, 169 f., 461 f.)

γ) Sprache.

Ferri, Vocabolario ferrarese - italiano, compilato sullo studio accurato del dizionario ferrarese di Azzi e di quelli italiani del Fanfani . . Ferrara, tip. sociale. 510 S. 8°.

Ninni, Giunte e correzioni al dizionario del dialetto veneziano (di Boerio). Venezia, Longhi. 16°. 122 S.

Frizzi, Dizionario dei frizzetti popolari fiorentini. Città di Castello, Lapi. 16°. 267 S. L. 3,00.

Gaudenzi, I suoni, le forme e le parole dell' odierno dialetto della città di Bologna . . . Bologna, Fava e Garagnani, 292 S. 16°.

Morosi, l'odierno linguaggio valdese di Piemonte. (Arch. glottologico it. XI.).

Ninni, Voci bambinesche della lingua veneziana. Venezia, Longhi e Montanari. 16°. 11 S.

Appelius, Le abbanniatini [Rufe der Verkäufer] (Giornale di Sicilia XXX, 18. Ott.)

Bongi, Ingiurie, improperi, contumelie ecc. Saggio di lingua parlata del trecento cavato dei libri criminali (Propugnatore Genn.-Apr. 1890).

δ) Poesie.

Mango, Novelline popolarie sarde raccolte e annotate. Palermo, Clausen. 16°. VI, 144 S. (= Curiosità pop. trad pubblicate per cura di G. Pitrè, vol. IX.) L. 4,00.

Collana di raconti, proverbii sentenze ecc. Nona ediz. Venezia, Cordella. 24°. 156 S. L. 0,20

Menghini, Due favole romanesche. Roma. 16°. 32 S.

Villanti, La leggenda del melograno. (L'illustraz. pop. XXVII. no. 24.)

Pitrè, Le Pays de Chèvres, conte sicilien. (Revue trad. pop. 5, 48.)

Maurus, La pelle dei giudici, leggenda siciliana. (Giornale di Sicilia XXX, 17. Maggio 1890.)

Nerucci, Storielle popolari in Toscana. (Archivio stud trad. pop. IX, 3.)

Bazzi, Sas domos de janas (L'illustrazione pop. XXVII, 13) [Sardinische Sagen].

Il „Pfaffe" leggenda gressonarda. (Arch. trad. pop. 9, 573.)

La novella di Ammazzasette. (ib: 277.)

Il ponte del diavolo. (ib. 277.)

Pitrè, La leggenda di Cola Pesce. (ib. 377.)

Columba, Note di tradizioni e leggende. (ib. 385.)

Nerucci, Storielle popolari. (ib. 391.)

Una donna che non riconosce se stessa, raccontino calabrese. (ib. 118.)

Tradizioni popolari abruzzesi: Li Fatle de zi' Tanghe (Finamore): ib. 153.

Vitusullanu nella storia e nelle credenze polari Canicattinesi [bei Girgenti] (ib. 208 bis 216).

Appelius, Una monelleria fanciullesca e i castighi scolastici d'una volta. (Giornale di Sic. 25. Ott. 1890.)

Conscience, Lo spirito, tradizione popolare (ib. 28. Ott. 1890).

Appelius, La Discesa dei Giudici in Palermo (ib. 22. Nov.).

Les chants populaires du Piémont par M. Gaston Paris. (Extrait du Journal des Savants. Sept.-Novbr, 1889) Paris, imprim. Nationale 1890. 40 S. 4°.

Cian, Saggio di Canti popolari logudoresi. Palermo, coi tipi del Giornale di Sicilia. 8°. 16 S. (Nozze Bernardi-Galbo.)

Ferraro, Canti popolari in dialetto sardo-lugudurese raccolti a Sinistra. 16°. 39 S.

Marget, More popular songs of Italy. (Scottish Review, Jan)

Raccolta di stornelli e rispetti amorosi cantati dal popolo italiano. Firenze. 16°. 128 S.

Scelta delle migliori canzonette amorose cantate dal popolo italiano. Firenze, Salani. 128 S.

Schirò, Canti tradizionali delle Colonie Albanesi in Sicilia. Palermo.

Tre canzoni popolari con una esortatione (Nozze Menghini-Laurenti).

Castelli, Per una tortora. [Volkslied.] (La Favilla XIV, Apr.-Maggio 1890.)

Mango, Poesia popolare infantile in Calabria. [Palermo 1890.] 17 S.

Canti del popolo senese al tempo dell' assedio (1554—1555) Firenze, tip. Cooperativa. 8°. 17 S.

[Rossi], Di un Cantastorie ferrarese del secolo XVI. Appunti Estr. dalla Rassegna Emiliana. Ferrara.

L'idea del socialismo nella poesia popolare romagnola; breve dissertazione di Tomaso Randi Agricoltore (T. Storza) .. Rimini, tipogr. di Emilio Renzetti. 15 S.

Le canzoni di Piedigrotta. (Giornale di Sic. XXX, 9 Sett.)

Menghini, Canti popolari romani (Arch. trad. pop. 9, 3).

Giannini, Canti popolari della montagna Lucchese raccolti e annotati (Canti e raccolti . . Ancona, VIII.) Torino, Loescher 1889 (LII S., 2 Bl., 334 S.) [vgl. Rassegna di litteratura popolare e dialettale I, 1 (Menghini)].

Sabatini, La lirica nei canti popolari romani, appunti critici (Il Volgo die Roma).

Parisotti, Le melodie popolari romane, studio (ib.).

Menghini, Canzoni popolari romane (ib.).

XIV Gennaio MDCCCXC. Celebrandosi in Trento le nozze della signorina Angelina Alberti col sig. Vittorio Zippel. Palermo coi tipi del 'Giornale di Sicilia'. MDCCCXC. 16°. 16 S. [enthält sizilianische Volkslieder].

Ferraro, Spigolature di canti popolari parmigiani e monferrini (Arch. pop. trad. 9, 267, 276).

[Ungarelli], I Proverbi bolognesi sulla Donna. (Nozze Chiesa-Tamassia.) [Bologna 1890.] 43 S.

Tre proverbi al giorno. (Giornale di Sicilia 1890. No. 288. 289. 290.)

De Pasquale, Raccolta di proverbi calabri (Arch. trad. 9, 50, 217).

Mazzucchi, Proverbi popolari del Polesine (Arch. trad. 9, 163, 542).

Di Giovanni, Di un giuoco popolare nel secolo XIII, illustrazione. Palermo, Tipografia del 'Giornale di Sicilia'. 16°. 41 S.

Salomone-Marino, Il 'tabbaranu' giuco popolare siciliano fanciullesco. (Arch. trad. 9, 264).

Pitrè, Una commedia sulla magheria. [Sicilien] (Arch. 9, 117.)

Gabotto, Due sacre rappresentazioni di Torino nel sec. XV. (ib. 98.)

Racioppi, Per la storia di Pulcinella. (Arch. stor. p. le prov. napol. XVII.)

Gaetanaccio, memorie per servire alla storia dei burrattini, racolte da F. Chiappini (Il volgo di Roma).

ε) Musik, Tanz.

Bencivenni, Danze sarde (L'Illustrazione Popolare XXVII, 7).

6. Rhätoromanen, Ladiner, Friauler.

Pagine Friulane. Udine an. II: 9. Febbr. 1890: M., Legende dal Làd di Çhavazz.

An. III., 20. Apr.: Elena Fabris Bellavitis: La 'Peveute'. Costumi della Bassa. V. O.[stermann], Legende del lat di ospedal. — L. Marcon-Contin, L'Efiett da-li cartufulis, fiaba in dialetto di Chiusaforte.

11. Maggio 1890: Slovenck vec: L'imbrojòn a l'è piès dal diàul, leggenda raccolta in S. Pietro al Natisone. — C. S., Il Parsutt del Signore leggenda in goriziano. — V. O.[stermann], Cui che ûl imbrojà, resta imbrojàd, fiaba.

18. Maggio: V. O., Il Çhischèl di Ruvigne, leggenduole. — C. Plain, La fondaziòn di Artigne, leggenda di gare municipali.

8. Giugno: Un' altre leggende sul làd di Çhavazz. — V. O., Le leggende intorno a Pilato nel Friuli.

22. Giugno: G. Caprin, Il perdon di Barbana, uso popolare gradense riprodotto dalle Lagune de Grado dell' A. — R. Olivotto, fiabe maranesi, leggenda di gare municipali.

13. Luglio: La çhase dal vint, fiabe del Friuli Orientale.

24. Agosto: I Çhalunis di Cividàt a Braulins, leggenda. — R. Olivotto, La sagra di S. Vito.

21. Sett.: V. O., Il fantasme da Montagne, leggenda e credenza. — E. Fabris-Ballavitis, La coda della 'bilite'. — Giobi: L'origin de'l sarasin. [Nella copertina]. — M. Molinari-Pietra, La leggenda della bucca del mare.

Hunziker, Das rhaetoromanische Haus. (Zeitschrift f. Ethnologie XXII p. [320] f.)

Soames, Notes on the Sounds of the Romansch or Romanese of the Upper Engadine. (Phonetische Studien. Hsg. von W. Vietor. Marburg i. H. III, 2.)

Schneller, Tirolische Namensforschung. Orts- und Personennamen des Lagerthals in Südtirol. Mit einem Anhange und einer Kartenskizze. Innsbruck, Wagner. XIV, 373. [Rec.: Götzinger, Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1890, 460 f. Stolz, Zs. d. V. f. Volksk. 1891, S. 222 f]

Nozze Lansal-Guarnieri. [Canzoni popolari dell' Engadina] Pica, Mariotti 1890.

Giannini, L'uomo selvaggio (L'om salvae). Tradizione del Canavese. Lucca, Giusti.

Ostermann, Due giuochi fanculleschi in Friuli. (Arch. trad. pop. 9, 567.)

7. Rumänen.

a) Ausseres Leben.

Xenopol, Epoca lui Mihai Vitézul (= Istoria Romănilor din Dacia Traiană, Bd. III) (680 S. 2 Pläne). Jasi.

Brosteanu, Zur Geschichte der Romänen im Trajanischen Dacien. (Romän. Revue 6, 98—105.) [Zugleich Recension des vorhergehenden Werks.]

Nunta la Români. Studiu istorico-etnograficŭ comparativŭ de S. Fl. Marianu .... Editiune a academiei Române. Bucuresci, Tipografia Carol Göbl 856 S.

Rossetti, Les Brodnici ['peuplade habitant la Moldavie avant la fondation de la principauté 1348' ... (Revue hist. 44)] (Rivista nouă 1890).

Saineanou, État des pays roumains dans la première moitié du XVIII^e s. d'après un chroniqueur turc inédit. (Rivista nonă 1890) [nach Rev. hist. 44.]

Ghibanescou, Historie d'une propriété rurale à partir du XV^e siècle jusqu'à nos jours. (Archiva societătzei stüntzifice si literare din Jasi. 1890, 5) [nach Rev. hist. 44.]

Onciul, Zur Geschichte der Romänen in Marmarosch. [Ungarisches Comitat] (Romänische Revue 6, 24—39, 91—97.)

Hellènes, Les Roumains. Etude ethnographique. (Revue de géogr. Septembre.)

Olinescu, Populatia Bucovinci. (Bul. Soc. Geogr. Româna. Bukarest. XI, 37—53.)

Brosteanu, Aus fremden Autoren über die Romänen. (Transilvania 1890.)

Die Völkerschaften der Bucovina. 1. Heft: Die Lippowaner [religiöse Sekte]. Von Dem. Dan. Czernowitz, Pardini. 35 S. M. 1,40.

Nicora, Über die Istriano-Romänen. (Transilvania ... 1890.)

Przyborski, Das Bauernhaus in Romänien. Nach Odobescu's 'Notices sur la Roumanie' (Romänische Revue 6, 7—8, 404—406). [Auch im 'Ausland' veröffentlicht.]

Hârsu, Romänisches Bauernleben. II. Die Brautwerbung. [I. Die Kindtaufe. Rom. Revue 1888, S. 254] (ib. 6, 107—110).

Heinzendorf, Die schöne Gina. Ein Bild aus dem romänischen Dorfleben. (Rom. Rev. 6, 323—332.)

b) Inneres Leben.

Forese, Una santa rumena. (Fanfulla, 30. Agosto 1890.)

Sulut-Carpenisan, Die siebenbürgisch-romänische Mundart im Vergleiche mit der Litteratursprache jenseits der Karpathen. (Transilvania 1890.)

Etymologicum Magnum Romaniae. Dictionacul Limbei istorice si poporane a românilor ... sub auspiciele academici române de B. Petrileccu - Hasdeu Tom. II. Fascioara III (Ariciu-Astémat. Bucuresci. 1890. 8°. sp. 1657—2008.)

Bărseanu, Volkslieder und Erzählungen gesammelt. (Transilvania 1890.)

Franken, Romänische Volkslieder in freien Übertragungen nach Jarnick und Bärseanu's 'Doine din Ardeal' (Romän. Revue 6): 1. Kukuk und Liebchen. (S. 105.) 2. Röslein. (ib.) 3. Mein Liebchen. (ib.) 4. Liebesschmerz. (ib.) 5. Liebeszauber. (ib.) 6. Ihr schönen Tannen. (S. 106.) 7. Ruhelos. (ib.) 8. Haidukenlied. (ib.)

Fischer, Deutsche Übersetzung romänischer Volkslieder (aus V. Alexandris Sammlung: 'Poesii populare ale Romănilor'.) (Romän. Rev. 6.): 1. Minorita. (S. 40.) 2. Der Fluch. (S. 42.) 3. Eiche und Korrelle (ib.). 4. Das verlorne Liebchen (ib.). 5. Sehnsucht (S. 43). 6. Weg bergab und Weg bergauf (ib.). 7. Klage um die Jugendzeit (ib.). 8. Doina.

(S. 44.) 9. Hymne der lat. Race (S. 46). 10. Legende vom Maiglöckchen (S. 447). 11. Sage von Dorna (S. 448). 12. Das Concert auf der Waldwiese (S. 448). 13. Die Heuernte (S. 653). 14. Die Ernte (S. 653). 15. Kirschen (S. 654).

Alessin, Volkslieder. (Convorbiri literare 24, H. 4,5.)

Troll, Neghinita, Romänisches Volksmärchen. Nach dem Romänischen des B. St. de la Vrancea 'Revista Noùa' II, 1. (Rom. Rev. 6, 259—270.)

Rasponi, Saggio di versioni libere di poesie popolari rumene. Bologna, Zanichelli. 16°. 16 S.

Troll, Loser Vogel. Romänisches Volksmärchen nach Th. D. Sperantia erzählt. (Rom. Rev. 6, 110—117.)

Tiersot, Musique et Danses roumaines (Rev. des trad. pop. 5, 112).

Musicescu, 12 melodii nationale, Romänische Melodien. (Rom. Revue 6, 498.)

IV. Neugriechen und Albanesen.

Philippson, Zur Ethnographie des Peloponnes. (Petermanns Mittheilungen 1890, 1—11, 33—41.)

—, Die Bevölkerung Griechenlands. Berichtigung. (Petermanns Mittheil. 1890, 56.)

Meyer, Bei den Albanesen Apuliens. (Neue freie Presse, 8. Mai 1890.)

—, Rusalja [Bezeichnung f. e. unordentliches Frauenzimmer bei den Albanesen]. (Am Urquell 1, 115 f.)

Meyer. Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung. Stuttgart. 16°. 108 S.

Mitkos, Albanesische Lieder (Zeitschr. f. Volkskunde 1890. H. 9—11).

Hârsu, Macedonisch-romänische Volkslieder. (Romänische Revue 6, 167.)

Jarník, Albanesische Märchen und Schwänke (Zeitschrift f. Volkskunde 1890, H. 9—11).

V. Lettoslaven.

1. Letten und Litauer.

Hein, Altpreussische Wirtschaftsgeschichte bis zur Ordenszeit. (Zeitschr. f. Ethnologie. XXII. 4.)

Wiedemann, Das litauische Praeteritum. 1 Th. Zum litauischen Vokalismus. 58 S. Inaug. Diss. Dorpat.

Kaulin, Der (lettische) Dialekt von Selsau (Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen XVI, 4).

Lemke, Zur littauischen Volksmusik. (Ausland 7.)

Francesco Pirrone-Giancontieri, Il Re dei Vendi e degli Zingari russi, dei Lettoni, Lituani e Zamaiti (Arch. trad. pop. 9, 3).

3. Slaven. Allgemeines.

Léger, Russes et Slaves. Études politiques et littéraires. Paris, Hachette. XIV, 347 S. fr. 3,50.

Drapeyron, La formation de la nationalité russe, d'après 'Russes et Slaves' . . (Revue de géographie. Juin.)

Prochno, Wendische Funde aus der Altmark (Zeitschrift für Ethnologie XXII, p. 312 ff.)

Unterforcher, Beiträge und Berichtigungen zur slavischen Namensforschung aus Ost-Pusterthal (Progr. des Staatsgymn zu Eger) 14 S.

v. Hellwald, Die Welt der Slaven. Berlin, Allgem. Verein f. deutsche Litt. 411 S.

Weigel, Der sogenannte lausitzer Typus. (Mittheilungen der niederl. Ges. f. Anthropologie und Urgeschichte. H. 6.)

Kolberg, Chełmskie. Obraz etnograficzny. Bd. 1. Krakau, 371 S.

Gander, Die wichtigsten Momente des Lebens im Brauch und Glauben des Volkes in der Niederlausitz. (Mittheil. der niederl. Ges. f. Anthr. u. Urgesch. H. 6.)

Weineck, Die Hügelgräber der Niederlausitz (ebenda).

Gander und **Weineck,** Festbräuche (ebenda).

Oesten, Die 'civitas' der Slaven und Funde aus Feldberg (Zeitschr. f. Ethnolog. XXII, 1, p. 23 ff.)

Weineck, Winzer und **Siemann,** Ortssagen. (Mittheilungen d. niederl. Ges. f. Anthrop. u. Urgesch. H. 6.

Strekelj, Zum Volksglauben, dass die Erde auf einem Fisch ruhe. (Arch. f. slav. Phil. 12, 310.)

Novaković, Zu den Gebräuchen um das Georgi-Fest (ebenda 12, 303, 306).

Weisker, Slavische Sprachreste, insbesondere

Ortsnamen aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten. 1. Teil. (Programm des Realprogymnasiums zu Rathenow 1890.) 8°. 44 S.

Uhlenbeck, Die lexikalische Urverwandtschaft des Baltoslavischen und des Germanischen. Leiden, Blankenberg & Co. 8°. Fl. 1,20.

Kirste, Mlěko (Arch. f. slav. Phil. 12, 307 bis 309).

Jagic, Syncretische Formen von Städtenamen (ebenda 12, 315).

Strekelj, Beiträge zur slavischen Fremdwörterkunde I. (ebenda 12, 451—474.)

Fortunatov, Phonetische Bemerkungen, veranlasst durch Miklosich's Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen (ebenda 12, 95—103).

Miklosich, Die Darstellung des slawischen Volksepos (in den Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften. Philos. hist. Classe XXXVIII. Bd. Wien). F. nr. III. 4°. S. 50

3. Westslaven.

Zeitschrift für Volkskunde: Wisla, Miesięcznik geograficzno-etnograficzny. Warszawa, M. Arct. 4 Bd. 1890. (Redakteur: Jan Karłowicz.)

Hübler, Hochzeitsbräuche im südlichen Böhmen. (Mittheilungen des Vereins für Gesch. d. Deutschen in Böhmen 28, 2.)

Lippert, Die tschechische Ursage und ihre Entstehung. Prag. 25 S.

Brückner, Böhmische Studien. Abhandlungen und Texte. (Arch. f. slav. Phil. 12, 321 bis 451.)

Karge, Slavische Denkmäler aus älterer Zeit in Breslau [Urkunden in böhmischer Sprache, sprachgeschichtlich bedeutend]. (Arch. f. slav. Phil. 12, 120—140.)

Vondrák, Ueber die persönlichen Schimpfwörter im Böhmischen (ebenda12, 47—78).

—, Berichtigungen zu „Ueber die persönl. Schimpfw. 1. B.“ (ebenda 319).

Schaft, Die Teufelsbraut, oder die verzauberte Rose Ein Volksmärchen vom Weichselursprung. (Deutsche Romanzeitung, Nr. 2).

4. Ostslaven.

Anutschin, Ueber die Aufgaben der russischen Ethnographie. (Russische Revue 30, 54 bis 66, 141—163.)

Obst, Zur Demographie des europäischen Russlands (Ausland 1890, 43).

Somier, Mordvá. Popolazione di Astrakan. 4°. (Arch. per l'Anthropol. e la Etnolog. 1889.)

Ragosin, Die Wolga von der Oka bis zur Kama. Mit Atlas. St. Petersburg, Ksr. Hofbuchhandl. H. Schmitzdorff [russisch]. Bd. I: 440 S., 1 Karte. Bd. II: 495 S. [enthält viel Ethnographisches].

Kaindl und Manastyrski, Die Rutenen in der Bukowina. 1. u. 2. Th. (Der Buchenwald. Beiträge zur Kunde der Bukowina. Nr. 3 und 4) Czernowitz, Pardini 1889/90. 88 und 98 S. à fl. 0,50.

Kaindl, Hausbau und Bauopfer bei den Ruthenen. (Am Urquell 1, 85 f.)

Bobrinskj, Graf Alexei, Die Kurgane und die zufälligen archäologischen Funde in der Nähe der Ortschaft Smela. Tagebücher fünfjähriger Ausgrabungen. St. Petersburg 1887. 170 S. Text mit 2 Kart. und 24 Tafeln. [Ausführliche Inhaltsangabe: L. Stieda. (Archiv f. Anthropologie 19, 1890, 110 bis 114.)]

Wladimirskij-Budanow, Skizzen aus der Geschichte des lithauisch-russischen Rechts. 2. Umrisse des Familienrechts im 16. Jahrhundert. 8°. 59 S. [russisch].

Kovalesosky, Études sur le droit contumier russe. [Nouvelle Revue historique de droit français et étrangers. Mai-Juin.]

Sichler, Cérémonies (Moeurs) et coutumes de mariage en Russie (Rev. trad. pop. 5, 321, 421, 500, 614, 651).

Karlowicz, Die Liebestaufe bei den Polen. (Am Urquell 1.)

Ssergejewitsch, Russische juridische Alterthümer. Bd. I. Territorium und Bevölkerung. 517 S. [russisch].

Ewarnizkij, Die Freiheiten der Saporoger Kasaken. Historisch-ethnographische Skizze. Mit 3 Karten. 384 S. [russisch].

v. Stenin, Über den Geisterglauben in Russland (Globus 17—18).

Murko, Ethnographisches. [Aberglauben der Südrussen]. (Arch. f. slav. Phil. 12, 640.)

Kaindl, Volksglauben. [Aus der Bukowina]. (Am Urquell 1, 107 f.)

Jarchy, La médicine superstitieuse en Russie. (Rev. d. trad. pop. 5, 641.)

Dragicevic, Volksmedicin. (Darin: Kaindl: Aus der Bukowina; ruthenisch): Am Urquell 1, 205.

Kozlovskij, Zwei syntaktische Eigenthümlichkeiten der russischen Sprache. (Arch. slav. Phil. 12, 103—120.)

de Chroushoff, Les Chants héroïques du peuple Russe (Rev. d. trad. pop. 5, 163, 235, 538).

Tales and Legends from the Land of the Tzar: a Collection of Russian Stories Translated from the original Russian by Edith M. S. Hodgetts, 324 S.

Kaindl, Zwei ruthenische Mythen aus der Bukowina. (Am Urquell 1, 16 f.)

5. Südslaven.

Volkskunde enthält die Zeitschrift:

Bosanska vila. List za zabavu, pouku i književnost. Vlasnik i urednik: Nikola T. Kašikovič. 4. Jahrgang. Sarajevo.

de Asboth, An official tour through Bosnia and Herzegovina, with an account of the history, antiquities, agrarian conditions, religion, ethnology, folk-lore and social life of the people. London, Sonnenschein. 510 S.

Karic, Zur Volkskunde im Königreich Serbien. (Ausland 89, 741—44, 776—79, 787—93.)

—, Serben in Ungarn (Romänische Revue 6, 494—496).

Gopcevic, Makedonien und Altserbien. Mit Karte und Illustr. Wien, Seidel. 503 S. M 20,00.

Hron, Das Volkstum der Slaven Makedoniens. Ein Beitrag zur Klärung der Orientfrage. Wien, im Selbstverlag. 26 S. 8°.

Gopcevic, Spiridion, Die Wahrheit über Makedonien. Antwort auf die Hronsche Schmähschrift . . Wien, Verlag der „Welt". 56 S. 8°.

Popowitsch-Lipowaz, Die Montenegriner und die montenegrinischen Frauen. 3. Aufl. 1890. 214 S. [russ.]

del Bello, La provincia dell' Istria. Studi economici. Capodistria, Cobol 1890. Darin Cap. I: Il margraviato d'Istria ed i sui abitatori.

Tomasin, Die Volksstämme im Gebiete von Triest und in Istrien. Eine ethnographische Studie. Triest, Schimpff. 109 SS. M. 2,80.

Musoni, Usi e Costumi degli Sloveni Veneti. (Arch. stud. trad. pop. 9, 3.)

Wesnitsch, Die Blutrache bei den Südslaven (Zeitschr. f. vergl. Rechtswissensch. 9, 1).

Krauss, Sühnung der Blutrache im Herzögischen (Am Urquell 1, 194—196.)

—, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven, vorwiegend nach eigenen Ermittlungen. Münster i. W., Aschendorff. 176 S. M. 3,00. (Darstellungen aus dem Gebiet der nichtchristlichen Religionsgeschichte.)

Krauss, Die Quälgeister bei den Südslaven. (Ausland 17—19.)

—, La fête de la Saint-Jean chez les Slaves du Sud. (Arch. trad. pop. 9, 328.)

—, Rusalije [Pfingstfest der Serben]. (Am Urquell 1, 145—149.)

Strekelj, Zur Kenntniss der slavischen Elemente im friaulischen Wortschatze (Arch. slav. Phil 12, 474 f.)

Miklosich, Eine Sprachprobe des kroatischen Dialekts von Neuprerocc bei Nikolsburg. (Arch. slav. Phil. 12, 317.)

Novakovic, Ein Beitrag zur Kunde der macedonischen Dialekte. (Arch. slav. Phil. 12, 78—95.)

Pepelùhar. Novella popolare slovena (F. Musoni). (Arch. stud. trad. pop. 9, 549 f.)

Krauss, Mehmeds Brautfahrt. (Smailagic Meho). Ein Volksepos der südslavischen Mohammedaner. Deutsch von C. Gröber. Wien, Hölder. M. 2'40.

Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina. Band I. Sofia. 1890. 4°. 843 S. (hsg. vom Ministerium für Volksaufklärung.)

Krauss-Dragicevic, Guslarenlieder aus Bosnien und Herzogsland. (Am Urquell 1, 1 bis 6, 24—30, 40—46, 56—61, 78—82.)

Forster, Due fiabe popolari zaratine: 1. El re Porco. (Dalmata XXV, no. 44 und 46.)

—, Una fiaba popolare zaratina: El Becher. (Scintille IV, 28 giugno.)

Krauss, Die Russen vor Wien. Ein Guslarenlied der Serben in Bosnien und der Hercegowina (Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. NF. III, 4—5).

Jagic, Der grüne Georg. (Arch. f. slav. Phil. 12, 306.)

Le afflizioni di Trojano. Canto dei Guslar della Bosnia (Fr. S. Krauss). (Arch. trad. pop. 9, 473.)

Villanis, Saggio di Canti popolari dalmati raccolti a Zara e in Arbe, pubblicati e annotati. Zara, Tip. editrice di S. Artale. 4°. 70 S. (Estratto dall' Annuario Dalmatico.)

VI. Fennotartaren.

1. Allgemeines und verschiedene Völker.

Ssmirnow, Die Tscheremissen; hist.-ethnogr. Skizze. Kasan 1889 [russisch].

v. Stenin, Ein neuer Beitrag zur Ethnographie der Tscheremissen. (Globus 1890, Nr. 12, 13.)

Hunziker, Die Gebäude der Čeremissen, Mordwinen, Esten und Finnen von Dr. Axel. O. Heikel (Helsingfors 1888, Druckerei der finnischen Literaturgesellschaft, XXX, 352 S.): Arch. f. Anthrop. 1890, 273—277.

Ljungberg, Språkgränsen i Sagen socken. (Geogr. Fören Tidskri. Helsingfors 1890 II. 101—106 mit Karte) [behandelt das Vordringen des Finnischen].

Di Martino, La festa di S. Giovanni nel Nyland in Finnlandia. (Arch. p. l. stud. d trad. pop. IX, 3.)

Krohn, Histoire du Traditionnisme en Finlande. Paris 1890. (Extrait de la Tradition IV.)

Ramm, Quelques remarques sur les Jeux en Finlande (Arch. trad. pop. IX. 184 f).

v. Schröder, Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischen Völkerschaften, in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntnis der ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie (Verh. d. gelehrt. estnischen Gesellschaft zu Dorpat XIII, 1888, 149 bis 408). Berlin, Asher & Co. Referat: L. Stieda: Archiv f. Anthropologie 19, 1890, 114—118.

Dingelstedt, Russian Laplanders. (Scott. Geogr. Mag. 1890, 407—411.)

v. Aurich, Die Lappen und ihre Sagen. (Ausland 26, 27, 28.)

Ssmirnow, Die Wotjäken. Kasan 1890 [russ.].

Muncácsi, Sprachstudien im Wogulenlande. (Ung. Rev. 10, 70.)

—, Bericht über meine linguistische Studienreise im Lande der Wogulen (ebenda 10, 369—398, 588—611).

v. Seidlitz, Kirgisische Volksdichter und -sänger. (Ausland, Nr. 33.)

Ferenczy, Die Musik der Baschkiren und Kirgisen (Musikalisches Wochenblatt 40).

Budenz, Zur Kenntnis der jurak-samojedischen Sprache. (Ung. Revue 10, 805 f.

2. Magyaren.

Hunfalvy, Graf Géza Kuun's Quellen der ungarischen Urgeschichte. (Ung. Revue 10, 870.)

Csánki, Dezsö Magyarország történelmi földrajza. [Historische Geographie Ungarns in der Zeit der Hunyady]. (Budapest, Akademie 1890, 788 S.)

Jókai, A magyar nemzet története. [Gesch. d. ungarischen Volkes] III. Bd. Budapest, Franklin, 288 S.

v. Pulszky, Die Goldfunde von Szilágy-Somlys, Denkmäler der Völkerwanderung. Budapest, Kilian, 32 S., 16 Illustr., 1 Taf.

Acsady, Die Emigranten der Kuruzzenzeit (Ung. Revue 10, 113—124).

Demko, A felsö-magyarorszagi városok életeböl. [Aus dem Leben der ungarischen Städte im 15—17. Jahrhundert.] Budapest, Akademie, 290 S.

Mikszáth, Magyarország lovagvárai. [Ungarns Ritterburgen]. Budapest, Révoi. 175 S.

Molnár, Husvéti tojások. [Oster-Eier. Kulturhistorische Studie.] Budapest, Lampel. 88 S.

Katona, Szivmátra [= Alpdrücken]. (Ung. Revue 10, 870).

Schmidt, Die Kinga Sage. (Ung. Revue XI, (1891), 82 f.)

Schwartz, Beiträge zur Geschichte der Medizin in Ungarn III. Paracelsus über die ungarischen Ärzte. IV. Zur Geschichte des Apothekerwesens in Ungarn bis zum 18. Jh. (Ung. Revue 10, S. 19 f., S. 21 f.)

—, Zur Geschichte der Medicin in Ungarn. Budapest, Kilian 1890. 46 S.

Hunfalvy, Ein ungarisches Sprachdenkmal aus Mohács in Siebenbürgen. (Ung. Rev. 10, 262 f.)

Almásy, Magyar közmondások gyüjteménye. [Sammlung ungar. Sprichwörter.] Budapest, Franklin. 379 S.

Beer, Alte ungarische Musik. (Ung. Rev. 10, 563—570.)

Thewrewk, Die wissenschaftliche Behandlung der ungarischen Musik. (Ung. Rev, 10, 73.)

3. Türken.

Garnett, The women of Turkey and their folk-lore. With an ethnogr. map and introductory chapters on the ethnography of Turkey; and folk-conceptions of nature by John S. Stuart-Glenie (I). The christian women (LXXVIII, 382 S.). London, Nutt. 1890. 8°.

v. H. F., Vom Aberglauben der Türken. (Oesterr. Monatsschr. f. d. Orient 1890, Nr. 7.)

Pozder, Osmanische Volksdichtungen. (Ung. Rev. 10, 355 ff.)

Kunos, Türkische Volkslieder. (Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes IV, 1.)

VII. Juden.

Über Aufsätze in jüdischen Zeitschriften vgl.:
Das Jüdische Litteraturblatt. (Beilage der Israelitischen Wochenschrift) Leipzig. Friese.

Schaible, Die Juden in England vom 8. Jahrh. bis zur Gegenwart. Karlsruhe, Braun M. 2,00.

Lanin, The Jews in Russia (The Fortnightly Review). (October 1890.)

Cordier, Les Juifs en Chine (L'Anthropologie I, 5).

Morrison, The Jews under roman rule (The Academy 1890, 7. jun.).

Manfrin, Gli ebrei sotto la dominazione romana. Vol. II. Roma, Bocca.

Winternitz, Das Kind bei den Juden. (Am Urquell 2.)

Warschauer, Die Entstehung einer jüdischen Gemeinde. (Zeitschr. f. Gesch. d. Juden in Deutschl. IV, 2. 3.)

Abrahams, Marriages are made in heaven (Jewish Quaterly Review, Jan.)

Valabrega, La Pasqua degli Ebrei. (Gazzetta del Popolo della domenica. Torino VIII. no. 14.)

Landau, Die Reliquien aus dem Tempel von Jerusalem in Sage und Geschichte. (Allgem. Zeitung des Judentums 54, 12.)

Mew, The Hebrew Hell (Nineteenth Century, August).

Keyserling, Refranes ó proverbios españoles de los Judios españoles. Budapest. 24 S.

VIII. Zigeuner.

Journal of the Gypsy Lore Society, Edinburg. t. II. n. 1: Watts, A Child's Christmass. — Sampson, A Contribution to english gypsy. — Axon, Romany Songs englished. — Mac Ritchie, Callot's 'Bohemians'. — Ranking, The Nutts and their language. — Hindes-Groome, Persian an Syrian Gypsies. — Bataillard, The immigration of the gypsies into western Europe in the fifteenth century. — von Sowa, 'O Du tovarisha: a slovak gypsy tale.
no. 2: Kornel (v. Zielienski), Gypsy anecdotes from Hungary. — Abercromby, The first mention of Gipsies in Finland; Crimean Gypsies, from ut Koppen. — Sampson, English Gypsy songs and Rhymes. — Elysself, Kounavinès matérials for the study of the Gypsies. — Mecius Davainis Silvestraitis, The Lithnanian Gypsies.
no. 3: de Goeje, The Heidens of the Netherlands. — von Sowa, Notes on the Gypsies of N. W. Bohemia. — Groome, The vampire, a roumanian gypsy story. — Elyseeff, Kounavine's materials for the studies of the Gypsies. — Mac Ritchie, Scottish Gypsies under Stewarts.
no. 4: Bu Bacchar, Gypsy acrobats in ancient Africa. — Sampson, Tinkers and Their Falk. — von Wlislocki, Love Forecasts and Love Charms among the tent Gypsies of Transylvania. — von Sowa, Notes on the Gypsies of Touth-Eastern Moravia; Mac Ritchie, Scottish Gypsies and the Stewarts (Continued). — Kornel de Zielinski, Notes of the Gypsies of Polano and Lithuania.

v. Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft 1890, VII, 390 S. gr. 8°. M. 10,00. [Rec.: Deutsche Litteratur-Zeitung. Sp. 1419 bis 1421. (E. Grosse.) Götting. gel. Anz. 1890. Nr. 25. (Pischel.)]

Cora-Turin, Die Zigeuner. (Ausland Nr. 31 bis 36.)

Josef, Erzherzog, Über die Zigeuner. (Ung. Revue 10, 77.)

v. Wlislocki, Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner. (Zeitschr. f. Volkskunde. H. 9—11.)

Hermann, Lied einer siebenbürgischen Zeltzigeunerin. (Am Urquell 1, 50.)

Mythologie und Religion.

Von **Ludwig Tobler.**

In der Einleitung, die der Herausgeber dem ersten Hefte dieser Zeitschrift vorangestellt hat, ist unter den Gebieten, welche die Volkskunde zu bearbeiten habe, an dritter Stelle die Religion genannt. Aber dieser Name wird dann sofort mit „Mythologie“ als „der natürlichen Religion der Völker“ vertauscht; im Schlusssatz ist trotzdem von „christlicher Mythologie“ die Rede und zuletzt werden „die religiöse Volksüberlieferung“ und die Mythologie so neben einander gestellt, dass sie doch wieder als verschieden erscheinen müssen.

Es war nun gewiss weder nötig noch möglich, in einem solchen Programm scharfe Begriffsbestimmungen aufzustellen, und die Absicht des Verfassers wird schwerlich missverstanden werden; aber seine Ausdrucksweise deutet darauf, dass im Sprachgebrauch die Namen Mythologie und Religion vielfach in einer Art vertauscht werden, die den Zwecken der Wissenschaft nicht förderlich sein und zu wirklichen Missdeutungen führen kann.

Indem ich versuche diesen Schwankungen entgegen zu treten, erinnere ich daran, dass die „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, an deren Stelle nun die vorliegende getreten ist, in ihrem III. Bande einen Aufsatz von Delbrück „Über das Verhältnis zwischen Religion und Mythologie“ enthält, der eben auch darauf ausgeht, den Unterschied der beiden Begriffe festzustellen; von demselben ebendaselbst eine längere Abhandlung „Über die Entstehung der Mythologie bei den Indogermanen“ und eine kürzere von mir „Das Wort in der Geschichte der Religion“, wo derselbe Gegenstand von einem andern Gesichtspunkt aus berührt wird. Im zweiten Jahrgang der „Theologischen Zeitschrift aus der Schweiz“ (S. 233—264) habe ich über „Das germanische Heidentum und das Christentum“ geschrieben. Als eine Fortsetzung und Abschliessung früher ausgesprochener Gedanken möchte ich die folgenden angesehen wissen.

Zunächst muss ich die bereits bemerkte Thatsache der Schwankungen des wissenschaftlichen Sprachgebrauches betreffend die beiden Namen mit einigen Beispielen beleuchten, die nicht bloss auf dem Gebiete der deutschen Philologie liegen. Aber das nächstliegende ist allerdings, dass J. Grimm

sein Werk „Deutsche Mythologie“ genannt hat, obwohl es auch Gegenstände behandelt, die offenbar zur Religion, im engeren Sinn dieses Wortes, gehören, während W. Müller sein gleichzeitiges Buch „Geschichte und System der altdeutschen Religion“ nannte, obwohl es wesentlich denselben Stoff wie das Grimmsche behandelt. Preller behandelt in seiner „Griechischen „Mythologie“ allerdings fast lauter Gegenstände, die dem ursprünglichen, engeren Sinne dieses Wortes entsprechen (Vorstellungen und Sagen von Göttern und Helden, mit Inbegriff der Kulte, in denen jene sich spiegeln); um so auffallender ist, dass er auch (vielleicht nur durch die Parallele veranlasst) eine „Römische Mythologie“ geschrieben hat, da doch nach allgemeiner, und auch nach seiner eigenen Ansicht der römische Geist viel weniger zu Mythologie als zu eigentlicher Religion (und zu entsprechenden Kultusformen) neigte. Hartung hat darum eine „Religion der Römer“ geschrieben und später „Religion und Mythologie der Griechen“. Für die religiösen Vorstellungen der Griechen hat Nägelsbach den nicht ganz passenden Namen „Theologie“ gebraucht; dass er damit etwas von Mythologie Verschiedenes bezeichnen wollte, erhellt daraus, dass er nach seiner „homerischen Theologie“ noch eine „nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens“ schrieb, d. h. eine Darstellung dieses Glaubens aus der Zeit, wo die eigentliche Mythenbildung aufgehört hatte und nur noch der Poesie und bildenden Kunst diente. Dass die Griechen jemals an ihrer reichen Mythologie ihr religiöses Bedürfnis befriedigt hätten, konnte niemand im Ernste glauben; der Kultus wurde immer in den „religiösen Altertümern“ noch besonders behandelt.

Den semitischen Völkern hatte man bis vor kurzer Zeit, wenn man ihnen auch nicht (mit Renan) eine ursprüngliche Neigung zu Monotheismus zuschreiben wollte, doch den Trieb zu Mythenbildung absprechen zu müssen geglaubt; seither sind reiche Überreste einer babylonischen Mythologie zu Tage getreten, und auch im Alten Testament hatte man schon früher einzelne verblasste oder umgebildete Mythen aus älterer heidnischer Zeit anerkennen müssen. Den Ägyptern wird insgemein nur Religion und über derselben vielleicht noch eine Theosophie der Priester zugeschrieben. Bei den Urvölkern von Amerika und Australien scheint mythologischer Trieb sehr regsam gewesen zu sein und die Religion überwuchert zu haben.

Eine Übersicht der Kulturvölker zeigt, dass von jeher Mythologie und Religion, bei einigen ziemlich gleichmässig, bei andern mit Vorwiegen des einen Gebietes, vorhanden waren, also jedenfalls unterschieden werden müssen. Ob Religion ohne alle Mythologie, und umgekehrt, denkbar und jemals vorgekommen sei, soll hier nicht entschieden werden, da zunächst noch nicht von den Sachen, sondern nur von den Namen die Rede war. Betreffend diese letzteren hat man sich in weiteren Kreisen einigermassen

an den Sprachgebrauch gewöhnt (der schwerlich zu rechtfertigen ist), dass Mythologie die Religion heidnischer Völker genannt werden dürfe. Auch Mogk (im Grundriss der german. Phil. I, 982) spricht nur von Mythologie. Dass unter diesem Namen der Kultus der betreffenden Völker inbegriffen werden könne, ist eine weitere Abschweifung vom ursprünglichen Begriff, und höchstens dann zu rechtfertigen, wenn der Kultus durchgehend oder vorzugsweise als Darstellung von Mythen aufgefasst werden dürfte. Dass er sogar umgekehrt die Quelle derselben gewesen sei (nach Gruppe), erscheint mir als fast undenkbar, und dass volkstümliche und hierarchische Mythen zusammen die Religion ausmachen, ist abermals ein neuer Sprachgebrauch, der schwerlich durchdringen wird.

Gegenüber allen bisher angeführten Verschiedenheiten des Sprachgebrauches wird zunächst zu fragen sein, ob der eine von beiden Begriffen dem andern übergeordnet werden könne, so dass der letztere als Teil des ersteren aufzufassen wäre. Dass nun Religion ein Teil der Mythologie sei, hat wohl niemand ausgesprochen; eher könnte es statthaft sein, Mythologie als einen Teil der Religion aufzufassen; auf keinen Fall aber wird man das Verhältnis nach dem konkreten Unterschied von Heidentum und Christentum richten dürfen, so dass Mythologie als gleichbedeutend mit heidnischer Religion wäre; denn es wird ja auch von christlicher Mythologie gesprochen. Wenn es überhaupt auch heidnische Religion, im Unterschied von Mythologie oder dieser gleichgesetzt, giebt oder gegeben hat, so muss das Wesen der Religion auch im Heidentum, in irgend einem Maasse wenigstens, zur Erscheinung kommen. Um dieses Wesen also wird es sich handeln.

Mythus entsteht nach Delbrück wesentlich durch Auffassung von Naturerscheinungen als Handlungen eines menschenähnlichen Wesens, und diese Begriffsbestimmung gilt wohl ziemlich allgemein, nur kann man sogleich noch hinzufügen, dass über der Menschenähnlichkeit jener Wesen der ursprüngliche Naturgegenstand ziemlich bald, später ganz, vergessen worden ist und dass jene Handlungen, welche ursprünglich meistens als wiederholte gedacht werden mussten, später als einmalige erschienen. Durch diese Ablösung des Bildes von seiner Grundlage gewannen die mythologischen Wesen den Schein, als ob sie eine für sich bestehende Welt ausmachten, die der wirklichen Natur- und Menschenwelt gegenüberstünden und den Menschen zunächst nur als Gegenstände seiner Phantasie, zum Teil wohl auch einiger Sympathie, interessierten. Von Religion hatten diese Vorstellungen nichts an sich und konnten um so eher Gegenstände der Poesie und bildenden Kunst werden.

Aber unter den Naturerscheinungen gab es solche, die in empfindlicher Weise das Dasein und Leben des Menschen selbst beeinflussten, ihm bald Freude, bald Furcht einflössten, so dass die betreffenden Vorstellungen, sich mit lebhaften Gefühlen, und zwar der Abhängigkeit des Menschen

von den mythischen Wesen als übermächtigen, verbanden. In diesen Gefühlen (die sich zu Andacht, Verehrung, Frömmigkeit erheben konnten) erkennt Delbrück mit Recht (übrigens auch hier gemäss allgemeiner Ansicht) den Ursprung der Religion; nur hätte er noch die an dieselben sich anschliessenden Willenserregungen hinzufügen sollen, welche darauf ausgehen sich jene Wesen geneigt zu machen, was durch Kultushandlungen versucht wurde.

Nachdem die mythischen Wesen die bestimmtere Gestalt und Benennung von Gottheiten angenommen hatten und diese nicht mehr bloss als Naturmächte, sondern auch als Urheber sittlicher Ordnungen innerhalb der Menschenwelt gedacht wurden, blieb ihnen menschenähnliche Gestalt nur um so wesentlicher und wurde nur immer reiner gedacht. Das ist der Anthropomorphismus, den auch die höchsten (monotheistischen) Religionen, so lange sie das Göttliche als Person festhalten, nicht entbehren und überwinden können und der darum auch eine Fortsetzung von Mythologie mit sich führen kann, nur dass auch diese den Interessen des höheren Bildungszustandes dienstbar gemacht und dadurch geläutert, veredelt und verfeinert wird. Die mit den religiösen Gefühlen verbundenen Vorstellungen, die nicht durchaus mythisch sein müssen, machen das theoretische Element aus, ohne welches Religion überhaupt nicht bestehen kann, obwohl ihr Schwerpunkt auf der praktischen Seite liegt, in der Befriedigung des Gemütes und Willens, so weit diese im Kultus stattfinden kann; denn das Gebiet des sittlichen Handelns müssen wir zunächst von der Religion getrennt halten, obschon auch dieses eine Verbindung mit ihr eingehen kann.

Die grosse Frage, um die sich alle Religionsgeschichte dreht, ist nun, ob die religiösen Gefühle mit den (mehr oder weniger mythischen) Vorstellungen in einem geraden Verhältnis und Kausalzusammenhang von der Art stehen, dass die Innigkeit, Reinheit, Wärme und Kraft der ersteren von entsprechenden Eigenschaften der letzteren (die wohl nur in Klarheit der Erkenntniss des Weltganzen und der menschlichen Natur bestehen kann) abhängig seien. Diese Frage lässt sich sogar für die Zeit, welche im hellen Lichte geschichtlicher Zeugnisse steht, nur schwer beantworten, noch schwerer für die ältere Zeit, aus der die Anfänge der Mythologie stammen. Die Gemütszustände der griechischen und römischen Heiden sind durch litterarische Zeugnisse ziemlich aufgehellt; aber was die alten Germanen aus ihren religiösen Vorstellungen an geistiger Nahrung und gemütlicher Befriedigung in Leben und Tod geschöpft haben, ist uns wenig bekannt und kann höchstens mittelbar erschlossen werden. Aus den Götterliedern der Edda ist natürlich nichts zu entnehmen, vollends für die Deutschen der ersten Jahrhunderte; eher etwas aus den Heldenliedern und einigen Skaldengesängen; am ehesten haben wir uns an diejenigen litterarischen Sagen des Nordens zu halten, welche unzweifelhaft

auf heidnische Zeit zurückgehen, und besonders werden wir aus Kultushandlungen, von denen sie gelegentlich berichten, auf die religiösen Gemütszustände der betreffenden Personen oder Kreise des Volkes zu schliessen haben. Aus der Zeit des Überganges zum Christentum besitzen wir einige merkwürdige Zeugnisse, die sich leicht mit heutigen Übergangszuständen zwischen altem Kirchenglauben und modernem Freidenkertum in Parallele setzen lassen! — Vielleicht ist einerseits die mangelhafte Beschaffenheit unserer Quellen für die Kenntnis der inneren Religion des Heidentums und andrerseits die reiche Entwicklung der mythologischen Vorstellungen bei einigen heidnischen Völkern ein Grund, warum man vorzugsweise von Mythologie derselben spricht und darin die Religion inbegriffen sein lässt. Ein Unterschied zwischen niederen und höheren Mythen kann aufgestellt werden und ist auch oben schon angenommen worden, nur ohne jene ausdrückliche Benennung. Mogk versteht unter den „niederen" Mythen die in Eindrücken der Aussenwelt wurzelnden, unter „höheren" die aus dem Triebe zum Schaffen von Idealen entstandenen. Mannhardt hatte dabei an den Unterschied der Stände (Bauern und Herren) gedacht, der dem der Vorstellungen zu Grunde liegen oder ihn begleiten konnte. Die neuere, zuerst von Mannhardt, dann besonders von Lippert und nun auch von Mogk vertretene Ansicht, dass Mythologie und Religion aus der Vorstellung und Verehrung von abgeschiedenen Menschenseelen entsprungen sei, die erst später zum Teil zu göttlichen Wesen erhoben wurden, daneben aber auch in Tiergestalt auftreten konnten, ist in den obigen Erörterungen ebenfalls schon berücksichtigt; von prinzipieller Bedeutung für den Unterschied von Mythologie und Religion ist sie nicht.

Wenn nach allem Bisherigen Mythologie einerseits ein selbständiges Gebiet (die ursprüngliche Auffassung der Naturwelt), andererseits ein Teil der Religion, und zwar des theoretischen Elementes derselben war, so fragt es sich nun: welches sind die teils verschiedenen, teils gemeinsamen Gegenstände beider Gebiete; besonders in der späteren Zeit, wo beide sich vollständig ausgebildet hatten? Um diese Frage ganz konkret zu behandeln, beschränken wir uns auf die germanische Welt und halten uns dabei an die in Grimms Mythologie aufgestellten Kapitel. Indem wir das Besondere und das Gemeinsame auszuscheiden suchen, bleiben wir uns bewusst, dass einzelne Gegenstände, die zunächst der Mythologie allein zugewiesen werden, nachher auch mit Religion verbunden vorkommen können. Auch verzichten wir bei der folgenden Aufzählung innerhalb beider Gebiete auf genetische Anordnung der Gegenstände, teils weil sie nicht mit Sicherheit durchzuführen wäre, teils weil sie für die Hauptfrage unwesentlich ist.

I. Gegenstände der Mythologie (allein oder vorzugsweise) d. h. Vorstellungen, welche ohne religiöse Gefühle entstehen und bestehen konnten.

a) Mythen von Göttern; Vorstellungen von den Götterverhältnissen, d. h. vom Leben und Verkehr der Götter unter einander. Sagen von halbgöttlichen Helden.
b) Vorstellungen von Dämonen, Geistern der Elemente; von Tieren, Pflanzen und Steinen mit wunderkräftigen Eigenschaften.
c) Vorstellungen von der Seele lebender Menschen und Abgeschiedener, im Verhältnis zum Leibe; von Krankheit, Leben und Tod.
d) Vorstellungen von Schöpfung oder Ursprung der Welt; von Himmel und Gestirnen, von Wolken, Wind und Wetter.
e) Vorstellungen von Tages- und Jahreszeiten; von der Zeitdauer, resp. von Untergang und Neuschöpfung der Welt.
f) Vorstellungen von zeitweiser Entrückung von Göttern und Menschen aus ihrem gewöhnlichen Dasein.
g) Vorstellungen von allgemeiner Sympathie, von symbolischer Beziehung und Wechselwirkung der Wesen auf einander.
h) Glaube an Wirkungen von Zauberkräften neben den natürlichen und göttlichen.

2. Gegenstände, welche beiden Gebieten angehören können, also mythologische Vorstellungen, welche mit religiösen Gefühlen verbunden sein können. Neue Gegenstände können hier fast nicht vorkommen, sondern nur eine Auswahl der unter 1. aufgezählten, die daher durch Verweisung auf die dort mit Buchstaben angesetzten Unterabteilungen angegeben werden könnten, wenn nicht dort mehreres zusammengefasst wäre, was nur zum Teil hierher gehört.

Von 1a: Einzelne besonders mächtige Götter, von denen der Mensch sein Leben am meisten abhängig fühlte, also z. B. Geber der Nahrung, des Sieges. Auch halbgöttliche Helden, die als Vermittler zwischen jenen Göttern und den Menschen gedacht und verehrt werden, z. B. als Stammväter, Ahnherrn des Volkes.

Von 1b und d: Geister der Elemente, soweit diese, als von den Göttern verschieden und selbständig gedacht, aber aus denselben Gründen wie diese, Gegenstände besonderer Verehrung sind; z. B. Dämonen des Wetters, der Fruchtbarkeit; hieher gehören dann auch die Lichter des Himmels, Sonne und Mond. Einzelne Tiere und Pflanzen, die Göttern oder Geistern als Offenbarungen oder Sinnbilder ihres Wesens nahe stehend, an der Verehrung derselben teilnehmen.

Von 1c und e: Abgeschiedene, göttlich oder geisterhaft erhöhte Menschenseelen, denen Rückwirkung auf das Leben zugeschrieben und darum besondere Verehrung gezollt wird.

Vorstellungen von Leben und Tod, Schicksal und Heil der Menschen, im Zusammenhang mit der Weltordnung.

Von h: Glaube an Zauberwirkungen, soweit solche zur Ergänzung des menschlichen Heils neben den andern Kräften noch nötig scheinen.

3. Das Wesen der Religion, im Unterschied von Mythologie, ist oben schon angegeben. Es besteht a) innerlich: im Glauben an höhere Mächte, Ergebung in deren Willen, Gebet zu ihnen um Hilfe und Gnade, b) äusserlich: in Verehrung derselben an geheiligten Stätten (Tempelbezirken) durch Opfer und Feste, Befragung von Orakeln. — Ob die Kultushandlungen durch Personen priesterlichen Standes verrichtet und ob die Götter in Gestalt von Bildern verehrt werden, ist unwesentlich.

4. Anhangsweise besprechen wir noch die Frage, ob von einer christlichen Mythologie die Rede sein könne. Diese Frage kann nicht etwa darum zum voraus abgewiesen werden, weil Mythologie ihrem Begriffe nach an Polytheismus gebunden wäre; sie ist jedenfalls mit dem in der christlichen Dreieinigkeit enthaltenen Tritheismus vereinbar, aber sogar mit einem strengern Monotheismus, solang er an Persönlichkeit Gottes festhält. Der fragliche Ausdruck ist auch schon öfter gebraucht worden; aber er kann verschiedene Bedeutung haben. Gewöhnlich versteht man darunter den christlichen Volksglauben des Mittelalters, im Unterschied von den Glaubenssätzen der katholischen Kirche, die dem Volke nicht alle bekannt und vertraut sind, während es seinerseits manches hinzugethan hat, was von der Kirche nicht anerkannt, höchstens geduldet wird. Jener Volksglaube nun kann wieder ein doppelter sein, aus zwei Quellen geflossen: a) aus im Allgemeinen christlichem Geist, aber neugebildet und angewandt α) auf Naturgegenstände, β) auf Gegenstände des Kirchenglaubens. Zu α) gehören die zahlreichen, zum Teil sehr schönen und sinnigen Mythen von Tieren und Pflanzen, ihrer Entstehung, Verwandlung und sinnbildlichen Bedeutung; zu β) die Legenden von biblischen Personen und von Heiligen der spätern Kirchengeschichte. Der Glaube des christlichen Volkes kann b) aus Überresten des Heidentums (germanischen oder griechisch-römischen) geflossen oder geradezu ein Nach- und Fortleben des letzteren sein, aber meist mit Umbildung oder Unterschiebung der heidnischen Vorstellungen, z. B. Übertragung des Gesamtbildes oder einzelner Züge von alten Göttern, Helden, Profetinnen auf christliche Heilige. Dieses gemischte Gebiet ist als solches im Ganzen längst anerkannt, aber im Einzelnen nach Bestandteilen und Schichten schwer zu unterscheiden. Fraglich bleibt auch, ob der mit a) bezeichnete christliche Volksglaube ganz spontan erwachsen sei, aus angebornem Trieb zu freier Phantasiebildung, oder ob jene Neubildungen durch die Überreste des Heidentums angeregt und durch Analogie mit denselben geleitet waren. Doch kann diese Frage hier unentschieden bleiben.

Die Berechtigung, auf dieses ganze Gebiet christlichen Volksglaubens den Ausdruck Mythologie anzuwenden, kann umsoweniger bezweifelt werden, weil es sich um wirklich volkstümliche, naturwüchsige Vorstellungen oder unbewusste Umgestaltung und Übertragung derselben handelt und

weil auch im übrigen dabei psychologisch dieselben Elemente und Prozesse vorkommen wie in der heidnischen Mythologie.

Da aber zur heidnischen Mythologie oft auch Vorstellungen gerechnet werden, die nicht rein aus dem Volk entsprossen waren, sondern zum Teil aus bewussten, absichtlichen Denkversuchen von Priestern, Dichtern und Theosophen; so fragt es sich, ob nicht demgemäss „christliche Mythologie" auch christliche Lehren genannt werden dürfen, die, zum Teil schon im neuen Testament angelegt, von den ältesten Theologen (Kirchenvätern) mit Benutzung alt- und neuplatonischer Philosopheme ausgebildet und festgestellt wurden. Darunter wären zu verstehen: die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes (entsprechend heidnischen Götterdreiheiten), von der ganzen sogenannten Heilsordnung, d. h. den Ratschlüssen und Veranstaltungen der Gottheit zur Erlösung der Menschheit, besonders durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes (entsprechend den heidnischen Göttersöhnen, halbgöttlichen Helden), seinen Opfertod und die dadurch bedingte Versöhnung der Menschen mit Gott, endlich seine Wiederkunft zum Weltgericht.

Dass diese ganze, ebenso tiefsinnig angelegte wie scharfsinnig ausgeführte Lehre, welche die Erlösung der Menschheit wesentlich in Form eines Rechtsprozesses darstellt, also in anthropomorphischer Gestalt, den Charakter eines Mythus, wenn auch eines überaus veredelten und verfeinerten, an sich trage, kann man zugeben ohne der Würde des Christentums zu nahe zu treten; das Christentum hätte durch diesen letzten, grössten, allumfassenden Mythus erst recht die heidnische Mythologie überwunden!

Ein grosser Unterschied zwischen dieser christlichen und der heidnischen Mythologie, zugleich ein Grund gegen Anwendung des Wortes Mythologie auf das Christentum, kann geltend gemacht werden, nämlich dass die christliche Theologie von einer einmaligen Thatsache menschlicher Geschichte ausgehe, während die heidnische Mythologie umgekehrt von wiederholten Naturerscheinungen ausging, die erst später als einmalige Thaten von Göttern oder Helden aufgefasst wurden. Dieser Unterschied soll keineswegs geleugnet oder auch nur geschmälert, aber es darf ebensowenig übersehen werden, nicht nur dass eine freiere Auffassung des Christentums auch die Thatsache der Erlösung als eine fortwährend zu erneuernde auffasst (wie die Erhaltung der Welt als eine fortwährende Schöpfung), sondern dass gerade die katholische Lehre vom Opfer Christi dasselbe behauptet und daraus den Mittelpunkt ihres täglichen Kultus gemacht hat. Dadurch wird nicht nur jener Unterschied zwischen Heidentum und Christentum aufgehoben oder wenigstens ausgeglichen, sondern in letzter Instanz auch der zwischen Mythologie und Religion, soweit eine Vereinigung beider überhaupt möglich ist.

Dass auch in der christlichen Mythologie, und zwar in ihren beiden Gestalten (a und b oben) rein mythologische, d. h. religiös mehr oder

weniger indifferente, und mit religiösen Gefühlen und Bedürfnissen verbundene zu unterscheiden seien, folgt aus unserer ganzen Betrachtung, soll aber hier nicht weiter ausgeführt werden; so wenig als wir die noch immer schwebende Frage entscheiden wollen, ob in der christlichen Eschatologie, wie sie z. B. in dem altdeutschen Gedichte Muspilli vorliegt, neben unzweifelhaft altchristlichen Quellen nicht auch Überreste heidnischer Vorstellungen mitspielen. Denn zur Entscheidung dieser Frage müsste die Vorfrage erledigt sein, ob die eddische Vorstellung von der sogenannten „Götterdämmerung" nicht selbst erst aus christlichen Einflüssen zu erklären sei!

Zürich.

Der Umfang des friesischen Sprachgebietes im Grossherzogtum Oldenburg

nach Massgabe statistischer Ermittelungen.

Von Regierungsrat Dr. **Paul Kollmann**,
Vorstand des Grossherzoglich Oldenburgischen statistischen Bureaus.

I.

Das an der unteren Weser wie an der Nordsee belegene Herzogtum Oldenburg, der ausgedehnteste Bestandteil und ebenfalls das ursprüngliche Besitztum des gleichnamigen Grossherzogtums, umschliesst noch zwei kleine Gebietsabschnitte, in welchen sich friesische Mundarten: das Wangerogische und das Sagtersche, jenes auf der Insel Wangeroge und in der Kolonie Neuwangeroge, dieses im Sagterlande erhalten haben. Beide Mundarten haben wiederholt und zumal in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit von Sprachforschern in Anspruch genommen, welche an Ort und Stelle ihre Untersuchungen angestellt haben. Dieses neuerlich bekundete Interesse an dem, was sich bis in die Gegenwart hinein an friesischem Sprachgebrauch bei der oldenburgischen Bevölkerung erhalten hat, ist — namentlich auf den Betrieb des Herrn Privatdocenten Dr. Siebs in Greifswald — die Veranlassung gewesen, dass bei der jüngsten, bekanntlich am 1. Dez. 1890 wie im ganzen Reiche so auch im Grossherzogtum Oldenburg abgehaltenen Volkszählung der Umfang, in welchem noch das Wangerogische und das Sagtersche die vorherrschende Sprache in den Familien bildet, in den beteiligten Gebieten ermittelt wurde.

Diese Ermittelung geschah folgendermassen. Als Erhebungsmittel dienten der Zählung überhaupt: für die einzelnen Personen die „Zählkarte", für die Haushaltungen und deren Bestandteile die sogenannte „Namensliste der Haushaltung". Erstere, für je ein anwesendes oder vorübergehend abwesendes Haushaltungsmitglied bestimmt, verlangte — ausser Gemeinde, Ort, Strasse, Hausnummer, der sonstigen Numerierung und des Vor- wie

Familiennamens des Gezählten — Auskunft über: die verwandtschaftliche Beziehung oder sonstige Stellung zum Haushaltungsvorstand, das Geschlecht, das Alter, die Geburtsgemeinde, das Religionsbekenntnis, die Staatsangehörigkeit, den Familienstand, den Berufszweig mit Einschluss des Arbeits- und Dienstverhältnisses und der etwaigen mit Erwerb verbundenen Nebenbeschäftigung, ferner über vorhandene Geistesstörung, Blindheit und Taubstummheit, sowie über die Ansässigkeit innerhalb des Grossherzogtums mit Grundeigentum. Dagegen war in die je für eine Haushaltung geltende „Namensliste“ ausser den örtlichen Angaben und der ihren Zusammenhang mit den dazu gehörigen einzelnen Zählkarten nachweisenden Numerierung der volle Name aller Mitglieder, deren Geschlecht und Stellung zum Haushaltungsvorstand einzutragen. An diese Namensliste knüpfte nun das Ermittelungsverfahren in sprachlicher Beziehung unmittelbar an: dadurch nämlich, dass in den fraglichen Gebieten den Zählpapieren eine „Beilage zur Namensliste der Haushaltung“ beigefügt war. Die „Beilage“ erheischte Auskunft über die in ihrer Familie gebräuchliche Sprache — die wangerogische beziehungsweise sagtersche, die plattdeutsche oder die hochdeutsche — der sämtlichen Haushaltungsmitglieder und zwar in der nachstehenden Gestalt:

(*rotes Papier*)

Volkszählung im Grossherzogtum Oldenburg am 1. Dezember 1890.

Besondere Ermittelung

in den Gemeinden Strücklingen, Ramsloh, Scharrel, Neuscharrel, Wangeroge und in der Kolonie Neu-Wangeroge.

Beilage zur Namensliste der Haushaltung Nr.

Name der Gemeinde: .... Zählbezirk Nr. ....

Name der Ortschaft: .... Strasse u. Hausnummer: ....

Laufende Nummer der in der Namensliste aufgeführten einzelnen Mitglieder der Haushaltung	Sprechen die nebenstehenden, durch die laufenden Nummern der Namensliste bezeichneten Personen in ihrer Familie [1]) als Umgangssprache:		
	Saterländisch bezw. Wangerogisch? [2])	Plattdeutsch? [2])	Hochdeutsch? [2])
a) Anwesende Mitglieder der Haushaltung.			
1			
2			
u. s. w.			
b) Vorübergehend abwesende Mitglieder der Haushaltung.			
1			
2			
u. s. w.			

1) das heisst z. B. die Eheleute mit einander oder Eltern mit ihren Kindern.

2) Durch „ja“ oder „nein“ zu beantworten. — Hier ist zu beachten, dass stets nur

Um eine verständnisvolle Ausfüllung dieser Liste zu erzielen, war dann noch folgende Anleitung erteilt worden:

Volkszählung im Grossherzogtum Oldenburg am 1. Dezember 1890.

Zusatz zur Anweisung für die Zähler.

Zum Zweck der Feststellung der Grenzen, in denen sich Reste der friesischen (saterländischen oder wangerogischen) Sprache erhalten haben, wird in den hierfür in Betracht kommenden Gemeinden die Zahl der Zählungsformulare, welche in § 4 der Anweisung aufgeführt sind, nachträglich um eine „Beilage zur Namensliste der Haushaltung" vermehrt. Dieselbe ist jeder Namensliste beizulegen. Zuvor hat der Zähler die oberhalb des Striches befindlichen Angaben (bezüglich des Namens der Gemeinde und Ortschaft, der Nummer des Zählbezirkes wie der Strasse und Hausnummer) übereinstimmend mit denjenigen der Namensliste (§ 5 der Anweisung) auszufüllen. Bei der Einsammlung der Formulare hat der Zähler darauf zu achten, dass die in der „Beilage" gemachten Angaben sich auf die in der Namensliste aufgeführten Personen beziehen, dass also insbesondere die laufenden Nummern in der Beilage mit denen der Namensliste in sachlicher Uebereinstimmung sich befinden.

Als Umgangssprache wird namentlich diejenige Sprache zu gelten haben, welche Eheleute mit einander und Eltern mit ihren Kindern reden. Hierbei ist zu beachten, dass stets nur eine der drei Spalten mit „ja" beantwortet werden darf. Wo z. B. die Frage nach der saterländischen bezw. wangerogischen Sprache als Umgangssprache bejaht ist, muss die Frage nach dem Platt- und dem Hochdeutschen verneint werden.

Durch die auf diese Weise veranstaltete sprachliche Erhebung lässt sich die Anzahl der in Wangeroge wie Neuwangeroge und im Sagterlande lebenden Bevölkerung feststellen, welche im Familienverkehr einerseits noch eine friesische, andererseits die platt- oder hochdeutsche Mundart redet. Da aber, wie aus den voraufgehenden Angaben hervorgeht, die Numerierung der „Beilage zur Namensliste" mit der „Namensliste" selbst übereinstimmt — und das sowohl in Ansehung der ganzen Liste wie der darin verzeichneten Personen — und die der letzteren wieder mit der der zu ihr gehörigen „Zählkarten", so gestattet die Erhebung, neben der Gesamtzahl der sprachlich verbundenen Personen weiter auch die näheren natürlichen und gesellschaftlichen Eigenschaften dieser Personen, soweit sie durch die Zählung erbracht sind, darzuthun. So sind dann auch aus dem Zählungsmaterial für die beikommenden Gebiete ausgemittelt und zusammengestellt worden je die friesisch, plattdeutsch und hochdeutsch Redenden nach ihren Haushaltungen, ihrem Geschlecht und Alter, ihrem Geburtsort, ihrer Ansässigkeit mit Grund und Boden, ihren Berufsverhältnissen wie auch nach ihren Vor- und Familiennamen.

Die Ergebnisse dieser Ermittelungen sollen hier nun bezüglich der wichtigsten Punkte mitgeteilt werden. Da ihnen, den Versicherungen von Fachmännern zufolge, ein entschiedener Wert für sprachwissenschaftliche

eine der drei Spalten mit „ja" beantwortet werden darf. Wo z. B. die Frage nach der saterländischen bezw. wangerogischen Sprache als Umgangssprache **bejaht** ist, muss die Frage nach dem Platt- und dem Hochdeutschen verneint werden.

wie für kulturgeschichtliche und volkskundliche Forschungen beigelegt werden muss, erscheint es geboten, die Ergebnisse auch in dem ganzen Umfange, in dem sie gefunden, ziffermässig nachzuweisen. Denn nur so ist den Forschern der vollständige Einblick in die Thatsachen und die unbehinderte allseitige Möglichkeit ihrer Ausnutzung gewährt. Neben diesen eigentlichen quellenmässigen Zahlennachweisungen kann es sich denn auch nur um eine kurze begleitende Hervorhebung des wesentlichsten Inhaltes handeln, während die weitere wissenschaftliche Verwertung den Fachgelehrten vorzubehalten ist. Um aber diesen ihre Aufgabe zu erleichtern und überhaupt zum Verständnisse der Thatsachen beizutragen, wird es des ferneren darauf ankommen, die allgemeine Beschaffenheit der teilweise noch friesisch redenden oldenburgischen Gegenden, die Lebensverhältnisse ihrer Bevölkerung in socialer und geschichtlicher Hinsicht in knappen Zügen auf Grund der verfügbaren gedruckten wie auch überlassenen handschriftlichen Unterlagen zu schildern. Von eigenen Ermittelungen, die über das hinausgehen, was Besichtigung der Örtlichkeiten und Befragung kundiger Einwohner zu gewähren vermag, ist abgesehen worden und konnte es umsomehr, als es sich bei dieser Beschreibung der örtlichen Zustände lediglich um eine — allerdings für eine vollständige Beurteilung gebotene — Ergänzung der erhobenen sprachlich-statistischen Thatsachen handelt.

II.

Wird zuerst das Gebiet der wangeroger Mundart in Betracht gezogen, so beschränkt es sich gegenwärtig auf zwei ganz winzige Teilchen des oldenburgischen Landes. Zunächst und ursprünglich hat jene ihren Sitz auf der Insel Wangeroge selbst, der letzten jener langen Inselreihe, welche vom Helder an nach Osten hin sich an der holländischen und ostfriesischen Küste entlang zieht. Auch Wangeroge ist eine zwischen der See und dem Watt — einem an der Küste hinführenden, nur zur Fluthzeit vollständig überspülten und schiffbaren Wasserstreifen — eingebettete Dünenbildung. Die Dünen haben auf der Westseite der Insel ihre höchste Ausdehnung. Denn der West- und Nordwestwind wirft sie auf, ist aber auch zugleich dem Lande am verderblichsten durch die Abbrüche, die er verursacht. Und unter den Schädigungen der Nordweststürme hat, in der neueren Zeit wenigstens, Wangeroge furchtbarer als die Schwesterinseln zu leiden gehabt. Thatsache ist, dass die Insel, welche heute einen Flächeninhalt von 2,10 *qkm*, nämlich bei einer Länge von einer halben Stunde, einer Breite von 5 bis 8 Minuten hat, früher von erheblich grösserem Umfange war. Einst nach Westen zu mit fruchtbarem Marschboden bedeckt und mit zahlreichen Gebäuden bestanden, ist dieser Teil der Insel nach und nach vom Meere verschlungen worden. Noch 1730

betrug das Weideland etwa 142 *ha*; doch schon gegen den Ausgang des Jahrhunderts war das Grünland derart verschwunden, dass man kein Heu mehr machen konnte[1]). Heute nährt der kärgliche Sandboden nur noch wenige Haupt Schafe. Es heisst auch, dass vor Zeiten Wangeroge zwei Kirchen besessen habe. Eine derselben jedenfalls hat noch bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts bestanden, um dann durch die Wellen zerstört zu werden. Die Kirche hatte bei der Bedeutung Wangeroges für die Schiffahrt durch seine Lage an der Mündung der Weser und des Jadebusens von jeher als wichtige Landmarke gegolten und war daher auf Andrängen der seefahrenden und handeltreibenden Bremer mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts durch einen -- zugleich den gottesdienstlichen Raum bergenden — Turm, der später zum Leuchtturm ward, von seiten der oldenburgischen Landesherrschaft ersetzt worden. Doch auch dieser Turm ward nach und nach derartig durch den Abbruch an Land, den die Fluten verursachten, gefährdet, dass er seinem Zwecke nicht mehr zu entsprechen vermochte und heute trotz aller Abhilfmassregeln bereits völlig von Wogen umspült wird. In diesem Jahrhundert wurde namentlich die Sturmflut vom 3. Februar 1825 der Insel und jenem alten Turme verderblich; sie zerstörte auch noch einen anderen, am Nordende belegenen, welcher ein Leuchtfeuer trug. Der gegenwärtige Leuchtturm ist deshalb 1856 auf dem Ostende errichtet. Verhängnissvoller als die des Jahres 1825 wurden aber die Fluten in der Weihnachtsnacht von 1854 und in der Neujahrsnacht von 1855. Sie brachten die Vernichtung des alten Wangeroge. Fast das ganze auf der westlichen Seite gelegene Dorf ging hierbei zu Grunde: die Gebäude wurden zerstört, der Boden fortgerissen. Auch die Badeanstalt und die Schule fielen den Sturmfluten zum Opfer. So fehlte es den Bewohnern an Obdach, an Erwerbsgelegenheit, ja an der Möglichkeit, ihre verlorenen Wohnungen an alter Stelle wieder aufzubauen. Unter dem Eindruck der schrecklichen Zerstörungen und Nöte, welche die grausigen Stürme gebracht hatten, bemächtigte sich der Bewohner wie der Regierung Zweifel, ob eine Wiederansiedelung auf der Insel überhaupt noch ratsam und aussichtsvoll sei. Entmutigt, beschloss man das Eiland dem Vernichtungswerk der Elemente anheimzugeben und die Insulaner zur Niederlassung auf dem Festlande zu bewegen. Dem entsprach auch die grosse Mehrzahl derselben, welche teils nach verschiedenen Küstenorten zogen, teils und in der Hauptsache aber sich nach dem Vareler Hafen wandten, um auf einer ihnen dort zur Verfügung gestellten Fläche unter staatlicher

---

1) L. Kohli, Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogtums Oldenburg, Bremen 1825, Teil II, S. 372. — Friesisches Archiv, eine Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache, herausgegeben von H. G. Ehrentraut, Oldenburg 1849, Bd. I, S. 406—416: Mitteilungen aus der Sprache der Wangeroger (XVI die Insel und das Watt, 1841).

Beihilfe wieder nach heimatlicher Art ein neues Dorf, die so geheissene Kolonie Neuwangeroge, zu begründen. Nur wenige, namentlich alte Personen, die eine Trennung von ihrem, wennschon noch so bedrohten Eilande nicht verschmerzen konnten, blieben daselbst und errichteten in den bisher noch verschonten Häusern oder auf den Trümmern ihrer alten aufs neue Wohnstätten. Wangeroge, welches bis zur Zählung vom 1. Dezember 1855 noch immer sich einer Bevölkerung von 342 Köpfen erfreut hatte, war, wie die nächste Zählung lehrte, 1858 auf 121 und nach einer erneuten schlimmen Sturmflut 1864 gar auf 82 Einwohner zusammengeschrumpft. Als selbständige kirchliche und politische Gemeinde hatte die Insel aufgehört und war als Bestandteil der nächsten Festlandsgemeinde Minsen einverleibt worden. Ebenso war es mit dem Rufe Wangeroges als Badeort vorbei. Die 1819 von der Landesherrschaft errichtete Seebadeanstalt, welche dem Orte zur Blüte verholfen und dazu beigetragen hatte, dass sich die Bevölkerung von 1816 bis 1844 stetig von 219 auf 444 Einwohner hob, wurde nicht wieder hergestellt[1]).

Erst im Anfang der siebenziger Jahre begann Wangeroge sich von dem Verfall, den ihm besonders die beiden heftigen Sturmfluten von 1854 und 1855 bereitet hatten, zu erholen. Nach Erbauung des jetzigen neuen Leuchtturms auf der Ostseite der Insel und fortgesetzten Vorkehrungen zum Uferschutze war auch den verbliebenen Bewohnern gestattet worden, auf dem gesicherteren östlichen Teile sich niederzulassen. Es wurde damit also der Ort Wangeroge auf einer anderen Stelle neu begründet. Als dann bald nach dem deutsch-französischen Kriege hier durch private Unternehmung aufs neue eine Badeanstalt mit den nötigen Logierhäusern eingerichtet ward, hob sich allmählich der kleine Ort wieder, dessen Bevölkerung, die 1871 noch aus 87 Köpfen bestand, bis 1875 auf 172 anwuchs und 1890 bis zu 221 vorgeschritten war. Ebenso hat die Häuserzahl und die der Haushaltungen in der nämlichen Zeit von 24 bis zu 42 bezw. 37 zugenommen. Aber mit diesem Wachstum hat sich nicht auch das alte Wangeroger Element wieder vermehrt; der Zuzug entstammt keineswegs den früheren verwandten Kreisen, welche um die Mitte der fünfziger Jahre nach Neuwangeroge oder sonstwohin ans Festland hinübersiedelten, er ist vielmehr aus anderen Teilen des Herzogtums und vorzugsweise aus Ostfriesland erfolgt. Und weil dieser Zuzug die verbliebenen Wangeroger an Zahl weit überholt hat, vermochte sich ihr gegenüber das alte friesische Wesen der Insulaner in Sprache und Sitte kaum mehr zu behaupten. Wie an Stelle des einstigen, von den Wogen dahingerafften Dorfes an anderem Platze ein völlig neuer Ort entstanden ist, so hat sich dort ebenfalls eine neue Bevölkerung entwickelt, welche den Überlieferungen und Gewohn-

1) F. Poppe, Zwischen Ems und Weser, Oldenburg 1888, S. 429–468.

heiten der alten Wangeroger bereits fremd gegenüber steht. — Wie das Leben, die Gebräuche, die Sprache der früheren Insulaner bis gegen die Mitte des Jahrhunderts hin beschaffen waren, das ist uns durch den Sammelfleiss eines dem Jeverlande angehörigen Forschers, des Hofrats Ehrentraut in seinem „Friesischen Archiv" (Bd. I, Oldenburg 1849, S. 3—109 und 338—416, sowie Bd. II, 1854, S. 1—84) erhalten worden.

Kaum günstiger als auf der Insel haben sich in der Kolonie Neuwangeroge die Verhältnisse gestaltet. Diese kleine Ansiedelung der durch die vernichtende Gewalt der Sturmfluten verdrängten Insulaner am Vareler Hafen bildet eine einzige nicht eben lange Strasse, an deren beiden Seiten 24 Wohnhäuser mit dem dazu gehörigen Gartenland stehen. Die Bevölkerung, welche bei der ersten Zählung des Jahres 1861: 132 Köpfe ausmachte, 1864 noch bis zu 145 gestiegen war, ist seitdem sichtlich zurückgegangen und heute (1890) auf 85 Bewohner zusammengeschrumpft. Allerdings sind die letzteren nicht mehr sämtlich wangeroger Abstammung, sei es, dass sie noch von der Insel herübergekommen, sei es, dass sie erst auf dem Festlande geboren sind. Denn auf dem Boden der Kolonie haben sich bereits nach und nach etliche fremde Bestandteile niedergelassen. Aber immer ist doch noch das wangeroger Element das vorherrschende und für die Eigenart der Ansiedelung das bestimmende. Die kleinen Wohnhäuser sind auch jetzt noch denen der Insel nachgebildet: die Stuben mit den Bett-Alkoven liegen nach hinten, dem Garten zu; der Küchen- und zugleich der gewöhnliche eigentliche Wohnraum mit dem offenen Herdfeuer befindet sich nach der Strasse hin neben der Hausthür. Nur die Fenster sind im Vergleich zu denen in der alten Heimat grösser geworden. Und, wie es bei der seemännischen Bevölkerung gemeinhin zu sein pflegt, zeichnet sich auch die Neuwangeroger Anlage durch angenehm auffallende Sauberkeit und durch guten Farbstrich der Gebäude und des Hausrates aus. Die Beziehungen zur Stamminsel haben freilich bereits aufgehört; es ist auch, als man auf jener sich wieder anzubauen begann, von Neuwangeroge aus niemand mehr dorthin zurückgekehrt. Und gleichfalls haben die Neuwangeroger ihre anfängliche Abgeschlossenheit gegen die Nachbarschaft aufgegeben: sie heiraten nicht mehr unter einander und lassen ihre Töchter auch nach auswärts, vielfach nach der nahe gelegenen Stadt Varel in Dienst gehen. Die alten, von der Heimat mitgebrachten Gebräuche, ebenso die frühere Tracht haben sich verloren. Nur die Männer hängen ausnahmslos nach wie vor am ererbten Seemannsberuf. Dadurch, dass die Neuwangeroger keine eigene Schulgemeinschaft bilden, nach Varel zur Kirche gehen, wird das Eigenartige, welches ihre Eltern mitbrachten aufs Festland, begreiflicherweise nach und nach verwischt, wird die Verschmelzung mit der übrigen Bevölkerung und namentlich schon bei den Kindern wesentlich gefördert. Dennoch haben die Leute in ihrem Wesen und Leben immer noch etwas, was sie von den anderen Bewohnern der Gegend ab-

hebt. Namentlich fällt das in der Sprache auf. Abgesehen davon, dass noch einige Familien an der wangeroger Mundart im Verkehr unter sich festhalten, sprechen die Ansiedler begreiflicherweise jetzt alle im Verkehr mit Fremden das Hoch- oder Plattdeutsche, jedenfalls die Jüngeren sowohl das eine wie das andere. Und zwar ziehen es die Mädchen im weiteren Umgange vor, hochdeutsch zu reden, während die Jungen sich lieber an das Plattdeutsche halten, da eben dies an der deutschen Nord- wie Ostsee die Schiffersprache ist. Aber die Betonung, mit der der Neuwangeroger das Plattdeutsche spricht, unterscheidet ihn von der umwohnenden Bevölkerung. —

Wendet man sich nunmehr den statistischen Ermittelungen über die Verbreitung der friesischen und der beiden anderen Mundarten auf der Insel und in der Kolonie, und zunächst in Ansehung der Personenzahl zu, so erhält man Einwohner, welche im Familienumgange sprechen in:

	Wangeroge			Neuwangeroge		
	Männl.	Weibl.	Zusammen	Männl.	Weibl.	Zusammen
wangerogisch	4	8	12	11	9	20
plattdeutsch	109	65	174	31	32	63
hochdeutsch	19	16	35	—	2	2
zusammen . .	132	89	221	42	43	85

Hieraus ersieht man nun, dass sowohl auf der Insel wie in der Kolonie die Anwendung der von Alters her gesprochenen wangeroger Mundart des Friesischen gleichzeitig mit den Geschicken, welche die Bevölkerung zum übergrossen Teile von ihrer alten Wohnstätte vertrieben haben, empfindliche Einbusse erlitten hat. Ja auf der Insel selbst ist sie beinahe schon gänzlich der Volkssprache der benachbarten Gegenden, dem Plattdeutschen erlegen: nur ein Dutzend Leute, d. h. nicht mehr denn ungefähr 5 pCt. halten noch daran fest. Aber auch in Neuwangeroge, wenngleich die für gewöhnlich daheim noch friesisch Redenden um ein Weniges mehr zählen, befinden sie sich doch bereits stark in der Minderheit zu den Bewohnern der Kolonie, machen von derselben kaum ein Viertel — 24 pCt. — aus. Es sind denn auch nur wenig Haushaltungen, in denen noch das Friesische in Übung ist. Es sprechen nämlich deren in:

	Wangeroge	Neuwangeroge
wangerogisch	3	10
plattdeutsch	25	20
beides gemischt	4	—
hochdeutsch	5	1
zusammen . . .	37	31

Bei dieser Aufstellung sind die fremden Haushaltungsbestandteile und zumal die Dienstboten, soweit solche überhaupt vorkommen, ausser acht gelassen, sodass in der Hauptsache bloss die engeren wie weiteren Familien-

glieder in Betracht kommen. Finden sich nun auf Wangeroge sogenannte gemischte Haushaltungen, in denen etliche Mitglieder die ältere Mundart, etliche plattdeutsch reden, so hat das in drei Fällen den Sachverhalt, dass auf die Kinder das Wangerogische bereits nicht mehr übergegangen ist und dieses bloss von den Eltern gesprochen wird. In einem Falle erklärt es sich daraus, dass der Vater aus dem Hannoverschen herzugezogen und bei seinem Plattdeutsch verblieben ist, die Mutter mit ihrem Kinde aber sich an die ursprüngliche örtliche Sprache hält.

Dass das Wangerogische überhaupt fast nur noch den Erwachsenen, oder besser nur noch den Bejahrteren eigen ist, lehrt die folgende Ausscheidung nach dem Alter. Es befinden sich in nebenstehenden Altersjahren von denen, die sprechen:

Jahr	wangerogisch Männl.	wangerogisch Weibl.	wangerogisch Zus.	plattdeutsch Männl.	plattdeutsch Weibl.	plattdeutsch Zus.	hochdeutsch Männl.	hochdeutsch Weibl.	hochdeutsch Zus.
				— auf Wangeroge —					
0—5	—	—	—	10	5	15	6	3	9
5—10	—	—	—	7	18	25	2	1	3
10—15	1	—	1	10	13	23	1	2	3
15—20	—	—	—	5	2	7	1	2	3
20—30	—	—	—	24	5	29	3	3	6
30—40	—	—	—	21	10	31	3	2	5
40—50	—	4	4	18	5	23	1	1	2
50—60	1	1	2	7	4	11	2	2	4
60—70	—	1	1	6	3	9	—	—	—
über 70	2	2	4	1	—	1	—	—	—
				— in Neuwangeroge —					
0—5	—	—	—	1	4	5	—	—	—
5—10	—	—	—	2	—	2	—	1	1
10—15	—	—	—	4	—	4	—	—	—
15—20	—	—	—	6	4	10	—	—	—
20—30	—	—	—	1	3	4	—	—	—
30—40	—	1	1	4	6	10	—	—	—
40—50	—	—	—	3	4	7	—	1	1
50—60	1	5	6	4	5	9	—	—	—
60—70	2	2	4	4	4	8	—	—	—
über 70	8	1	9	2	2	4	—	—	—

Rechnet man unerwachsen die Bevölkerung bis zum 20. Jahre, so giebt es auf der Insel nur noch einen einzigen noch nicht fünfzehnjährigen Knaben, in der festländischen Kolonie keinen einzigen unerwachsenen Bewohner mehr, der sich im Familienverkehr des Wangerogischen bedient. Die Mehrzahl derer, die noch mit der alten Sprache völlig vertraut sind, steht bereits in einem vorgeschrittenen Alter: auf Wangeroge selbst sind 7 der 12 in Betracht fallenden Personen über 50 Jahre, in Neuwangeroge sogar 19 von den 20 Leuten. Einen Nachwuchs aus dem jugendlichen Geschlecht haben also die friesisch redenden Einwohner nicht mehr zu

erwarten, sodass mit ihnen ihre Muttersprache an beiden Orten erlöschen dürfte.

Aber auch von aussen her entsteht ihnen kein Zuwachs. Das erkennt man aus einer Zerlegung des Materials nach der Heimat, dem Geburtsort der Bevölkerung. Es sind nämlich geboren bei nachstehender Familiensprache:

Geburtsort	wangerogisch Männl.	wangerogisch Weibl.	wangerogisch Zus.	plattdeutsch Männl.	plattdeutsch Weibl.	plattdeutsch Zus.	hochdeutsch Männl.	hochdeutsch Weibl.	hochdeutsch Zus.
— auf Wangeroge —									
Wangeroge	4	8	12	31	37	68	6	3	9
Marsch des Herzogtums . . .	—	—	—	22	6	28	3	3	6
Geest " " . . .	—	—	—	8	2	10	1	2	3
Prov. Hannover	—	—	—	47	20	67	4	5	9
sonst irgendwo	—	—	—	1	—	1	5	3	8
Zusammen . . .	4	8	12	109	65	174	19	16	35
— in Neuwangeroge —									
Neuwangeroge oder Wangeroge	11	8	19	5	10	15	—	1	1
Marsch des Herzogtums . . .	—	1	1	—	3	3	—	—	—
Geest " " . . .	—	—	—	22	17	39	—	1	1
Prov. Hannover	—	—	—	2	1	3	—	—	—
sonst irgendwo	—	—	—	2	1	3	—	—	—
Zusammen . . .	11	9	20	31	32	63	—	2	2

Mit einer einzigen Ausnahme sind demgemäss sowohl auf der Insel als auf dem Festlande sämtliche friesisch sprechenden Bewohner wangeroger Abkunft. Und unter diesen Eingeborenen ist bloss ein einziger im Kindesalter. Die von auswärts stammenden Personen, Alte wie Junge, haben also das Friesische als Familiensprache nicht mehr angenommen. Um das zu thun, dafür liegen nach allem Vorgebrachten die Verhältnisse auch keineswegs günstig: auf der Insel waren die verbliebenen Reste der alteingesessenen Bevölkerung für eine sprachliche Verschmelzung bereits viel zu klein geworden; in der Kolonie fehlte die insulare Abgeschlossenheit; die Beziehungen zur plattdeutsch redenden, zumal in wirtschaftlicher Hinsicht massgebenden Nachbarschaft waren zu enge, als dass sich Besonderheiten in der Sprache bewahren und über den anfänglichen Kreis auf die Dauer erweitern konnten. Da nun sonach der wangerogisch redende Bevölkerungsbruchteil weder durch anziehende Fremdbürtige noch aus den eigenen Kindern auf Zufluss zu rechnen hat, ist angesichts des bezifferten geringfügigen Überbleibsels das baldige Verschwinden jener Mundart im Familienumgange auf Wangeroge und in Neuwangeroge unvermeidlich.

III.

Von erheblicherer Bedeutung ist das Sagterland: schon an Umfang grösser, hat sich hier auch verhältnismässig das Friesische in stärkerem Masse erhalten. Dieses bis vor noch garnicht langer Zeit nur schwer zu-

gängliche und darum wenig bekannte Sagterland oder Saterland, ist bisher auch nur wenig erforscht worden. Ausser einigen Reisenden, welche die Wahrnehmungen ihres kurzen Aufenthaltes veröffentlichten,[1]) hat sich der Jeveraner Dr. Minssen, Professor am Lyceum in Nantes das Verdienst erworben, wie über die sprachlichen Eigentümlichkeiten so auch über die kulturgeschichtlichen Erscheinungen des Sagterlandes Aufklärung zu verbreiten[2]).

Das Sagterland bildet den am weitesten nach Westen hinausgeschobenen Teil des Herzogtums Oldenburg. Es wird begrenzt nach der angegebenen Richtung wie im Süden und im Norden durch die Provinz Hannover, und zwar teils durch den Hümmling, teils durch das ostfriesische Fehngebiet, im Osten durch das Amt Friesoythe, dessen Bestandteil es ausmacht. Insbesondere erstrecken sich hier längs dem Sagterland die drei Gemeinden Barssel, Friesoythe und Markhausen. Genauer noch lässt sich die Lage den äussersten Punkten nach zwischen 52° 59′ 45″ und 53° 11′ 20″ nördlicher Breite und zwischen 25° 16′ 30″ und 25° 26′ 30″ östlicher Länge von Ferro bezeichnen. Der Flächengehalt des ganzen Ländchens beläuft sich auf 149,06 *qkm*. Seiner Gestalt nach bildet es einen Streifen von 23,3 *km* Länge, der am nördlichen Ende 2,25, in der Mitte 10,75 und am Südende 6,00 *km* breit ist.

Das Sagterland gehört dem Bereich jener gewaltigen Hochmoore an, welche sich vom Zuydersee östlich durch das Oldenburgische in das Herzogtum Bremen hineinziehen. Wie es öfter vorkommt, erstreckt sich auch durch das das Sagterland ausmachende Hochmoor ein hügeliger Sandrücken, eine aus dem einstigen Meeresboden der heutigen ostfriesischen Marsch hervorgegangene Dünenbildung von bald ganz schmaler, bald gegen eine Stunde breiter Ausdehnung. Dieser freilich stellenweise durch Moor unterbrochene Sandrücken — dessen dünenartiger Charakter sich schon aus dem gänzlichen Fehlen von Feldsteinen ergiebt und zwar derartig, dass die Feldgrenzen und Furchen durch Ziegel gekennzeichnet werden, — ist der ursprünglich allein besiedelungsfähige und besiedelte Boden des Sagterlandes, auf dem die alten Dörfer angelegt sind. Dadurch nun, dass die menschlichen Wohnstätten des ganzen Ländchens sowohl als selbst einzelner Dörfer untereinander von den riesigen Flächen des zuweilen in einer Mächtigkeit

---

1) Hettema en Posthumus, Onze reis na Sagdterland, Francher 1836. — J. G. Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Gröningen. Bremen 1808.

2) J. F. Minssen, Mitteilungen aus dem Saterlande in Ehrentrauts friesischem Archiv a. a. O. Bd. II, S. 135—227. Vergl. auch Poppe, Zwischen Ems und Weser a. a. O. S. 219—234. — C. H. Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster, Vechta 1841 und 1852, Bd. II S. 77, Bd. III S. 283. — Derselbe, Das Saterland in Strackerjans Beiträge zur Geschichte des Grossherzogtums Oldenburg, Bremen 1837, Bd. I, S. 436—488. — L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2 Bde., Oldenburg 1867, insbes. Bd. II, S. 224—234.

von 9 *m* auftretenden Hochmoores umgeben sind, war das Sagterland von jeher und bis in die neueste Zeit von der Nachbarschaft fast gänzlich abgeschlossen. Die ersten Wege durch das Moor nach der Amtsstadt Friesoythe wurden unter der französischen Herrschaft hergestellt, doch erst später übersandet. Und lange, lange noch hat es gedauert, bis die Wege, die sich der Länge nach durch das Ländchen zogen, ausser beim Winterfrost und zu heisser Sommerzeit, fahrbar wurden. Auch gegenwärtig fehlt noch eine gesteinte Kunststrasse, daher denn die über moorigen Untergrund gelegten Landwege in der nassen Jahreszeit mitunter den Dienst versagen. Eine Verbindung mit der Umgegend und namentlich nach Ostfriesland hin hat von alters her nur auf dem Wasserwege offen gestanden. Diese Wasserstrasse, die Sagter Ems oder das Sagter Tief, von den Bewohnern nur Ei genannt, welche zugleich die Vorbedingung aller wirtschaftlichen Kultur des Sagterlandes gewesen ist, durchzieht dasselbe fast in seiner ganzen Länge von Süden nach Norden. Sie wird gebildet durch die im südlichen Teile erfolgende Vereinigung der Marka und der Ohe, von denen jene aus dem Hümmling kommt, die andere von Osten in die Sagter Ems fliesst und auf dieser Seite die Grenze bezeichnet. Die Sagter Ems verbindet sich in Ostfriesland mit der Jümme und mündet unterhalb Leer als Leda in die eigentliche Ems ein. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sind zu diesen natürlichen Wasserstrassen künstliche getreten, namentlich im Norden des Ländchens, welche in erster Linie die Erschliessung der Moore bezwecken. Dadurch sind dann über die ursprüngliche Siedlungsfläche hinaus in neuerer Zeit zahlreiche Niederlassungen entstanden.

Ursprünglich oder doch schon eine Reihe von Jahrhunderten zurück haben drei kirchliche und bürgerliche Verbände bestanden; von Norden nach Süden gezählt: die Kirchspiele Strücklingen, Ramsloh und Scharrel, zu denen ausser den gleichnamigen Kirchdörfern gehörten: zu Strücklingen die Dörfer Utende, Bollingen und die einstige, jetzt in Pachthöfe zerlegte Malteser-Ordenskommende Bockelesch, sowie zu Ramsloh: das Dorf Hollen. Zu jenen drei Kirchspielen, welche auch den gegenwärtigen politischen Gemeinden entsprechen, ist neuerlich die Gemeinde wie Kirchspiel Neuscharrel getreten. Dieselbe ist emporgewachsen aus Ansiedelungen, welche im Jahr 1821 nach einer grossen Feuersbrunst in Scharrel von hieraus begonnen und durch Zuzug vom hannöverschen Hümmling verstärkt wurden. Und zwar erfolgte die Ansiedlung auf dem zu der Gemeinde Scharrel gehörigen, noch völlig jungfräulichen Moorboden, welcher jenseits des Zusammenflusses der Marka und Ohe anhebt und grossenteiles von beiden Wassern umschlossen wird. Auch im übrigen sind in den alten Dörfern durch Ausbau, namentlich seit der Markenteilungen der zwanziger Jahre, wie mehr noch durch die Niederlassung an den immer noch in fort-

schreitender Herstellung begriffenen Schiffahrts-Kanälen eine grosse Anzahl neuer Wohnplätze oder Ortschaften ins Leben gerufen worden.

Bevor aber die Auflösung des Gemeineigentums und die Vermehrung der Absatzwege eine gedeihlichere wirtschaftliche Entwickelung anbahnten, muss das Sagterland recht schwach bevölkert gewesen sein. Bestimmte Angaben aus älterer Zeit fehlen; man weiss nur aus einem auf dem oldenburgischen Haus- und Centralarchive befindlichen Verzeichnisse, dass im Jahre 1684 im ganzen Ländchen nicht mehr als 168 Feuerstellen oder, wie wir heute sagen würden, Haushaltungen bestanden haben[1]). Wie in dieser Richtung ist auch im übrigen von den geschichtlichen Vorgängen und Einrichtungen des Sagterlandes wenig bekannt. Man darf vermuten, dass die Besiedelung von Norden her durch Friesen der Seelande erfolgt ist und die Bewohner mit diesen durch ein politisches Band verbunden blieben. Über das Alter dieser anfänglichen Besiedelung vermag nur das der Kirchen Anhalt zu geben, welches letztere bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückreichen soll. Aus dem früheren Namen Sigilterland, Sägelterland, wie ihn die ältesten Urkunden geben, ist die Zugehörigkeit des Sagterlandes zu der comitia Sighiltra, dem um Sögel auf dem Hümmling belegenen Landstrich, abgeleitet und angenommen worden, dass auch dieses Gebiet einst einen Bestandteil der sieben seeländischen Freistaaten gebildet habe[2]).

Geschichtlich beglaubigte Nachrichten über die Sagterländer reichen nicht viel hinter das Jahr 1400 zurück. Damals sass ihnen nahe auf seiner Burg in Oythe ein Graf Nikolaus von Tecklenburg, dem vielleicht der unglückliche Ausgang von Fehden, die die Sagterländer mit dem Bischof von Osnabrück gehabt hatten, die erwünschte Gelegenheit bot, sich des benachbarten freien friesischen Gemeinwesens zu bemächtigen. Es gelang ihm, das Ländchen insoweit von sich abhängig zu machen, dass es zu einer jährlichen Butterlieferung, dem sogenannten Grafenschott, abgabepflichtig ward, im übrigen jedoch von allen Steuern und Lasten verschont und bei seiner bisherigen Verfassung und Selbstverwaltung belassen blieb[3]). In diesem Verhältnisse verharrte das Sagterland im wesentlichen auch, als ein Enkel des Erwerbers, der raublustige Graf Nikolaus II. von den Bischöfen von Osnabrück und von Münster durch Kriegsgewalt bald hernach schon gezwungen ward, ihnen seine Festen Cloppenburg und Friesoythe und damit auch das Sagterland unter dem 25. Oktober 1400

1) Fascikel 1496a, IX. C. 16.

2) Minssen, Mitteilungen aus dem Saterlande im Ostfriesischen Archiv a. a. O. II, S. 139 und 40. — In einer handschriftlichen Aufzeichnung finden sich als urkundliche Schreibweise genannt: Saderland, Sagharderland, Sagherderland, Sagelterland, Syagelterland, Saghelterland, Segelterland, Zegheerderland, Segelsderland, Sagterland, Saterland, Sagtarland. Das alte Siegel des sagterländischen Verbandes brauchte den Ausdruck: Sigillum Parochianorum in Sagelten.

3) Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster a. a. O. S. 61.

abzutreten[1]). Von Osnabrück übernahm bald danach die Schutzherrschaft über das Sagterland auf dem Wege des Vertrages Münster für sich allein, in dessen Besitz jenes dann ungestört sich erhielt, bis es 1803 infolge des Reichsdeputations-Hauptschlusses mit dem übrigen sogenannten Niederstift Münster als Entschädigung für die Aufhebung des Elsflether Weserzolles an das Herzogtum Oldenburg fiel.

Münster liess anfänglich den Sagterländern ihre alten Einrichtungen, ja griff nicht einmal in deren Beziehungen zu Ostfriesland ein. Diese letzteren wurden erst erschüttert, als dort die Stellung der Häuptlinge den freien Gemeinwesen gegenüber an Machtfülle gewonnen hatte und die Familie der Cirkzena zur unbestrittenen Oberherrschaft gelangt war. Mochten hierin die Sagterländer eine Gefahr für ihre Gerechtsame, in dem Bischof eine bessere Gewähr derselben erblicken, jedenfalls erstrebten sie eine grössere Annäherung an denselben. Nachdem auf ihren Betrieb im Jahre 1615 vor dem bischöflichen Richter zu Friesoythe durch Zeugen ihre alten Rechte in Heeresfolge, Rechtsprechung, Verwaltung, Jagd, Abgaben, Anstellung der Priester festgestellt und von oben her anerkannt waren, fügten sie sich dem münsterschen Unterthanenverband. Der Bischof setzte dann einen Vogt, der die Abgaben erhob, in die Verfassung und Gestaltung der inneren Angelegenheiten jedoch nicht eingriff.

Die inneren Angelegenheiten des Sagterlandes wurden an oberster Stelle durch die auf dem Ramsloher Kirchhofe zusammentretende Versammlung der volljährigen Bewohner ausgeübt. Die das Land betreffenden Urkunden, die Normalmaasse und Gewichte wurden in der Landeslade innerhalb der Kirche zu Ramsloh aufbewahrt. Von der Versammlung wurde alle Jahr die Hälfte der öffentlichen Ehrenämter besetzt. Das waren einmal die 12 Richter, für jedes der drei Kirchspiele vier; sie hiessen die Zwölf, de twelf oder de twölffe Verordnete, später Bürgermeister. Ihnen lag ausser der Rechtspflege die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere auch in den Volksversammlungen, dann die Verwaltung des Gemeindeeigentums, die Verteilung der Abgaben, endlich die Vertretung dem Bischof gegenüber ob. Das gerichtliche Verfahren, an das die Zwölfe gebunden waren, hatte 1587 seine — abschriftlich auf dem oldenburgischen Haus- und Centralarchiv bewahrte — Aufzeichnung als des „Sagterlandes Gerecht" erfahren. Die weiten Befugnisse seiner Volksgerichte, welche sich hiernach das Sagterland mindestens bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts bewahrt hatte, erfuhren indessen später dadurch eine Schmälerung, dass das Land dem Sprengel des bischöflichen Gerichtes zu Friesoythe zugelegt ward. Neben den Richtern wirkten 6 „Schüttemeister", welche Handel und Wandel, den Marktverkehr, die Maasse und Gewichte zu überwachen, wie auch der Landesbewaffnung vorzustehen hatten.

1) Ebenda S. 77.

Überdies bestanden noch als dritte Gattung Volksbeamter 12 „Burrichter", denen in Unterordnung unter die Richter nach einem von Haus zu Haus wechselnden Reihedienst die Aufsicht über Wege und Grenzen und die Erhebung der Abgaben übertragen war. Diese Einrichtungen erhielten sich im wesentlichen bis zum Jahre 1812[1]). Später teilte das Sagterland mit den übrigen Gebietsteilen des Herzogtums die gleiche Kommunalverfassung.

Wie die Sagterländer einen grossen Teil ihrer alten Rechtsgewohnheiten bis in das gegenwärtige Jahrhundert zu behaupten wussten, hat dieses hinter ausgedehnten, unwegsamen Mooren verschanzte Völkchen ebenfalls seine eigenartigen Lebensgewohnheiten nach verschiedenen Richtungen bis zu noch gar nicht lange vergangener Zeit zur Schau getragen. Aber die modernen Verkehrsrichtungen, die auch das Sagterland zu spüren bekommen hat, die ihm nahe gerückten Eisenbahnen, die vermehrten Wasserstrassen, die Ansiedelung an denselben, nachbarliche Einwanderung, vermehrte wirtschaftliche Beziehungen zur Umgegend, der Militärdienst der jungen Leute, sie haben das Charakteristische, wodurch sich einst die Saterländer von den übrigen Münsterländern abhoben, allmählich verwischt, haben schliesslich auch die schmucke Tracht[2]), an der das weibliche Geschlecht noch vor 20 Jahren festhielt, gänzlich beseitigt. Doch immer noch erkennt man die Saterländer als einen besonderen Stamm durch ihre friesischen Züge, ihre hellblonde Farbe, ihre grosse, kräftige Bauart, der gemäss die Frauen rüstig neben den Männern an den harten landwirtschaftlichen Arbeiten teilnehmen. Vor allen Dingen zeichnet sich das sagtersche Geblüt aus und bekundet seinen friesischen Ursprung durch die ihm eigene Sprache. Allerdings soll dieselbe neuerlich manche Veränderungen durch das Plattdeutsche erlitten haben; sie ist indessen in den älteren, vom heutigen Zuzuge wenig beeinflussten Wohnstätten des Sagterlandes noch die herrschende. Indessen selbst hier haben die alten friesischen Namen fast gänzlich aufgehört; nur vereinzelt findet man noch solche, wie sie auch durch die letzte Volkszählung nachgewiesen worden sind; Namen wie Haye, Dedde, Folken, Benke, Eilard, Detert trifft man wohl, wenn schon nicht eben häufig mehr an. Und doch ist kaum ein Gesetz auf grösseren Widerstand bei der Bevölkerung gestossen als das, welches unter der französischen Herrschaft die gewohnte Art der Namensgebung ausmerzen und festen Familiennamen Eingang verschaffen sollte. Bisher gab es nämlich nur drei, der Sage nach aus Westfriesland eingewanderte sogenannte Häuptlings- oder Junkerfamilien: die Blocks, Awiks und Kirchhoffs, welche, der Landessitte entgegen, immer dieselben Stammnamen geführt haben. Im übrigen war, wie es einst all-

1) Nieberding, Das Saterland a. a. O. S. 447—451; derselbe, Geschichte des ehemaligen Niederstiftes Münster a. a. O. Bd. III, S. 283.

2) Von der schöne Stücke das Grossherzogliche Museum in Oldenburg aufbewahrt.

gemein bei den Juden, aber auch anderwärts, so bei den Jeverländern Brauch, der Vorname des Vaters der mit einem angehängten s versehene Stammmname des Kindes. Beim ältesten Sohne stimmte dessen Vornamen mit des Vaters Stammnamen überein. Hiess der Vater Dedde Eilerts, wurde der erstgeborene Sohn Eilert Deddes und dessen ältester Sohn, gleich dem Grossvater, wieder Dedde Eilerts genannt. Erst eine erneute Massregel der oldenburgischen Regierung aus dem Jahre 1826 setzte es durch, dass die Sagterländer von dieser Gewohnheit abgingen und wenigstens im amtlichen Verkehr und namentlich bezüglich der Kirchenbücher feste Familiennamen annahmen und zur Anwendung brachten. Im Umgange des gewöhnlichen Lebens hielten sie indessen noch lange an der überkommenen Weise fest. Und auch heute noch sieht man darauf, dass die einstige Rangordnung in der Namensgebung bei den Vornamen beobachtet werde. Diese Rangordnung, der gemäss man fortgesetzt die Verwandten zu ehren sucht, beschreibt Dr. Minsen so: „Der älteste Sohn nämlich erbt den Namen des Grossvaters, die älteste Tochter den Namen der Grossmutter; und zwar giebt zuerst der Grossvater oder die Grossmutter mütterlicher Seite dem oder der Neugeborenen den Namen. Beim dritten Kinde kommt die Reihe wieder an die Verwandten des Mannes und beim vierten an die der Frau und so immer wechselweise weiter. Nach den Grosseltern kommen die Onkel und Tanten und dann die Vettern und Basen, die den Täuflingen ihre Namen leihen.“ [1])

Das Bestreben, auf diese Weise den Familienangehörigen Achtung und Ehre zu erweisen, bekundet sich auch in dem Verhalten der Kinder gegen die Eltern dann, wenn letztere jenen Haus und Hof abgetreten und sich zur Ruhe gesetzt haben. Minssen äussert sich darüber wieder folgendermassen: Unerhört wäre es im Sagterlande, dass die Eltern, wie es wohl in anderen Gegenden der Fall ist, nachdem sie „auf den Altenteil gesetzt sind“, von ihren mündig gewordenen Kindern irgendwie vernachlässigt oder gar tyrannisiert würden; im Gegenteil sucht man die Eltern auf jede mögliche Weise zu ehren; bei allen Gelegenheiten haben sie den Vorrang, am Feuerheerde gebührt ihnen der Ehrenplatz, man verrichtet alle Arbeiten für sie und sucht durch alle möglichen Beweise von Liebe und Aufmerksamkeit sie für die Sorgen zu entschädigen, die ihnen bis dahin die Kinder gemacht haben“. [2]) Mit solchem ehrwürdigen Betragen gegen die Eltern stimmt ein reger Sinn für alles Kirchliche und Religiöse; Gottesdienst und Beichtstuhl werden eifrig besucht, auch besteht eine strenge Kirchenzucht. Doch so ergeben die katholischen Sagterländer ihren Priestern sind, legen sie auch ihnen gegenüber Zeugnis ab von ihrer alten Friesennatur und dem freien Sinn der Väter, welche nicht leicht auf ererbte und lieb gewordene Gewohnheiten verzichteten. Als in neuester

1) **Minssen, Mitteilungen aus dem Sagterlande a. a. O. S. 153.**
2) Ebendaselbst S. 153.

Zeit bei einem Visitationsbesuche der Bischof auf Einführung lateinischer Gesänge beim Gottesdienst drängte, machte sich entschiedenes Widerstreben geltend und das deutsche Gesangbuch blieb in Kraft. Übrigens waren die Saterländer nicht immer Katholiken: während des dreissigjährigen Krieges gehörte das ganze Ländchen dem Luthertum an und erst die von Missionaren aus dem Jesuitenorden geleitete Gegenreformation stellte den Katholicismus wieder her. Und der herrscht auch noch unbedingt dort vor, wo in den alten Dörfern das sagtersche Geschlecht ziemlich unvermischt wohnt. Das ganze Ländchen zählt zwar 3372 Katholiken und 843 Protestanten; doch sind von den letzteren 823 in der von fremden Moorkolonisten bevölkerten Gemeinde Strücklingen ansässig. In den anderen drei Gemeinden giebt es also nicht mehr denn 20 Protestanten.[1])

Die von den katholischen Geistlichen ausgeübte kirchliche Zucht scheint einen günstigen Einfluss auf das sittliche Verhalten der Bewohner zumal im Umgange der beiden Geschlechter zu üben. Allerdings findet zwischen rechtmässig Verlobten, weil sie nach landesüblicher Anschauung schon vollständig einander angehören, ein vertrauterer Umgang in den „Kommnächten“ statt, in welchen der Bursche Zutritt zur Kammer seiner Braut erhält; Verführungen der Mädchen sind hingegen unerhörte Erscheinungen. Ebenso wird es aufs Härteste beurteilt, wenn ja einmal einer der Brautleute sein Wort bräche; beide würden „so verachtet werden, dass Niemand mehr mit ihnen verkehren würde und der Untreue würde sicher durch den Hohn oder Spott seiner Altersgenossen gezwungen sein, entweder die Verlassene zu heiraten oder das Sagterland zu verlassen.“[2]) Was so Minssen vor fast 50 Jahren berichtete, trifft auch gegenwärtig nach den Angaben der Pfarrer und anderer ortskundiger Leute noch unverändert zu. Uneheliche Geburten sind daher eine ausserordentliche Seltenheit; von 1871 bis 1890 kamen im ganzen Sagterland bloss 37 auf 2167 Geborene überhaupt vor.[3]) Und soweit sie vorkamen, handelte es sich nach den Versicherungen der Geistlichen vorwiegend um solche sagtersche Mädchen, die auswärts im Dienste gestanden hatten und um der Entbindung willen nach Hause zurückgekehrt waren. Doch nicht allein in dieser, auch in Hinsicht auf das im ganzen oldenburgischen Lande sonst stark verbreitete Laster der Trunksucht sollen sich die Sagterländer günstig auszeichnen.

Bleiben noch die wirtschaftlichen Verhältnisse kurz zu berühren, so waren diese nach der natürlichen Beschaffenheit des Landes von alters her

1) Ortschaftsverzeichnis des Grossherzogtums Oldenburg, aufgestellt auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung am 1. Dezember 1890. Herausgegeben vom Grossherzoglichen statistischen Bureau, Oldenburg 1891, S. 181.

2) Minssen, Mitteilungen aus dem Sagterland a. a. O. S. 152.

3) Statistische Nachrichten über das Grossherzogtum Oldenburg, herausgegeben von dem Grossherzoglichen statistischen Bureau, Heft XXII, Oldenburg 1890: Die Bewegung der Bevölkerung in den Jahren 1871 bis 1887 mit Rückblicken auf die ältere Zeit.

einesteils auf den landwirtschaftlichen Betrieb und zwar namentlich auf Wiesenkultur und Viehzucht, anderenteils auf Torfstich nebst Torfhandel und Schiffahrt hingewiesen. Wie sehr beide Seiten im Vordergrund stehen müssen, lehren bereits die Ergebnisse der Bodenvermessung. Nach den Katasterangaben besteht ohne die Wege und Wasserläufe das Sagterland aus 2980 *ha* waldfreiem Kulturland, darunter allein 811 *ha* Wiesen, aus 143 *ha* Waldboden und aus nicht weniger denn 11 378 *ha* unkultiviertem Lande. Unter dem Kulturboden machen sich also in erheblichem Umfange die für die Viehhaltung erforderlichen Wiesen bemerkbar, die reichlich ein Viertel dieser ganzen Fläche ausmachen. Dass im Gegensatz zum Ackerbau die Wiesen- und Viehhaltung schon seit Jahrhunderten für die sagterländische Land- und überhaupt Volkswirtschaft eine grosse Rolle gespielt haben, kann man aus dem bei der Unterwerfung des Ländchens unter die Tecklenburger Schutzherrschaft ausbedungenen Grafenschott abnehmen. Denn dieser, der in $4^1/_2$ Tonnen, d. h. in 1350 Pfd. Butter bestand, setzte gewiss eine nicht unerheblich entwickelte Viehhaltung voraus. An Ausdehnung, wenn schon nicht an Ertragfähigkeit allen kultivierten Boden weit, weit überlegen ist das unkultivierte Land, welches hier aus den weit sich hinziehenden Mooren besteht, auf das auch heute noch immer fast vier Fünftel der gesammten Fläche entfällt. Da nun das kleine Land selbst für das hauptsächliche Produkt dieser Moore, den Torf, keinen Absatz haben kann, war und ist es mit Hilfe seiner Wasserstrassen zur Verschiffung und Vertrieb nach auswärts gedrängt. Die lohnendere Ausnutzung dieser ungeheuren Torflager ist freilich erst ermöglicht worden, seitdem in den fünfziger und mehr noch in den siebenziger Jahren entsprechende Kanäle erbaut sind, an deren Ufern sich zugezogene Kolonisten niedergelassen haben, um bei anfänglich karger Lebenshaltung und saurer, aber aussichtsvoller Arbeit zunächst durch Abgrabung und Abfuhr des Torfes den Boden allmählich urbar zu machen. Hat durch solche bessere Verwertung des Bodens dieser gleich an Ertragsfähigkeit zugenommen, so ist der mittlere Reinertrag des Landes bei den ausgedehnten unkultivierten Landstrichen doch immer nur ein bescheidener. Denn während im Durchschnitt des ganzen Herzogtums ein Hektar der Liegenschaften zu 18,35 Mk. Reinertrag geschätzt ist, sind für einen solchen im Sagterland nur 5,15 Mk. angenommen. Die allgemeinen Wohlhabenheitsverhältnisse stehen demgemäss hier auch erst auf einer schwach entwickelten Stufe. Das durchschnittliche zur Steuer veranlagte Einkommen eines Bewohners erreicht nicht mehr als 116,55 Mk., während es sich doch für die gesamte Bevölkerung des Herzogtums auf 222,89 Mk. beläuft.[1]) Einfach ist denn auch die ganze Lebensweise der Bewohner im Sagterland wie ebenfalls

1) Statistische Nachrichten a. a. O. Heft XX, S. 10—19.

die — neuerlich meist friesische, weil weniger Raum erheischende und darum wohlfeilere — Bauart und Einrichtung ihrer Häuser.

Es ist begreiflich, dass bei so wenig günstigen Boden- und Erwerbsbedingungen die Bevölkerung nur dünne über das Land gesäet sein kann. Für das Sagterland im ganzen ergab die jüngste Volkszählung von 1890 immer erst 28 Einwohner auf 1 *qkm* [1]). Allerdings greift das stark mit Kolonisten bevölkerte Strücklingen weit über dieses Mittel mit 58 Einwohnern hinaus, während Scharrel mit nur 14 ansehnlich zurückbleibt. Gegen die Einwohnerzahl von 1816, also vor reichlich 70 Jahren sticht nun immerhin die gegenwärtige ab. Denn man zählte Köpfe [2]):

in	1816	1871	1890
Scharrel und Neuscharrel	614	1308	1306
Ramsloh	577	885	802
Strücklingen	631	1178	2107
Sagterland zusammen	1822	3371	4215

Danach ist ja die Zunahme von 1816 auf 1890 in sämtlichen Gemeinden belangreich, mit Ausnahme Strücklingens trifft sie aber nur den Abschnitt bis 1871. Seither ist jedoch in Scharrel, Neuscharrel und Ramsloh ein Stillstand, wo nicht ein Rückgang eingetreten, obschon der Zuwachs aus Geburten ein keineswegs unbedeutender war. Man erkennt die Bevölkerungs-Bewegung aus folgenden Angaben.

Es betrug von 1871 bis 1890 [3]) die Anzahl der

in	Geborenen	Gestorbenen	mehr Geborenen als Gestorbenen	Bevölkerungszuwachs	mehr Ein- als Ausgewanderten
Scharrel und Neuscharrel .	722	498	+ 224	− 2	− 226
Ramsloh	357	327	+ 30	− 83	− 113
Strücklingen	997	640	+ 357	+ 929	+ 572
Sagterland zusammen . .	2076	1465	+ 611	+ 844	+ 233

Da durchweg die Zahl der Geborenen der der Gestorbenen überlegen war, hätte ebenfalls in den letzten 20 Jahren die Bevölkerung der gedachten Gemeinden wachsen müssen, wenn nicht durch die — meist nach den Vereinigten Staaten gerichtete — Auswanderung ein verhältnismässig namhafter Bruchteil entführt worden wäre. Dass dies eben geschah, daran hat wesentlich die Kargheit der wirtschaftlichen Verhältnisse, die nur einem beschränkten Kreise die Aussicht auf gedeihliches Fortkommen gewährt, die Schuld getragen. Wenn es in Strücklingen anders ist, wenn hier die Einwanderung die Auswanderung bedeutend übersteigt, so hängt das eben allein zusammen mit jenen gerade während der letzten Jahrzehnte in schneller Folge entstandenen Niederlassungen, welche in Anlehnung an die geschaffenen künstlichen Wasserstrassen die Ausbeutung der Torf-

1) Ortschaftsverzeichnis a. a. O. S. 4.
2) Statistische Nachrichten a. a. O. Heft XVI, S. 16 und Heft XIV, S. 66.
3) Statistische Nachrichten a. a. O. Heft XXII, S. 220.

moore zum Zwecke haben. Die hier erfolgten Ansiedelungen bilden einen besonderen Teil des Sagterlandes, die nur in losem Zusammenhang mit den alten Wohnplätzen stehen. Wie durch ihre Abstammung, weichen die Kolonisten an den Kanälen auch durch ihr fast ausschliesslich evangelisches Bekenntnis und namentlich durch die Sprache von den ursprünglichen Bewohnern ab, da sie die Mundart der weiteren Umgegend, das Plattdeutsche, beibehalten haben. Das wird auch aus den weiteren Angaben hervorgehen. —

Werden nach diesen gedrängten Mitteilungen über die Zustände des Sagterlandes im allgemeinen nun auch hier die mittels der Volkszählung über die sprachlichen Verhältnisse erfragten statistischen Thatsachen ins Auge gefasst, so erhält man zuvörderst, was die blosse Einwohnerzahl (hier und ferner unter Einrechnung der vorübergehend zur Zählungszeit Abwesenden) anlangt, folgendes Bild.

Es sprachen regelmässig in der Familie:

	sagtersch			plattdeutsch			hochdeutsch		
	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus.	Männl.	Weibl.	Zus.
Neuscharrel	29	30	59	205	201	406	—	—	—
Scharrel	370	369	739	50	57	107	—	—	—
Ramsloh	356	361	717	37	38	75	7	5	12
Strücklingen	470	486	956	554	596	1150	5	6	11
Sagterland zusammen	1225	1246	2471	846	892	1738	12	11	23

Hiernach ist es zweifellos ein namhafter Teil des Sagterlandes, der an der Sprache der Väter festhält, fast drei Fünftel, genau 58,4 pCt., sodass das Sagterländische immer noch die vorherrschende Mundart ist. Die aber ist es nicht mehr in allen vier beteiligten Gemeinden, welche vielmehr sichtliche Abweichungen von einander an den Tag legen. Nur Scharrel und Ramsloh können in sprachlicher Hinsicht als noch ziemlich rein sagterländische Gemeinden angesehen werden, da in ihnen die betreffende Bevölkerung wenig hinter neun Zehntel — 87,4 und 89,2 pCt. — zurückbleibt. Dagegen sinkt der fragliche Anteil in Strücklingen schon unter die Hälfte — 45,2 pCt. — herab und macht in Neuscharrel gar nur 12,7 pCt. aus. Zu einer ganz richtigen Vorstellung, in wieweit das Sagtersche sich als Familiensprache behauptet, reichen diese Thatsachen indessen nicht aus. Da nach den voraufgehenden Mitteilungen neben den alten Dörfern das Sagterland aus einer Anzahl neuer Ansiedelungen besteht, welche fremde Sitten in dasselbe hineingetragen haben, so ist es geboten die Gemeinden je nach den einzelnen Ortschaften und Wohnkomplexen, welche sie bilden, auseinander zu halten. Nur Neuscharrel kann davon ausgenommen werden, weil die Gemeinde hier mit dem einzigen dörflichen Wohnplatz zusammenfällt. Wenn in demselben der altfriesischen Mundart nur noch ein schwacher Spielraum verblieben ist, so ist das auf Rechnung der nur zum kleineren Teil von Scharrel aus, also durch Sagter-

länder bewirkten Begründung dieses erst seit reichlich sechszig Jahren bestehenden Dorfes zu setzen. Die Mehrzahl der Anbauer waren plattdeutsch redende Leute aus dem Arenbergischen vom Hümmling her. Anfangs, solange noch die ursprünglichen Ansiedler lebten, ward durch den sagterländischen Lehrer für die Erhaltung der heimischen Mundart bei den Schulkindern Sorge getragen; dieser Einfluss ist aber geschwunden, seitdem die Lehrer aus anderen Teilen des Münsterlandes gekommen sind. Was die übrigen Orte des Sagterlandes nun weiter angeht, so sprechen nach Massgabe der Volkszählung zur Zeit:

in Wohnplatz	sagterländisch Männl.	Weibl.	Zus.	platt- und hochdeutsch Männl.	Weibl.	Zus.	sagtersch Prozent der Gesamtheit
			— Gemeinde Scharrel —				
Scharrel	309	295	604	34	34	68	89,9
Fermesand	33	46	79	3	3	6	92,9
Sedelsberg	28	28	56	13	20	33	62,9
			— Gemeinde Ramsloh —				
Ramsloh	156	167	323	29	28	57	85,0
Hollen	200	194	394	7	9	16	96,1
Hunte-Ems-Kanal .	—	—	—	8	4	12	—
			— Gemeinde Strücklingen —				
Strücklingen . . .	96	106	202	26	26	52	79,5
Bollingen	156	159	315	51	50	101	75,7
Utende	53	66	119	2	—	2	98,9
Biebelte	45	39	84	43	43	86	49,4
Wittensand . . .	93	98	191	10	7	17	91,8
Bokelesch mit Ubbehausen	—	—	—	42	48	90	—
Westkanal	25	16	41	255	284	539	7,1
Elisabethfehn . . .	2	2	4	130	144	274	1,4

Da die Hochdeutschen nur eine verschwindende Minderheit bilden, sind sie der Raumersparung wegen mit den Plattdeutschen vereinigt worden. Die Platt- und Hochdeutschen einer- und die Sagterländischen andererseits ergeben dann selbstverständlich die Gesamtbevölkerung der Wohnplätze, zu welcher das beigefügte Prozentverhältnis der Sagterschen berechnet ist.

Überblickt man jetzt diese Zahlenreihen, so tritt es deutlich hervor, dass ähnlich wie in Neuscharrel der Allgemeingebrauch der sagterschen zu Gunsten der plattdeutschen Mundart nur dort eingebüsst oder keinen Eingang gefunden hat, wo fremde Bestandteile sich in ansehnlichem Umfange niedergelassen haben. Das findet vor allen Dingen statt in den beiden Moorkolonieen zu Elisabethfehn und am Westkanal, in welchen eben fast lediglich eine von aussen her zugezogene Bevölkerung wohnt. Auch die wenigen Personen, die sich am Hunte-Ems-Kanal niedergelassen haben, entstammen nicht dem Sagterlande und reden dessen Sprache nicht. Ebenso wird im Bereich der ehemaligen Kommende Bokelesch, obwohl

sie zu den ältesten Siedelungen des Sagterlandes gehört, innerhalb der Familien kein Sagtersch gesprochen und zwar deshalb, weil dieses Besitztum in Pachtstellen zerschlagen und so in die Hände ortsfremder Pächter gelangt ist. Unter den übrigen Wohnplätzen machen sich dann wieder zwei bemerklich, welche freilich weit, weit mehr und mindestens zur einen Hälfte sagtersch redende Einwohner besitzen, in denen aber doch eine erkleckliche Anzahl auf die Plattdeutschen kommt. Das ist einmal Sedelsberg, welches nach den Markenteilungen gleich Fermesand von Scharrel aus nach Süden hin angelegt ist und an Neuscharrel stösst, sodass auch bereits von dort her hannoversche Zuzügler Boden gewonnen haben. Auch die Begründung des andern Wohnplatzes, des Dorfes Biebelte, geschah um dieselbe Zeit und aus der gleichen Veranlassung. Bei seiner Lage an der Sagter Ems, kurz bevor sie das Ländchen verlässt, war hier nicht minder die Gelegenheit zum Zuzug aus fremden Gebieten geboten. In den übrigen fast ausnahmslos altbewohnten Orten mit ihrer hauptsächlich einheimischen Bevölkerung dagegen hat sich das Sagtersche als Landes- und Familiensprache unter den Bewohnern entschieden behauptet: höchstens ein Viertel oder ein Fünftel, ja wiederholt selbst noch kein Zehntel derselben verhält sich abweichend. Also nur die Einwanderung, welche entweder neue Ortschaften angelegt hat oder in namhaftem Umfange die bereits vorhandenen angefüllt, hat die Übereinstimmung der im Sagterland von alters her gesprochenen Mundart aufgehoben; kaum aber kann man sagen: der sagterschen Mundart Abbruch gethan, da die Einwanderer, den Kreis der sagterländisch Redenden nicht oder jedenfalls nicht fühlbar beeinflusst, noch dem Plattdeutschen dort, wo bisher die andere Mundart heimisch war, Eingang verschafft haben. Nur ist natürlich, da die Einwanderung die Bevölkerung des Landes gewaltig gehoben hat, das arithmetische Verhältnis zwischen Sagterschen und Plattdeutschen zum Nachteil der Ersteren herabgedrückt worden. Immer aber noch macht die Bevölkerung der älteren Orte, die wenigstens drei Viertel sagtersch sprechende Personen fassen, 2535, d. h. drei Fünftel aller Bewohner aus.

Der dem eigentlichen Sagterländer anhaftende ausgeprägte Heimatssinn bringt es nun mit sich, dass er die überkommene Sprache, die ihm vorzugsweise noch sein absonderliches Gepräge verleiht, auch wieder seinen Kindern zu vermachen trachtet. Das geht mit Deutlichkeit aus der Alterszusammenstellung hervor. Es sprechen nämlich:

bei einem Alter von Jahren	sagterländisch Männl.	Weibl.	Zus.	platt- und hochdeutsch Männl.	Weibl.	Zus.
		— in Neuscharrel —				
0—5 . . .	5	2	7	36	24	60
5—10 . . .	1	3	4	30	25	55
10—15 . . .	2	3	5	29	33	62
15—20 . . .	3	3	6	16	21	37
20—30 . . .	5	7	12	22	20	42

bei einem Alter von Jahren	sagterländisch Männl.	Weibl.	Zus.	platt- und hochdeutsch Männl.	Weibl.	Zus.
30—40 . . .	4	2	6	19	31	50
40—50 . . .	—	4	4	17	14	31
50—60 . . .	4	3	7	16	19	35
60—70 . . .	5	2	7	13	9	22
über 70 . . .	—	1	1	7	5	12
			— in Scharrel —			
0—5 . . .	40	34	74	4	3	7
5—10 . . .	46	35	81	6	2	8
10—15 . . .	31	43	74	5	7	12
15—20 . . .	37	36	73	8	7	15
20—30 . . .	38	56	94	4	6	10
30—40 . . .	54	38	92	6	10	16
40—50 . . .	39	38	77	5	9	14
50—60 . . .	40	44	84	7	3	10
60—70 . . .	30	33	63	1	7	8
über 70 . . .	15	12	27	4	3	7
			— in Ramsloh —			
0—5 . . .	29	25	54	5	3	8
5—10 . . .	38	30	68	5	6	11
10—15 . . .	45	32	77	9	4	13
15—20 . . .	26	34	60	2	5	7
20—30 . . .	48	55	103	6	6	12
30—40 . . .	41	52	93	4	4	8
40—50 . . .	37	41	78	5	7	12
50—60 . . .	37	46	83	3	2	5
60—70 . . .	36	28	64	4	4	8
über 70 . . .	19	18	37	1	2	3
			— in Strücklingen —			
0—5 . . .	59	58	117	100	83	183
5—10 . . .	49	53	102	79	73	152
10—15 . . .	65	64	129	78	76	154
15—20 . . .	44	55	99	45	56	101
20—30 . . .	68	76	144	61	94	155
30—40 . . .	48	62	110	67	62	129
40—50 . . .	43	46	89	54	62	116
50—60 . . .	45	36	81	36	55	91
60—70 . . .	27	20	47	23	25	48
über 70 . . .	22	16	38	16	16	32
			— im ganzen Sagterland —			
0—5 . . .	133	119	252	145	113	258
5—10 . . .	134	121	255	122	104	226
10—15 . . .	143	142	285	121	120	241
15—20 . . .	110	128	238	71	89	160
20—30 . . .	159	194	353	93	126	219
30—40 . . .	147	154	301	96	107	203
40—50 . . .	119	129	248	81	92	173
50—60 . . .	126	129	255	62	79	141
60—70 . . .	98	83	181	41	45	86
über 70 . . .	56	47	103	28	26	54

Soweit in den Gemeinden in einigem Umfang sagterländisch gesprochen wird, also in Scharrel, Ramsloh und Strücklingen, geschieht es hiernach gleichmässig bei Alten wie bei Jungen. Und selbst in Neuscharrel, so beschränkt dort auch der Kreis der friesisch Redenden ist, erkennt man das Bestreben der Eltern, den Kindern diese Sprache zugänglich zu machen. Für die einstweilige Erhaltung derselben, mindestens in den alten Wohnorten des Sagterlandes, ist demgemäss durch deren Fortpflanzung auf das jugendliche Geschlecht Sorge getragen. Zudem greift auch die Zahl der sagtersch verstehenden und sprechen könnenden Kinder über die hinaus, welche die Zählung nach ihrer Anlage ergab. Denn diese begrenzte den Sprachgebrauch lediglich auf den Verkehr der Familienglieder unter sich. Nun aber reden gewöhnlich in Scharrel, Ramsloh und den älteren Plätzen Strücklingens die eingeborenen Einwohner mit einander in der Schenke und auf der Strasse und nicht allein in der Familie das Sagterländische und lassen sich nur Fremden gegenüber auf platt-, oder allenfalls auf hochdeutsch ein. Ebenso ist es mit der Jugend, die sich bei ihren Spielen oder in der Schule — selbstverständlich aber nicht in dem hochdeutsch erteilten Unterricht — der Landessprache bedient. Daher kommt es auch, dass Kinder, deren Eltern daheim das Plattdeutsche sprechen, in dem Umgange mit den Altersgenossen das Sagtersche erlernen und anwenden. Als Familiensprache der Kinder giebt man dem letzteren meistens auch dort den Vorzug, wo bloss ein Teil des Elternpaares dieser Mundart kundig ist. Das lässt sich zahlenmässig aus den Ermittelungen über die sprachliche Verteilung nach Haushaltungen darthun, von denen reden:

in	sagterländisch allein	plattdeutsch allein	sagtersch und plattd. gemischt	hochdeutsch allein
Neuscharrel	11	67	—	—
Scharrel	135	12	28	—
Ramsloh	153	15	1	2
Strücklingen	182	235	4	2
Sagterland zusammen	481	329	33	4

Von den hier bezifferten 33 gemischt, teils sagterländisch, teils plattdeutsch sprechenden Haushaltungen sind nämlich 24, in denen der Vater oder die Mutter daheim nicht die Landessprache reden. Unter diesen 24 Haushaltungen thun das aber die Kinder bereits in 20, also in der grossen Mehrzahl derselben und zwar in gleich vielen Fällen, in denen der Vater und in denen die Mutter der plattdeutsche Bestandteil ist. Man kann daraus wohl abnehmen, dass die sagtersche Mundart noch den grösseren Einfluss und die stärkere Anziehungskraft zumal im Hinblick auf das heranwachsende Geschlecht äussert.

Bleibt jetzt ebenfalls für das Sagterland noch nachzuweisen, wie weit die Herkunft, die Gebürtigkeit der Bewohner für ihre Sprache maassgebend ist, so besagen die Zählungsergebnisse, dass — unter Ausscheidung

der Erwachsenen und Unerwachsenen, d. h. der über und unter 20 Jahr alten Personen — sprechen im Familienverkehr:

geboren in		sagterländisch Unerwachsene	sagterländisch Erwachsene	platt- und hochdeutsch Unerwachsene	platt- und hochdeutsch Erwachsene
		— in Neuscharrel —			
Sagterland		22	35	190	141
Oldenburgisch. Münsterland		—	—	12	22
übrigem Herzogtum Oldenburg		—	—	—	—
Provinz Hannover		—	2	12	28
sonst irgendwo		—	—	—	1
		— in Scharrel —			
Sagterland		297	431	29	17
Oldenburgisch. Münsterland		3	3	2	20
übrigem Herzogtum Oldenburg		—	—	—	1
Provinz Hannover		2	2	11	25
sonst irgendwo		—	1	—	2
		— in Ramsloh —			
Sagterland		253	450	30	26
Oldenburgisch. Münsterland		5	3	2	12
übrigem Herzogtum Oldenburg		—	—	4	2
Provinz Hannover		—	4	3	3
sonst irgendwo		1	1	—	5
		— in Strücklingen —			
Sagterland		449	484	323	100
Oldenburgisch. Münsterland		2	6	41	51
übrigem Herzogtum Oldenburg		—	1	8	3
Provinz Hannover		4	9	216	409
sonst irgendwo		—	1	2	8
		— im ganzen Sagterland —			
Sagterland	Männl.	514	692	301	135
	Weibl.	507	708	271	149
	zusammen	1021	1400	572	284
Oldenburgisch. Münsterland	Männl.	5	5	30	55
	Weibl.	5	7	27	50
	zusammen	10	12	57	105
übrigem Herzogtum Oldenburg	Männl.	—	—	4	3
	Weibl.	—	1	8	3
	zusammen	—	1	12	6
Provinz Hannover	Männl.	—	5	122	198
	Weibl.	6	12	120	267
	zusammen	6	17	242	465
sonst irgendwo	Männl.	1	3	—	10
	Weibl.	—	—	2	6
	zusammen	1	3	2	16

Zieht man diese Zahlen zusammen, so giebt das 3277 Personen, welche im Sagterlande, 955, welche ausserhalb desselben ihren Geburtsort haben. Von den ersteren sprechen 2421 oder 73.9, von den letzteren 50 oder

5,2 pCt. das Sagtersche. Dass die Einheimischen ganz überwiegend die alte Landessprache, die Fremdbürtigen, die eigentlich ausnahmslos aus plattdeutschen Gegenden stammen, diese Mundart brauchen, ist verständlich. Wenn aber unter den Einheimischen der Anteil der sagtersch Redenden erheblich kleiner ist als unter den auswärts Geborenen derjenige, der sich des Plattdeutschen bedient, so bleibt daran zu erinnern, dass die beiden Bestandteile der Bevölkerung des Ländchens nicht eigentlich vermischt unter einander wohnen, dass die Fremden, wo sie in einigem Umfange sich finden, in eigenen Wohnplätzen neben den altangesessenen Bewohnern sich angebaut haben. Daher scheidet sich, wie vorhin gezeigt, die Sprache örtlich. In den neuen, von den zugezogenen plattdeutschen Elementen angelegten Wohnplätzen spricht denn auch die Jugend, obwohl sie schon im Sagterlande geboren, diese Mundart, zugleich die ihrer Eltern und ihres Wohnortes. So kommt es auch, dass wesentlich wegen dieser, im Sagterland geborenen, aber dem plattdeutsch redenden Gebiete der Moorkolonien angehörenden jungen Leute der Anteil der landesbürtigen, sagtersch sprechenden Bevölkerung verhältnismässig niedrig, demnach der der plattdeutsch sprechenden recht hoch erscheint. Zieht man indessen Neuscharrel und Strücklingen ab, wo eben allein eine massenweise Ansiedelung Fremder stattgehabt hat, so sind auch die Verhältnisse andere; ja selbst in Strücklingen würden sie sich schon anders herausstellen, wenn die Ermittelungen gesondert auf die alten und die neu begründeten Wohnplätze erstrebt worden wären. In Ramsloh und Scharrel sind es jedenfalls nur äusserst wenig im Sagterland Geborene, die nicht auch dessen alte friesische Mundart sprechen, während manche Zugezogenen dieselbe und nicht bloss im äusseren Verkehr, sondern nach der Einrichtung der Zählung in ihrem Familienumgange angenommen haben.

Lassen ihrer ganzen Beschaffenheit gemäss diese Angaben über die Herkunft der Bewohner nun gleich nicht erkennen, bis zu welchem Grade die Fremdbürtigen sich derart mit den Einheimischen der alt besiedelten Teile des Landes sprachlich vermischen, dass ihr Nachwuchs völlig in die sagtersche Weise aufgeht, so gewinnt man doch unter gleichzeitiger Beachtung der aus der Altersgliederung gefundenen Thatsachen den nicht abzuweisenden Eindruck, dass aus den Zuzügen Plattdeutscher die Ausdehnung des sagterschen Sprachgebietes nicht nur keine Einbusse, sondern eher eine Erweiterung erfahren hat und erfährt. So ist man denn nach dem, was die statistische Ermittelung ebenso wie die allgemeine Wahrnehmung lehrt, zu dem Schlusse berechtigt, dass zwar die neuerliche erhebliche Zuwanderung dem Plattdeutschen in ansehnlichem Masse, in der Hauptsache aber nur an bestimmten, durch diese Zuwanderung entstandenen Wohnplätzen Eingang verschafft hat, dass aber dank der abgeschlossenen Lage, den geringen Beziehungen zur Umgegend, wie der Anhänglichkeit der Bewohner an die ererbten Bräuche in den alten, von fremden Zuzüglern

wenig berührten Dörfern des Sagterlandes die ursprüngliche friesische Mundart als Volkssprache noch ungeschwächt fortbesteht und auch wohl, sofern nicht einschneidende Veränderungen in den Lebensbedingungen des Ländchens eintreten, auf lange Zeit hinaus sich noch erhalten wird.

Sollen mit diesen Mitteilungen die über die sprachlichen Beziehungen der sagterländischen Bevölkerung erhobenen Thatsachen ihren Abschluss finden, so mag noch erwähnt bleiben, dass weiter ermittelte Erscheinungen, (auf deren Abdruck an dieser Stelle im Hinblick auf das ausgedehnte Raumerfordernis verzichtet werden muss, so namentlich über die Vor- wie Familiennamen), sachkundigen Forschern auf ihren Wunsch hin in ganzer Ausführlichkeit zugänglich gemacht werden können.

Kritische Übersicht über die italienische Volkslitteratur während des Jahres 1890.

Von **Mario Menghini.**

Wer es unternimmt, der Entwickelung der italienischen Volkskunde in Vergleichung mit der anderer civilisierter Nationen nachzuforschen, muss mit Bedauern bemerken, wie wenig im Vaterlande eines Giambattista Vico und eines Basile geschehen ist. In Deutschland, England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind auf starken Grundlagen Vereine für das Studium der Volksüberlieferungen entstanden, und es ist bekannt, welch gute Früchte Gesellschaften wie die in England von Andrew Lang, dem überzeugten Verteidiger der anthropologischen Theorie, gegründete Folklore Society, wie die Société des traditions populaires, wie der deutsche Verein für Volkskunde in Berlin, wie die American Folklore Society, die Gypsy Lore Society u. s. w. getragen haben und noch tragen werden. Mit trefflichen Zeitschriften ausgestattet, begünstigt und unterstützt von den Regierungen, unter vorzüglicher Leitung stehend, wissen diese Gesellschaften in geschickter Weise die vereinzelten Fäden der Volks-Forschung zusammenzufassen und zu einem einheitlichen wissenschaftlichen System zu verbinden.

In Italien wollte allerdings Dr. Giuseppe Pitrè in Palermo eine Gesellschaft für das Studium der Volksüberlieferungen gründen, deren Aufgabe sein sollte: „la raccolta, la pubblicazione e lo studio delle tradizioni popolari in Italia: canti, melodie, leggende, fiabe, novelle, racconti, indovinelli, usi, costumi, cerimonie, spettacoli, feste, credenze, superstizioni, miti, giuochi e canzonette fanciullesche, proverbi, modi di dire, formole, scioglilingua, scongiuri, nomi di animali, di piante, di pietre, di luoghi, e tutto ciò che si conserva nella tradizione orale e nei documenti scritti rispetto alla vita presente e passata del popolo italiano."

In der That eine hohe Aufgabe, die ihrem edlen Unternehmer alle Ehre machen musste! Doch fand diese edle Anregung leider keinen günstigen Boden, und die gesammelten Beiträge waren nicht ausreichend, um die Kosten zu decken für den Druck eines „jährlich erscheinenden Bandes. der die Sitzungsberichte der Gesellschaft enthalten sollte", noch auch die Kosten der Publikation „eines oder mehrerer Bände von Studien und Originaldenkmälern oder Volksdokumenten".

Und doch darf man behaupten, dass Italien keineswegs Mangel leide an Volksforschern von Bedeutung. Es wird genügen, unter ihnen auf Giuseppe Pitrè hinzuweisen. Auch darf man nicht vergessen, dass gerade in Italien durch das Wirken des eben erwähnten verdienstvollen Mannes, sowie auch Francesco Sabatini's die erste, besonders und einzig und allein dem Studium der Volksüberlieferungen gewidmete Zeitschrift erschien. Denn die „Mélusine" kam erst mehrere Monate nach der „Rivista di Letteratura popolare" heraus, die jedoch leider nicht viel länger als ein Jahr ihr Leben fristete und gerade in dem Augenblicke einging, als ihr bereits die Mitarbeit der namhaftesten Forscher, wie R. Köhlers und des zu früh verstorbenen Liebrecht, gesichert war.

Es ist nach diesen Angaben unschwer nachzuweisen, dass die Bücher italienischer Volkskundiger selten sind und nur in geringer Zahl auf einer streng wissenschaftlichen Methode beruhen.

In Italien herrscht eben noch vielfach der Glaube, dass die Volksüberlieferungen allein in Liedern und Märchen bestünden, und man vernachlässigt darum jenes reiche Erbe von abergläubischen Vorstellungen, von Sitten und Gebräuchen, die doch einen so wichtigen Teil der menschlichen Kultur bilden. Daher kommt es denn, dass ein Forscher, der sich mit jenem Gebiete der Volksüberlieferungen beschäftigt, seine Aufgabe erfüllt glaubt, wenn er eine gewisse Menge von Liebesliedern, Erzählungen, Rätseln, Kinderspielen und Märchen gesammelt hat. Er übersieht dabei ganz, dass er nur eine Seite und noch nicht einmal immer die wichtigste des Volkswissens berücksichtigt, und dass er dem Mythologen der Zukunft damit noch keineswegs das Material liefert, mit Hilfe dessen derselbe die italienische Mythologie auf derselben Basis rekonstruieren könnte, auf welcher die deutsche Mythologie Jakob Grimms beruht.

Hier müssen wir jedoch zugeben, dass Pitrè bereits die Absicht hatte, diese grosse Lücke auszufüllen. Nachdem er nämlich in meisterhafter Weise mit seinen vier starken Bänden betitelt Usi, Costumi, Credenze e Pregiudizi del popolo Siciliano[1]), einem höchst bemerkenswerten Denkmal für die Bedeutung dieses trefflichen Demopsychologen, den italienischen Freunden der Volkskunde den Weg vorgezeichnet hatte, begann er vor nun-

1) Sie bilden die Bände XIV–XVII der Biblioteca delle tradizioni popolari Siciliane. Palermo, Clausen, 1887–89. Vergl. darüber Aless. D'Ancona in der Nuova Antologia, 1. Agosto 1889.

mehr sechs Jahren eine Sammlung unter dem Titel Curiosità popolari tradizionali, die gegenwärtig zum zehnten Bande gelangt und grösstenteils zur Sammlung der Sitten, Gebräuche, abergläubischen Vorstellungen u. s. w. des italienischen Volkes bestimmt ist[1]). Man darf hoffen, dass es dem Unternehmen vergönnt sei, in dem eingeschlagenen Wege fortzufahren, und dass ihm die Gunst der italienischen Volksforscher nicht fehle. Wir beschäftigen uns hier nur mit den drei letzten Bänden, die im vergangenen Jahre erschienen sind.

Der erste von ihnen, welcher die Glaubensvorstellungen, Sitten und Gebräuche aus den Abruzzen behandelt, scheint uns besser als die beiden andern den Anforderungen der Demopsychologie zu entsprechen, und die Fachgelehrten werden dafür dem Verfasser Dank wissen, der sich schon durch einige gute Publikationen von Liedern und Erzählungen aus den Abruzzen, abgesehen von einem Lexikon dieses Dialektes in vorteilhafter Weise bekannt gemacht hat. Anstatt das Volk bei den Geschäften des täglichen Lebens zu schildern, beschreibt es Finamore in seinen Beziehungen zu den Naturphänomenen und in seinen religiösen Vorstellungen und teilt das Buch in drei Kapitel ein, deren erstes er Meteorologia (pag. 1—38); deren zweites er Astronomia (pag. 39—59), und deren drittes er Solennità dell' anno (pag. 60—194) betitelt. Der gesamte Stoff stellt sich uns dann in geschickter Anordnung und in einfacher und klarer Behandlung dar und zeigt uns, wie das Volk der Abruzzen die Naturerscheinungen auffasst und wie es an die Legenden der heiligen Schrift glaubt. So stellt es sich z. B., wie übrigens alle anderen Völker, die ersteren als körperliche Wesen vor. So sind die Unwetter von bösen Geistern erregt. Ulèvio (Aeolus?), der Gott der Winde, der Blitze und Stürme wäre ein Engel des Paradieses, aus dem er verjagt worden wäre, weil er sich gegen den göttlichen Willen aufgelehnt hätte. Die Gewitterwolken sind Seelen, die keine Ruhe finden können. Die Siphone werden je nach ihrer Grösse als männlich oder als weiblich gedacht. Der Donner ist des Sturmes Stimme; die Tromben auf dem Meere nehmen Männer- oder Frauengestalt an, und die Fantasie der Seeleute schreibt ihnen sogar eine Sprache zu, indem einige von ihnen Worte gehört haben wollen, mit denen jene sie

1) Der Inhalt der zehn Bände ist folgender: I) Usi e pregiudizî dei contadini delle Romagne di Michele Placucci da Forlì, pubblicati per cura di G. Pitrè (Wiederabdruck eines wahrhaft bewundernswerten Werkes vom Anfang unsers Jahrhunderts); II) Avvenimenti faceti raccolti da un anonimo Siciliano nella prima metà del sec. XVIII, pubblicati per cura di G. Pitrè; III) Superstizioni, Usi e Proverbi Monferrini, raccolti e illustrati da Giuseppe Ferraro; IV) Zoologia popolare Veneta, specialmente Bellunese, raccolta e illustrata da Angela Nardo Cibele; V) Canti popolari del Basso Monferrato, raccolti e annotati da G. Ferraro; VI) Usi, Credenze e Pregiudizî del Canavese, spigolati ed ordinati da Gaetano Di Giovanni; VII) Credenze, Usi e Costumi abruzzesi, raccolti da Gennaro Finamore; VIII) Tradizioni ed usi nella Penisola Sorrentina descritti da Gaetano Amalfi; IX) Novelline popolari Sarde raccolte e annotate dal Dott. Francesco Mango; X) Novelle popolari Romane raccolte da G. Targioni-Tozzetti.

warnten, weiter zu fahren. So glaubt man auch in den Abruzzen, dass Kain sich jetzt im Monde aufhalte, um über seine Schuld zu weinen; und von grosser Wichtigkeit ist auch die Erzählung aller der Heilmittel oder auch der Übel, welche die Vollmondszeit mit sich bringt[1]).

Kurz, man kann sich aus diesen flüchtigen Proben ein Bild davon machen, dass das Buch Finamores mit Nutzen von dem Forscher zu Rate gezogen werden kann.

Der Verfasser hat sich fast immer enthalten, seine Untersuchungen mit vergleichenden Bemerkungen zu versehen; aber soweit es sich um den italienischen Teil handelt, können wir ihm nicht ganz Recht geben, in Anbetracht der geringen Zahl von italienischen Büchern, die über diesen Gegenstand geschrieben sind, die überdies dem Verfasser leicht zugänglich gewesen wären, und mit deren Hilfe er nützliche Vergleiche hätte anstellen können. Doch bezeichnet das Werk auch in seiner jetzigen Anlage, in jeder Hinsicht einen beträchtlichen Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung dieser Art in Italien, und wir können nicht umhin, uns mit dem Verfasser darüber zu freuen.

Leider lässt sich dasselbe nicht von Sign. Gaetano Amalfi sagen, der sich durch verschiedene Publikationen von Volksliedern aus dem Süden bereits bekannt gemacht hat und nunmehr die Traditionen und Gebräuche der Halbinsel von Sorrent, vor allem der Gegend von Pagani, seinem Geburtslande, erläutert. Der Verfasser beginnt sein Buch mit der Schilderung dessen, was man in seiner Landschaft bei der Geburt und bei der Erziehung eines Kindes zu thun pflegt (Bambinerie pag. 3—27) und geht dann über zur Aufzählung der Feste (Feste, fiori e frutta pag. 28—57), zu den beim Volke gebräuchlichen Arzeneimitteln (Diversi rimedi pag. 58—76), zu den Bräuchen bei der Jagd und beim Landbau (Caccia e agricoltura pag. 77—110), zu den Sprichwörtern des Volkes (Paremiologia pag. 111 bis 130), zu den Bräuchen, die Schifffahrt und Seewesen betreffen (pag. 131 bis 150), zu dem religiösen Aberglauben (pag. 151—180), zu den Marienlegenden (pag. 181—194) und zu den Grüssen und Glückwünschen (pag. 195—206). Ein so weites Feld der Forschung ist jedoch kaum oberflächlich gestreift in dem Buche Amalfis, der in der Vorrede erklärt, er habe sich des „vergleichenden Teiles“ enthalten wollen, und wir würden ihm gern beistimmen, wenn er nur sein Wort gehalten hätte. Anstatt dessen begegnen wir in seinem Buche häufig einem gewissen Gefühl der Reue, so z. B. auf Seite 15, wo wir auf einen Artikel von ihm über die verschiedene Benennung der Monate verwiesen werden; so auch S. 23, wo er einige Volkslieder erwähnt, die er vor einigen Jahren veröffentlicht hat; so auch S. 36, wo er in ziemlich unbestimmten Ausdrücken einige Publikationen über „Rufe der Verkäufer“ (voci dei venditori) anzeigt.

1) Finamore konnte mit grossem Nutzen zwei Artikel von St. Prato zu Rate ziehen: Caino e le spine (Preludio, 1881) und einen andern in der Romania XIII, 609, sowie das schöne Buch von Harley, Moon-Lore, London, 1885.

Auch darf man der Versicherung Amalfis, er habe die modernen Gebräuche den antiken gegenüberstellen wollen, keinen Glauben schenken, weil jene geringen und immer unbestimmten Angaben von Büchern aus dem vorigen Jahrhundert oder aus dem Anfang des unsrigen unmöglich eine Reihe gewissenhafter Forschungen darstellen können, wie man sie hätte verlangen müssen. Wäre eine solche Methode wirklich befolgt worden, wie viel willkommene Überraschungen hätten Autor und Leser erlebt, wenn sie in den von Amalfi erforschten Formen des Aberglaubens „Gebräuche aus den fernsten Zeiten, ganz primitive symbolische Formen und uralte Vorurteile“ wiedergefunden hätten!

Konnte der Verfasser z. B. für die Beschreibung des Schlaraffenlandes (paese di Cuccagna) nicht die nützlichen Publikationen von Zenatti und Rossi zu Rate ziehen, anstatt auf ein anderes Buch zu verweisen, in dem kein Wort von jenem fabelhaften Lande steht? — Trotz alledem finden sich inmitten von verworrenen und in ganz schmuckloser Form geschriebenen Kapiteln andere, die nicht ohne Interesse für den Volksforscher sind. So sind von Wichtigkeit die Ausführungen über die Feste und die volkstümliche Heilkunde, in deren ersteren der Unterschied zwischen dem Karneval und der Fastenzeit behandelt ist — und daran sollen sich gewiss jene im Volkston gehaltenen Liedchen über diesen Gegenstand anschliessen — während in den letzteren das Verfahren geschildert wird, nach welchem das Volk die Krankheiten behandelt. Aus diesen flüchtigen Angaben kann man ersehen, dass das Buch Amalfis nicht nach streng wissenschaftlicher Methode verfasst ist, und der Gelehrte, der es zu Rate ziehen will, wird bald ermüdet sein, manches wirklich Nützliche inmitten eines ordnungslosen Wustes von Dingen zu finden, auf die er gern verzichtet hätte.

So hätte der Verfasser nach unserem Dafürhalten eine gewisse ihm eigene Originalität, die nicht immer am Platze ist, aufgeben sollen und gut gethan, sich eine einfache und klare, rein schildernde Form anzueignen, ohne all jene Ausrufungszeichen und Kundgebungen seiner Bewunderung, die für den Forscher zwecklos sind. Auch hätte er Abstand nehmen sollen von jenen langen Anführungen von Stellen aus anderen Schriftstellern, die bei einfacher Angabe des Ortes für sich hätten zu Rate gezogen werden können.

Der letzte Band der „Curiosità tradizionali“ ist von Mango veröffentlicht worden. Er enthält sechsundzwanzig sardische Volkserzählungen und zwar giebt der Herausgeber den Text derselben mit einer Übersetzung, die jedoch nach des Verfassers eigenem Geständnis zu wörtlich ist, „weil sie nicht in künstlerischen Intentionen, sondern in der Absicht, die Novellen wörtlich ins Italienische zu übertragen verfasst ist dem zu Nutzen, der sie nicht versteht.“ Wir können jedoch eine solche Umschrift von rein dialektischen Formen der Syntax in die Umgangssprache nicht billigen und hätten uns mit einem eingehenden Glossar begnügt, welches alle nicht

leicht zu übersetzenden Worte und Ausdrucksweisen, die der Insel eigentümlich sind, zu enthalten hätte; weil man weiss, dass die dialektischen Texte nicht nur dem Demopsychologen, sondern auch dem Glottologen dienen müssen, und deshalb würde ein Glossar jedermanns Geschmack entsprechen und auch die Anforderungen der Kritik in höherem Masse erfüllen.

Da wir nun einmal auf sardischem Boden sind, sei es gestattet, ein Buch über „Volkslieder im Dialekt von Logudoro", gesammelt von Giuseppe Ferraro, zu erwähnen: ein Buch, welches den neunten Band der vor zwanzig Jahren von den Professoren Comparetti und D'Ancona unternommenen Sammlung „Canti e racconti del popolo italiano" bildet.

Es ist eine neue Bestätigung für die erstaunliche Thätigkeit des Verfassers, der seit langer Zeit mit einer zähen und beharrlichen Forschungsmethode den verschiedenen Teilen der Volkskunde in vielen Gegenden Italiens nachgeht. Freilich kommt es manchmal vor, dass diese fieberhafte Thätigkeit Ferraro selbst nachteilig wird. Denn häufig hatten schon namhafte Kritiker Anlass, ihm in dem Bestreben, die Früchte seiner Arbeit darzubieten, allzu grosse Überstürzung vorzuwerfen. Und aus diesem Grunde sind seine Resultate nicht immer recht abgewogen und gesichtet, wie ein erfahrener Forscher der Volksüberlieferungen zu thun die Pflicht hätte. Wir gestehen, dass diese Erbsünde des Verfassers uns auch in der vorliegenden Sammlung von Volksliedern im Dialekt von Logudoro wieder entgegentritt, die wenn sie auch einen beträchtlichen Fortschritt in Ferraros Gewandtheit beweist, und wenn auch eine sorgfältigere Vorbereitung unverkennbar ist, doch keineswegs ein durchaus zuverlässiges Buch darstellt. Vielmehr verrät sie, besonders in den spärlichen erläuternden Anmerkungen eine gewisse Ungenauigkeit und Oberflächlichkeit, die nicht auf einen streng wissenschaftlichen Plan schliessen lässt, wie er heutzutage bei Publikationen dieser Art zu verlangen ist. Zum Belege möge die Anmerkung auf S. 5 dienen, wo Ferraro bei der Erwähnung des Buches von Nigra angiebt, dass „die Existenz einer Canzone über den Vergifteten (sull' avvelenato) sich in Italien durch zwei Jahrhunderte rückwärts verfolgen lasse, wie schon Sign. D'Ancona 1874 in seinem Buche Sulla poesia popolare italiana nachwies." Nun weiss aber jedermann, dass D'Ancona seine ausgezeichneten Studien (Studj) im Jahre 1878 veröffentlichte, und Ferraro legt Nigra, von dem er, wie wir bemerkt haben, die Nachricht entnahm, eine falsche Äusserung in den Mund; insofern nämlich als derselbe in seinem nunmehr klassischen Werke Canti popolari del Piemonte ausdrücklich erklärt, die Existenz der erwähnten Canzone in Italien seit mindestens zwei Jahrhunderten sei von Alessandro D'Ancona 1874 in einem Briefe vermerkt worden, den er im April jenes Jahres an ihn gerichtet habe und dann erst in seinem Buche über die italienische Volkspoesie der Öffentlichkeit mitgeteilt, woselbst auch einige Fragmente daraus wieder-

gegeben sind, eines aus der Gegend von Pisa, eines aus Lecce. Diese Ausstellung, die wir hier Ferraro machen, scheint eine Pedanterie, in Wirklichkeit ist sie es aber nicht, weil man weiss, mit wie grosser Umsicht man zuwege gehen muss, um Erfolge in unsern Volksstudien zu erzielen, die vormals, eben aus Mangel an solcher, nicht immer zu sicheren Resultaten führten.

Übrigens scheint uns diese Sammlung von Volksliedern aus Logudoro nicht besonders gut geordnet. Denn während sie an 120 ninnos oder ninne-nanne (Wiegenliedchen) enthält — (und mehr noch, wenn man die zahlreichen Varianten in Rechnung zieht), während man ferner darin 66 attitidos oder Trauergesänge (die man in Corsica vóceri nennt, d. h. Klagelieder der Verwandten am Leichnam des Verstorbenen) und ferner 79 Rätsel findet, enthält sie nur zwei Lieder erzählender Natur, trotzdem uns der Verfasser selbst in der Vorrede versichert, er habe „nicht viel Totengesänge zusammenstellen können", während ihm „eine bescheidene Sammlung von historischen, religiösen, burlesken, Kinder- und Liebesliedern möglich war. Auch hier können wir also keine allzugrosse Sorgfalt an Ferraro wahrnehmen, umsomehr als er selbst versichert, es beständen noch andere historisch-erzählende Gesänge „auf der Insel, in entlegenen Bergdörfern, wo die Volkspoesie, wie der Adler sein Nest gebaut hat".

Wenig am Platze erscheint uns die reiche Sammlung von Sprichwörtern (dícios), die der Verfasser den Liedern angehängt hat, und die in angemessener Weise erläutert und wenigstens mit denen anderer Gegenden Italiens verglichen, sehr wohl den Gegenstand zu einem besonderen Werke über sardische Paremiologie hätten liefern können.

Wir bemerken ferner, dass die den Rätseln vorausgeschickte Bemerkung zu allgemein gehalten ist und den Beweis liefert, dass dem Verfasser eine gute Monographie von Rua über die „dreizehn Nächte" von Straparola[1]), die ihm bei den Erläuterungen eine sichere Anleitung hätte bieten können, völlig entgangen ist; dass ferner die schriftliche Wiedergabe der Volkslieder aus Logudoro im allgemeinen sorgfältiger hätte sein können; dass schliesslich auch hier ein eingehendes Glossar von nöten gewesen wäre, während es dann der zahlreichen erläuternden Anmerkungen nicht bedurft hätte, die einen guten Teil des Buches einnehmen und nicht selten wertlos sind.

Von Sardinien müssen wir uns nach Dalmatien begeben, wo Sign. Paolo Villanis eine stattliche Anzahl von Volksliedern gesammelt hat[2]). Er teilt dieselben nach ihrem Inhalt in erzählende, lyrische und religiöse ein. Diese Publikation scheint uns mit Methode, und die Auswahl mit

1) Giornale Storico della letteratura italiana, XV, 140 ff.

2) Saggio di canti popolari Dalmati raccolti a Zara e in Arbe, pubblicati e annotati da Paolo Villanis (Estratto dall'Annuario dalmatico, V). Zara, 1890.

Geschmack und Kritik veranstaltet zu sein; beides beweist des Verfassers warme Liebe für die Volksüberlieferungen und eine gewissenhafte Vorbereitung.

In einem Dialekt erzählt, der abgesehen von geringen phonetischen und lexikalen Abweichungen ein rechter Bruder des Venetianischen ist, sind diese dalmatischen Volkslieder im ganzen und grossen dieselben, die man auch in den anderen Gegenden Italiens singt. Auch hat Villanis zu ihnen recht sorgfältige Vergleiche herbeigezogen, wobei man berücksichtigen muss, dass er „in einem etwas isolierten Lande schrieb, wo die Ortsbibliotheken ihm keine Unterstützung gewähren konnten, da für ihn vielmehr eine Spezialbibliothek erforderlich war."

Da wir seine Vergleichungen nicht vervollständigen können, machen wir nur darauf aufmerksam, dass über die „la fava" betitelte mimische Darstellung bereits eine treffliche Abhandlung von Du Méril existiert, der eine normannische Variante davon von weit grösserer Wichtigkeit, als jene bekannten neulateinischen beibrachte[1]); sodann dass eine römische Variante der Canzone „die unbequeme Schwalbe", (La rondine importuna), in welcher Jeanroy[2]) eine Nachahmung der provenzalischen Aube sehen will, von Kopisch in den „Agrumi" (pag. 80) veröffentlicht wurde, und dass endlich die Canzone „die Grabesblume" (Fior di tomba) uns an jene ausgezeichnete Rekonstitution des kritischen Textes erinnert, die Doncieux kürzlich in der Romania veröffentlicht hat[3]). Letzterer hat die erwähnte Canzone, die in Frankreich gewöhnlich unter dem Namen Pernette bekannt ist, durch die verschiedenen neulateinischen Völker hin verfolgt. Soweit jedoch Italien in Betracht kommt, hat sich Doncieux auf die Gruppen von Piemont und Ferrara beschränkt, während die Canzonen der venetianischen Gruppe, die sich wieder jener bretonischen mehr nähern, ein besonderes Studium verdienen würden. Erst dann würde sich endgiltig ein Wunsch des edlen Nigra erfüllen, welcher schrieb, die Canzone erwarte noch eine Publikation in ihrer mehr oder weniger echten Redaktion". Möge Villanis es sich gesagt sein lassen!

Nützliche Publikationen sind auch die von Cesari und Giannini. Der erstere verfolgt in einem Bändchen mit dem Titel „Come pervenne e rimase in Italia la matrona di Efeso" (Wie gelangte die Frau von Ephesus nach Italien und verblieb daselbst?)[4]) die bekannte Legende durch die verschiedenen Litteraturen. Sogar in China erzählt man sich eine ähnliche Novelle, und Grisebach, der sich mit dieser beschäftigte, leitete sie aus Indien her, von wo aus sie sich wie alle jene traditionellen und historischen

1) Du Méril. Histoire de la Comédie ancienne, Paris, Hachette, 1869. I, 223.

2) Les origines de la poésie lyrique en France au moyen âge. Paris, Hachette, 1888 S. 70 ff.

3) La Pernette, origine, histoire et restitution critique d'une chançon romane (Romania, 1891. S 86–135).

4) Bologna. Zanichelli, 1890.

Novellen über die Welt hin verbreitete. Das ist übrigens die Theorie Benfey's, die, soweit sie sich auf die schriftliche Überlieferung stützt, abweichende Hypothesen nicht zulässt, und auch von Cesari angenommen ist, der mit grosser Sorgfalt die Novelle in den dem Romulus (X saec.) zugeschriebenen Fabulae Aesopiae, im Policraticus des John of Salisbury (XII saec.), im Anonymus Neveleti (XIII saec.), den Robert gern Galfredus nennen möchte, in der Historia Septem Sapientium und ihren verschiedenen Abzweigungen, im Ysopet, im Novellino, in den Novellen des Sercambi, im Esopo von Del Tuppo, im Ricciardetto von Fortiguerra u. s. w. verfolgt. Diese Zusammenstellungen, die mit grosser Klarheit ausgeführt sind, hatte jedoch D' Ancona bereits 1864 in den Anmerkungen zu seinem Libro dei Sette Savi gegeben, und Cesari hätte die Pflicht gehabt, es anzugeben. Die Schlüsse, mit denen er das Schicksal der Legende zu erklären sucht, scheinen uns verständig.

Die kleine Schrift von Giannini unter dem Titel l'Uomo Selvaggio (der Wilde)[1]), behandelt ein traditionelles Motiv, das bei den mittelalterlichen Novellisten beliebt war. Der Stoff jedoch liegt in einer Legende, die nach Nigra's Urteil sehr viel älteren Ursprungs ist. „Der Wilde" — so erzählt man sich im Canavesischen — unterwies unsere Vorfahren, die ihn auf der Alpe als Sklaven hielten, in der Bereitung von Butter und Käse; und er hätte sie noch mancherlei anderes gelehrt, wenn sie ihn nicht beleidigt hätten, sodass er sie verliess und von niemandem mehr gesehen wurde.

„Und zwar entfernte er sich auf folgende Weise. Man hatte ihm befohlen, die Kühe auf einige Zeit zu weiden. Eines Tages nun, als es sehr stürmisch war, war er ganz erstarrt und seine Haare sträubten sich im Winde, denn er war nackt und mit Haaren bedeckt. Da sprach der Wilde:

Quand a piò, piô:
Quand a fioca, fioca:
Ma quand a fa véint
A fa cativ téimp.
(Wenn es regnet, regnet es.
Wenn es schneit, dann schneit es.
Aber wenn es windig ist,
Ist's ein böses Wetter).

Der Mensch nun, der am Eingang der Alphütte sass, sah des armen Wilden Haar sich sträuben und lachte. Das verdross den Wilden; aber noch ging er nicht. Eines Tages aber, als er zur Sennhütte kam, sah er den Menschen am Eingang sich auf seine Finger blasen, um sie zu erwärmen. Und er fragte ihn: „Warum hauchst Du Deine Finger an?"

1) Lucca, Giusti, 1890.

Jener erwiderte: „Um sie zu erwärmen". Als er nun in die Hütte eintrat, verteilte man an die Leute die Suppe und der Mensch blies auf die Suppe, die doch warm war. Da fragte der Wilde: „Warum bläsest Du denn auf die Suppe?" Jener antwortete: „Um sie abzukühlen." Da stand der Wilde auf und sprach: „Ich will nicht länger bei Leuten bleiben, welche Wärme und Kälte aus demselben Munde schicken". Und er ward nicht wieder gesehen."

Nun, dieses gutmütige, vielleicht zu gutmütige Wesen, das über die alltäglichsten Naturphänomene in Bestürzung gerät, und das ein anderes, ihm ähnliches Wesen, das es aufnimmt oder vielmehr sich seiner bedient, für etwas Übernatürliches ansieht, kann wohl eine uralte, vielleicht prähistorische Rasse darstellen, die von einer anderen, intelligenteren überwunden worden ist. Ich glaube daher nicht mit Giannini, dass die Legende von einer Fabel des Äsop herrühre, bei dem wir ihr zum ersten Male in der geschriebenen Litteratur begegnen, wenn auch von Äsop immerhin die mannigfachen Abzweigungen in den neu-lateinischen Litteraturen herrühren mögen. Höchst wahrscheinlich hat dann Giannini Recht, wenn er den Uomo selvaggio mit dem Unibove, mit dem Marcolf, mit dem Berthold und überhaupt mit jenem Cyclus von Traditionen, die von der Bauernschlauheit handeln, zusammenstellt. Die verschiedenen Motive der Legende und der Tochterlegenden, die sich im Laufe der Zeit über ganz Europa ausbreiteten, lassen sich in einem gemeinsamen Punkte vereinen, als dessen Grundlage man die Absicht, den Dualismus zwischen Vernunft und Unvernunft darzustellen, ansehen kann.

Dieses Thema ist nun weit älteren Ursprungs, und schon die Thatsache, dass es sich mit nordischen und talmudischen Legenden in Beziehung setzen lässt, beweist, dass das Element der schriftlichen Überlieferung an einem gewissen Punkte aufhört, wo dann die mündliche Tradition einsetzt, bis auch diese sich im Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten verliert.

Der Kommentar, den der Verfasser der Legende von dem Wilden beigefügt hat, ist mit Geschmack gemacht und verrät des Verfassers Geschick für dergleichen Studien. Schade nur, dass Giannini seine Untersuchungen allein auf die neu-lateinischen Litteraturen beschränkt hat. Der Wilde begegnet uns ausser bei Äsop noch bei Avianus (Satyrus et Viator), bei Erasmus, bei la Fontaine, und Spuren von einem „wilden Menschen" finden sich in alten toskanischen Versen, im Dittamondo von Fazio degli Uberti, im verliebten Roland, in den dreizehn Nächten von Straparola, in einem Faschingsliede u. s. w.

Eine Bemühung, die mit dem schönsten Erfolge gekrönt sein sollte, ist die von Sign. Sabatini, der in einer Publikation betitelt Volgo di Roma[1]) die bisher unerforschten römischen Volksüberlieferungen zu sammeln und zu erläutern beabsichtigt.

1) Roma, Loescher. 1890.

Die Publikation soll in freien Zeiträumen in eleganten Bändchen, nicht über 200 Seiten stark, erscheinen; und die beiden, bis heute veröffentlichten sind von grosser Bedeutung.

Der erste Band enthält eine Studie des Dr. Chiappini über Ghetanaccio, eine Art Puppenspieler, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des unsrigen in Rom lebte. Er zog durch die Stadt, auf den Schultern ein hölzernes Gestell, oder wie man sagt, ein casotto tragend, in welchem er mit einigen mostricciattoli (Teufelchen), die er sich selbst gefertigt hatte, auf den Plätzen seine Vorstellungen gab. „Er konnte — so schreibt Chiappini — alle Dialekte nachahmen, alle Sprachen parodieren. Er wusste an allem die lächerliche Seite herauszufinden. Stellte er sich, als ob er weinte, so klang sein Weinen natürlich. Lachte er, so musste man mit ihm lachen.“ Auf diese Studie über Ghetanaccio liess Sabatini eine andere über die Lyrik in den römischen Volksliedern (lirica nei canti popolari romani) folgen. Der Verfasser will darin nachweisen, dass die Gattung der lyrischen Liebespoesie aus der Toscana nach Rom eingeführt sei. Doch kommt er nicht zu positiven Resultaten, weil er seinen Behauptungen nicht mit stichhaltigen Beweisen zu Hilfe kommen kann. Die Übertragung des Liebesliedes von einer Gegend in die andere liesse sich wohl mit philologischen und metrischen Untersuchungen entscheiden, nicht aber mit ästhetischen, wie Sabatini will. Daher steht seine Beweisführung oft in der Luft.

Dr. A. Parisotti behandelt mit grosser Sorgfalt die römischen Volksmelodieen. Der Band schliesst mit drei von uns veröffentlichten Volksliedern, mit Beifügung des metrischen Schemas und der Musik.

Der zweite Band enthält:

1. Die Orthographie des römischen Dialektes; bei dieser Gelegenheit prüft Sabatini die verschiedenen bisher angewandten Methoden, Volkslieder aufzuzeichnen, und bringt eine eigene in Vorschlag.
2. Einige biographische Notizen von F. Chiappini über Luigi Randanini, den Verfasser von römischen Geschichten.
3. Eine Studie von Barghiglioni über die Tiberinsel und die Landschaft jenseits des Tiber.
4. Zwei von uns erläuterte römische Fabeln.

Im folgenden verspricht Sabatini andere Bändchen zu veröffentlichen, und wir können seine Absicht nur billigen. Hoffentlich wird ihr das Wohlwollen der Fachgelehrten nicht fehlen, in Anbetracht des Ernstes, mit dem die Mitarbeiter an ihre Aufgabe gehen.

Rom, im April 1891.

Zu den deutschen, böhmischen und mährischen Volksliedern.

Von Johann Krejčí

Unter den deutschen, böhmischen und mährischen Volksliedern bestehen manche treffende Ähnlichkeiten; in einigen Fällen kann man sogar von Kongruenz sprechen. Die Erscheinung, dass Ähnlichkeiten vorkommen, darf an und für sich nicht Wunder nehmen. Zieht man zum Beispiel die religiösen Volkslieder in Betracht, so ist es ganz natürlich, dass eine und dieselbe Religion gleiche oder ähnliche Vorstellungen im Volke hervorgerufen hat, die auch in seinen Liedern zum Ausdrucke gelangen. Desgleichen ist es bei Familienliedern erklärlich, dass man ähnliche Gefühle und Gesinnungen wahrnimmt; und dass bei Liebesliedern ähnliche Momente behandelt werden, ist rein menschlich. Aber das Eigentümliche und Sonderbare dabei ist der Umstand, dass die Volkslieder nicht selten ein gleiches Mittel zum Ausdrucke eines Gedanken wählen und in dem Sinne ist von Ähnlichkeiten zu sprechen. Dieselbe ist nicht selten auffallend, namentlich dort, wo die Lieder auch in der äusseren Form übereinstimmen. Dies ist nicht anders zu erklären, als durch den Umstand, dass ein Lied den bebetreffenden Völkern gemeinsam und eigen geworden ist. Wie es geschah, bei welchem Volke das Lied zuerst entstanden ist, wo seine ursprüngliche Heimat war — dies festzustellen ist die Aufgabe der vergleichenden Forschung. Für uns mag diese Erörterung indes dahingestellt bleiben. Der Zweck dieser Zeilen ist die wichtigsten Ähnlichkeiten und Kongruenzen darzustellen.

I. Religiöse Volkslieder[1]).

Der englische Gruss liegt dem Liede Erl.[2]) 2. 539, Wh. 1. 230 als Inhalt zu Grunde; desgleichen bei Erb. 500. 49. 79, Suš. 31. — Wh. 2. 161 erzählt, wie die hl. Maria das Kind unter dem Herzen tragend es gebären soll. Ähnlichen Inhaltes ist Erb. 500. 50, Suš. 4. Es giebt da Ähnlichkeiten auch in Details: Das Weib, welches Marien begegnet (im böhmischen der Engel, im mährischen Elisabeth) sagt zu ihr:

Ach Jungfrau, was hast du im Sinn?
Du weisst, was unterm Herzen tragst,
mich wundert, wie du eilen magst.

1) Was die einzelnen Kategorieen betrifft, so habe ich immer den weitesten Begriff gewählt, um nicht zu viel Details in die Abhandlung zu bekommen.

2) Erl = Erlach, Deutsche Volkslieder 1834—36; Wh. = Wunderhorn 1845 f.; Erb. = Erben, Böhmische Volkslieder; Suš. = Sušil, Mährische Volkslieder; Bš. = Bartoš, Mährische Volkslieder neu gesammelt.

Und im mährischen Liede sagt Elisabeth:

kam jdeš Maria? nedojdeš,
těžko pod svým srdcem neseš [1]).

Die hl. Maria hilft einer Sünderin in den Himmel, da sie ihre Sünden bereut. So erzählt Erl. 4. 123, Wh. 2, 220, dass von zwei Seelen, die den hl. Petrus baten, er möge ihnen das Himmelsthor öffnen, eine zurückgewiesen wurde. Als sie nun traurig den Weg zur Hölle angetreten hatte, begegnete ihr die hl. Jungfrau, befragte sie nach ihrem Leben und führte sie dann in den Himmel. Denselben Gedanken spricht das Lied Erb. 504. 59, Suš. 22 aus. Der wesentliche Unterschied besteht nur darin, dass im deutschen Liede dem Mädchen das zum Vorteil in den Augen der hl. Jungfrau gereichte, dass sie keine Sünde begangen hat ausser an jedem Samstag nachts einen Rosenkranz geflochten zu haben (was dies bedeutet, leuchtet mir nicht ein); das böhmische und mährische Lied schildert das Mädchen zwar als sehr sündhaft, aber es gab trotzdem Almosen — wiewohl ein kleines.

Die Vorstellung, dass brave Kinder in den Himmel kommen, böse in die Hölle, liegt Erl. 2. 275, Wh. 2. 211 zu Grunde. Drei Schwestern kamen zum hl. Petrus und baten in den Himmel aufgenommen zu werden. Die zwei älteren werden hineingelassen, die dritte aber an die Hölle gewiesen, weil sie ein unfrommes Leben führte. Dieselbe Vorstellung hat Erb. 507. 58, Suš. 36, wo gleichfalls eine Seele in den Himmel nicht aufgenommen wird. Diese Lieder weisen auch in der Beziehung Ähnlichkeit auf, dass dort der Gedanke ausgesprochen wird, die Eltern sollen ihre Kinder strafen. Denn als das Töchterlein für seine Sünden leidet, sagt es:

Das ist mein Mutter Schuld,
dass sie mein Bosheit hat gedult,
und mich in Frevel lassen gehn,
nicht einmal sauer drum gesehn.

Und im böhmischen Liede heisst es (die Worte Christi zur Sünderin):

Tam uhlídáš své rodiče,
kterak pláčou, naříkají,
že svých dítek netrestali [2]).

Wunderbar übereinstimmend ist die Vorstellung von der Hölle. Erl. 2. 273, Wh. 2. 211 (213) sagt der Satan, als eine arme Seele in die Hölle gekommen ist:

Drauf sprang er auf und liess sie ein
und schenkt ihr ein ein glühnden Wein.

1) Wo gehst du hin, o Maria? Du wirst nicht hinkommen, — du trägst ja unterm Herzen schwer.

2) Dort wirst du deine Eltern sehen — wie sie weinen und beklagen — dass sie ihre Kinder nicht straften.

Als sie nun aus dem Becher trank,
das Blut ihr aus den Nägeln sprang.
Er bracht sie in den höllischen Pfuhl
und setzt sie auf einen glühenden Stuhl.

Erb. 505. 59, Suš. 20:

Hoj otevřte, tovaryši,
vezu vám tělo i duši!
Postavte panně stolici
nalejte vína sklenici,
První jim bránu otvírá.
druhý jim smoly nalívá;
první sklenici vypila,
hned se jí barva změnila,
druhou sklenici vypila,
hned plamen z huby pustila [1]).

Die Ähnlichkeit ist auffallend. Und weiter: in allen hierher gehörigen Liedern wird der in die Hölle führende Weg als ein breiter geschildert. Vgl. dazu folgendes: Erl. 2. 575, Wh. 2. 213:

Geh du, geh du ein klein wenig basz zu,
da wirst du kommen auf den breiten Weg.

Wh. 2. 220:

Die erste, die soll zu ihm (Gott) gehn,
die zweite soll den breiten Weg gehn;
der breite Weg gar böse steht,
der zu der leidigen Höll eingeht.

Erb. 505. 59:

Ukažte jí cestu širou,
kudy hříšní do pekla jdou —
Musím jíti custou širou,
kudy hříšní do pekla jdou.

Suš. 22:

Kažte jí cestu širokú,
kudy hříšní do pekla jdú [2]).

Noch will ich zwei Lieder erwähnen, die einander entsprechen: es ist die Erzählung von der Sünde der ersten Eltern: Erl. 4, 137, Wh. 2. 421, Erb. 500. 48, Suš. 30. Und dann jene Lieder, in welchen die Seele mit dem Leibe streitet, wer eigentlich die Leiden nach dem Tode verschuldete. Wh. 3. 14, Erb. 506. 61. Sonst hätte ich bei dieser Kategorie nichts Besonderes anzuführen.

II. Familienlieder [3]).

Ein armes Waiselein, das eine Stiefmutter bekommen hat, weint bitter-

1) Ei, machet auf, ihr Gesellen, — ich führe euch einen Leib und Geist. — Stellt der Jungfrau einen Stuhl auf — schenkt ihr ein ein Glas Wein — Der erste öffnet ihnen das Thor — der zweite schenkt ihnen Pech (= glühnden Wein) ein. — Das erste Glas trank sie aus — gleich bekam sie andre Farbe — das zweite Glas trank sie aus — gleich sprang ihr eine Flamme aus dem Munde.

2) Zeiget ihr den breiten Weg — wo die Sünder in die Hölle gehn. — . . . . . Ich muss gehn den breiten Weg, — wo die Sünder in die Hölle gehn.

3) Unter diesen Titel habe ich alle jene Lieder aufgenommen, die das Verhältnis der Familiengliedr zu einander in welch immer Beziehung aussprechen

lich um seine frühere Mutter und klagt ihr das Unrecht, welches ihm seitens der neuen Mutter geschieht. Desselben Inhaltes, ja fast ganz gleich ist das Lied Erb. 467. 2, Suš. 159 (mit allen Varianten). Es findet da eine merkwürdige Ähnlichkeit statt und es ist sehr interessant, diese Volkslieder näher zu vergleichen. Das weinende Kind ruft:

	Wacht auf, meine liebe Mutter,	Vemtě mě tam k sobě
	und lasst mich zu euch runter.	do tej černej země
die Mutter:	Was wirst du denn hier unten thun?	Co bys tu dělala
	Hier unten hast du ja keine Ruh.	sirotko ma mila?
das Kind:	Faulholz will ich essen,	Dybych ráno stala
	trübs Wasserlein trinken	pisecek sbirala,
		rosičku sbirala.
	Wenn mir meine Mutter soll Brot gebn,	Dy mi chleba kraje,
		to mi ho nepřeje
	so schütt sie mir immer Asche drauf.	a dy mi ho dava
	Wenn sie mir soll weiss Hemdlein gebn,	v popele ho vala
		dy mne ona češe,
	so wirft sie mirs vor die Füsse hin.	to krev ze mne teče,
	Wenn mich mein Mutter strehlen soll,	dy košulku dava,
	sie strehlt, dass mirs Blut nachläuft.	to mne pošlahava [1]).

Die Ähnlichkeit und Kongruenz ist in diesem Falle mehr als auffallend. Auch das Lied Wh. 1. 317 schildert das Weinen der verwaisten Kinder; sein Inhalt ist jedoch ein ganz anderer. —

Den Königseltern wurde ein Töchterlein von einem Krämer gestohlen; dieser verkaufte es einer Wirtin, welcher es als Magd diente. Nun kommt ihr Bruder ins Wirtshaus, bittet sich das Mädchen die Nacht aus und da erkennt er in ihm seine eigene Schwester, welche er sieben Jahre gesucht hat. Er führt sie zu den Eltern, die ihre Tochter mit Freuden empfangen. Dies ist der Inhalt des Liedes Erl. 4. 131, Wh. 2. 277. Und diesem entspricht vollkommen das böhmische Erb. 483. 19 und das mährische Suš. 175, Bš. 50. Es ist abermals ein markantes Beispiel von Ähnlichkeit der betreffenden Volkslieder; nur in wenigem sind sie verschieden. —

Ich habe bereits oben bemerkt, dass auch das Lied Erl. 4. 82, Wh. 1. 317 die Trauer der verwaisten Kinder enthält. Nun ist es mir gelungen auch zu diesem Liede eine Analogie unter den mährischen zu finden: Suš. 93. Die Kinder gingen täglich auf den Kirchhof zum Grabe ihrer Mutter, wo sie bitterlich weinten. Da hörten sie plötzlich am neunten Tage eine liebliche Stimme aus dem Grabe hervortönen, es war ein Wiegenlied. Die Kinder liefen freudig heim und erzählten es dem Vater. Der

1) Nimm mich zu dir — in die schwarze Erde. — Was würdest du hier thun, — mein armes Waiselein? — Wenn ich früh aufstände — Sand möcht ich sammeln — Thau möcht ich sammeln. — Schneidet sie mir Brot — so gönnt sie mir's nicht; — und giebt sie mir's — so wälzt sie's in der Asche herum; — wenn sie mich kämmt — so läuft mir Blut nach — wenn sie mir ein Hemdlein giebt — so peinigt sie mich.

will es anfangs nicht glauben, geht jedoch endlich mit zum Grabe, lässt es öffnen und sieht da seine Frau lebend und an ihrer Seite das Kind. Sie kehren alle nach Hause zurück. Nach drei Jahren muss jedoch die Mutter die ihrigen wieder verlassen. — So das deutsche Lied. Dasselbe, nur nicht so ausführlich, erzählt das mährische. Wie gesagt, es ist kürzer, namentlich fehlt die Erklärung dessen, wie es eigentlich geschah, dass die Mutter mit ihrem Kinde am Leben blieb: es brachte ihr nämlich dreimal im Tage ein Knäblein Nahrung, wie das deutsche Lied berichtet. Ausserdem fehlt im mährischen Liede das ethische oder vielmehr das religiöse Moment, das wir zu Ende des deutschen lesen. Ich zeige noch die Ähnlichkeiten in Details. Die Kinder, als sie nach Hause kamen, sagen dem Vater:

O Vater, lieber Vater mein, geht mit uns auf den Kirchhof ein, die Mutter singet schöne, sie wiegt im Grab ein Kindelein.	Tatičku můj roztomilý pod'te k hrobu v tuto chvíli, mamička tam v hrobě zpívé, malé dít'atko kolíbe [1]).

Und als das Grab geöffnet war, sagt die Frau zu ihrem Gemahl:

Herzlieber Mann, dein Kind nimm an und lass dich nicht entsetzen.	A tu muži neboj se mne, vem to dít'atko ode mne [2]).

Abermals ein Beispiel von wunderbarer Übereinstimmung.

III. Liebeslieder.

Bei den Liebesliedern habe ich vergebens mehrere Fälle von Ähnlichkeit und Kongruenz gesucht; in der That kann man von denselben nur in dem Sinne sprechen, dass in den Liebesliedern ähnliche Gefühle und Momente behandelt werden.

Nur ein Lied verdient erwähnt zu werden. Es ist die bekannte Ballade „Liebesprobe" Erl. 3. 140, Wh. 1. 70, 4. 3. Desselben Inhalts ist das böhmische Lied Erb. 493. 31 und das mährische Lied Suš. 113.

Der Geliebte will nämlich sein Liebchen prüfen und reitet deswegen auf sieben Jahre in die Fremde, um sich zu überzeugen, ob sie ihm die ganze Zeit hindurch treu bleiben werde. Die Geliebte verspricht ihm Treue. Nach sieben Jahren kommt er zurück; sie erkennt ihn nicht und sagt, dass sie ihren Geliebten erwarte, der vor sieben Jahren von ihr Abschied nahm. Nun erzählt er ihr, dass derselbe bereits geheiratet habe und fragt sie, was sie ihm dafür wünsche, dass er sie betrog. Sie wünscht ihm alles Gute. Da giebt er sich zu erkennen und beide freuen sich über das glückliche Wiedersehen.

1) Mein liebes Väterchen — kommt mit zum Grab — das Mütterchen singt dort im Grabe — wiegt ein kleines Kinderlein.

2) Und du mein Mann fürchte mich nicht — nimm das Kindelein zu dir.

Dies ist in kurzen Zügen der Inhalt. Was die poetische Darstellung betrifft, so sind namentlich das deutsche und mährische Lied zu vergleichen.

‚Feins Liebchen, wir müssen von einander,
ich muss noch sieben Jahre wandern.'
„Musst du noch sieben Jahre wandern,
nehm ich mir keinen andern."

Syneček do vojny jede
a své milé přikazuje:
Za sedum let zas přijedu,
zlatý prsten ti dovezu.[1]

Als sie sich nun ins Gespräch einliessen und sie ihm erzählte, dass sie ihren Geliebten erwartet, sagt er:

‚Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
da dein feins Liebchen Hochzeit hatt.
Was thust du ihm denn wünschen an,
dass er seine Treu nicht gehalten hat?'
„Ich wünsch ihm so viel gute Zeit
so viel wie Sand am Meere breit;
ich wünsch ihm so viel Glücke fein,
so viel wie Stern am Himmel sein;
ich wünsch ihm all das Beste,
so viel der Baum hat Äste;
ich wünsch ihm auch eine gute Nacht,
weil er mein nimmer hat gedacht."

Tvůj milý se už oženil,
já sem na jeho svatbě byl.
Co mu zkážeš, Andulíčko,
červená, bílá, růžičko?[2]
Zkazuju mu tolik zdraví,
cu je v tomto háju trávy
zkazuju mu tolik ščestí,
co je v tomto háju listí;
zkazuju mu tolik hubiček,
co je na nebi hvězdiček
a tolik dobrých noclehů,
co je na světě kostelů;
zkazujn mu tolik dítek,
co je v tomto hájíčku kvítek.[3]

Charakteristisch ist nun das Ende der Lieder:

Trockn' ab dein Äugelein,
du sollst fürwahr mein eigen sein.
Ich thät dich nur versuchen,
ob du wirst schwören oder fluchen;
hättst du einen Fluch oder Schwur gethan,
von Stund an wär ich geritten davon.

kostelíček v černém lese,
pojď má milá, sezdáme se.
Pojal on ju za ručičku
a vedl ju ku kostelíčku.[4]

Das böhmische Lied entspricht dem deutschen und mährischen im grossen und ganzen. Aber es ist ein wichtiger Unterschied zu konstatieren: Das Mädchen nämlich, als es von der Hochzeit seines Geliebten hört, sagt zornig: Ich wünsch ihm soviel an, dass ihn ein Blitz tödten mag! Und dann erst, als sie ihn erkennt, wünscht sie ihm alles Gute.

Ich kann nicht umhin, über diese drei Lieder vom ästhetischen Stand-

1) Ein Junge fährt in den Krieg und befiehlt seinem Liebchen: in sieben Jahren komm ich wieder — bringe dir ein goldnes Ringelein mit.

2) Dein Liebchen hat schon geheiratet — ich war auf seiner Hochzeit. — Was wünschest du ihm Annchen an, — du rotes, weisses Röslein?

3) Ich wünsch ihm so viel Gesundheit an — als in dem Haine Gras gewachsen; — ich wünsch ihm so viel Glücke an — als in dem Haine Laub; — ich wünsch ihm so viel Küsse an — als am Himmel Sternlein sind — und so viel gute Nächte — als auf der Welt Kirchen sind — ich wünsch ihm so viel Kinder an — als in dem Hainchen Blümlein sind.

4) Ein Kirchlein steht im schwarzen Wald — mein Liebchen komm, wir vermählen uns: — Er nahm sie bei der Hand und führte sie zum Kirchlein.

punkte aus eine Bemerkung zu machen. Es hat nämlich in der neuesten Zeit dieselben Bartoš in seiner Abhandlung über das mährische Volkslied[1]) eingehender besprochen und wir dürfen seine Ansicht nicht ausser acht lassen. Er sagt etwa folgendermassen: Der Leser erkennt im ersten Moment, dass das deutsche Lied im Vergleiche mit dem mährischen wie eine Knospe oder verwelkte Blüte gegen eine in voller Blüte stehende Rose aussieht. Die harte Prüfung haben beide Mädchen bestanden, aber wie verschieden sind die Männer! Der des mährischen Liedes eilt mit aufrichtigster Liebe zur Geliebten, will sie eher necken und dann überraschen als ihre Liebe prüfen, über welche er gar keinen Zweifel hat. Aus jedem einzelnen Worte sieht man, wie schwer ihm diese Aufgabe ankommt, wie er sich wünscht, dass ihn das Mädchen zuerst erkenne; er redet sie so vertraulich an — wogegen der deutsche Verliebte gegen das ihm treu gebliebene Mädchen mit einer Gefühllosigkeit auftritt, die sogar abschreckt. Nach der prosaischen Erklärung, dass er sie nur prüfen wollte, setzt er ganz kühl hinzu, dass er von Stund an weggeritten wäre, wenn sie ihn gescholten hätte. Und würde nicht das Mädchen, sagt Bartoš, hinreichende Ursache dazu haben, da es so schändlich behandelt wurde? In der That hätte kaum ein Mädchen anders gehandelt als das böhmische in der Ballade gleichen Inhalts. So zu handeln wäre zwar realistisch wahr, aber nicht poetisch. Die Liebe dieses Mädchens war nicht aufrichtig, es liebte nicht, sondern wollte geheiratet sein. Ganz anders erscheint uns das Mädchen im mährischen Liede: auch der untreue Geliebte bleibt ihr das, was er ihr früher gewesen, das allerliebste auf der Welt, den sie selbst bei so traurig veränderten Umständen glücklich sehen will. Im deutschen Liede hat sich das Mädchen ebenso herzlich benommen und dieselbe uneigennützige Liebe bewiesen — und doch welch grausame Drohung erfolgt von dem Geliebten! Dort tönt das Lied in eine Disharmonie aus; wir können bloss das arme Mädchen bedauern, dass es treue Liebe dem bewahrte, der ihr unwürdig war (XXVI).

Bartoš gefällt demnach der Geliebte im deutschen Liede nicht und das Mädchen nicht im böhmischen; das mährische sieht er als ein vollkommenes Produkt an. Was das böhmische Lied betrifft, so hat er wohl Recht; das Mädchen handelt zwar realistisch wahr, aber nicht poetisch; dem Lied fehlt demnach ästhetische Schönheit, wiewohl es sonst mit dem mährischen fast ganz gleich ist. Aber was das deutsche Lied anbelangt, so thut er ihm gewiss Unrecht an. Er findet in diesem Volksliede etwas gefühlloses, ja sogar grausames, das geradezu abschreckt! Das ist nicht wahr! Dies stellt sich Bartoš nur vor und diese Vorstellung hat namentlich, meine ich, die letzte Strophe in ihm hervorgerufen. Aber wer das Lied aufmerksam durchliest, findet darin zwar keine grosse Wärme, aber

1) Als Zusatz zu seiner Sammlung: Mährische Volkslieder neu gesammelt. Brünn 1890.

auch keine Grausamkeit. Und psychologisch ist das Benehmen des Geliebten ganz gut begründet. Wer sich in alle Umstände, die ihn umgeben, in die ängstliche Erwartung, in die unsichere Stimmung des nach sieben Jahren aus der Fremde zurückgekehrten Geliebten hineindenkt, wird darin nichts Anstossendes finden. Kurz, hier ist der Charakter der beiden Geliebten in Anspruch zu nehmen: der des deutschen scheint uns strenger, ernster zu sein, jener des mährischen nachgiebiger, gütiger. Darin darf man aber keinen Nachteil in ästhetischer Beziehung finden! Auch hinsichtlich der letzten Strophe kann ich mit Bartoš nicht übereinstimmen. Darin liegt doch nichts so Grausames, wie er es auffasst, wenn der Geliebte sagt: „Hätt'st Du eine Schelte oder Fluch gethan, von Stund an wär ich geritten davon.“ Ich sehe darin eher einen Stolz, der sich bei einem Manne ganz gut erklärt. Da aber die Geliebte nur in Liebe spricht, so entgegnet auch er liebevoll: „Trockn' ab Dein Äugelein, Du sollst fürwahr mein eigen sein!“

Die von mir gezeigten Ähnlichkeiten und Kongruenzen wären die hauptsächlichsten, die ich anzuführen hätte. Ich glaube, dass sie als ein Beitrag zur näheren vergleichenden Forschung dienen können, an welche ich künftighin heranzutreten hoffe.

Prag.

Die Gebirgsnatur in Vorstellung und Sage der Gossensasser.

Von **Marie Rehsener.**

Tritt der Tiroler aus seiner Hütte vor die Thüre, so sagt er schon, er ist in der „Weite“.

„Lendig“ (lebendig) nennt der Gossensasser auch in der unorganischen Welt, was sich bewegt.

Die Bäuerin sagt nicht nur im Frühlinge vom Aprikosenbaum vor ihrem Hause: „Man kennt es, dass die ‚Marillen schieben' (knospen), dass sie ‚lendig sein', sondern auch vom Wasser, das den Winter ‚hin wurde', es werde wieder ‚lendig im Lannes' (Lenz).“

Diesem Lebendigen waren wir bemüht auch in der ‚Weite' nachzugehen: der Bewegung wie sie die Natur selbst hervorbringt. Von ihr, deren Gesetze und Kräfte er nicht kennt, spricht doch instinktiv auch der einfache Landmann. Er beobachtet, wenn auch auf seine Weise, die Natur, mit der er in nächster und unausgesetzter Beziehung steht und der er sich anbequemen muss. Wie er es in sich findet, sieht er auch überall um sich herum — in Erde, Wasser und Luft — ein persönliches Wollen und Wirken und unbewusst bildet sich seine Phantasie dafür menschen-

ähnliche Gestalten: so das Ziroger[1])-Männle für die Wirkungen der Körperschwere, und das Pfeifer-Huisele für die des Wassers.

Die Wetterherren (die Heiligen Johann und Paul, deren Tag am 26. Juni ist) besorgen das Leben in der Luft, und Verstorbene, die alten Buem (Buben-Junggesellen) helfen auf dem Rosskopf[2]) die Wolken schieben.

Das Ziroger-Männle widerstrebt dem Willen der Menschen auf Weg und Steg und das Pfeifer-Huisele ist dem Menschen dienstbar; aber da es eigenwillig und gewaltsam ist, macht es ihm auch viel zu schaffen.

Als Beweis, wie voll lebendiger Auffassung und bildlicher Gestaltung die Rede der Leute ist, noch folgendes:

Die Weber-Zenze spricht auch zu gewöhnlichen Gegenständen, mit denen sie zu thun hat, als wären es menschliche Wesen und als stünde sie in persönlichem Verkehr mit ihnen.

Wenn das Holzscheit, das sie zum Feuer braucht, sich schwer spaltet, sagt sie: „das wehrt sich! wegen mein kannst du auch ganzer verbrennen." Brennt das Feuer trotz aller Mühe nicht, so ruft sie ihm wohl zu: „Wenn du nicht bald brennst, so giess ich dir ein Wasser ein, dass du doch einen Grund hast, nicht zu brennen." Und dem Rauche, wenn er durch den Schornstein nicht genügend entweicht, öffnet sie die Hausthüre, indem sie sagt: Jetzt geh hier ausser oder auch nicht, wie du willst." —

Der Beobachtende sieht wie schwer der Wagen den Brenner-Weg, an dem sein Dorf liegt, hinauffährt, wie leicht er herabrollt und wie ein Stein unerwartet von der nahen Felswand fällt.

Auf dem Brenner ist allm (allwegen) das Ziroger-Männle sagt das Volk.

Der Eine erzählt: Den Wägen, welche den Weg ‚auffer' (hinauf) fahren, hängt es sich in die Räder, dass die Rosse schwerer zu ziehen haben und die Wägen, welche auer (herab) fahren, hilft es schieben, dass sie schleuniger rollen.

Der Andere sagt: Es sperrt den Fuhrleuten die Schröpfler (Vorrichtung zum Hemmen der Räder) zu, wenn sie hinaus (nach der Passhöhe) fahren, und sperrt sie ihnen auf, wenn sie heraus (nach Gossensass) wollen.

Von der Ziroger-Wand[3]) aber wirft das Männle — das ein Müller gewesen sein soll — auch bei dem schönsten Wetter Steine herab, die Vorüberfahrenden zu ‚ticken' (necken). Wie es mit dem ‚gabichten', ‚z'widern', ‚besundern' Zeug die Fuhrleute tickt, weiss auch der Raderer-Hansl; bedächtig sagte der Sechsundachtzigjährige: „Man hat wohl allerlei vom Ziroger-Männle gehört: aber man kann es nicht nachsagen — Gewisses weiss man nicht. Ich habe eine Mahd nicht weit von der Wand, auf die

1) offnes o, weshalb auch Zirager geschrieben wird.
2) Berg südwestlich von Gossensass.
3) Felswand ostwärts über Brennerbad.

es gebannt ist, und einmal, als ich ober der Wand war, habe ich Steine kollern gehört, aber gesehn habe ich sie nicht. Wenn es Steine herab wirft, soll schlecht Wetter werden. Der Bruder meines Vaters hat es gesehn, wie der grosse Stein heruntergekommen ist, der noch dort oben liegt. Er liegt nur zwei Büchsenschuss von unserer Mahd und sieht so gross aus, wie ein Tisch; kommt man aber ‚gleim' (nahe) zu, so ist er dreimal so gross. Derselbe Bruder des Vaters hat auch einmal allein oben im Stadel geschlafen und Nachts etwas gehört zum Stadel kommen, was ‚Unnatürliches'. Einmal soll das Ziroger-Männle gerufen haben, ob noch nicht bald das Weltgericht sei? Vielleicht wird es dann erlöst."

„Steine habe ich wohl auch runter kommen sehen," sagt die Weber-Zenze; „aber wenn er sie ‚auerlässt' hat keiner gesehen."

Wir suchten die Felswand auf, an die sich das Gesagte knüpft.

„Ist das das Ziroger-Männle? fragten wir einen Hirtenbuben, der am Fusse der Wand seine Herde weidete, indem wir auf eine der menschenähnlichen Zacken der Felsmauer wiesen. „Ich hab wohl von ihm gehört, auch dass es dort oben sein soll; hab es aber selbst nie gesehen," antwortete er.

Doch das Rieseln, Sprudeln und Rauschen des Wassers, welches in dieser Alpenwelt durch ein noch üppigeres Blühen der Blumen sich verrät, und das in zahlreichen Rinnsalen mit schönen Fällen den steilen Abhang zum Eisack hinabstürzt, gemahnt schon lange, ihm auch die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Es ist noch nicht lange her, dass man ‚allm' sagte, wenn sich die Wolken über den Bergen zusammenzogen, als könne ein Wetter werden: „Das Pfeifer-Huisele wird wohl um die Wege sein". Denn das Wasser besorgte das Pfeifer-Huisele auf die Berge und goss es von dort in die Thäler herab. Das hat noch ‚ebbes' gekonnt!

Ober der Lanze (Felsschlucht gleich links unterhalb Gossensass) ist das Männle auf einem Ziegenbock (wie Thor mit Böcken fuhr) „auer" gefahren. Wo es gefahren ist, ist gleich hinter ihm ein Graben aufgerissen gewesen und die Güsse kommen. Eigentlich hat es über den Platz-Hof (hier macht der Graben eine scharfe Biegung) nach Gossensass herabfahren wollen; aber die Glocken des Warbles-Kirchl[1]) läuteten, die sind so hoch geweiht, dass es dort nicht fahren durfte und seitwärts biegen musste.

Ein Pflerscher[2]) war es bei Lebzeiten; es hat Bauerndienste verrichtet und ging allm mit einem spitzen Hut und einer Feder dran und mit einem Körbl auf dem Rücken, worin es seine Künste drin hatte, und das Körbl war mit einem ‚Luk' (Deckel) verschlossen.

„Ich habe es nicht mehr gekannt" sagte ein junger Hirte, welcher

1) St. Barbara-Kapelle ober der Pfarrkirche von Gossensass.

2) Bei Zingerle Sagen aus Tirol 2. Ausgabe Nr. 796 ist das Pfeifer-Huisele ein Tulferer.

oberhalb der Hölle[1]) seine Herde weidete, „das ist lange vor mein verstorben; aber erzählen hab ich von ihm gehört! genug! Einmal wollte das Pfeifer-Huisele das ganze Pflersch-Thal ausschwengen (ausspülen), dass alle Häuser zerstört und alle Felder verwüstet wären. Zwei Katzen hatte es zu Gehülfen, eine schwarze und eine scheckige. Diese halfen ihm das Wasser auf den Tribulaun ziehen, um es von oben herabzugiessen. Nachher mochte aber die scheckige nicht mehr mitarbeiten und blieb unterwegs sitzen und so arbeitete das Hexenmännle allein mit der schwarzen Katze weiter; aber sie hatten noch nicht viel Wasser oben, da erscholl aus Versehn zu früh das Warbles-Glöckl in Gossensass und Pfeifer-Huisele musste die Arbeit einstellen.“

Am Tribulaun schieben sich die von Norden kommenden Wolken herab. Regen und Schnee füllen die Berghöhen mit Wasservorrat. Der Regen lässt die Felsen dunkler erscheinen, der Schnee scheckig, weil der Schnee auf zu abschüssigen Stellen nicht haftet. Bleibt er liegen, weil es oben friert, so ist die Gefahr der Güsse vorüber.

Der Hirte erzählte weiter: „In Dofering ist das Pfeifer-Huisele auf die Alm zu den Sennen gekommen und hat gebeten, ihm ein Rahmmus[2]) zu kochen; dann wolle es, verhiess es, den Felsen, Schleier heisst man ihn, Sie sehn ihn dort dem Tribulaun gegenüber! ‚besser ummer schieben', dass sie allm die Sonne hätten. Aber sie liessen sich mit dem Hexenmännle nicht ein.

Ebenfalls am Schleier kam es zu zwei Bauern, die Nachbarn waren. Der eine that ihm, was er wollte, der andere nicht. Beide waren bei der Heuarbeit. Der erste hatte das schönste Wetter und weil allm die Sonne schien, konnte er den ganzen Tag heugen (Heu unter Dach führen); der zweite konnte nichts thun, denn es regnete auf seiner Mahd den ganzen Tag und doch lagen die Wiesen der beiden Bauern so nahe beieinander, dass nur die Grenzsteine zwischen waren. Das hatte das Pfeifer-Huisele so gemacht.“

„Von Pflersch fuhr das Hexenmännle nach Sterzing; es sass auf einem Baumstamme, hatte aber nur einen Hahn vorgespannt[3]), und doch war es schneller dort, als man es mit einem Ross gekonnt hätte. Als die Leute aber näher hinsahen, war der Stamm auf dem es gefahren war, nur ein Strohhalm.“

Hier heisst es: das Hexenmännle fuhr auf einem Baumstamme und der Huisen-Hansel sagte: „Wenn es so lange regnet und das Wasser sich

1) Grosser Wasserfall am Ende des Pflersch-Thals, welches sich bei Gossensass mit dem Brenner-Thal vereinigt.

2) Rahm und etwas Mehl wird so lange unter Umrühren in einer Pfanne gekocht, bis die Fettteile sich loslösen und Käse- und Mehlteile rösten.

3) Auf schwarzem Hahn reiten Hexen und der Teufel: Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen Nr. 71. 247, 1. Von dem gespenstischen Hahnreiter erzählt man in Steiermark. W.

in den Felsspalten ansammelt, ist Gefahr, weil das Wasser reitet und Steine und Bäume mitbringt."

Pfeifer-Huisele ist ein munterer Geselle, der gern die Leute ‚tickt', indem er sich in andere Gestalten verwandelt.

„Ein armer Glaser, der über Land ging, hatte den Korb mit seiner Waare auf dem Rücken[1]) und ermüdet wollte er sich setzen. Das sah das Pfeifer-Huisele. Schnell verwandelte es sich in einen ‚Stock'[2]) und der Glaser setzte sich darauf. Jetzt schüttelte sich der Stock, der Glaser fiel um und seine Waare zerbrach. Der Glaser hat gelärmt und geschrieen, dass die Waare hin wäre und er kein Geld hätte. „Rêr" (weine) nit," sagte das Pfeifer-Huisele, „das werden wir gleich haben; ich mache mich zu einem Ochsen, den kannst Du verkaufen und neue Gläser anschaffen." Es geschah. Den Ochsen kaufte ein Bauer und führte ihn in den Stall. Sein Knecht brachte dem Tier Futter, Heu und Stroh; aber — da hat der Ochse gesagt: „Heu und Stroh sind nit mei' Speis; — schweinerne Ripp und gewiegtes Fleisch — das is mei' Speis!" Der Knecht lief schleunig in die Stube, die andern Leute herbeizuholen, doch als sie in den Stall kamen, hing statt des Ochsen nur ein Strohhalm an der Kette."

„Einmal hatte das Pfeifer-Huisele sich wieder in einen ‚Stock' verwandelt und bald darauf kam ein Jäger und setzte sich auf ihn. Der Jäger zog sein Messer und ein Laib Brod aus der Tasche und ass. Dabei tändelte er mit dem Messer und warf es mit der Spitze immer in das Holz. Das hat das Hexenmännle am meisten gepeiniget, und es konnte sich nicht ehnder verwandeln, bis der Jäger wieder fort war." [3])

„Das Hexenmännle durfte am Tag nur ein Vater-Unser beten, mehr hatte ihm der Teufel nicht erlaubt; es war aber auf dem Jaufen-Steg[4]) in der Kirche, der gegenüber ein grosser Baum steht. Dort betete es, als es über das Joch gehen wollte, drei Vater-Unser. Nachher fehlte es den Weg und kam statt auf das Joch auf die Jaufen-Spitze. Hier wartete schon der Teufel auf ihn und machte ihm Vorwürfe: „Du hast ja heute drei Vater-Unser gebetet! bist mir ungehorsam gewesen! ich werde Dich hier von der Bergspitze hinunterstürzen!" Pfeifer-Huisele sah hinab und rief: „Da unten steht ein Weibes und hält das ‚Fürtich' (die Schürze) auf!"

Und das war so, es war die Mutter-Gottes selbst, die ihn schützen wollte; aber er rief: „Das ist mir zu weiberisch!" — von den Weibern

---

1) Dieselbe Geschichte wird im schlesisch-böhmischen Riesengebirge vom Rübezahl erzählt. W.

2) Wurzelstock eines Baumes, der stehen bleibt, wenn er gefällt worden.

3) Von dem Wildschützen Wiesjaggl, der seinen Hof beim Wallfahrtsort Kaltenbrunn hatte, erzählt man ähnlich, dass er sich von Jägern verfolgt in einen Baumstock verwandelte. Einer der Jäger setzte sich darauf und schnitt sich Tabak auf dem Stock. Das hat dem Jaggl sehr weh gethan. (Nach Stud. Renks Aufzeichnung.) W.

4) Über den Jaufen führt ein Saumpfad vom Passeierthal nach Sterzing.

hat er nie was wissen wollen — und vom Teufel mochte er nicht lassen."[1])

„Schwer wurde es den Leuten, das Hexenmännle zu fangen und als sie es endlich hatten, ihm den Garaus zu machen. Zwei Stunden war es schon in glühendem Öl gesotten und es rief noch immer: „Husch, husch!", d. h. es ist mir zu kalt. Es wäre auch noch ausser kömmen, wenn es nur einen Tropfen Wasser oder ein Bröckel Erde[2]) bekommen hätte. Alle Vorübergehenden hat es angebettelt, sie möchten ihm nur soviel Wasser geben, als am kleinen Finger hangen bleibt, wenn man ihn hineintaucht; aber Niemand gab es ihm. Da musste das Pfeifer-Huisele sich ergeben und zwar in derselben Stunde in der ‚unser Herr' (Jesus Christus) verschied."

„Geforchten", sagte der Schmied aus der Blätter Mühle, „haben die Leut das Pfeifer-Huisele und ihm schleunig gethan und gegeben, was es wollte, damit sie es weiter brächten." Die ‚Stückler' (Kunststücke) von ihm sind so allgemein bekannt, dass so oft wir auch im Gespräche mit Hiesigen seiner erwähnten, es mit Freudigkeit aufgenommen wurde, wie die Entdeckung einen gemeinsamen Freund gefunden zu haben.

Ein junges Mädchen zu Äusserst-Pflersch stutzte und schwieg einige Augenblicke, als wir nach dem Pfeifer-Huisele fragten; dann sagte sie lachend: „Nach dem Pfeifer-Huisele haben Sie gefragt? ich habe Sie erst gar nicht verstanden! Den haben sie in glühendem Öl gesotten. Ist der gar in der ganzen Welt bekannt?"

„Wo bleibt all das Wasser, was von den Bergen kommt?" „Sie sagen," antwortet die Weber-Zenze, das Wasser rinnt alles zum Meer ein und kommt alles wieder auffer; aber das nimmt mich Wunder, wie es wieder auf die hohen Jöcher kommt. Es heisst wohl, die Nebel sollen es auffer tragen! — Jetzt wollen sie ein Unterstandshaus am Ferner bauen,"[3]) rief sie darauf lebhaft; „aber wenn das Pfeifer-Huisele noch dort ist und wenn der Wind kommt — der Lotter — was dann!?" —

Ist der Weg, der über den Brenner führt — die einstige via Claudia Augusta — auch nicht zu beiden Seiten mit Gräbern besetzt, wie die stolze via Appia Roms, so wird doch wiederholentlich auch auf ihr der Vorüberziehende erinnert, der Verstorbenen eingedenk zu sein.

Hier bittet eine Tafel, worauf die armen Seelen im Fegefeuer ab-

1) Nach dem Bericht bei Zingerle Sagen Nr. 796 fasste der Teufel das Huisele, als es auf seiner Bergwiese in Tulfer mähte und fuhr mit ihm ins Thal. Man sieht heute noch den ungeheuren Graben, den der Teufel dabei ausgerissen hat. W.

2) Als die Hexe Stase vom Zöbelhofe bei Landeck (Tirol) gefangen und im kupfernen Kessel angeschmiedet fortgeführt ward, bat sie die zuschauenden Knaben, sie mit Strassenkot zu bewerfen. Denn hätte sie nur ein Bröslein Erde bekommen, hätte sie ihre Fesseln sprengen können. Zingerle Sagen aus Tirol. 2. Ausg. S. 464. W.

3) Die Magdeburger Hütte am Rande der Hochfläche nahe dem Stubenferner. Im Herbst 1887 fand ihre Einweihung statt.

gebildet sind, um ein Gebet für diese, und weiter bitten ‚Marterln' für die hier Verunglückten um ein Vater-Unser. Auf ihnen ist der tödliche Unglücksfall von bäuerlichen Malern dargestellt: das Verschütten durch die Lawine, der Sturz vom Felsen, das Versinken in den Fluten und das Überfahren durch den Lastwagen.

„Am Lueg" — nördlich der Passhöhe, wo eine Kirche mit ihrem Freithof verlassen steht — „kann man die armen Seelen im Fegfeuer ‚rêren' (weinen) und klagen hören, haben die Fuhrleute allm erzählt, und das kann wohl sein, da dort Niemand mehr für sie betet."

Aber auch auf der Strasse selbst irren die Verstorbenen, die im Leben ein Unrecht begangen haben, das noch nicht gesühnt wurde, umher und suchen von einem Gottbegnadeten ihre Erlösung zu gewinnen.

„Den Brenner-Weg herab kam ein Fuhrknecht, welcher zwei Ochsen vor seinem Wagen gespannt hatte und nach Gossensass wollte; ihm entgegen aber kam ein schneeweisses Hundel. Es schnupperte an den Ochsen in die Höhe; diese aber, von denen der Knecht bestimmt wusste, dass sie die Hunde nicht leiden konnten, thaten ihm nichts — ein sicheres Zeichen, dass es kein Hund, sondern eine arme Seele war —; es schnupperte auch an ihm in die Höhe und er schlug es mit der Geissel (Peitsche) — aber leider nur einmal — hätte er es dreimal geschlagen, wäre die arme Seele erlöst gewesen."

„Auch auf einem Stigl (Stelle zum Übersteigen über einen Zaun) im Walde hockte jeden Abend eine düstere Gestalt. Ein toter Knecht war es, der nicht Ruhe fand, weil er im Leben die Ochsen beim Treiben zu sehr geschlagen hatte. Ein gottbegnadeter Mann kam des Weges, sah die Gestalt und schlug nach ihr; er kam auch noch die beiden folgenden Tage wieder und schlug jedesmal auf sie. Da nach dem drittenmal verschwand die arme Seele und — war erlöst."

Durch den kühlen Wald bis zu den höhern Triften treibt der Hirt seine weidende Herde.

„Einem Hirtenbübl war es einsam auf den Höhen. Da haben ihm andere Hirten geraten, nur recht fleissig zu beten. Es hat sich kleine Hölzl gemacht, und allm, wenn es ein Vater-Unser gebetet, warf es ein Hölzl in seine Kappe, die es neben sich gelegt hatte. Nachher schüttete es die Hölzl aus, um die Vater-Unser zu zählen, da sind aber die armen Seelen gekommen, haben die Vater-Unser aufgeklaubt und sich schleunig mit durchgemacht. Ein Kapuziner ging vorüber, erfuhr davon und schenkte dem Knaben einen ‚Betten' (Rosenkranz). Jetzt nahm es diesen zum Beten; aber da blieben die armen Seelen weg. Nachher hat das Bübl den Rosenkranz verworfen und wieder in die Kappe gebetet, weil es das lieber mochte, wenn die armen Seelen kamen." [1])

1) Auch unsere Wirtin sagte, als sie von der Einsamkeit eines Winters sprach: „Manchmal habe ich gewünscht, wenn die Maidl (ihre vor zwei Jahren verstorbene Schwester) nur wenigstens einmal die Thüre aufmachte."

Höchst charakteristisch schloss die alte Erzählerin ihre Geschichteln: „Jetzt hört man nichts mehr, dass die Verstorbenen umirren, sie sagen, der Pabst habe das so gemacht: die Toten würden fester eingesegnet!“ Und ein ander Mal sagte sie: „Ich glaube es nicht, dass einer aus der andern Welt wiederkommt! Aus der Höll kommt keiner ausser — das ist sicher — und aus dem Himmel — mein ich so — geht selber keiner. —

Uber dem Walde, wo die Sonne Stunden früher und später als im breiten Graben des Passes alles mit Licht und Wärme erfüllt, führen blumenüberwucherte Pfade zu den Jöchern, die, wie der Brennerpass Nord und Süd miteinander verbindet, den Verkehr der Hochthäler untereinander vermitteln. Wie von den Spitzen und Kanten der Berge die Steine, welche der Frost des Winters gesprengt und die Wurzeln der Pflanzen gelockert haben, herabstürzen, so von den Jöchern (diesen niedrigern Stellen der Bergschneiden) die Gewässer. Erreichen sie das Joch nicht mehr, sammeln sie sich zum kleinen See — einem Spiegel des Himmels.

Hoch oben an einem Joch kamen einst mehrere ‚Herren‘ an einen See und fanden an seinem Ufer ein kleines Buebl sitzen. Es hatte sich ein Löchl in die Erde gemacht und schöpfte mit einem Löffel Wasser aus dem See in das Loch. Als die Herren das Buebl gewahrten, lachten sie und einer rief: „Was thust Du, willst Du den See ausschöpfen?“ Statt zu antworten, fragte es: „Und was thust Du?“ — „Ich suche die Dreifaltigkeit zu ergründen.“ — „Ich will wohl leichter den See ausschöpfen, als Du den Glauben an die Dreifaltigkeit ergründen!“ sagte das Kind.

Das Volk verbindet noch jetzt mit den Höhen in der Natur, die einst als Vorhallen der Wohnungen der Götter galten, die höchsten Ideen des Glaubens. Die Erzählung bietet ein Bild der Unermesslichkeit und Unergründlichkeit beider.

Es ist tiefer Winter, die Luft still und ein klarer Tag folgt dem andern.

„Pauli Bekehr (25. Jänner) ist der Winter das Halbe hin, das Halbe her.“ Wir befinden uns wieder in der Nähe des Dorfes auf der Brenner-Strasse.

Zur Seite ziehen die ‚Windbretter‘ das Auge auf sich, das sind die am Rande der abschüssigen Felsen sich überhängend aufschichtenden Schneemassen. Bröckelt von ihnen etwas ab, so rollen und hüpfen die Schneebälle wie ein Bündel Raketen herab, die statt den Lauf nach dem Himmel hinauf zu nehmen, ihn nach der Erde hinab suchen. Aus den Felsrissen quellen langgestreckt und in phantastischen Formen blitzende Eiszacken, wie Tropfsteingebilde, hervor.

Hier freut sich der Zaunkönig seines Lebens,[1]) treu der Heimat,

1) Seiner Freiheit beraubt, stirbt er den dritten Tag. „Viel von dem ‚Kunter‘ (den

während die Zugvögel im Herbst ‚verstreichen'; das ‚Bachgansel' aber, (ein grösserer Vogel mit glänzend weisser Brust), „allm beim Bach bleibt."

Im Wasser ist jeder Stein des Hinsehens wert. Am Rande der darauf lagernden Schneepolster und ihrer Franzen reihen sich schmelzende Perlen. Dort der sich über die Wellen neigende Ast trägt alle Jahre ein paar grosse ‚Eisglocken'; denn das Wasser hüpft immer an gleicher Stelle an ihm in die Höhe und gefriert daher in gleicher Form. Hier sind es dünne Spitzenschleier, unter denen der muntere Eisak schäumt, dicht daneben tritt er klar und still hervor und scheint einen Augenblick zu ruhen, ehe er weiter dem Süden zueilt.

Ist der ‚Schimmel' erst vor der Thür[1]), so erwacht munteres Leben in der ‚Weite'.

Das Holz wird aus den Wäldern und von den Abhängen, das Heu von den Bergwiesen geholt. Ein alter Mann beschrieb die Arbeit des Holz- und Heufahrens wie folgt:

„Die schweren Holzschlitten werden auf die Berge gezogen und noch öfterer getragen. Mit der Schulter wird gegen das Holz oder Heu gestützt, mit der Ferse gegengestemmt — wie es der Augenblick dergiebt — damit man nicht ‚vertragen' wird (zu schnell gleitet und vom Wege abkommt) und nicht gegen einen Baum fährt; denn dann ist man hin, erdrückt.

Auch das Schneeholz ist fortzuschaffen, d. h. die Bäume, welche der Schnee, der im Sommer fällt, umwirft. Wenn sie voll Nadeln sind, die lockere ungefrorene Erde die Wurzeln nicht hält, der Schnee auf den Zweigen lastet, legen sich die stärksten Bäume, die man nur mit Pulver zersprengen könnte, entwurzelt nieder. Es ist schwer, oft unmöglich dieses Holz von den ‚Köfeln' herabzubringen. Hunderte von Klaftern sind oft aufzuräumen.



Fig. 1.

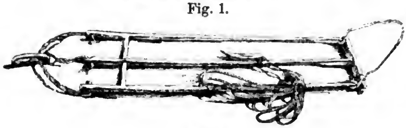


Fig. 2.

Beim Herabfahren ist des Menschen Arbeit oft sehr mühevoll, und für die steilsten und schmalsten Gebirgspfade kann er nicht einmal Schlitten gebrauchen; sondern auf einem weit einfacheren Gerät, dem ‚Reis' (Abbildung 1) schnürt er die ‚Waldstrütte'[2]) oder das Almenheu

kleinen Vögeln) derfrieren und derhungern im Winter, aber je kälter es wird, desto stärker (wärmer) wird auch das Blut. Wenn man eine Gamse geschossen hat und sie gleich ausweidet, derthut man es oft unmöglich, weil das Blut so heiss ist."

1) Liegt der Schnee.

2) Im Walde zusammengeharktes Moos zum Streuen in den Ställen.

fest zusammen; dann tritt der einzelne Mann mit starken Knieen und beweglichen Gliedern vor den ‚Strewewagen' oder den ‚Heubarren', fasst ihn und bringt ihn, bald ihn ziehend, bald darauf fahrend, bald leicht vorausgleitend (Abbildung 3), bald mit aller Körperkraft rückwärts gebogen, auf die Strasse herab.

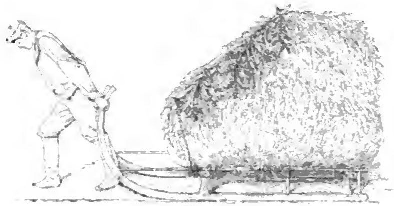


Fig. 3.

Hier warten die Schlitten, deren weit emporstehende Handhaben an Tiergeweihe erinnern, um die Lasten aufzunehmen (Abbildung 4).

Um nicht wie ein toter Stein oder ein gefällter Baum von dem nackten Fels, der ‚stickeln' (steilen) Mahd oder der ‚hälen' (glatten) Eisfläche hin-

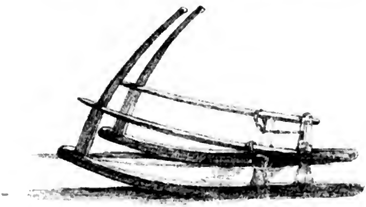


Fig. 4.



Fig. 5.

abzustürzen, schnallen sich die jungen Leute eiserne, scharf geschliffene Stacheln (Glied- und Stegeisen) (Abbildung 5) unter die starken Schuhe, wenn sie einer allein oder zu zweien auf die Höhen steigen. Ein damit fest aufgesetzter Tritt schlägt die Stacheln so tief in den Boden, dass der Fuss einen Halt gewinnt. Aber wehe dem, der statt auf die Erde aus Versehen

auf sein Gewand tritt! Dieses durchbohren die Eisen nicht, er gleitet und stürzt.

Ein Mädchen erzählte: „Ich musste eine Mahd abmähen dort oben, innerhalb der Felszacken des Schleier. Ohne Stacheln kann man nicht hinauf und es geht auch so noch schwer; oben aber ist es schön! Das Gras ist so fein, die vielen Blumen! und es ist so still, so still! ein Paradies! Als ich von dort mit einem Bündel Heu auf dem Kopfe herunterkam, trat ich mir unversehens auf meinen Kittel (Rock). In einem Nu lag ich. Mein Heu stürzte mir vom Kopfe und vor mir über die Wand hinab in die Tiefe. Ich habe nie wieder etwas von dem Bündel gesehen!"

Die Sonne hat fast die Höhe ihrer Bahn erstiegen und bescheint der ganzen Länge nach den spiegelglatten Weg, der selbst wie ein Strahl glänzt.

„Da kommen schon die Dorfleute mit ihrem Holz und Almenheu!"

Alle Gefahr und Sorge bei der Arbeit in der Weite ist vorüber und froh und fröhlich gleiten sie auf Schlitten — als wäre es ein Kinderspiel — durch die kristallreine Welt dem Dorfe zu.

Das Heu hat seine lichtgrüne Farbe bewahrt, und wunderbar duften die Schneewege, welche die ‚Barren' durchfahren haben, als verbreiteten die Eisblumen am Wege diesen Wohlgeruch im Sonnenschein des Winters.

Erklärung der Abbildungen.

1. ‚Spohl' mit ‚Rebel' und Seil zum Zusammenschnüren des Heues oder Holzes. Das freie Ende des Seils wird durch das Loch des ‚Spohl' gezogen, der ‚Rebel' durch die Öse gesteckt und mit einem ‚Schmatz' (d. h. einer Schlinge) der Knoten geschlossen.

2. Das ‚Reis' zum Aufschnüren und Herabbringen des Heus. Es ist über $2^1/_2$ *m* lang, hat an jedem Ende eine ‚Wiede' — ein aus einem Birkenstämmchen gewundenes Seil — die eine ist mit einem ‚Spohl' versehen, in die andere neben dem ‚Jöchele' (Querholz) wird, nachdem das Heu auf das ‚Reis' gelegt ist, der ‚Wiesbaum' gesteckt und über dessen freies Ende oben ein ‚Schmatz' gehängt. Das Seil wird durch den ‚Spohl' an der ‚Wiede' gezogen, dann das Heu mit ganzer Kraft zusammengeschnürt und auf oben beschriebene Weise der Knoten geschlossen. So wird der ‚Heubarren' oder ‚Heuburren' bis auf den grossen Weg herabgebracht, wo seiner der ‚Ganzschlitten' wartet.

3. Der ‚Heuburren' oder ‚Barren' auf dem Ganzschlitten, dessen Handhaben ‚Kränz oder Gräns' heissen. Vom ‚Reis' sieht man auf der Zeichnung das ‚Jöchele' mit der einen Wiede, welche über den Wiesbaum gehängt ist und das andere Ende des Wiesbaums mit dem Schmatz.

4. Der ‚Halbschlitten' für die Baumstämme, die mit dem stärkeren Ende darauf befestigt werden, mit dem schwächeren frei nachschleifen. Die Handhaben heissen die ‚Horn'.

5. Die Fusseisen oder Fussstacheln.
   Stegeisen.
   Gliedeisen mit beweglichem Scharnier.

Die ethnographischen Arbeiten der Slaven, vornehmlich Oskar Kolbergs.

Von Wl. Nehring.

(Schluss)

VII. Das Volkstum der Wenden (in der Ober- und Niederlausitz, die Wenden selbst nennen sich Serben) trat in unserem Jahrhundert aus dem Dunkel der Vergessenheit heraus. Nachdem schon im XVIII. Jahrhundert Knauthen 1767, Anton 1783 und Gebhardi 1790 auf die Wenden

aufmerksam gemacht hatten (Anton, Erste Linien eines Versuches über die alten Slaven 1783 erwähnt eine ihm zugestellte Sammlung von 20 Volksliedern), traten in den ersten Jahrzehnten des laufenden Jahrhunderts mehrere für ihr Volk begeisterte Lausitzer auf, welche durch ihre Bestrebungen und Arbeiten die kleine wendische Völkerinsel innerlich wiederbelebten und wissenschaftlich schilderten: Lubjensky, Seiler, Smolér (Schmaler) und andere; es gelang den Bemühungen des letzteren, der schon in seiner Breslauer Studienzeit den Gedanken fasste, eine serbischwissenschaftliche Gesellschaft zu gründen, zusammen mit seinen Gesinnungsgenossen, eine solche in den vierziger Jahren ins Leben zu rufen, und die Zeitschrift derselben: Časopis maćice serbskeje, mit dem Sitz in Bautzen seit 1847, ist seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Erforschung der Vergangenheit und Gegenwart des wendischen Volkes. Schon früher hatte er die von ihm und einigen Niederlausitzern gesammelten heimischen Volkslieder in Gemeinschaft mit Leop. Haupt herausgegeben: Volkslieder der Wenden der Ober- und Niederlausitz, 2 Bde. in Quart, Grimma 1841 und 1843; dieses Werk, dessen erster Band oberlausitzische, der zweite niederlausitzische Volkslieder mit Musik, vielen Bemerkungen und mit der Schilderung wendischer Gebräuche enthält, mit einer Vorrede von L. Haupt, ist dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gewidmet. Nachträge finden sich in Čas. mać. serb. von Rola 1870, E. Muka 1872, Seiler 1873, M. Hornik (dem Herausgeber des Časopis) 1875. Noch vor dem Erscheinen dieses Hauptwerkes veröffentlichte Franz Doucha neue oberlausitzische Lieder in Čas. čes. Mus. 1840. Nächst Smolér war der eifrigste Sammler lausitzischer Volkslieder der bekannte lausitzische Gelehrte Dr. Muka, Redakteur der Zeitschrift Łužica; schon als Student machte er in der Niederlausitz Wanderungen und sammelte nicht bloss Volkslieder, sondern auch wertvolle statistische Nachrichten über dieses Land (Čas. mać. serb. 1880) und veröffentlichte von ihm gesammelte niederlausitzische Volkslieder (Delnjołužicke pjesne) in Čas. m. s. 1877, dann 1883 (Dodawk). auch eine Sammlung oberlausitzischer Volkslieder ohne Musik. H. Jordan, der verdiente Herausgeber der Zeitschrift Ost und West und der Slavischen Jahrbücher in Leipzig 1843 ff., veröffentlichte die von ihm gesammelten niederlausitzischen Volkslieder (Delnjołužicke ludowe pěsnje in Čas. mać. serb. 1874, besonders 1875). Noch ist eine Sammlung niederlausitzischer Volkslieder von G. Markus, einem Genossen Smolérs aus der Breslauer Studienzeit zu erwähnen, welche erst später in Čas. mać. serb. 1881, besonders 1882. erschienen ist. — Über die wendischen Volkslieder sind wissenschaftliche Untersuchungen bis jetzt so gut, wie nicht gemacht worden: ausser Kral, „Dunaj we slow. pěsnjach“ in Łužica 1888, welcher meist Jagić folgte, schrieb E. Muka über die Farben, welche in den Lausitzer Volksliedern mit Vorliebe genannt werden, in Łužica 1888; allgemein gehalten ist der

Aufsatz in derselben Zeitschrift von L. Kuba: Slowanstwo we zpěwech 1888. — Das Leben des wendischen Volkes in seiner äusseren Erscheinung, in Sitten, Gebräuchen u. s. w. ist wiederholt von Deutschen geschildert worden: von Anton 1783, der in den betreffenden Abschnitten in Bezug auf lausitzische Gebräuche, Sitten u. s. w. auf Aufzeichnungen von Horčansky und Conrad sich beruft, von R. Andree, „Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden", Stuttgart 1874, und von W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald, Leipzig 1880, ferner Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte, Berlin 1882; Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Gesammelt und nacherzählt von E. Veckenstedt, Graz 1880. Sonst sind Sittenschilderungen in Zeitschriften und anderen Werken zerstreut, z. B. in dem zweiten Bande der grossen Liedersammlung von Smolér und Haupt. — Märchen, Sagen, Aberglaube sind ausser in einigen schon genannten Arbeiten mitgeteilt in den Zeitschriften Łužičan und Łužica, vornehmlich von H. Jordan, Delnjołužicke ludowe bajki in Čas. m. s. 1876, später Najrjeńše ludowe bajki 1882. Zuletzt ist hervorzuheben eine kleine Sammlung von J. Pjech (Pech) in Łužica 1885; von demselben rühren auch die dankenswerten Aufzeichnungen über Volksheilkunde: Ludowe lêkarjenje in Łužica 1885 und 1886.

VIII. Bei den Polen erwachte das Interesse für das Studium des Volkstums sehr früh: der bekannte Kołłątaj verlangte in einem Briefe an den Buchhändler Maj in Krakau aus Olmütz, wo er als politischer Gefangener in der Festung verblieb, im Sommer 1802, eine genaue Schilderung des polnischen Volkslebens in seinen verschiedenen Äusserungen und eine Sammlung von Volksliedern (siehe oben). Die Anregung zu dieser Kundgebung, die allerdings nur in einem engeren Kreise bekannt wurde, weil der Brief erst 1844 (Corresp. Kołłontajs) veröffentlicht wurde, mag durch Lektüre in der Stille des Gefängnisses, nicht aus eigenen Erlebnissen und Eindrücken entstanden sein. In derselben Zeit, im Jahre 1803, hat der Dichter Woronicz über die Wichtigkeit der Nationallieder in den Jahrbüchern der Warschauer Gelehrten-Gesellschaft geschrieben. Diese Stimmen hatten keinen Erfolg, denn die durch eine namhafte Unterstützung der russischen Regierung ermöglichten Wanderungen Chodakowskis (A. Czarnocki) 1817 f. behufs Sammlung von Altertümern und Volksliedern erstreckte sich auf russische Gebiete, und die Sammlungen Chodakowskis, welche nach Russland wanderten, kamen unter anderen nur den Sammlungen von Maksimovič zu statten. Die früher oder später unternommenen Sammlungen von J. Czerwinski, Lemberg 1811, M. Czarnowska (in Dziennik Wilenski) 1817 und anderen betrafen auch russische Volksgebiete und das Interesse für das russische Volksleben war auch in späterer Zeit bei den Polen so nachhaltig, dass Łoziński 1835 russinische Volkslieder sammelte und in den wertvollen Veröffentlichungen

der anthropologischen Abteilung der Krakauer Akademie ethnographische Mitteilungen aus russinischen Gebieten wiederholt aufgenommen wurden. Nichtsdestoweniger wirkte das Beispiel Chodakowskis (er veröffentlichte einen Aufsatz: O Słowianszczyznie przedchrześcijanskiéj 1818) auf die jüngere Generation anregend, vornehmlich begeisterte sich K. W. Wojcicki für die Idee der Erforschung des polnischen Volkstums und sammelte in seinen wiederholten „Pilgerwanderungen" in den polnischen Gebieten Lieder, Märchen und alles, was dem Volke teuer ist. Der von der Warschauer Gelehrten-Gesellschaft 1828 gestellten Preisaufgabe: Schilderung der Sitten, Gebräuche, Sagen, Vorurteile und Lieder des Volkes konnte er rechtzeitig entsprechen und reichte seine Sammlungen und Arbeiten ein, ohne zunächst die erwartete Anerkennung zu finden, weil die Gesellschaft bald darauf aufgelöst wurde. Nach der gewöhnlichen Erzählung verwertete sie der Historiker L. Gołębiowski, der Lud Polski und Gry i zabawy (Polnisches Volk, und Polnische Spiele) 1830 herausgab. Dieser durch mehrere historische Arbeiten damals schon bekannte Gelehrte scheint auch andere Berichte, unter anderen von Kitowicz benutzt zu haben; sicher ist, dass er in seinen ethnographischen Arbeiten die Quellen seiner Schilderungen nicht überall angegeben hat; überdies zeigen diese Schilderungen im ganzen den Stempel einer wenig planmässigen Sammlung. Inzwischen lenkte der Dichter K. Brodziński, der schon seit 1819, zunächst in Pamiętnik Naukowy serbische, später auch Volkslieder anderer slavischer Völker übersetzte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit der heimischen Volkslieder. Wojcicki, der thatsächlich als Begründer der ethnographischen Bestrebungen bei den Polen bezeichnet werden kann (er sammelte auch Märchen, Sprichwörter u. s. w.), veröffentlichte dann: Pieśni Białochrobatow, Mazurow i Rusi z nad Buga (Lieder aus dem Krakauischen, Masovien und vom Bug), 2 Bde. Warschau 1836, die freilich durch die unmethodische Art und Willkür der Behandlung berechtigte Bedenken erweckten, vor allem fehlt die Angabe der Bezugsquellen und die Bürgschaft der authentischen Aufzeichnung. Das gegebene Beispiel aber wirkte, zunächst in Galizien, wo Wacław z Oleska (Statthalter Zaleski) eine Sammlung veröffentlichte, die zwar polnische und russinische Lieder des „galizischen" Volkes, auch Lieder von bekannten Dichtern in bunter Reihenfolge bot, dessen Sammlung aber, mit Vorsicht benutzt, wegen der Melodieen gute Dienste leisten kann; sodann Żegota Pauli, welcher polnische 1838 und ruthenische Lieder 1839 besonders herausgab, leider auch nicht ohne gewisse Mängel. Seit den dreissiger Jahren wurden Sammlungen des Volksgutes von verschiedenen Seiten in der damals auch bei den Slaven allgemein herrschenden Voraussetzung unternommen, dass der in Wort, Lied und Brauch überlieferte Geistesschatz des Volkes ein Niederschlag aus vorhistorischer Zeit und geeignet sei, die nationale Litteratur und den Volksgeist überhaupt zu befruchten und zu verjüngen (in der Poesie bildete sich eine volks-

tümliche Richtung aus). Zunächst wurden polnische Volkslieder mit grossem Eifer gesammelt. Ausser den schon genannten Sammlungen gehören zu den älteren: Piosnki ludu Wielkopolskiego I (Volkslieder mit Melodien aus dem ehemaligen Grosspolen) von dem Musiker J. Lipinski, Posen 1842 (als zweiter Teil kann der aus dem Nachlass Lipinskis von O. Kolberg in Zbior wiadomości etnograficznych VIII, Krakau 1884. herausgegebene Liederschatz aus Grosspolen betrachtet werden); Pieśni ludu Krakowskiego mit Melodien von J. Konopka, Krakau 1844; Pieśni Podhalan czyli Górali polskich (Lieder der polnischen Goralen aus dem Tatragebirge), Warschau 1845 (mit ausführlichen Schilderungen des Volkslebens) und Pastorałki und Kolędy (nichtkirchliche Weihnachts- und Neujahrslieder, mit Melodien), Krakau 1843. In späterer Zeit erschienen dann, abgesehen von kleineren Mitteilungen in Zeitschriften, grössere Sammlungen nur von Dr. J. Roger, Pieśni ludu polskiego w górnym Szląsku (Polnische Volkslieder aus Oberschlesien. mit Musik), Breslau 1863, mit denen verwandt sind die polnischen Lieder aus der Gegend von Teschen: Pieśni ludu Szląskiego z okolic Cieszyna in Band IX des Krakauer Zbiór wiad. antropol. 1885, und von Dr. Cenova in Skorb kašebskoslovjnskje move (eine Anzahl von kurzen scherzhaften kaschubischen Liedern), Schwetz 1868 und in Sbjor pjesnj svjetovih (weltliche kaschubische Lieder. nicht immer Volkslieder, mit Angabe der Aufzeichnungsorte), das dritte Heft ist in Schwetz 1878 erschienen. Endlich finden sich auch Volkslieder in Werken und Abhandlungen, welche einen allgemeinen ethnographischen Charakter haben, so vornehmlich Kozłowskis Lud. Pieśni, podania, baśni i przesądy ludu Czerskiego na Mazowszu (Lieder, Sagen, Märchen und Aberglauben des masovischen Volkes im Lande Czersk), Warschau 1867—72; W. Kętrzyńskis O Mazurach, zbiór pieśni gminnych ludu mazurskiego w Prusach wschodnich (Volkslieder der Masuren in Ostpreussen, Sonder-Abdruck aus Przegl. Wielkop.) 1872; Witwickis von den Huculen (wie man annimmt, ruthenisierten Rumänen mit dem am Orte haften gebliebenen alten Namen der Uzen, ul — ist der Artikel) Lemberg 1873; L. Malinowskis ethnogr. Wanderungen in Schlesien in „Na dziś“ 1872; Petrow, Lud ziemi Dobrzyńskiéj (das Volk des Landes Dobrzin) in Bd. II des Krak. Zbior wiad. antrop.; Siarkowski, das Volk von Kielce, ebenda. schliesslich Professor Kopernicki, Pieśni górali Bieskidowych z Ratki (Volkslieder der Beskider Goralen aus Ratka) in Zbior Bd. XII von 1888. — Deutsche Übersetzungen sind ziemlich zahlreich: Volkslieder der Polen, gesammelt und übersetzt von dem bekannten Dichter W. P(ol), Leipzig 1833; Volkslieder der Polen und Ruthenen von C. Wurzbach, Lemberg 1846; Polnische Volkslieder der Oberschlesier, übertragen von Hoffmann von Fallersleben, Kassel 1865; Polnische Volkslieder der Oberschlesier von Dr. A. Weiss, 1867, von Erbrich. 1869, ausserdem sehr viele in den Schlesischen Provinzialblättern.

Systematische Schilderungen des gesamten polnischen Volkes, seiner Sitten, Gebräuche u. s. w. sind, ausser in den oben genannten Werken von L. Gołębiowski, nur von O. Kolberg (siehe unten), von Wojcicki in Zarysy Domowe (Zeichnungen von Haussitten), Warschau 1824 und von der Redaktion des Zbiór wiad. antrop. in Krakau unternommen worden. Einzelforschungen sind: Petrow in der schon genannten trefflichen Abhandlung über das Dobrziner Volk (mit Liedern und dankenswerten Hinweisen auf Parallelen in Kolberg u. a.) in Bd. II des Zbiór; Grajnert: Das Volk von Wieluń und Radom, auch mit Liedern, in Bd. IV von 1880; die nachgelassenen Sammlungen von J. Lipiński mit Schilderungen der grosspolnischen Gebräuche in Bd. VIII; St. Ułaniecki und Łukowiec, Ethnograph. Materialien aus Masowien Bd. VIII; endlich St. Ciszewski, Lud z Sławkowa (das Volk der Stadt Sławkow im Gebiete Olkusz) im zehnten Bande des Zbiór, 1886, ebenfalls mit Liedern.

Die umfassendste und beste Märchensammlung ist die von Gliński, Bajarz polski Baśni, powieści i gawędy ludowe (Märchen und Volkserzählungen), 4 Bändchen Wilna 1862²; früher schon hatte Wojcicki polnische Märchen herausgegeben unter dem ungewöhnlichen Namen Klechdy: „Klechdy, podania ludowe etc.“ 2 Bde. Warschau 1838, später 1851; beachtenswert sind die Sammlungen von R. Berwinski, Powieści Wielkopolskie (Grosspoln. Volkserzählungen), Bresl. 1840, von R. Zmarski, Podania i baśni ludu w Mazowszu (Sagen und Märchen in Masovien), Breslau 1852, und Kosiński, Sammlung von Märchen und Erzählungen der Beskiden Goralen in Zbiór V von 1881; zu berücksichtigen sind auch die Sammlungen polnischer Sagen von K. Baliński, Powieści ludu z podań, Warschau 1842, und von L. Siemieński, Podania etc. von 1856. Von den deutschen Übersetzungen sind zu nennen: Lewestam, Polnische Volkssagen und Märchen (nach Wojcicki), Berlin 1839; Dr. Toeppen, Aberglauben der Masuren und Masurische Sagen und Märchen, Danzig 1867.

Polnische Sprichwörter und Rätsel sind seit früher Zeit gesammelt worden (die älteste systematische Sprichwörtersammlung von Rysiński ist vom Jahre 1618). Wojcicki gab eine Sammlung heraus mit Erklärungen in Erzählungen, 3 Bde. Warschau 1830; ihr folgten die Sammlungen von Lipiński, der in Biblioteka Warszawska polnische Sprüche, freilich auch mit Sentenzen polnischer Schriftsteller herausgab; von Lompa: Przysłowia i mowy potoczne ludu polskiego w Szląsku Austryjackiem 1850 und eine Reihe von Anfzeichnungen in Zbiór antrop. in Krakau: Petrow Bd. II (siehe oben), Wierzbicki (Wetterkunde des polnischen Volkes in Sprüchen), Bd. VI 1882, Ułaniecka Bd. VIII (siehe oben) und Professor Kopernicki in einer wertvollen Sammlung von Rätseln der Beskider Goralen in Zbiór I, 1877. Wertvoll ist auch eine Sammlung polnischer Sprichwörter von Alex. Weryha Darowski: Przysłowia polskie odnoszące się do nazwisk szlacheckich i miejscowości (Sprichwörter mit Namen pol-

nischer Adelsfamilien und Ortsnamen), Posen 1874; ausserdem wird gegenwärtig eine Sammlung polnischer Sprichwörter von **Adalberg** durch die Mianowskische Gesellschaft in Warschau vorbereitet. — Über die polnischen Sprichwörter haben sich geäussert: W. P. in Kwartalnik Naukowy II 1835 und **Wojcicki** in Stare pawędy und Zarysy Domowe.

Äusserungen des **Volksglaubens** haben in der neueren Zeit verzeichnet: Z. **Gloger** (Aberglaube des Volkes von Narew und Bug über Vögel, Insekten u. s. w.) in Zbiór antrop. I, **Gustawicz** (Volksansichten über Naturerscheinungen) in Zbiór V und VI und **Gutkowski** in einer besonderen Abhandlung über Ansichten des Volkes von Tieren, Lemberg 1880.

IX. Alle die oben genannten älteren Sammlungen von Liedern und anderen materiellen und geistigen Gütern des polnischen Volkes wurden bei weitem überflügelt und fast entbehrlich gemacht durch die ethnographischen Arbeiten O. **Kolbergs**. Mit geringen Mitteln, denn nur in den letzten Jahren seines Wirkens genoss er die Unterstützung der Krakauer Akademie, hat er, durch unermüdlichen, opferfreudigen Fleiss, fast nur auf sich selbst angewiesen, eine ganze Bibliothek von Materialien zur polnischen Ethnographie in seinem Werke Lud, jego zwyczaje, sposób życia, mowa, podania, przysłowia, obrzędy, gusła, zabawy i piesni, muzyka i tańce (das Volk, seine Sitten, seine Lebensweise, Sprache, Sagen, Gebräuche, Spiele, Gesang, Musik und Tänze), einige Bände auch unter dem Titel Materyały do etnografii słowiańskiej, geschaffen, das bis jetzt zu 33 Bänden gediehen ist, ohne zum Abschluss gelangt zu sein; nachgelassene Sammlungen werden hoffentlich von der Krakauer Akademie herausgegeben werden. Vor seinem Tode, der am 3. Juni 1890 erfolgte und in das 50jährige Jubiläumsjahr seiner mühe- und verdienstvollen Thätigkeit als Ethnograph fiel, gab er einem solchen Wunsche Ausdruck. Der Nachlass soll für viele Bände ausreichen. Das genannte Werk umfasst: Piesni ludu polskiego, erste Serie Warschau 1857, auch unter dem allgemeinen Titel Lud u. s. w. (ein starker Band von etwa 500 Seiten mit Abbildungen); Sandomirskie, Band („Serie“) II, Warschau 1865 (hier ist auch der zweite allgemeine Titel Materyały etc. zu finden); diese beiden Titel wiederholen sich auch in den weiteren Bänden („Serien“) bis zum XI. Bande einschliesslich: Kujawy, Bd. III und IV, 1867; Krakowskie, Bd. V—VIII, Krakau 1871—75; Poznańskie, Bd. IX—XV, Krakau 1875—82; Lubelskie (das Lubliner Land), Bd. XVI und XVII, Krakau 1883—84; Kieleckie (das Land von Kielce), Bd. XVIII und XIX, Krakau 1885—86; Radomskie, Bd. XX und XXI, Krakau 1887 und 88; Łęczyckie, Bd. XXII, Krakau 1889, und Kaliskie (das Kalischer Land), bis jetzt nur ein Band und zwar der XXII. der allgemeinen Sammlung, Krakau 1890. — Besonders, ohne den allgemeinen Titel, sind erschienen: das Werk über die ruthenischen Pokutier, Pokucie-Obraz etnograficzny, vier Bände in Krakau

1882—89; das Werk über Masowien: Mazowsze-Obraz etnograficzny, vier Bände 1885—88 (noch nicht zum Abschluss gebracht), und über das Land Chelm: Chełmskie, bis jetzt ein Band, Krakau 1890; die ethnographische Schilderung des Landes Przemyśl befindet sich im Druck. — Der Erforschung dieses reichhaltigen Stoffes, vornehmlich im ersten Bande, ist eine vielseitige vorbereitende Thätigkeit vorangegangen: eine sorgfältige musikalische Vorbildung, Studien des Volkslebens in lebendigem Verkehr mit dem Volke und mit Volksfreunden, wie Wojcicki, Brodziński u. a., mit denen er als Jüngling unter einem Dache wohnte, und eifrige Sammlungen aus gedrucktem und handschriftlichem Material.

Oskar Kolberg entstammte einer deutschen protestantischen Familie aus Mecklenburg, sein Vater kam gegen 1800 nach Südpreussen als Ingenieur, 1819 nach Warschau als Professor der Geognosie an der Warschauer Universität. Eindrücke aus den frühesten Knabenjahren, empfangen von der treuen sangkundigen Amme Zuzka, von dem jugendlichen Musiker Chopin, von Brodziński u. a. zeichneten ihm seine Lebensaufgabe vor: Musik und Hingabe an die Volkskunde. Musiker vom Fach, gebildet in Warschau von Elsner und Dobrzyński, in Berlin von Girschner und Rungenhagen, fasste er, nachdem er seine Ausbildung im Warschauer Lyceum (1830) und in Berlin (1834—36) vollendet hatte, in seinen jungen Jahren, auf Anregung von Wojcicki, Dobrzyński und Brodziński, den Gedanken, den polnischen Volksgeist aus Volksliedern, Tänzen und Melodien zu erschliessen, und blieb trotz der Missgunst des Schicksals (er musste lange Jahre Privatunterricht erteilen, die Stelle eines Buchhalters bei der Direktion der Warschau-Wiener Eisenbahngesellschaft, bis 1857, und als Beamter in der Finanzkommission, bis 1861 versehen) dieser Lieblingsidee, der er alle freie Zeit und seine geringen Ersparnisse widmete, bis zu seinem Tode mit dem grössten Erfolge treu. Dabei fand er Zeit, musikalische Werke zu komponieren: er setzte zwei Opern, Polonaisen, Etuden u. a. auf. — In seinen ethnographischen Studien zog er bei wachsendem Eifer und reifenden Erfahrungen seinen Arbeiten immer weitere Grenzen: anfänglich sammelte er Lieder mit Melodien und Tänzen und beabsichtigte dieselben nach bestimmten Gruppen zu veröffentlichen, wie er es im ersten Bande gethan, der über 40 Liebeslieder von dem verführten Mädchen, oft mit sehr verschiedenen Melodien (das Lied Jasin poił konie allein mit 52) und über 460 Tänze enthielt. Vor dem Erscheinen des zweiten Bandes 1865 ging eine Wandlung im Plane des Verfassers vor; er verteilte seinen Stoff nach ethnographisch von einander geschiedenen, historisch gewordenen Provinzen („natürliche Grenzen der Stämme sind Wälder, Berge, grosse Gewässer, Heiden“ II) und glaubte auf diese Weise die Eigentümlichkeit einer jeden derselben hervortreten zu lassen: zwar sollte die Melodie in dieser Abgrenzung noch immer die Hauptsache sein, indessen das Volksleben in Sitte, Brauch u. s. w. den Rahmen bilden. So

berücksichtigte der Verfasser schon in dem zweiten (sehr dürftigen) Bande das Sandomirer Volk in Haus und Hof, in seiner Tracht und in den Sitten und Gebräuchen, von denen das Johannisfest und die Hochzeit genauer beschrieben sind. Schon hier hatte der Verfasser das Gefühl, dass man die kleinen Edelhöfe und die Kleinbürger vom Volke nicht trennen dürfe, und widmete dieser Gesamtheit seine Schilderungen und Sammlungen. In dem dritten Bande (Kujavien) ist die Tracht, Bauart, das Hausgerät u. s. w. des Volks schon sehr genau beschrieben und durch saubere Zeichnungen veranschaulicht und Märchen, Sprüchwörter, Spiele und Glaubenskundgebungen sind reichlich berücktigt, wenn auch die Volksmelodien vor allem im Vordergrunde stehen. In Band VII (Volksglaube des Krakauer Volkes über übermenschliche Mächte, Tiere u. s. w.) und Band XIII (Märchen der Krakusen) tritt die Absicht des Verfassers bewusst hervor, die Äusserungen des polnischen Volkes in allem dem, was sich das Volk erzählt, auch in den folgenden Serien zu berücksichtigen (Einleitung zu VII), obgleich es durch die Ungunst der Verhältnisse nicht hat geschehen sollen. In den Bänden, welche dem Posener Lande gewidmet sind, traten noch Sagen und Legenden hinzu, denen der Verfasser für die weiteren Serien besondere Aufmerksamkeit zu schenken versprach; auch für die sprachlichen Erscheinungen, die er, soweit sie das Posener Land betrafen, nicht in dem Hauptwerke, sondern in Zbiór wiadomości do antropologii krajowej I veröffentlichte, versprach er mehr Interesse zu zeigen, indessen lassen die weiteren Serien manches zu wünschen übrig. Im allgemeinen stellte sich bei der Anordnung des reichhaltigen Stoffes das folgende Programm fest: Schilderung der physischen Beschaffenheit des Landes, Schilderung des Volkes nach seinem Charakter, seiner Wohnung, Tracht, Beschäftigung und überhaupt in seiner äusseren Erscheinung, worauf dann die Aufzeichnung des geistigen Besitzes des Volkes in Sitte, Brauch, Wort und Lied folgt, stets mit Bevorzugung des Gesanges, auch bei der Schilderung der einzelnen festlichen Gelegenheiten; über das allgemeine, vornehmlich in Bezug auf Musik und Lied orientieren die trefflichen Einleitungen. Im Einzelnen ist die Mitteilung des Stoffes quantitativ abhängig von dem vorhandenen, überkommenen oder gesammelten Material, so ist z. B. Modlnica im Krakauischen sehr genau beschrieben, weil der Verfasser seit 1871 hier jahrelang wohnte; diesem Umstand wird wohl auch die grössere Berücksichtigung des Kostener, Buker und Fraustädter Kreises zuzuschreiben sein. Dagegen sind Haus- und Hofgeräte, gesellige Spiele, die Sprache und die sesshaften oder wandernden Bettler ungleichmässig berücksichtigt; Band XXII ist überhaupt sehr dürftig, vergleiche Lubicz „Ateneum“ 1890, III, 68 ff.; dass der Verfasser das gewünschte Material nicht immer zur Verfügung hatte, darüber beklagt er sich selbst. Bei der Gewissenhaftigkeit des Verfassers ist es selbstverständlich, dass er stets die besten Quellen für seine Volksstudien suchte, diese waren vor allem der Verkehr mit dem Volke selbst. Es

giebt keine Provinz des ehemaligen polnischen Reiches, in welcher er nicht, seit 1837, wo seine Wanderungen begannen, wiederholt reiste und sammelte, auch die russischen Gebiete durchwanderte er, wie er denn gegen das Ende seines Lebens Pokutien und Chelm ebenso, wie polnische Gebiete schilderte und reiche Materialien hinterliess. Seine Freunde erzählen, dass er auf diesen Wanderungen einzelne befreundete Edelhöfe aufsuchte und hier von den Hofbediensteten sich die geeigneten Personen aus dem Volke kommen, vorsingen und erzählen liess; der Vertrauen erweckende und anspruchslose Mann fand denn auch gewöhnlich Entgegenkommen, doch nicht immer in vollem Masse; in vielen Fällen kam er bei Festen, wohl meistenteils im Sommer und Herbst, mit dem Volke selbst in Berührung, sodass beispielsweise Hochzeiten und Erntefeste meist von ihm selbst beobachtet sind. Dabei beherrschte er die vorhandene reichhaltige Litteratur, Sammlungen und Berichte, wie Niemand, und machte von den gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen (z. B. den Fragebogen der Posener Gesellschaft der Wissenschaften) brieflichen und sonstigen Berichten ausgiebigen Gebrauch; früher gedruckte Lieder wiederholte er stets, wenn er eine neue Melodie für sie hörte. Die Zuverlässigkeit seiner Sammlungen ist, wenn man von einzelnen früher gedruckten, wiederholten Schilderungen absieht, genügend verbürgt, besonders zeichnen sich die eigenen Aufzeichnungen des Verfassers (Lieder, Tänze, Märchen, Sprüche u. s. w.), welche von denen anderer leicht zu unterscheiden sind, bis auf einige sprachliche Bedenken, durch Gewissenhaftigkeit aus; in vielen Fällen äussert der Verfasser selbst berechtigte Bedenken, wenn es sich z. B. um Mitteilung von Liedern ohne inneren inhaltlichen Zusammenhang, oder um Lieder, Erzählungen u. s. w. handelt, die ihm von schulmässig gebildeten Personen in die Feder diktiert worden sind.

Der grosse Wert der Sammlungen Kolbergs ist allgemein anerkannt und kann von dem Unterzeichneten rückhaltslos bestätigt werden: er sammelte viele Tausende polnische Lieder (deren Heimat und Aufzeichnungsort stets gewissenhaft angegeben ist) und beleuchtete dieselben durch etwa 8000 meist selbstgehörter, unverfälschter Melodien, die er dann an verschiedenen Stellen in wissenschaftlicher Weise erklärte (I, V, VI, VI, XII, XIII teils in den Einleitungen, teils im Texte, wo er sich vornehmlich über die Tänze äussert), was umsomehr ins Gewicht fällt, als der polnische Volksgesang und Tanz durch Beweglichkeit und Frische charakteristisch sich auszeichnet. Nicht nur Musiker vom Fach, sondern auch Ethnologen werden die wiederholten Ausführungen des trefflichen Kenners der polnischen Musik über den vorherrschenden Rhythmus ($^3/_4$ und $^3/_8$, den Kolberg am liebsten als molochus bezeichnen möchte V, V), die darin liegenden Stimmungen des Volkes u. s. w. mit Nutzen verfolgen. Von bleibendem Wert sind die Berichte des Verfassers über Hochzeiten und das Erntefest und die dabei gesungenen Lieder; auch der andere von Kolberg ge-

sammelte Liederschatz bietet Wertvolles, mögen auch die Lieder und besonders die Melodien nicht erschöpfend sein (unter den Krakauer Liedern befindet sich nur ein Flisakenlied). Vor allem ist anzuerkennen, dass der Verfasser die auf Edelhöfen und bei Kleinbürgern beliebten Lieder nicht ausgeschlossen und die Wechselwirkung zwischen Hof und Hütte berücksichtigt hat; so manches Lied ist von den Theaterbrettern zu dem kleinen Adel und in die bürgerlichen Kreise gewandert, um dann den Weg zum Volke zu finden, wie denn auch fremde Tänze: Schottisch, Walzer, Polka u. s. w. sich im Volke einbürgerten; andererseits wanderte so manches Volkslied unter die „Rockträger". Politische Lieder hat der Verfasser ferngehalten. Ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Verdienst Kolbergs ist die eingehende Schilderung des Volkes in den einzelnen Provinzen; das landläufige Urteil, dass man auf einer Quadratmeile das ganze polnische Volk kennen lernen kann, wird zwar im allgemeinen bestätigt, wie der Verfasser sich über einzelne Übereinstimmungen gelegentlich äussert (Einleitung zu XVII, XXII u. a.), aber im einzelnen bieten seine Schilderungen mit den dazu gehörigen Liedern (auch bei den Hochzeiten, welche im Grunde einen Typus zeigen) eine unendliche Fülle von Abweichungen; vornehmlich sind die Hinweise des Sammlers bemerkenswert, dass das Volkslied vor allem lokal ist: co wieś to pieśń (ander Dorf, ander Lied), was wohl vor allem von der Melodie zu verstehen ist. Was aber speziell Schilderungen betrifft, so hat Kolberg, und dies ist kein geringes Verdienst, die früheren Sammlungen und Berichte erschöpfend benutzt und somit das ganze ethnographische Material gesammelt: er benutzte nicht nur die bekannten Sammlungen und Arbeiten von Lipiński, Mięczynski, Grygorowicz, Gluziński, Przyjaciel ludu u. s. w., sondern auch solche Bücher, wie Tomicki, Mądry Wach (über das Leben eines Bauern im Posenschen). selbst Berichte in Zeitungen und Kalendern sind nicht vergessen und dem Streben nach Vollständigkeit dienstbar gemacht; selbst kunstmässige Idyllen wurden nicht verschmäht, weil sie kujawische Sitten schilderten (Band IV). Kolbergs Sammlungen von Märchen, Erzählungen, ergötzlichen Teufelsgeschichten, Sprichwörtern, abergläubischen Äusserungen u. s. w., obgleich nicht aus jeder Provinz mitgeteilt, sind als eigene Sammlungen an sich wertvoll, wertvoller noch dadurch, dass der Verfasser dabei die Ortssprache nach Möglichkeit genau nachschrieb und ebenso, wie bei Liedern, wiederholt auf Parallelen hinwies. Bei den Sammlungen schätzte er nichts gering, verzeichnete Schwüre, Flüche, Schimpfwörter, kraftvolle Ausdrücke, überhaupt alles Eigenartige, was aus dem Munde des Volkes stammt, wie er denn für die Bereicherung des polnischen Sprachschatzes sehr viel beigetragen hat. Eine Reihe von bunten, farbigen Bildern veranschaulicht die charakteristischen Volkstypen; leider ist dies nicht bei jedem Bande der Fall, in den letzteren Bänden findet sich nur in Bd. XXIII ein farbiges Bild.

Diese und ähnliche Vorzüge werden durch gewisse Schattenseiten nur wenig verdunkelt. Es ist schon hervorgehoben worden, dass abgesehen von den stets mit Vorliebe bevorzugten Liedern und Melodien, die Sammlungen und Schilderungen sehr ungleichmässig sind, wie sie die Gunst des Zufalls bot. Die früheren Bandreihen bieten mehr, als die späteren; einzelne Mitteilungen tauchen nur ganz vereinzelt auf, wie z. B. über Rechtsgewohnheiten; die interessante Nachricht über den Gemeindestab (Krępulec) findet sich nur X. 59; ebenso berücksichtigte Kolberg die Bettler nicht gleichmässig (XIX Lieder und Schilderungen, mitgeteilt von W. Siarkowski, Bd. XXI brachte Kolberg Bettlerlieder aus seiner Heimat); über die winterlichen Spiele, Fastnachtsvergnügen finden wir selbst aus solchen Gegenden, wie z. B. der Gnesener Gegend, wo sie vor vierzig Jahren noch sehr zahlreich erhalten waren, nur dürftige Nachrichten, ebenso über Musikinstrumente; die Kleinbürger (łyki war der ehemalige Ausdruck dafür), deren Lieder berücksichtigt sind, hat Kolberg nirgends geschildert, und doch war die Zeit seiner Wanderungen und Sammlungen vielleicht schon die letzte Zeit dafür. — Als Ersatz für die so häufig fehlenden Sprüchwörter, Rätsel u. s. w. können die sehr reichhaltigen Anmerkungen und Auszüge aus fremden Büchern am Ende eines jeden Bandes nicht gelten. Mit geringen Ausnahmen fallen sie in das Gebiet der Altertumskunde, vermeintlicher Mythologie und etymologischer Deutungen und sind meist von fraglichem Wert. Man wird dabei wol gern zugeben können, dass diese Noten uns, sozusagen, in die Bibliothek des Verfassers einführen und zeigen, in welchem Geiste Kolberg sammelte und arbeitete. Selbst in den Auseinandersetzungen mit R. Berwinski (Bd. VII) steht er treu auf dem liebgewonnenen Standpunkte, dass Volkslieder und alles das, was das Volk sich erzählt, Lagerungen sehr alter, vorchristlicher Zeiten seien; doch sind wir ihm dafür ebenso zu Dank verpflichtet, wie für die Mitteilung der polnischen Übersetzung des Malleus maleficarum und Bohomolec, Dyabeł w swoiey postaci .. — Eine schwache Seite der Arbeiten Kolbergs ist die sprachliche, nicht etwa in Bezug auf die Treue der Aufzeichnungen (nur in wenigen Fällen können Bedenken obwalten, wie IV in Rücksicht der S. 281, XVI S. 146), sondern vielmehr in den grammatischen (auf die Lautverhältnisse bezüglichen) Bemerkungen und in etymologischen Erklärungen (z. B. terem, korowaj XVI S. 146, über Sobota in Grosspolen XI bei Erwähnung des Sobótkafestes).

Es bedarf keiner Versicherung, dass ähnliche, wenn auch nicht zu umgehenden Ausstellungen nicht im Stande sind, die bleibenden Verdienste des Mannes zu schmälern, der fast aus eigenen Mitteln das ganze polnische Gebiet ethnographisch dargestellt und wertvolle Materialien zu einer solchen Darstellung Schlesiens, der polnischen Teile von Preussen und vieler russischen Provinzen (Podolien, Wolhynien, Ukraina u. a.) hinterlassen hat. Zu diesen Verdiensten gehört auch die fruchtbare und erfolgreiche

Anregung, die Kolberg durch sein Beispiel und seine vielseitigen Arbeiten (in Encyklopedya powszechna u. s. w.) gegeben hat. Seinen und Kopernickis Bemühungen ist es gelungen, eine Sektion für Anthropologie und Ethnologie bei der Krakauer Akademie der Wissenschaften zu begründen, deren bis auf 13 Bände gediehenen Publikationen oben zum Teil erwähnt sind. Als eine Frucht der von Kolberg gegebenen Anregungen ist auch anzusehen, dass in Warschau eine Gesellschaft entstanden ist, welche zunächst die sehr wertvollen periodischen Sammelwerke: Pamiętnik fizyograficzny, und seit 1887 unter der trefflichen Leitung von Dr. J. Karłowicz eine ethnographische Zeitschrift Wisła (die Weichsel) herausgiebt. Nicht minder dürfte die jetzt in Prag erscheinende Zeitschrift für czechische Volkskunde von Zíbrt und Niederle der Anregung von Kolbergs Arbeiten zuzuschreiben sein.

Breslau.

Kleine Mitteilungen.

Der Sonnenochse.

Auf der Fürstenschule St. Augustin zu Grimma in Sachsen ist es noch gegenwärtig Sitte, dass die Tertianer für die Primaner, ihre „Oberen", kleine Dienstleistungen zu besorgen haben. Insbesondere gehört in ihr Bereich die Ordnung in den Studiersälen während der Arbeitszeit. Während ich Ostern 1880—1886 dort als Alumnus weilte, gab es eine stereotype Wendung, mit der der Obere seinem Unteren befahl, die grünen Vorhänge zu schliessen, wenn sich während des Studierens die Sonne irgendwie störend einstellte. Sie lautete: „Norex, sperre mal den Sonnenochsen raus." Wir dachten dabei mit keinem Gedanken an einen Ochsen in der Sonne; es war nichts als eine altererbte Wendung, die man weiter brauchte, weil sie einmal üblich war. Unter den Bürgern der Stadt Grimma gab es etwas Ähnliches nicht; sie lebte nur noch in der kleinen Kulturgemeinschaft der Fürstenschule.

Einen weiteren Beleg für einen Rest einer Volksanschauung vom „Sonnenochsen" gab mir ein Spaziergang in der Nähe von Grimma Anfang der achtziger Jahre. Im Gespräche mit mir über das heisse Juliwetter äusserte ein kleiner Bauer oder Knecht, mit dem ich auf der Strasse ging, den Schweiss von der Stirn wischend: „Aber heite meents der Sonnenoxe gut".

Weitere Vorstellungsrudimente aus diesem Anschauungskreise aufzufinden, ist mir trotz gelegentlicher Nachfrage nicht geglückt.

Glasgow-Berlin. Dr. Alexander Tille.

Die Regenkatze.

Am südlichen Ufer des Chiemsees in Oberbayern (Prien und Umgegend) sagt man, wenn sich an den Bergen Wolkenstreifen hinaufziehen, als sichere Vorboten nahen Regens: die Regenkatze lauft den Berg hinan.

Man könnte darin ein Bild sehen, das von den auf den Dächern spazierenden Katzen entlehnt ist. Aber die Vorbedeutung auf den Regen lässt uns lieber daran denken, dass die Katze ein Wettertier ist. Sie putzt sich, wenn sich das Wetter ändern will. Füttert man sie, wird gut Wetter. Sie heisst Wetteras, Donneras; Gewitterwolken heissen in Pommern, Sachsen, Schlesien Bullkater, Murrkater, schwarze Kater, sie werden überhaupt Katzen verglichen (Mannhardt, Wald- und Feldkulte 2, 173). Wenn die Sonne in der warmen Zeit auf das Moor scheint, sagt man im Saterlande: de Summerkatten lôpe (Strakerjan Aberglaube und Sagen aus Oldenburg 2, 89. 378). Wenn die Katze geschlagen wird, kann sie Wirbelwinde machen (aus Westfalen, Zs. f. Mythol. 2, 93).

So zeigt sich jener oberbayrische bildliche Ausdruck im Zusammenhange mit einer alten weitverbreiteten Vorstellung von den Wettereinflüssen der Katze. Die wettermachenden Hexen wandeln sich bekanntlich sehr gern in Katzen; die Katze gilt als Hexentier, so wie sich auch die altgermanischen Waldgeister gern in Katzen wandelten (Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 89. 112. 146).

K. Weinhold.

Sancta Kakukabilla-Cutubilla.

In dem Wolfsthurner Hausbuch (oben S. 321) wird eine Sancta Kakukabilla als Helferin gegen Ratzen citiert. In Ottes Kirchlicher Kunstarchäologie 1, 566 (5. A.) ist erwähnt, dass in der Klosterkirche von Adelberg in Würtemberg das von Zeitbloom gemalte Altarbild eine Heilige mit zwei Mäusen zu ihren Füssen abbilde, unter der der Name Cutubilla steht, den man auch an einer Wandkonsole daselbst findet. Bekannt ist die heilige Gertrud von Nivelles als Schützerin gegen Ratten und Mäuse. Sie wird öfter abgebildet unter Ratten und Mäusen am Wasser stehend (Otte a. a. O. 573). K. W.

Graf Wolfen und seine Schwester Christina.

Volkslied.

Es reitet ein Jäger wohl über die Haid',
er wollte Graf Wolfen seine Schwester frei'n.
Meine Schwester Castina die kriegst du nicht,
sie ist ja vom Adel, das bist du nicht.
Ist sie denn vom Adel, so hübsch und fein,
sie hat sich doch ein klein Kindelein.
Mosje Jäger, das muss gelogen sein,
meine Schwester Castina ist Jungfer fein.
Sollen alle meine Worte gelogen sein,
deine Castina gleich kommen herein.

Er schickte der Castina wohl einen Bad,
  sie solle gleich kommen zu ihm herab.
Was schicket mein Bruder mir für einen Bad,
  ich sollte gleich kommen zu ihm herab?
Er pflegt mir zu schicken ein vergüldeten Wagen,
  die Pferde mit rotem Golde beschlagen.
Lang' mir mal her mein Windelband,
  darin ich kann schnüren mein jungen Drefand [1]).
A, lang' mir mal her mein vergüldeten Rock,
  darin ich mich kann schnüren als ein Popp.
A, lang' mir mal meine Büsse (Börse) her,
  ich will sie euch lohnen und nimmermehr.
Und als die Castina zu Pferde sprang,
  die gälen krusen Haare in den Nacken schwang.
Und als die Castina geritten kam,
  Graf Wolf stand vor dem Fenster und schauet sie an:
Mosje Jäger, das muss gelogen sein,
  meine Schwester Castina ist Jungfer fein.
Sollen alle meine Worte gelogen sein,
  so lasse die Castina zum Tanze herein.
Er gab der Castina wohl einen Tanz,
  der dauert wohl sieben Stunden lang.
Mosje Jäger, das muss gelogen sein,
  meine Schwester Castina ist Jungfer fein.
Sollten alle meine Worte gelogen sein,
  so lass uns lösen den Schnürband fein.
Und als der Castina gelöst der Schnürband,
  die schiere weisse Milch aus den Brüsten sprang.
Willst du nun lieber die Rute schmecken,
  oder willst du lieber das Schwert bedecken?
Ich will viel lieber das Schwert verdecken,
  viel lieber als die Rute schmecken.
Er schlug mit einem Säbel so lang',
  bis Leber und Lung' aus dem Leibe sprang.
Halt ein, halt ein! lieber Bruder mein,
  der König von Engelland ist Schwager ja dein.
Hättest du mir das nicht können eher sagen,
  so hätte ich dich nicht so sehr geschlagen.
Kannst du nur noch leben bis Morgen fruh,
  so will ich dir auch geben ein Reichtum dazu.
Ich kann ja nicht leben bis Morgen fruh,
  und giebst du mir auch ganz Schweden dazu.
Es dauert kaum bis an den dritten Tag,
  der König von Engelland geritten kam.
Guten Tag, guten Tag! lieber Schwager mein,
  dem König von Engelland hast du gelassen die Jungfer fein.
Mir ist unterwegs eine Historie erzählt,
  du hättst die Castina ums Leben gebracht.
Nun will ich dich haben auf einen Tisch
  und will dich gleich köpfen als wie ein Fisch.

1) ?, bei Müllenhoff Triafant.

Vorstehendes Lied ist aufgezeichnet worden von dem verstorbenen J. Cl. Kählert aus Schwienhusen in Hövede bei Tellingstedt in Dithmarschen im Jahre 1813. Dasselbe war ursprünglich plattdeutsch, wie die Wörter Castina, Bad (= Bote), Popp (Puppe), gälen krusen Haar u. s. w. zeigen. Eine Variante dieses merkwürdigen Liedes aus Dithmarschen findet sich bei Müllenhoff (Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg (Kiel 1845, S. 492 bis 495 mit Anmerkung) unter der Überschrift: Graf Hans von Holstein und seine Schwester Annchristine. (Danach bei Fr. L. Mittler, Deutsche Volkslieder. Marburg 1854, S. 270.) Wir hörten auch eine Variante dieses Liedes von einem Manne aus der Gegend von Heilbronn. Aufzeichnungen dieses Liedes aus andern Gegenden finden sich in 1. Parisius, Deutsche Volkslieder mit ihren Singweisen in der Altmark und im Magdeburgischen, 1. H., Magdeburg 1879, 3 Varianten; 2. Wunderhorn I, S. 248 (der Pfalzgraf am Rhein); 3. Wunderhorn II, S. 96 (272) (der grobe Bruder); 4. Aus Schlesien bei Hoffmann von Fallersleben, Schlesische Volkslieder mit Melodien. Leipzig 1842, No. 27; 5. Aus dem Hannoverschen Harz bei Pröhle (Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Aschersleben. S. 4 (Christinchen). Auf die Verwandtschaft mit dem altdänischen Liede Klein Christel und Herr Buris (Altdänische Heldenlieder Balladen und Märchen übersetzt von Wilhelm Grimm, Heidelberg 1811, Nr. 83) hat schon Müllenhoff hingewiesen. Singweisen sind, wenn wir recht unterrichtet sind, nur drei bekannt, bei Erk, Liederhort 45 aus dem Elsass, aus Schlesien (Hoffmann-Richter), und aus dem Magdeburgischen (Parisius).

Darenwurth bei Lunden i. H. Heinrich Carstens.

Vom Glückstopf oder Glückshafen.

Wenn Jemandem ein unerwartetes Glück zufällt, so hört man in unserer Gegend[1]) wohl die Redensart: Der hat in den Glückstopf gegriffen.[2]) Was es aber mit dem Glückstopf für eine Bewandtnis hat und wie er aussieht, das wissen viele nicht. Noch schlimmer steht es mit dem Wort Glückshafen, das von norddeutschen Schriftstellern nicht selten missverständlich gebraucht wird, z. B. mit der Wendung „in den Glückshafen einfahren." Hafen ist hier nichts weiter als das oberdeutsche Wort für Topf, wie Hafner für Töpfer[3]). Jene Schriftsteller

1) In Norddeutschland als Berlin, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Holstein, Hamburg, Lübeck, Bremen.

2) Auf Rügen hörte ich von einem armen Mädchen, das einen reichen Mann geheiratet, sagen: Die hat mal recht in den Glückstopf gegriffen.

3) Grimms Wörterbuch 4 B. 2. Abth. sagt S. 120: Das oberdeutsche Wort Hafen „findet sich auch über Süddeutschland hinaus in verengtem Sinne, sogar in Mecklenburg und Pommern, wo man darunter ein gläsernes gefäss versteht, in dem milch zum rahmen aufbewahrt wird." — Dies gilt auch von Berlin und Brandenburg. In Norddeutschland nennt man auch die cylindrischen Glasgefässe mit umgeschlagenem Rande, die man zum Einmachen braucht, Glashafen. — Auf Dänisch heisst es Lykke-Potte, auf Schwedisch Lyk-Potta, dagegen auf Englisch fortune's-urn, ein Beweis für die späte Entstehung des Begriffs in England. Französisch heisst der Glückstopf la blanque, in ihn greifen tirer à la blanque: blanque heisst auch der weisse Zettel im Stechbuch und bedeutet den Los-Zettel, welcher im Glückstopf liegt. — Über die spärliche Litteratur vgl.: Dr. Rich. Ehrenberg: Glückstopf-Geschichten (1589, 1606) in: Altona unter Schauenburgischer Herrschaft II, III. Altona, 1891 S. 54 ff.

müssten also, um in der richtigen Methapher zu verbleiben, schreiben: „in den Glückshafen greifen."

Der hier abgebildete Glückstopf oder Glückshafen aus der im Mittelalter so beliebten grauen harten Thonmasse (Katalog des Märkischen Provinzial-Museums Bd. B. IV. Nr. 2844) stammt aus Zehden in der Neumark; mutmasslich gehört er der Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts an, und zählt somit zu den ältesten Glückstöpfen, welche überhaupt bekannt sind. Er zeigt (vgl. die Figur) die Eigenschaften, die jeder rechte Glückstopf haben muss. Er darf keinen Anfang und kein Ende haben, weder Schnabel noch Tülle, weder Henkel noch Griff, drehrund (lat. teres) muss er sein, wie die Kugel der launischen Fortuna. Er muss hart gebrannt, innen und aussen glatt sein, der Boden flach; damit der Hafen nicht leicht erschüttert werden kann, muss er schwer sein (der Zehdener wiegt 9 Pfd.) [1]. Er muss einen gut schliessenden Deckel haben, der Hals muss schlicht und so weit sein, dass die Hand des Losziehers zwar bequem bis auf den Boden greifen kann, aber nicht so weit, dass der Loszieher gleichzeitig hineinsehen kann. Die Glückstopfslose sind der Regel nach cylindrisch aufgerollte Pergament- oder Papier-Streifen gewesen.



Richard Ehrenberg in seinen Glückstopf-Geschichten geht von dem Losorakel aus und bemerkt: „wenn auch das Christentum sofort das Losewerfen übernahm (Apostelg 1, 26), so muss hier ein ungemein tiefwurzelndes Bedürfnis zu Grunde liegen: das Bedürfnis, bei wichtigen Handlungen und Vorgängen eines eigenen Entschlusses überhoben zu werden, vielmehr die Entscheidung einer höheren Macht zu überlassen. Dementsprechend war das Losen stets ein feierlicher, oft geradezu ein religiöser Akt. Diesen Charakter hat es erst abgestreift, seitdem es in der Hauptsache nur noch dem Spiele dient und zwar der niedrigsten Art von Spielen, denjenigen, bei welchen es auf Gelderwerb abgesehen ist. [2]) In solchen schneidenden Kontrasten offenbart sich ein ungeheurer Wandel der sittlichen Anschauungen. Gewiss ist es kein Zufall, dass gerade das 15. Jahrhundert das Los vom Werkzeug des Orakels zu dem des Hazardspieles degradiert hat, dieses Jahrhundert der Renaissance und des Humanismus, das den Menschen von den starren Satzungen mittelalterlicher Dogmatik losriss und ihm seinen freien Willen wiederzugeben begann. Die ersten wirklichen Lotterieen fanden in Italien und Flandern statt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren sie jedenfalls schon in ganz West- und Mitteleuropa stark verbreitet. Am beliebtesten war diejenige Art Lotterie, welche man als „Glückstopf" zu bezeichnen pflegte, und die auch jetzt noch so heisst, indess nur noch hie und da auf Jahrmärkten üblich ist[3]. Im 17. Jahrhundert war das anders. So wird von einem Glückstopfe in

---

1) Die Glückstöpfe in Thüringen waren aus einem vorzüglich geeigneten Stein, dem Schlangenstein oder Serpentin gedreht.

2) Eine niedrige Art von Spiel war es freilich auch, als die Kriegsknechte um Christi Kleider losten (Matth. 27, 35; Markus 15, 24; Joh. 19, 23, 24), worauf der Psalmist 22, 19 anspielt. E. Fr.

3) Im Italienischen wird Glückstopf geradezu mit lotto übersetzt, wobei zu bemerken, dass Lotto im engeren Sinne das zuerst im 17. Jahrhundert in Genua eingerichtete Glücksspiel der Zahlenlotterie (lotto di Genova) genannt wird Grimms Wörterbuch

Erfurt berichtet, wobei die Gewinnste in Gegenwart der Ratsherren von einem ‚ungelahrten Knechte' gezogen wurden und sich auch der Herzog Wilhelm von Weimar beteiligte, aber nichts gewann."

Das Verfahren beim Gebrauch des Glückstopfes ist ein sehr einfaches: die gerollten Lose sind teils unbeschrieben (die Nieten), teils mit Nummern, oder mit der Bezeichnung des Gewinns versehen. Ein unschuldig Kindlein mit verbundenen Augen soll mit blossem Arm in den Topf greifen und allemal nur ein Los herausziehen.

Dass es hierbei nicht immer so, vielmehr recht unehrlich zuging, das erhellt aus dem 1585 erschienenen Werke von Parzoni, La piazza universale di tutte le professioni del mondo, wie dies eine von Ehrenberg citierte Stelle aus der deutschen Übersetzung von 1626 erweist[1]).

„Hierher (d. h. zu den Wahrsagern, sortilegi!) gehören auch die Glückshäffner, welche mit gar einem betrüglichen Handwerk umbgehen. Dann es laufft allda allerhand Betrug und Vortheil mit unter. Da gibt man etlichen Bekandten die Zettel in die Hand, welche thun, als wann sie aus dem Hafen herauslangten. Haben gross Glück, aber tragen wenig davon zu Haus und nichts mehr als ihren gedingeten Lohn, dass sie andere helffen, hinan zu führen. Da siehet man einen gantzen Hauffen Silbergeschirr, welches aber nur meistentheils chymisch und falsch ist oder so leicht und dünne, dass man nicht viel mehr als das Gesicht (d. h. den Anblick) davon hat. Sie zeygen manchem eine schöne silberne Schüssel oder ein Becken. Wann ers gewinnt, so muss er wol mit einem Sturmhut (Blechkappe) fürlieb nemmen. Mancher gewinnt eine güldene Ketten von fünffhundert Cronen, muss aber mit einem par Armbänder, wann es wol gerät, die kaum zehen werth seynd, nach Hauss gehen. Sie verheissen, es soll der gantze Glückshafen in 14 Tagen ausgehen, were ihnen aber leyd, wann sie nicht ein par Jahr damit zu thun hetten. Und damit man ja sich keines Betrugs zu befahren, wissen sie einen geschliffenen Gesellen darzu zu bestellen, welcher die Brieff und Losszettul heraussianget, weiss sich aber wol zu hüten, dass er nicht auff die Seite greiffe, da die guten Loss ligen, wann sie anders auch drinnen sind." —

Eine eigentümliche Form und Anwendung des Glückshafens habe ich in Neapel gefunden, dessen Bewohner zum grossen Teil bekanntlich besonders

---

bemerkt: „Lotterie, ein glücksspiel, die fortsetzung des glückshafens oder glückstopfes. Das Fremdwort zeigt sich zunächst im niederländischen des 16. jahrh. in einer allgemeinen bedeutung: loterije, sortes, sortitio, sortitus, sortiendi actus, sortilegium, in nächster beziehung stehend zu loter sortitor, und lot sors, der niederländischen Form unseres los; gleichzeitig begegnet das wort aber auch, und neu in der oben angegebenen eigenthümlichen bedeutung, im englischen als lottery (bei Shakespeare auch wie los, antheil) und im franz. als loterie, und wurzelt hier ebenfalls im heimischen boden, da das zu grunde liegende lot, los ebensowohl englisch, als, durch sehr alte entlehnung, auch französisch war, und hier sich selbst ein verbum lotir losen dazu gebildet hatte. Die ersten glücksspiele unter dem namen lotterie kennen wir aus England und Frankreich (gegen ende des 16. jahrh.), bei uns ist der name vor dem vorgeschrittenen 17. jahrh. nicht in schwang gekommen."

1) Ehrenberg S. 58: „Der Gluxdopp ist noch auff seinem Lusthausse und stickt in einem schwarzen Sacke. Welcher Orsachen hat er ihn anders zu sich genommen? Das kann ein Kint wol forstehen." — S. 60: „Potz Sacrament, Abraham, ich habe die beiden Zetteln von den grössesten und teuresten Ringen und dem Kutzwagen aus dem Topfe behalten. Du muss sehen, wann du vermerkest, dass der Ambtman den Topf wolt visitiren, dass du die zuvor mit Behendigkeit wieder in den Topf brengest, und ihme gewiesen, wie er sie under dem Daumen verbergen und in den Topf brengen soll."

wundersüchtig und abergläubisch sind. Wenn ein Lotteriespieler eine Anzahl von Nummern ermittelt hat, von denen er glaubt, dass sich darin die Glücksnummer finde, so lässt er sie von einem dafür mit ein paar Soldi belohnten Manne, welcher für den Zweck besonders abgerichtete Tauben besitzt, auf gerollte Zettel schreiben und in einen Glückshafen, der dem Futternapf der Taube ähnelt, symmetrisch angeordnet, hineinlegen. Wie ich nun auf Santa Lucia selbst gesehen, holt die Taube, sobald der Glückshafen ihr vorgehalten wird, aus demselben ein Los hervor. Da die Taube ein frommes und unschuldiges, als Symbol des Heiligen Geistes sogar ein geweihtes Tier ist, so meint der Neapolitaner, dass die von der Taube ausgewählte Zahl ihm als Losnummer Glück bringen werde.[1])

Nicht allein die Ausbildung und öffentliche Ausübung des Lotterie- und Lotto-Wesens hat den Glückstopf verdrängt, sondern seine eigene Unbehilflichkeit und verhältnismässige Gebrechlichkeit. Wo ähnliche Verlosungen noch üblich sind, tritt der Glücks-Sack oder der Glücks-Beutel an die Stelle. Ich will diesbezüglich noch anführen, wie ich unsern Kaiser Friedrich, als Kronprinz, auf einem Wohlthätigkeits-Bazar selbst mit einem solchen Glücks-Beutel habe herumgehen sehen. Gegen Zahlung von 20 Mk. konnte man aus dem von dem Prinzen vorgehaltenen Beutel eine Losnummer entnehmen: jedes Los gewann wenigstens eine Kleinigkeit.

Berlin. E. Friedel.

Professor Dr. Anton Birlinger †.

Am 15. Juni 1891 verschied zu Bonn nach längerem Leiden der ausserordentliche Professor der deutschen Philologie Dr. Anton Birlinger. Es ist mehr als eine Herzenspflicht, welcher der Unterzeichnete nachkommt, wenn er in wenigen Strichen versucht, das rastlos thätige Leben eines Mannes vorzuführen, der treu für die Volkskunde gearbeitet hat. Nach den eigenen Aufzeichnungen Birlingers im Vereins-Album des Bergischen Geschichtsvereins wurde er geboren den 14. Jänner 1834 im Wirtshaus zum Löwen, in Wurmlingen bei Tübingen. Der Elementarschule des Heimatsortes verdankte Birlinger seinen ersten Unterricht. Die Lehrer des Ortes waren seit langem aus seiner Familie hervorgegangen, wie auch ehemals die Vögte der Gemeinde, als solche noch zu Vorderösterreich gehörte. Lehrer und Pfarrer erkannten bald die grossen Fähigkeiten des Knaben. Den Vater hatte er mit 5 Jahren verloren; der Stiefvater bestimmte den kräftigen Knaben für die Landwirtschaft. Aber diese Absicht sowol als der Wunsch der Mutter, er möge Lehrer werden, wurden nicht erfüllt. In den Jahren 1848—50 finden wir Birlinger auf der Lateinschule von Rottenburg am Neckar. Nach Absolvierung des bekannten würtembergischen Landexamens trat er ins Rottweiler Konvikt ein und studierte darauf von 1854—58 an der Universität zu Tübingen katholische Theologie. Schon hier trat seine Vorliebe für germanistische Studien hervor, wozu die Anregung von Dr. Lauchert in Rottweil ausgegangen war. Seiner Beziehungen zu Uhland thut Birlinger in den erwähnten Aufzeichnungen keine Erwähnung. Nach empfangener Priesterweihe (1859) war er kurze Zeit in der praktischen Seelsorge thätig und ging dann mit Staatsunterstützung behufs Fortsetzung seiner altdeutschen Studien nach München (1861), wo Vollmer und

1) Vgl. E. Friedel: Tierleben und Tierpflege in Italien. Zeitschrift „Der Zoolog. Garten“ Jahrg. XV S. 212.

Konr. Hofmann grossen Einfluss auf ihn ausübten; dann nach Breslau und Berlin (1868). Er habilitierte sich 1869 in Bonn. Hier wurde ihm 1872 ein ausserordentlicher Lehrstuhl für deutsche Philologie übertragen. Bei der Bewegung, welche aus Anlass des vatikanischen Konzils unter den Katholiken Deutschlands sich erhob, trat er entschieden auf die Seite der Altkatholiken und ist ihnen bis zum Lebensende mit ganzem Herzen zugethan geblieben.

Als akademischen Lehrer zeichnete den Heimgegangenen ein oft derber Humor und eine gewisse Jovialität aus. In seinem Äusseren hatte er etwas burschikoses; seine reckenhafte Gestalt bewegte sich in zwangloser Kleidung und Haltung. Ein warmes Herz für die, denen er einmal seine Freundschaft zugewandt, zeichnete ihn aus.

Seine Bedeutung für die Wissenschaft liegt entschieden auf dem schriftstelleschen Gebiet. Die Kritik, die er an sich selbst übte, seine Durchbildung in vielen Zweigen der deutschen Philologie, eine seltene Belesenheit, eine vorzügliche Sammlung der seltensten Werke und nicht zuletzt ein gutes Gedächtnis unterstützten ihn bei seinen Arbeiten. Vor allen Dingen muss hier seiner Alemannia gedacht werden, Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses, Oberrheins (und Schwabens) Bonn 1873—1891 (Bd. I—XIX, 1); sie wird ein unerschöpflicher Born für schwäbisch-elsässische Volkskunde bleiben. Ausschliesslich dem schwäbischen Volkstum gewidmet sind folgende seiner Werke: Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg 1861. 62. 2 Bde; dazu ein Wörterbüchlein, Freiburg 1863; Nimm mich mit Freib. 1862; Die Augsburger Mundart, Augsburg 1862; Schwäbisch.-Augsburgisches Wörterbuch, München 1864; So sprechen die Schwaben, Berlin 1868; Die Sprache des Rottweiler Stadtrechts, München 1865; Alemannische Sprache rechts des Rheins seit dem 13. Jahrhundert, Berlin 1868; Aus Schwaben, Wiesbaden 1874. 2 Bde.; Rechtsrheinisches Alemannien, Grenze, Sprache, Eigenart, Stuttgart 1890. Im Verein mit dem ihm im Tode (Dezember 1889) vorangegangenen Professor W. Crecelius gab er Des Knaben Wunderhorn, Wiesb. 1874—76 neu heraus, und liess Altdeutsche Neujahrsblätter für 1874, Mittel- und Niederdeutsche Dialektproben (Wiesbaden) drucken.

Ein wackerer Gelehrter, ein feiner Lateiner, ein edler Mensch, begeistert für die Bevölkerung seiner Heimat, deren Pulsschlag er wie selten Einer verstand, ist mit ihm dahingeschieden.

Elberfeld. Schell.

Albert Kretschmer †.

Am 10. Juli dieses Jahres starb in Berlin plötzlich und unerwartet der auf dem Gebiet der Kostümkunde weiten Kreisen bekannte Maler und Königliche Professor Albert Kretchmer. Am 27. Februar 1825 zu Berghof bei Schweidnitz als Sohn eines Oekonomen geboren, trat er mit 17 Jahren in die Berliner Kunstakademie ein, wo er, besonders unter der Leitung von Karl Begas, sich zum Genremaler ausbildete. Bestimmend für seine weitere Laufbahn wurden Aufträge seitens der General-Intendantur der Königlichen Schauspiele, die für die Ausstattung historischer Dramen und Opern erforderlichen Entwürfe herzustellen, welche zu seiner Berufung als ständiges technisches Mitglied an den Königlichen Theatern führten. Seitdem wendete sich sein Interesse immer ausschliesslicher einer künstlerisch-litterarischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Trachtengeschichte

zu. Die erste Frucht dieser Studien bildete das grosse in Farbendruck ausgeführte Prachtwerk „Die Trachten der Völker vom Beginne der Geschichte bis auf die Gegenwart.“ Leipzig 1864, welches die ungeteilte Anerkennung aller Fachleute fand und 1882 in 2. Auflage erschien. Wie dieses Werk die erste bildliche Gesamtdarstellung der Trachten aller Kulturvölker bildete, so vereinigte sein zweites grosses Prachtwerk „Die Deutschen Volkstrachten“ zum ersten Mal in umfassender Weise die Trachten sämtlicher deutscher Stämme. Das Material hierzu hatte er auf wiederholten Studienreisen durch Deutschland und Deutsch-Österreich in den Jahren 1864—1870 gesammelt und damit nach einer wichtigen Seite hin die Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde ergänzt. Je mehr aber die bäurische Kleidung in den letzten Jahren durch die städtische zurückgedrängt wird, um so wertvoller ist es, dass in jenem Werk die alte Stammestracht, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten allgemeiner Brauch war, für immer festgehalten ist. In „Die Deutschen Volkstrachten“ ist nichts aufgenommen, was der Verfasser nicht selbst gesehen und nach der Natur gezeichnet hat. Vor einigen Jahren erschien eine bedeutend wohlfeilere Volksausgabe des Werkes, um Schleswig-Holstein, Elsass-Lothringen und Litauen vermehrt, welche freilich wegen ihrer Herstellungsweise in der künstlerischen Wiedergabe der Bilder nicht ganz zur Zufriedenheit des Verfassers ausfiel. Zu weiterem Wirken auf demselben Gebiete fand er in den letzten Jahren als Mitglied des von Herrn Geh.-Rat Virchow begründeten Vereins des „Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ in Berlin Gelegenheit, woselbst unter anderem die Aufstellung des Spreewälder Zimmers unter seiner sachkundigen Leitung erfolgte. Auch dem Verein für deutsche Volkskunde gehörte er als Mitglied an; die farbigen Tafeln 1 und 2 dieses Bandes sind von seiner Hand.

In den letzten Jahren beschäftigte ihn ein neues umfangreiches Kostümwerk, welches die historische Entwickelung der einzelnen Teile der Tracht vom Mittelalter an bis auf die Jetztzeit übersichtlich in Bild und Wort zur Darstellung bringen sollte. Es war ihm nicht beschieden dasselbe zu vollenden. Wenige Stunden, nachdem er noch an diesem Werk gearbeitet, riss ihn ein Gehirnschlag aus seinem arbeitreichen Leben hinweg.

P. Kr.

Bücheranzeigen.

E. H. Meyer. Die eddische Kosmogonie. Ein Beitrag zur Geschichte des Altertums und des Mittelalters. Freiburg i. Br. 1891. S. 118. 8°.

Das vorliegende neue Werk des bekannten Mythologen schliesst sich an sein Buch über die Völuspa (Berlin 1889) an und bezeichnet sich selbst als eine gründlichere Ausarbeitung dessen, was der Verfasser über den kosmogonischen Anfang des bedeutsamen Gedichtes dort vorgetragen hatte. Herr Meyer, der Herausgeber der 4. Ausgabe von J. Grimms deutscher Mythologie, steht bekanntlich auf völlig anderm Standpunkt als J. Grimm, nachdem er sich der Bang-Buggeschen Richtung angeschlossen hat, d. h. die skandinavische Mythologie, soweit sie durch die alten litterarischen Zeugnisse überliefert ist, als wesentlich unnordisch und un-

germanisch zu erweisen trachtet, und ihren Inhalt aus antiken und orientalischen Quellen ableiten will. So stellt er denn auch in diesem Buche als Grundsatz auf (S. 14 ff.), dass die Germanen von einer Schöpfung gar nichts wussten und die germanischen Götter keine Schöpfungskraft hätten. Ja es hätten der germanischen Sprache die Worte für schaffen, Schöpfer, Schöpfung gemangelt (Herr Meyer hält sie also für Fremdworte!), und wo sie vorkämen, beruhten sie auf christlichen Gedanken. Gelehrte christliche Geistliche schwärzten die Lehre von Schöpfung, Erlösung und jüngstem Gericht in die alte nordische Götterlehre und zerstörten dieselbe hiermit (S. 27 ff.). Die echte nordische Religion sei nicht aus der Edda, sondern aus der noch heute lebenden Volksüberlieferung zu schöpfen; diese aber wisse nichts von einer Schöpfungsgeschichte.

Die Quellen der eddischen Kosmogonie liegen nach Herrn Meyer in der Genesis und in dem platonischen Timäus (in der Bearbeitung des Chalcidius). Beide beruhten wieder auf der babylonischen Weltschöpfungslehre, in welcher die Stadien des Gewitters in Stadien der Schöpfung verwandelt seien.

Genesis und Plato seien zuerst durch Philo von Alexandrien, dann durch Augustinus, später durch Joh. Scotus Erigena und andere mittelalterliche Theologen verschmolzen worden. Die paar heidnischen Götternamen und heidnisch klingenden Kenninge in der Völuspa kämen nicht in Betracht, denn ihr Inhalt sei durchaus biblisch oder platonisch. Die Völuspa sei das Produkt eines gelehrten isländischen Theologen, der kaum 100 Jahre nach Einführung des Christentums auf Island, etwa um 1100, im vollen Besitz der höchsten damaligen Wissenschaft, das Gedicht auf der entlegenen Insel hervorbrachte! (S. 115).

Von S. 54 ab beweist Herr Meyer, dass die Vorschöpfung und die sechs Schöpfungstage in der Völuspa zu erkennen seien. Die Vǫlva stellt er hin als christliche Pseudovǫlva, der morgenländischen Sibylle vergleichbar, als Nachbildung der biblischen Sapientia, welche der höchst gebildete Dichter zum Gefäss seiner wunderbaren Belesenheit machte.

Gleich die ersten Verse des Völuspa sind Nachbildungen biblischer Stellen. Unbekümmert um die germanische Parallelen zu dem Gebot der Stille, womit das Gedicht anhebt, leitet Herr Meyer sie aus Sprüche 8, 4 ff. Jes. Sirach 24, 9—11. Dass die Seherin aus eigener Erfahrung von den Riesen weiss, muss sich auf Hiob 28, 26 ff. Sprüche 8, 22 ff. gründen. Die neun Welten sollen aus heidnischer Vorstellung ganz unerklärlich sein, weil Herr Meyer sie aus den neun Engelchören oder Engelhimmeln ableiten will, als ob er von der Bedeutung der Zahl neun in den germanischen Vorstellungen von Zeit, Raum und dem ganzen Leben nichts wüsste. So bringt er es freilich fertig, auch das kleinste germanische Fältchen aus den Mienen der Vǫlva zu tilgen (S. 64); uns aber verstärkt diese Methode durchaus nicht die Neigung, seinen gelehrten Beweisen zu vertrauen, und uns die prächtige Gestalt der nordischen Prophetin, deren „wuchtiges Auftreten“ auch Herr Meyer bewundert, in eine Kunstfigur verwandeln zu lassen, durch deren Mund ein isländischer Priester seine Lesefrüchte (aus welcher Bibliothek wol?) ausstreute, nachdem er sie mit heidnischem Katzengold überzogen hatte.

Eine andere Urschöpfungsgeschichte wird S. 65 als Parallele zu Völuspa 1. 2 beigebracht, nämlich die Strophe 38. 39 der Hyndluljod, wo von der Geburt Heimdalls die Rede ist. Herr Meyer bringt es fertig, darin den unigenitus Christus zu erkennen, da er kurzweg behauptet, abgesehen von den neun Müttern und der Geburt am Erdrande, sei alles christlich darin. Hieran knüpft sich der Ausspruch, Buri und Borr seien der genitor und der genitus der christlichen Urkosmogonie. Vermutlich hält Herr Meyer auch Tuisto und Mannus, und den

grossen als origo gentis im swebischen Bundesheiligtum verehrten Gott, für Abklatsche christlicher Originale!

Unmöglich können wir alle einzelnen Umdeutungen gleichen Styls hier anführen. Nur das wichtigste sei berührt. Bei dem 1. Schöpfungstage (Völ. 3 = Genes. 1. 2. 7. 9. 10. 12) bemüht sich Herr Meyer zu erweisen, dass die formlose Urmaterie der christlichen Kosmogenie durch Ymir (der aus Hymir durch die Skalden des 10. Jahrhunderts gemacht sei) vertreten werde. Die Entstehung Ymis (Vafthrudn. 31, Snorr. E. 1, 40 ff.) stamme aus der platonischen Lehre. In Snorres Ymirgeschichte seien die platonische Elementartheorie und die Abyssusvorstellung der Genesis gemischt. Die Namen Niflheim und Muspellheim gehörten zwar Snorre, aber die Begriffe stammten aus Nox und Luna, wie sie christliche Kunst des 10.—12. Jahrhunderts ausgebildet habe. Ymis fruchtbarer Schweiss stamme aus den gnostisch-persischen Vorstellungen von Ahuramazda; er selbst gehe auf den ophitischen Jaldabaoth zurück. Auch die Urkuh Audhumla gehöre zur ophitischen Urmaterie: Snorre habe durch sie das „schlüpfrig-weibliche Wesen“ der Ophitenlehre wiedergegeben (S. 89). Der sechshäuptige Sohn Ymis spiegle die sex virtutes wieder, die hrímþursar seien keine Reifriesen, sondern schädigende Riesen (also nicht hrím, sondern hrími stecke im Namen)! Der nordische Heidenglaube habe zu dem ganzen Ymirmythus höchstens den Namen beigesteuert, aber auch dieser sei zweifelhaft, da er mit ymiss zusammenhängen und die platonische Bezeichnung der Materie als diversum enthalten könne (S. 90).

In solcher Art werden auch die folgenden Völuspastrophen behandelt. Hervorgehoben sei die Behauptung, dass schmieden und bauen d. i. bilden und schaffen den nordischen Göttern versagt gewesen sei, nur Zwerge und Elben könnten es. Das Zimmern der hǫrg ok hof (Völ. 7) passe auch schlecht in das ausschliesslich von Kampf und Gelag ausgefüllte Walhallaleben der Einherjar (S. 100). Schön ist die Gleichung einherjar = oberen Gottheiten, Walhallaleben (!) gleich der die Welt durchdringenden und erfüllenden Thätigkeit Týs, Thórs, Odins, der Wanengötter u. s. w.

Das anlegen von Essen und das schmieden leitet Herr Meyer aus Honorius spec. eccl. ab, die Heiterkeit der Götter (Völ. 8) aus der Stelle ridit quod esset bonum Genes. 1., und das Auftreten der Nornen muss Timäus-Chalcidius c. 143 verschulden. Auch die Zwergenbildung (Völ. 9—16) soll aus dem Timäus stammen (S. 106 ff.), wo Dämonen beauftragt werden, die Wesen aus den Elementen zu bilden. Auch Völ. 17. 18 verrieten platonische Ideen. Zuletzt erfahren wir (S. 113), dass Hoener der Prophet Henoch und Lóþorr kein geringerer als Elias ist, was Herr Meyer ja schon früher gelehrt hat.

Als Bugge die nordische Mythologie in ähnlicher Art aufzulösen versuchte, gab es in Deutschland einige Germanisten, die sich durch Bugges Gelehrsamkeit und Scharfsinn blenden liessen und ihm glaubten. Die meisten von uns aber bedauerten die im Prinzip verfehlte Arbeit eines hochverdienten Gelehrten, und Müllenhoff gab nach seiner Weise eine Antwort, die anch Herrn Meyer gelten kann. Herr Meyer wünscht im Vorwort seines Buches, dass seine Kritiker die Frage vom einzig richtigen Standpunkt, vom historischen, beurteilen möchten. Wir bedauern, dass der Herr Verfasser diesen historischen Standpunkt, als er sein Buch schrieb, so völlig vergessen konnte. Unhistorisch ist es, zu behaupten, ein so reich begabtes Volk als die Germanen habe keine ausgeführten, in Mythen gefasste Vorstellungen von Gottheit, Welt und Menschheit gehabt, höchstens einige Götternamen gebildet, und selbst diese seien nur Nachbildungen unverstandener Fremdwörter. Unhistorisch ist es, abzusehen von den zwar dürftigen, aber alten

Nachrichten der Römer über die deutsche Religion, Nachrichten, die sich in neuster Zeit durch Inschriftenfunde merkwürdig erweitern, aus denen sich schliessen lässt, wie früh und reich unsre Götterwelt entfaltet war. Unhistorisch ist es statt dessen eine aus allen möglichen Quellen zusammengeronnene mittelalterliche christliche Tradition als den Körper dessen anzunehmen, was uns von Mythen überliefert wird, und um das zu beweisen, gewaltsam zu interpretiren und keck zu conjiciren. Bei solcher Unmethode kann man natürlich alles aus allem machen, und es ist ein Kinderspiel, die Mythen aller Völker auf die Ursprünge zurückzuleiten, welche man irgend annehmen will.

Dass Snorre und seine Zeitgenossen manches in ihre Darstellungen der nordischen Mythen hineingetragen haben, das unheidnisch ist, habe ich nie geleugnet. Aber dass die Völuspa in ihrem ganzen Aufbau und in ihrem Hauptinhalt kein echtes Denkmal nordischer Religion, sondern die frivole Spielerei eines isländischen Theologen des 11. Jahrhunderts sei, wird Herr Meyer uns nicht beibringen, weder durch dieses Buch, noch durch die in Aussicht gestellten künftigen Abhandlungen.

K. Weinhold.

Questionnaire de Folklore publié par la Société du folklore Wallon. Liège. H. Vaillant-Carmanne 1890. S. XII, 153. 8°.

Im Auftrage der Wallonischen Gesellschaft für Volkskunde hat Herr Eug. Monseur in Lüttich dieses Fragebuch herausgegeben, die gemeinsame Arbeit mehrerer Männer, deren jeder bestimmte Gebiete der Volksüberlieferungen übernahm, während Herr Monseur ausser seinem Anteil noch die Bearbeitung des Ganzen ausführte. Es sind 1859 längere oder kürzere Fragen über das, was die Wallonen meinen und glauben von wunderbaren Wesen, von Tieren, von Ackerbau, Pflanzen, Heilkunde, welche Gebräuche und Meinungen sich an die Hauptpunkte des menschlichen Lebens knüpfen, dann über Sagen und Märchen, Himmels- und Wetterkunde, Volkslieder, Zauberei und Weissagung, Kinderreime und Spiele, Spottnamen, häusliche Gewohnheiten, endlich über den Festkalender. Um nicht durch blosse Fragen zu ermüden, und in der richtigen Erkenntnis, dass die Leute dem Volksforscher nur Rede stehn, wenn er ihnen selbst erzählt, was er von dem weiss, wonach er fragt, sind zahlreiche Mitteilungen in allen Abschnitten eingeschaltet, die durch den Druck ausgezeichnet sind. Für die Schreibung des Wallonischen Dialekts ist ein phonetisches Alphabet aufgestellt. Das Buch macht einen sehr guten Eindruck und wir wünschen deshalb aufrichtig, dass der Questionnaire die besten und reichsten Antworten erhalten möge. Im Zusammenhang mit dem Questionnaire steht das inzwischen erschienene 1. Heft des Bulletin de Folklore, organe de la société du Folklore Wallon. Directeur E. Monseur. Bruxelles, Paris 1891. S. 80. 8°. Es enthält ausser einer Einleitung folgendes: La chanson populaire au moyen âge, par M. Wilmotte; Jeux d'enfants, par M. W., Contes, par E. Monseur; Chansons par O. C., Formulettes de possession, p. J. Defrecheux; Spectres et Fantômes p. A. Gittée; Revue de Livres. Statut und Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft. — Möge sie fröhlich gedeihen!

K. W.

Les contes populaires du Poitou par Léon Pineau. Paris E. Leroux. 1891. S. V. 316. kl. 8°.

Dieser 16. Band der Collection de contes et chansons populaires bringt

volkstümliche Erzählungen, die Professor Pineau in Tours aus dem Volksmunde in Lussac-les-Chateaux in Poitou gesammelt hat. Das Buch zerfällt in die Abschnitte: 1. Contes merveilleux. Aventures extraordinaires; 2. Féeries; 3. La Vierge, les Saints, le diable et les sorciers; 4. Contes d'animaux; 5) Faceties et bons tours, Moines et curés; 6. Divers; 7. Randonnées. Wir begegnen vielen alten Bekannten in französischer Form, deutschen Kindermärchen, mittelalterlichen Novellenstoffen, Schnurren und Schnaken. Zuweilen wird uns bedenklich, so bei der 8. Geschichte des 1. Kapitels: le mauvais curé et la méchante belle-mère, einer Variante der Erzählung von der unschuldig verfolgten Frau, insbesondere der Genovefalegende, worin erzählt wird, dass die Frau in der holen Eiche durch den Schlosshund ernährt ward. Dieser chien du château sieht aus wie eine chienne und diese chienne wie ein Missverständnis der deutschen „Hinde" oder „Hindin". — Herr Pineau hat sich bemüht, volkstümlich zu erzählen und deshalb oft ein mundartlich gefärbtes Französisch gebraucht. Nach Art unserer alten Spielleute lässt er mehrere Geschichten schliessen: ils me donnèrent un (bon) coup à boire — Eine table analytique et alphabétique schliesst das Buch. Hinweise auf andere Sammlungen, die gleiche oder ähnliche Geschichten enthalten, fehlen. K. W.

Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Zwei Bände. Dritte Auflage. Besorgt von Herman Grimm. Berlin 1861. Nicolaische Verlags-Buchhandlung R. Stricker. S. XX. 268; S. 215. 8°.

In den Jahren 1816. 1818 erschien das treffliche Buch zuerst; 1865 nach der Brüder Tode kam die zweite, jetzt die dritte, von Herman Grimm (gleich der zweiten) besorgte Auflage. „Wir empfehlen unser Buch", schrieben die Brüder 1816, „den Liebhabern deutscher Poesie, Geschichte und Sprache, und hoffen, es werde ihnen allen, schon als lautere deutsche Kost willkommen sein, im festen Glauben, dass nichts mehr auferbaue und grössere Freude bei sich habe, als das Vaterländische." Ein Wort zur Anpreisung dieses Buches zu sagen, das eins unsrer besten Bücher ist nach Sprache und Inhalt, wäre Thorheit. Über die kleinen Änderungen in äusserer Anordnung hat sich Herman Grimm in der Vorbemerkung geäussert. Möge das Buch in jedem guten deutschen Hause, hüben und drüben des Meeres, ein Hausbuch sein, aus dem man auch das Gefühl stärke für edles reines Deutsch. K. Weinhold.

Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigiert von Alois Hruschka und Wendelin Toischer. Prag 1891. Verlag des Deutschen Vereins. S. XVI. 542. 8°.

Das soeben ausgegebene 4. Heft bildet das Schlussheft dieser Sammlung mit Einleitung, Anmerkungen, Melodieen und Inhaltsverzeichnissen — das Ganze ein prächtiger und stattlicher Band, der uns ein echtes und köstliches Stück deutschböhmischen Volkstums und Volkslebens vermittelt, wie es wohl selten in dieser Vollständigkeit ein anderes Land aufzuweisen hat. Über die Bedeutung des Volksliedes, die wissenschaftlichen Grundsätze bei der Aufnahme und Anordnung, über die Vorgeschichte dieser Sammlung selbst und das bisher gedruckte Material haben

sich die Herrn Verfasser selbst ausgesprochen, denen für ihre sorgsame Mühewaltung und nicht genug zu schätzende Aufopferung gegenüber dem von allen Seiten auf sie eindringenden Material der Dank und die Anerkennung aller Volksfreunde gebührt. Was sie erreichen wollten bei der Herausgabe dieser Sammlung ist ihnen vollauf gelungen: eine wissenschaftliche brauchbare Sammlung zu geben und einen Beitrag zur Kräftigung und Stärkung des deutschen Volksgesanges zu liefern. Ungemein reichhaltig ist der Inhalt. Nr. I. Geistliche Lieder, Legenden, das festliche Jahr, enthält 105 Stücke. II. Historische Lieder 21. III. Allgemein weltliche Lieder, die in „Liebe und Ehe“ und „andere Stoffe“ geteilt sind, 376 Stücke. Nahezu 1000 Stück entfallen auf IV.: Vierzeilige. Kinderlieder V. enthält 440 Stücke. Als Anhang ist noch zur Probe das „Braunauer Weihnachtsspiel“ beigegeben, ausserdem die Melodien von zahlreichen Volksliedern. Auf eine Charakterisierung auch nur im Allgemeinen einzugehen, würde den Raum dieser Anzeige überschreiten. Nur so viel sei gesagt: Wer den Volkscharakter des Deutschböhmen, sein Naturell, seine Lebensfreude kennen lernen will, wird zu dieser köstlichen Sammlung greifen. Selten wird ein so intimer Einblick in das, was man gemeiniglich Volksseele nennt, vermittelt als durch diese alle Zustände Freuden und Leiden des Volkes zum Ausdruck bringende Sammlung von Liedern.

Störend wirkt höchstens die Aufnahme jener politischen Vierzeiler aus der Planer Gegend, die man als tendenziös gegenüber dem reinen Volkslied empfindet.

Eger. Alois John.

Listy z českých dějin kulturních. Sepsal Dr. **Čeněk Zíbrt.** V Praze, Jos. R. Vilímek. 1891. 123 S. 8°. — Dějiny kroje v zemích českých až po války Husitské. Sepsal Dr. **Čeněk Zíbrt.** I. Svazek. Doba nejstarší až do polovice století XIII. V Praze, F. Šimáček. 1891. 132 S. 8°. II. Svazek. Rytířské odění v zemích českých ve století XIII. a XIV. 1891, S. 135—274. (Blätter aus der böhmischen Kulturgeschichte. — Geschichte der Tracht in den böhmischen Landen bis zu den Hussitenkriegen. 1. Heft: Die älteste Zeit bis zur Mitte des 13. Jahrh. 2. Heft: Ritterkleidung in böhmischen Landen im 13. und 14. Jahrh. Von **Č. Zíbrt.**)

Der Verfasser hat sich durch unermüdliches Sammeln von Beiträgen aller Art zum Aufbau einer böhmischen Kultur- und Sittengeschichte bereits einen Namen gewonnen; in beiden oben genannten Werkchen verfolgt er denselben Weg weiter. Das erste enthält eine Reihe von Aufsätzen, die vordem vereinzelt in Zeitschriften und sonst gedruckt waren, jetzt überarbeitet vereinigt sind; der Verfasser bespricht in ihnen „das Schminken und Verschönern des Gesichtes bei den alten Böhmen“ (S. 1—21), „die Überlebsel alter Opferbräuche“ (22—98), „die Farbensymbolik bei den alten Böhmen“ (99—69), „die Sage von der Melusine in der böhmischen Volkstradition“ (65—79), „das Schimpfständchen vor der Hochzeit“ (75—78), „der St. Johannistrunk bei der Hochzeit“ (79 f.), „der Tabak in den böhmischen Landen“ (81—93), „die Sage von Žižkas Haut“ (94—101), „Hochzeit durch Raub bei den alten Böhmen“ (102—117).

Wir haben den Inhalt vollständig aufgezählt, ohne dass wir beabsichtigten, auf jeden der Aufsätze einzugehen, denn was könnten wir zu den reichhaltigen

Zusammenstellungen des Verf. z. B. über den Gebrauch von Schminke oder über die Geschichte des Tabakes in Böhmen noch hinzufügen? Wir beschränken uns auf Hervorhebung einzelner Punkte. Sämtliche Arbeiten des Verfassers ruhen auf breiter vergleichender Grundlage; er zieht fortwährend deutschen, französischen u. a. Brauch zu Rate, er stellt stets die einzelne böhmische Erscheinung in einen grösseren Zusammenhang, aus dem sie oft erst das rechte Licht empfängt: dagegen vermissen wir ab und zu Heranziehung entsprechender slavischer Bräuche, so wäre z. B. S. 38f. bei der Erwähnung der slovakischen Hahnenfeier der Schuljugend am St. Gallustage (16. Okt.) auf einen verwandten polnischen Brauch hinzuweisen gewesen u. a. Das lehrreichste Kapitel für Mythologen ist das von der Melusine. Es wird gezeigt, wie der Stoff aus der Fremde unter das Volk gedrungen ist, wie die Sage von der in der Luft nach den verlassenen Kindern ächzenden Frau mit einem Brauche, dem ächzenden Wind (der Windmutter) für ihr Kind eine Gabe (Mehl u. a.) zur Beruhigung vorzuwerfen, zusammengewachsen ist, so dass dem böhmischen Volke Melusine schliesslich zu einer Art Windgottheit werden konnte: alle Zuthaten der Mythographen, z. B. die Erfindung einer Medulina durch Hanusz, auf welche sich dann E. H. Meyer beruft, die Annahme vom böhmischen Ursprung des Stoffes u. dergl. weist der Verf. in ihrer Unhaltbarkeit auf. Die Sage davon, dass Žižka seine Haut über eine Trommel hätte spannen lassen, um noch nach seinem Tode den Seinigen den Sieg zu sichern, wird auf Eneas Silvius zurückgeführt: schade, dass der Verf. nicht schärfer Veckenstedt entgegen getreten ist, der auch hierin etwas mythologisches nachzuweisen vermochte; statt diese Trommel mit der Aegis des Zeus zu verbinden, hätte viel eher an den mittelalterlichen Aberglauben erinnert werden sollen, dass Trommel von Wolfsfell Schafe aus einander jagt, wie der lebende Wolf selbst; ebenso stoben nun die Scharen der Deutschen vor dem Andenken ihres grimmigsten Feindes auseinander.

Die andere Schrift ist der Anfang eines grösseren Werkes über Geschichte der Trachten in Böhmen, welches die Herren Sig. Winter und Č. Zíbrt unternommen haben; der erstere wird den Zeitraum vom XV. Jahrhundert bis zum Ausgange des dreissigjährigen Krieges behandeln, Dr. Zíbrt die vorhergehenden und folgenden Perioden. Von seiner Arbeit liegt nun der erste Teil, die Zeit bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts behandelnd, vor. Das Ergebnis ist bei dem Mangel an literarischen Zeugnissen und künstlerischen Darstellungen wie an materiellen Denkmälern ein wenig befriedigendes; trotz allen Zusammensuchens und Spürens ist über Allgemeinheiten fast nicht hinaus zu kommen; charakteristische Momente konnten nur in geringer Zahl gewonnen werden. Der Mühe, dem Fleisse und der Belesenheit des Verf. zollen wir grösste Anerkennung; nur die sprachliche Seite der Frage hat er nicht genug ausgebeutet, er begnügt sich mit der blossen Wiederholung der Angaben seiner Vorgänger, zumal eines Budilovič und Krek. Von den slavischen Literaturen sind die polnische und russische in reichem Masse herangezogen. Illustrationen erklären den Vortrag, gute Nachbildungen von Miniaturen, Münzen, Siegeln und einigen wenigen Grabdenkmälern: doch dürfen diese Bilder und Säulen, die gewiss auch unter fremder Schulung und Führung entstanden sind, ohne Weiteres verwendet werden, speziell um böhmische Trachten zu illustrieren? — Grösseren Gewinn versprechen wir uns von der Fortsetzung des Werkes, für welche die Quellen jedenfalls reichlicher fliessen werden.

Berlin. A. Brückner.

Franz Wilhelm. Aberglaube und Volksbrauch im Karlsbad-Duppauer Gelände. (Mit allgemeinen aberglaubenverscheuchenden Bemerkungen). Karlsbad, Hermann Jakob. 1891. VI. 97 S. kl. 8°.

Das Gebiet, aus welchem im vorliegenden Büchlein eine ziemlich reiche Sammlung abergläubischer Meinungen und Bräuche, nebst einer nicht sehr eingehenden Beschreibung von Sitten, die sich an bestimmte Tage und Zeiten des Lebens und des Jahres knüpfen, geschöpft ist, deckt sich im wesentlichen mit dem Duppauer Gerichtsbezirk im nordwestlichen Böhmen. Der östliche Teil des angrenzenden Karlsbader Bezirkes ist angeschlossen. Fs ist eine durchaus deutsche Bevölkerung, zum grösstenteil egerländischen, d. i. oberpfälzischen (nicht ostfränkischen, wie der Herr Verfasser meint) Ursprungs. Im Norden und Osten greift der Bezirk in das obersächsische Sprach-Gebiet hinüber. Die Leute gehören, einige Juden ausgenommen, der katholischen Kirche an. Wie der Titel schon anzeigt, begleitet Herr Wilhelm seine Mitteilungen mit Bemerkungen, welche das Gegengift gegen den Inhalt seiner Sammlung bieten sollen. Sie sind gut gemeint. Man wird aber zweifeln dürfen, ob diese Belehrungen und Erklärungen dort viel nützen werden, wo der Aberglaube etwa an Leib und Seele schaden könnte. Dabei geht der Verfasser sehr weit, indem er an diesem und jenem Erfahrungssatz, der sprichwörtliche Form seit alter Zeit erhielt, abergläubische Elemente wittert, z. B. an den Sprüchen: Trüber Morgen, heller Tag. — Wer Unglück im Spiele hat, hat Glück in der Liebe — Lange Haare, kurzer Sinn. K. Weinhold.

Benno Martiny. Aberglaube im Molkereiwesen. Ein Beitrag zum Verständnis des Aberglaubens und zur Geschichte des Molkereiwesens. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1891. 41 S. 8°.

Die kleine Schrift ist der Versuch eines Landwirts, über Aberglauben im allgemeinen und im besondern über den auf Milchgewinnung und Milchbereitung bezüglichen zu schreiben. So gelehrt sie den Molkern erscheinen mag, so wenig hält sie vor wissenschaftlicher Kenntnis und Methode stand.

Das Brucker St. Nikolaus-Spiel. Ein Beitrag zur Litteratur des Volksschauspiels in Salzburg von Dr. Johann Widmann. Salzburg. 1891. 26. S. 8°.

In dem diesjährigen Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Salzburg teilt Professor Widmann die Bruchstücke eines Nikolaus-Spieles aus Bruck im Pinzgau mit, die eine dankenswerte Vermehrung der Texte dieser interessanten geistlichen Spiele geben. Eine Einleitung orientiert über den Gegenstand, und Anmerkungen erläutern den Text sprachlich und zum Teil sachlich.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 30. Oktober. Neu beigetreten: Dr. jur. et phil. C. F. Lehmann-Berlin; Prof. Dr. Hugo Elard Meyer-Freiburg i. B.; Rev. Dr. A.

Moser-Louisville Kg. U. S. A.; Mr. William E. Hardt-New-York; Freiherr Dr. Schenk von Stauffenberg-Ristissen bei Ulm; Prof. Dr. K. F. Söderwall-Lund in Schweden; Dr. G. Ad. Müller-München; Rechtsanwalt Kleinschmidt-Insterburg. — Nachdem der Vorsitzende über die Beteiligung des Vereins an dem 70. Geburtstag des 2. Vorsitzenden, Geh. Rath Prof. Dr. R. Virchow, durch die Überreichung einer künstlerisch ausgeführten Adresse berichtet hatte, erhielt Herr Dr. A. Heusler das Wort zu dem von ihm angekündigten Vortrag „über die Burgunder in der Schweiz“. Der Vortragende orientierte über die Frage, ob für das deutsch-schweizerische Sprachgebiet neben den Alemannen mit einem burgundischen Elemente zu rechnen sei. Als event. burgundisch sind die Deutsch-Walliser, ferner der grössere Teil des Berner Oberlandes, nach einigen Forschern auch das Mittelland der Aare in Betracht zu ziehen Die Geschichte gewährt keine sichere Auskunft, da über der Einwanderung der beiden Stämme Dunkel liegt und später hinter Burgund als politischem Begriff der stammheitliche zurücktritt. Da die altburgundische Sprache von der altalemannischen wahrscheinlich weit abstand, muss etwa eine starke Mischung burgundischen Idioms mit der Nachbarsprache stattgefunden haben. Burgundische Eigentümlichkeiten im Wortschutze nachzuweisen, ist noch nicht überzeugend gelungen. Die lexikalisch abgrenzbaren Sprachgebiete schneiden sich mit der Grenze, die als die stammheitliche denkbar wäre. Am ehesten möchte auf lautlichem Gebiete ein fremdartiges, ausseralemannisches Element zu erkennen sein. Von statistischen Untersuchungen über die Verbreitung der palatalen Reibelaute und von einer Berücksichtigung der Tonverhältnisse kann die schwierige Frage Aufhellung erwarten. — Den zweiten Vortrag des Abends hielt Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. K. Weinhold. Das Thema lautete zu Göthes Paria Legende; der Vortrag wird in der Zeitschrift zum Abdruck gelangen. — Zum Schluss sprach Herr Alexander Meyer Cohn über Tracht und Geräte der Huzulen in Galizien Der Vortragende verbreitete sich über Land und Leute in Galizien im allgemeinen und verweilte dann bei der Tracht und den Erzeugnissen des Hausgewerbes der Huzulen. Zur Erläuterung des Vortrages diente eine umfangreiche Sammlung aus dem Besitze des Vortragenden. Von besonderem Interesse erscheinen die geschmackvollen Messingarbeiten (Messing ist das Lieblingsmetall der Huzulen) und die Schnitzereien, welche wesentlich von den bei den deutschen Stämmen üblichen abweichen.

Freitag, den 27. November. Herr Oberlehrer Dr. K. Müllenhoff sprach über volkstümliche Anschauungen der Natur. Der Vortragende wies auf die grosse Verschiedenheit hin, die zwischen der volkstümlichen und wissenschaftlichen Darstellungsweise besteht, und erläuterte dieselbe an einigen Beispielen. Während der Naturforscher vom Stiefmütterchen, der bekannten Blume, einfach sage, sie habe ungleich sitzende Blumen- und Kelchblätter, hat sich das Volk eine ganze Geschichte von einer Mutter mit zwei rechten Töchtern und zwei Stieftöchtern erdacht. Diese Geschichte zeigt einerseits, mit welch überraschender Vollständigkeit die Eigentümlichkeiten der Form und der Entwickelungsgeschichte der Blume vom Volke aufgefasst sind; andererseits lässt sie erkennen, wie das Volk anstatt einer trockenen wissenschaftlichen Beschreibung eine aus dem Reichtum der Phantasie geschaffene Erzählung giebt, um seine Beobachtungen auszudrücken. — Eine ähnliche Geschichte wie in Deutschland existiert in Italien. Dort heisst die Blume suocera e nuora, Schwiegermutter und Schwiegertochter. Auch diese Benennung weisst auf eine Familienzwistigkeit, denn star come suocera e nuora heisst leben wie Hund und Katze. — Wie beim Stiefmütterchen, so hat auch bei dem Fisch, die Scholle, die auffallende Körperform Veranlassung zu einem Märchen

gegeben. In nicht wenigen Fällen ist das Volk durch seinen innigen Verkehr mit der Natur der wissenschaftlichen Ergründung vorausgeeilt. Bereits lange bevor die Naturforscher den Hergang der Blütenbestäubung durch den Wind gefunden hatten, erzählten sich märkische Bauern die Geschichte vom Schulzen Hoppe, dessen Getreide unfruchtbar blieb, weil der Wind vergessen war. Auch in der alten Sage von der Roggenmuhme findet sich dieselbe Anschauung. Allerdings ist nicht immer die volkstümliche Naturbeobachtung so vollständig und so zuverlässig. Die Benennungen vieler Tiere enthalten fehlerhafte und ganz falsche Angaben. Das Neunauge, der Tausendfuss, der Ziegenmelker, die Speckfledermaus, die Donnerkeile, die Riesenknöpfe (Echiniten), die Totenuhr, die spanische Fliege, die Hexenbesen sind Beispiele dafür. Ganz besonders die nächtlich lebenden Tiere werden häufig sehr falsch beurteilt. Das hübsche Käuzchen gilt fast in ganz Deutschland als Unglücksvogel. Sein Ruf soll bedeuten: „Komm mit, komm mit, bring Schipp und Spaten mit.“ Es heisst daher der Totenvogel. Durch seine laute und schauerliche Stimme ängstigt der Uhu vielfach abergläubische Menschen. Er hat nach des Vortragenden Meinung zu der Sage vom wilden Jäger Anlass gegeben. Letzterer heisst in der Propstei (Holstein) geradezu der alte Auf, d. h. Uhu. — An der Debatte beteiligen sich vorzugsweise die Herren Geh. Reg.-Rat Prof. Moebius und Prof. Brückner. Ersterer erläuterte den Namen Neunauge, der ihm doch nicht so ganz sinnlos vom Volke gewählt scheine, letzterer sprach von dem Volksglauben hinsichtlich der Schlangen, denen mit überraschender Einstimmigkeit bei Germanen und Slaven nachgesagt werde, dass sie Milchdiebe seien, obgleich sie niemals Milch anrühren. — Als Nr. II der Tagesordnung verlas der Vorsitzende aus einer grösseren Arbeit des Herrn Prof. Piger zu Iglau die Beschreibung der Handwerksbräuche der Tuchmacher-Innung in der Iglauer Sprachinsel in Mähren. Die ganze Arbeit wird demnächst in der Zeitschrift zum Abdruck gelangen. — Mit einer Demonstration von Grönlandsarbeiten durch Herrn Dr. U. Jahn wurde die Sitzung beschlossen. Die reichhaltige Sammlung, welche vorgelegt wurde, bildet einen kleinen Bruchteil einer umfangreichen Sammlung Schleswig-Holsteinischer Bauernaltertümer, die im Sommer dieses Jahres auf der German Exhibition in London in einem nordfriesischen Hause ausgestellt war und jetzt von dem Vortragenden dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin überwiesen worden ist. Nachdem Herr Jahn erläutert hatte, was man unter Grönlandsarbeiten zu verstehen habe (nämlich die Arbeiten, welche von den nordfriesischen Seefahrern auf ihren Grönlandsfahrten an Bord geschnitzt wurden), ging er kurz durch: die Arten der Schnitzerei, die Technik, das Material, die Ornamentik und die verschiedenen Gegenstände des Hausrats, welchen man bildnerischen Schmuck angedeihen liess. Nachdem er noch auf die grosse Ähnlichkeit hingewiesen hatte, welche in Nordfriesland die Kerbschnitt-, Spitzen- und Filigranmuster zeigen und die ihm sämtlich über Holland eingeführt schienen, schloss er mit einem Hinweis auf die Begründung des Vereins des Museums für deutsche Volktrachten und mit der Aufforderung, Zwecke und Ziele desselben durch Beitritt zu unterstützen.

(Über die **Sitzung vom 18. Dezember** wird im nächsten Heft berichtet werden. Darin wird Herr Prof. Dr. Brückner über einen mittelalterlichen (böhmischen) Bericht von Weihnachtsbräuchen reden und Herr Stadtr. Friedel die Sammlung des märkischen Provinzialmuseums von metallenen Rauch-Tabaksdosen des 18. Jahrhunderts vorlegen und erläutern). U. Jahn.

Litteratur des Jahres 1890.

(Schluss).

Von Dr. **Max Laue.**

Die Völker der aussereuropäischen Erdteile[1]).

I. Asien.

1. Allgemeines.

Seignobos, Hisoire narrative et descriptive des anciens peuples de l'Orient. Paris, Colin. 440 S., 110 grav., 5 cartes coloriées. M. 3,00.

Aspelin, Types de peuples de l'ancienne Asie centrale. Souvenir de Jenissei dédié à la Soc. Imp. d'Archéologie à Moscou. Helsingfors.

Sieger, Neue Reisen und Forschungen in Vorderasien. (Ausland. 1890. Nr. 31. 32).

Langkavel, Asiaten und ihre Kinder. (Aus allen Weldtheilen 21, 171—177, 198—204).

Vos, Die Verbreitung der Anthropophagie auf dem asiatischen Festlande. (Int. Arch. f. Ethnol. 3, 69—73).

Troll, Die Genussmittel des Orients. (Österr. Monatsschr. f. d. Orient 16, 37—40, 54—60, 76—78, 95—96, 107—110).

Goblet d'Alviella, Les arbres paradisiaques des Semites et des Aryans. Bruxelles, Hayez 1890. (Extrait des Bulletins de l'Académie Royale de Belgique, 3me série, t. XIX. No.5).

Clouston, Some Asiatic Jests domiciled in Europe (As. quaterly Rewiew X, 372),

v. Zmigrodzki, Zur Geschichte der Suastika [asiatisches Ornament] (Archiv Anthrop. 19, 173—84).

Hirth, Contributions to the History of the Oriental Trade during the Middle Ages (China-Review 1890, No. 5).

Bang, Uralaltaiische Forschungen. 10. Einzelbeiträge zur allgem. u. vergl. Sprachwissenschaft (IX, 44 S.) Leipzig, Friedrich M. 2,00.

Tyrell, The Turkish army of the Olden Fime (Continued) (The Asiatic quaterly review IX, 30).

2. Mittelländische Rasse.

A. Indogermanen. (Hindu, Perser, Kurden, Armenier).

a) Aeusseres Leben.

Dutt, Romesh Chunder, A history of civilization in Ancient India, based on Sanscrit literature. In 3 vols. Calcutta, Thacker, Spink and Co. (London, Trübner and Co.) 1889. 1890. Vol. III. 1890: Buddhist and Pauranik Ages. VIII, 543 S. 8°. [Vgl. Pischel, Dutt, History of civilization … (Göttingische gelehrte Anzeigen 1890. Nr. 15. 16)].

Die Bevölkerungsstatistik des heutigen Indien. (Globus 57, 61).

Hellwitt, Notes on the Early History of Northern India. Part. IV.: Essay on the Pre-Vedic History of India and the Identity of the Early Mythologies of Europe and Asia, founded on a Study of the Brāhamaṇas and of Sacrificial Observances. Part V: On the Succession of the Hindu Priesthood, the Bhrigus, Añgiras, and Atharvans, and the Historical Evidence thence derived, followed by the History of the Year. Part VI: On the Historical Value, Origin, and Growth of Early Methods of Record anterior to Alphabets, including Ideographic Signs,

1) Die volkskundliche Litteratur ist auch an den entsprechenden Stellen verstreut angeführt in: Wagner, Übersicht über die im Jahre 1890 auf dem Gebiete der Geographie erschienenen Bücher, Aufsätze und Karten. (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin 25, 407 bis 674.) Besonders für die fremden Erdteile sei auf diese Bibliographie verwiesen, welche auch zu dieser Zusammenstellung mit benutzt worden ist.

Sacred Nnmbers, and Myths. (Journal of the As. Society 319, 527, 697).

Wadia, Folklore in Western India XV (The Indian Antiquary. May).

D'Penha, Folklore in Salsette (The Indian Ant. Oct.).

Seleuka, Ein Streifzug durch Indien. Wiesbaden, Kreidel. M. 2,00.

Leitner, La langue, la réligion et les moeurs des habitants de Hounza (Compte Rendu Acad. inscr. Paris 17, 350—354).

Seidel, Der Perser im Lichte seiner Sprichwörter (Globus 14).

Vamberg, Die Sarten und ihre Sprache. (Zeitschr. deutsch. morg. Ges. H. 44, 203 f.).

—, Das Volk der Kurden (Globus 57, 355).

Smith, The Druses in the Holy Land. (Blackwood's Mag. 148, 750—769).

Reichardt, Life among the Druses in 1845 and 1882 (As. quaterly Rev. X, 358).

Lanin, Armenia and the Armenian people (The Fortnightly Review. Aug.).

Jackson, On the sense of color in the Avesta Jour. Am. Or. Soc. XIV. 1890, CIXII).

Birdwood, Leper in India. (As. quaterly review. IX, 438).

Fischer, Indischer Volksschmnck und die Art ihn zu tragen. (Annalen d. k. k. naturhist. Hofmuseums in Wien. Bd. V. Nr. 3). Mit 6 Taf. u. 51 Abb. im Texte. Wieder abgedr. in H. 9—10 der ‚Österr, Monatsschr. f. d. Orient. Jg. 1890'. [Vgl. Haberlandt: Mitt anthr. Ges. Wien 20, 200; Correspondenzbl. deutsch. Ges. f. Anthr, Ethn. u. Urg. 20, 205—206].

Ceyp, Persische Städtebilder (Deutsch. Rundschau Geogr. u. Stat. 12, 529).

Rehatsek, On hindn civilisation on the far East, as represented by architectural monuments. (Jour. Anthr. Institute of Bombay I, 8).

Bühler, Dr. Steins discovery of a Jaina temple, described by Hiuen Tsiang. (Wiener Zeitschr. Knnde Morgenl. 4, 80).

Feistmantel, Wohlthuende Einrichtungen zur Bequemlichkeit des Lebens in Indien. (Ausland 63, 201, 226).

Wheeler, Old Factory Life in India (As. qnaterl. Rev. X, 412).

Rausch v. Traubenberg, Hauptverkehrswege Persiens. Versuch einer Verkehrsgeographie des Landes. Halle a. S., Tausch & Grosse 1890. IV, 128 S.. 1 Karte. M. 3,25.

b) Inneres Leben.

α) Lebenssitte und Recht

Malabári, Behramji Mervanji, Gujarát and Gujarátis, pictures of men and manners taken from life. 3d ed., 328 S. Bombay 1889.

Rosen, Das Kastenwesen im heutigen Indien. (Deutsche Revue 15, 179—193).

Schoebel, Histoire des origines et du dévelloppement des Castes de l'Inde. (Bullet. d. l. société acad. indochinoise de Françe. 2 série. tom. 3, 91—156).

Bernhöft, Altindische Familienorganisation. (Zeitschr. f. vgl. Rechtswissensch. IX, 1).

Kastenvorurteile in Indien. (Globus 57, 48).

Jolly, Beiträge zur indischen Rechtsgeschichte. (Zeitschr. deutsch. morgenl. Ges. 44, 339 f).

Risley, Hindn infant marriage (Blackwood's Mag. 148, 785).

Child Marriage and Enforced Widowhood in India. By a Brahmin Official. (As. quat. Rev. X, 421).

Uma Sankar Misra, Ednc ation in India (As. quat. review IX, 365).

Valette, Les Sambaquis (tombeaux indiens): Bull. Soc. Géogr. Commerc. Havre, 116—120, 129—151.

Patell, Bamangee - Byramjee, Notes on the towers of silence in India. (Journ. Anthr. Soc. Bombay 2, 55—64).

Harrison, The Behar ryot at home. (Calcutta Rewiew 91, 274—305.

β) Religion und Aberglaube.

Jennings, The Indian Religions, or Results of the Mysterious Buddishm. Trübner. 8.

Collinet, La nature du monde supérieur dans le Rig-Vida. (Muséon 1).

Hopkins, Female devinities in India. (Jonrn. Am. Or. Soc. XIV).

Feistmantel, Die Sekte der Dschaies.

Scherman, Eine Art visionärer Höllenschilderung aus dem indischen Mittelalter. (Roman. Forsch 5, 539—582).

Koulikowski, Les trois feux sacrés du Rig-Véda.

Dashian, Zur Abgar-Sage. (Wiener Zeitschr. f. K d. Morgenl. 4., 17, 177).

Laurie, The temple of Jagannath. (As. quat. Review. IX. 315).

Roussel, de la prière chez les Hindous. (Le Muséon IX, 4).

Haberlandt, Über tulâpurusha (Wagopfer) der Inder. (Mitt. anthrop. Ges. Wien XIX,3).

Hillebrandt, Die Sonnwendfeste in Altindien. Erlangen. M. 1,50.

Rehatsek, On superstitions of the Goa people from portugese sources. (Journ Ant Soc. Bombay 2, 22, 35).

Combes, L'anabiose des fakirs. (Bull. d. I. soc. acad. indo-chinoise de France II, 3, 542—543).

Hellwald, Die Magiker Indiens. (Schriften d. Gesch. Experimental-Physiologie II. III).

Dames, Ordeals by fire in the Punjaub. (Journ. of the Anthr. Soc. of Bombay IV).

Crooke, Omens in the North-West Provinces. (The Indian Antiquary 19, 254).

G. H. R., Luck and Ill-Luck in Oudh. (The Ind. Ant. 19, 325).

Saygid Khairayat **Ahmad,** Omens in Bihâr (ib. 19, 130).

Fawcett, Note on the mouth-lock vow. (Journ. Anth. Soc. Bombay 2, 97—102).

Putlibai Wadia, Folklore in Western India. Nr. 15. The Wonderful Tree. (The Ind. Ant. 19, 152).

Hardouin, Traditions et superstitions siamoises. (Rev. d trad. pop. 5, 257, 697).

Ball, A commentary on the colloquies of Garcia de Orta, on the simples drugs and medicinal substances of India. (Proceed. Royal Irish Ac. 1., 381—415)

Albert, Das Moharrem - Fest der Perser (25. August): Ausland. 63, 786.

Wilhelm, Priester und Ketzer im alten Erân (Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 44, 142ff.).

Kovalewsky, Les Kourds et les Jésides ou les adorateurs du démon. (Bull. Soc. Royal. Belge Géogr. 14, 157—186).

γ) Sprache.

Brugmann, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen S. 463—846: Kurzgefasste Darsteilung der Geschichte des Altindischen, Altiranischen . . ., Altarmenischen, Altgriechischen . . . Strassburg, Trübner.

Grierson, The modern vernacular Literature of Hindustan. Calcutta 1889: The Indian Antiquary 19, 103. 1890.

Leitner, On the ethnographical basis of language, with special referenca to the customes and language of Hunza (Journ. Anthr. Inst. Great Britain 20, 204—210).

Hyde **Clarke,** The English language in India and the East. (As quaterly Review X, 149).

Crawford, Corruptions of Portugese Proper Names in Salsette and Bassein. (The Indian Antiquary 19, 442).

Hewitt, Derivation of the word 'Ganga'. (Journ. As. Soc. 1890, 664).

Prendergast, Social Customs: Opprobrious Names. (The Indian Antiquary 19, 255).

Kellogg, On the origin of certain Rajput forms of the Substantive Verb in Hindi. (Journal of the American Oriental Soc. XIV).

Müller, Zur Geschichte der armenischen Schrift. (Wiener Zeitschr zur Kunde des Morgenlands 4, 284).

δ) Poesie.

Milter, Folk-tales of Bengal. (The Orientalist III, 12).

Rehatsek, Book of the King's Son and the Ascetik. (Journ. of the As. Soc... 1890, 119).

Schmidt, Vier Erzählungen aus der Çukasaptati. Sanskrit und deutsch. Kiel, Häseler, 52 S. M. 2,00.

Kingscote and **Sastri,** Tales of the Sun, or Folklore of Southern India. London: Allen & Co.

Putlibai Wadia: Parsi and Gujarati Hindu nuptial songs. (The Indian Antiquari 19, 374).

Crooke, Charms and Spells in the North-West Provinces. (The Indian Antiquary 19, 103).

Darmsteter, Chants populaires des Afghans. 299 u. 304 S.

Biddulph, Affghan Poetry of the Seventeenth Century. (As. Quaterly Rewiew IX, 91).

A Selection of Kanarese Ballads No. 5: The Daughter-in-Law of Channavva of Kittûr. (The Indian Antiquary 19, 413).

d'Penka, Folklore in Salsette. No. 4: The Snake and the Girl. (The Indian Antiquari 19, 314).

Tagliabue, Breve saggio di proverbi indostani. (Atti della R. Accademia di Artheologia, Lettere e Belli Arti. Napoli. Vol XIV).

Stolz, Die Weisheit auf der Gasse in Indien. Kanaresische Sprichwörter. (Mitteil. Ostschweiz. Geogr. Comm. G. St. Gallen. 1890/91. S. 57—60).

Seidel, Die Perser im Lichte seiner Sprichwörter. (Globus 14).

Montet, Le Théâtre Persan. (Journ. As. Soc. 1890, 483).

Goldsmid, Le Théâtre Persan. (Journ. As. Soc. 1890, 663).

B. Semiten.

a) Aeusseres Leben.

Hommel, Neue Werke über die älteste Bevölkerung Kleinasiens. (Arch. Anthropologie 19, 251) [= Referat über Pauli, Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos. Leipzig 1886].

Petersen und **Luschan,** Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis ausgeführt auf Veranlassung d. österr. Ges. f. arch. Erf. Kleinasiens ... Mit 40 Tafeln ... Wien, Gerold 1889. Bd II. 226 S., XL Taf..

Humann und **Puchstein,** Reisen in Kleinasien und Nordsyrien ausgef. im Auftrage der kgl. preuss. Akademie der Wissensch. Berlin 1890. Textband mit LIX Abb (IV, 424 S.) 4°. Atlas, enth. 3 Kart. v. Kiepert u. LIII Taf. 2°. [wichtig für Hittiter].

Curade de, The Hittites. (Proc. Soc. of Biblical Arch. 12, 1—7).

Brinton and **Jastrow,** The cradle of the Semites. Two papers read before the Philadelphia Oriental Club. Philadelphia 1890.

v. Luschan, Die Tachtsdschy und andere Überreste der alten Bevölkerung Lukiens. (Arch. Anthrop. 19, 31—54).

Sarzek, Découvertes en Chaldée. Ouvrage accompagné de planches; publié par les soins de Léon Heuzey . . . 3. livraison. 1 fascicule. Paris, Leroux 1889. 2°.

Conder, The early races of Western Asia. (J. Anthr. Inst. Great Britain 19, 30—51).

Néophytos, Le district de Kérassunde au point de vue anthropologique et ethnographique. (L'Anthropologie 1, 679—711).

Ménant, Le nom de la ville de Kar-Kemis, capitale de l'empire hétéen. (Acad. des inscript. et belles lettr. 1890 Compte rend.).

Städte Pamphyliens und Pisidiens. Unter Mitwirkung von Niemann u. Petersen hsg. v. K. Grafen Lanckoronski: 1 Bd. Pamphylien. Mit 2 Kart., 2 Pl., 31 Kupfertaf. u. 114 Abb. Prag, Leipzig, Tempsky 1890.

b) Inneres Leben.

Ohnefalsch-Richter, Cyperns Kultur im Altertum. (Mitt. d. anthr. Ges. 20., NF 10, S. [90].

Frothingham, The development and character of Mohammedan education (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proc. S. CXIV).

Lloyd, The Religion of the Semites. (The Westminster Review. April).

Husein Adschisr, Kitāb arrisālat alhamidija f hakikat al' islāmija wahakkījat aschschari 'at almuhammadja. (Die Hamidische Abhandlung über das Wesen der islamischen Religion und die Richtigkeit des Gesetzes Mohammeds). O. O. & J. [1890]. 524, 4 S. M. 3,40.

Goldziher, Le rosaire dans l'Islam. (Rev. de l'histoire des religions XXI, no. 3, juin).

Montet, On the Conception of a future Life among the Semitic Races. Whence and when the Notion was Recived. (As. Quaterly Rev. X., 319).

Ward, The Dragon Tiamat in Babylonian and Assyrian Art. (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proced. CLXVIII).

—, The Babylonian Caduceus. (ib. LXXXV).

Goblet d'Alvilla, Des Symboles qui ont influencé la représentation figurée des pierres coniques chez les Semites. (Rev. de l'hist. des religions. XX, 1—3).

Schwab, Les Coupes magiques et l'hydromancie dans l'antiquité orientale. (Proced. of the Soc. of Bibl. Archaeol. XII, 1 7)

Basset, Les jours d'emprunt chez les Arabes. (Rev. trad. pop. 5, 151).

—, La Légende du chien de Montargis chez les Arabes. (Rev. trad. pop. 5, 65).

Eaton, Acadien Legends and Lyrics. New York. 12°. 148 S.

Izdubar-Nymrod, eine altbabylonische Heldensage. Nach den Keilschriftfragmenten dargestellt von Dr. Jeremias. Mit Abbildungen. 8°.

Jensen, Das Wort Weni im Semitischen. (Zeitschr. deutsch. morg. Ges 44, 705).

Reinisch, Das Zahlwort vier und neun in den chamitisch-semitischen Sprachen. (Sitzungsber. Kais. Akad. Wissensch. Wien. Ph. H. K. CXXI).

Brünnow, Die Mitānisprache. Zeitschr. für Assyr. V. 2. 3).

Sayce, The language of Mitanni (ib.).

Kunos, Arabisch-türkische Volksromane. (Ung. Rev. 10, 263 f.).

Barthélemy, Cent proverbes arabes. Rev. linguistique et de philologie comparée. Oct.).

Ostrup, Arabiske sange og eventyr efterlignede og oversatte. Kopenhagen 8°. 190 S.

C. Kaukasus-Völker.

v. Aurich, Ethnologische Klassifikation der kaukasischen Stämme. (Ausland 63, 704).

Giltschenko, Materialien zur Anthropologie des Kaukasus. I. Die Osseticen. 217 S., 8 Tab. [russisch].

v. Erckert, Kopfmessungen kaukasischer Völker. (Arch f. Anthropol. 19., 4 Vierteljahrsh.).

Hahn, Über Körpermessungen im Kaukasus. (Ausland 63, 250).

v. Seidlitz, Merkwürdige Winkel im Kaukasus. (Ausland 63, 234 f.) [ist eine ausführliche Besprechung von Liubopytnyje ugolki Kawkasa. Batumer Bezirk. Swanetien Lebens- und Naturbilder von Kanewski. Tiflis 1886. 172 S. gr. 8°. russisch.].

Wolynski, Studio etnografico sulla popolazione del Caucaso. (Bolletino della soc. geogr. it. 3., 784).

v. Seidlitz, Amiram, ein grusinischer Prometheus. (Ausland 63, 554).

3. Mongolen.

a) Aeusseres Leben.

Aspelin, Types des peuples de l'ancienne Asie centrale. Souvenir de l'Jenissei dedié à la Société impériale d'archéologie de Moscou le 20. (8.) Janvier 1890. (13 S. 8° mit 13 Figuren im Text). [Ref.: Arch. f. Anthrop. 19, 374].

Hirth, Chinesische Studien. 1 Bd. 322 S. München u. Lpz., Hirth. The **small feet** of Chinese women. (Asiat. Quat. Rev. 9, 466—468).

Fielde, Pogoda Shadows, studies from life in China. Boston 1890.

Stewart-Lockhart, Chinese Folk-lore. (Folklore 1, 359—368).

Bilder aus dem Leben der Chinesen. (Ev. Miss. Mag. 34, 10—24, 49—56).

Zacher, Die heutige Chinesenfrage in Amerika u. Australien. (D. Rev. f. Geogr. 12, 250—261, 400—410).

Allen, Chinese Antiquity. (Journal of the R. As. Soc. of Gr. Brit. and Ireland. July).

Ratzel, L'émigration chinoise. (Rev. Géogr. intern. 15, 98—99, 121—123).

Blumentritt, Die Chinesen Manilas. (Globus 57, 97).

v. Lendenfeld, Die Chinesen in Australien. (Globus 58, 9—11).

Mark-Bell, China in Central Asia. (As. quaterly Rev. 9, 327),

Rosset, Judochinesische Stämme. 1. Die Stieng. 636. 2. Die Benoeg. 647. 3. Die Ahong und Nhong. 669. (Ausland 63).

Seidel, Land und Leute in Tongking. (Globus 7, 225, 244, 307, 327, 342).

Dumontier, Notes ethnologiques et historiques sur les Giao-Chi. (L'Anthropologie 1, 651—655).

Haberlandt, Zur Kenntnis von Sikkim und Nepal. (Mitt. anth. Ges. Wien 20, S. [65]).

Taw Sein Ko, Folklore in Burma. 2. The two Blind Princes. (The Ind. Ant. 19, 437).

Hallett, A Thousand Miles on an Elephant in the Shan States. Edinburg, Blackwood. 1890.

Mac Mahon, The ancient Shan Kingdom of Pong (As. quat. rev. X, 18).

Muir, Original Sanskrit Texts, on the Origin and the History of the People of India, their Religion and Institutions. I. London. Truebner.

Silvestre, L'Empire d'Annam et le peuple annamite. Aperçu sur la géographie, les productions, l'industrie, les moeurs et les coutumes de l'Annam. Paris, Alcan. 380 S.

Meyners d'Estrey. Peuplement excessif de Java. (Rev. de Géogr. 27, 340).

Die Bevölkerung Japans. (Globus 57, 15).

Schück, Die Japanesen. (Ausland 63, 76—77).

Paessaggi giapponesi. (L'illustrazione ital. 46).

v. Mohl, Bilder aus Japan. (Deutsche Revue. Oct.).

Exner, Japan. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse. Leipz., Weigel.

Remy, Etudes japonaises. (Annales de l'extr. Or. 13, 161).

Koreaner und Chinesen im Assuri-Gebiete. (Globus 57, 383).

Bernadon, Korea and the Koreans. (N. G Mag. 2, 231).

v. Stenin, Ein Beitrag zur Ethnologie des Amurlandes. (Ausland 63, 757).

Ceyp, Die Thibetaner. (Deutsche Rev. 15, 103—111, 229—237).

v. Stenin, Die Wotjaken. (Ausland 63, 579, 590).

Bugiel, Die Frau in Ferghoma. (Mitt. anthr. Ges. Wien, N. F. 10. S. [99]) [ist Auszug aus: Nalifkin, Nalifkina: 'Očjerk byta zenščiny asjedlowa tuzjem nowa nasjeljenje Fjerganý. Kazan 1886].

A., Verschwinden der asiatischen Eskimos. (Ausland 63, 519 f).

Rink, Om Eskimoernes Herkomst. (Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie V, 3).

Schmeltz, Indochinesische Prunkwaffen. Ein Beitrag zur Kunde des Kunstgewerbes in Indonesien und der ethnologischen Bedeutung des Kris. (Int. Arch. f. Ethnol. 3, 85—117).

Keïta Goh, Le costume japonais. (Bull. Soc. Roy. Belge Géogr. 14, 549—562).

Bing, Artistic Japan. Illustrations and Essays Volume 5. London, Sampson Low. 4°. S. 319—393, 15 Taf.

Cartailhac, Les bronzes préhistoriques du Cambodge. (L'Anthropologie 1, 641).

Arendt, Lustschlösser und Tempel in der Pekinger Ebene und dem angrenzenden Gebirgsland. (Export 12, 124—126).

Genest, Ein Besuch in einem Kirgisenaul. (Globus 57, 57).

Hirth, Über die Hauskatze in China [nach einem Vortrage]. (Globus 57, 175).

b) Inneres Leben.

α) Lebenssitte und Recht.

Sitten und Gebräuche der Annamiten. (Globus 17, 18, 19).

Douglas, The origin of Chinese culture and civilisation. (Lippinscott Mag. June).

Grunzel, Das Familienrecht der Chinesen im Vergleiche zu dem der anderen Völker. (Globus 14—17).

De Chineesche geheime eedgenotschappen. (Tijdschr. Nederl. Indie 19., I, 57—62, 476—478).

Arnold, Ein Bild aus dem chinesischen Leben. (Österr. Monatsschr. Orient 16, 78—80).

Général **Tscheng Ki Tong,** Les plaisirs en Chine. Paris, Charpentier. 8°. 307 S.

Meyners d'Estrey, Les Hakka et les Hoklo. L'autonomie des villages en Chine. (Rev. d. Géogr. 27. 29—35, 95—103).

Stewart-Lockhardt, The Marriage Ceremonies of the Manchus. (Folk-Lore, 1, 481).

Florenz, Die staatliche Organisation im alten Japan. (Mitt. deutsch. Ges. Nat. Völk. Ostasiens in Tokio, Bd. V, 44 H, S. 164).

Post, Japanisches Familienrecht. (Ausland Nr. 23).

Weipert, Japanisches Familien- u. Erbrecht. (Mitt. d. Ges... Ostasiens in Tokio 5, 83—141).

Spinner, Leichenverbrennung in Tokio. (ib.).

Die japanische Frau. (Globus Nr. 12).

Kleist, Bilder aus Japan. Schilderung des japan. Volkslebens. Leipzig, Friedrich. XXV, 275 S., 30 Taf. M. 6,00.

Gottsche, Die japanischen Frauen. (Mitt. Geo. Ges. Hamburg, S. 97).

Frauen in Korea. (Ostas. Lloyd) [vgl. Tägl. Rundschau 22. Apr.].

Heyfelder, Buchara an der Schwelle d. neuen Zeit. (Peterm. Mitt. 99) [beh. Schulwesen und Religion, Krankheit und Medizin].

Bürger, Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze 'Burjatische Volksüberlieferungen'. (Ausland 884).

Krauss, Burjatische Volksüberlieferungen. (ib. 63, 721).

Roussy, Une coutume et une légende Bouriates. (Le Globe 29, 93—96).

β) Religion und Aberglaube.

v. Begoelin, Religiöse Volksgebräuche der Mongolen. (Globus 57, 209).

—, Über den mongolischen Gottesdienst. (Ausland 63. 378, 395, 416).

Hardy, Der Buddhismus nach älteren Pâliwerken dargestellt. (= 1. Bd. Der Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte). Münster i. W. 1890. VIII, 168 S.

Bock, Le Bouddhisme au Laos. (Bullet. de la soc. acad. indochinoise de France. 2 série. 3, 177—190).

Mc Kerlie, Western Buddhism. (As. Quaterly Review IX, 192).

Monier-Williams, Buddhism, in its Connexion with Brāhmanism and Hindûism, and in its Contrast with Christianity. Second Edition. London, Murray.

Martin, Plato and Confucius. (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proc.).

Feigl, Buddha und Jina. (Österr. Monatsschr. f. d. Orient. Juni).

Bartet, Du culte en honneur à Angcor-Vat [buddhistischer Wallfahrtsort in Cambodja]. (Ann. de l'extr. Or. 13, 193).

Dorville, La statue qui dévore. Legende Annamite. (Ann. de l'extr. Or. 13, 177).

Pander, Das Pantheon des Tschangtscha Hukuku. Ein Beitrag zur Ikonographie des Lamaismus. Hsg. u. mit Inhaltsverz. versehen von Grünwedel (Veröffentlichungen aus dem kgl Museum f. Völkerkunde. 1. Bd. 2/3 H.) Berlin, Speemann fol.

Rockhill, The Lamaist ceremony called 'mani pills'; (Journ. Am. Or. Soc. XIV, Proced. S. XXII).

—, On the use of skulls in Lamaist ceremonies. (ib. XXIV).

La preghiera a ruota nel Tibet. (Arch. trad. pop. IX, 373).

Sandberg, Monks and monasteries in Tibet. (Calcutta Rev. 91, 14—31).

Edkins, Ancient Symbolism among the Chinese. Crown 26 S.

Doumutier, Astrologie des Annamites. (Rev. trad pop. 5, 513).

de Harlez, La Religion chinoise et le dernier ouvrage de M. Réville. (Rev. Générale de Belgique. 1)

Certeux, Les Asiles de nuit en Chine. (Rev. trad. pop 5, 57).

γ) Sprache.

Bartet, Langue et littérature annamite. (Ann. de l'extr. Or. 14, 238).

Schnorr v. Carolsfeld, Zur Wortstellung in den Thai-Sprachen. (Rom. Forsch. 5, 98 bis 102).

Ball, The Tung-Kwún Dialect. (China Review. No. 5).

Parker, The ancient relation between the Japanese and Chinese languages and peoples. (China Rev. 18, 82).

δ) Poesie.

Dumoutier, Les chants et les traditions populaires des Annamites. Paris, Leroux 18°. 211 S.

—, La dispute du tigre et du dragon. (Traduit du Chinois). (Annales de l'extr. Or. 13, 200).

Allen, Korean tales, being a collection of stories translated from the Korean folk-lore. New York, Putnam.

Smith, The proverbs and common sayings of the Chinese, Shangai. 384 S.

Ludwig, Sibirische Märchen gesammelt und erzählt. (Illustr.) Glogau, Flemming 1890). 104 S.

v. Seidlitz, Kirgisische Volksdichter und -Sänger. Ausland 63, 645).

ε) Musik, Tanz.

Brauns, Traditions japonaises sur la chanson, la musique et la danse. (= Collection internationale de la Tradition. IV.) Paris J. Maisonneuve. 1890. 12°. 107 S.

Musik und Tanz in Ostasien. (Österr. Monatsschr. f. d. Orient 16, 10—14).

4. Malayen.

Tijdschrift voor indische taal-, land- en volkenkunde. Uitgegeven door het Bataviaasch genootschap van kunsten en wetenschappen. Onder redactie Dr. J. Brandes en Mr. J. H. Abendanon. Deel XXXIII. Batavia. Albrecht & Rusche. 's Hage M. Nijhoff. 1890.

Aflevering 1 (1889): Verbeek, De oudheden van Madjapahit in 1815 en 1887 (met een kaartje) S. 1. — Brandes, De koperen platen van Sĕmbiran (Boeleleng, Bali), oorkonden in het oud-Javaansch en het oud-Balineesch, medegedeeld . . . S. 16. — van Hoevel, De Aroe eilanden, geographisch, ethnographisch en commercieel . . . S. 57.

Aflevering 2 (1889): Kaart van de Aroegroep, behoorende bij de in de vorige aflering reeds verschenen verhandeling van den Heer C. W. W. C. — Baron van Hoevel, De Kei-eilanden (Met eene kaart S. 102. — Derz. Tanimbar en Timorla oet-eilanden S. 160. — Derzelfde, De afdeeling Babar (Met eene kaart) S. 187. — Derz. Leti-eilanden S. 200.

Aflevering 3 en 4 (1889): Liefrinck, Bijdrage tot de kennis van het eiland Bali.

Aflevering 5 en 6 (1890): Kramer, Der

Götzendienst der Niasser S. 478. — Calon, Woorden lijstje van het dialect van Sikka (Midden-Flores) S. 501. — den Hamer, De Sair Madi Kentjana vertaald S 531. — de Roo van Alder werelt, Eenige mededeelingen over Soemba S. 565. — Kruijt, Jets over de vestiging der Nederlanders in Perak S. 596. — Bladvulling, De huids kleur van de Javanen volgens hen zelf S. 600.

Bijdragen tot de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. Uitgegeven door het Koninklijk Institnut voor de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië Vijfde Volgreeks — Vijfde deel (Deel XXXIX der geheele reeks.) 's Gravenhage Martinus Nijhoff 1890.

Aflevering 1 (1890): Kern, Rottineesch-Maleische woordenlijst. Medegedeelt ... S. 1. — S. W. Tromp, Eeen Dajaksch feest beschreven en toegelicht S. 27. — Graafland, De verbreiting van het Matriarchaat in het landschap Indragiri S. 40. — van der Toorn, Het animisme bij den Minangkabauer der Padangsche Bovenlanden S. 48. — Wilken, Albino's in dem Indischen Archipel S. 105. — Blumentritt, Die Seelenzahl der einzelnen eingebornen Stämme der Philippinen S. 121. — Kern, Pali-handschriften van's Ryks Ethnographisch Musenm te Leiden S. 124. — Kern, Jalogra S. 126. — Notulen van de Restnurs-en Algemeene vergaderingen ...

Aflevering 2 (1890): Kielstra, Sumatra's Westknst van 1836—1840 S. 127. — Meyer, Bijdrage tot de kennis van het Bantènsch dialect der Soendaneesche taal S. 222; Verslag van den staat ...

Aflevering 3 (1890): Kieltra, Sumatra's Westkust van 1836—1840 (Vervolg van blz 221) S. 263. — Wilken, Struma en Cretinisme in den Indischen Archipel S. 349.

Aflevering 4 (1890): Groneman, De besnijdenis van den Kroonprins van Jogjâkartâ (Met twee lichtdrukken) S. 427. — Meyer, Proeve van Znid-Batensche Poëzie S. 469. — van Dissel, Opmerkingen naar aanleiding van de „Atjineesche spraakkunst" van K. F. H. van Langen S. 504. — Lijst van Errata voorkomende in de Bijdrage over de afdeeling Kroë S. 517. — Notulen van de Bestuurs-en Algemeene Vergaderingen ...

Metzger, Das Stammland der malayisch-polynesischen Völker. (Globus 57, 189).

van Hoevel, Bijdragen tot de ethnographie van den Indischen Archipel. (Intern. Arch. Ethnogr. 3, 186) I. Kei-eilanden.

Weber, Zoologische Ergebnisse einer Reise in Niederländisch Ostindien. 1. Bd. Leyden, Brill, 1890. mit 3 Kart., 13 Taf., 4 Zinkographieen. — ['Dr. Weber, however has brought back a mass of material, not only zoological but also ethnographical ... Asiat. Quaterly Rev. X, 463)].

Schmeltz, Beiträge zur Ethnographie von Borneo. (Intern. Arch. f. Ethn. 3, 238 - 242).

Skertschly, On some Borneo Traps. (The Journ. of the Anthr. Institute of Great Britain and Ireland XX, 2).

Grabowsky, Streifzüge durch die malayischen Distrikte Südost-Borneos. (Globus 57, 11, 219).

Schulze, Führer auf Java. Ein Handbuch für Reisende. Mit Berücksichtigung der sozial-commerziellen, indnstriellen und naturgeschichtlichen Verhältnisse. Mit einer Eisenbahnkarte von Java. Leipz. Grieben. [Darin: Ethnographie S. 291—350].

Meyners, Peuplement excessif de Java. (Rev. de Géogr. 27, 340—349).

Weber, Ethnographische Notizen über Flores, und Celebes. Mit 8 Taf. u. Ill. im Text. (Intern. Arch. f Ethnogr. Supplement zu Bd. 3). 49 S.

Man, The Nicobar Islanders. Journ. Anthrop. Inst. XVIII, 354—94). mit 4 Taf.

Svoboda, Die Bewohner des Nicobaren-Archipels. (Mitth. anthr. Ges. 20. NF 10. S. [21]).

Die **Nikobaren** und ihre Bewohner. (Ausland 63, 79).

Blumentritt, Die Tiruray der Insel Mindanao (Globns 58, 129—131).

Derselbe, Beiträge zur Kenntnis der Mandayas (Mindanos). (Mitth. d. d. K. georgr. Ges. Wien. 33, 232).

Modigliani, Un viaggio a Nias. Illustrato da 195 incisioni, 26 tavole tirate a parte, e 4 carte geografiche, Milano, Fratelli Treves.

Skertchly, On fire-making in North-Borneo (J. Anthr. Inst. Great Britain 19, 445).

Hein, Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Ein Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte. Mit einem Tafelbilde, 10 Tafeln, 90 Text-Illustrationen und einer Karte. XIV, 228 S. Wien, Hölder.

Derselbe, Über die Künste der Dayaken [im Bd. 4 der „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums"] (Globus 57, 319).

Feigl, Dayakische Kunst. (Österr. Monatsschr. f. d. Orient. Nr. 8).

Tromp, De kleeding eener Dajaksche vrouw. Met plaat. (Int. Arch. Ethnogr. 3, 1—7).

Lewin, Über das Betelkauen. (Int. Arch. Ethnogr. 3, 61).

Helfrich, Aanteckeningen betreffende eenige Kleedertrachten in de afdeeling Seloema (residentie Benkoelen) en voorwerpen van de eilandengroep Engano (residentie Benkoelen) afkomstig. (Not. Batav. Gen. 27. Bylage 1. u 2.).

Sterndale, Asiatic Architecture in Polynesia (As. Quat. Pev. X, 340)

Metzger, Leben der Eingebornen in Britisch-Borneo. 13. Ein Fest der Dayak. (Ausland 63, 474).

Grafland, De verbreiding van het Matriarchat in het landschap Sudragiri (Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indie IV, 5, 1).

Kramer, Der Götzendienst der Niasser (Tydschrift Ind. Taal ... kunde 33, 173).

Kreemer, Regenafwenders. Indische Gids 12' 2082—2085).

Tromp, Een Dajaksch Feest (Bijdr. Taal ... kunde Ind. 5, 27).

Plischke, Kurze Mitteilung über zwei malayische Spiele (Int. Arch. Ethnogr. III, 189).

Metzger, Aus Bali (Klein Java) 399. (Ausland 63).

van der Toorn, Het animisme bij den Minangkabaner der Padangschs Bovenlanden. (Bijdragen ... 4, 5. 1).

Meyer, Bijdrage tot de kennis van het Bantēnsch Dialect der Soendaneesche Taal. (Bydr. Taal-Land en Volk. Ind. V, 222—261).

Kern, Rottineesch - Maleische woordenlijst. (ib. 5, 1—26).

Wake, Staniland, The asiatic affinities of the Malay language. (Proced. Am Phil. 28, 81—83).

Beauregard, Proverbes et dictions Malays. (Rev. trad. pop. 5, 722).

5. Dravida.

v. Lendenfeld, Die Insel Ceylon. (Globus 57, 273, 295).

Thomson, Über die Veddahs [auf Ceylon] (Journ. Anthr. Institute) [vgl. Globus 57, 142).

Tamil Folklore, The last of the Yakkus (The Orientalist 3, 12).

Pandit S. M. **Natesa Sastri,** Folklore in Southern India:
- Nr. 32: The Four Good Maxims (Second Variant) . . . . . . S. 126.
- Nr. 33: The Six Good Maxims . . S. 275.
- Nr. 34: The Shower of Gold and Scorpions. . . . . . S. 311.

(The Indian Antiquary 19).

Kingscote and **Sastri,** Tales of the sun or Folk-lore in Southern India. London, Allen. 320 S. 5 S.

Lewis, Temples and superstitions at Chāvekachcheri (Cavakacceri). (The Orientalist, 4, S. 5).

Gottesurtheile auf Ceylon. (Österr. Monatschr. f. d. Or 11).

Natesa Sastri, Omens in Madras. (The Ind. Ant. 19, 254).

—, Elves in Madras. (ib. 19, 73).

Goonetilleke, Sinhafese duplex expressions. (The Orientalist, 4., 1. 2, 29).

Kávyopédháya, A grammar of the Dialect of Chhattisgarh in the Central Provinces. (Journ. of the As. Soc. of Bengal. Part. I, 85. 2).

Suppramanian, Tamil literature. (The Orientalist IK, S. 16).

Natesa Sastri, Charms and Spells in Madras. (The Indian Antiqu. 19, 103).

Les huit aventures du gourcu paramârta: contes tamouls traduits par **Devèze.** Extrait du Muséon. Louvain. 1890. 48 S.

Lewis, Slang of Tamil Castes. (Ind. Ant. 19, 16)

6. Papua.

El **folk-lore** Filipino, collecion comentada y publicada bazo la direccion de Isabell de **Los Reyes** y Florentino. tomo II. Manila, impr. d. santa Cruz 1890. 18°. 390 S. (tom I. 1889. 345 S).

Blumentritt, Mapa etnografica del archipelago Filipino. 1:3 000 000. (Bol. Soc., Geogr. Madrid 28).

Blumentritt, Alphabetisches Verzeichnis der eingebornen Stämme der Philippinen und der von ihnen gesprochenen Sprachen. (Zeitschr. Ges. Erdk. Berlin 25, 127).

—, Die Subanos (auf der Insel Mindanao): Ausland. 63, 392.

II. Afrika.

1. Allgemeines.

Aethiopien, sein Flächenraum und seine Bevölkerung. (Ausland 63, 160) [nach Levasseurs Monographie im Bulletin d. intern. stat. Instituts]

Alvincy, A Szaharában. [In der Sahara]. (Mit 35 Illustrat.) Budapest, Franklin.

Seehausen, Siedlungen in der Sahara. (Deutsch. geogr. Bl. 13, 217).

Drummond, Innerafrika Erlebnisse und Beobachtungen. Deutsch vom Verf. von 'Gordon, der Held von Khartum'. Mit 10 Abb. Gotha, Perthes XVI, 253 S. M. 4,00.

Quedenfeldt, Die Bevölkerungselemente der Städte Tunis und Tripolis. (Ausland 63, 314, 321, 354, 268, 495, 515, 532, 560).

Schurtz, Beiträge zur Trachtenkunde Afrikas. (Ausland 63, 861, 888, 910).

Andree, Die Steinzeit Afrikas. (Int. Arch. f. Ethn. 3, 81).

Hösel, Studien über die geographische Verbreitung der Getreidearten Nord- u. Mittelafrikas, deren Anbau u. Benutzung. Inaug. Diss. Leipzig. 84 S.

Die Straussenzucht in Afrika. (Globus 58, 302 f.).

Corio, I commerci dell'Africa, notizie di geografia commerciale. Milano, Società d'esplorazione commerciale in Afrika VIII, 468 S.

Schlauch, Der Sklavenhandel in Afrika. (Ung. Rev. 10, 92).

Galletti-Cambiagi, La schiavitù nel Marocco. (Boll. Min. Affari Esteri. Roma. Nov. 1889).

Reichard, Gewerbliches und Kunstfertigkeiten ost- und innerafrikanischen Stämme. (Meineckes Kolon. Jahrb. 2, 100—116).

Andriessen, Munten en andere ruilmiddelen in Afrika. (De Natuur 1890).

Fleischmann, Das Recht in Afrika. (Ausland 63, 401, 430, 555, 570).

—, Rechtszustände in Ostafrika. (Ausland 63, 827, 844).

Grünewald, Über die Rechtssitten u. Rechtsanschauungen der Urvölkerstämme Afrikas. (Jahresber. d. Ver. f. Erdk. zu Metz. 1889. 1890, 53—58).

Falkenhorst, Schwarze Fürsten. Bilder a. d. Geschichte des dunklen Weltteils. Leipzig. Hirt. 320 S. M. 5,50.

Hubner, Das afrikanische Häuptling- und Königtum. (Ausland 63, 166, 181).

Luciano, La tattica in Africa. Roma, Voghera. 78. p.

Tiele, Histoire comparée des anciennes religions de l'Egypte et des peuples semitiques. Traduit par M. Collins, précedée d'une préface par Réalle. Paris, Fischbacher. XVI, 511 p,

Bohner, Im Lande der Fetischs. Ein Lebensbild, als Spiegel des Volkslebens gezeichnet. 287 S. Basel Missionsbuchhandlung. M. 2,00

Bournichon, L'invasion musulmane en Afrique, suivie du réveil de la foi chrétienne dans ces contrées. Tour. Cattier. 352 S.

Paulitschke, Die islamitische Propaganda in Marokko. (Ausland 63, 479).

Basset, Légends africaines sur l'origine de l'Homme. IV—VII. (Rev. trad. pop. 5., 109).

Zanzibar parallel to Jacques de Vitry. (Folk-Lore 1, 515).

2. Mittelländische Rasse.

A. Semiten.

Hallú Mikaël, L'Etiopia descritta da un etiope, usi natalizi nell'Amara. Napoli, Filinto Cosmi. L. 0,50.

Dove, Kulturzonen von Nord-Abessinien. (Ergänzungsh. 97 zu Peterm. Mitt. 34 S.) M. 2,60.

Bazin, Etude sur la tatonage dans la régence de Tunis. (L'anthropologie 1, 566).

Corpus iuris Abessinorum. Textum aethiopicum arabicumque ad manuscriptorum fidem cum versione latina et dissertatione iuridico-historica edidit J. Bachmann. Pars I. Ius connubii. Berlin, Schneider & Co. M. 16,00.

Fitzner, Aus dem Frauenleben der tunesischen Ostküste. (Globus 57, 222).

Quedenfeldt, Das türkische Schattenspiel in Magrib (Tunis). (Ausland 63, 904, 921).

de Wailly, Chretiens noirs [die Abessinier]. (Nouvelle Revue 63, 144).

Paulitschke, Die islamitische Propaganda in Marokko.

de Kerdec, I Senussi al Marocco. (Bul. Soc. Afr. d'It. 9, 5).

Asmussen, Die Senussi. (Ausland 63, 256).

Fitzner, Tunesische Volkssagen. (Ausland 63, 651).

B. Hamiten.

Kayser, Egypten einst und jetzt. Freiburg i. B., Herder.

Krall, Studien zur Geschichte des alten Egyptens IV. (Sitzungsberichte d. Kais. d. Wiss. Wien. Phil. hist. Kl. Bd. CXXI).

Lane, An account of the manners and customs of the modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833—35. Reprinted from the 3rde. edit. 1842, with biographical notice of the Author. 540 S. London, Ward and Lock. s. 2,00.

Dumoutier, L'Egypte. Les habitants; population du Sud. Annales de l'extr. Or. 13, 225.

Le Menant des Chesnals, Les Coptes et l'influence française en Égypte (Bull. Soc. Géogr. Comm. Bordeaux 13, 254).

King, The Aborigines of Sokotra, an Ethnological Religious and Philological Review. (The Indian antiquary 19, 189).

Geyer, Land und Leute der Barabra in Nubien. (Katholik I. 357, 429, 529, II. 33).

Dickermann, L.: On Mr. Petries recent explorations in Hawara, Biahmu and Arsinoë. (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proceed. S. CXXVII).

A propos du Transsaharien. Extrême-Sud de l'Algérie. Le Gourara, le Touat, In-Salah, le Tidikelt, le pays des Touereg. Hoggar, l'Adrar, Tin Bouiton, Adagès avec carte au $^1/_{800\,000}$. Par le commandant V. Deporter 1888—1889. (Text) 8°, 473 S.; Karte 4°. Alger 1890.

Cliff, Dwellers in Morocco. (Amer. Antiqu. 12, 25).

Kirchhoff, Die Berbern Marokkos. (Peterm. Mitt. 36, 23).

Fontin-Clozel, Un côte de la question algérienne: Les indigènes musulmans. (Nouvelle Revue 62, 300).

Vacherot, Les indigènes en Algérie en l armée coloniale. (Nouv. Rev. 63, 497).

Fabert, Über die Maurenstämme nördlich vom Senegal. (Globus 57, 31).

Die Völker der Gambiagegend. (Globus 57, 16).

Tyrell, The Barbary Corsaires. (As. Quart. Rev. 10, 113, 388).

Quedenfeldt, Verständigung durch Zeichen und das Gebärdenspiel bei den Marokkanern. (Zeitschr. f. Ethnol. XXII p. [329] ff.).

Marquandt, Reminiscenses of Egypt in Doric architecture. (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Proceed. CXLVII).

Reiss, Funde aus der Steinzeit Egyptens. Mit Hinzufügung sechs neuer Tafeln abgedr. a. d. Verhandl. d. Berl. Anthrop. Ges.

Montélius, L'âge du bronze en Égypte. (L'Anthropologie 1, 27).

Houghton, Was the camel known to the ancient Egyptians? (Proceed. of the Soc. of Biblical Archaeology 12, 1—7).

Maspero, Die Bestattung des Psaru. (Deutsche Revue 1890. Nov.)

Lane, An account of the manners and customs of the modern Egyptians ... (Ill.) reprintred from the 3rd. edit. 1842. (540 S.) Ward & L. (Minerva Library). 2 s.

Arabes et Fellahs, étude des moeurs égyptiennes. (Ann. de l'extr. Or. et d'Afr. 13, 149, 140-143).

Quedenfeldt, Bräuche der Marokkaner bei häuslichen Festen und Trauerfällen. (Ausl. 63, 716, 730).

Wiedemann, Die Religion der alten Egypter. Münster i. W., Aschendorff. 8°. 175 S. M. 2,75.

Wendel, Prelogomena to a Historical Account of the Egyptian Religion. (Journ. Am. Or. Soc. XIV. Procceed. CXXIX).

Brugsch, Religion und Mythologie der alten Egypter. Nach den Denkmälern bearbeitet. Leipzig 1888. (XXVI, 757 S. 1 Taf.) Dazu II. Hälfte (S. 281—757) und Namensregister. Leipzig, Hinrichs. 1890. (S. 759—772). M. 16,50.

Maspero, I gatti mummificati. (Boll. Soc. Afr. d'Italia 9, 86).

Drexler, Mythologische Beiträge. H. 1. Der Kultus der egyptischen Gottheiten in den Donauländern. Leipzig, Teubner. 152 S. M. 4,40.

Wilser, Merkwürdige Inschriften aus Fajum. (Ausland 63, 347).

Andree, Alte Felszeichen in Süd-Oran. (Ausland 63, 539).

Ebers, Das egyptische Märchen von den beiden Brüdern. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksmärchens. (Nord und Süd. Juli).

Basset, Logmân berbère. Leroux. 408 S.

C. Somali.

Paulitschke, I Somali dell'Occidente. (Società Africana d'Italia. Sezione Fiorentina 6).

Bricchetti-Robecchi, Lingue parlate Somali, Galla e Sidama. (Bull. Soc. Géogr. Marseille 14, 47—50).

3. Neger.

A. Allgemeines.

Reichard, Gebärden und Mienenspiel des Negers nach eignen Beobachtungen. (Ausland. 63, 381—385, 406—410, 425—428).

Zintgraff, Über Gesten und Mienenspiel der Neger. (Ausland 63, 461).

Schurtz, Das Wurfmesser der Neger Afrikas. Ein Beitrag zur Ethnographie. Leipzig. Ing. Diss. Leiden 1889, Trapp.

Hubner, Das afrikanische Häuptling- und Königtum. (Ausland 63, 166, 181).

Brown, Survivals in Negro Funeral Ceremonies. (The Academy No. 947).

Emin Pascha, Negerfabeln. (Ausland 63, 681—84).

B. Sudanneger.

Clozel, Bibliographie des ouvrages relatifs à la Sénégambia et au Sudan occidental. (Revue de géographie. 1890. Sept).

Busk, Senegambian Folklore (Notes and Queries. Iuly).

Paroisse, Les populations indigènes des possessions françaises du golfe de Guinée. (La Géographie. III[e] année).

Asmussen, Dahomeh und seine Menschenopfer. (Globus 57, 369).

Büttikofer, Reisebilder aus Liberia. Resultate geographischer, naturwissenschaftlicher und ethnographischer Untersuchungen während der Jahre 1879—82 und 1886—87. Mit Karten ... 2. Bd. Die Bewohner Liberias. Thierwelt. Leiden, 1890. Brill. (VIII, 510 S.).

Ellis, The Ewe-Speaking Peoples of the Slave Coast of West Africa: their Religion, Manners, Customs, Laws, Language etc. 8°. 322 S. Chapman. 10 s 6 d.

Moloney, Cotton interests foreign and native, in Yoruba, and generally in West Africa. (Journ. of Manchester Geogr. Soc. 5, 255).

The Ethnology of the Gambia-Region. (Nature 42, 256).

Die Völker der Gambia-Gegend. (Globus 58, 250).

Schweinfurth, Trai cannibali Niam-Niam. (L'illustrazione Popolare. Milano 27, 1—4).

Popovski, Les muscles de la face chez un Nègre Achanti. (L'Anthropologie. 1890. Nr. 4).

Spieth, Jagdgebräuche in Avatime (Evhe-Land-Togo): Monatsblatt d. Nordd. Missions-Ges. 1889/90. (Mitt. Geogr. Ges. Jena 9, 17)

Meinhof, Märchen aus Kamerun, erzählt von Djo Dibone. (Ill.) Strassburg. 114 S.

—, Ein Märchen aus Kamerun. (Zeitschr. f. afrikan. Sprachen 3, 242—246).

Moloney, On the melodies of Volof, Mandingo, Yoruba, and Houssa people of West Africa (Journ. of the Manchester geogr. soc. 5, 277—298).

C. Abantu.

Jousseaume, Observations anthropologiques faites par le comte Teleki sur quelques peuplades du centre est de l'Afrique. (Soc. d'Anthrop. Paris Bull. (4). 35).

Expediçao Portugueza ao Muatiânvua. Ethnographia e historia tradicional dos Povos da Lunda pelo chefe da expediçao Henrique Angusto Dias de Carvalho ... Ediçao por illustrada H. Casanova. Lisboa, imprensa nacional. (XVI S., 8 Bl., 731 S.).

Selous, Mashunaland and the Mashunas. (Forthnightly Rev. 45, 661).

Land und Leute in Deutsch-Ostafrika. Erinnerungen aus der ersten Zeit des Aufstandes und der Blokade. In 83 photogr. Originalaufnahmen von Sturtz u. Schilderungen von Wangemann. Berlin, Mittler. 88 S. qu 8°. M. 12,50.

Macdonald, Coutumes et croyences des tribus de l'Afrique australe. (Rev. scient. 45, 642, 679).

Fleischmann, Rechtszustände in Ostafrika. (Ausland 63, 827, 844).

Usaramo. (Globus 57, 157).

Ashe, Two kings of Uganda, or life by the shores of the Victoria Nyanza. Being an account of a residence of six years in

Eastern Equatorial Africa. New edit. London, Low. 3 s. 6 d.

Emin - Pascha, Zur Ethnologie des Albert-Sees. (Ausland 63, 263).

Danfelt, Les indigènes du bas Congo. (Nouv. Géogr. 7. No. 7).

Alexis, Les Congolais, les moeurs et usages. Histoire, géographie et ethnographie de l'État indépendant du Congo. 129 S. Liège, Dessain. Fr. 0,90.

Ward, Five years with the Congo Cannibals. Ill. by the author, by Victor Perard and W, B. Davis. 308 pag. New York. 14 s.

—, Life among the Congo savages. (Scribners Mag. 1890. Febr.).

Baerts, Organisation politique, civile et pénale de la tribu des Moussoronghes. (Bull. de la Soc. Roy. Belge Géogr. 14, 137).

Hercosuët, Superstitions du Mozambique. (Rev. trad. pop. 5, 647).

Brincker, Beobachtungen über die Deisidämonie der Eingebornen Deutschwestafrikas. (Globus 1890, 321) [betrifft Damara].

de Wailly, Les Damaras. (Nouvelle Revue 62, 155).

Carrie, Grammaire de la langue Fiote, dialecte du Kakongo. Loango. Impr. de la mission. 198 S.

D. Zwergvölker.

Mancini, I pigmei di Stanley e le anomalie della statura umana. (Nuova Antologia 28, 501).

Crampel, Les Bayages, petits hommes de la grande forêt équatoriale. (Compte Rendu des Séances de la Soc. Géogr. Paris, 1890, 548).

4. Hottentotten, Buschmänner.

Das Namaqualand, dessen Bewohner und wirtschaftliche Verhältnisse. (Deutsch. Kolonialbl. 1., Nr. 8, 9, 10).

Macdonald, Manners, Customs, Superstitions and Religions of South African Tribes II. (Journ. of the Anthr. Inst. of Great Britain and Ireland. XX, 2).

Bartels, Hottentottengott. (Zeitschrift für Ethnol. XXII. p. [265]).

5. Inselvölker,

Les populations de Madagascar. (Rev. Franç. de l'étranger ... 11, 214).

Simony, Guanchen Funde von Teneriffa. (Mitt. anthr. Ges. Wien 20, S. [21]).

III. Amerika.

a) Aeusseres Leben.

1. Allgemeines.

Kobelt, Tertiäre Menschenreste in Argentinien (Globus Nr. 23).

Flower, Exhibition of Two Skulls from a Cave in Jamaica. (The Journal of the Anthropol. Institute of Great Brit... XX, 2).

Merckel, Über argentinische Gräberschädel. (Nachr. v. d. Kgl. Ges. d Wiss. Göttingen. 1890. Nr. 7. 8).

Mahondeau, Sur un crâne précolombien de la province du Chiriqui. (Bull. Soc. d'Anth. Paris. 1, 601).

Marcano, Ethnographia précolombienne du Venezuela. Région des randals de l'Orénoque. Paris, Chadenat. 128 S.

Gli **abitanti** precolombiani dell'America, secondo D. Pector. (Cosmos. Torino X, 4).

—, Essai de localisation des habitants precolombiens de l'Amerique centrale. (Int. Arch. Eth. 3, 31—33).

Töppen, Urbewohner Neufundlands. (Globus 57, 177).

Gaffarel, Les Irlandais en Amérique avant Colomb, d'après la légende et l'histoire. (Rev. géogr. 1890. Sept.).

Brinton, Essays of an Americanist: Ethnology and Archaeology; Mythology and Folk-lore ... Philadelphia. 489 S.

Poesche, Die Indianer in den Vereinigten Staaten von Amerika. (Deutch. Rev. Geogr. 12, 207, 267, 307, 358).

Henshaw, Who are the American Indians? (Nature 43, 137; Science 14, 21).

Tromnau, Die Anzahl der Indianer in der Union. (Deutsch. Rev. Geogr. 12, 514).

Pajekea, Die Kinder der Indianer Nordamerikas (Ausland 63, 157).

Kobelt, Die Kwakiūl [in Britisch-Kolumbia]. (Globus 57, 93).

Gatschet, The Beothuk Indians III. (Proc. Am. Phil. Soc. 28, 1—16).

Der letzte Häuptling der Omaha-Indianer. (Globus 57, 143).

Sapper, Die Quekhi-Indianer [Guatemala]. (Ausland 63, 841, 892).

Magallis Exkursion in das Land der Zivares [Ecuador]. (Globus 57, 288) [nach Compte rendu d. Pariser Geogr. Ges. p. 56).

Grupe y Thode, Über den Rio Blanco und die anwohnenden Indianer. (Globus 57, 251).

Small, The beginning of American nationality. (Stud. John Hopkins Univ. hist. pol. Nr. 1 u. 2).

2. Volksnahrung.

Ludloff, Wie die Indianer Fleisch räuchern. (Ausland 63, 439).

v. Ihering, Die Verbreitung des Coca-Genusses in Südamerika. (Ausland 63, 908).

3. Tracht, Schmuck, Waffen.

Giglioli, Gli ultimi giorni dell' età della pietra nell' America Meridionale: di alcuni strumenti litici tuttora in uso presso i Chamacoco del Chaco boliviano.

Boas, The use of masks and head-ornaments on the northwest coast of America (Int. Arch. f. Ethn. 3, 7—15).

Ernst, Venezuelanische Thongefässe u. Thonfiguren aus alter und neuer Zeit. Mit Tafel. (Ibid. 3, 66).

Kunert, Riograndenser Altertümer. (Zeitschr. f. Ethnologie XXII, p. [31 ff.]).

Broglia di Mombelloz, Sculture di indigeni dell' alto Orenoco. (Bull. Soc. Geogr. It. 3, 474).

Stolpe, Über altmexikanische und südamerikanische Wurfbretter. (Int. Arch. f. Ethn. 3, 234 f.).

Seler, Altmexikanische Wurfbretter. (ib. 3, 137).

---

4. Wohnung.

Andree, Das gelöste Moundbuilder- [Erdwerke des Mississippi- und Ohiothals] problem. [rührten von den Vorgängern der Indianer her]. (Ausland 63, 144).

5. Wirtschaft.

Wohltmann, Die Sambaquis, Muschelberge oder prähist. Küchenabfälle an der Ostküste Südbrasiliens. Vortrag 2. Juni 1890 in dem Anthrop.-natur. Verein zu Göttingen. (Corresp. Bl. Anth. XXII. 2. Febr. 1891. S. 14 f.).

Strebel, Studien über Steinjoche aus Mexiko und Mittelamerika (Int. Arch. Ethnogr. 3, 69).

Fonck, Die in Chile vorkommenden durchbohrten Steine [alte Ackergeräthe]. (Globus 57, 46).

Spitzly, Notes on Stone adzes from Surinam and the islands of St. Vincent and S. Lucia. (Int. Arch. Ethnogr. 3, 230).

Hayes, North American Trans-Continal Pathways, Old and New. (Proced. Roy. Geogr. Soc. 12, 292—295).

Stübel, Reiss und Koppel, Kultur und Industrie südamerikanischer Völker. Nach den im Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Sammlungen. Text und Beschreibungen von Uhle. II. Neue Zeit. Berlin, Asher. gr. fol. M. 80,00.

Housekeeping in Mexico. (The Athenaeum. No. 32).

Cunow, Die altperuanischen Dorf- und Markgenossenschaften. (Ausl. 63, 821, 853, 872).

Fitz-James, La viticulture franco-américaine. 1869—89. Paris, Masson 600 S. Fr. 6,00.

b) Inneres Leben.

1. Lebenssitte und Recht.

Collin, Momies boliviennes. (Bull. Soc. d'Anthr. Paris 1, 53).

Jacobsen, Geheimbünde der Küstenbewohner des westlichen Nordamerikas. (Ausland 63, 267, 290).

Hoffmann, Ein wichtiger Indianervertrag. (Peterm. Mitt. 36, 29).

L'anello nuziale in Inghilterra e in America. (Arch. p. l. trad. pop. 9, 439).

2. Religion und Aberglaube.

Seler, Religion und Kultus der alten Mexikaner. (Ausland 63, 781, 814).

Il culto della pietra al Peru. (L'Illustrazione popolare, XXVII. nr. 25).

Eells, The religion of the Indians of Puget Sound. (Am. Ant. 12, 69—84).

Pajeken, Religion und religiöse Vorstellungen der Arropahōe-Indianer. (Ausland 63, 1011).

Gatschet, Sinti, der erste Mensch, eine Schöpfungssage der Kayowē-Indianer aus ihrer Sprache übertragen. (Ausland 63, 901).

Jacobsen, Bella-Cola-Sagen. (Ausl. 63, 352).

Baguet, Les Indiens Parecis. Traditions et mythologie des Indiens du Brésil. (Bull. Soc. roy. géogr. d'Anvers. XV, 2).

Chamberlain, Delugemyths of the Canadian Indiens. (Proced. Canad. Inst. Toronto. 25, 11).

Jacobsen, Nordwestamerikanische Sagen. (Ausland 63, 421, 981).

Kate, Zuñi fetiches. (Int. Arch. Ethn. 111, 118).

Peet, Traces of Christian ideas in the myths and customs of the civilized native races of America. (Journ. Am. Or. Soc. XIV, Proceed. CXLIV).

La **festa** degli spiriti nel Dakota. (Arch. trad. pop. 9, 121) [nach Eco d'Italia, New York].

Ko., Der Wnduđienst auf Haiti. (Globus 57, 255) [= Rec. von Newells Aufsatz in Am. Journ. of Folklose, vol. II, Nr. 4.].

Certeux, Le samedi Saint à Cuba. (Rev. trad. pop. 5, 509).

Rubbens, Préjugés en Louisiane. (Rev. trad. pop. 5, 708).

3. Sprache.

Gatschet, Linguistic and etnographic notes. (Am. Ant. March. 1890).

Darapsky, Estudios linguisticos americanos. (Boll. Inst. Geogr. Argent. 11, 47—61).

Grossi, Lingue, letteratura e tradizioni popolari degli indigeni d'America con appendice. (Ateneo Ligure. Genova 13, 22).

Major **Powell,** Über die Verbreitung der Indianersprachen. (Globus 57, 192). [Rec. der Karte des Maj. Powell].

Rig Veda Americanus. Sacred songs of the ancient Mexicans with a gloss in Nahuatl. Edited with a paraphrase, notes and vocabulary. By Daniel Brinton. Philadelphia.

Chamberlain, The language of the Mississagnas of Stngog. (Proc. Canad. Inst. Toronto 25, 213).

Dom Pedro, Die Tupi-Sprache, übers. von Blind. (Corr. Bl. deutsch. Ges. Anthr. Ethn. Urg. 21, 1—5).

Horden, The book of common prayer ... Translated into the language of the Cree Indians of the diocese of Moonsonee. London.

Lessons and prayers in the Tennior Slavi language of the Indians of Mackenzie River, in the North West territory of Canada. London.

Hymns in the Tenni or Slavi language ... Canada. (London 1890).

An international Idiom. A manual of the Oregon trade language or 'Chinook Jargon'. [Handelsleutesprache in Oregon]. By Horatio Hale. London.

Broion, Dr. Hales Manuel of the Chinook Jargon. (The Academy. Nr. 958. 959).

Documentos para las lenguas de Mexico compuestos por Léon Reinisch: T. 2. A de los Reyes, Arte en lengua mixteca. Paris.

Alejandre, Cartilla huasteca [nördl. v. Mexiko] con su grammática, diccionario, y varias reglas para aprender el idioma. Contiene ademas varias noticias tradicionales, huastecas ... 179 S. Mexico. gr. 4°.

Die einheimischen Sprachen Perus.

1. Das Runa Simi oder die Keshuasprache, wie sie gegenwärtig in der Provinz gesprochen wird. Unter Berücksichtigung der früheren Arbeiten nach eignen Studien dargestellt von E. W. Middendorf. Leipzig. VII, 339 S.
2. Wörterbuch des Runa Simi oder der Keshua-Sprache ... von E. W. Middendorf. Leipzig. (X, 857 S.).

M. 16,00. M. 48,00.

Leclerc, Arte de la lengua de los Indios Antis o Campas varias preguntas, advertencias i doctrina Cristiana conforme al Manuscrito hallado en la Ciudad de Toled, con un Vocabulario metodico in una Introduccion comparativa por Adam. Paris.

Die Sprache der brasilianischen Eingeborenen. (Naturwissensch. Wochenschrift. Nr. 25).

Restivo, Brevis linguae Guarani grammatica, hispanice ... 1718 composita, et ... edita ... studiis Frederici Seybold. Stuttgardiae. XII, 81 S.

Abañēēme. Guia práctica para aprender el idioma Guaraní. (Von Seybold). Stuttgard. 157 S.

4. Poesie.

Middendorf, Ollanta, ein Drama der Kassuasprache. Übers. u. mit Anm.. versehen nebst einer Einl. üb. d. religiösen und staatlichen Einrichtungen der Inkas. (Die einheimischen Sprachen der Peruaner. 3. Bd.) Leipz. Brockhaus. VI, 393 S. M. 18,00.

Bird Grinnel, Pawnee herostories and Folktales, with notes on the origin, customs and characters of the Pawnee people. New York, Forest and Stream. 8°. 417 S.

5 Musik, Tanz.

Matthews, Tänze der Navajoindianer. (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. XIII, 1).

IV. Australien.

1. Australschwarze.

Howitt, The Dieri and other Kindred Tribes of Central Australia (The Journal of the Anthrop. Inst. of Great Britain and Ireland XX, 30).

Stephens, The aborigines of Australia being personal recollections of those tribes which once inhabited the Adelaide plains of South Australia. (Journ. and Proc. Roy. Soc. New Houth Wales 23. 476).

Wyndham, The aborigines of Australia. (ib. 23, 36).

Mathew, The Australian aborigines. (ib. 23, 335).

Hale, The aborigines of Australia, being an account of the institution for their education at Poonindie in South Australia. London 1889. 101 S.

Rannie, The natives and their ways. (Proceed. and Transact. Roy. Geogr. Soc. of Australasia, Queensland 5, 43).

Roth, The aborigines of Tasmania. Pref. by E. B. Tylor. With num. autotype plates, from drawings by Edith May Roth. XXVII, 224, CX S. London, Paul.

The Aborigines of Tasmania. (The Athenaeum No. 3286).

Howitt, Notes on Australian message sticks and messagers. (Journ. Anthr. Inst. 18, 314).

2. Papuas.

Hasselt, Die Papuastämme an der Geelvinkbai. (Mitt. Ges. Geograph. Jena 9, 1—7).

Haddon, The ethnography of the western tribe of Torres Straits. (Journ. Ant. Inst. Gr. Brit. 19, 297).

Beardmore, The natives of Mowat, Daudai, New Guinea. Comm. by J. G. Frazer. Notes by Alfred C. Haddon. (ib., 499).

C.[olomb], La tribu de Wagap. (Nouvelle Calédonie), ses moeurs et sa langue, d'après les notes d'un missionaire mariste, coordonnées par le P. A. C. Paris, Chadenat. 142 S. Fr. 10,00.

Gill, Childbirth customs of the Loyality Islands, as related by a Mangaian female teacher. (Journ. Anthr. Gr. Britain 19, 503).

Die Niederkunft auf den Loyalty-Inseln. (Ausland 63, 500).

Haddon, Manners and customs of the Torres Strait islanders. (Nature 42, 637).

—, Legends from Torres-Straits I. II. (Folk-Lore 1, 47, 172).

Völler, Untersuchungen über 24 Sprachen aus dem Schutzgebiet der Neuguinea-Compagnie. (Peterm. Mitt. 1890, 122, 145, 181).

Schmidt-Ernsthausen, Über die Musik der Eingebornen von Deutsch Guinea. (Vierteljahrsschr. f. Musikwissensch. H. 2).

3. Malayen (und Maoris).

Metzger, Das Stammland der malaiisch-polynesischen Völker. (Globus 1890, LVII, 189).

Fornander, An account of the Polynesian race, its origin and magistrations. The ancient history of the Hawaiian people to the times of Kamehameha I. With a preface of Prof. W. D. Alexander, 3 Voll. Vol. I. 250 S. London, Paul. 7 s 6 d.

Schnorr v. Carolsfeld über die ethnographischen Verhältnisse Oceaniens. (Globus 57, 368) [nach einem Vortrage v. d. Münch. geogr. Ges.).

Macdonald, Oceania. Linguistic and Anthropological. XII, 218 S. Melbourne, Hutchinson

Tissot et Améro, Aux antipodes Terres et peuplades peu connues de l'Océanie. Paris, Firmin-Didot.

Seidel, Zur Geschichte und Ethnographie der Marschall-Inseln. (Deutsch. Kol. N. F. 3, Nr. 19).

Rhò, Le Isole della Società e gli indigeni della Polinesia: note del viaggio sulla 'Caracciolo'. (Rivista maritima. Roma 1889).

Reischek, Über Neuseeland und seine Bewohner. (Mitt. anthr. Ges. Wien 20, S. [95]).

Weisbach, Der Maori-Schädel. (Mit einer Mass-Tabelle: Mitt. d. anthr. Ges. Wien, 20, 37 f.

Riegl, Neuseeländische Ornamentik. (ib. S. [84]).

Friedrichs, Standes- und Erbrecht auf den Marschall-Inseln (Deutsche Kolonialz. NF 3, 315).

Fleischner, Unterricht und Erziehung im Königreich Hawaii. (Ausland 63, 926).

Kalakaua [King]. Legends and myths of Hawaii, the fables and folk-lore of a strange people. Edited with an introduction by R. M. Daggett. New York.

Kirchhoff, Farben- und Zahlennamen der Samoaner. (Globus 1890).

Register.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstrasse 17a.



Lithogr. Anst. v. C. L. Keller Berlin S.

Jamund bei Cöslin.



Lithogr Anst v C L Keller Berlin S

Jamund bei Cöslin.



Reinhold Köhler.

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Karl Weinhold.

Zweiter Jahrgang. **1892.**



Mit dem Bildnis Reinhold Köhlers, drei Bildtafeln und mehreren Abbildungen im Text.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & Co.

Inhalt.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücheranzeigen.

Færöische Märchen und Sagen.

Aus dem Færöischen übersetzt von

Dr. Otto Luitpold Jiriczek.

Die von Hammershaimb in seiner Færösk Antologi S. 326—85 mitgeteilten færöischen Märchen und Sagen bilden einen wahren Schatz für die Volkskunde und Märchenforschung; dieselben durch eine Übersetzung aus der wenig bekannten Ursprache leichter zugänglich zu machen, dürfte daher gerechtfertigt erscheinen. Da die folgende Übersetzung, zu der Hr. Probst Hammershaimb freundlichst seine Einwilligung erteilt hat, dem Folksforscher das Original ersetzen will, war grösste Treue und engster Anschluss an den Text geboten; von diesem Gesichtspunkte aus wolle man Færöismen (resp. Islandismen) wie „östlich in Tunga“ (austr í Túngu) und ähnliches entschuldigen. Die vorliegenden Märchen umfassen so ziemlich den ganzen schriftlich fixierten færöischen Märchen- und Sagenschatz; nur einige andere, meist rein historische, finden sich noch in Antiquarisk Tidskrift 1849—51 S. 142 ff. (von Schröter mitgeteilt, der ein höchst unzuverlässiger, willkürlicher Erzähler ist) und S. 322 ff. (von Hammershaimb). Auf die sonstigen Quellen habe ich in den Anmerkungen (am Schlusse der Übersetzung) verwiesen.

Herr Cand. mag. Jac. Jacobsen, ein geborener Færinger, hat die Güte gehabt, mir über zahlreiche zweifelhafte Stellen Auskunft zu geben, wofür ich ihm auch hier meinen Dank ausspreche.

I. Zwerge.

Die Zwerge sind klein und dick, bartlos, aber doch nicht hässlich von Aussehen. Sie hausen in grossen Steinen oder in Hügeln unter Blöcken; solche Zwergensteine findet man weit und breit auf den Inseln. Die Zwerge sind gutmütig, aber dulden keine Zänkereien in der Nähe ihrer Wohnungen; da werden sie böse und fahren im Zorne von hinnen; deshalb steht der grosse Zwergenstein in Skúvoy zerspalten, weil zwei Burschen, welche einmal dort standen, fluchten und sich rauften; da flohen die Zwerge und spalteten den Stein. Die Zwerge sind die besten Schmiede; von ihnen lernten die Menschen zuerst den Stahl im Wasser härten;

früher dehnten sie das Eisen aus und schmiedeten es, indem sie es mit dem Hammer kalt schlugen. Die Zwergenwerkzeuge schmieden von selbst. Die Kraft der Zwerge ist im Gürtel, mit dem sie sich um die Mitte gürten; nimmst du dem Zwerge den Gürtel, so ist es um seine Macht gethan, und kann man ihn da zwingen, zu schmieden, was man verlangt, und Kleinodien dafür zu geben, um den Gürtel zurückzubekommen. Am Fusse der Steine, wo sie wohnen, kann man oft Asche liegen sehen, welche aus ihrer Schmiede herausgefegt ist.

Ein Stein steht im Gásadal, wo Zwerge wohnen; dort drinnen hört man sie bisweilen schmieden. Ein armer Mann war einmal nördlich in Tunga und stach Torf; er sah den Stein offen und die Zwerge drinnen schmieden; er ging näher, um sie zu beobachten. Ein Zwerg kam da heraus in die Thüre und sagte zu ihm: „Naseweis warst du, so arm du bist; doch sollst du dieses Messer bekommen," und nun warf er ihm ein Messer heraus, das so scharf war, dass es alles schnitt, was mit seiner Schneide in Berührung kam, wie hart es auch sein mochte.

II. Huldervolk[1]).

Sie sind von grossem Wuchse, die Kleider sind ganz grau, das Haar schwarz; ihre Wohnsitze sind in Hügeln, sie heissen auch Elfen [álvar]; ein „Elfenhügel" ist auf Nordstreymoy, südlich von Vík (Huldorsvík). Sie leben wie andere Leute, rudern aus, haben Schafe und Rinder, welche unter den anderen Rindern auf der Weide herumgehen. Die Huldern können sich selbst und das, was sie besitzen, für Menschen unsichtbar machen, und deshalb sagt man oft von etwas, das man vermisst, dass die Hulder es versteckt hat. Sie nehmen gern kleine Kinder, die ungetauft sind, aus der Wiege und legen dafür die ihrigen in dieselbe, aber diese werden dann Dummköpfe [Wechselbälge][2]) unter den Menschen. Oft verschwinden kleine Kinder, welche draussen allein gehen, und da ist es das Huldervolk, das mit ihnen davon gefahren ist; sie werden zuweilen weite Wegstrecken entfernt von den Wohnsitzen wieder gefunden und haben dann erzählt, dass ein grosser Mann ihnen Speise gebracht habe, während sie fort waren. Die Huldermädchen fassen oft Liebe zu Kristenburschen und versuchen daher sie zu verführen und an sich zu ziehen. Gehen diese hinaus in die Öde und sind durstig und müde, so öffnet sich der Hügel und eine Jungfrau kommt heraus, um ihnen einen Trunk zu bieten, Bier oder Milch; blasen sie da nicht den Schaum von oben ab, so trinken sie sich Vergessenheit, denn in ihm liegt der Zauber, und damit verzaubern sie sie, bekommen Gewalt über sie und nehmen sie mit sich in den Elfenhügel.

1) wörtlich: die Verhüllten (huldufólk); ich habe die bekanntere norwegische Form (en hulder) gewählt.

2) das färöische bytlingur bedeutet beides.

III. Die Wichteln und die weise Marjun in Ördavík.

Die Wichteln [vættrar] sind klein, hübsch von Aussehen, gute Geister, welche in den Häusern bei guten Leuten leben und während ihres Aufenthaltes geniessen diese Glück und werden von ihnen unterstützt, so dass alles gut geht in dem Hause, wo Wichteln sind; glücklich ist der Freund der Wichteln, denn ihm können weder Trolle noch Huldern noch jemand lebender unter der Erde oder auf der Erde schaden.

Marjun in Ördavík war vom Norden von Kollafjord [Dorf] nach Suđuroy gekommen und soll eines der zaubergewaltigsten Weiber gewesen sein, die hier im Gedächtnis behalten worden sind; sie war die klügste und tüchtigste Frau in jeder Richtung. Sie war überaus reich und besass eine Menge von Rindern und Schafen und allen Herrlichkeiten — kein Wunder! — die Wichteln wohnten bei ihr. Sie hatte auf ihrem Hofe einen blöden Jungen, welchen sie dazu hielt, dass er die Schafe im Sommer aus dem bebauten Land wegtriebe, wenn sie in die Einhegung hinein kamen; aber dieser Wechselbalg konnte nichts anderes verrichten, als eben dieses. In den Lebtagen Marjuns kamen Vikinger aus den Südlanden, Türken, um die Föroyer zu verheeren. Sie kamen auch nach Suđuroy, alles zu plündern und verwüsten in jenen südlichen Ansiedlungen, wie sie im Norden gethan hatten. Nun sieht sie Marjun von den Höhen herab südwärts gegen Örđavík kommen. Aber sie fürchtete sich nicht wie jene, welche vor ihnen in das Gebirge flohen und sich in Höhlen und Löchern versteckten und schwarzes Tuch vorhängten; — nein, Marjun sandte den Wechselbalg mit dem Wachthunde ins Feld hinaus und sagte ihm, er solle diese Männer aus dem Feld vertreiben. Er dachte an keine Gefahr, der Arme, und ging darum unerschrocken und munter auszuführen, was ihm die Bäuerin befahl, so wie er gewohnt war. Als er nun gegen die Räuber mit seinem kleinen Hunde gelaufen kam, als ob das nichts anderes wäre als einige scheue Schafe, die immer davonliefen, wenn er mit dem Hunde kam, stand die erfahrene Hausmutter an der Hauswand und winkte mit der Hand gegen die Türken. Als sie sehen, dass ein Krüppel von einem Jungen ihnen so kühn mit einem kleinen Hunde entgegen kommt und ein altes Weib so ruhig an der Hauswand steht, werden sie bestürzt und denken bei sich, dass diese beiden doch nicht so schwach sein könnten, als sie gering an Zahl schienen, sondern im Verborgenen das haben müssten, um sich zu wehren, was ihnen teuer zu stehen kommen könnte. So wird erzählt, dass sie nicht länger südwärts auf der Insel vorzudringen wagten, sondern geradenwegs nach Hvalbö umkehrten. Von hier nahmen sie zwei Mädchen mit sich, welche mit Marjun verwandt waren; und als sie das hörte, sagte sie, ehe ihr Blut kalt würde (d. i. ehe das siebente Geschlecht von ihr gestorben wäre) sollte das gerächt werden und dieses

Türkenvolk unter einen König aus einem anderen Reiche zu stehen kommen.

Marjun in Ördavík hatte gutes Glück mit sich in allem, was sie anfing, und alles fügte sich ihr wohl; und das kam davon, dass die guten Wichteln bei ihr im Grossstall wohnten. Aber sie vergass auch nicht einen Kübel mit Milch für sie hinzustellen, so oft die Kuhmägde die Kühe gemolken hatten. Die Wichteln belohnten sie für ihre Wohlthaten: — nie war Mangel an Milch, wenn die Kühe gemolken wurden, solange sich die Wichteln im Grossstalle aufhielten; keine Krankheit kam über die Rinder und Schafe, solange sie dort waren. Nicht brauchten die Viehmägde im Stalle nächtelang zu sitzen, wenn eine Kuh kalben sollte; kalbte sie da in der Nacht, so lag das Kalb am Morgen nicht in der Abzugsrinne, obwohl niemand zugegen war, sondern wenn die Kuhmagd kam, stand das Kalb am Stand mit einem Seidenbande gebunden zwischen den Vorderbeinen der Kuh, so dass sie es lecken konnte. Die Dirne, welche in den Stall kam, um die Kühe zu warten, musste da stracks das Kalb vom Seidenbande lösen und dieses auf den Querbalken legen, und von dort nahmen es dann die Wichteln wieder zu sich. Marjun war daher gut gegen die Wichteln, welche ihr soviel Nutzen brachten, und sie versicherte ihrem ältesten Sohne oft und häufig hoch und teuer, dass er das wissen solle, wenn er den Hof als Bauer nach ihr übernehme, dass es gut sei, Wichteln zu behausen, und ihnen solle er immer Aufenthalt geben, und lege er den grossen Kuhstall nieder und breche ihn ab, so werde das ihm und den andern zum Schaden gereichen. Marjun starb, und der Sohn, der nun Bauer auf Ördavík wurde, gab nichts darauf, wovor ihn die Mutter gewarnt hatte, und legte den grossen Kuhstall nieder. Aber da flüchteten die Wichteln, wünschten böses über ihn und alle seine Verwandten, welche in Ördavík waren — jähen Todes sollten sie alle sterben. Am selben Tage, da sich dieses zutrug, kam ein Mann aus Vág nordwärts über die Insel gegangen; als er zur Mannaskarđ [Pass] kam, begegnete er einem winzig kleinen Weib, welches vom Passe herabkam, zwei winzig kleine Kinder jedes an einer Hand führend, und das dritte hatte sie am Rücken; als er bei ihnen vorbeiging, hörte er diese Frau sagen: „Gerächt soll werden, dass wir fliehen mussten“. Und es wurde gerächt; eines Abends, als die drei Brüder ausfuhren, um südlich vom Lande im Fjorde zu angeln, brach ein Wirbel unterhalb Tjaldarvíkshólm hervor und stürzte das Boot um, so dass alle untergingen, die im Boote waren. Marjun hatte auch drei Töchter, welche in Örđavík waren; sie starben kurz danach an einer tödlichen Landseuche, welche dort im Platze umging. Alles das war Rache von den Wichteln, welche aus Örđavík geflohen waren.

IV. Die Mahre.

Die Mahre [marra] gleicht der schönsten Dirne, ist aber doch der ärgste Unhold. Zur Nachtzeit, wenn die Leute liegen und schlafen, kommt sie herein und legt sich auf sie und drückt so fest auf die Brust, dass sie nicht den Atem holen, auch nicht ein Glied rühren können. Sie fährt ihnen mit ihren Fingern in den Mund, um die Zähne zu zählen; wird ihr Zeit gelassen, sie abzuzählen, so gibt man gleich den Geist auf und wird leblos. Man muss daher versuchen, die Mahre von sich los zu werden und sie hinauszutreiben, und ist man da imstande zu rufen „Jesus", muss sie fliehen und verschwindet schleunigst. Die Leute glauben oft ganz wach zu liegen und die Mahre in die Stube zum Bette hereinkommen zu sehen, und dass sie sich auf die Bettdecke legt und in den Mund fährt, nach den Zähnen zu tasten, und sie können doch nichts thun, sich gegen sie zu wehren. Am Abend kann sie in der Stube sein und doch nicht gesehen werden; aber du merkst es, wenn du ein Messer nimmst und es in ein Taschentuch oder ein Strumpfband wickelst, welches nach der Hälfte doppelt zusammengelegt ist, und das Messer dreimal um dich aus einer Hand in die andere gehen lässt, während du hersagst:

Marra, marra, minni,
bist du hier innen?
denkst du nicht an jenen Schlag
den Sjúrdur Sigmundarson dir gab
einmal auf das Nasenbein?

Marra, marra, minni,
bist du hier innen,
hinaus sollst du fahren,
tragen beides Erde und Torf
und alles, was hier innen ist!

Liegt nun das Messer im doppelt zusammengelegten Bande in der Buchtung, wenn dasselbe wiederum aufgewickelt wird, so ist die Mahre in der Stube, und da muss derselbe Vorgang mit dem Messer und dem Bande gemacht werden, um zu versuchen, die Mahre herauszuschaffen.

Man sagt auch, um sie daran zu verhindern, in das Bett hinaufzuschlüpfen, sei es gut, am Abend, wenn man schlafen geht, die Schuhe so zu wenden, dass der Absatz gegen das Bett und der Vorderschuh von ihm weg über den Fussboden gekehrt ist; dann soll es der Mahre schwer fallen, in das Bett hinaufzuschlüpfen.

V. Der Niðagrís und der Loddasastein[1]).

Der Niðagrís[2]) ist klein, dick und rundlich, wie ein kleines Wickelkind oder ein grosser Knäuel, von dunkelrotbrauner Farbe. Er soll dort vorkommen, wo neugeborene uneheliche Kinder ermordet und begraben sind, ohne einen Namen bekommen zu haben. Deshalb liegt er und wälzt sich den Leuten vor die Füsse, um sie im Gange zu stören; kommt er zwischen die Füsse des Menschen, so überlebt derselbe nicht das Jahr.

In der Mark, bei dem Dorfe „zu Skáli“ auf Eysturoy steht ein Stein, welcher Loddasastein genannt wird; hier lag oft ein Niðagrís vor den Füssen der Leute, welche hier in der Dunkelheit gingen; ein Mann, der einmal hier ging und vom Niðagrís belästigt wurde, ward zornig und sagte da: „So ein Loddasi!“ und da grub er sich wieder in die Erde und wurde nie wieder gesehen, denn da hatte er einen Namen bekommen.

VI. Das Loch der Riesin in Sandoy und die Trollweiber am Fjallavatn in Vágar.

a) Westlich von Sandsbygd geht ein grosses Loch in die Erde hinab, welches das Loch der Riesin [Gívrinarhol] genannt wird; in demselben wohnt eine Riesin. So geht die Erzählung der Leute, dass ein Mann aus dem Dorfe „heima á Sandi“ auf den Grund des Loches stieg, um die Riesin aufzusuchen. Die Fahrt ging ihm gut von statten und er sah dort eine übergrosse Alte stehen und Gold in einer Mühle mahlen; ein kleines Kind sass drinnen bei ihr und spielte mit einer Goldrolle. Die Alte war blind, und deshalb wagte sich der Mann so still vorwärts zur Mühle und nahm von dem Golde, das sie mahlte, an sich. Die Riesin sah und hörte nichts von ihm, aber merkte doch an sich, dass sich etwas böses zutragen müsse, und sagte deshalb: „Entweder ist das die Maus, welche herumläuft, oder der Dieb, der stiehlt — oder geht mir Alten das Mahlen nicht recht“. Der Mann ging nun mit dem Golde weg von ihr, nahm dem Kinde die Goldrolle und schlug es auf den Kopf; das begann jämmerlich zu weinen. Als die Riesin dies hörte, ahnte ihr böses und sie sprang auf die Füsse, tastete nun in der ganzen Höhle nach ihm, aber fand niemanden, denn der Mann war längst aus der Höhle entkommen, auf das Pferd gestiegen und jagte mit verhängten Zügeln schleunigst heim mit dem Golde. Die Riesin rief daher so laut als möglich nach ihrer Nachbarin, erzählte ihr von ihrem Unfall und bat sie, ihr den Dieb fangen zu helfen. Sie war nicht faul zu Fuss, ihm nachzurennen, schritt über den Teich so gewaltig, dass die Fussspuren noch im

1) FA. steht in der Überschrift Loddasarsteinur, was nur ein Druckfehler sein kann, siehe FA 332 Z. 6 und 9.

2) = „Finsternisschweinchen“; Loddasi ist unerklärt. Zur Sache verweist Hammershaimb, Antikv. Tidsskrift 1849—51 S. 201, auf A. Fayes norske Sagn S. 83.

Felsen gesehen werden, je eine auf jeder Seite des Teiches: sie werden die Spuren der Riesin genannt. Er war so weit entkommen, dass ein tüchtiges Stück Wegs zwischen ihnen lag. Als er zum Volismoor kam, da war die Riesin ihm so nahe gekommen, dass sie den Schwanz des Pferdes erreichen und packen konnte, und sie liess ihn nicht los, sondern hielt das Ross in der Bewegung auf; der Mann spornte das Ross so hart, dass es einen Sprung vorwärts machte, aber der Schwanz riss ab, weil die Riesin sich fest auf den Beinen hielt und Kraft hatte, zu widerstehen: das Ross fiel, und der Mann kopfüber von ihm — da sah man die Kirche, und der Mann war gerettet, und die Riesin, welche da keine Gewalt über ihn hatte, musste so gethaner Dinge umkehren. Noch hört man über dem Gívrinarhol, wie die alte blinde Riesin in der tiefen Höhle Gold mahlt.

b) Zwei Trollweiber wohnen beim Fjallavatn [See] in Vágar; die eine bei der Tormansschlucht und die andere jenseits des Sees „am Gebirge“ [á Fjöllum], wie diese Landstrecke heisst. Die eine von ihnen war lahm und sie hatte ihre rote Jacke auf einen Stein gelegt, um sie zu sonnen, als ein Mann aus Sandavág hier vorbei geritten kam. Der Mann nimmt die Jacke und reitet mit verhängten Zügeln weg mit ihr. Nun sieht die Alte den Mann und die Jacke, die er ihr gestohlen hat, aber lahm wie sie ist, kann sie nicht selbst ihm nachrennen, und ruft deshalb das Trollweib jenseit des Wassers an: „Hilf, Schwester! schreite aus, schreite gewaltig aus!“ Sie schleunigst ihm nach und er auf dem Rücken der Stute in grossen Sätzen davon. So ging es, bis er zur Vatnsbrekka kam; da begann er wie die Stute müde zu werden: hier am Abhang fliesst ein kleiner Fluss, hier tranken sie beide, und er sagte da: „Das war mir ein Seelentrost (sálarbót)!“, und seither heisst der Fluss Sálarbótá. Schon rannte die Alte ihm nach und kam ihm näher und näher: als er über den Abhang gekommen war, da war sie ihm so nahe, dass sie die Jacke zu fassen bekam und sie ihm entriss, doch so, dass die Jacke zerriss und der Mann den einen Ärmel behielt; da zeigte sich die Miðvágskirche, und das Trollweib musste so verrichteter Sachen zurückfliehen. Aber der Ärmel war so gross, dass er zerschnitten zur Altardecke in allen vier Kirchen auf Vágar ausreichte.

VII. Der Neck.

Der Neck [nykur] wohnt in Landseen; am Grunde unten in der Tiefe hat er seinen Aufenthaltsort; aber von dort kommt er oft ans Land, und es ist nicht gut, ihm zu begegnen: mitunter ist er einem schönen kleinen Hengste gleich, der gut und sanft scheint, und damit lockt er die Leute sich ihm zu nähern, um ihn zu klappen und ihm über den Rücken zu streichen; aber wenn sie zufällig den Schwanz berühren, werden sie an ihn gefestet, und da lässt er niemanden los, sondern zieht sie mit sich auf den Grund. Oft begegnet er den Leuten in Menschengestalt als stolzer

Jüngling, um Mädchen mit sich zu locken und verspricht ihnen Freude und Genuss in seiner Halle, wenn sie ihm folgen wollen; aber fassen sie da einen Verdacht darüber, wer er ist, an den sie sich wegzugeben im Begriffe sind, so dass sie imstande sind, ihn mit dem rechten Namen: „Neck“ zu nennen, so verliert er die Macht über sie und muss sie loslassen und allein in den Teich fahren. Es wird erzählt, dass sich der Neck ebenso allen vierfüssigen Tieren gleich machen kann, nur die Spitze vom Horne des Widders[1]) soll er sich nicht anschaffen können; aber einem Pferde ist er gleich, wenn er seine Gestalt nicht verändert hat, und es ist den Menschen geglückt, Gewalt über ihn dadurch zu bekommen, dass sie ein Kreuz über seinen Rücken schlugen[2]), und sie haben ihn dann dazu gebraucht, mit seinem Schweife grosse Blöcke aus dem Gebirge zu Feldmauern oder Häusern herabzuziehen, welche noch in Húsavík auf Sandoy und zu Eid auf Eysturoy gesehen werden, und die grossen Steine, die hier zusammengekommen sind, geben Zeugnis davon, wie stark er ist. In den Takmooren auf Sandoy liegt ein grosser Block, den sie ihn nach Húsavík ziehen lassen wollten; aber da zerriss der Schwanz, und der Stein steht noch dort; ein Teil des Neckschwanzes, der am Steine befestigt war, ist an ihm noch sichtbar.

VIII. Das Meermännlein und der Bauer Anfinn in Elduvík.

Das Meermännlein [Marmennil] gleicht den Menschen, aber ist einen guten Teil kleiner an Wuchs; es hat lange Finger. Es lebt am Meeresgrund und schädigt die Fischer, indem es den Köder von den Angeln abbeisst und dieselben am Grunde befestigt, so dass sie die Schnur zerreissen müssen; wird es von der Spitze gefasst, so ist es so gewandt, dass es die Angelschnur vom Zugstrick lösen und so dem Los entgehen kann, wie ein anderer Fisch über Bord gezogen und ins Boot gebracht zu werden. Einmal als es damit begann, seine Schalkstreiche am Seegrund auszuüben, ging es ihm schlecht, denn es gedachte das Ende der Schnur des Bauern Anfinn aus Elduvík zu fassen, um es am Grund zu befestigen, aber gleichzeitig zuckte Ansien die Schnur, und die Angel biss das Meermännlein in eine Hand; mit einer Hand konnte es sich nicht losmachen, und so wurde es aufgezogen, bekreuzt und heimgebracht. Anfinn verwahrte es bei sich im Herde und musste jeden Abend daran denken, ein Kreuz über alle vier Ecken des Herdes, wo es sass, zu schlagen; es wollte nichts anderes essen als Köder. Wenn ausgefahren wurde, nahmen sie das Meer-

1) Im Original folgt: ella vedurlambs horni, was ich unübersetzt lassen musste, da mir das Wort fehlt; vedurlamb ist der einjährige Widder; es ist also damit nichts neues gesagt.

2) rista kross kann ein Kreuz ritzen, wie ein Kreuz schlagen, bedeuten. In letzterer Bedeutung wird der Ausdruck heute allgemein gebraucht, wie mir Hr. J. Jacobsen mitteilt. Ich habe daher überall in der Übersetzung „Kreuz schlagen“ gesetzt.

männlein mit sich, aber sie durften nicht vergessen, ein Kreuz über dasselbe zu schlagen, wenn es ins Boot gekommen war. Ruderten sie über einen Zug von Fischen, so begann es im Boote zu lachen und spielen; warfen sie da aus, so mangelte es nicht an Fischen, besonders wenn es den Finger in die See tauchte. Anfinn hatte das Meermännlein lange bei sich; aber eines Tages war eine starke Brandung, als sie das Boot zur Ausfahrt flott machten, und da wurde vergessen, das Kreuz im Boote über das Männlein zu schlagen; als sie vom Lande gekommen waren, glitt es über Bord, und wie zu erwarten stand, wurde es nicht wieder gesehen.

IX. Der Seedraug.

Der Seedraug [sjódreygur, sjódreygil] wird nach Sonnenuntergang auf den Aussenschären stehen gesehen. Wenn Leute ausrudern, ruft er sie an und bittet sie um Erlaubnis, in das Boot zu kommen; sie haben ihn bisweilen aufgenommen und auf eine Bank gesetzt, damit er mit den Männern rudere. Solange es tiefe Nacht ist, rudert er mindestens gleich zweien: so stark ist er. Er versteht es gut auf die Fischbank zu treffen, wenn es [auch] nicht licht [genug] ist, die Marken [am Ufer] zu erkennen. Aber wenn es gegen den Tag geht, nimmt er ab, und wenn die Sonne aus dem Meere aufsteigt, schwindet er zu nichts. Sie haben ein Kreuz über ihn geschlagen, aber wie es sich mehr und mehr im Osten von der Sonne gerötet hat, hat er immer kläglicher gebeten und die Männer angefleht, ihn loszulassen. Einmal wollten sie ihn nicht loslassen, aber als die Sonne aufgegangen war, verschwand er, und da lag ein Kreuzbein auf der Bank; denn man sagt, dass sich der Seedraug das Kreuzbein von den Menschen angeschafft hat, und darum bleibt das Kreuzbein zurück, wenn der Draug selbst verschwindet. Solche Wechselgestalten hat er: einmal scheint er einem Manne gleich, einmal einem Hunde; er ist braun von Farbe; er brüllt und heult, so dass man das weithin hören kann; er haucht Feuer aus, wenn er auf dem Lande ist; er hat nicht mehr als einen Fuss (Fischschwanz), aber kann auf ihm weit hüpfen; die Spuren sind nach ihm im Schnee gesehen worden. Wenn er einem Menschen auf dem Lande begegnet, versucht er ihn in die See zu stossen.

X. Die Meerfrau.

Die Meerfrau [Haffrú] gleicht oberhalb des Gürtels den Menschen, hat langes lichtbraunes Haar wie ein Weib, sie lässt das um sich auf dem Wasser schwimmen; doch hat sie kürzere Arme. Unterhalb des Gürtels ist sie wie ein Fisch und hat Schuppen und einen Schwanz. Wendet sie sich gegen das Boot, wenn sie aus der See auftaucht, so kommt Unwetter, und da gilt es, so schnell als möglich heimzurudern, und zu versuchen, dem Wassertod zu entrinnen. Kommt aber der Meermann neben ihr in die Höhe, so kommt gutes Wetter. Die Meerfrau singt so schön, dass die

Menschen toll werden, wenn sie ihrem Gesange lauschen, und deshalb sollen sie Wattepfropfen in die Ohren stecken, denn sonst wollen sie in Tollheit und Wahnsinn aus dem Boote in die See zu ihr springen.

XI. Seekühe und Hulderkühe.

Seekühe gleichen anderen Kühen von Aussehen, aber melken viel besser; die Leute wollen deshalb gern diese Kühe haben. Mitunter sind sie in der dreizehnten Nacht [der Nacht vor Epiphanias] im Stall bei den Kühen gefunden worden; wird ein Kreuz über ihren Rücken geschlagen, so bleiben die Seekühe ruhig bei ihnen stehen.

In der dreizehnten Nacht findet man auch Hulderkühe bisweilen im Stalle; aber die will niemand haben, obwohl sie gut melken, aus Furcht vor dem Huldervolk, welches solches rächen würde. Diese Kühe sind leicht von den Seekühen zu unterscheiden, weil sie das Haupt hinauf gegen die Berge wenden, die Hulderkühe aber gegen die See. Das Huldervolk hat viele Kühe, welche auf den Weideplätzen bei jenen [d. i. gewöhnlichen] Kühen wandeln, obschon die Leute nichts als ihre eigenen Kühe sehen. Die Hulder in Dal auf Sandoy wurde gehört, wie sie ihre Kühe zählte: „Ich sass auf dem Hügel mit Rumla und Reiggja, hier hörte ich Hupul brüllen; von oben schreiten Hákur und Krákur, ich kenne Kina mit den langen Eutern, Ýla und Ála, Eskja und Kála, Geita und Grana, Flekka und Fræna; Hilda mit dem Stern kenne ich wohl, Gullgríma und Oxakolla; verloren habe ich Gríma, die graue, kleine, kürzeste; gekommen sind alle unsere Kühe, stöhnend folgt Brynja allen auf den Fersen.“

XII. Dulurin.

Einmal in alten Zeiten war Hungersnot auf den Föroyern; eine grosse Sterblichkeit war über die Schafe gekommen, das Korn war nicht reif, und nichts war im Meere zu erfischen. In Vágar soll die Not am grössten gewesen sein, denn es war lange her, dass sie etwas auf den guten Fischbänken westlich im Meere oder weiter draussen auf den Frühjahrsfischbänken gefangen hatten — nicht ein Bissen wurde gefangen —; sie versuchten auszurudern, aber kamen ganz leer nachhause. Dort im Westen ging nun ein armer Mann schwermütig und kummergefesselt und klagte über seine Not; er hatte viele kleine Kinder, aber wusste sich keinen Rat, wie er sich einen Bissen verschaffen sollte, um ihn in den Mund der Kinder zu legen. Während er so in Trübsinn und Ratlosigkeit ging und über das Schicksal klagte, das so hart war, dass er seine Kinder verhungern lassen müsse und selbst verhungern solle, begegnete er einem Huldermann, der ihn fragt, warum er in so schlechter Stimmung scheine und was ihm zur Sorge gereiche. Der Vágmann sagt ihm nun, wie schlecht es mit ihm steht. Der Hulder antwortet ihm, dass es eine Sünde sei, dass er solche Not leiden solle, denn der Fisch würde nicht ausgehen,

wenn sie ihn nur zu finden vermöchten, und darum wolle er ihm nun sagen, wie man die Fischbank finden solle: „Fluss im Thal — Hügel auf Harđavöll, Bächlein auf der Zunge (Vorgebirge) — hier sollst du Fische fangen — Eisen gekaut und getreten — wer dort nichts fängt, ist todgeweiht.“ Aber als der Hulder das gesagt hatte, verschwand er plötzlich, ohne diese dunklen Worte und unbekannten Namen zu deuten. Doch prägte sich der Mann gut ein, was gesagt worden war, und begann darüber zu grübeln, und endlich glaubte er einigermassen erraten zu haben, wo die Fischbank liegen könne; alte Leute im Dorf kannten die Namen und wussten ihm zu sagen, wo diese Zeichen zu finden seien. Aber nun galt es, noch zu erfahren, warum der Hulder „Eisen gekaut und getreten“ gesagt hatte. Schliesslich fiel ihm ein, dass gekautes Eisen das Mundstück an einem Zaum sein könnte, und getretenes Eisen könnte ein Hufeisen sein; das nahm er und machte sich Angeln daraus. Als er nun mit diesem Werke fertig war, bemannten sie ein Boot zur Ausfahrt und fanden die Fischbank so, wie der Vágmann die Worte des Hulders gedeutet hatte. Er gab allen Bootmännern die Angeln, die er selbst aus Mundstücken und Hufeisen geschmiedet hatte, und dann warfen sie aus. Sie waren auf die rechte Bank gekommen, und sie hatten nicht länger als eine kleine Weile gesessen, so war das Boot bis zum Versinken voll von Fischen. Sie ruderten nun fröhlich von der Fischbank heim, die noch heutzutage Dulurin [die Verhüllte] nach dem Hulder [Verhüllten] heisst; dorthin fahren die Leute noch immer. Auf der Heimfahrt ruderten die Vágmänner an einem Boote vorbei, das sie nicht kannten, und das war ein Hulderboot; der Vormann erhob sich vom Sitze und sagte zum Vágmann: „Ein Glückskind bist du, gut war es gedeutet, und gut war die Fischbank getroffen.“ Das Boot verschwand da aus ihrem Gesicht und wurde nicht mehr gesehen. Aber die Fischer aus Vágar waren froh, etwas zu haben, es den Weibern und Kindern diesen Abend und später zu geben.

XIII. Der Gásadalsmann im Hulderboot.

Im Gásadal in Vágar ist kein flacher Strand; hier ist eine steile Wand, fünfzehn Faden hoch, gegen die See; das Gásadalsdorf liegt daher schlecht zur Ausfahrt, ein Boot kann im Winter wegen der Brandung nicht unter der Wand liegen, sie können deshalb kein grosses Boot liegen haben, weil der Landungsplatz an der Wand schwierig und schlecht ist, und die Gásadalsleute haben daher ein Ausfahrtboot zur Meerfahrt in Gemeinsamkeit mit denen in Bö gehabt und sind gewöhnt, mit diesen auszurudern.

Ein Mann aus Gásadal machte sich eines Nachts bei gutem Wetter vom Hause auf, um ostwärts nach Akranes zu gehen, wo die Bömänner ans Land legen und ihn in das Boot aufnehmen sollten. Als er nach Osten über die Skardsá kam, sah er ein Boot nach Akranes zurudern; er wollte nicht, dass sie lange auf ihn warten sollten, und begann deshalb

hastig zu ihnen hinabzulaufen. Er sah nun, dass sieben Männer im Boote waren und dass für ihn ein Sitz auf einer Bank frei war; doch erkannte er die Männer nicht, weil die Dunkelheit sich eben erst zu heben begonnen hatte. Der Gásadalsmann hatte keinen Verdacht gegen jemand, sondern meinte, dass alles so war, wie es sein sollte; er sprang rasch in das Boot, und sie stiessen sofort vom Lande ab. Der Mann setzte sich auf die Bank, wo er gewohnt war zu sitzen und legte das Ruder aus; aber als er sich nun bedenkt, kennt er keinen Mann im Boote und argwöhnt da, dass das Huldern sind, unter die er gekommen; doch stellt er sich furchtlos und rudert tüchtig wie sie. Sie fahren nordwärts um die Insel, hinaus nach Ravnamúli, einer Fischbank, auf welche die Vágmänner im Westen hinauszurudern pflegen. Die Huldern befestigten den Köder und warfen aus, aber der Gásadalsmann sass still und schwieg, denn die Schnur hatte er mit sich aus Gásadal genommen, die Angeln aber hingen in Bö und er hatte keinen Köder. Der Vormann im Boot fragt ihn nun, warum er nicht auswerfe; er antwortet: „Kein Haken ist da und kein Bissen ist da.“ Der Huldermann gab ihm gleich Angel wie Köder, und die Angeln waren kaum am Grunde angekommen, als er es zucken fühlte und einen grossen Fisch herauszog; als er damit fertig war, ihn aufzuschneiden, und ihn ins Boot niederlegte, nahm ihn der Vormann und zeichnete ihn, und so wurde jeder Fisch, den er aufzog, gezeichnet. Als sie nun gute Fische in das Boot bekommen hatten, ruderten sie wieder nachhause und legten bei Akranes an derselben Stelle an, wo sie den Gásadalsmann aufgenommen hatten. Weil er den Tag in Eigenfischfang gesessen hatte, warfen sie jeden Fisch an das Land, den sie gezeichnet hatten. Als er an das Land gekommen war und seinen Fang aus dem Hulderboote mitgenommen hatte, merkte er erst, dass er sein Messer im Boote vergessen hatte; er rief ihnen da zu: „Das Scharfe am Schenkel ist zurückgeblieben.“ Der Huldermann nahm das Messer und warf es nach ihm, aber er traf ihn nicht; er rief da: „Sei verflucht, ein Glückskind bist du.“ Sie stiessen nun wieder vom Lande ab, aber der Huldermann sagte nun: „Ein Hund warst du, dass du mir nicht Dank für das Boot sagtest.“ — Es ist nicht gut, wenn das Huldervolk zu Wasser oder zu Land nahe ist (und wer weiss das?), Messer, Schwert, Axt, Köder, Rauch u. s. w. mit dem rechten Namen zu nennen, ausser mit anderen Worten wie „das Scharfe“, „Bissen“, „Hausschatten“ und dergl. Auch ist es nicht gut, dem Huldervolk zu danken, wenn sie einem etwas gutes thun, denn dann bekommen sie Gewalt, dem Menschen Schaden zu thun.

Erzählungen, welche dieser gleichen, die nun berichtet worden ist, gehen über einen Mann in Strendur und einen anderen in Eid auf Eysturoy, welche beide mit einem Hulderboote ausfuhren, und es wird erzählt, dass der letztere mit ihm den ganzen Winter ausruderte.

XIV. Das Hulderweib in Kindsnöten.

„Nördlich im Hügel“, bei dem Dorfe „zu Eid“ auf Eysturoy, wohnt Huldervolk, wie weit umher an anderen Stellen. Einmal sass die Hebamme zu Eid, Elseba, vor dem Hause auf dem Steinzaune und rührte Milch. Als sie im besten Sitz ist und den Quirl am hurtigsten rennen lässt, damit die Milch dick werde und im Kübel tüchtig aufschäume, kommt ein Hund zu ihr, ist zudringlich und will von der Milch schlecken. Sie kennt den Hund nicht und will ihn von sich treiben, aber er ist widerspenstig und will vor ihren Drohungen nicht weichen; — sie will daher den Platz verlassen und mit der Milch ins Haus gehen. Der Hund verfolgt sie, und da sie zur Thür kommt, steht hier ein Huldermann vor ihr und bittet sie, mit ihm zu kommen und seiner Frau zu helfen, die sich niedergelegt hatte und in Kindsnöten lag. Sie folgte ihm nun nördlich in den Hügel und war dort die ganze Nacht; der Huldermann verband ihr die Augen, als er sie nördlich in den Hügel führte. Als sie am Morgen zurückkam, begann das Volk sich zu erkundigen, wo sie über die Nacht gewesen und was sie gemacht habe, aber sie antwortete nichts anderes als: „Schön war das kleine Kind mit dem grossen Kopf, das heute Nacht geboren wurde.“ Der Huldermann versprach Elseba Glück bis in das zehnte Glied, weil sie der Hulderfrau aus der Not geholfen hatte; Hanis in Búrstova zu Eid ist der sechste Mann nach ihr. — Einmal nach dieser Begebenheit waren die Eidsmänner im Gebirge, um Widder zum Schlachten zu fangen, und der Mann der Elseba war einer der Treiber: während die Männer die Schafe jeder an seiner Stelle sammeln, entschlüpft ihm ein Schaf aus der Hürde und er rennt ihm nach. Nun begegnet er einem Huldermann, der im Zorn zu ihm sagt, hätte er nicht an der Seite Elsebens gelegen, so sollte es ihm übel gehen dafür, dass er über ihr Dach gegangen sei.

XV. Auf dem Kreuzweg sitzen.

Willst du reich werden, so sollst du in der alten dreizehnten Nacht hinausgehen und auf dem Kreuzweg sitzen, wo vier Wege kreuzweis gehen und einer von ihnen soll zur Kirche führen. Du sollst ein graues Kalbsfell und eine scharfe Axt mitnehmen, das Fell unter dich auf den Weg breiten, so dass der Schwanz am Fell gegen den Kirchenweg gewendet ist, aber dein Gesicht soll von diesem abgewendet sein. Du sollst dich da hinsetzen und die Axt schleifen, und was auch zu dir gesprochen wird, du sollst nichts anderes erwidern als: „Ich schleife, ich schleife“. Wie schlimm es auch zu beiden Seiten von dir zugeht, du sollst nicht aufsehen, sondern fest auf die Axt hinabschauen, denn sonst geht es dir schlecht und die Trolle fassen dich. Wenn es gegen Mitternacht geht, kommen die Trolle lärmend aus allen Windrichtungen, Gold und kostbare Kleinodien

schleppend, welche sie um dich in grossen Haufen schichten, und sie zeigen dir all dies Gut, um zu versuchen, dich aufschauen zu machen. Dann beginnen sie zu dir zu reden, Grimassen zu schneiden und alles mögliche anzustellen. Aber haben die Unholde weder vermocht, dich zu verlocken, die Augen auf das Gold zu wenden, das sie neben dich gelegt haben, noch dich so bange gemacht, dass du sie aus Angst vor ihnen anschaust, noch dich zu einer Antwort vermocht, so fassen sie den Schwanz am Kalbsfell, um es wegzuziehen; da gilt es nun Glück zu haben und mit der Axt den Schwanz ganz am Ende abzuschlagen, ohne dass eine Scharte in die Axt kommt. Gelingt dir das, so bist du ein Glückskind: denn dann verschwinden die Trolle ihres Weges und du gewinnst da alle Kleinodien und alles Gold, das neben dich gelegt worden ist; glückt es dir aber nicht, so bekommen die Trolle Gewalt über dich, und du kehrst nicht heil von dieser Fahrt zurück.

XVI. Der Siegstein.

Es ist gut, den Siegstein zu besitzen und ihn an sich zu tragen, denn der Mann, der ihn hat, gewinnt immer den Sieg, wo er auch im Kampfe steht, ihm geschieht kein Schaden, wo er auch fährt, weder von Menschen noch Trollen, sondern das Glück folgt ihm, alles geht nach seinem Wunsche und alle sind ihm wohlgeneigt. Darum ist es nicht zu verwundern, dass die Leute gern einen solchen Stein wollen, der so viel Gutes mit sich bringt, aber kein Mensch weiss, wo dieser kostbare Stein zu finden ist; aber der Rabe weiss es, und nun soll gesagt werden, wie du es machen sollst, dass der Rabe nach dem Siegstein fliegt und ihn von sich gibt.

So geht die Erzählung der Leute, dass der Rabe im Februar sich begattet, im März Eier legt und im April brütet. Wenn nun der Rabe Eier gelegt hat, soll man hinauf auf die Klippe oder in die Schlucht steigen, wo der Rabe das Nest hat; dort muss man versteckt sitzen, den Raben nichts von sich merken lassen und ruhig warten, bis der Rabe vom Nest fliegt. Da muss man rasch sein, zum Nest zu schlüpfen, die Eier zu nehmen, sie hart zu kochen und wieder ins Nest zu legen, ehe der Rabe wieder heimkommt, so dass er nichts schlimmes vermutet; der muss rasch sein, der das ausführen soll. Der Rabe kommt da wieder zurück ins Nest und legt sich auf die Eier; aber wenn er nun die ganze Brütezeit gelegen, beginnt er ungeduldig zu werden, denn er sieht, dass noch keines aufgepickt ist, und es wird ihm langweilig, länger zu sitzen. Da beschliesst er, nach dem Siegstein zu fliegen und sich ihn zu suchen, um ihn in das Nest zu den Eiern zu legen, um sie ausgebrütet zu bekommen; aber der Mann muss dort stehen und entweder den Raben erschiessen und ihm den Stein aus dem Schnabel nehmen, oder ihn den Stein zu den Eiern legen lassen und dann plötzlich über ihn kommen, ehe er die

gekochten Eier ausgebrütet hat; denn dann fliegt er mit dem Stein wieder dorthin zurück, wo er ihn geholt hat.

XVII. Der Riese und die Alte.

Nördlich von dem Dorfe „zu Eiđ“, zu äusserst in dem Sund zwischen Eysturoy und Streymoy, stehen vor dem Lande zwei grosse Klippen, welche der Riese und die Alte genannt werden, er weiter draussen und sie näher dem Lande, und durch den Sund zwischen ihnen kann man rudern, wenn es ruhig ist. Über diese Klippen geht die Sage, dass Island einmal die Föroyer zu sich nach Norden zu schaffen gedachte und deshalb einen grossen Riesen und sein Weib sandte, um sie nordwärts zu tragen. Sie kamen beide zu dem äussersten Berge, welcher Eiđskoll heisst und am weitesten gegen Nordwesten liegt. Der Riese blieb draussen in der See stehen, während die Alte auf den Berg ging, um das Tragband um die Last zu befestigen, die er tragen und die sie auf ihn schieben sollte. Der erste Griff, den sie machte, war so fest, dass der „äussere Hügel“ absprang; sie versuchte daher das Tragband an einer anderen Stelle des Hügels zu befestigen, aber es wollte ihnen nicht recht gehen; — der Grundboden war fest und die Inseln nicht leicht fortzurücken. So wird erzählt, dass die Alte noch auf dem Hügel stand, als sich die Finsternis zu heben begann; — sie fürchteten sich vor dem Tage und sie eilte schleunigst zu dem Riesen hinab, welcher im Meer stand und auf sie wartete; aber allzulange hatten sie verweilt, denn in demselben Augenblick, als sie sich unter dem Hügel trafen und ihres Weges nordwärts nach Island zurückwaten sollten, der Riese voran und die Alte hinter ihm, da erhob sich die Sonne aus dem Meere und sie wurden darum beide zu Stein, und stehen nun und schauen gegen Island, aber kommen nicht vom Fleck.

Andere sagen, dass sie gesandt waren, um Korn von den Föroyern zu holen, weil daheim in Island Kornmangel herrschte. Das sieht man, dass die Alte eine Art Bündel oder Sack am Rücken hat.

XVIII. Das Seehundweibchen.

Die Seehunde sind zuerst von Menschen gekommen, welche sich selbst hinabgestürzt und in der See ertränkt haben. Einmal in jedem Jahre, und das ist in der dreizehnten Nacht[1]), ist es ihnen gegönnt, aus dem Balg zu schlüpfen, und da sind sie anderen Menschen gleich; sie vergnügen sich da mit Tanz und Spiel nach der Weise der Menschen auf dem Steingrund am Strande und in den Klippenhöhlen.

Nun geht die Sage, dass ein Bursche auf dem südlichen Hofe in Mikladal das gehört hatte, dass die Seehunde in der dreizehnten Nacht in

1) Epiphaniasnacht.

einer Höhle unweit des Hofes zusammenkämen. Er ging daher am Abend hinab, um sich zu überzeugen, ob das wahr sei oder nicht, was von ihnen erzählt wurde. Er versteckte sich unter einem Steine vor der Höhle; nach Sonnenuntergang sah er eine Menge von Seehunden herbeischwimmen; als sie ans Land gekommen waren, fuhren sie aus den Häuten und legten sie auf den Steingrund am Strande ab und nun glichen sie richtig anderen Menschen. Der Mikladalsbursche fand sein Vergnügen daran, sie unter dem Steine, wo er verborgen lag, zu beobachten. Nun sah er ein wunderschönes Mädchen aus einem Seehundsbalg schlüpfen, und ihn fasste gleich Verlangen nach ihr, und er achtete deshalb genau darauf, wohin sie ihr Fell unweit von ihm gelegt hatte. Der Bursche schlich nun heimlich hin, nahm die Haut zu sich und verbarg sich dann wieder unter dem Steine. — Die Seehunde tanzten und vergnügten sich die ganze Nacht; aber als der Tag zu grauen begann, fuhr jeder wieder in seinen Balg. Aber das Mädchen, das vorher genannt worden ist, fand ihre Haut nicht wieder und ging, suchte nach ihr und begann zu klagen und sich jämmerlich zu härmen, denn da war die Nacht vergangen und die Stunde des Sonnenaufgangs gekommen. Aber ehe sich die Sonne aus dem Meere erhob, bekam sie Witterung von der Haut beim Mikladalsburschen und musste ihr deshalb zu ihm nachgehen: sie bat ihn nun so flehentlich und mit guten Worten, ihr die Haut zurückzugeben, aber er wollte nicht auf sie hören und ging die Schlucht aufwärts nachhause, und sie musste ihm der Haut nach, die er mit sich trug, folgen. Er nahm sie nun zu sich und sie lebten gut miteinander wie andere Ehegatten. Aber er musste immer auf der Hut sein, sie nicht zur Haut kommen zu lassen; er verbarg sie daher in der Kiste, versperrte diese gut und trug den Schlüssel am Leib. Eines Tages war er ausgerudert, und wie er da draussen auf dem Meere sass und einen Fisch aufzog, kam seine Hand zufällig an den Gürtel, wo der Schlüssel gewöhnlich hing; da fuhr es durch ihn, denn er wurde erst jetzt gewahr, dass der Schlüssel vergessen war, und er rief in Sorge und Schmerz: „Heute werde ich verwitwet!“ Alle zogen ein und setzten sich an die Ruder, um schleunigst heimzurudern. Als der Mikladalsmann nachhause kam, sah er, dass das Weib verschwunden war, aber die Kinder, die sie zusammen hatten, sassen ruhig daheim. Damit ihnen nichts zum Schaden gereichen sollte, während sie allein drinnen sassen, hatte sie das Feuer auf dem Herde verlöscht, Messer und alles Scharfe unter Schloss und Riegel gebracht. Als sie das gethan hatte, war sie zum Strande hinabgesprungen, in die Haut gefahren und hatte sich in die See gestürzt. Sie hatte den Schlüssel gefunden, als der Mann ausgerudert war, schloss die Kiste auf und sah hier die Haut liegen und konnte sich nicht länger beherrschen. Davon ist das Sprichwort gekommen: „Er kann sich nicht mehr beherrschen als der Seehund, wenn er die Haut sieht.“ Gerade als sie in die See sprang, kam das Männchen, welches früher mit

ihr in Liebe zusammen gelebt hatte, an ihrer Seite auf, und nun schwammen sie beide von dannen; — alle diese Jahre hatte es hier gelegen und auf sein Weibchen gewartet. Als die Kinder, die sie mit dem Mikladalsmann hatte, zum Strand hinab kamen, sah man einen Seehund vor dem Lande liegen und auf sie schauen, und alle dachten, das möchte ihre Mutter sein. So vergingen viele Jahre danach, ohne dass etwas vom Bauer auf dem südlichen Hofe oder den Kindern des Seehundweibchens zu sagen ist. Aber so geschah es einmal, dass die Mikladalsmänner auf den Paarungsplatz hinaus wollten, um Seehunde zu schlagen, und die Nacht vorher kam das Seehundweibchen im Traume zum Bauern und sagte ihm, wenn es so geschähe, dass er mit jenen auf den Paarungsplatz ginge, so solle er wissen, dass sie das Männchen, welches vorn vor der Höhle liege, nicht erschlagen dürften, weil das ihr Gatte sei, und die zwei Jungen, welche im innersten der Grotte lägen, müssten sie schonen, weil das ihre Söhne seien, und sie gab ihm an, wie sie gefärbt waren. Aber der Bauer schenkte dem Traume keine Beachtung; er ging mit den Mikladalsmännern auf den Paarungsplatz, und sie erschlugen alle Seehunde, welche dort waren. Bei der Verteilung erhielt der Bauer das ganze Männchen und die Vorder- und Hinterbeine der Jungen. Zum Nachtmahl hatten sie das Haupt, die Vorder- und Hinterbeine gekocht, und als es vorgesetzt wurde, hörte man ein Krachen und grosses Getöse, und das Seehundweibchen kam da als der hässlichste Troll in die Rauchstube, schnupperte in den Trog und rief zornig: „Hier liegt der Alte mit der aufgestülpten Nase, die Hand Háreks und der Fuss Fríðriks — gerächt ist und gerächt soll das an den Mikladalsmännern werden, und sollen etliche ertrinken und etliche von den Wänden und in die blauen Klüfte stürzen, und soll das fortdauern, bis so viele dahingegangen sind, dass sie sich an den Händen halten und ganz Kallsoy umspannen können.“ Als sie das gesagt hatte, ging sie wieder mit grossem Getöse und Gepolter hinaus und wurde nicht mehr gesehen. — Es ist leider nicht so selten gewesen, dass man Unglücksnachrichten aus Mikladal gehört hat, dass Männer im Gebirge abgestürzt sind, wenn sie auf die Wände stiegen, um Eidervögel zu fangen, oder in den Bergen Schafen nachgingen; — die Zahl ist noch nicht voll geworden, so dass die, welche abgeschieden sind, genügen würden, Kallsoy zu umspannen.

Bei Skálavík in Sandoy ist ein Paarungsplatz, der „í Bláfellsskúta“ heisst, und über ihn geht dieselbe Sage, welche hier vorher erzählt worden ist. Trónd und Niklas, Vater und Sohn, waren die ersten Menschen, welche hier in der Siedelung „auf der Klippe“ (á Hamri) ein Haus errichteten. Demmus (Nikodemus), der Sohn Niklas', ging in der dreizehnten Nacht auf den Paarungsplatz, nahm das Fell, aus welchem ein schönes Weibchen gefahren war, ging heim mit dem Seehundsfell, und das Weibchen folgte ihm auf dem Fusse (andere sagen, dass der Vater Demmus' das Seehundweibchen heimbrachte). Er versperrte die Haut in der Kiste und

hatte den Schlüssel am Hosengurt befestigt. Eines Tages war er auf der Ausfahrt und hatte andere Hosen angezogen und nicht daran gedacht, den Schlüssel an diesen anzubringen, und so verlor er sein Weib. Als er vom Meere heimkam, stand das Weib als Robbe an dem Klippenrand aussen vor dem Dorfe. Hier in Skálavík werden Leute genannt, welche ihr Geschlecht von dem Seehundweibchen herleiten.

XIX. Óli der Starke und Tór der Starke.

Früher in alten Zeiten lebte in Gásadal auf Vágar ein Riese, welcher Tór der Starke genannt wird, und in Mikines wohnte zu derselben Zeit ein Mann, der Óli der Starke genannt wird. Tór, der Thalbewohner, beabsichtigte den Mikinesbewohner zu töten und die Insel für sich zu gewinnen; er ging daher aus dem Thal auf den Líraberg hinauf und sprang von dort über den Fjord, hinaus in die Borgarschlucht im Borgardal, östlichst auf Mikines; die Fussspuren stehen noch nach ihm in den Felsen beiderseits dort, wo er gesprungen. Der Mikinesbewohner hatte seinen Sitz westlich auf der Insel; Tór hatte deshalb einen langen Weg über Thäler und Berge zu gehen, ehe er ihn fand: doch der Weg wurde ihm nicht lang. mit seinen langen Beinen stapfte er im Handumdrehen westwärts über die Insel. Als er mit gespreizten Beinen die Bergwand herabkam, sah ihn der Mikinesbewohner und Furcht befiel ihn, denn dieser grosse Riese war schrecklich anzusehen. Er sprang deshalb auf die Füsse und lief, so schnell er konnte, westwärts über die Insel davon; aber als er westwärts über die Schlucht gekommen war, war nicht mehr viel zwischen ihnen. Das Herz begann Óli deshalb bis in den Hals zu schlagen und er begann sich heftig zu fürchten und rief den Notruf: „Zerreisse die Schlucht!“ und damals geschah es, dass Mikinesholm sich von der Insel loslöste und der Sund dazwischen kam. Das ist sichtbar an den Uferwänden beiderseits, dass der Holm und die Insel miteinander verwachsen gewesen sind; wo Höhlen in der einen Uferwand sind, ragen gerade gegenüber Klippen heraus an der anderen Wand. — Als der Riese diesen mehr als 20 Faden breiten Schlund vor sich und den Holm sich loslösen sieht, ruft er: „Reisse, was reissen will, ich springe darüber.“ Er setzte hinüber und dort draussen auf dem Holm begannen nun beide zu kämpfen, weil der Mikinesbewohner sah, dass keine andere Möglichkeit zu wählen war, als dem Riesen Stand zu halten und Kraft und Stärke zu erproben. Sie rangen hart und lange und wühlten die Erde bis zu ihren Knöcheln auf; — das heisst „í Trakki“ [„Stelle, wo gestrampelt worden ist“] und hier ist kein Gras seither gewachsen, obwohl der ganze Holm sonst durchaus mit langem Grase vom obersten Berggrat bis zu den Strandklippen hinab bewachsen war. Endlich drückte der Mikinesbewohner den Riesen auf die Kniee nieder, drückte ihm ein Auge aus und drohte ihm zu töten. Aber der Riese wollte das Leben nicht verlieren und begann

nun um Gnade zu bitten und versprach Óli drei seltene Dinge, wenn er ihm Leben und Sicherheit schenken wollte. Das erste, was der Riese geben wollte, um sich vom Tode zu lösen, war ein grosser Wal, der jährlich in die Hvalaschlucht hier auf Mikines kommen sollte; das zweite war, dass ein grosser Baum in einer Schlucht angetrieben werden sollte, welche nicht weit von jener ist und Vidarhellisschlucht genannt wird; und das dritte war ein Vogel, der sich auf keiner anderen Insel der Föroyer setzen oder brüten sollte, als auf Mikinesholm. Aber er legte die Bedingung zu den Gaben, dass niemand, der in Zukunft sich hier auf der Insel niederliesse und von ihnen geniessen wolle, sie tadeln oder verspotten dürfe. Der Mikinesbewohner ging auf diese Bedingungen ein und nahm das Anerbieten Tórs an; so verglichen sich beide und lebten ihr ganzes Leben zusammen. Westlichst auf der Insel, auf der Bergkuppe draussen auf dem Holm, wurden sie jeder in seinen Hügel beigesetzt, als sie starben; noch heute heisst der eine Hügel Óli der Starke, welcher nördlicher ist, und hier ist der Mikinesbewohner begraben; der andere heisst Tór der Starke, wo der Thalbewohner begraben ist.

Der Riese hielt wohl, was er versprochen hatte; jährlich zur Heuzeit kam der grosse Wal in die Hvalaschlucht, aber jetzt kommt er nicht mehr, denn die Mikinesleute vergassen, dass sie über ihn nichts böses sagen durften und so hielten sie ihren Spott mit ihm, weil er nicht mehr als ein Auge hatte und sie lästerten ihn, weil sie Durchfall bekamen, als sie sein Fleisch assen, — so verschwand der Wal und kam nicht wieder. — Der Baum kam im Frühjahr, aber ging bald desselben Weges wie der Wal; denn sie lästerten ihn, dass er krumm und knotig sei und sie fluchten darüber, weil sie ihn jährlich dazu benutzen mussten, eine Kapelle zu erbauen; aber die Kapelle wurde jährlich vom Winde umgestürzt, wenn das Treibholz kam, und vom Berge weggeweht; — sie glaubten daher keinen Nutzen von dieser Gabe zu haben, und so verschwand sie. Der Vogel, der das dritte war, was der Riese versprochen hatte, war die „Súla“[1]); sie kam in grossen Schwärmen auf die Bergabsätze auf dem Holm und auf die Klippen auf ihm. Aber die súla will kein Mikinesmann tadeln oder verspotten, damit sie sie nicht verlieren sollen, denn sie ist eine gute Unterstützung für die, welche an der Brandung sitzen und selten zur Ausfahrt auf das Meer kommen. Wenn jemand von den Hauptinseln nach Mikines herauskommt und die Súla lästert, dass ein übler Geruch von ihren Federn ausgehe, oder anderes dergleichen, so verbessert das der Mikinesmann, der solches hört, und sagt: „Ein guter Vogel ist sie nichtsdestoweniger, und ein hochgeborener Vogel, der „træl“ [Knecht] zu jedem Menschen sagt“ (so lautet ihr Ruf). Aber die Súla setzt sich auf keiner anderen Insel als

1) deutsch „Bassangans“, „Tölpel“; vergl. die Anmerkungen am Schlusse der Übersetzung.

in Mikinesholm auf des Land, ausser wenn sie sterben soll, und doch sieht man sie weit umher über den Fjorden zwischen den Inseln fliegen. Die Súla besucht den Holm zurzeit der Paulsmesse [Februar] und ist dann auf den Vogelbergen bis zur Martinsmesse [November], wo die Jungen ganz flügge sind; dann ist sie den ersten Teil des Winters fort.

XX. Wälder auf den Föroyern.

Die Föroyer waren ehemals bewaldet; hier findet man deshalb noch in der Erde grosse Wurzelstöcke im Torf auf den Torfheiden, in den Steinkohlen sieht man dicke Äste und Laubblätter; solches beweist, dass hier früher Wald gewachsen, aber nun ist alles in die Erde versunken. Es wird erzählt, dass, als Olaf der Heilige in Norwegen herrschte, Gesandte von den Föroyern ausfuhren, um ihn zu treffen. Er sagte zu ihnen, dass ihm die Steuer zu klein dünkte, welche ihm von den Inseln zuging; deshalb fragte er sie, was auf den Föroyern wüchse. Die Gesandten sagten schlechtes davon aus, sie sagten, dass dort nichts sei als Sand und Steine, Moore und Heiden. Als der König dies hörte, rief er aus: „So werde, wie davon gesagt ist! wende sich nach unten, was oben gewesen ist, und wende sich aufwärts, was unten gewesen ist.“ Da sanken die Wälder nieder in die Erde und anstelle der schönen Gefilde kamen Moore, Lehmfelder und Sand. Deshalb sind die Inseln nun so beschaffen. Die Basaltsäulen einer Klippe auf Mikines gleichen Bäumen; — das sollen Bäume sein, die zu Stein verwandelt wurden, als König Olaf „So werde“ zu den Gesandten sagte, welche ihm sagten, dass keine Wälder auf den Föroyern wüchsen.

XXI. Svínoy.

Das ist eine Erzählung der Leute, dass Svínoy, wie andere der Inseln, zuerst eine schwimmende Insel war. Sie tauchte im Norden auf, aber wurde selten von Leuten gesehen, da sie meist Nebel mit sich brachte, und selbst in Dunst gehüllt war. Nun soll gesagt werden, wie es zuging, dass sie eine feste Insel wurde. Im Dorfe „zu Viđareiđ“ auf Viđoy hatten die Leute eine Sau, aber keinen Eber, und doch war die Sau jährlich trächtig und hatte Ferkel. Alle wunderten sich sehr darüber und konnten nicht begreifen, wie das zuging. Die Leute sagten nun, dass sie sie mitunter im Dorfe vermisst hätten, aber dass sie immer bald zurückgekommen wäre. Eines Tages lief sie hurtig nach Osten durch das Dorf und über die Landenge gegen die Eiđsbucht. Ein Weib wurde ihrer habhaft und band einen Schlüsselbund an ihren Schweif; die Sau stürzte sich in die See und schwamm vom Lande. Bald darauf sehen die Leute in Viđareiđ die Insel südlich von der Landenge auftauchen. Sie bemannen so rasch als möglich ein Boot und rudern zur Insel, und nun konnten sie sie sowohl finden, als an ihr landen. Als die Sau Eisen auf sie gebracht hatte, wurde sie fest,

und gleich wurde es hell im Nebel, der über ihr gelegen, und dort hat sie seitdem gelegen. Aber sie nannten sie Svínoy, weil sie voll von Schweinen war, als sie auf sie kamen, und ein Schwein sie am Grunde befestigt hatte, so dass sie nicht länger eine schwimmende Insel war; aber auf ihr war es gewesen, wo sich die Vidareidssau ein Männchen gesucht hatte.

XXII. Mikines.

Mikines ist nach der Erzählung der Leute eine schwimmende Insel gewesen. Ein Mann in Sörvág [Dorf auf der Insel Vágar], der immer ausruderte, fürchtete sich sehr vor den grossen Walen draussen im Meere, und da er kein Biebergeil hatte, um sie zu verscheuchen, gebrauchte er dazu Stierdreck, den er in die See warf, wenn Wale nahe beim Boote waren. Als er nun auf dem Meere draussen ist und westlich an Vágar vorbeitreibt, sieht er eine grosse Insel aus dem Dunst auftauchen; alle ziehen ein und rudern schleunigst zur Insel. Der Sörvágsmann, der sie zuerst erblickt hatte, warf den Dreck auf ein Vorgebirge, zu dem sie kamen, und stieg dann selbst auf das Land; da wurde die Insel durch den Dreck befestigt, der auf den Vorsprung geworfen war, und daher soll die Insel den Namen Mykjunes (Dreckvorgebirge) bekommen haben. Andere nennen sie Mikines von dem grossen Vorgebirge [av tí mikla nesinum] an der äussersten Ostspitze der Insel, welches Núgvnnes heisst.

In anderen Erzählungen wird berichtet, dass einmal ein Riese war, welcher auf den Föroyern wohnen wollte, aber die Inseln, die ihm am besten gefielen, waren allzu klein, und deshalb gedachte er, mehrere zusammenzulegen. Erst kam er nach [der Insel] Koltur und legte sie dorthin, wo sie nun liegt. Dann fuhr er nach Skúvoy, um sie herbeizuziehen und an Koltur zu befestigen. Aber die Skuvoyinger fragten ihn, ob das voller Ernst sei, dass er auf der Insel wohnen wolle, welche Kálv der Kleine gehabt habe. Als der Riese das hört, dass ein Kalb Skúvoy gehabt habe, wollte er es nicht haben und dankte ihnen, dass sie ihm davon gesagt hatten, gab ihnen grosse Gaben dafür und fuhr dann weg. Nördlich vom Lande fand er nun eine grosse Insel, die ihm passend für ihn dünkte, darauf zu wohnen; er zog sie daher südwärts im Meere, aber als er gerade westwärts Vágar gegenüber gekommen war, konnte er sie nicht weiter bringen. Er lag gegen eine Woche dort und strengte sich an, die Insel südwärts nach Koltur zu schaffen, aber er war nicht imstande, sie weiter zu schaffen, er konnte sie nicht von der Stelle rühren. Zornig im Sinn, sagte er da: „Bei meinem Leben, bei meinem Leben! habe ich die Insel vorher emporgebracht, so kann ich wohl auch diese unter die Oberfläche bringen;“ denn er gönnte keinem anderen auf der Insel Mikines zu wohnen, als sich selbst. Noch heute sollen die Leute bisweilen eine Insel nördlich von Vágar sehen; hohe Gebirge sind auf ihr

sichtbar, tiefe Thäler und weisse Wasserfälle; am häufigsten haben sie die Sörvágsmänner, oft deutlich, gesehen, wenn sie auf den Grasgängen waren, um die Schafe zu bewachen, dort, wo man das Nordmeer überblickt. Darum ist es nicht zu verwundern, dass die Mikinesleute in Sorge sind, wenn zu ihnen die Nachricht gebracht wird, dass wieder jemand diese Insel gesehen hat; wer weiss, ob der Riese nicht noch lebt und Mikines ins Meer versenken kann, um jene Insel von Norden herüberzuschaffen und zu befestigen, wo er sie haben will?

XXIII. Das Eiriksriff.

Unweit vom Tindholm ist ein Riff, welches Eiriksriff genannt wird; dort ist bisweilen selbst bei herrlichem Wetter und glatter See Brandung; am meisten brandet es bei trockenem Wetter, Hitze oder harter Kälte. Von diesem Riff haben wir die Sage, welche hier erzählt werden soll.

Zwei Brüder, Símun und Eirik, besassen alles Land, welches an dem Dorfe „zu Bö“ auf Vágar liegt; sie hatten eine Schwester, welche mit dem Bauer zu Hús in Miðvág [Dorf] verheiratet war. Diese beiden konnten nicht darüber einig werden, das Land unter sich zu teilen; darum sollten sie zum Lögmann fahren, um ihn zwischen ihnen teilen zu lassen. Eines Tages war Símun auf der Ausfahrt, aber Eirik sass inzwischen zuhause und schärfte die Axt. Am Abend, als das Boot an das Land legt, geht Eirik eiligst zum Strand hinab zu ihnen und sagt zu Símun, er solle nun schleunigst mit ihm zum Lögmann fahren, um Entscheidung über die Landteilung und das Erbe zu erhalten. Símun sagt, er sei sowohl hungrig als durstig und habe es notwendig, andere Kleider anzuziehen; doch Eirik wollte nichts davon wissen, dass er sich dem sofortigen Gang entziehe, nun, da es gelte, diese Fahrt zu unternehmen. Símun gab ihm nun nach und ging mit ihm; er war durstig und legte sich nieder, um aus dem Flusse zu trinken, der die Skataschlucht zwischen Bö und Sörvág herabfliesst; — Eirik nimmt nun die Axt und schlägt seinem Bruder den Kopf ab. Eirik geht nun zu Fuss um den Teich (Sörvágsvatn) herum und nach Miðvág. Als er gegen die Felder in Hús rennt, sieht ihn die Schwester und kommt heraus, um ihn zu fragen, welcher Teil des Landes Símun zugefallen sei; er antwortet, dass das der Teil sei, der dem Friedhof am nächsten ist. Er lief dann von hier nach Sandavág; ein Boot stand hier am Sande, Eirik war nicht imstande, es zu ziehen, sondern wandte es immer um, bis er es zur See gebracht hatte; so machte er das Boot flott. Die Schwester argwöhnte sehr aus der Antwort, die ihr Eirik gegeben hatte, dass er Símun getötet haben möchte, und bat darum ihren Mann, sich aufzumachen, um seinen Tod zu rächen. Der Bauer eilte mit der Axt in der Hand Eirik nach, aber als er auf den Sand herabkam, hatte Eirik vom Lande abgestossen; er warf da die Axt nach Eirik, aber sie fiel auf den Steven und

beschädigte den Mann nicht. Eirik fuhr nun zum Bischof in Kirkjubö, um den Mord anzuzeigen, und der Bischof versprach, dass ihm der Mord verziehen sein sollte, wenn er der Kirche gute Bussen und dem Bischof jährlich einen fetten Ochsen gäbe; das liess der Bischof alles auf einen Holzstab einschneiden, dass nun die letzte Busse für Símun in Bö erloschen sein sollte. Als Eirik die Bussen bezahlt hatte, welche ihm auferlegt waren, fuhr er nach Westen zurück, die ganzen Vágawände vorbei; obzwar das eine gefährliche Fahrt war für einen Mann, hatte er doch das Glück, durch die harte Strömung und die hohen Wogen den ganzen langen Weg zu kommen. Er war nun durch den Dragasund in das tote Wasser und die glatte See innerhalb der Klippen und Tindholm gekommen, und sah nun das Dorf in Bö und das ganze Land vom Gebirge bis zum Strande, das er nun allein besass; er glaubte nun allen Gefahren entronnen zu sein, nahm den Stab und begann froh zu lesen, was darauf stand; — nun glaubte er, brauchte er vor nichts bange sein zu müssen. Als er nun in diesen Gedanken sass und nicht daran dachte, Gott zu loben und zu danken, der ihn über das Meer geführt hatte, oder ihn zu bitten, ihm den Mord zu vergeben, da erhob sich die Woge vom Grunde und ein Riff kam empor, wo es früher nicht gebrandet hatte, der Wirbel wälzte das Boot um und zog Eirik auf den Grund. Später trieb die Leiche in die Skataschlucht und hatte noch den Stab des Bischofs in der Hand. Daher heisst dieses Riff noch heute das Eiriksriff.

XXIV. Die Schaukelsteine.

In der Nähe der Siedelung Vík (im [Dorfe] Oyndarfjord)[1]) stehen unweit vom Lande zwei grosse Steine [in der See], welche immer hin und her wackeln. Wenn es Windstille und heitere See ist, sieht man das, wenn ein Seil vom Lande auf den Stein, der dem Lande zunächst ist, gelegt wird, dass er keinen Moment ruhig ist. Wie natürlich, wackelt er stärker, wenn die See unruhig ist. Dieser Block ist ungefähr fünf Faden hoch, vier lang und drei breit. Man kann nicht recht begreifen, wie das zugehen kann, dass sie so immer und ewig hin und her wanken können, ohne vom Grunde, auf dem sie stehen, abgerieben zu werden. Aber die Sage erzählt, dass das ein Zauberweib war, welches bewirkte, das dem so ist, und folgendermassen trug sich das zu: Zwei Vikingerschiffe kamen nach Eysturoy, die Besatzung legte ans Land, wo Dörfer waren, und raubte das Vieh und erschlug die Leute. Sie waren vom Süden gekommen und in den Dörfern im östlichen Teil der Insel gewesen, kamen nun aus dem [Dorfe] Fuglafjord und ruderten beständig den Strand entlang; als sie nun aus dem Fjorde heraus gegen die Siedelung in Oyndarfjord kamen, kam

1) Die Dörfer (bygd) zerfallen meist in kleinere Gruppen von mehreren Häusern (býtlingur „Siedelung“).

die Alte heraus, verzauberte die Schiffe, so dass sie in jene grossen Steine verwandelt wurden, und verdammte sie hier zu stehen und zu schaukeln in alle Ewigkeit.

(Schluss folgt.)

Der Matronenkultus in Germanien.

Von Friedrich Kauffmann.

Im ersten vorchristlichen und noch mehr im ersten nachchristlichen Jahrhundert treten in steigender Progression die Barbaren der nördlichen und westlichen Provinzen in den Gesichtskreis der ewigen Stadt. Trotz der Verschiedenheit der Abstammung haben sich die Nationen in erstaunlicher Ausdehnung zu friedlichem Nebeneinander vereinigt. Die intensivsten Kulturströme sind von der glanzvollen Metropole des orbis Romanus nach allen Richtungen hin ausgestrahlt und in verhältnismässig sehr kurzer Zeit sind die Provinzen aus ihrer Passivität herausgetreten. Die materielle und intellektuelle Kultur der römischen Provinzialen hat diese schroff von den stammverwandten Nachbarn, den freien Barbaren losgerissen. Einer der wichtigsten Faktoren war die mit der Ausstrahlung der Kulturelemente verbundene Ausbreitung der lateinischen Sprache. Sie hatte zur Folge, dass die gesamte Kulturarbeit der romanisierten Provinzialen, die doch nur zum Teil auf römisches Kapital sich stützte, römischen Stempel trug[1]). Mit reichen Zinsen hat die Barbarenwelt die Zuwendungen der kaiserlichen Regierung gelohnt.

Das gesegnete Gallien hat, nachdem es in die römische Interessensphäre einbezogen war, eine grossartige Wirksamkeit entfaltet. Dabei war die Nationalität der keltischen Bevölkerung geschont worden, soweit es sich nur irgend mit der Reichseinheit vertrug[2]). Gallier in den höchsten Ehrenstellen sind schon im ersten christlichen Jahrhundert nichts seltenes. Sie haben Provinzen regiert und Legionen befehligt. Die Pflege höherer Bildung auf den gallischen Hochschulen war von keiner anderen Provinz erreicht und bewahrte noch über die römische Kaiserzeit hinaus ihre Anziehungskraft. Der Grossverkehr römischer Bürger und Kaufleute in den blühenden Städten Südfrankreichs hat die gallische, mit glücklicher

1) Die Folgen dieser Thatsache erstrecken sich bis auf die Ausübung religiöser Handlungen. Der Römer hat dem Barbaren nicht nur aus seiner Sprache die Namen für die Gottheiten gegeben und die fremden Beinamen latinisiert, er hat ihn auch den römischen Brauch der Kultäusserung gelehrt. Die Weihsteine, welche die Inschriften tragen, die Bildwerke, welche den Schmuck abgeben, sind bis auf den letzten Meisselstich römisch (Siebourg, Westdeutsche Zeitschrift VII 100)

2) Th. Mommsen, Römische Geschichte V 76 ff. O. Hirschfeld, Beiträge zur Geschichte der narbonensischen Provinz. Westd. Zeitschr. VIII 119 ff.

Empfänglichkeit ausgestattete Bevölkerung schnell und tief mit Bildungsstoffen durchsetzt — und trotzdem haben nationaler Glaube und nationale Sprache zähen Widerstand geleistet.

In Blut und Eisen sind die Denkmale gezeichnet, welche den welthistorischen Anteil der Germanen am Bestande der römischen Kulturwelt verewigen. Es war ein Soldatengeschlecht. Fast überall ist der Germane Rom gegenüber hemmend oder zerstörend aufgetreten (Mommsen, Röm. Gesch. V 153 f.). Kein glänzendes Bild zeigt uns die Ahnen in Mitwirkung an den Künsten des Friedens oder an den Problemen der Wissenschaften[1]). Nicht einmal die „Mischkultur" in den rheinischen Provinzen hat es zu origineller Kraftäusserung eigenen Stils gebracht. Sofern nicht das militärische Interesse die Leidenschaften der Germanen erregte, ist in den letzten Jahrhunderten des römischen Kaisertums bei einzelnen gross angelegten Naturen die höhere Politik und Staatskunst das Ziel des Ehrgeizes. Ich sehe von den grossen gotischen Generalen ab und weise nur auf den edelsten und trefflichsten in der erlesenen Schar, auf Stilicho. Höchst bedeutsam tritt in den staatsmännischen Verdiensten dieses Wandalen die Rolle zu Tage, die er im Kampf zwischen Heidentum und Christentum gespielt hat (vgl. Th. Birt, De moribus christianis quantum Stilichonis aetate in aula imperatoria occidentali valuerint disputatio. Marburg 1885).

Wenn Stilicho es gewesen ist, der die bürgerliche Gleichberechtigung der Heiden und Christen in sein staatsmännisches Programm aufgenommen hat[2]), drängt sich die Frage auf, wie überhaupt der Germane, sei es der hochgestellte oder der gemeine Mann, mit dem römischen Heidentum sich abgefunden habe. Die Christianisierung soll hier nicht gestreift werden.

Bis auf die Zeit von Stilicho waren Millionen von Germanen aus der Heimat ihrer Rechte, ihrer Sitte und ihres Glaubens in die Fremde gezogen. Wenn unsere Vorstellung von den Lebensanschauungen der alten Deutschen irgend begründet ist, so dürfen wir schliessen, dass im Verband der Sippe die religiöse Gebundenheit das individuelle Empfindungsleben aufs nachhaltigste beherrscht hat. Losgerissen von dem heiligen Kreis der Familie, mit der frommen Scheu vor der Allgewalt seiner Götter im Herzen, so ist das junge deutsche Blut unter die wilde Soldateska des römischen Heeres getreten. Wenn auch in einem deutschen Gemüt die Prachtbauten der Tempelanlagen ohne Eindruck geblieben sein mögen, so konnte doch das Beispiel der Kameraden die populären Soldatengötter ihm zugänglich machen. Wohl haben wir vereinzelte Zeugnisse, dass von den germanischen Heerführern in römischen Diensten der eine oder andere seinen Barbarengöttern treu geblieben sei. Wie stand es aber in diesem Punkte

1) Die Schrift des Censorinus, De die natali, ist in Mainz a. 238 geschrieben worden.
2) Vgl. H. Richter, Das weströmische Reich, S. 663.

mit der grossen Masse? Hat der deutsche Reitersmann, vom Gang der Ereignisse bald da bald dorthin verschlagen, den alten Göttern die Treue gehalten? Hat der deutsche Sklave, der in hartem Dienst die Kriegsgefangenschaft verbüsste, den Göttern des Olymp geopfert? Haben in römischen Städten deutsche Familien für ihr Haus die heimatlichen Kulte gepflegt, aber willig der Majestät des Augustus die schuldige Verehrung erwiesen? Das letztere ist jedenfalls unbedingt zu bejahen. War doch der Kaiserkultus des Civil- und Militärstandes nichts anderes als die unbedingt geforderte, gehorsame Anerkennung der römischen Autorität[1]).

Die Beantwortung der übrigen Fragen ist infolge der Mangelhaftigkeit unserer Überlieferung ausserordentlich erschwert. Um zu einer Lösung zu gelangen, müssen wir suchen, Schritt für Schritt vorwärts zu kommen. Im folgenden soll mit der vielverbreiteten Verehrung der Mütter eine Probe gemacht werden.

„Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!" Goethe hat sich selbst Eckermann gegenüber geäussert: „Ich kann Ihnen nichts verraten, als dass ich beim Plutarch gefunden, dass im griechischen Altertum von Müttern als Gottheiten die Rede gewesen. Dies ist alles, was ich der Überlieferung verdanke, das übrige ist meine eigene Erfindung" (Goethe's Gespräche VII 179). Plutarch, beziehungsweise sein Gewährsmann Posidonius, der Sicilien genau kannte[2]), berichtet nämlich im Marcellus (c. 20), in Engyion auf Sicilien habe ein berühmter Tempel gewisser Gottheiten gestanden, die man *ματέρας* nenne. Ausführlicher giebt uns die Aufzeichnungen des Posidonius Diodor (Bibl. hist. IV c. 79. 80). Er versteht unter den Müttern die Erzieherinnen des Zeus auf Kreta. Der Kult sei durch die mit Minos nach Sicilien eingewanderten Kreter dorthin verpflanzt worden. In den Tempel wurden ringsum aus der dortigen Gegend reiche Weihgeschenke gestiftet, weil man die Wohlfahrt und das Gedeihen von Stadt und Person von den Müttern abhängig glaubte. Cicero (in Verrem IV 44) hat den Tempel für ein *matris magnae fanum* gehalten und man wird diese Annahme nicht so leichten Kaufes übergehen dürfen. Die *θεῶν μήτηρ*, deren Leib den mächtigsten Gott geboren, hat vorzugsweise für die Mutter Erde gegolten, in der geheimnisvollen Zurückgezogenheit des Waldgebirges thronend (*μήτηρ ὀρεία, μήτηρ Ἰδαία*). Sie ist vielfach der Demeter gleichgesetzt worden. Sie wird denn auch mit Persephone zusammen unter den sicilischen Müttern zu verstehen sein. Demeter bildet mit Persephone ein in Kult und Sage unzertrennliches Paar, daher sie gewöhnlich *τὼ θεώ* schlechthin genannt worden sind. Wenn sie sonst noch als *αἱ σεμναί* oder *αἱ πότνιαι* oder *αἱ δέσποιναι* zuweilen als *αἱ μεγάλαι θεαί* zusammengefasst werden (Preller, Griech. Mythol. I[3] 618),

1) Vgl. O. Hirschfeld, Zur Geschichte des römischen Kaiserkultus. Sitzungsberichte der Berliner Akad. 1888 S. 833 ff.

2) Vgl. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II 128.

so ist die Entwickelung der Terminologie zu den sicilischen μητέρες leicht verständlich. Ausserhalb Siciliens sind die Mütter im rituellen Sprachgebrauch überhaupt nicht nachweisbar. Zwei Inschriften auf Schleuderbleien, die bei Syrakus gefunden worden sind, beziehen sich zweifelsohne auf den Lokalkult. Sie lauten: *ΝΙΚΗ ΜΗΤΕΡΩΝ* und stammen aus der Zeit des zweiten Sklavenkrieges auf Sicilien (103—98 v. Chr.). Dazu kommt ein bei Palermo gefundenes Stück *ΝΙΚΗ ΜΑΤΕΡΩΝ* und zeugt dafür, dass die Kombination mit der θεῶν μήτηρ hohe Wahrscheinlichkeit hat (Inscript. Graec. Siciliae et Italiae ed. G. Kaibel [1890] no. 2407, 7). Nirgends auf italischem Boden ist eine Spur dieses sicilischen Mütterkultes nachzuweisen. Was Diodor und Plutarch berichten, trägt den Stempel einer antiquarischen Notiz, welche für die Zustände der Gegenwart aktuelles Interesse nicht mehr besass. Folglich ist ganz und gar ausgeschlossen, dass von Sicilien aus die Verehrung der Mütter in die römischen Feldlager und Städte Galliens, Spaniens, Britanniens und Germaniens verpflanzt worden sein könnte. Eine derartige Ausbreitung wäre doch nur verständlich, wenn Rom und Italien das Beispiel gegeben hätten.

Es handelt sich vielmehr um einen Kultus, der mit dem sicilischen nur den Namen gemeinsam hat. Schon die Dreizahl der *matres* und *matronae* auf den Reliefs[1]) der in den Provinzen gefundenen Denksteine steht mit der sicilischen Vorstellung anscheinend nicht im Einklang. Seit der planvollen und sorgfältigen Untersuchung von M. Ihm: Der Mütter- oder Matronenkultus und seine Denkmäler. Mit 3 Tafeln und 19 Holzschnitten (in den Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, Heft LXXXIII, Bonn 1887, S. 1—200) wissen wir, dass der Mütterkultus der westlichen und nördlichen Provinzen ein Stück keltischer Gottesverehrung gewesen ist. Der Beweis lässt sich noch etwas detaillierter und schärfer führen, als dies schon bei Ihm geschehen ist.

Die älteste Inschrift, die wir kennen, stammt aus der Regierungszeit des Caligula (37—41 n. Chr.). Sie ist von Narcissus, dem Freigelassenen des Kaisers, gestiftet und bei Pallanza am Lago Maggiore gefunden worden:

> *Matronis sacrum pro salute C. Caesaris Augusti Germanici Narcissus C. Caesaris* (Ihm no. 35. CIL. V 6641).

Diese Inschrift ist von ganz besonderem Werte, weil sie durch ihr Alter selbständiges Zeugnis liefert für einen damals in den niederen Volkskreisen herrschenden gallischen Mütterkult. Aus dem Jahr 103 stammt eine zweite oberitalienische Inschrift (gef. zu Montorfano bei Como):

1) Über die bildliche Darstellung der Mütter verweise ich ein für allemal auf die Behandlung des Gegenstandes bei M. Ihm in der sogleich zu nennenden Abhandlung S. 37 ff. — Die einzelnen Inschriften werde ich nach der Sammlung Ihm's (S. 105 ff.) citieren.

Imp. Nerva Traiano V cos. matronis v. s. l. l. m. M. Catullius Mercator et M. Catullius Secundus (Ihm no. 64).

Um die Wende des 1. und 2. Jahrhunderts fallen die frühesten Denksteine Untergermaniens und erstrecken sich bis gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts. Der Zeit nach zunächst stehen die genau datierten stadtrömischen Inschriften, welche von den Kaiserreitern (equites singulares) unter Traian, Hadrian und Antoninus Pius gestiftet sind. Die grosse Masse der mehr als 300 Inschriften gehört dem zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhundert an. Die Inschriften Britanniens beginnen erst in der Zeit nach Hadrian. Von den Denksteinen Südfrankreichs ist nur ein einziger mit Sicherheit datiert (Ihm no. 394 a. 193—96).

Mit dem schon sehr zwingenden chronologischen Argument vereinigt sich, was wir über das Kultwesen der Mütter in Erfahrung bringen können. Unter der Inschrift von Pallanza befindet sich eine Opferdarstellung. Narcissus opfert, in der rechten hält er eine Opferschale über den Altar; links vom Beschauer befindet sich ein Flötenspieler, rechts ein Mann mit Krug und Opferschale, vor diesem ein Opfertier; auf der Rückseite des Steins drei Frauengestalten mit verschlungenen Händen nach rechts in tanzender Bewegung, auf den Seitenflächen je eine ähnliche Gestalt: wahrscheinlich um die Teilnahme der Frauen an den Opferhandlungen darzustellen (Ihm S. 49). Die stark überwiegende Mehrzahl der Weihungen stammt von Soldaten niederen Ranges. In Gallia Cisalpina finden wir unter den Dedikanten verschwindend wenige Soldaten, in Gallia Narbonensis überhaupt keinen, in Lugudunensis nur einen. In Rom dagegen gehören alle Dedikanten dem Soldatenstande an, in Britannien weitaus der grösste, in Germanien ein sehr beträchtlicher Teil. Mit der Darstellung auf dem Pallanzastein steht es in Übereinstimmung, dass gerade in Oberitalien die Zahl der von Frauen geweihten Steine verhältnismässig grösser ist als in den anderen Provinzen. Dieses gleichmässige Interesse der Bevölkerung an der Mütterverehrung fällt dafür sehr stark ins Gewicht, dass die gallischen Gebiete das Haupt- und Heimatland derselben gewesen sind. In Rom und Britannien finden wir unter den Dedikanten keine einzige Frau; zuweilen lösen auch Männer und Weiber ihr Gelübde zugleich, namentlich in Untergermanien. Man wird vorzugsweise an Veteranenfamilien zu denken haben.

Sehr wichtig ist ferner der Unterschied in den Dedikationen. Wie anderen Göttern sind den Müttern Tempel, Kapellen, Altäre geweiht worden. Eine bei Vienne gefundene Inschrift (Ihm no. 145) lautet in den erhaltenen Resten:

Matris August. aedem et . . .

Deutlicher spricht der Lyoner Stein (Ihm no. 386):

Matris Aug. in honorem domus Saediorum Eutyches lib. aedem cum ara dat

oder der folgende aus Britannien (Ihm no. 369):

Matribus omnium gentium templum olim vetustate conlabsum G. Jul. Cupitianus centurio primipilarius restituit.

Auf den erstaunlich zahlreichen Steinen Ober- und Untergermaniens ist nichts dergleichen nachweisbar. Was man an baulichen Resten für ehemalige Heiligtümer der Mütter hat ausgeben wollen (Ihm S. 51), ändert an dieser Thatsache nichts. Für Gallien als der Heimat der Mütterverehrung sprechen nicht bloss die erwähnten Thatsachen eines alteingesessenen, allgemeinen Gottesdienstes. Auch die Sprache steuert zur Begründung bei. Die vielbesprochene Inschrift von Nimes (*Nemausus*) erzählt uns von dem Mütterkult in der Landessprache. Von dem Namen des Dedikanten, den man gern als *Gartabos Illanviakos* entziffert hätte, sind heute nur noch ungenügende Spuren vorhanden. Weiter lautet die Inschrift in griechischen Lettern: . . . . *δεδε ματρεβο ναμαυσικαβο βρατουδε.* Es ist längst bekannt, dass in *ματρεβο ναμαυσικαβο* uns die altgallischen Wortformen erhalten sind, vgl. Windisch in Paul und Braune's Beiträgen IV 221; W. Stokes in Bezzenberger's Beiträgen XI 125; Brugmann, Grundriss II 709. 713. In der Übersetzung würde lat. matribus nemausicis entsprechen. Das Zeugnis der Muttersprache fällt so schwer in die Wagschale, dass nunmehr jeder Gedanke ausgeschlossen ist, die Mütter könnten in anderen als in altgallischen Religionsvorstellungen ihre Wurzel haben. Trotz der Verbreitung des Lateinischen hat die altgallische Volkssprache während der römischen Kaiserzeit fortbestanden und uns Kunde von dem ungebrochenen Dasein gallischen Volkstums hinterlassen [1]).

Nun lässt sich aber die Beweiskraft von *ματρεβο ναμαυσικαβο* noch verstärken. Auf dem altgallischen *-abo* beruht wohl die vulgäre Form lat. *matrabus*, die gerade im narbonensischen Gallien üblich ist. Aus ihr lässt sich erst ein zu dem vorauszusetzenden nom. sg. *matra* gebildeter dat. pl. *matris* erklären, der wiederum nur in Gallia Narbonensis und Lugudunensis belegt ist. *Matribus* in der Dedikationsformel ist durchweg auf den stadtrömischen, britannischen und spanischen Inschriften üblich, in Oberitalien und Germanien ist die regelmässige Benennung *matronis* (selten *matronabus*, Ihm no. 81. 83. 86). Der Sprachgebrauch der verschiedenen Provinzen ist also nicht derselbe. Auf einen Wesensunterschied zwischen *matres* und *matronae* darf daraus keineswegs geschlossen werden. Da in der römischen Mythologie ausser der *matrona Juno*, deren Fest (*matronalia*) am 1. März gefeiert wurde, nirgends von *matronae* oder *matres* die Rede ist, werden die Mütter schon durch ihren

1) Vgl. Budinszky, Die Ausbreitung der lateinischen Sprache über Italien und die Provinzen des römischen Reichs, S. 114 ff.; Mommsen, Röm. Gesch. V 90 ff.; O. Hirschfeld, Westd. Zeitschr. VIII 134 f.

Namen als barbarische Gottheiten gekennzeichnet (Siebourg, Westd. Zeitschr. VIII 102).

Wir erkennen jetzt auf Grund von *ματρεβο ναμαυσικαβο* in einer Inschrift wie *Matris Aug. Eburnicis* (Ihm no. 393) die genau entsprechende lateinische Fassung: wie dort die Mütter von Nîmes, so sind hier die von Yvours (bei Lyon) gemeint[1]). Wenn es irgend möglich ist, einen Weg zu methodischer Erklärung des Mütterkultes zu finden, so wird derselbe von diesen beiden Inschriften seinen Ausgang zu nehmen haben, die so vortrefflich im Einklang miteinander stehen und deren Angaben für uns so klar und deutlich sind.

Gallische Inschriften weisen uns auch auf einen Ritus, von dem aus allein fernere Aufklärung zu erwarten ist. Wie wir nämlich von Müttern als gallischen Stadtgottheiten hören[2]), so auch von männlichen Göttern, deren Namen mit Örtlichkeiten verknüpft worden sind. Es ist doch höchst lehrreich, ausser den Müttern von Nemausus auch einen *deus Nemausus* (CIL. XII 3098. 3100) zu finden. Von dieser Parallele aus erscheinen *dea Bibracte, dea Mogontia, dea Vinovia* (Ihm S. 127) als wesensgleich mit den deabus matrabus. Wenn irgend etwas vom Mütterkultus Anspruch auf Thatsächlichkeit hat, so ist dies die Annahme, dass darunter Stadt- oder allgemein Ortsgottheiten zu verstehen, ihre Beinamen als topische aufzufassen sind[3]). Wie schön trifft es sich, dass eine oberitalienische Inschrift (Ihm no. 51) lautet: *Matronis et vicanis C. Sexsticius Carbasus*, in der ausser dem Orte auch die Ortsbewohner mit einbegriffen sind (vgl. Ihm S. 36 f.). Dass der Drang nach Schutz und Wohlfahrt die Weihgelübde an die Mütter veranlasste, wird besonders nahegelegt durch eine in Gallien gefundene griechische Inschrift . . . *μητρασι και διοσκοροις*, wo die Mütter mit dem schützenden Brüderpaar vereinigt sind. Wie der Römer unter

1) Ebenso beziehen sich *Matronae Vediantiae* (Ihm no. 27) auf die Vediantii in Gallia Cisalpina. Die Inschrift *Matronis Deruonnis* (Ihm no. 49) ist längst auf den bei Mailand gelegenen Ort Dervo bezogen worden wie *Matribus Treveris* (Ihm no. 334) auf Trier u. a.

2) Vgl. O. Hirschfeld, Westd. Zeitschr. VIII 135.

3) Ganz analog den christlichen Stadtpatronen, beziehungsweise den dahinter steckenden heidnischen Genien als Beschützern von Städten und Gemeinden, vgl Roschers Lexikon II 1620. Es sind diese Patrone nichts anderes als die *civitatum genii*, von denen Arnobius (1, 28) spricht, die wie so viele andere sog. christlichen Vorstellungen mehr oder weniger vollständig aus dem antiken Heidentum übernommen worden sind. Tertullian (ad nationes 2, 8) meinte: *rideo deos decuriones cuiusque municipii quibus honor intra muros suos determinatur*, und Symmachus (in der Ausg. der Monum. Germ. 10, 3): *varios custodes urbibus cultus mens divina distribuit, ut animae nascentibus ita populis fatales genii dividuntur*, ebenso Prudentius (c. Symm. 2, 370): *cunctis populis seu moenibus inditur aut fatum aut genius nostrarum animarum.* — Die stadtschützende Göttin wird auf den Inschriften auch *Tutela* (z B. von Tarragona in Spanien) genannt, und *tutela* ist bekanntlich bei den römischen Dichtern der unserem „Schutzpatron“ entsprechende Terminus. Über die *dii tutelares orbis christiani* vgl. Fabricius, Bibliographia Antiquaria (Hamburg 1760) S. 357 ff.

dem Begriff der *matrona* die ehrwürdige, die Obhut des Hauses und der Familie führende Frau verstanden hat (Siebourg, Westd. Zeitschr. VII 102), so ist diese Vorstellung in den Matronen als Ortsgottheiten lebendig (vgl. *mater: matrona* wie *pater: patronus*). Siebourg hat sich (in seiner Dissertation de Sulevis p. 32) mit gutem Grund denjenigen angeschlossen, die (wie z. B. Th. Mommsen, Archäol. Zeitung 27, 89) glauben: matres cognomentis numina tutelaria eorum locorum significari unde illi homines orti sint („heimatlich"). Ebenso ist Friederichs (Matronarum Monumenta p. 49) zu dem Schluss gekommen, dass wir lokale Schutzgottheiten in den Müttern zu suchen haben (omnia fere cognomina barbara quibus in Galliae imprimis et Germaniae titulis latinis [dii] praediti sunt a pagis montibus fluminibus similibus ducere mihi constat)[1]).

Schliesslich ist noch ein letzter Punkt zu Gunsten der gallischen Herkunft des Mütterkultes zu erwähnen. Im Jahre 1885 wurde in Rom an der Via Tasso, wo die Kaserne der Kaiserreiter lag, eine grosse Zahl von Inschriften gefunden. Elf derselben nennen die *Matres:* neunmal unter anderen Götternamen in der Gruppe: . . . *Eponae Matribus Sulevis* . . ., einmal *Matribus Suleis* (bei Ihm no. 13), einmal *Matribus paternis et maternis meisque Sulevis* (Ihm no. 14).

Epona, Name der bekannten Pferde- und Maultiergöttin, gebildet wie die gall. *Epomulus*, *Eporedia*, *Eporedorix* u. a. (Glück, Keltische Namen bei Caesar, S. 42; W. Stokes, Bezzenb. Beitr. XI 135) von gall. ep (= equus) ist eine erwiesenermassen gallische Gottheit (Ihm S. 55. 86 f.). Dasselbe gilt von den *Suleviae* (Siebourg, Westd. Zeitschr. VII 107 ff.), deren Namensform schon Glück a. a. O. S. 142. 164 klargestellt hat. Die *Suleviae* gehören zu der britannischen *dea Sul* (Siebourg, De Sulevis p. 34), unter deren Schutz die *aquae Sulis* (das heutige Bath) gestanden haben. Gerade bei diesen Quellen ist die Inschrift gefunden worden: *Sulevis Sulinus scultor Bruceti filius sacrum fecit l. m.* (Ihm no. 344). Die *dea Sul* gehört in dieselbe Linie mit den bereits genannten *dea Bibracte*, *dea Mogontia* etc. und so sind denn auch die *Suleviae*, wie Siebourg[2]) und Ihm gezeigt haben, mit den Müttern nächstverwandt[3]). An ihrer keltischen Herkunft ist so wenig zu zweifeln wie bei der *Epona*. Wie sollten die *Matres*, welche zwischen der keltischen *Epona* und den keltischen *Suleviae* aufgeführt

1) Auch E. Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa (Berlin 1890) S. 145 hält zwar den Niederrhein für „die eigentliche Heimat des keltisch-germanischen Mütter- und Matronenkultus", fährt aber fort: „Jede Landschaft, jedes Thal und jeder Berg und Stein hatte seine nach dem Ort benannten Mütter".

2) Siebourg hätte nur nicht von *Matres Suleviae* reden sollen, denn wir kennen nur Suleviae; danach ist auch die Inschrift *Matribus Sulevis* aus Britannien (Bonn. Jahrb. LXXXIX 241) zu beurteilen.

3) Auch Henzen (Annali dell Instituto 1885 p. 271) sagt: Matres e le Suleviae sono abbastanza note come numi di provenienza celtica.

werden, anders unterzubringen sein, als bei demselben keltischen Volke? Weder auf den römischen noch auf den Provinzialinschriften hat auch nur ein einziger Germane seine Nationalität bekannt, kein germanischer Truppenteil ist auf den Matronensteinen vertreten, wohl aber finden sich: *coh. I Helvetiorum*, *coh. I Tungrorum*, *coh. I Lingonum*, *coh. IIII Gallorum*, *milites Brittones* — lauter Truppenteile keltischer Nationalität, denen aus Britannien eine *vexillatio Germanorum* hinzuzufügen ist, ein Detachement, über dessen Zusammensetzung wir durch den unbestimmten Namen nicht aufgeklärt werden[1]).

Endlich noch eines. Beda, De temporum ratione c. 13, berichtet von den *antiqui Anglorum populi*, unter denen er vielleicht auch die keltische Urbevölkerung Britanniens verstanden oder miteinbegriffen hat, bei ihnen habe man die Weihnacht *gentili vocabulo* ***modranecht***, i. e. matrum noctem, genannt. Schon J. Grimm, Mythol.[4] S. 628 wusste diese Mütter nirgends in deutscher Überlieferung unterzubringen. Aus einem brit. *modrenocht* (wie z. B. *modreped* Zeuss[2] S. 291) ist das uns erhaltene *modranecht* entweder verderbt oder anglisiert. Die Benennung kann bei den Angelsachsen nicht entstanden sein, ist vielmehr ein letzter Zeuge für die aus den Inschriften bekannte keltische Müttervorstellung.

Nunmehr sind wir vorbereitet, uns über die Stellung der reichsunterthänigen Germanen zu diesem keltischen Kultus Klarheit zu verschaffen. Um die freien Germanen jenseits des Rheins oder jenseits des Limes kann es sich hier nicht handeln, da bei ihnen die Mütter gänzlich unbekannt gewesen sind.

Die gewaltigen Truppenmassen, die als stehende Grenzwacht in den beiden Germanien verwendet waren, sollten gleichzeitig grossen civilisatorischen Aufgaben dienen. Bald erhoben sich in der Nähe der Feldlager bürgerliche Ansiedlungen, die sich rasch zu Dorf und Stadt erweiterten. Dieselben waren meist, wie ihre Benennungen verraten, keltischen Ursprungs: Argentorate, Borbetomagus, Noviomagus, Mogontiacum, Baudobriga, Antunnacum, Bonna, Novesium, Gelduba u. s. w. Was die Bevölkerung der Landstriche betrifft, in denen Höhenzüge, Flussläufe, Ansiedlungen noch bis heute ihre keltischen Namen bewahrt haben, so ist die Rheinebene zwischen Vosagus und Abnoba zur Zeit des Ariovist in germanischen Besitz gekommen. Schon zu Caesars Tagen wohnten hier dem Main nahe, aber westlich des Rheins, innerhalb der römischen Provinz Gallia, die Vangiones. Die südlichen Nachbarn derselben waren Nemetes und Triboci, beide Völkernamen keltischer Herkunft. Es ist von diesen Stämmen „geschichtlich nichts hervorzuheben, als dass sie seit langem unter den Kelten ansässig, die Schicksale Galliens teilten“ (Mommsen,

1) *Vexillatio Germanorum* besagt wahrscheinlich nicht mehr als die uns andernorts bekannte *Vexillatio exercitus Germaniae inferioris.*

Röm. Gesch. V 134). Beim Aufstand des Jahres 70 haben Vangionen und Triboker in den Reihen der Gallier gestanden, aber sobald es anfing, schief zu gehen, sich auf die Seite der Römer geschlagen (Tacitus, Hist. IV 70). Vangionen (Worms), Nemeter (Speier), Triboker (Elsass) waren mit den Raurikern (Basel), Lingonen (Langres), Sequanern (Besançon), Helvetiern (Schweiz) zum obergermanischen Verwaltungsbezirk vereinigt (Mommsen a. a. O. S. 109). Wie auch des näheren die Zusammensetzung dieser angeblichen Germanen, der Vangiones, Nemetes, Triboci gewesen sein mag: diese Volksgruppe ist in raschestem Tempo verwelscht und hat ihre germanische Nationalität eingebüsst. Das Übergewicht des gallischen Elements wird bekanntlich durch keine Thatsache so schlagend bewiesen, als durch die Angabe des Tacitus, die sog. agri decumates seien durch Kolonisten aus Gallien besiedelt worden. Germanische Völkerschaften haben hier überhaupt nicht gewohnt. Das Land war planmässig entvölkert worden.

In Untergermanien hatte Augustus die Ubier vom rechten Rheinufer auf das linke verpflanzt in ein Gebiet, das grösstenteils von keltischen Bewohnern besetzt war. Nördlich von ihnen sassen die germanischen Cugerner (d. i. Sugambrer?) und weiterhin folgten die den Römern verbündeten aber steuerfreien Bataver. Die keltische Abkunft der sog. gallischen oder belgischen Germanen steht ausser allem Zweifel. Man darf sich über die Ausbreitung der linksrheinischen Germanen nicht dadurch täuschen lassen, dass die Grenzen des administrativen Bezirks Germania inferior, wie auch die Benennung der Bewohner als Germani über einen weit grösseren Landstrich sich erstreckt haben. Alle die Germani *cis Rhenum* wie Menapier, Aduatuker, Baetasier, Tungrer, Nervier, Eburonen, Condruser, Paemaner, Caerveser u. s. w. gehören mit den Treverern zusammen. Tacitus schildert sie als *ambitiosi circa affectationem germanicae originis* (Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie S. 520 ff.; Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II 189 ff.). Wie in allen anderen archäologischen Fragen, ist es auch hier unzulässig, den germanischen Namen auf dem linken Rheinufer weiter als auf Batavi und vielleicht Cugerni auszudehnen[1]). Die Ubier hatten seinerzeit Caesar gegen die Sueben zu Hilfe gerufen, waren zu Herrenknechten geworden, dass ihnen, wie Tacitus berichtet, die Schamröte ins Gesicht stieg, wenn sie an ihre Abstammung dachten. Die Geschichte thut den ungeratenen Söhnen, den Ubiern, kein Unrecht, wenn sie dieselben aus der Liste der Germanen streicht. Noch weniger können Volkshaufen ohne ausgeprägtes Nationalgefühl, wie

1) Mommsen, Röm. Gesch. V 153: Eine Durchdringung der beiden Nationalitäten hat das römische Germanien nicht aufzuweisen oder sie fällt für unsere Auffassung mit der römisch-gallischen um so mehr zusammen, als die längere Zeit in römischem Besitz gebliebenen germanischen Gebiete auf dem linken Rheinufer durchaus mit keltischen Elementen durchsetzt waren und auch die auf dem rechten, ihrer ursprünglichen Bevölkerung grösstenteils beraubt, die Mehrzahl der neuen Ansiedler aus Gallien erhielten.

Vangionen, Nemeter, Triboker, an deren germanischer Stammverwandtschaft schon Tacitus zweifelte, von den zugehörigen gallischen Stämmen getrennt werden.

Es war sehr unvorsichtig, sich auf die Dedikationen der equites singulares zu berufen, um den Anteil der Germanen am Mütterkult nachzuweisen. Die Kaiserreiter haben in jener Zeit, aus der die Inschriften stammen (Trajan, Hadrian, Antoninus Pius) nur der geringen Minderzahl nach aus Deutschen bestanden. Die Donauprovinzen, speciell Thrakien, haben seit Trajan das Hauptkontingent zu dieser vornehmen Truppe geliefert. Eine Anzahl Bataver nennt sich stolz *cives Batavi* auf der Inschrift no. 25 (Henzen, Annali dell' Instituto 1885). Sie ist an den batavischen Nationalgott Herkules Magusanus (d. i. Thunar) gerichtet; vgl. Paul und Braune's Beitr. XV 553 ff. Auf keiner Inschrift der Kaiserreiter, welche die Mütter erwähnt, sind die Bataver oder andere germanische Stämme vertreten. Unter den Dedikanten der Inschr. no. 1 (Ihm) bezeichnen sich mehrere der verabschiedeten Kaiserreiter als *Baetasii*. Die Baetasier nennt Tacitus (Hist. IV. 56. 66) zusammen mit den Nerviern und Tungrern: es ist auch nicht ein einziges Zeugnis dafür beizubringen, dass sie Germanen gewesen sein könnten. Die Inschrift no. 9 bietet einen *P. Aelius Vangio* wie *P. Aelius Felix*, *P Aelius Latinus*, *P. Aelius Nigrinus* u.s.w. Es ist wahrscheinlich aus dem cognomen *Vangio* auf die Heimat des betreffenden Soldaten zu schliessen, denn die Inschrift no. 12 enthält einen *cives Tribocus*, wie die Inschrift no. 13 einen *cives Nemens* (= *Nemetensis*?). Es ist nicht gleichgiltig und zufällig, dass auf den Müttersteinen Vertreter gerade dieser, in zwei Jahrhunderten unter Galliern gallisierten Stämme erscheinen[1]).

Trotz der fast ausschliesslich keltischen Bevölkerung Obergermaniens sind hier die Zeugnisse für die Verehrung der Mütter dürftig. Zu Allmendingen bei Thun sind sechs Votivbeilchen gefunden worden, von denen eines die Inschrift *Matribus* (Ihm no. 156), ein zweites *Matronis* (Ihm no. 157) trägt. Vier Mütterinschriften stammen aus Besançon und Umgegend, zwei aus Langres, die für uns nicht in Betracht kommen. Die Inschrift aus Ell (Elsass) weist schon in ihrer Namengebung (*Sextus Clementis filius*, Ihm no. 173) auf keltische Herkunft. Der Stein aus Böckingen (Württemberg) ist von der *coh. I Helvetiorum* gestiftet (Ihm no. 177), klärt uns also wiederum deutlich genug über die Nationalität der Dedikanten auf. Ausserdem sind folgende obergermanische Inschriften bekannt:

1) Henzen a. a. O. p. 271 hält den *Candidinius Saturninus*, den Dedikanten der Inschrift: *Matribus paternis maternis meisque Sulevis* für einen Bataver, weil zwei Kaiserreiter, ein *Candidinius Verax* und dessen Bruder *Candidinius Spectatus* sich als Bataver zu erkennen geben (*natione Badaus* CIL VI 3240). Die Übereinstimmung des Namens ist nicht massgebend im Gegensatz zu der Thatsache, dass der betreffende Soldat sich durch die Dedikation an *Matres* und *Suleviae* als Kelten ausweist.

181 Ihm. Neidenstein (Baden); jetzt Museum in Karlsruhe:
Matronis Alhiahenabus Julius Veranius Super pro se et suis v. s. l.

186 Ihm. Mainz-Zahlbach; jetzt Museum in Mainz:
Jovi optimo maximo et Matribus Perperiva p. v. s. l. l. d.

190 Ihm. Heddernheim:
Matribus C. Firmus decurio in suo fecit.

193 Ihm. Andernach; jetzt Kgl. Museum in Bonn:
Matribus suis Similio miles ex classe Germanica pia fideli pleromate Cresimi v. s. l. l. m.

Auf der in den deutschen Gewässern streifenden römischen Flotte waren fast ausschliesslich auswärtige Matrosen eingestellt. Inschriftlich ist bis jetzt nur ein einziger Germane unter der Bemannung nachweisbar und dass die Inschrift 193 nicht von einem Germanen stammt, zeigt schon der Wortlaut. Höchst lehrreich ist die grosse Fülle von Fundstücken, die aus Untergermanien zu Tage gefördert worden sind. Im Gebiete der Bataver ist bis jetzt nur eine einzige Mütterinschrift ans Licht gekommen. sie trägt die Dedikation: *Matribus Noricis* (Ihm no. 338). Das Territorium, aus dem wir germanische Gottheiten wie *Mars Thingsus*, *Alaesiagae Beda et Fimmila*, *Hercules Magusanus*, *Nehalennia* inschriftlich bezeugt finden, das Land desjenigen Stammes, der trotz der intimen Beziehungen zu Rom seine Individualität eifersüchtig gewahrt hat — kennt die Mütter nicht. Dieses negative Argument ist von grösster Bedeutung und an sich schon ausreichend gegen die Behauptung, beim Mütterkultus sei an nichtgermanische Herkunft nicht zu denken.

Geographisch gruppieren sich die Fundorte der Denkmäler auf ein verhältnismässig kleines Gebiet. Die Hauptstätten sind Euskirchen, Zülpich, Bonn, Köln, Jülich, Uerdingen, Xanten. Die überwiegende Masse fällt ins linksrheinische Ubierland, beziehungsweise unter die westlich angrenzenden Gallier.

Wie in den anderen römischen Provinzen ist auch in Ober- und Untergermanien die Sitte verbreitet, den Müttern insgemein Verehrung zu erweisen (Inschriften wie *Matribus* Ihm 186. 190. 337; *Matronis* Ihm 226. 275). Mit dem auswärtigen Ritus stimmt ferner überein, dass die Mütter durch Beiworte unterschieden werden, z. B. *Matribus Treveris* (Ihm 334) wie *Matrae Eburnicae* in Südfrankreich u. a.; oder einfach *Matribus*, *Matronis meis*, *suis*, *domesticis* um die eigene Heimat, *paternis* resp. *maternis* um die Heimat der Eltern in göttlichen Schutz zu stellen. Eine Gruppe für sich bilden die niederrheinischen Inschriften, welche nur den Beinamen überliefern: es ist z. B. nicht bloss von *Matronis Gabiabus*, sondern auch schlechtweg von *Gabiabus* die Rede u. a. Es ist sehr glaublich, dass hierdurch wiederum die Fremdartigkeit der Müttervorstellung bestätigt wird. Wie die keltischen *Suleviae* ohne den Beisatz von *Matres* oder *Matronae* auftreten, so kennen wir 24 Inschriften Untergermaniens, in welchen

die letzteren fehlen. Auch die Germanen kannten weibliche Schutzgottheiten wie die friesischen *Alaesiagae*, von denen aber aus verschiedenen Gründen angenommen werden muss, dass sie jungfräulich gedacht worden sind. In dem Fehlen von *matres*, *matronae* darf man wohl einen Versuch erkennen, den gallischen Brauch für Germanien zu adoptieren und des unverträglichsten zu entkleiden.

Die Forschung, soweit sie sich bisher mit dem Mütterkultus beschäftigt hat, ist durch diese Mütterbeinamen in einseitiger Weise beeinflusst worden. Mit Hilfe eines unsicheren Etymologisierens glaubte man soweit gekommen zu sein, in dem Beinamen, folglich auch in der Müttervorstellung, etwas specifisch Germanisches erkannt zu haben. Hiergegen muss aufs nachdrücklichste betont werden, dass unter den Beinamen der Mütter auch am Niederrhein eine stattliche Anzahl solcher sich findet, die klar und deutlich keltischem Sprachgut angehören. Diese müssen vorweg eliminiert werden[1]).

Die *Matronae Octocannae* von Gripswald bei Uerdingen bedürfen bezüglich ihrer keltischen Benennung keiner Erläuterung (vgl. *Octodurum* u. a., Glück S. 133; Zeuss[2] S. 68); wie die *Octo-cannehae* sind die *Seccannehae* gebildet; sie sind bei Blankenheim in der Eifel gefunden und erledigen sich durch Hinweis auf gallische Namen wie *Seccalus* (Glück S. 160), *Sequana*, *Sequani* u. a.; bezügl. *-canna* vgl. Ihm S. 26. Ich vergleiche mit den *Matronis Cuchinehis* von Zülpich (*Tolbiacum*) kelt. *Cucalus* (Glück S. 160): mit den *Matronis Vesuniahenis*, oder einfach *Vesuniahenis* von Zülpich und Vettweiss die kelt. *Vesunna, Vesunnici* (Zeuss[2] S. 774); mit den *Matronis Anesaminehis* von Zülpich keltisch *Anesus* (= Mütter von der Ens Müllenhoff DA. II 222; Zeuss[2] S. 785) wie mit den *Matronis Aumenahenis* von Köln den keltischen Namen der Heilquellen von Ems an der unteren Lahn: *Aumenza* a. 880, *Oumінci* a. 959, vgl. Arnold, Ansiedlungen S. 55: Müllenhoff DA. II 221). Zu den *Matronis Axsinginehis* aus Köln wird man kelt. Axona (Zeuss[2] S. 13) halten müssen (anders Holder im altcelt. Sprachsch. sp. 320), zu *Matronis Gesahenis* aus Altenberg bei Köln, aus Rödingen bei Jülich und aus Bettenhofen bei Jülich kelt. *Gesoriacum* u. a. (Glück S. 28; Zeuss[2] S. 779). Am letztgenannten Orte sind mit ihnen die *Matronae Ettrahenae* vereinigt, wie beide ohne den Beisatz von matronis wiederum aus Rödingen bekannt sind; zu den *Ettrahenae* (*Etrahenae*) bietet sich kelt. *Edro, Edros* (Zeuss[2] S. 778). An Stelle von den unsicher entzifferten *Matronis Abiamar*. von Floisdorf ist zweifellos nach den *Ambiomarcis*

1) Auf die Bemühungen, moderne Spuren des Mütterkultes in der Rheinprovinz aufzuspüren, brauche ich nicht einzugehen (vgl z. B. Zeitschrift für deutsche Philol. III 434). — Leider machen immer noch Ortsnamen wie Müddersheim (bei Zülpich) geheimnisvollen Eindruck; selbst ein ernsthafter Forscher wie Ihm meinte noch (S. 52), das Dorf habe von den Müttern seinen Namen: der Eponymus hat natürlich *Môtheri* geheissen (*Mutheresheim* a. 763).

(vgl. rheinische Ortsnamen wie *Marcomagus*, *Marcodurum*) von Remagen (Ihm 444) *Ambiamar.* zu lesen und kelt. *Ambiorix* etc. zu vergleichen (Glück S. 18). Für die *Matres Mediotoutehae* aus Köln verweise ich mit Ihm (S. 19) auf *Mediomatrici*, *Toutates* u. a.; für die *Matronae Ananeptae*[1]) auf Glück S. 45, Zeuss[2] S. 29. 30. 763; für die *Matrae Arsacae* von Xanten auf die *Oromarsaci* bei Glück S. 45. 195 (*Arsacus* bei Holder sp. 222) oder die *Arsana* bei Hamm (Müllenhoff DA. II 225). In den *Matronis Mahlinehis* von Köln wird kelt. *Maglus*, *Maglius* (Zeuss[2] S. 766) stecken, vgl. *Maghlinia*, *Machlinium* u.a. für das heutige Mecheln (Ihm S. 22). Vollständig rätselhaft sind mir die *Atufrafinehae* von Berkum. Hier wird einmal der bewährte Spruch Anwendung finden dürfen: was man nicht erklären kann, sieht man für keltisch an, zumal sich für ein Präfix *atu-* übereinstimmende Belege aus dem Keltischen ergeben (Glück S. 8, Zeuss[2] S. 866). Die *Andrustehiae* von Godesberg bei Köln (vgl. auch Holder sp. 151) und die *Matr. Cantrusteihiae* von Tetz bei Jülich (übrigens sehr fragmentarisch überliefert) gehören vielleicht zusammen, vgl. den gallischen *pagus Condrustis* u. a. Die *Albiahenae* von Ober-Elvenich (sie stecken offenbar in diesem Ortsnamen *Albiniacum* a. 855, vgl. auch Arnold, Ansiedlungen S. 126), geben wiederum deutlichen Anklang an *Albion*, *Albiorix* u. a. (Zeuss[2] S. 866), man wird sie auch für die obergermanischen *Matronae Alhiahenae* (lies *Albia-*) einzusetzen haben. Die *Matronae Aserecinehae* aus Odendorf bei Euskirchen sind zweifellos nächstverwandt mit dem *Acerierix* (Ihm no. 241), der sich ausdrücklich als *Sunux* (d. i. aus dem keltischen Stamm der Sunuker) bezeichnet, vgl. Th. Bergk, Zur Geschichte und Topographie der Rheinlande S. 118; Siebourg, Westd. Zeitschr. VIII 229 f. Mit dem Vorschlag Ihm's, *Matronis Trisavis* in *Frisavis* zu ändern, weiss ich nichts anzufangen, da mir nur *Frisii, Frisiavones, Frisiones* bekannt sind, man vergleiche kelt. Composita mit *Tri-* (Müllenhoff, DA. II 234; Glück S. 158; Zeuss[2] S. 867; ebenda *Ausava* S. 789 u. a.). Die *Matres Brittae* und die *Matres Brittae Maxacae* von Xanten weisen unmittelbar über den Kanal hinüber, die *Matres Treverae* von Cleve verdanken wir einem Sohne Triers, so erinnern auch die *Matres Mopates* von Nijmegen an die keltischen Völkernamen auf *-ates* (vgl. Bergk a. a. O. S. 112).

Die Frage, ob uns nach Abzug dieser Inschriften, welche ein entschiedenes Übergewicht der Fremden im Ubierlande beweisen, ein Rest germanischer Dedikationen verbleibt, möchte ich nicht bejahen. Es liegt auf der Hand, dass auch gallische Dedikationen von Germanen ausgegangen sein können. Zahlreiche Germanen waren in gallischen Siedlungen Ober- und Untergermaniens sesshaft, aber welche Hilfsmittel bleiben uns für die Sonderung der Nationalitäten, wenn wir uns der sprachlichen Argumente

1) Sind damit die *Matronae Hiannanef.* aus Köln identisch? Man möchte an Ortsnamen wie Honnef im Siebengebirge denken, vgl. übrigens Müllenhoff DA. II 228 f. 231 Anm.

begeben wollten? Wie wir gesehen haben, beziehen sich die Weihungen an die Mütter auf die Ortsheimat der Person; der Germane, der die Sprache und die Stammesheimat verleugnet, ist für diese ein Fremdling geworden[1]).

Um die Mütternamen aufzuhellen, ist vor allem eine Untersuchung der Wort- und Flexionsbildung erforderlich. Die Beinamen sind nur im dat. pl. überliefert. Es lassen sich folgende Kategorien unterscheiden:

1. Dative auf *-is*, *-ibus: Treveris, Noricis; Mopatibus.*
2. Dative auf *-iabus*, *-abus: Aufaniabus, Gabiabus;* [*R*]*euthungabus.*
3. Dative auf *-henis*, *-henabus: Vesuniahenis; Albiahenabus.*
4. Dative auf *-nehis* (*-neis*), *-nehabus: Vacallinehis, Vacallineis; Asereci-nehabus.*
5. Dative auf *-ehis*, *-ehiabus*, *-eihiabus: Hamavehis, Lanehiabus, Julin-eihiabus.*
6. Dative auf *-ims: Aflims, Vatuims, Saitchamims.*

Die beiden Steine, auf deren einem die Form *Veteranehis* (Ihm 240), auf deren anderem die Form *Veterahenis* (Ihm 238) überliefert ist, haben sich in Embken beisammen gefunden. Es ergiebt sich hieraus eine gewisse Freiheit der Wortbildung in der vulgären Verwendung der betr. Namen. Das fremdartige Äussere zahlreicher Formen lässt sich leicht beseitigen, wenn wir unsere gewohnte lateinische Orthographie einsetzen. Schon die Erkenntnis, dass bekanntermassen das *h*-Zeichen epigraphisch als Trennungszeichen der Vokale ohne selbständigen Lautwert verwendet worden ist, leistet viel, vgl. z. B. *Fernovineis, Vacallineis* (Ihm 215): *Vacalinehis* (Ihm 225). Folglich hat sich unsere Untersuchung zu halten an Formen wie Hamaveis, Julineis, Asereeineis, Vacallineis, Veteraneis, Rumaneis u. a. Diese letzte Gruppe ist gebildet wie lat. *extraneus*, während die vorausgehende *-i-* als Zwischenvokal zeigt wie lat. *fraxineus, lanugineus* u. a. Eine dritte Gruppe zeigt die Ableitung *-ēnus*, vgl. *Vetera-enis, Aumena-enis*[2]), ebenso wie die zahlreichen Gentilnamen auf *-ēnus*, Westd. Zeitschr. VIII 131. Wir erhalten auf diese Weise folgende Typen:

1. *Matronis Hamaveis* (*Laneis* u. a.).
2. *Matronis Vacalineis* (*Julineis* u. a.),
3. *Matronis Veteraneis* (*Rumaneis* u. a.),
4. *Matronis Veteraenis* (*Aumenaenis*),
5. *Matronis Aufanis* (*Aufaniabus.* [*R*]*euthungabus* u. a.),
6. *Matronis Aflims* u. a.

---

1) Sehr interessant ist die Inschrift, Ihm no. 243, wo ein Sunuker den *Matronis Veteranehabus* seine Verehrung bezeugt, daneben aber ausdrücklich seine keltische Heimat nennt.

2) Es wird gesprochen worden sein *Veterajenis, Aumenajenis.* Ihm lässt auch die Lesung *Aumenaienis* (statt *Aumenahenis*) auf dem Steine zu, wie vielleicht auch *Fernovineis* (Bonn. Jahrb. LXXXVII 214) zu lesen ist.

Ohne weiteres klar sind die *Veteraneae*, *Rumaneae*, *Vacalineae*, *Hamaveae.* Den *Veteraneis*, *Veteraenis* weise ich als ihren Schutzbezirk (Castra) Vetera, d. i. Xanten im Cugernerlande zu. Die Inschriften stammen aus Wollersheim und Embken (Ihm 232. 233. 234. 235. 237. 238. 239. 240. 242. 243). Gleichzeitig wurden in Embken die beiden Steine gefunden mit der Schreibung *Vataranehabus* (Ihm 236. 241), bei denen man gern ein Versehen des Steinmetzen (*a* für *e*) annehmen wird. Th. Bergk (Westd. Zeitschr. I 146) hat diese Mütter auf *castra Vetera* bezogen und es ist nichts stichhaltiges dagegen vorzubringen (*Vetera: Veteraneus* wie *extra: extraneus*). Genau ebenso gebildet sind die **Romaneae* beziehungsw. *Rumaneae*, mit *u* für *ō* wie got. *Ruma*, *Rumoneis*; bei Tacitus *Cruptorix* gegen anord. Hróptr; inschriftl. *Hludena* gegen anord. *Hlódyn*. Kern hat dieselben ganz richtig als „Mütter von Rom" gedeutet. In erster Linie spricht dafür die Verbreitung der Inschriften über vier verschiedene Orte (Bonn, Ihm 208; Lommersum [bei Euskirchen], Ihm 221; Jülich, Ihm 313; Bürgel, Ihm 318)[1]. Unter den Dedikanten nennt sich ein *L. Vitellius Consors* (Ihm 313), der als *explorator* bei der *legio VI victrix* gedient hat. Wahrscheinlich stammte dieser Soldat aus Rom; oder wir können uns vorstellen, dass er wie die anderen Stifter die gewaltige Weltstadt gesehen oder aus der Ferne dem römischen Genius (*dea Roma*) seine Huldigung dargebracht hat.

Einig sind die Erklärer bei den *Matribus* oder *Matronis Vacalineis*, die in Endenich bei Bonn (Ihm 215), sowie in Antweiler (Ihm 224. 225) gefunden worden sind. Sie gehören in das Flussgebiet der *Vacalis*, der heutigen Waal im alten Bataverland. In die nächste Nachbarschaft fallen die *Matronae Hamaveae*, die in Altdorf bei Jülich gefunden worden sind (Ihm 307). Sie sind zweifellos als Schutzgötter des Landes der Hamaven gedacht[2]. Eine Inschrift [*Matribu*]*s Suebis* (Ihm 289) ist in Deutz gefunden, eine zweite in Köln: *Matribus meis Germanis Suebis*, gestiftet von einem negotiator cretarius (Kreidehändler) namens *Verecunius* (ersichtlich ein Gallier), der die Mütter seiner eigenen Heimat mit den Schutzgottheiten der Provinz Germanien sowie des deutschen Suebenlandes vereinigt. Hier mag er auf Handelsreisen Schutz und Frieden erfahren haben[3]. Die Inschrift gibt uns eine neue Erkenntnisquelle dafür ab, wie verkehrt es wäre, bei Dedikationen an deutsche Mütter unbesehen germanischen Brauch

---

1) Die *Maviaitineae*, die hier mit den *Rumaneae* genannt sind, müssen unberücksichtigt bleiben, da die Lesung sehr zweifelhaft ist.

2) *Hamaveus* ist eine Bildung nach dem Muster von lat. *laneus*, *lacteus* u. s. w.

3) Zum Dank für Glück und Wohlergehen im Lande werden die Müttersteine häufig von Fremden geweiht worden sein. Wenn z. B. eine Inschrift aus Winchester (Ihm 340) lautet: *Matribus Italis Germanis Gallis Britannis*, so wird sie der Stifter *Antonius Lucretianus* in dankbarer Erinnerung an den Aufenthalt in den betr. Provinzen gespendet haben. — In Oberitalien heissen die Mütter *indulgentes* und werden mit *Mercurio lucrorum potenti* verbunden (Ihm 38).

zu erschliessen. Höchst wertvoll ist die vor kurzem in Köln entdeckte und von Ihm im Rheinischen Museum XLIX 639 (Korrespbl. d. Westd. Zeitschr. IX 250) veröffentlichte Inschrift:

[Mat]ribus Suebis ..euthungabus Julius Secundus Juli Philtati libertus v. s. l. m.

Hier haben wir zweifellos in dem Julius Secundus einen geborenen (kriegsgefangenen?) Sueben vor uns, der, von seinem Herrn freigelassen, den Schutzgottheiten der Heimat dankbares Gedächtnis bewahrt. Vor *..euthungabus* fehlt ein Buchstabe (andernfalls wäre an die *Juthungi* zu denken und auf F. Burg, Runeninschriften S. 114 zu verweisen); ich ergänze R- und sehe in dem Reuthungen denselben Suebenstamm, den Tacitus *Reudigni* nennt.

In Müntz bei Jülich ist die Inschrift mit den *Matronis Julineihiabus* (Ihm 308) zu Tage gekommen, von einem *Albanius Justinus pro se et suis* gestiftet. Sie beziehen sich auf einen Ort, der mit Jülich (Juliacum) doch gar zu grosse Ähnlichkeit zeigt, als dass man ihn nicht darauf beziehen möchte. *Julius* (Caesar) wird zu Grunde liegen und daraus einerseits *Juliacum*, andererseits ein adjektivisches *Julineus* vulgarisiert sein. Über die Namen *Lanehiabus, Masanabus, Hiheraiis* (oder *-apis?*), *Guinehis, Ulauhinehis* (steckt darin ein germ. *vlau-?*). *Fernovineis* wage ich keinerlei Vermutung zu äussern. Man ist nicht berechtigt, in diesen barbarischen Namen gerade germanisches Sprachgut zu suchen. Vermutlich hat das ganze Völkergemenge, welches am Niederrhein sich zusammengefunden hat, Spuren darin hinterlassen.

So kann ich z. B. auch in den *Aufaniabus* und *Gabiabus* nichts specifisch deutsches entdecken. Die *Aufaniae* weisen weit über die deutschen Grenzen hinaus: sie sind in Gallien und Spanien belegt (Ihm 394. 398), wie am Niederrhein. Es liegen folgende Denkmäler vor:

207 Ihm. Bonn:

Matribus sive Matronis Aufaniabus domesticis Q. Clodius Marcellinus miles legionis I Minerviae v. s. l. m.

223 Ihm. Rheder (bei Euskirchen), jetzt Kgl. Museum in Bonn:

Matronis Aufaniabus Severinius ..ve..... iberius Victor ex imperio pro se et suis.

260 Ihm. Zülpich, jetzt Kgl. Museum in Bonn:

Matronis Aufaniabus .. Tuscinius ...

277 Ihm. Köln:

Matronis Aufanib. C. Julius Mansuetus miles legionis I Minerviae piae fidelis v. s. l. m. fuit ad Alutum flumen secus monte Caucasi.

317 Ihm. Bürgel:

Matronis Aufaniabus C. Lucilius Crispus v. s. l. m.

335 Ihm. Nijmegen:

Matronis Aufaniabus T. Albinius Januarius v. s. l. m.

210 Ihm. Bonn:
Aufaniab. L. Massonius . . .

244 Ihm. Zülpich, jetzt Kgl. Museum in Bonn:
Aufanis Aulus Valerius Verus et Justinia Ursa v. s. l. m.

259 Ihm. Zülpich, jetzt Kgl. Museum in Bonn:
Aufanis Lentinius Mess.. ex imperio ipsarum.

397 Ihm. Lyon:
Pro salute domini nostri imperatoris Luci Septimi Severi Augusti totiusque domus eius Aufanis Matronis et Matribus Pannoniorum [et] Delmatarum T. Cl. Pompeianus tribunus militum legionis I Minerviae loco exculto cum discubitione et tabula v. s.

398 Ihm. Carmona bei Cordova in Spanien:
Matribus Aufaniabus M. Jul. Gratus.

Diese Inschriften sind verhältnismässig sehr inhaltsreich. Die Lyoner Dedikation fällt in die Jahre 193–196 und zwar stiftet der Legionstribun den Müttern eine Anlage mit Ruhebank und Weihtafel. Mommsen (Archäol. Zeitung 27, 89) meinte, der Tribun verehre die Aufanischen Matronen in Beziehung auf die Heimat seiner aus Niedergermanien stammenden Soldaten und die pannonischen und dalmatischen Mütter mit Rücksicht auf die aus diesen Provinzen gebürtigen Soldaten seiner Abteilung. Die Legion hat sich im zweiten dacischen Krieg unter Trajan ausgezeichnet. Wir hören aus der Inschrift 277 von den Kriegserlebnissen eines Soldaten, der den Feldzug mitgemacht hat (sie fällt also nach dem Jahre 107). Die Legio I Minervia hat offenbar ein besonderes Interesse an den *Aufaniae* gehabt. Sie ist von Domitian wahrscheinlich im Jahre 82 gegründet (cfr. Ritterling, De legione Romanorum X gemina p. 72) und hat für lange Jahre in Untergermanien (Bonn) gestanden (Mommsen, Röm. Gesch. V 133. 145). Es ist möglich, dass die *Aufaniae* einen deutschen Namen führen, wenigstens liegen ahd. *obana*, and. *obana*, ags. *ufan*, *ofan* sehr nahe. Die Ablautstufe *au-* würde sich sehr gut in die Reihe *u-*, *ū-*, *iu* (vgl. ahd. *uf*, *ûf*, got. *iup*, Johansson, Paul und Braune's Beitr. XV 240 ff.) fügen. Ich bin aber ausser stande, mit dieser Etymologie irgendwelchen Begriff oder irgendwelche Anschauung zu verbinden, wenn nicht vielleicht der hochgelegene Lagerplatz der Legion gemeint war. Einen Q. Clodius Marcellinus bei der Legio I Minervia kennen wir. Er hat dem *Hercules Magusanus* einen Denkstein geweiht (Bonn. Jahrb. LXXIII 74, Paul u. Braune's Beitr. XV 558). Diese Thatsache fällt allerdings für die germanische Herkunft der *Aufaniae* stark ins Gewicht.

Eine besondere Bewandtnis hat es mit den *Gabiae*. Wir kennen nicht bloss *Matronae*, sondern auch *Junones Gabiae* (Ihm 288). Siebourg hat Westd. Zeitschr. VII 103 ff. gezeigt, dass die Junones ihre Heimat in Oberitalien gehabt haben. An Denkmälern kennen wir:

222 Ihm. Kirchheim:

Matronis Gab[iabus] L. Gradon. Clarus miles legionis I Minerviae piae fidelis iussa posuit merito.

250 Ihm. Rövenich (bei Zülpich); jetzt nicht mehr vorhanden. Ebenso die folgenden:

Matronis Gabiabus Celorius Justus l. m.

251 Ihm:

Matronis Gabiabus Suetoni Certus et Paternus v. s. l. m.

252 Ihm:

Gabiabus C. Campanius Victor miles legionis I Minerviae piae fidelis v. s. l. m.

253 Ihm:

Gabiabus Victor Stirri s. l. m.

269 Ihm. Müddersheim:

Gabiabus Justus Quinti filius v. s. l. m.

288 Ihm. Köln:

Junonibus Gabiabus Masius votum retulit.

316 Ihm. Bürgel:

Matronis Alagabiabus Jul. Pusua pro se et Juliis Peregrino Sperato Severo v. s. l. m.

Ich bin mit Ihm der Ansicht, dass auch in *Gabiabus* eine Ortsbezeichnung zu suchen ist. Fremdartige Erscheinungen wie eine *dea Idban. Gabia* (Ihm S. 28), *Junones Gabiae* mahnen zur Vorsicht, gleich mit einer germanischen Etymologie zur Hand zu sein[1]). Die beiden Soldaten aus der legio I Minervia sind wahrscheinlich Germanen gewesen, wie die, welche den Aufaniae gehuldigt haben. Der *Pusua* (Ihm 316) ist, nach einem von Ihm nachgewiesenen *Pusa Trougilli filius* auf einer Mainzer Grabinschrift, ein Gallier und dass in den *Alagabiae* das Präfix nicht germanisch zu sein braucht, beweisen die *Matres Alaterviae*[2]) aus Britannien (Ihm 378) und eine dem Namen nach gänzlich undeutsche *Alateivia* aus Xanten (Brambach CIRh. 197).

Die *Gavadiae* sind durch folgende Inschriften bezeugt:

295 Ihm. Rödingen bei Jülich, jetzt Antiq. in Mannheim:

Matronis Gavadiabus Q. Julius Severinus et Secundinia Justina pro se et suis ex imp. ips. l. m.

1) Wieso die *Matronae Gabiae* zu got. *gabei* (Reichtum) gestellt, die Begebenden, Reichtum spendenden bezeichnen können (vgl. anord. gæfr u. a.) — auf diese Frage ist bis jetzt von den Vertretern dieser Etymologie noch keine Antwort gegeben. Bugge's Identificierung mit lat. *cōpia* (Beitr. XII 417) aus **coŏpī* > **gaabī*, mit Schwund des einen *-a-*, ist nicht annehmbar. Wenn eine Etymologie gewagt werden soll, so hat die Zusammenstellung mit and. *geban*, ags. *geofon* (Meer) die grösste Wahrscheinlichkeit; J. Grimm hat die skandinavischen Götternamen *Gefn* und *Gefjon* bereits verglichen (Mythol. S. 258).

2) Man wird nicht an die got. *Tervingi*, wohl aber an den *vicus Ambitarvius* im Lande der Treverer denken, vgl. Th. Bergk, Zur Gesch. und Topogr. d. Rheinl. S. 89 ff. Über kelt. *ala-* vgl. Zeuss² S. 309. 402. — Über Terfinnas u. ähnl. handelt Müllenhoff DA. II 42 Anm.

296 Ihm. Desgl.:
Matronis Gavadiabus Sex. Jul. Securus et Jul. Januarius v. s. l. m.

301 Ihm. Desgl.:
M[atro]nis G[avadi]abus M. Aemilius Pri... us et Novellia Secunda v. s. l. m.

302 Ihm. Desgl.:
[Matro]nis [Gavad]iabus ... nius ... ex pro ...

304 Ihm. Bettenhofen bei Jülich:
Matronis Gavadiabus Caldini (?) Severus et Super l. m.

320 Ihm. Gladbach:
Matronis Gavadiabus Primanius .... banus ...

Gegen die herkömmliche Deutung der *Matres Gavadiae* (als matres sponsales auf Grund von got. *gawadjôn* verloben) ist nur der Einwand aufrecht zu erhalten, dass eine derartige Beziehung mit dem örtlichen Charakter der Mütter nicht verträglich ist. Ich vergleiche vielmehr Ortsnamen wie das von Förstemann 1507 aufgeführte *Wetiun* an der Diemel, ein Ortsname, der ursprünglich „bei den Schwemmen, bei den Furten" bedeutete (vgl. lat. *vadum*); die Zusammensetzung deutet auf ein deutsches Confluentes, dessen Lage sich leider nie wird bestimmen lassen.

Vermutlich beziehen sich auch die *Matronae Arvagastae* auf eine deutsche Siedelung (trotz der kelt. *Arvioi*, *Arverni* Zeuss[2] S. 774. *Ἀρβαξανοί* Müllenhoff DA. II 247). Sie sind nur auf einer Inschrift aus Müddersheim genannt (jetzt Provinz. Museum in Bonn):

268 Ihm:
Matronis Arvagastis A. Vettius Victor l.

Die Übereinstimmung mit dem Franken Arbogast ist frappant. Auf Ortsnamen wie *Alagastesheim*, *Longastesheim* hat mit Recht schon Ihm (S. 27) hingewiesen; wir haben folglich an eine Ansiedelung zu denken, die nach einem **Arvagastiz* benannt war; vgl. afries. *gestelond* (J. Grimm, Kl. Schr. II 342)?

Den *ματρεβο ναμαυσικαβο* (s. o. S. 29), mit ihrer altgallischen, altertümlichen Flexionsform, entsprechend haben sich zur Bestätigung dafür, dass auch Germanen am Mütterkultus sich beteiligt haben, am Niederrhein Dedikationen an die Matronen mit Anklängen an die Muttersprache gefunden. Wir kennen bis jetzt folgende Inschriften:

272 Ihm. Wesseling, jetzt Provinz. Museum in Bonn:
Matronis Afims M. Jullionius Agilis v. s. l. m.

282 Ihm. Köln (Ende des 1. oder Anfang des 2. Jahrh.):
Matronis Afliabus M. Marius Marcellus pro se et suis ex imperio ipsarum.

291 Ihm. Lipp bei Bedburg:
Matronis Vatuims Super Quartionis .... Quartionis.

299 Ihm. Rödingen bei Jülich, jetzt Antiq. in Mannheim:
Matronis Vatuims T. Julius Vitalis v. s. l. m.

297 Ihm. Desgl.:

Matronis Vatuiabus Q. Julius Primus pro se et suis v. s l. m.

298 Ihm. Desgl.:

Matronis Vatuiabus Julia Vegeti filia Mandia pro se et suis votum solvit l. m.

303 Ihm. Güsten bei Zülpich:

Matronis Vatuiabus C. Secundinius Amandus ex imp. ips. l. m.

314 Ihm. Jülicherland, jetzt Museum in Köln:

Matronis Vatuiabus Nersihenis Priminia Justina pro se et suis ex imp. ips. l. m.

Klinkenberg, Bonn. Jahrb. LXXXIX 231 aus Hoven bei Zülpich:

Matronis Saitchamims Primus Freiiattonis l. m.

Desgl.:

Matronis Saithamia[bus] Q. Cominius Primio l. m.

Diese Dative auf *-ims* sind germanisch (Much, Zeitschr. f. deutsches Altertum XXXI 355). Auf Grund der latinisirten *Afliabus*, *Vatuiabus*, *Saithamiabus*, ist für diese Beinamen ein Stammausgang germ. *-iō* anzusetzen: es würden got. ahd. Dative auf *-jôm* entsprechen. Allein schon aus den ahd. Belegen konnten wir den Schluss ziehen, dass die Endung *-jôm* (z. B. ahd. *suntiôm*) ebenso auf einer Übertragung beruht wie ahd. dat. pl. *hirtium* neben *hirtim*. Durch die inschriftlichen Belege wird nunmehr bewiesen, dass die älteste Endung *-īms* gewesen ist, wie auch der nom. sg. ursprünglich auf *-ī* auslautete. Die dat. pl. *aflims*, *watwims*, *saithamīms* (vgl. Brugmann, Grundriss II 708 ff.) entsprechen zunächst den altind. *brhatībhis*, *nadībhis* u. a.; *-m-* gegen altind. *-bh-* hat bekanntlich das Slavische mit dem Germanischen gemeinsam. Die ursprüngliche Dativ- (oder vielmehr Instrumental-) Endung ist folglich germ. *-mis* (*-miz*), vgl. anord. *tveimr*, *þrimr*. Die feminine *-ī*-flexion ist in den Beinamen durch das Genus der Mütter veranlasst. Nom. sg. *afli stellt ein moviertes Femininum zu einem Stamm *aflo- dar, von dem wir für die Deutung auszugehen haben.

Jede Etymologie, welche nicht auf eine Ortsbenennung hinausläuft, muss nach allem, was wir wissen, als verfehlt betrachtet werden. Unsere Inschriften selbst geben uns dafür einen Anhaltspunkt. In no. 314 sind mit den *Matronis Vatuiabus* die *Nersihenae* verbunden. Die Inschrift, im Jülicherland gefunden, verrät eine so auffallende Verwandtschaft mit dem Orte Neers (Kreis Gladbach) und dem hier fliessenden Flusse Neers oder Niers (Ihm S. 22), dass sie darauf wird bezogen werden müssen. Förstemann 1074 belegt aus dem 9. Jahrhundert die Form *Nersa*. *Vatuīms*, beruhend auf nom. sg. *watwī, setzt eine Wurzel *wat* voraus, die zu got. *watō*, ahd. *wazzar* (Wasser) gehört, dieselbe Ableitung zeigt wie got. *ahva* und dieselbe Bedeutung beansprucht, wie das genau entsprechende germ. *aƕwī = ahd. *auwa*. Die Mütter beziehen sich offenbar auf ein „Wasserland“ bei dem Flüsschen Niers.

Für die *Aflims* wird man an kymr. *Afallon*, d. i. Apfelinsel (Müllenhoff DA. I 409 Anm.) denken: ferner erinnert man sich der Insel *Abalus* bei Plinius. Es ist durchaus nicht meine Ansicht, dass die der Nordseeküste vorgelagerte Bernsteininsel *Abalus* (Müllenhoff DA. I 476 ff. 484 Anm. 227 f.) in unserer Inschrift gemeint sei: es genügt, die Ortsbenennung nachgewiesen zu haben; mit ahd. *avalôn*, anord. *afla* nebst Ableitungen hat dieselbe nichts zu thun. Diese keltische Ortsbenennung ist uns heute noch überliefert in dem Namen der Eifel. deren älteste urkundlichen Belege auf altes *a*- der Stammsilbe weisen; *in pago eflinse* a. 762, *efflinse* a. 772 (*eiflinse* a. 845 u. s. w.) vgl. H. Marjan, Keltische und lateinische Ortsnamen in der Rheinprovinz (Aachen 1882) S. 16. Man ist also vollberechtigt, die *Matronae Afliae* auf das Eifelland zu beziehen, doch kennen wir auch ein *Aualgowe* (a. 882, 996 u. ö.) an den Flüssen Sieg und Agger (Annalen d. histor. Ver. f. d. Niederrhein XXI 170).

Grössere Schwierigkeiten der Erklärung bietet *Saitchamims, Saithamiabus*. Ein Kompositum kann das Wort nicht sein, weil der stammauslautende Vokal fehlt (**saita*-). Much vermutete, das erste Kompositionsglied sei mit anord. *seidr* (Zauber) identisch. Diese Annahme scheitert nicht bloss an der Orthographie (*t* kann nicht für *th* stehen), sondern auch an der specifisch nordgerm. Heimat des Wortes *seidr* = Zauber: ahd. *seidh*, *seid* bedeutet Schlinge. Der Dedikant *Primus Freiiattonis* (sc. *filius*) ist ein Gallier (wir kennen einen Tungrer *Freiioverus*, Brambach CIRh. 1231), wie nicht bloss die ganz ungermanische Namensform, sondern auch die gallische Namengebung beweist[1]). *Saithamims* ist aber sicher deutsch; die Orthographie *Saitchamims* wird nur ein Versuch sein, den Spiranten þ wiederzugeben. Ich halte das Wort für eine Bildung wie ahd. *mĕtam*, resp. Ortsnamen wie *Metama* (Förstemann 1022) und erkenne in dem Stamme **saiþa*- eine Ablautsform zu ahd. *sîta* (Seite). Das letztere gehört etymologisch zu altind. *sîtâ* Furche, Abgrenzung; avest. *hitha* Wohnung. Die Grundbedeutung der Wurzel ist (wie lat. *situs*): in eine feste Lage bringen. Genau entspricht der germanischen Ablautstufe in *saiþa*- altind. *sêtus*, welches u. a. Damm, Brücke bedeutet und das avest. *haêthush* Brücke, Weg. Eine primäre *m*-Ableitung stellt altind. *sîma* dar, welches nicht bloss als Scheitel, sondern auch als Grenze, Markung eines Dorfes erklärt wird[2]). Auch im Germanischen ist für Ortsbenennung die *m*-Ableitung üblich gewesen (z. B. *holm*), folglich wird in **saiþama* der Bedeutung nach ein allgemeiner Siedlungsbegriff (etwa „abgegrenzte Wohnstätte“) zu suchen sein.

1) Vgl. CIL. XII pag. 962: patris nomen genetivo omisso vocabulo filio vel filia *more gallico*. Vgl. auch Inschrift 291. Auch eine Namengebung wie *Julia Vegeti filia* no. 298 ist nach Hettner, Westd. Zeitschr. II 7 ursprünglich gallisch, im Laufe der Zeit aber auch unter Germanen aufgekommen.

2) Brugmann-Osthoff, Morphologische Untersuchungen IV 81. 133. 141.

Die Stellung der beiden so grundverschiedenen Nationalitäten, der Kelten und der Germanen, zu dem Mütterkultus ist nunmehr klar zu erkennen. Auf keltischem Boden hat er seine Wurzel, die gallisch-römische Kultur des linksrheinischen Germanien hat ihn auch in deutsche Herzen verpflanzt, in den rheinischen Lagerquartieren und Städten ist er durch die zahlreichen keltischen Bestandteile des Civil- und Militärstandes vorbildlich geworden für eine Klasse von Germanen, die ihren heimatlichen Glauben ebenso verleugnet hat wie die Muttersprache, von der nur dürftige Reste uns einen Nachklang geben. Es mochte wohl auch ein deutsches Herz ansprechen, die ferne Heimat unter göttlichem, mütterlichem Schutze zu wissen. Der Name beweist nichts, aber es ist doch wahrscheinlich, dass in der *vexillatio Germanorum*, die wir aus Britannien kennen (Ihm no. 351, vgl. oben S. 32) auch deutsche Männer gedient haben, dass auch sie an der Stiftung des Denksteines: *deabus Matribus tramarinis* mitbeteiligt waren [1]). Der elegische Zug, der sich in solcher Glaubenssehnsucht unverkennbar geltend macht, ist ursprünglich germanischer Religion und germanischer Poesie fremd. Er ist ein erster Vorbote einer neuen Zeit, einer neuen Kultur, eines neuen Geschlechtes, deren Keime in der Periode der Römerherrschaft ausgesät, in der Periode der Völkerwanderung entwickelt, in der Periode der Christianisierung des deutschen Volkes gereift sind.

Marburg i. H., Februar 1891.

Zu Goethes Parialegende.

(Ausgabe letzter Hand von 1828. III, 11—16. Weimarsche Ausgabe von 1890. III, 10—15.)

Von **Karl Weinhold.**

Entkleiden wir das Gedicht des köstlichen Schmuckes, welchen der deutsche Dichter um den indischen Stoff gewunden, so erhalten wir folgende Hauptakte der dramatisch belebten Erzählung:

Die schöne Gattin eines Brahmanen, die täglich Wasser aus dem heiligen Flusse holt, wird eines Tages von sündiger Liebe zu einer bestrickenden Jünglingsgestalt erfasst. Der Gatte erkennt bei ihrer Heimkehr ihr Vergehen und tötet sie. Der Sohn will im Schmerz darüber sich in das blutige Schwert stürzen, aber der Vater hält ihn zurück und sendet ihn zu dem Leichnam. Er soll das Haupt der Mutter dem Rumpfe wieder anfügen und sie mit dem Schwert berühren. Zum Leben zurückgekehrt, werde sie ihm folgen.

1) [Inzwischen ist in Britannien ein Denkstein keltischer Herkunft mit: *Matres Ollototae sive transmarinae* gefunden worden: vgl. Korrespbl. d. Westd. Zeitschr. 1891 no. 73. 90. Correcturnote.]

Und dann wird weiter erzählt, dass der Sohn in der Verwirrung den Kopf der Mutter auf den Rumpf einer Verbrecherin setzt und dadurch eine grauenvolle Verbindung der reinen Frau mit der Sünderin vollzieht.

Bereits Düntzer hat nachgewiesen, dass Goethe, der übrigens schon vor dem Eintritt in Weimar durch Dappers Asia auf die indischen Stoffe aufmerksam geworden war (Dichtung und Wahrheit, 12. Buch, Weimarsche Ausg. 28, 144), den Stoff der Parialegende aus Sonnerats Reise nach Ostindien und China (Deutsch Zürich 1783) kennen gelernt hatte. Seit 1816 beschäftigte sich Goethe mit der dichterischen Gestaltung desselben, kam aber erst am 17. Dezember 1821 nach Eckermanns Erzählung damit zum Abschluss[1]).

Über den indischen Stoff hat Th. Benfey 1862 in seiner Zeitschrift Orient und Occident (S. 719—732 Goethes Gedicht Legende und dessen Indisches Vorbild) eine sehr dankenswerte Untersuchung veröffentlicht. Hiernach finden wir die wahrscheinlich älteste Gestalt jener mythischen Erzählung in dem Mahâbhârata (III, 11071 ff.). Hier wird sie von der Mutter des Râma, Renukâ, der Gattin eines indischen Heiligen, Dschamadagni des Bussreichen, berichtet. Die Frau wird bei dem vorschriftsmässigen Baden im Ganges von Liebe zu dem schönen Fürsten Tschitraratha ergriffen. Der Gatte durchschaut bei der Heimkehr ihr Herz und befiehlt den fünf Söhnen, die Mutter zu töten. Aber nur der jüngste, Râma, folgt dem Befehl und spaltet der Mutter das Haupt mit der Axt. Als nun Dschamadagni den Sohn zum Lohne für die That einen Wunsch thun lässt, wählt er sich unter allen Wünschen, die ihm in der Seele liegen, als höchsten, die Wiederbelebung der Mutter. Der Wunsch geht sofort mit allen übrigen Wünschen Râmas in Erfüllung.

Die Geschichte begegnet mehr oder minder ausführlich auch in anderen Sanskritwerken, so im Kâlikâpurâna und im Bhâgavatapurâna (Benfey a. a. O. S. 724 f.), natürlich mit Abweichungen. Aus solchen Quellen ist auch die Erzählung in Sonnerats Reise geflossen, die am meisten mit Goethes Legende stimmt, während die Form der Geschichte in Dappers Asia oder Ausführliche Beschreibung des Reiches des Grossen Mogols (ins Hochdeutsche übersetzt von J. Chr. Beern. Nürnberg 1681) aus junger mündlicher Überlieferung stammen mag (Benfey 727).

Die Vertauschung der Köpfe gehört gar nicht zu dieser Geschichte von Renukâ und Râma, sondern Goethe hat sie aus eigenem Willen angefügt, um einen wunderbaren, von ihm geistvoll gestalteten Abschluss zu geben. Er fand das Motiv in Ikens Übersetzung des Touti-Nameh (einer Sammlung persischer Märchen von Nachschebi. 1822. S. 104), die er 1820 kennen lernte. Die persische Erzählung ist aus indischer Quelle geflossen,

1) Vgl. die Kommentare von Düntzer, Viehoff, v. Loeper.

den Vetâlapantschavinçati: fünfundzwanzig Erzählungen eines vetâla (Dämon, der in die Leichen fährt) vgl. Benfey a. a. O. 729.

Bei der weiteren Untersuchung lassen wir also die Vertauschung der Köpfe ganz beiseite, weil sie der alten Geschichte ebenso fremd ist, als die herrliche Beziehung der Legende auf die Parias, die Goethes volles Eigentum ist. Wir beschäftigen uns nur mit der Erzählung von Renukâ, in welcher die Hauptmotive sind: die Todesstrafe eines schönen sündigen Weibes und die Wiederbelebung desselben.

Aus dem Schatze unserer deutschen Volkssagen kann ich zu der indischen eine entsprechende Sage aufweisen. Dass dieselbe eine andere Einkleidung und einige abweichende Nebenzüge hat, darf die Erkenntnis der Grundübereinstimmung nicht stören.

In Eisenberg im sächsischen Voigtlande hatte sich ein Ehemann mit einem Mädchen vergangen. Als es ruchbar ward, entfloh er; das Mädchen aber, das eine wunderbare Schönheit war, verurteilte man zum Tode durchs Schwert. Der Scharfrichter schlug ihr das Haupt mit einem Schlage ab, legte dann ein Stück Rasen statt des Kopfes auf den Rumpf und führte den neben ihm herschreitenden neubelebten Leichnam zum Entsetzen des Volkes über neun Äcker zu dem Scheiterhaufen, wo er ihn verbrannte. Für jenes Meisterstück erhielt er die neun Äcker, die oberhalb der Schneckenmühle bei Eisenberg liegen, zum Geschenk (Sagenbuch des Voigtlandes von Robert Eisel. Gera 1871. Nr. 936).

Das Mädchen, das gesündigt hatte, war zur Enthauptung und danach zur Verbrennung verurteilt worden: das ist aber nicht die nachweisliche alte Strafe für Ehebruch, sondern ist die Milderung des Feuertodes, welche in späterer Zeit (noch im 18. Jahrhundert) den Hexen zu teil ward. Ehebrecherinnen wurden in jenen strengen Zeiten einfach enthauptet oder lebendig begraben. In der Verbrennung erkennen wir also eine jüngere Zuthat, die aus dem Volksglauben sich ergab, nur eine Hexe habe einen solchen Gang gehen können: sodann auch aus dem Bedürfnis nach einem Ziel des wunderbaren Ganges des wiederbelebten Weibes. — Dieser Gang geht über neun Äcker: das ist eine uralte mythische Raumbestimmung. Neun Fuss weit geht Fiorgyns Sohn, d. i. Thórr, als die Weltschlange ihn zum Tode verwundet hatte (Volusp. 50). Neun Fuss weit Raum muss zwischen dem Vatermörder, der seine Schuld noch nicht gebüsst hat und jedem andern Mann, nach Westerlauwer Friesen-Recht (423, 31. Richth.) bleiben. Beim Gottesurteil des glühenden Eisens ward über neun Pflugscharen geschritten oder das glühende Eisen neun Fuss weit getragen (Kägi, German. Gottesurteil 46 f.). Ein Mädchen bei Sulzbach in der Oberpfalz nahm zur Kühlung des heissen Erntetags einen Strohhalm zwischen die Zehen und schritt damit über neun Beete: sofort entstund ein Gewitter (Schönwerth, Sagen aus der Oberpfalz 3, 184). Über neun Grenzen, Raine, Scheiden oder Ecken ist in geheimnisvollen Gebräuchen eine alt-

heilige Raumbestimmung. In dem Toten- und Lustrationskult der arischen Völker erscheint überall die geheimnisvolle Bedeutung der Zahl Neun[1]).

Jenes Mädchen unserer voigtländischen Sage schreitet also, getötet, aber zum Leben noch einmal zurückgerufen, durch einen Raum von altheiligem Maass. Ob es nun dann wirklich tot zusammenbrach (gleich dem von dem Midgardswurm getroffenen Thórr) oder entsühnt ins Leben zurücktrat (gleich der indischen Renukâ) und denen, die das germanische Gottesurteil bestunden, ist eine Frage, die wir lösen können.

Deshalb haben wir von dem **Rasenstück** zu sprechen, das der Eisenberger Scharfrichter statt des Hauptes dem Rumpf der Getöteten auflegte.

Der Rasen hatte als ein Stück der heiligen mütterlichen Erde in dem alten Glauben der Germanen eine grosse Bedeutung. Demnach hat auch der deutsche und skandinavische Aberglaube die geheimnisvolle Kraft desselben nicht vergessen.

Nimmt man ein Rasenstück (dänisch græstorv) auf den Kopf, so wird man unsichtbar und erkennt die Hexen und Bilweisse in ihrer wahren Gestalt[2]); oder auch man versteht die Vögelsprache (Feilberg a. a. O.). Durch das Stellen unter den Rasen wird der Mensch in diesem Falle ein Unterirdischer und erlangt die übermenschlichen Eigenschaften desselben: Unsichtbarkeit und verschärften Verstand.

Rasenstücke halten ferner böse Geister (Hexen) von der Schwelle ab, vor die sie gelegt sind (Wuttke 89); sie schützen (wenn sie umgekehrt werden) gegen aufziehendes Unwetter, indem sie den Wind wenden (Wuttke 444); sie geben, vor dem Sommeraustrieb unter die Schwelle des Stalles gelegt, dem darüber schreitenden Vieh, namentlich wenn noch ein Ei und ein Stück Eisen (Beil, Schlüssel) dazu gelegt werden, Segen mit auf die Weide (Wuttke 89).

Andern Glauben, der sich an die Rasenstücke knüpft, können wir hier beiseite lassen.

Für uns wichtig ist die höhere Begabung oder geradezu die Wandelung, die durch den Rasenstreifen mit dem darunter stehenden oder gehenden Menschen geschieht. Dies genauer zu erkennen, dient der bekannte altnordische Rechtsbrauch des Ganges unter das Erdband (gánga undir jardarmen), über den neuerdings Max Pappenheim in seinen Altdänischen Schutzgilden (21 f., 25 f., 34 f.) gehandelt und ihn als symbolische Dar-

---

1) Diels Sibyllinische Blätter. Berlin 1890. S. 41 f. Kägi, die Neunzahl bei den Ostariern (in den Philolog. Abhandlungen für H. Schweizer-Sidler) 1891.

2) Nebenbestimmungen: der Rasen muss vom Grab eines ungetauften Kindes sein (Westfälische Sagen: Kuhn I n. 419); er muss vor Sonnenaufgang auf einer Feldecke gestochen sein (Wuttke, Aberglaube 878); man muss auf einem Kreuzwege stehen (Wuttke 376), oder in einer Grube auf dem Galgenberge (Feilberg Ordbog s. v. græstorv).

stellung des Geburtsaktes erklärt hat, bei dem die Erde als Mutter, der unter den übergespannten Rasenstreifen getretene als im Mutterleib befindlich gedacht ward. Kr. Nyrop hat sich in seinem Aufsatz über den Lappenbaum (Kludetræet, en sammenlignende undersögelse, Dania S. 1—31) dieser Deutung angeschlossen, indem er in dem weitverbreiteten Brauche, Krankheiten und Schäden mittels Durchkriechens durch Baumspalten, Stein- und Erdlöcher zu heilen, Stützen für die Symbolik einer Wiedergeburt erkannte. Wenn er zugleich aber auch eine Reinigungsceremonie darin sah, im Anschluss an J. Grimm und K. Maurer, so hat Pappenheim (Zeitschrift für deutsche Philologie XXIV, 157 ff.) wie es scheint, begründete Einwendungen dawider erhoben. Das Gehen unter den Erdstreifen ist eben nur das Symbol der Wiedergeburt im Schosse der Erde.

Das enthauptete Mädchen von Eisenberg ist mit dem Rasenstück bedeckt worden, es tritt unter das Erdband, d. h. es wird neu geboren, kehrt zum Leben zurück, schreitet als eine Lebende einher. Dass nun diese Wiederbelebung nur geschehe, um sie sofort auf dem Scheiterhaufen wieder zu töten, wäre ganz widersinnig. Auch von dieser Seite ergiebt sich der Schluss der Eisenberger Sage als jüngerer Zusatz.

Suchen wir dieselbe auf ihre älteste Gestalt zurückzuführen, so wird es die mythische Erzählung davon sein, dass ein schönes Weib zur Strafe eines Vergehens den Tod empfing — ob wir dabei im Schwert ein Bild des Blitzes sehen sollen, sei dahingestellt. Sie wird aber von den Göttern begnadigt und durch Wiedergeburt dem Leben zurückgegeben.

Die moderne Umkleidung der deutschen Sage streifen wir von dem eigentlichen Körper derselben ab. Das Mittel der Wiedergeburt — das Gehen unter den Rasenstreifen — ist uralt und weit älter als die Berührung mit dem Schwert, die Goethe aus Varianten der indischen Erzählung entnommen hatte. Und so erkennen wir in dieser voigtländischen Volkssage treu bewahrte Züge einer uralten arischen Mythe. Wir erkennen auch hier wieder, welchen wichtigen Schatz wir in unseren Volkssagen haben. Es kommt eben nur auf die Wünschelrute an, um denselben heben zu können.

Der Gebrauch des Kerbholzes auf dem Thüringer Walde.

Vom Volksschullehrer **F. Kunze** in Suhl.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, dass sich in Gebirgsgegenden (besonders in den Dörfern) Sagen, Sitten und Gebräuche unverfälschter und lebenskräftiger erhalten, als in den grösseren Ortschaften der dem regeren Verkehr und der glättenden Kultur mehr geöffneten Ebenen.

Ein recht interessanter Brauch, der jedoch nur vereinzelt und verblasst auftritt, ist die Verwendung des sprichwörtlich gewordenen Kerbholzes, welche noch heute im Gasthause „Zum goldenen Hirsch“ in Neuendorf bei Suhl auf dem Thüringer Walde zu beobachten ist.

Suhlerneundorf, wie der Ort gewöhnlich im Volksmunde genannt wird — zum Unterschiede von dem etwas über eine Meile entfernt gelegenen Neundorf bei Schleusingen —, kommt urkundlich als „Nuwendorf bi Sule“ zuerst anno 1375 vor und besitzt in seinem bereits erwähnten Gasthause laut der über dessen steinernem Eingangspförtchen eingemeisselten Jahreszahl 1616 einen stummen Zeugen fast dreier wechselvoller Jahrhunderte.

Unterwirft man die inneren Räume der Gemeindeschenke einer auch nur oberflächlichen Besichtigung, so erweist sich die eigentümliche Bauart schon als ein „Altertum“. Die originellen Holzschnitzereien der breiten Thürbekleidungen, die ursprünglichen Tafeln und Bänke, welche noch vor sechs Jahren das niedrige Gastzimmer schmückten, dann aber — eine höchst willkommene Wohn- und Werkstätte der emsigen Holzwürmer — wegen Altersschwäche ausser Dienst gesetzt wurden, hätten einen würdigen Platz in einem Museum für Altertümer beanspruchen können.

Älter aber als jene Möbelstücke ist unstreitig die Benutzung des Kerbholzes.

Dieses stabförmige Gerät besteht aus zwei ineinander fügbaren Teilen, welche man mit der Bezeichnung Haupt- und Ergänzungsholz bedenken und aus nachstehender Figur deutlich ersehen kann.



Fig. 1.

In jener Form ist das lineale Instrument vierkantig, meistens aus Buchenholz geschnitzt, und hat eine Länge von etwa 32 *cm*, während seine Breite beim Zusammenpassen beider Teile bei 4 *cm* ausmacht. Der Name Kerbholz ist ihm in Ansehung der Kerben, welche auf seiner breiteren Oberfläche angebracht werden, verliehen worden. Mittels einer dreikantigen Stahlfeile werden die Striche in die glatte Breitseite der dicht aneinandergehaltenen Buchenhölzer eingeritzt und deuten in ihrer Reihenfolge die Anzahl der vom vorübergehenden Inhaber des Holzes auf Rechnung empfangenen Masse Bieres an.

Nach erfolgter Einkimmung, die sich auf beide Hölzer erstreckt, erhält der Bierempfänger das ihm als zeitweiliges Eigentum übergebene Ergänzungsholz zurück und nimmt es aus der Schenke mit nachhause, um es bei dem nächsten Bierbezuge wieder mit zur Quelle zu bringen. Auf diese Weise ist der bierspendende Wirt ebenso wie sein Kunde jederzeit in der Lage, das hölzerne — und stets vor Fälschungen gesicherte — Bier-

konto zu übersehen und zu kontrolieren, selbst dann noch, wenn letzterer zur Verscheuchung des lästigen Durstgespenstes ab und zu ein oder mehrere Liter in seine Behausung oder auf den Acker holen lässt.

Die Zahl der „Möässer" Bier wird bis zur Höhe von 9 durch einfache Striche bezeichnet, während 10 Liter (20 Kärtle)[1]) mit einer römischen X eingeschrammt werden, wie aus nachstehender Figur 2 ersichtlich ist.



Fig. 2.

Der Scheitelpunkt des vierwinkligen Zifferkreuzes (X) fällt bei der Einkerbung in die Schnittlinie zwischen beide Hölzer, so dass sowohl auf dem Hauptholz des Wirtes, als auch auf dem Ergänzungsholze des Gastes je eine V zu stehen kommt, welche sich dann bei richtiger Zusammenfügung beider Stäbe zu einer X gestaltet.

Werden nun z. B. $6\frac{1}{2}$ *l* Bier gekauft, so wird ausser den sechs vollen Kerben auf jedem Holz noch ein halber Strich eingeritzt (vgl. Fig. 2), der dann bei der nächsten Gelegenheit, wo wiederum $\frac{1}{2}$ *l* mit im Spiele ist, zu einem vollen oder ganzen Striche feilend erweitert wird.

Zur erntefetten Zeit des Nachherbstes eines jeden Jahres wird die Bilanz gezogen, bei welcher das beiderseitige Soll und Haben dieser einfachen Buchführung, die in Ansehung der beiden Hölzer auch zugleich eine doppelte ist, so genau stimmt, dass weder auf Seiten des Gläubigers, noch auf Seiten des Schuldners ein Manko zu finden ist.

Ward im Laufe des Jahres die angefangene Breitseite des Kerbholzes völlig mit Kimmen versehen, so dreht man das bisher einseitig benutzte Instrument zum ferneren Gebrauch einfach herum, um hier von neuem zu beginnen. Nach Abschluss der Jahresrechnung oder nach erfolgter Ebnung des Kontos wird das Doppelholz keineswegs wie ein abgenutzter Gegenstand beiseite geworfen, sondern es muss nach erfolgter Abhobelung im kommenden Jahre wiederum dieselben Dienste leisten.

Damit die in Händen des Wirtes sich befindenden Epithölzer nicht abhanden kommen, werden sie wie eine Schlüsselfamilie an einen umfangreichen Drahtring gefesselt, dem stets sein bestimmter Hängeplatz an der Wand angewiesen wird.

Damit eine unheilvolle Verwechselung der verschiedenen Merkhölzer ausgeschlossen bleibe, sind auf der fast 2 *cm* breiten Rückenfläche derselben die Namen der zuständigen Kunden mit schwarzer Tinte verzeichnet. Ausser einigen „Geschirrhaltern" — moderne Bezeichnung für Fuhrleute — Suhlerneundorfs sind noch etliche Altertumsverehrer Suhls

1) d. h. auf einmal abgeholt!

im Besitze von Ergänzungshölzern, um die Sitte nicht völlig ableben zu lassen. —

Was nun das Alter dieser eigentümlichen Berechnungsweise anbelangt, so ist zu bemerken, dass sie das ganze Mittelalter hindurch gäng und gäbe war und bis ins 17. Jahrhundert hinein in Deutschland bei der Zählung der Vieh- und Garbenzahl, besonders bei der Entrichtung des Zehnten (Decem) allgemeine Verwendung fand. Bei Krämern, Schankwirten und Kaufleuten vertrat das Kerbholz die Stelle des Kontobuches, in welches säumige Zahler ein- oder aufgetragen wurden. Da der Bauer dazumal noch nicht „sô gelèret was, daz er an den buochen las“, noch vielweniger in dieselben schrieb, so erlangten gerade die einfachen Rechenbrettchen auf dem Lande eine weitgehende Verbreitung, indem Drescher, Fröhner, Tagelöhner, Müller etc. ihre arithmetischen Auseinandersetzungen auf dem Kerbholze verewigten.

Der alte Chronist Peccenstein berichtet in seinen mir vorliegenden Abhandlungen über das alte Thüringen (Jena und Leipzig, 1597) auf Seite 43, dass die weiland Bewohner dieses Landes „mit Kerbhölzern berechnet, vnd den Hertzen Ja und Nein bezalet“ hätten.

Urkundlich findet sich das alte hauebüchene Instrument im 14. Jahrhundert als „kervestock“ und im 15. Jahrhundert (1475) als „kerveholz“ vor. Es war ursprünglich ein glatt zugerichteter Stab von ungefähr 1 Fuss Länge, an welchem der Gläubiger mit römischen Zahlen oder verschiedenen Kerben die Schuld des borgenden Kunden schneidend anmerkte. Sobald Abrechnung oder Kerbzählung gehalten wurde, sandte der Gläubiger seinem Schuldner den Stab als Rechnung zu oder er rechnete auf Grund der Angaben desselben persönlich mit ihm ab. Die „Herren“ trugen ihre Vermerke auch wohl in die Bücher ein, während die Bauern hierzu ihre Hölzer gebrauchten. So ist beispielsweise in einem Schiedsspruche vom Jahre 1464 (Lennep Leihe zu Landsiedelrecht. Cod. prob. S. 241) die Rede von „der alten schuldt, was der ist, die sie (Siedler, Bauern) an ihren Kerben und auch die Herren in ihren Büchern beschrieben haben.“

Bei Einkäufen hatte sowohl der Verkäufer als auch der Abnehmer sein Holz (ähnlich der Neundorfer Sitte), welche bei der Abrechnung in ihren Einzeichnungen übereinstimmen mussten. In der Regel waren sie der Sicherheit wegen „aus einem Stück“ geschnitten, ja die deutlich sichtbaren Jahresringe des Holzes mussten mit ihren Merkmalen die erforderliche Sicherheit und Genauigkeit erhöhen helfen. Eine Ulmer Gerichtsordnung vom Jahre 1621 erkennt darum auch den Kerbhölzern (da der Schuldherr den Stock behelt, der Einsatz aber und Gegenwechsel dem Schuldmann zu gestellet wird) eine gerichtliche Beweiskraft zu (Haltaus, Glossarium germ. Sp. 1082). „Am Tage St. Andreä anno 1594 sind zwey gleichlautende, einer Handschrift aufeinander ausgeschnittene Briefe, deren jede Parthey einen zu sich genommen, ausgefertiget worden“, betr.

die Vermietung der Gemeindeschenke zu Natza, weshalb man „nicht nöthig gehabt, dergleichen Contracte zu unterschreiben, sondern es haben solche, wenn sie ordentlich auf einander gepasset, eben die Kraft des Beweises gehabt, wie denen ausgeschnittenen Kerbhölzern beygeleget wird.“ (cfr. Klingner, Sammlungen zum Dorf- und Bauren Rechte. Leipzig 1755, IV. Teil, pag. 825, wo auch eine Zeichnung eines noch vorhandenen Pachtkontraktes in der Gestalt von Figur 3 gegeben ist.)

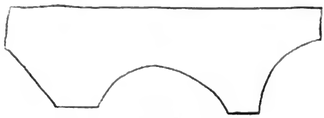


Fig. 3.

Laut der „Statuta der Stadt Sula, Wie solche im Jahre 1664 erneuwert“ und anno 1666 gedruckt wurden, war auch das Kerbholz in seiner primitivsten Form hier in Suhl gebräuchlich, und zwar zur Aufzeichnung des zu entrichtenden Zolles, mit welchem alle auswärtigen Waren, welche auf den hiesigen Markt gebracht wurden, belegt waren. Der hier einschlägige § 11 des Statuts besagt unter der Überschrift „Vom Spähn-Ausschneiden“ wörtlich: „Alles einkommende frembde Bier, auch Most und Wein, ehe es denn vom Geschirr abgeladen wird, soll vom Spähn-Ausschneider und Stadtschreiber aussgespähnet, und zu Register gebracht; was aussgezäpffet wird, wie vorhergehends gedacht, gericht und in Register verzeichnet; was aber wieder hinaus verkaufft und abgeführet wird, die Spähne eingelegt und abgeschnitten werden [1]).“

War nämlich das Kerbholz voll, so schnitt man behufs erneuter Benutzung die eingekerbte Schicht los (ähnlich wie heute noch in Naundorf), was einst Dr. Martin Luther bei verzögerter Beantwortung eines erhaltenen Briefes mit folgenden Worten bildlich benutzte: „Ich muss einmal das Kerbholz lossehneiden, denn ich lange nicht geantwortet habe“ (Briefe, herausg. von de Wette 5, 448).

Vielfach diente das Kerbholz auch nur zur Unterstützung des Gedächtnisses seines Besitzers. So bezeichneten in Hessen oft die Hirten des Dorfes jedes Stück ihrer Herde durch einen Einschnitt am Kerbstocke, ja sie kannten auch jedes einzelne Glied ihrer oft umfangreichen Herde an der darauf bezüglichen Kerbe. So noch jetzt an der Diemel und unteren Werra. Von diesem Brauche, das Vieh nach Kerben zu zählen, rührt es her, dass man in Oberhessen den Viehbestand und die Grösse der Güter nach Kerben bestimmte. „Ein Gut mit vier Kerben“ ist dort ein mit vier

1) Span oder Kerfholzlin; der Gegenspan, kontrollirendes Kerbholz. Schmeller, Bayr. Wörterb. II² 669.

Ochsen oder zwei Pflügen ausgestattetes Grundstück. „Der Schullehrer hat eine Kerbe frei“ — bedeutet, er hat das Recht, ein Stück Rindvieh oder zwei Schweine unentgeltlich mit auf die Weide gehen zu lassen. Noch in der Mitte dieses Jahrhunderts wurden in Hessen[1]) Güter nach Kerben oder Kimmen berechnet, was offenbar auf jene Kerbholzsitte zurückgeht. Im Suhl benachbarten Dorfe Heinrichs bezeichnet noch heute der Hirt die Tiere seiner Herde durch einen einfachen Schnitt an seinem Hirtenstocke, und ein hiesiger Büchsenschäfter zeigte mir nach einem von mir gehaltenen Vortrag über das Kerbholz in dem meinem Vorsitz anvertrauten Gewerbeverein hierselbst, ein aus Amerika bezogenes Büffelhorn, in welchem (jedenfalls von einem Hirten) ungefähr 10 *mm* tiefe Kerben angebracht waren.

In Schwarzenborn in Hessen wurden noch 1816 die Zehntgarben von den Zehntmännern gekerbt, und im Jahre 1861 merkte der Thorschliesser in Marburg die sogenannten „Abwerfescheiter“ — Holzscheite, welche die bäuerlichen Holzverkäufer als Abgabe an die Stadt zu liefern hatten — beim Einfahren in die Stadt vor dem Zollhause an dem Kerbholze an. In der fränkisch-hennebergischen Gemarkung war es vor 20 Jahren noch allgemeine und ist heute hin und wieder noch gangbare Sitte (z. B. in Mäbendorf bei Suhl), dass am Kirmsentage die sogenannten „Platzmeister“ (Burschen, welche die Leitung des Tanzes übernehmen) an der Seite ein Kerbholz tragen — befestigt an einem seidenen Bande — um auf demselben die Anzahl der Masse Bier einzuschneiden, welche sie für die Tanzburschen vom Wirte erhalten haben.

Auch in der Schweiz wurde bis in die Gegenwart hinein auf den Almweiden der Betrag der gelieferten Milch in Holzstäbe unter dem Kennzeichen der einzelnen Lieferanten eingekerbt. Die Hölzer hiessen und heissen noch Milchbeile. Mit Brotbeilen bezeichnete man zwei etwa fusslange Zwillingsstäbe, welche man nebeneinander legte, um quer auf denselben die Anzahl der verabreichten Brote einzukimmen. Bäcker, Metzger und Milchbauern, Senner auf der Alm, haben diese Beile noch für sich und ihre Kunden als Berechnungsmittel[2]).

Vor einiger Zeit berichtete eine Zeitung von einem ähnlichen Brauche, der auf dem bairischen Walde in nachvermeldeter Gestalt noch an der Tagesordnung ist. „Der Bauer und der Holzhauer haben ein jeder einen Holzspahn: beide Spähne werden aufeinander gelegt, und für je einen Arbeitstag wird ein Einschnitt gemacht, worauf der Bauer seinen Spahn in den Kasten sperrt und der Holzhauer seinen Spahn mit nach Hause nimmt, so dass keiner dem Spahne des andern beikommen kann. Am Schlusse des Monats wird abgerechnet. Beide Spähne werden zusammen-

1) **Vilmar**, Idiotikon von Kurhessen S. 199, 201 (Kimme ist niederhessisch).

2) Über die Beile vgl. Fr. **Staub**, Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Leipzig 1868. S. 48, 67, 173—177.

gelegt und die Einschnitte am Rücken, die natürlich genau zusammenstimmen müssen, gezählt und bezahlt. Die geschehene Abrechnung wird am Schlusse durch ein + bezeichnet." Die betreffende Zeitung zollte dieser „durch ihre patriarchalische Einfachheit für sich selbst redende Art der Buchführung" belobigende Worte, wobei wir uns Justus Möser's Preises des Kerbstockes in den Patriotischen Phantasien (2. 144. 312. Ausg. v. 1778) erinnern wollen.

Da es in früheren Zeiten besonders die Gewohnheit der Wirte war, sich des Kerbholzes zur Aufzeichnung der Schuld ihrer Kunden zu bedienen, so hat sich aus jenen Zeiten bis auf den heutigen Tag die Redensart „aufs Kerbholz trinken" erhalten; es bedeutet soviel wie unbedacht trinken, ohne der künftigen Schuldabtragung zu gedenken. Hat jemand mit einem andern irgend eine strittige Angelegenheit zu schlichten, so wird dem Gegenpart oftmals unter die Nase gerieben, dass er „noch etwas auf dem Kerbholze" habe. Eine alte, jetzt ausser Kurs gesetzte Redensart, „ans Kerbholz reden", missbilligte das Drauflosreden ohne jegliche Überlegung.

In Wallensteins Lager sagt die Marketenderin, als der Wachtmeister ein Glas auf Piccolominis Wohl leeren will: „Das kommt nicht aufs Kerbholz, ich geb es frei." Heutigen Tages bringen die Gastwirte zwar auch nichts mehr „aufs Kerbholz", aber die verabfolgten Speisen und Getränke an lässige Bezahler werden mittels der Kreide „am Brette" angemerkt, ein Gebrauch, der, wenn der Empfänger nichts bucht, oft zu unerquicklichen Auseinandersetzungen Anlass giebt; denn hat der Schuldner viel auf der Kreide und eine stattliche Reihe von Strichen mit barer Münze abzulösen, so beschuldigt er oft den Wirt, dass dieser mit doppelter Kreide schreibe. Unbedingt war das Kerbholz der „guten alten Zeit" hierin viel sicherer.

Die Frauenwettrennen in Padua.

(Le corse delle donne a Padova.)

Von **Emilio Lovarini.**

An den alten Festen des italienischen Volkes nahmen die Wettrennen ohne Zweifel einen bevorzugten Platz ein. Es gab viele und oft sehr sonderbare Arten derselben; ausser Pferden verschiedener Rassen, Kleppern, Eseln, Büffeln verwendete man bei den Wettrennen auch Männer, Kinder, Jünglinge, Greise, und zur grossen Freude des christlichen Volkes die Juden, besonders in Rom, das sich durch derartige Schauspiele vor allen übrigen Städten auszeichnete, seitdem der lebenslustige venezianische Papst

Paul II. die Wettrennen dorthin verpflanzt hatte. Diese Rennen fanden am Testaccio statt, im Centrum der Stadt, auf der Strasse, die heute den Namen Corso führt, und erstreckten sich bis unter die Fenster seines Palastes auf der Piazza Venezia[1]). In Rom lebt auch noch die Erinnerung an einen Wettlauf nackter Buckeliger, die „sehr sehenswert waren wegen der Mannigfaltigkeit ihrer wunderlich geformten Rückgräte,“ wie ein Bericht vom Jahre 1633 sagt[2]). Dagegen konnte ich keinerlei Nachricht darüber finden, dass dort auch jene merkwürdigste Art der Wettrennen, die Frauenwettrennen, veranstaltet wurden, wie dies an vielen anderen Orten geschah. Auch der Frauenwettrennen giebt es mehrere Arten: in den Ortschaften am Bolsenersee, z. B. in Viterbo, liess man ebenso wie in Assisi im Umbrischen, die Frauen mit einem Kruge voll Wasser, den sie auf dem Kopfe im Gleichgewicht zu halten hatten, wettlaufen. Berühmt sind auch die Ruderwettfahrten der Frauen in Triest und an anderen Orten, welche jenen ähnlich waren, die ehemals in Venedig, z. B. zur Feier der Ankunft König Heinrichs III. von Frankreich veranstaltet wurden und die viele Jahrhunderte hindurch bestanden. Bei diesen Regatten zeichneten sich besonders die Bewohnerinnen der Insel Palestrina aus[3]).

Die Wettrennen, mit denen ich mich beschäftigen will, die „cursus meretricum“ (Dirnenwettläufe), haben einen ganz anderen Charakter; sie waren im Mittelalter sehr gebräuchlich und wurden, wie uns Muratori berichtet[4]), im Jahre 1325 von Castruccio Castracani selbst unter den Mauern von Florenz zum Schimpfe der belagerten Bevölkerung veranstaltet. Dieser Gebrauch verschwand mit der Zeit, in einigen Städten freilich viel früher als in anderen. Obwohl man z. B. in Brescia durch einen Beschluss des Consilio speziale vom 4. August 1444 ihn abzuschaffen versucht hatte, verschwand er gleichwohl erst 48 Jahre später. B. Zamboni[5]) berichtet, dass diese uralte Gewohnheit des Preiswettlaufens, die „von den allgemeinen Concilien als viehisch und teuflisch angesehen, von der Regierung als abscheulich getadelt und von allen Predigern und Dienern Gottes verabscheut wurde, schliesslich auf den Rat des ehrwürdigen Paters

1) F. Gregorovius, Storia della città di Roma, Venezia, Antonelli, 1875, VII, 250—2. — Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien, Leipzig, Seemann, 1878, II, 163. — A. Ademollo, Il carnevale di Roma nei secoli XVII e XVIII, Roma, Sommaruga, 1883, 1 fg, 60 fg. und passim. Cfr. von demselben: Alessandro VI, Giulio II e Leone X nel carnevale di Roma, Firenze, Ademollo, 1886, 22 und passim.

2) A. Ademollo, Il carnevale etc. 10.

3) P. de Nolhac e A. Salerti, Il viaggio in Italia di Enrico III, re di Francia, Torino, Roux, 1870, 117—8. — G. Renier Michiel, Origini delle feste veneziane, Venezia, Alvisopoli, 1827, V, 267.

4) Antiq. M. E., II, 852; cfr. N. Machiavelli, Vita di Castruccio Castracani, Firenze, 1551, 39b.

5) Memorie intorno alle pubbliche fabbriche più insigni della città di Brescia, 1778, 37—8.

Bernardino da Feltre aus dem Orden der Minoriten, der in Brescia das Wort Gottes zum grössten Nutzen der Seelen gepredigt hatte, im Jahre 1492 gänzlich aufgehoben wurde.“ Wenn auch der Podesta und der Capitano von Venedig, die in Brescia residierten, hier, auf das Wort des gelehrten Mannes hin, ein solches Schauspiel äusserst tadelnswert fanden, so gefiel es doch anderswo den venezianischen Behörden recht gut. Wir wissen unter anderm, dass der Stellvertreter dieses Staates in Ferrara am Tage des hl. Markus (25. April) 1500, nachdem er am Morgen zusammen mit Don Alfonso und Messer Sigismondo da Este das gewohnte Opfer in der Kirche des hl. Evangelisten dargebracht hatte, „durch einen ruchlosen Befehl, Dirnen über die ‚giara‘ in Ferrara, wo er wohnte, wettlaufen liess (der Preis war ein Kattunstück), und dass es das erste Mal war, dass Stellvertreter eines Staates in Ferrara ein derartiges Fest veranstalteten“ [6]). Das gleiche geschah im folgenden Jahre nach demselben Gewährsmanne [7]). In der Stadt Padua endlich, wo die Wettrennen noch bis über die Hälfte des 17. Jahrhunderts bestanden, wurden sie von den Rettori (Regenten) der Republik selbst erlaubt und gefördert. Es ist merkwürdig, dass die venezianische Regierung, die sich sonst anderen moralischen Dingen gegenüber unnachsichtig und streng genug zeigte, um dem Worte und Werke der katholischen Prediger zuvorzukommen, an diesem Gebrauche garnichts zu tadeln fand, ihn vielmehr bis in eine so späte Zeit erlaubte und förderte. Ich weiss nicht, ob ein glaubenseifriger Mönch ihn jemals mit den begeisterten und zündenden Worten eines Moralpredigers auszurotten versuchte, wie es Bernardino da Feltre in Brescia that. Vielleicht hätte er es unter der wachsamen und argwöhnischen venezianischen Regierung nicht ungestraft thun können.

Gewiss ist, dass die Sitte tief in dem Geschmacke des Volkes von Padua eingewurzelt war, das an ihr grossen Gefallen fand und sie nicht so schnell aufgab. Oft — öfter noch als uns die Dokumente beweisen — mussten die unglücklichen Frauen wettlaufen inmitten der Stadt, auf der Strasse, die sich von dem Thore Ponte Corbo bis zum Centrum hinzieht, bei der Universität oder auf der Strada Maggiore, die vom Ponte Molino nach der Piazza dei Signori führt. Als Zuschauer standen auf beiden Seiten in dichtgedrängter Reihe unter den Säulengängen das lärmende Volk und die Studenten, die grössten Spektakelmacher. Lärm und Geschrei, freche und zügellose Reden, Witze und Scherze begleiteten die Dirnen auf ihrem atemlosen Laufe. Wir wissen, dass in anderen Städten einige Personen die schöne Gewohnheit hatten, ihnen Mehl oder andere Dinge

6) Diario ferrarese bei Muratori, Rerum ital. scriptores, XXIV, 384. Hier findet sich die falsche Abschrift der Stelle, Putte Pignolà etc., die vielleicht durch das Nichtverständnis des Wortes pignolà, von dem wir weiter unten sprechen werden, veranlasst wurde. Cfr. ebenda unter den Tagen 23 u. 24.

7) Ebenda, 395.

in die Augen zu werfen, entweder aus reiner Bosheit oder aber mit der Absicht, eine der Wettläuferinnen zu verhindern, als die erste am Ziele anzukommen. In Padua betrug man sich vielleicht nicht anders; dass man die Hände nicht immer in der Tasche hatte, wird uns ein Sonett beweisen, in welchem ein pikantes Geschichtchen erzählt wird, das sich während dieses komischen Wettstreites zutrug. Ich habe soviele Dokumente, als mir möglich war, gesammelt und die uns von den Geschichtschreibern überlieferten Berichte durchgesehen und will nun die Geschichte dieser sonderbaren Sitte für Padua im Zusammenhange darzustellen versuchen.

G. A. Sberti, der ein gelehrtes Buch über die Schauspiele und Feste in Padua schrieb, erzählt, dass nach der Wiedereroberung Paduas durch Andrea Gritti am 17. Juli 1509 „die Freude des Senats, als derselbe von dem glücklichen Erfolge des schwierigen Unternehmens erfuhr, so gross war, dass er den erwähnten glücklichen Tag — das Fest der hl. Marina — feierlich zu begehen beschloss. Auch in der Stadt selbst konnte man sofort Zeichen ausserordentlicher Freude wahrnehmen; das Ms. Cittadella, p. 93, berichtet, dass man an dem Ponte Molino im Jahre 1509 am 17. Juli Wettrennen mit Eseln, Dirnen und Juden zu veranstalten begann, die sich bis zur Piazza della Signoria erstreckten und zur Erinnerung an den letzten Einzug der Santa Marina in die Stadt abgehalten wurden .... und dass die Rennen bis 1560 bestanden [8]).“ Dies ist die erste Nachricht, die wir von einem Frauenwettrennen in Padua besitzen. G. Sorgato [9]) führt in seiner zusammenfassenden Arbeit über die Schauspiele der Stadt die Einrichtung einer solchen Belustigung gleichfalls auf jene Zeit zurück. Gloria jedoch liess seinen Zweifel an der Genauigkeit dieses Datums durchblicken, indem er klugerweise nur den Tag und den Monat, an denen man solche Wettrennen abhielt, angab, aber das Jahr der Einführung überging, und zwar in folgender Weise. Nachdem er über die sehr alten Pferderennen gesprochen hat, fügt er hinzu: „Aber ein noch merkwürdigeres Wettrennen konnte man am 17. Juli sehen zur Erinnerung an die Wiedereroberung Paduas durch die Venezianer im Jahre 1509, nämlich ein Wettrennen mit Eseln, Dirnen und Juden, das sich vom Ponte Molino bis zur Piazza dei Signori erstreckte und bis zum Jahre 1560 bestand (Cittadella, Ms., in der Biblioteca Civica, p. 102 [10]).“

Vernünftigerweise wiederholte er das nicht, was die beiden anderen gesagt hatten; denn, wie kann man glauben, dass die Wettrennen an jenem selben Tage stattfanden, an dem die Stadt eingenommen wurde, wenn

8) Degli spettacoli e delle feste che si facevano in Padova, 2. Aufl. Padova, Cesare, 1818, 110.

9) Memoria sugli spettacoli e sulle feste di Padova, Padova, tip. del' Seminario, 1845, 13.

10) Il territorio padovano, Padova, Prosperini, 1862, I, 229.

man jenen ganzen Tag und den darauffolgenden auf den Strassen kämpfte, bevor man ein wenig Ruhe hergestellt hatte? Die Bürger und der Senat hatten wohl an andere Dinge zu denken als an Belustigungen zu einer Zeit, wo die in der Festung belagerten kaiserlichen Soldaten noch heftigen Widerstand leisteten, und die Stadt geplündert wurde[11]). Man beachte wohl, dass man auch in Venedig nicht daran dachte, diesen Sieg in jenem und dem darauffolgenden Jahre zu feiern, dass der Doge vielmehr erst 1512, am Jahrestage, in pomphafter Prozession nach der Kirche der Santa Marina, der Tagesheiligen[12]), ging, in der sich zufälligerweise auch das Grabmal des Dogen Michele Steno befand und auf diesem die Schlüssel Paduas, das unter seiner Regierung zum erstenmale erobert worden war[13]).

Aus solchen Erwägungen ergiebt sich ganz klar, dass sich in den Abschnitt, der aus jenem dem Andrea Citadella zugeschriebenen Werke entnommen ist, ein Irrtum eingeschlichen haben muss. Prüfen wir in der That die Abschrift, die davon in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird und die Sberti und Gloria benutzten, so werden wir bald gewahr, dass an der fraglichen Stelle anfangs nicht das Jahr 1509 stehen konnte, sondern 1517, welches letztere dann abgeändert und durch die andere Zahl ersetzt wurde[14]). Und 1517 findet man auch in einer anderen fragmentarischen Abschrift derselben Arbeit, die in gewissen Punkten abweicht und auf eine zweifellos frühere Quelle zurückgeht als die andere Kopie[15]). Der richtige Wortlaut der Stelle würde demnach folgender sein: „Im Jahre 1517 am 17. Juli begann man von dem Ponte Molino bis zur Piazza della Signoria ein Wettrennen mit Eseln, Dirnen und Juden zu veranstalten zur Erinnerung an den letzten Einzug der Santa Marina in die Stadt, wobei nach dem Geschichtswerk des Justinianus[16]) vier Bürger, Trapolino, Bagarotto,

11) A. Gloria, I podestà e capitani di Padova dal 6 giugno 1509 al 28 aprile 1797. Serie cronologica provata co' documenti, Padova, Randi, 1861, 6—7. — Derselbe, Di Padova dopo la lega stretta in Cambrai dal maggio all' ottobre 1509, cenni storici con documenti, Padova, Prosperini, 1864, 19 sg.

12) Marin Sanudo, Diarii, XIV, 486; XVI, 511; XVIII, 372; XX, 388 „nach der Gewohnheit, gemäss welcher man seit vier Jahren wegen der Wiedereroberung Paduas dorthin geht"; es war das Jahr 1515. Siehe auch XXII, 365; XXIV, 746; XXVI, 341; XXVII, 489; XXIX, 53 etc.

13) G. Renier-Michiel, o. c., IV, 243.

14) La descrittione di Padoa e suo territorio con l'inventario Ecclesiastico brevemente fatta l'anno salutifero M.D.C.V. Et in nove trattati compartita con tavola copiosa. Ms. B. P. 324.

15) In derselben Bibliothek Ms. B. P. 125, II, 28b

16) Anspielung auf die Stelle: „Venetiis medio foro decemvirum iussu laqueo necantur quattuor patavini cives, claro orti genere, ob eorum infidos, rebellosque in Remp. animos: hi autem fuere Albertus Trapolinus, Bertutius Bagarotus, Jacobus a Leone et Ludovicus Conte" Rerum venetarum ab urbe condita ad annum MDLXXV Historia Petri Justiniani, Venetiis, 1575, lib. XI, 299, rr. 36—9. Diese Exekution, die von Marin Sanudo (Diarii, Tagebücher, IX, 357—9) genau beschrieben wird, fand am 1. Dezember 1509 statt und nicht am 28., wie in der handschriftlichen Chronik des Antonio Buzzacarini gesagt wird (Paduaner Stadtbiblioth., B. P 55, II, 217); allein

Leone und Conte öffentlich gerichtet wurden; das Wettrennen bestand bis zum Jahre 1560."

Wenn somit auch feststeht, dass die Frauenwettläufe zugleich mit den anderen Wettrennen dazu dienten, die Wiedereroberung der Stadt im Jahre 1517, und nicht 1509 zu feiern, sind wir darum gewiss, dass dieselben nicht schon vorher veranstaltet wurden? Bei allen Nachforschungen, die ich anstellte, gelang es mir nicht, einen anderen Beleg dafür zu finden als ein Sonett, das indessen zur Genüge beweisen wird, dass es an ähnlichen Belustigungen auch im vorhergehenden Jahrhundert nicht mangelte. Übrigens fehlt, wie auch die Behörden bestätigen können, die im Jahre 1608 den Gebrauch erneuern wollten, „in den Ausgabebüchern der Stadt jeder Posten für eine solche Anschaffung" von Wettpreisen. Das Sonett fällt vor das Jahr 1470, wie aus einer dem Kodex, der es enthält, beigefügten Notiz hervorgeht, und ist im Bauerndialekt geschrieben. Als Verfasser wird „paduanus quidam" angegeben.

La Tonia e mi e la puta del Barçega
si corevenu a Pava al pignoló,
e un fante çitain, ch'era iveló,
me dé una bruta piçega in la nega.

E' me ghe sdrussi incontra sí gramega,
che-l fí stare tuto smaravció,
e gi dissi: „Chi cri-vu che sia ampó?"
El disse: „Duosa! mo sí ben salvega!"

e po me disse: Non se scorozon.
E' non fu mo (. . . . Mo vu sí in gran rego!)
El fu quel altro che v'é piú a galon."

„Mo meravia!" diss'io, „e'non ghe vego;
e che sí che ve daró un muson,
che forse trazeron el comparego."

E' dissighe: „Teton!"
Ben che'l sia çitaino zarlaore,
che ghe vegna el biá e l'anzicuore [17]).

Die Frau, welche der Autor in obigem Sonette sprechen lässt, erzählt ein Geschichtchen, das ihr eines Tages in Padua passierte, während sie mit zwei Gefährtinnen „correva al pignoló"; dieser Ausdruck ist gleichbedeutend mit „correre al palio" (um einen Preis wettlaufen) oder mit

es scheint, dass auch hier das Datum abgeändert wurde, und dass ursprünglich geschrieben stand „ai p. ¹ di dicembre". Cfr. A. Gloria, Padua nach der Ligue von Cambray etc. 31.

17) Codex der Gemeinde Udine, betitelt „Poesie de' secoli XIII, XIV e XV" ohne anderes Kennzeichen, 146b. Das oben mitgeteilte Sonett nebst anderen desselben Verfassers kann man in meinem demnächst erscheinenden Buche „Testi di letteratura pavana", Bologna, Romagnoli, 4, lesen.

„al velndo", wie man im vorigen Jahrhundert in derselben Stadt sagte[18]). Pignolò, mit schriftitalienischer Endung pignolato war der Preis, den man gewöhnlich für die Siegerinnen bestimmte, und bestand in einem groben Gewebe aus Hanf oder Flachs, selten aus Baumwolle, „operato a pignoli" (mit Pinienmustern durchwirkt?), daher der Name: es war fast immer weiss, bisweilen jedoch von anderer Farbe, auch wohl gestreift[19]).

Die Erzählung in der rohen Bauernsprache ist voll Natürlichkeit und Realismus. Einer der Zuschauer kneift verstohlen eine wettlaufende Dirne; diese wendet sich um wie eine getretene Viper, entgegnet ihm, der sie zu beschwichtigen und sich zu entschuldigen sucht, mit groben und drohenden Worten, behandelt ihn wie einen elenden Buben und schleudert ihm schliesslich eine schreckliche Verwünschung entgegen. Aber alle diese Wutausdrücke lassen den Streit zu lange dauern, als dass man es für wahrscheinlich halten könnte, er habe während des Wettlaufes stattgefunden, bei dem doch die Dirne im Wettstreit mit den beiden anderen vor allem daran denken musste, keine Zeit zu verlieren. Es ist nicht anzunehmen, dass ein derartiges Weib um einer so geringfügigen Sache willen ihr Stück Zeug (den Preis) verlieren wollte. Vielleicht wollte der Verfasser des Sonetts das Ereignis nicht auf die Zeit des Wettrennens selbst beschränkt, sondern es auf den Zeitpunkt vor oder nach demselben bezogen wissen. Worin indessen auch der Fehler des Dichters bestehen mag, uns genügt zu wissen, dass vor dem Jahre 1470 in Padua ein Frauenwettrennen abgehalten wurde, bei dem der Preis in einem Stück Zeug bestand. Aber warum erwähnen die drei Statuten, die republikanischen, die carraresischen und die verbesserten, die alle ein langes Kapitel über die jährlichen Feste und Wettrennen und über Beschaffenheit und Wert eines jeden Preises enthalten, nicht auch diese Wettrennen? Doch dieser Fall steht nicht vereinzelt da; auch in den Verordnungen des Rats wurden sie später verschwiegen, und in den Akten der Sechzehn werden wir den vierten, für die Frauen bestimmten Preis niemals erwähnt finden, obwohl auch er vorhanden war. Vielleicht hielten sie es unter ihrer Würde, auf diesen gewöhnlichen Spass des Volkes, der überdies sehr wenig kostete, Gewicht zu legen.

Sehr wenig kostete er im Juni 1546. Facciolati schreibt: „Mense junio anni sequentis ludos civitati dedit cursu equorum, et quidem geminato veredorum et astureorum, tum asellorum et meretricum, ex ea pecunia, quae caponum festivitatis assignata dicebatur ... aparet in ludos tam magnificos

---

18) A. Medin, Feste e spettacoli in Padova dal 1767 al 1780, Padova, Prosperini, 1890, passim.

19) G. Rezasco, Segno delle meretrici (Kennzeichen der Dirnen) in Giornale ligustico di archeol., storia e letter., Mai-Juni 1890, 171—2, n. 1; der Artikel wurde auch im Dizionario del ling. ital. stor. e amministr. desselben Verfassers veröffentlicht. Cfr. Du Cange und das Wörterbuch von Tommaseo u. Bellini.

pro more illorum temporum impensos fuisse florenos tringinta quinque, quae summa nunc vix primo proemio satis esset[20]).“

Dieses Zeugnis würde genau in die Zeit zwischen 1517 und 1560 fallen, die vom Verfasser der Descrittione für die Wettläufe zur Erinnerung an den venezianischen Sieg vom 17. Juli angegeben wurde. Aber der Zeitpunkt, an dem sie stattfanden, ist nicht derjenige, den wir erwartet hätten: der Tag der hl. Marina; vielmehr der Monat Juni, und zwar die Zeit der Feste zu Ehren des grossen Wunderthäters, des Beschützers der Stadt, des hl. Antonius, welche zusammenfiel mit dem Monat der berühmten Feste zur Befreiung Paduas von Ezzelino (20. Juni 1256), die auf den 11. Juni jedes Jahres „in via publica, in medio Prati Vallis[21])“ festgesetzt waren.

Was auch immer der Grund zur Abänderung war, ob sie ausserdem von politischen Wechselfällen, von der passenden Lage der Jahreszeit und der Messen der Heiligen, oder von der in den Bürgern lebendigen Tradition abhing, will ich nicht untersuchen. Mir genügt es, daraus die Thatsache zu entnehmen, dass im Jahre 1608, als Tommaso Contarini Podesta und Pietro Duodo Capitano war, diese Zeit definitiv für die Wettrennen festgesetzt wurde. Das Dokument befindet sich in den Akten des Kollegiums der Sechzehn und trägt das Datum des 17. März jenes Jahres. Es wird darin gesagt, man wolle die Wettrennen erneuern mit Bezugnahme auf den Titel „de nundinis et paliis“ des verbesserten Gesetzbuches (1420), in welchem „ad perpetuam memoriam victorie, qua serenissimum ducale dominium venetiorum habuit civitatem Padue, quod fuit anno nativitatis domini nostri yhesu χρι 1405, die 17 novembris“ grosse Feste für die jährliche Wiederkehr jenes Tages, und für den folgenden Tag die Wettrennen festgesetzt worden waren. Darauf wird fortgefahren:

„obwohl man immer noch Messen singt und Prozessionen veranstaltet, scheine die Feier der Wettrennen seit vielen Jahren unterlassen worden zu sein, was sie (die Sechzehn) nunmehr zur Beratung vorlegen, um zu erfahren, ob es für gut erachtet würde, bei Gelegenheit der Gnadenbezeigung, die uns unser durchlauchtigster Principe in Verbindung mit dem wohllöblichen Senate betreffs der öffentlichen Messe zur Erinnerung an den oben erwähnten Sieg erwiesen, jene Feier von neuem einzusetzen, indem man sie auf den der Messe des glorreichen St. Antonio, unseres Beschützers, unmittelbar folgenden Tag verlege, was dieser Messe zu grösserer Zierde und höherem Schmucke gereichen werde. Wie die Herren Deputierten (nach

20) Fasti gymnasii patavini, III, 11.

21) L. Muratori, Antiq. M. E. II. 851—2. Cfr. A. Gloria, Il territ. padov. etc. I, 227—8 u. IV Append. XIII—V, 98—100; Statutum Paduae, B. P. 1235, pp. 115b bis 116a veröffentlicht in Statuti del commune di Padova dal secolo XII all' anno 1285, Padova, Sacchetto, 1873, 181—2; Statutum Paduae, Codex II derselben Bibliothek, B. P., 1236, 102b—3a; und Codex III, 327b—8a.

dem, was sie aus den zu verschiedenen Zeiten mit den erlauchten Herren Rettori gepflogenen Unterredungen erfuhren) versichern, werden dieselben mit Freuden in eine Erneuerung und Verlegung des Tages einwilligen. Nachdem in betreff jenes Vorschlages das Statut vorgelesen worden war, vereinigen sich alle jene Herren einmütig in der Meinung, dass es eine lobenswerte und für die ganze Stadt höchst erfreuliche Sache sei, die Feier aus den oben erwähnten Gründen in der oben erwähnten Weise zu erneuern, indem sie der Ansicht sind, dass der besagte löbliche Brauch aus keinem anderen Grunde aufgegeben worden sei, als wegen der schlechten Jahreszeit oder wegen irgend eines in jener Zeit erfolgten Ereignisses. Weil aber in den Statuten selbst nicht ausdrücklich angegeben werde, von welchem Gelde die Prämien für die Sieger gekauft werden sollen, und weil unsere Quadernieri (Buchhalter) berichtet hätten, dass sich in den Ausgabebüchern der Stadt kein Ausgabeposten für eine derartige Veranstaltung finde, und man deswegen ohne die Teilnahme des wohllöbl. Rates auch nicht beschliessen könne, Geld von der dadia auszugeben, ausser etwa eine bestimmte ganz kleine Summe, so wurde beschlossen, „del tratto delli statii et altri utili“, die unserer wohllöbl. Stadt bei Gelegenheit der öffentlichen Messe zukommen werden, bis zur Summe von 400 lire auszugeben für drei Preise von solcher Beschaffenheit, wie sie von unseren erlauchten Herren Deputierten und Leitern der Messe für gut erachtet werde, zugleich aber auch das Gutachten der erlauchten Herren Rettori einzuholen, dass man von anderem Gelde ausgeben dürfe [22].“

Hier werden nur drei Preise erwähnt, weswegen man glauben könnte, es hätte nur die drei gewöhnlichen Wettrennen mit Vierfüsslern gegeben, von denen allein Gloria spricht [23]; indessen war, wie uns ein Zeitgenosse Nicoló de Rossi [24]) erzählt, der die Chronik der Stadt vom 6. April 1562 bis zum Jahre 1621 schrieb, auch ein vierter, für Frauen bestimmter Preis vorhanden.

„Man veranstaltete“, erzählt er, „ein Wettrennen mit Berberhengsten — eine seit vielen Jahren unterlassene Feier —, das sehr gern gesehen wurde von dem zahlreichen Volke, welches sich an Ort und Stelle begab, um die Berberhengste und Rennpferde zu sehen, die von der Strada di Ponte Corbo, eine Meile ausserhalb des Thores, rechts über die Brücke von St. Lorenzo bis genau zur Piazza del Vino am Ende der Spitiaria del Lion d'oro liefen; an dem Endpunkte war eine ziemlich hohe Tribüne errichtet, auf der die Herren Preisrichter standen, um den zuerst an der Endschranke Angekommenen die Preise zu überreichen. Von den Preisen bestand der erste in 10 Ellen karmoisinroten Seidenrasch (raso cremesino

22) Atti del collegio dei sedici, im arch. civico zu Padua, I (1594 — 1622), 47 a—b.

23) Il territorio padovano I, 229.

24) Vedova, Biografia degli scrittori padovani, Padova, 1836, II, 175—6.

di seda), der zweite in 10 Ellen scharlachroten Tuches (panno scarlatto rosso), der dritte in 10 Ellen gelben Grogans (grogan zalo) und der vierte in 12 Ellen weissen Bombassins (bombasina bianca), letzterer für die Frauen, die vom Ponte Corbo bis zu dem oben angegebenen Orte liefen[25])."

Nunmehr verstummen die Nachrichten neun Jahre lang; erst unter der Herrschaft des Giovanni Dandolo und des Nicolò Vendramin treffen wir unter dem Datum „Sonnabend, den 27. Mai 1617" auf folgenden Beschluss der Sechzehn:

„Bei dem Antrage, ob es gut schiene, an der öffentlichen Messe des hl. Antonius, wie gewohnt, ein Wettrennen zu veranstalten, wurde beschlossen, dass, insofern es den erlauchten Herren Rettori gefiele, und man auch die derzeitigen wohllöbl. Herren Deputierten dazu bewegen könnte, man diese Ausgabe mit jener Masshaltung zu machen habe, die den derzeitigen Herren Deputierten gut scheinen werde[26])."

Bis zum Jahre 1638 konnte ich wiederum nichts mehr erfahren; in diesem Jahre hinterliessen dieselben Sechzehn folgendes Schreiben:

„22. März 1638.

Nachdem der Vorschlag des erlauchten Herrn Capitanio, Wettläufe zu veranstalten und die Statuten wieder aufleben zu lassen, erörtert worden war, wurde nach reiflicher Erwägung beschlossen, dass die Statuten wieder in Kraft treten sollen, um offenkundig zu beweisen, dass die Stadt Seiner Durchlaucht stets ergeben sei[27])."

Und in der That wurde wenige Tage später folgende Bekanntmachung öffentlich angeschlagen:

„Behufs Neubelebung der Statuten unserer wohllöbl. Stadt, die im Jahre 1420 zur jährlichen Erinnerung an die Freude über die so glückliche Herrschaft und über den Einzug des durchlauchtigsten Principe in unsere Stadt geschaffen und in allen ihren Teilen beobachtet wurden, ausgenommen in denjenigen über die Wettrennen mit Pferden und anderen, die seit einigen Jahren unterlassen wurden, lassen die erlauchten und vortrefflichen Herren Zuane Pisano, Podesta, und Girolamo Mocenigo, Capitano, die würdigen Rettori Paduas und seines Gebietes, auf das Ersuchen der wohllöbl. Herren Deputierten, ad utilia öffentlich bekannt machen und ausrufen, dass am Tage der Heiligen Vito und Modesto, welcher Tag der 15te des kommenden Monats Juni sein wird, Wettrennen veranstaltet werden, wobei von der oben erwähnten wohllöbl. Stadt als Preis ausgesetzt wird für den ersten Renner der Berberhengste 25 Ellen grünseidenes

25) L'Historie di Padova di Niccolò de' Rossi de q. ms. Anzolo, ms. cart. der nämlichen Gemeinde, B. P. 147, p. 236.

26) I, 109a.

27) III (1634—46), 109a.

Tabin (tabin seda verde), für den ersten Renner der Klepper 25 Ellen gelbes Ermisin (ormesin zallo), für den ersten Renner der Esel 25 Ellen Bombassin (bombasina), für die Frauen ein Stück karmoisinrotes Grogan (grogan cremisin); jedermann wird zu dieser Feier, deren einzige Ursache die grosse Ergebenheit der Stadt gegen Seine Durchlaucht ist, eingeladen.

12. April 1638.

Veröffentlicht am „Loco delle condanne, canton delle busie e casalini“ nach vorausgeschicktem Trompetenstoss, in Gegenwart vieler Leute.

Padua, Crivellari, stamp. Camerale [28]).“

Diese Feste wurden immer seltener gefeiert; man muss die Akten der Sechzehn von weiteren 29 Jahren durchgehen, bis man wieder eine Notiz antrifft:

„Am 6. Juni 1667.

Nach einer Erörterung über die Neubelebung der Statuten durch Veranstaltung von Wettrennen wurde nach reiflicher Erwägung, unter allgemeiner Zustimmung, beschlossen, die oben erwähnten Statuten wieder in Kraft treten zu lassen und die Wettrennen am Sonntag, dem 19. Juni, zu veranstalten, zuvor aber die Herren Rettori davon zu benachrichtigen, um die öffentliche Bekanntmachung durch die gewöhnlichen Ausrufer zu erlangen [29]).“

Aus dem hier Gesagten kann man jedoch nicht entnehmen, was für Wettrennen in jenem Jahre veranstaltet wurden und ob auch Frauen daran teilnahmen; aber ein Dokument, das Sberti mitteilt, worin die Wettrennen vom folgenden Jahre beschrieben werden, die „nach dem Gebrauche des (damals) abgelaufenen Jahres“ stattfanden, giebt uns den gewünschten Aufschluss.

„Aus einer Bekanntmachung,“ schreibt er, „oder einem gedruckten Aufruf der erlauchten Herren Marco Ruzini, Podesta, und Vettor Contarini, Capitanio, Rettori der Stadt Padua, mit dem Datum des 19. April 1688, geht hervor, dass zur Fortsetzung der jährlichen Feier des Tages des Übergangs an die glückliche Herrschaft der Republik Venedig, nach dem Brauche des verflossenen Jahres, hier am 15. Juni des besagten Jahres 1668 Wettrennen mit Berberhengsten, Kleppern, Eseln und Frauen veranstaltet wurden; als Preise waren ausgesetzt für den ersten Renner der Berberhengste 25 Ellen Tabin mit Blumenmustern (tabin in opera), für den ersten Renner der Klepper 25 Ellen gelbes Ermesin (ormesin giallo), für den ersten Renner der Esel 25 Ellen Schleiertuch (rensa) und für

28) Proclami, mss. desselben Archivs. Citiert von Gloria, Il territorio padovano I, 229.

29) V (1663—73), 90b. cfr. wegen der Echtheit die schlechte Abschrift in demselben Archiv unter Acta coll. mag. Dom. sexdec., Sitzungen 1662—71, LV.

die Siegerin der Frauen ein Stück karmoisinrotes Grogan (grogan cremesino[30])."

Dies ist das letzte uns erhaltene Zeugnis der merkwürdigen Sitte, die hier so lange bestand, um den barbarischen Geschmack des Volkes und die Laune der leitenden Klassen zu befriedigen. Ein Breve des Papstes Clemens IX. vom 28. Januar jenes selben Jahres schaffte in Rom das traurige Judenwettrennen endgiltig ab[31]); vielleicht war das Breve auch insofern von Einfluss, als es die Abschaffung des Frauenwettrennens entschied, das seit undenklicher Zeit, vielleicht seit dem Altertume hier eingeführt war[32]).

Rom, Juni 1891.

Anm. Ich behalte mir vor, über die Wettläufe der freien Fräulein in den Städten Deutschlands, sowie über die volkstümlichen Wettrennen, die noch heute in deutschen Landschaften fortdauern, in unserer Zeitschrift einmal zu handeln. K. Weinhold.

Die Wünschelrute als Quellen- und Schatzsucher.

Von **Wilhelm Schwartz.**[1])

Die Wünschelrute tritt nur gelegentlich in der Litteratur in die Öffentlichkeit.

Zuerst wird durch eine althochdeutsche Glosse (Graff, Sprachsch. IV, 257) der caduceus des Merkur mit dem Worte wunsciligarta übersetzt und sie damit als eine Segen und Reichtum spendende Zauberrute wie jener gekennzeichnet. In mittelhochdeutschen Gedichten wird sie dann öfter erwähnt, und ein paar Stellen eröffnen uns die hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten ihres Wesens.

Im Nibelungenliede (Str. 1064) tritt sie nämlich als goldenes Rütlein auf, was auch wieder schon äusserlich zum goldenen Stabe des Hermes passt; weiter wird sie dann aber vor allem als ein machtvolles Hauptstück des sagenhaften Nibelungenhortes gefeiert, wohl in demselben Sinne, wie der Ring Andvarinaut bei dem entsprechenden nordischen Schatze des Andvari eine, die schwindenden Schätze immer wieder erzeugende und wachsen lassende Kraft hat.

Der wunsch lac darunder, von golde ein rüetelîn.
Der daz het erkunnet, der möhte meister sîn
Wol in al der werlde über islîchen man.

30) Op. cit. 155.

31) A. Ademollo, Il carnevale di Roma etc. 11.

32) cfr. Dionis Cassii C. Historiae romanae, lib. LXVII: „αἱ παρθένοι τῷ δρομικῷ ἠγωνίσαντο".

1) Vortrag, gehalten in der Vereinssitzung am 29. Mai 1891.

Wer dieses Schatzes genoss, der konnte mit seinem Golde der Helden genug gewinnen und mächtig als König walten oder war aller Wünsche Herr.

In Konrads „goldener Schmiede“ 664 heisst es dann:

Du bist die wünschelgerte, dâ mite ûz einem steine
wart ein wazzer reine geslagen in der wüeste

und in Konrads trojanischem Kriege 20 006 von der Helena:

Schoen als ein wünschelgerte kam si geslichen ûfreht,

indem der Dichter Helena in ihrer „geraden“ stattlichen Gestalt mit einer aufrecht, gleichsam feierlich einherschreitenden Wünschelgerte vergleicht, ähnlich wie Homer, um die entsprechende Erscheinung der Nausikaa zu feiern, dieselbe vom Odysseus mit einem frisch aufsteigenden Sprössling der Palme verglichen werden lässt.

Damit haben wir gleich einige bedeutsame Züge für die Natur der Wünschelrute gewonnen, welche dann im Kulturleben des Mittelalters systematischer und reicher entwickelt worden sind, aber in jener Beschränkung immer noch den Mittelpunkt des sich um sie drehenden, einfachen Volksglaubens bilden.

Sie ist eine Gerte, Rute, gelegentlich von Golde; sie steht in wunderbarer Beziehung zu einem mythischen Schatze, wie andererseits unter ihrem Schlage „Wasser“ aus dem Felsen quillt. Mit dem Moment der „aufrecht“ einherschreitenden Rute wird endlich schon auf den Gebrauch derselben als eine Art Fetisch in den Händen der Menschen hingewiesen, indem der Wasser- oder Schätzesuchende mit ihr, sie vor sich haltend, in solcher Stellung einherschreitet.

Im XV. Jahrhundert bemächtigten sich nun die Gelehrten ihrer; sie wird in den Kreis der Alchemie hineingezogen, welche bekanntlich mit derartigen sagenhaften Dingen zuerst gerierte und ihre Forschungen begann. Man wandte sie besonders in ihrer angeblichen Fähigkeit, verborgene Schätze zu enthüllen, auf den Bergbau an, wollte namentlich mit ihr Erzadern und dergleichen eröffnen und die Sache selbst dann auch wissenschaftlich begründen. Es entstand eine vollständige Rhabdomantie. Der Mönch Basilius Valentinus zu Strassburg, der zugleich die Scheidekunst betrieb, gab unter andern sieben Arten an, wie man die Haselstaude halten müsse, damit sie die verschiedenen Einflüsse der in den sieben Planeten wirkenden Metalle empfinde. An Nachfolgern fehlte es ihm bis in die neuesten Zeiten nicht, wenngleich unter minder phantastischen Formen, indem man z. B. die angeblichen Wirkungen der Wünschelrute schliesslich sogar mit Magnetismus und Elektrizität in Verbindung brachte, von einer unterirdischen oder animalen Elektrizität bei ihr redete und dergl. mehr.

Daneben war, was die praktische Verwendung der Rute anbetrifft, nach dem dreissigjährigen Kriege, wo in der Not der Zeiten viel Geld

vergraben und einzelnes allmählich zufällig aufgefunden wurde, wieder viel Schätzesuchen mit ihr aufgekommen, was z. B. in der Mark Brandenburg mit allerhand Hocus pocus noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz öffentlich betrieben wurde.

Die Sache hatte zumal neben dem geheimnisvollen Charakter, welcher die Phantasie immer wieder fesselte, auch allerhand christliche Formen angenommen, welche die Wünschelrute in immer weiteren Kreisen im Volke auch immer wieder fest einbürgerte.

Wuttke stellt das Hauptsächlichste kurz zusammen, wenn er sagt: „Die Wünschelrute ist ein einjähriger, gabliger Zweig von einem Haselstrauch von 2—4 Fuss Länge. Sie wird in der Johannisnacht oder in der Mittagstunde (in Schwaben und Tirol auch in der Nacht zum Charfreitag) unter Beschwörungsformeln, mit einem neuen, noch nicht gebrauchten Messer, geschnitten, indem man rückwärts auf den Strauch zugeht, die Rute zwischen den Beinen durchzieht und sie vorn abschneidet; man darf sie dabei nicht mit blosser Hand berühren, sondern mit einem weissen Tuche, welches man um die linke Hand wickelt. Besonders zauberkräftig wird sie dadurch gemacht, dass man sie in das Kleid eines Täuflings versteckt und so mit taufen lässt oder dass man sie selbst auf den Namen der heiligen drei Könige tauft oder auf Kaspar, wenn sie Gold, auf Balthasar, wenn sie Silber, auf Melchior, wenn sie Wasser finden soll. Sie wird auch wohl einer menschlichen Gestalt ähnlich geschnitten, wobei die Gabel die Beine darstellt.“

Aber nicht bloss auf die angegebenen Momente beschränkte man ihre Verwendung. Ihre angebliche Befähigung, „Verborgenes“ zu erschliessen, liess sie in immer weiteren Kreisen zur Anwendung kommen. „Man gebrauchte die Wünschelrute,“ sagt Perger in seinen deutschen Pflanzensagen, „nicht nur zum Auffinden von Quellen und Erzadern, sondern auch zur Entdeckung von verlorenen Schätzen und sogar um Dieben und Mördern nachzuspüren. Ja man ging immer weiter und erkundete mit der Wünschelrute versteckte Marksteine und verirrtes Vieh, man suchte mit ihr den verlorenen Weg, kundschaftete den Feind aus, urteilte durch sie über die Wahrheit und Unwahrheit einer Erzählung; sie gab kund, ob jemand Entferntes gesund oder krank, tot oder lebend sei, ob eine Frau einen Sohn oder eine Tochter gebären werde, ja man wollte sogar im Meer jene Stellen durch sie auffinden, an welchen Waaren untergesunken.“ So Perger. Ein alter Fischer erzählte mir sogar auf Rügen, man habe sie früher angewandt, um zu ermitteln, wo die Heringe laichten. Jeder gebrauchte sie eben in seiner Weise.

Namentlich aber hat das Quellensuchen mit ihr sich noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts erhalten und findet noch immer seine gelehrten wie geschäftsmässig es betreibenden Anhänger. Zwei Momente fallen dafür besonders ins Gewicht. Einmal ist die Kunst, Wasser zu finden, eine alte

Kunst, die frühzeitig durch die Not nach Möglichkeit gezeitigt ward. Das Erwägen des Terrains und was auf demselben wächst, spielt dabei eine grosse Rolle. „Wo wilder Huflattig wächst,“ sagt z. B. schon Plinius, „meint man, dass darunter Wasser sich finde, und die aquileges, die Brunnensucher, halten dies als ein Wahrzeichen.“ An sich hat die Sache innerhalb jener Grenzen also einen gewissen Sinn. Das volkstümliche Medium der Wünschelrute verleiht ihr aber eine Art geheimnisvoller Weihe, und der Adept bringt in einer gewissen Selbsttäuschung seine eigenen Gedanken unbewusst mit ihr zum Ausdruck, so dass er sich gleichsam eins mit ihr fühlt und dies seine Sicherheit hebt, ihn aber auch an die Rute fesselt. Die Misserfolge zählt man nicht und die Fälle, wo es zutrifft, erhebt man bis in den Himmel und sieht in ihnen eine neue Bestätigung von der Macht der Zauberrute.

Die Wünschelrute ist nämlich ein empfindliches Ding und geht dem Gefühl des sie tragenden, der in dem Augenblick in einer mehr oder minderen Sensitivität und Spannung sich befindet, gleichsam nach. „Die Arme fest mit dem Ellenbogen an die Seiten geschlossen, die Rute in den Händen wie ein Reiter die Zügel, d. h. so, dass das Ende jedes Zweiges der Gabel von den drei ersten Fingern und dem Daumen gepackt ist und der Zweig zwischen dem dritten und vierten Finger nach (vorn und) oben zum gemeinsamen Vereinigungspunkte der beiden Zweige verläuft, also in einer für die Arme und Handmuskeln sehr gezwungenen Haltung, schreitet der Brunnensucher einher.“ So beschreibt ein Arzt im „Daheim“ den Vorgang [1]). „Der leiseste Ruck,“ sagt ebendaselbst K. Wolf in Warburg, der es selbst so erprobt hat, „teilt ihr eine Bewegung mit, welche sich dann vermöge der gleichmässigen Struktur der Holzfasern unaufhaltsam fortsetzt; sie neigt sich und schlägt, wie es heisst, nach unten. Der Druck der Handmuskeln und die eigentümlichen Spannungsverhältnisse der Holzfasern sind also das ganze Geheimnis der Wünschelrute. Ein jeder kann den Versuch, wenn er Lust hat, hinter dem Ofen machen [2]).“

Ist die geschilderte Form die gewöhnliche, so besteht die Wünschelrute bei anderen nur aus einem einfachen, etwa drei Finger langen, geraden Haselstab, der auf dem ausgestreckten Zeigefinger oder auf dem Daumen, im Gleichgewicht liegend, getragen wird. Da ist die Beweglichkeit derselben natürlich noch grösser. In allen Fällen ist aber ihre angebliche Kraft nicht das Frühere, sondern nur die Folge der Sensitivität des sie Handhabenden.

Dies ist die Geschichte und der Gebrauch der Wünschelrute, wie er auf einem aus dem Heidentum stammenden Volksglauben erwachsen. Woher ist aber dieser entstanden, das ist die weitere Frage, welche die Wissenschaft stellt. Und da finden wir, dass das Wecken einer Quelle durch den Schlag einer Rute, in der Zeit grosser Dürre, ein

altmythischer Zug ist, der nicht nur bei den Indogermanen, sondern auch bei den Semiten uns entgegentritt.

Wie die deutsche Wünschelrute, wie wir gesehen, aus dem Stein durch ihren Schlag Wasser sprudeln lässt, so vollbringt auch Moses in Zeit der Not dieses Wunder wiederholt durch den Schlag seines Stabes[3]). Dieser Stab bewährt aber auch sonst eine eigentümliche Kraft, was ausdrücklich damit motiviert wird, dass der Herr zu Moses sagt: „Diesen Stab nimm in deine Hand, damit du „Zeichen“ thun sollst[4])“. Mit ihm verrichtet Moses nicht bloss weiter nun den ägyptischen Zauberern gegenüber seine Wunderthaten, sondern er wird auch ein siegverleihender Talisman oder Fetisch in seiner Hand. In dem Streit gegen die Amalekiter bannt Moses von eines Hügels Spitze, den Stab Gottes, wie er hier genannt wird, während des Kampfes in der ausgestreckten Hand haltend den Sieg an Israels Fahnen[5]), gerade wie hernach Josua seine Lanze gegen die Stadt Ai ausstreckt und „nicht wieder abzog seine Hand, damit er die Lanze ausreckte, bis dass verbannt wurden alle Einwohner der Stadt[6])“. Diese Bilder und die Rolle, welche der Stab Gottes oder des Josua Lanze in ihnen spielt, erscheinen um so bedeutsamer, als analoge, wenn auch in der Form etwas modifizierte Scenen und Vorstellungen mythischer Art bei den Indogermanen sich dazu stellen. Denn ist es nichts anderes, als wenn Odhins Rohrstengel, über ein feindliches Heer geschossen, dies dem Verderben weihen sollte und es auch sonst nordgermanische Sitte war, den Speer über das feindliche Heer sich zum Heil beim Beginn des Kampfes zu schiessen, ähnlich wie die römischen Fetialen durch Schleudern einer blutigen Lanze in die Feinde oder in ihr Land den Krieg eröffneten oder bei den Griechen die sogenannten *πύρφοροι* mit brennender Fackel dem Heere voranschritten, um sie dem Feinde zuschleudernd die Schlacht einzuweihen, alles Gebräuche, deren mythische Bedeutung Kuhn und ich schon seinerzeit eingehend behandelt haben[7]).

Erhält durch alles dies Moses' Stab schon, wie er uns in der Bibel entgegentritt, eine besondere Folie, so knüpft der Talmud und die jüdische Tradition eine Fülle von Sagen noch an ihn, die seinen ursprünglich mythischen Charakter noch mehr kennzeichnen, den nur eben die Bibel teils abgestreift, teils ihrem gehobenen Vorstellungskreise angepasst hat. Nach dem Talmud sollte der Stab gar himmlischen Ursprungs sein, aus dem Paradiese stammen vom Baum des ewigen Lebens oder von dem der Erkenntnis des Guten und Bösen seinerzeit dem Adam verliehen sein, von dem er sich dann auf die Stammväter des Volkes Israel weiter vererbt habe, bis er nach Josephs Tode in Pharaos Hand gekommen, der ihn dann dem Reuel (Jethro) geschenkt habe, welcher ihn in seinem Lustgarten gepflanzt, von wo ihn Moses mit der Zippora gewonnen. Er sei, heisst es, vom Saphir gewesen; im Garten Jethros habe er sich nach einer Erzählung in einen Mandelbaum verwandelt; der „erklärte oder

abgesonderte Name" Gottes, der Schem hammphorasch, sei auf ihm eingeschnitten gewesen und darin habe seine Zauberkraft gelegen und dergleichen mehr[8]).

Ich habe dies etwas ausführlicher behandelt, um daraus die Berechtigung abzuleiten, wenn ich der quellenweckenden Kraft des Stabes Mose, als einem auf alter jüdischer Tradition beruhenden Zuge, einen mythischen Hintergrund vindiciere und die Stelle in Vergleichung stelle mit analogen Bildern in indogermanischem Volksglauben[9]).

In der griechischen Mythologie finden wir nämlich sofort einen derartigen Stab in den Händen göttlicher Wesen, dieselbe Kraft bekundend. So lässt Rhea nach Kallimachos „die Arme hoch gehoben", durch ihres Stabes Schlag einen Quell hervorsprudeln, so weckt der Thyrsosstab in der Bacchantinnen Schwarm beim Euripides den frischen Born, so schlägt Atalante, als sie auf der Jagd vom Durst gequält wird, den Fels, und hervorspringt der labende Quell. Auch in deutscher Sage vibriert noch dieser Zug hindurch, wenn ein Heiliger das Wunder angeblich vernichtet, „einen Ast in den Boden senkt," wie J. Grimm [2] p. 551 sagt, und hervor das Wasser sprudelt.

Ein irdisches Terrain und irdische Verhältnisse bieten nun für derartige mythische Bilder keine Anlehnung, wohl aber der Himmel, wie wir sehen werden, von dem überhaupt die meisten mythischen Vorstellungen in ihren Anfängen stammen, welche dann nur zum Teil in der Tradition auf die Erde übertragen und so irdisch lokalisiert sind. Auf ihn führt uns sofort auch eine andere Reihe von Sagen, die in anderer Weise den Ursprung von Quellen mythisch behandeln und sie unter dem Hufschlag eines Rosses hervorsprudeln lassen. Geht dies, wie sich klar herausstellt, auf den Hufschlag des Donners als eines Rosses dort oben, so ist der Quell, den es hervorruft, ursprünglich der Regenquell, und nun ergiebt sich auch sofort in dem Stabe, der ihn auch seinerseits nach der erwähnten Version hervorzaubert, der Blitz als eine himmlische Rute, wie dieser auch sonst das Prototyp aller Zauberruten gewesen, im Polnischen auch z. B. noch geradezu Gottesrute oder Donnerrute genannt wird[10]).

Ich habe hierher schlagende Anschauungen von Donner schon verschiedentlich des ausführlicheren behandelt und will deshalb hier nur einzelne typische Momente hervorheben. Die griechische Sage entwickelt uns die Vorstellung am klarsten. Wie bei Homer die Flüsse, d. h. namentlich die Gebirgsquellen, als *διιπετεῖς*, d. h. „vom Himmel gefallen", bezeichnet werden; Zeus, als den Herakles durstet, „mit dem Wetterstrahl" eine Quelle hervorzaubert, so hat angeblich des „Donnerrosses" Pegasos Hufschlag die Quelle Hippokrene auf dem Helikon zu Troezene oder die Peirene zu Korinth durch seinen Hufschlag hervorgerufen, gerade wie Baldurs oder Karls des Grossen Ross, um das durstende Heer zu tränken,

es gethan haben soll, An- und Nachklänge derselben Vorstellung auf germanischem Boden[11]).

Bestätigt dies meine Auffassung von dem Ursprung der quellenweckenden Rute, die der Aberglaube als eine Art Fetisch festgehalten hat, so findet sie auch weiteren Halt in der zweiten Beziehung der Wünschelrute zu Schätzen.

Schon einfach die oben zu Anfang erwähnte Beziehung, welche man in der wunscilgerta zu des Hermes Stab fand, weist auf das himmlische Terrain und analoge Verhältnisse hin, wie auch in dem Hermes- und dem ihm verwandten zauberhaften Thyrsosstabe schon längst von Kuhn und mir der Blitz nachgewiesen ist. Schon äusserlich ist auch des Hermes Stab bald eine einfache „zwieselartige“ Gerte, wie die Wünschelrute — was speziell auf die „gabelförmigen“ Blitze geht[12]) — bald zwar noch dreisprossig oder dreiblättrig, aber doch auch von Golde, wie die, welche zum Nibelungenhort gehört, und wird als Geber alles Segens und Reichtums, also auch als ein ähnlicher Fetisch, wie diese gefeiert.

Aber nicht bloss etwa in der leuchtenden, goldigen Gestalt des Blitzes, als eines goldigen Zauberstabes, liegt die Beziehung zu einem Schatze. Der Himmel weist selbst für sich noch verschiedene goldige Schätze auf. Es sind zunächst die Gestirne, Sonne, Mond und Sterne, welche nach einer Anschauung goldene Scheiben oder Bälle sind, mit denen die Himmlischen u. a. im Gewitter spielen, wie auch der heutige Volksglaube in einem solchen, indem er an den rollenden Donner anknüpft, noch unsern Herrgott oder Petrus Kegel schieben lässt, und Märchen wie Sage noch von solchen „zauberhaften“ Kegelbahnen wissen, in denen die Geister mit „goldenen“ Kugeln nach „goldenen“ Kegeln werfen, ja im schwäbischen Märchen noch geradezu die Gewitterbrüder „Donner“, „Blitz“ und „Wetter“ als die Besitzer einer solchen goldigen Kegelbahn auftreten[13]).

Aber noch einen anderen Schatz eigener Art glaubte die Urzeit im Gewitter zu erblicken, der uns noch mehr hier angeht. Wenn nämlich ein Gewitter am Horizont heraufkommt, so schien auch ein leuchtender Schatz angeblich mit ihm heraufzusteigen, der Hebung harrend, zu der des ersten Donners Stimme gerufen, oder wenn jene missglückt, im niederschmetternden Donnergekrach wieder in die Tiefe zu versinken. Allerhand Untiere, der heulende Sturmhund und vor allem der Gewitterdrache mit den züngelnden Blitzeszungen bewachen ihn in den Sagen und weisen noch auf seinen mythischen Ursprung hin.

Vor allem schildern aber eine Menge noch volkstümlicher Redensarten, die sich an solche versunkenen und gelegentlich wieder hervorkommenden Schätze knüpfen, noch lebendig das ursprüngliche himmlische Terrain und seinen ursprünglichen Charakter. Besonders gehört hierher der noch ganz allgemeine deutsche Volksglaube von den zeitweise in der Nacht, d. h. in der Gewitternacht, überhaupt brennenden Schätzen. Schon

im Mhd. heisst es: „wenne kumt hervür der hort, der mich sô riche möchte machen?“ Der betr. Schatz sonnt sich, er „blühet,“ wie wir auch von einem aufblühenden Gewitter noch reden. „Er verblüht,“ heisst es im Simplicius simplicissimus, d. h. „er muss wieder versinken“. Blaue Lohe wird nach Grimm auf ihm erblickt, „er hat das Aussehen glühender Kohlen, eines Braukessels voll roten Goldes.“ Brennt Flamme über ihm, so sagt man „der Schatz wettert sich“. Ich habe diese ganze Vorstellung schon seinerzeit im Ursprung der Mythologie des ausführlicheren so mit allen ihren Accidentien begründet, dass ich mich hier wohl damit begnügen kann, in grossen Zügen so das betreffende mythische Element gezeichnet zu haben[14]).

Eine solche Art Gewitterschatz liegt nun also ursprünglich auch dem Nibelungenhort, dem Analogon des nordischen Zauberschatzes des Zwerges Andvari zu Grunde, so dass es nach beiden Seiten hin erklärlich ist, wenn der Blitz als die im Gewitter agierende Zauberrute in dieser Hinsicht als Schatzgeber und Mehrer mit ihm in Beziehung tritt, wie auch, dass man zum irdischen Gebrauch sich auch eines solchen Fetisches nicht bloss als Quellenwecker, sondern auch zur Hebung angeblicher unterirdischer Schätze zu bemächtigen suchte. Wie die Wirkung der Wünschelrute nach beiden Seiten hin die von mir gegebene Deutung stützt, so wird dieselbe auch von dem, der Wünschelrute als Schatzmehrer analogen Ring Andvarinaut der nordischen Sage von neuem bestätigt. Da ist nämlich statt des Blitzes als Wünschelrute nur einfach ein anderes goldiges Gewitterstück, nämlich der (goldene) Himmelsring, wie der Regenbogen auch genannt wird, mit angeblich derselben Zauberkraft, getreten[15]). Wie derselbe an Odhins Arm als Ring Draupnir prangt und sich auch vervielfältigt, in jeder neunten Nacht acht neue von ihm träufeln sollten, er also auch so als ein Schatzmehrer gekennzeichnet wird, so hat auch deutscher Volksglaube das in der nordischen Sage sich so reich entfaltende Bild noch als einfache, an die Natur sich anschliessende Vorstellung festgehalten, wenn, wie schon Grimm zusammenstellt, das Volk wähnt, dass an der Stelle, wo der Regenbogen aufsteht, eine goldene Schüssel oder ein Schatz verborgen liege, oder aus dem Regenbogen Goldmünzen oder Pfennige niederfallen und gefundene Goldbleche deshalb Regenbogenschüsselein heissen und „die Sonne sie im Regenbogen“ verzetteln sollte.

Auch der Gewitterdrache selbst erscheint gelegentlich als ein solcher Schätzemehrer, wie namentlich isländische Sagen von solchen auf Schätzen liegenden und sie stets mehrenden Drachen wissen, der Name des nordischen Fafnir, nach Finn Magnusen geradezu, qui aurum quasi texendo congerit, bedeutet, ihn also gleichsam als „einen Goldspinner“ kennzeichnet.

Nach allem diesem reicht die Wünschelrute in ihrem Ursprung in die fernste Urzeit hinauf, welche Veränderungen sie auch und der sich an sie knüpfende Glaube im Verlauf der Zeiten gefunden hat.

Sie steht aber nicht allein da, sondern auch andere Fetische gleicher Art treten ihr noch zur Seite und bestätigen die gegebene Auffassung. Vor allem die angebliche Wolkenblume, welche die mythenbildende Zeit in dem „aufblühenden" Gewitter sich entwickeln wähnte, die Wunderblume, welche in den Mythensagen auch noch die Berge, d. h. ursprünglich die Wolkenberge öffnet und ihre Schätze enthüllt, ebenso wie die sogenannte Springwurzel, in welcher der sich schlängelnde oder zackige Blitz von jenem Standpunkt aus als Wurzel derselben gefasst erscheint[16]).

Was der Naturmensch, in gewissen Analogieen mit der ihn hier unten umgebenden Welt, auch dort oben zu sehen glaubte, fasste er eben als Realitäten auf und schrieb so den Momenten, die ihm besonders charakteristisch im Gewitter hervortraten, alle die zauberhaften Wirkungen, gute wie böse, zu, die an dasselbe sich knüpften oder zu knüpfen schienen.

Neben den segenspendenden treten so zur Bestätigung der Sache auch furchtbare, ja todbringende Wirkungen an diesem, dem Gewitter entstammenden Fetische hervor. Der Zweig des wunderbaren indischen Açvatthabaumes, der Genosse des Vṛtratöters Indra, des Mitra und Varunas, wie er genannt wird, zerschmettert so im grossen Luftmeer die Feinde der Götter, wie der Tamariske Zweig nach persischer Sage dem Isfendiar, oder der östlich von Walhall — also im Himmel wachsende — Misteltein dem Baldur todbringend wird, der Stab in den Händen der Athene bald als Zauberstab auftritt, mit dem sie z. B. des Odysseus Gestalt wandelt, bald, wenn sie sich zum Kampf rüstet, in ihren Händen zur furchtbaren Lanze wird, „mit der sie bändigt die Reihen der Heroen, denen sie zürnt, die Tochter des gewaltigen Vaters".

Die Zahl dieser geheimnisvoll wirkenden Stäbe, Blumen, Wurzeln u. dergl. auf dem Boden der indogermanischen Mythen ist fast unerschöpflich. Ich will zum Schluss nur von denselben noch einzelne hervorheben, die namentlich mit ihrem feurigen, nur angeblich in der Nacht sich entwickelnden Glanze und anderen, an Sturm und Donner anknüpfenden Accidentien sich als die primitivsten Auffassungen derartiger, in der Gewitternacht erblühender Wolkenblumen und Pflanzen ergeben. Zu dem bekannten Kraut Moly, welches Hermes beim Homer als Abwehr jedes Zaubers giebt, das da gefährlich zu graben, — Götter können freilich alles, setzt der Dichter hinzu, — stellt sich zunächst das sogenannte Kircaeische Kraut in ähnlicher Bedeutung, mit welchem Prokris den Minos gegen die Teufeleien der eifersüchtigen Sonnentochter Pasiphae schützt; dann das sogenannte prometheische oder titanische Kraut, welches angeblich unverwundbar macht[16]). Wie dieses mitten im Feuer blüht und, wenn die Wurzel geschnitten wird, der Boden erdröhnt, so ist die Aglaophotis ein ähnliches Zauberkraut, nach Aelian bei Tage verborgen, des Nachts aber glänzt sie feurig wie ein Stern. Der sie ausziehen will, stirbt,

wenn er nicht einen Hund an dieselbe bindet, um auf jenen, als eine Art Substituten, den Tod überzuleiten. Dasselbe erzählt Josephus von einer Pflanze in der Stadt Baaras. Blitzenden Glanzes in der Nacht, entzieht sie sich wie ein lebendiges Wesen dem, der sie brechen will, bis er sie durch einen Zauber zum Stehen zwingt. Die Mandragora, mit welcher Dioskorides die Kircaea identifiziert, ächzt und schreit beim Ausgraben so entsetzlich, dass der Grabende davon sterben muss. Die sagenhafte Blüte des Farnkrautes erblüht bei den Polen zu Johannis, d. h. im Hochsommer, wo die Gewitter am zahlreichsten, um Mitternacht. Wenn man sie bricht, entsteht, heisst es geradezu, Sturm und Donner. Auch die deutsche Spring- oder Johanniswurzel blüht nur zu dieser Zeit angeblich unter dem Farnkraut, und leuchtet wie ein Licht; sie steht nie still, hüpft fortwährend, wie Nonnus auch vom hüpfenden Blitzfeuer redet. Kurz, überall treten Momente hervor, welche auf Erden keine Spur von Anlehnung finden und immer an das himmlische Terrain mit Blitz und Donner und die tödlichen Gefahren, die diese bringen, erinnern[19]).

So hat uns die Wünschelrute, indem wir den labyrinthischen Verschlingungen der Traditionen an ihrem Faden folgten, eine ganz eigentümlich primitive Welt von Anschauungen und Vorstellungen eröffnet, in denen und mit denen namentlich die indogermanische Zeit die Wunder des Himmels in ihrer Weise zu begreifen anfing, deren homogene Bilder noch in dem bildlichen Ausdrucke der Sprache oft nachvibrieren und mit den sich bietenden Vergleichungen die Deutung bestätigen. Wenn so die prähistorische Mythologie, richtig betrieben, die Anfänge metaphysischen wie religiösen Denkens der Urzeit uns näher bringt, so wird sie auch im Verein mit der Sprachwissenschaft imstande sein, ethnologische Beziehungen der Völker in einer Zeit aufzudecken, die jenseits aller Kulturentwickelung, ja Völkergruppierung liegt. Davon, mit Ihrer Erlaubnis, ein anderes Mal.

Anmerkungen zu dem Aufsatz „die Wünschelrute".

1) „Daheim" v. J. 1880 S. 707.

2) Ebendas. 780.

3) 2. Moses 17, 6. 4, 20, 11. In den darauf bezüglichen späteren Stellen Ps. 78, 15, 16. Ps. 105, 41. Ps. 114, 8. Jes. 48, 21 wird die Sache, aber nicht mehr der Stab, erwähnt. Der mythische Hintergrund schwindet je länger je mehr, gerade wie schon 2. Moses 9, 22, 23, 33. 10, 12, 13, 21. 22 bald der Stab, bald nur die hochgehobenen Hände, die ihn halten, erwähnt werden.

4) 2. Moses 4 17.

5) 2. Moses 17, 9—12, wo auch der Stab nur zuerst genannt wird.

6) Josua 8, 18 und 26.

7) Kuhn und ich fanden darin vom Standpunkt der vergleichenden Mythologie eine Nachahmung des himmlischen Gewitterkampfes, den der dahinfahrende Blitz gleichsam eröffnet. Kuhn, Herabk. des Feuers[2] S. 199 f. Meine Poet. Naturanschauungen u. s. w. I. 199. II. 99. Urspr. der röm. Stammsage S. 42. Zu meiner Freude sehe ich, dass neuerdings Weinhold in seinem Vortrag in der Berliner Akademie vom 11. Juni d. J. „Beiträge zu den deutschen

Kriegsaltertümern" auf andern Wege unter anderm zu demselben Resultat gelangt, wie seinerzeit wir, wenn er schliesslich sagt: „Der Speerwurf ist die menschliche Nachbildung des Blitzes, den der Gott entsendet" Interessant ist übrigens noch eine andere Stelle im A. T. ähnlicher Art, nämlich 2 Könige 13, 15 ff., wo Elisa zum König Joas sagt: „Spanne mit deiner Hand den Bogen! Und er spannte mit seiner Hand. Und Elisa legte seine Hand auf des Königs Hand und sprach: Thue das Fenster auf gegen Morgen! Und er that es auf. Und Elisa sprach: Schiesse! Und er schoss. Er aber sprach: Ein Pfeil des Heils vom Herrn, ein Pfeil des Heils wider die Syrer; und du wirst die Syrer schlagen zu Aphek, bis sie aufgerieben sind." Hier tritt die symbolische Weihe des abgeschossenen Pfeils und der Erfolg, den er erzielen soll, als prägnantes Residuum des alten Gebrauchs auch bei den Israeliten noch recht prägnant hervor.

8) Herr Dr. Bloch in Posen teilt mir aus einem Auszuge des Buches Ssefer hajaschar u. a. noch folgende Sage mit: „Reuel (Jethro) stellte, um den grossen Tross der Freier der Zippora zurückzuhalten — denn die angesehensten Fürsten der Umgegend bewarben sich um sie, — die Bedingung, dass nur derjenige sie erhalten werde, welcher eine bestimmte Aufgabe lösen würde. In dem den Palast des Reuel umgebenden Lustgarten befand sich nämlich mitten unter allerlei kostbaren Gewächsen ein saphirner Stab aufgepflanzt, worauf der unaussprechliche Name des ewigen Gottes zu lesen war und mit dem die grossen Wunderthaten in Egypten und am Roten Meer vollbracht werden sollten u. s. w. Und nun folgt die Geschichte des Stabes von seiner Schöpfung in der Abenddämmerung des sechsten Schöpfungstages und wie er von Hand zu Hand gewandert, bis ihn Jethro von Pharao empfangen. Wer nun diesen Stab mit eigenen Händen ohne weitere Beihilfe dem Boden entreissen könne, der solle seine Tochter Zippora zum Weibe haben. Die kräftigsten Heldensöhne der Midianiten und Keniten strengten sich vergeblich an; niemand vermochte an dem Stabe zu rütteln, so fest stand er im Boden. Und die fürstlichen Bewerber mussten allesamt mit Schimpf abziehen, bis es Moses endlich gelang, ihn aus dem Boden zu ziehen, worauf er die Zippora zur Frau erhielt. — Wenn übrigens nach einer Tradition der Stab sich daselbst in einen Mandelbaum verwandelte, so ist eine Art Parallele dazu, wenn auch in der Bibel Moses zur Bestätigung Aarons Priestertums dessen Stecken in der Stiftshütte grünend und die Blüte aufgegangen und Mandeln tragend findet. 4. Moses 16, 8.

9) Über andere im A. T. hindurchblickende mythische Elemente s. Urspr. der Myth. unter „Alttestamentarische Parallelen" und was ich über Simson in den Poet. Naturanschauungen I. und in den Prähistorischen Studien S. 169. 295. 298 f. und 493 ausgeführt habe.

10) Mannhardt, Germ. M. S. 62 Anm. 2. Über den Blitz als Rute s Urspr. d. Myth., sowie im Indogermanischen Volksglauben die Stellen im Index unter Stab, Zweig, Zauberrute. Der Regenquell steht auch sonst in der Mythologie, wo von Wasser, Flüssen u. dergl. die Rede ist, immer ursprünglich im Hintergrund. Wie in dem dürren Afrika der Regenzauberer eine grosse Rolle spielt, so war der angebliche himmlische Regenmacher, der den Regenquell durch die Kraft seines Stabes weckte, sein bedeutsames Gegenbild. Entsprechend treten auch gerade in den tropischen, wie in Gebirgsgegenden, wo die Beziehung der Gewitterregen zu den irdischen Bächen und Flüssen in unmittelbarster Anschauung dem Naturmenschen entgegentritt, auch die Wolkenwasserfrauen, die Najaden und Nymphen bedeutsam hervor und erscheinen in Verbindung mit den Quellen des Landes als die Schutzgottheiten desselben und mit den Lokalsagen eng verknüpft, während im Flachlande dies Moment mehr zurücktritt, wenn es nicht etwa in der Tradition schon vorher aus jenen Verhältnissen her bestimmte Gestalt in den Sagen gewonnen hat.

11) Urspr. der Myth, namentlich S. 166.

12) Poet. Naturansch. II. Blitz als Gabel S. 109.

13) Rochholz, Schweizer Sagen I. S. 129 f.

14) Im Urspr. d. Myth., sowie im Heutigen Volksglauben [2] S. 119 hatte ich besonders S. 64 den angeblich im Gewitter heraufkommenden Schatz in seiner mannigfachen mythischen Bedeutung verfolgt. Mannhardt betonte demgegenüber mehr die Gestirne.

Ich leugne nicht, dass sie auch hergehören. Aber abgesehen davon, dass ich noch den Regenbogen oder Himmelsring als goldenes Halsgeschmeide oder Ring hinzufüge, spielt doch der Gewitterschatz in den Sagen (als Nibelungenhort u. s. w.) eine grössere Rolle.

15) Urspr. d. Myth. 258. Die Beziehung dieser Schätze zum Gewitter klingt auch gelegentlich noch in ihrer Lokalisierung hindurch, wenn z. B. der Andvarinaut aus den Wassern (d. h. aus den himmlischen) stammt, der Nibelungenhort als in solches versenkt gilt; der Zwerg Andvari, der Besitzer jenes Ringes, der als „Hecht" in dem Wasser lebt, ein besonderes Bild für den in den Wolkenwassern dahinschiessenden Blitz ist. Ebendas. unter „Hecht".

16) Urspr. d. Myth. im Index unter Wolkenblume. Indogerm. Volksglaube s. unter Blume und Kraut.

17) Indogerm. Volksglaube s. unter Açvathazweig, Baldur und Isfendiar.

18) Prähistorische Studien S. 469—480.

19) Indogerm. Volksgl. an verschiedenen Stellen.

Kleine Mitteilungen.

Der Hausgeist in der Neumark, in Barnim und im Sternberger Lande.

Von **H. Prahn.**

Wie in der Mark Brandenburg überhaupt, so glaubt man auch in der Neumark und in Barnim an die Existenz eines Hausgeistes, der bald Kobold, bald Drâk (Drache) genannt wird. Im Sternberger Lande kennt man nur den letzten Namen.

In der Vorstellung der Landleute verlässt der Drâk seinen Herrn nicht freiwillig und tritt bei dem Tode desselben in den Dienst des Erben (Zielenzig). Wohl aber kann er einem Familienmitgliede überlassen werden. So gab ein Bauer in Breesen seiner Tochter einen Drachen als Aussteuer mit. Man kommt aber auch auf folgende Weise in seinen Besitz:

Findet man in der Neujahrsnacht auf einem Kreuzwege ein schwarzes Huhn, so soll man es mit in sein Haus nehmen, dort verwandelt es sich in einen Drachen. Jedes Kind aber, das nun im Hause geboren wird, stirbt (Biberteich).

Allgemein herrscht der Glaube, dass der Drache auf dem Hausboden in einer Tonne gehalten werde, die mit Zeug, Federn und auch wohl mit Flachs gepolstert sein muss. In Dölzig sagt man, man müsse ihm jedes Jahr einen neuen bunten Rock hinlegen. Der Kobold wird mit Hirsebrei gefüttert, der aber nicht zu heiss sein darf, sonst kratzt der Geist die betreffende Person.

Einer Magd in Breesen fiel es auf, dass die Bauersfrau täglich Hirse kochte und ihn in einer Schüssel verstohlen auf den Boden trug. Sie schlich ihr eines Tages nach und sah, dass diese den Deckel von einer dort stehenden Tonne hob, die Schüssel hineingab und mit jemand sprach. Da wurde sie neugierig, und als die Frau einmal zu Markte war, hob sie selbst den Deckel in die Höhe und sah den Drachen; der drohte ihr aber, darum hat sie niemand verraten, wie er aussah. Als die Bauersfrau am nächsten Tage vom Boden kam, war ihr Gesicht ganz zerkratzt.

Der Kobold spielt im Gedankenleben der Landleute eine grosse Rolle. Wer reich geworden, ist es nicht durch Arbeit oder Spekulation, sondern durch seinen Hausgeist geworden. Er soll nämlich den Leuten bei der Arbeit helfen, z. B. die Pferde füttern, die Kühe melken. Ganz besonders aber fördert er den Wohlstand seines Herrn dadurch, dass er den Nachbarn Geld und Getreide stiehlt und diesem zuträgt. Danach unterscheidet man im Lande Sternberg Geld- und Getreidedrachen; die ersteren sind von roter, die letzteren von blauer Farbe.

Ein Mann aus Madlitz hörte auf dem Heimwege um Mitternacht über sich ein Rasseln. Er blickte auf und gewahrte einen Drachen, der sich eben auf einen Ast setzte Er hatte einen Katzenkopf und einen roten und einen blauen Flügel, trug also Geld und Getreide. Der Mann hätte den Geist greifen können; er fürchtete sich aber sehr, eilte fort und hörte nur noch, dass der Drache mit Gerassel weiterflog.

Der Kobold geht nur nachts aus. Man kann ihn dadurch von seiner Behausung fernhalten, dass man über Nacht die Lampe brennen lässt, was z. B. Frau St. in Klausdorf stets thut.

Sehen die Leute in der Neumark aus einem Schornstein Funken fliegen, so sagen sie wohl, da fliege der Drache und gehe auf Raub aus oder trage gestohlenes Gut davon. Auch Sternschnuppen werden so gedeutet. Und man erzählt, der Drache sehe aus wie eine feurige Schlange (Wandern).

Von dem Drachen wird man befreit, wenn man ihn in einer Neujahrsnacht auf einen Kreuzweg setzt, wo er bleiben muss, bis ihn ein anderer mitnimmt. Auch sagt man, das einzige Mittel, sich seiner zu entledigen, bestehe darin, dass man das Haus sicher verschliesse und dann niederbrenne.

Der Drache tritt auch als selbständiges Wesen auf, frei von einem Herrn. Man erzählt, er bewache Schätze in der Erde. In der Mitternachtsstunde kommen dieselben an die Oberfläche und „brennen“. Wer einen solchen Schatz brennen sieht, darf nicht zugreifen, sondern soll ein eisernes Gerät auf die Stelle werfen und dann fortlaufen, ohne sich umzusehen, „sonst erwürgt ihn der Drache“. Wenn man am nächsten Tage an der Stelle nachgräbt, an der das Eisen liegt, findet man den versunkenen Schatz (Wandern). Im Soldiner Kreise besteht der Glaube, dass ein Schatz nur alle funfzig Jahre einmal brenne.

Der Kobold wird auch den Unterirdischen gleichgesetzt. In der Umgegend von Landsberg lässt man bei ungetauften Kindern über Nacht die Lampe brennen, sonst würden die „Unnerärdschen oder Kobolde“ das Kind stehlen und man würde am andern Morgen einen Kobold in der Wiege haben. (Man nennt hier ein verwachsenes Kind mit dickem Kopf einen Kobold.)

In Barnim hat man wesentlich andere Vorstellungen von dem Hausgeist. Der Kobold, wie er hier vorzugsweise genannt wird, trägt nicht fremdes Getreide oder Geld zu, sondern hilft nur bei der Arbeit. Er sucht sich selbst seinen Herrn. Zu einer Magd in Biesenthal kam ein Kobold dreimal. Da sie den Spruch nicht hersagen wollte, durch den sie sich hätte in seinen Besitz setzen können, hat er sie mit Kuhmist und dicker Milch beworfen.

B. in Biesenthal war früher arm und ist durch einen Kobold reich geworden, den ihm aber jetzt Diebe geholt haben.

Ein Knecht hatte seiner Braut vom Jahrmarkt einen Strauss Kuhblumen mitgebracht, den jene achtlos wegwarf. Am Tage darauf war zu ihrem Erstaunen die Küche von unsichtbarer Hand aufgescheuert, am nächsten Tage von allem genascht und am dritten waren alle Geräte durcheinander geworfen. Während sie sich noch das Unheil ansah, stand plötzlich ein Kobold vor ihr und sprach:

„Hättest du mich nicht fortgeworfen, als ich eine Kuhblume war, so hätte ich dir stets bei der Arbeit geholfen, nun aber habe ich alles entzwei geschmissen.“ (Sophienstadt bei Biesenthal.)

Der Kobold trägt auch gelegentlich seinem Herrn Speise zu. In Ruhlsdorf brachte er einer Frau täglich das Mittagbrod. Der Knecht derselben wollte erfahren, wie sie zu dem Essen käme, da sie nie kochte, und versteckte sich eines Tages hinter dem Ofen. Als nun der Kobold kam, zeigte er auf den Ofen und rief: „Gucket, gucket, trajahn“ (?). Da ihm die Frau aber nicht verstand, erbrach er sich in die Schüssel und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Der Kobold weiss überhaupt mehr als ein Mensch. So hat ein Ackerbürger in Biesenthal einen Kobold, der Diebstähle ans Licht bringt. Einmal hat er zwei Arbeiter im Walde beim Holzstehlen ertappt und es sogleich seinem Herrn erzählt. Der hat es den Schuldigen am andern Tage auf den Kopf zugesagt, so dass sie den Diebstahl haben eingestehen müssen.

Berlin.

Ochsenhaut als Landmass.

Die Sage, die sich an die Gründung Karthagos und im Mittelalter an die Grunderwerbung mancher Klöster knüpft, begegnet auch in Persien. General Albert Gastinger Khan, der viele Jahre in hoher Stellung in Persien geweilt, berichtet in seiner Schrift: „Von Teheran nach Beludschistan. Innsbruck 1881“ Seite 5 folgendes von dem Dorfe Mehun, das eine kolossale Moschee, einen wahren Prachtbau besitzt: „Vor tausend Jahren, wie ein vorhandener monumentaler Denkstein nachweist, fühlte sich der mächtige Perserkönig Schah Nymetullah der Regierung müde und wahrscheinlich auch durch den Gedanken an die Sühne der von ihm begangenen Grausamkeiten bewogen, zu Gunsten seines Sohnes zu abdicieren, und kam als Derwisch gekleidet an dieser Stelle an, die damaligen Einwohner des Dorfes bittend, man möge ihm nur soviel Erde schenken, als eine Ochsenhaut bedecke und zur Bebauung vom vorhandenen Bache wöchentlich soviel Wasser zuweisen, solange als der abgerissene Kopf einer Wespe sich schwimmend am Leben erhalte, was ihm auch ohne weiteres gewährt wurde.

Der Derwisch liess sich nieder, fing an die Ochsenhaut in lange schmale Streifen zu schneiden und damit eine bestimmte Peripherie der Grundfläche zu belegen. In den abgerissenen Wespenkopf steckte er eine lebende Ameise, verklebte die Öffnung und warf ihn ins Wasser, wo er sich durch mehrere Tage bewegte, bis die Ameise sich durchgefressen hatte und ertrank. Der Derwisch-König hatte nun hinreichend Wasser, um die Gegend urbar zu machen, gründete mit einem souveränen Stammkapital ex voto diese Moschee samt einer Menge umliegender Ubikationen, wo heute noch 40 bis 50 Derwische ein faules Klosterleben führen und ihren freigebigen Gründer preisen. Dieser heilige Wallfahrtsort ist zugleich eine unantastbare Freistätte für Verbrecher jeden Kalibers.“

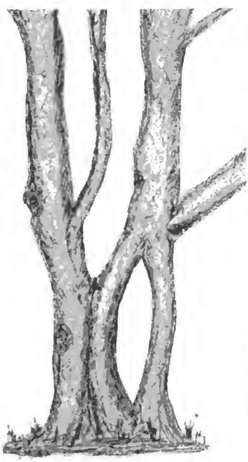
Gufidaun. Ignaz v. Zingerle.

Der Zwiesel-Baum im Elisenhain bei Greifswald.

Von **Ernst Friedel** in Berlin.

(Mit 1 Abbildung.)

Seit Jahren war ich auf einen Baum im Elisenhain nahe Eldena, unweit Greifswald in Neuvorpommern, aufmerksam gemacht, durch den die Kinder „geholt“ würden. Nach langem Suchen gelang es mir, den in der That höchst auffallenden Baum, eine Hagebuche oder Hainbuche (Carpinus betulus), dessen Blätter faltiger und länglich spitziger, als sonst bei dieser Baumart gewöhnlich, gestaltet sind, aufzufinden. Der Baum, dessen unteren Teil unsere Abbildung darstellt, steht unweit des Weges, an welchem bis vor einigen Jahren ein Bolzenbüchsen-Scheibenstand lag, etwas südlich von dem letzten Buchstaben **n** des gedruckten Namens Elisen-Hain auf der neuesten grossen Generalstabskarte, Nr. 593, Preussische Landesaufnahmen 1885, herausgegeben 1886, Massstab $^1/_{25000}$ der natürlichen Länge. Ob es sich um einen einzelnen Baum oder um die bereits in den obersten Wurzelverzweigungen stattgefundene Verwachsung zweier Bäume, unter vollständiger Überwallung der Berührungsflächen, handelt, ist nicht leicht festzustellen, wenigstens kann ich, obwohl ich den Baum mindestens zu sechs verschiedenen Malen eingehend betrachtet habe, zu keiner Entscheidung kommen. Vom Wege aus rechts gesehen gabelt sich die rechte Stammseite ungefähr einen halben Meter über der Erde, bildet einen spitzeiförmigen, etwa einen Meter langen Spalt, der oben wieder fest verwächst und an den Innenflächen so glatt, im Gegensatz zu den übrigen Stammflächen des Baumes aussieht und sich anfühlt, dass man geneigt sein möchte, diese Glätte wenigstens teilweise als künstlich bewirkt, anzunehmen. Als ich den Zwiesel-Baum am 28. Juni 1890 mit meinem Sohn Erwin wieder einmal betrachtete, kamen zwei junge Ehepaare des Weges, die keine Ahnung hatten, weshalb ich dem Baum besondere Aufmerksamkeit schenkte. Als die eine Frau ihre Begleiterin auf das sonderbare Loch in dem Baum aufmerksam machte, erzählte die andere, dass man hier sieche oder verwachsene Kinder durchhole, damit sie gesund würden. Es war mir dies eine überraschende, nicht unwillkommene Bestätigung dessen, was ich von dieser Hagebuche bereits wusste.



Der Zwiesel-Baum im Elisenhain bei Greifswald. Weissbuche.

Die Sitte, Gebresten aller Art dadurch zu heilen, dass man durch ein Loch, einen Spalt, die Gabel (Zwiesel) eines Baumes kriecht oder hindurch gezogen wird, ist ungemein verbreitet. Anfänglich scheint man Bäume künstlich gespalten und die Spalten solange auseinander gehalten zu haben, bis der Leidende hindurch gekrochen war. Dann liess man den Baum in die ursprüngliche Gestalt zurückschnellen und meinte, dass, wenn der Spalt wieder verwachsen sei, die Krankheit

für immer verbannt wäre. W. Mannhardt, „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme" (Berlin 1875) geht (S. 33) sonderbarerweise auf die spätere Gewohnheit nicht näher ein: „Es liegt von meinem gegenwärtigen Zweck ab, auszuführen, wie dieses Durchkriechen durch einen gespaltenen Baum sich umgesetzt hat in das Durchkriechen durch die natürliche Höhlung, welche durch zwei unten sich trennende, oben wieder in eins zusammenwachsende Äste gebildet wird."

Auch mit Tieren wird ähnlich verfahren. — Kuhn, Märkische Sagen und Märchen (Berlin 1843) sagt Seite 379: „Ist die Milch einer Kuh blutig, so muss man diese durch einen Eichendopp (d. h. durch ein Stück Eichenholz, in dem eine natürliche Öffnung ist) melken."

Eine Durchsicht vieler Sammlungen von Sitten und Gebräuchen hat mich belehrt, wie wenig der so verbreiteten Sitte des Durchholens der Kinder durch Zwieselbäume Erwähnung geschieht[1]). Auch deshalb hielt ich die Mitteilung über die Zwieselbuche in der Eldenaschen Hölzung nicht für überflüssig.

Gleichzeitig benutze ich die Gelegenheit, der Akademischen Forstverwaltung die sorgfältigste Schonung und Erhaltung des Wunderbaumes, wie hiermit geschehe, dringend ans Herz zu legen.

Pfingstlied.

Pingsbrûd üss uppgestôn
mit die gêle, krûse Hœr.
De Brüjem üss groff, die Brûd üss fin —
Mutt watt in de Korf sìn!
Eier, Eier in de Korf,
Stüver, Stüver in die Grippe!
Een Ei batt uss niet,
twê Eier schatt uss niet;
fifuntwintig upp den Diss,
wett die Brûd, watt sorgen üss!

Brüjem = Bräutigam; Grippe = die zum Zugreifen bereite Hand; batt = hilft; uss = uns; wett = weiss; üss = ist.

Vorstehendes Lied ist, wie die Anfangsworte desselben zeigen, ein Pfingstlied. Es wurde in Meiderich (Regierungsbezirk Düsseldorf) vor etwa dreissig Jahren von kleinen Mädchen, welche am 1. und 2. Pfingstfeiertage, um Gaben bittend, das Dorf durchzogen, gesungen. Diese Mädchen, welche einen grossen Armkorb, dessen Deckel mit frischen Blumen geschmückt war, mit sich führten, hiessen Pfingstbräute. Nicht nur Eier, sondern auch andere kleine Geschenke, wie Weckschnitte u. s. w. wurden gesammelt; Geld dagegen mit den Worten „Stüver, Stüver in de Rhîn!" abgewiesen.

1) Es sei gestattet, zu verweisen auf Grimm, Mythol.[2] S. 1118 ff. Gervasius Otia imperialia, herausgegeben von F. Liebrecht S. 180. 236. 241. 243. 246. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube[2] S. 93. 317. Nyrop, Kludetræet, in der Dania. I. 1. Unsere Zeitschrift I. 101. II. 50. K. W.

Das Liedchen ist der letzte Rest des uralten Mai-Umzuges der Pfingstbraut und des Pfingstbräutigams; vgl. Grimm, Deutsche Mythologie [2] S. 746 ff. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 431 ff. 488 ff. A. Kuhn, Märkische Sagen 319 ff. Westfälische Sagen 2, 160 ff.

Meiderich. C. Dirksen.

Kinderlied.

Auch in Ostfriesland schlägt der Storch seine Sommerwohnung auf. Er wird bei seiner Ankunft von Jung und Alt freudig begrüsst. Die Kinder singen nach unten verzeichneter Melodie:
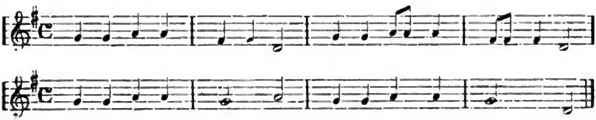
Stôrke, stôrke langebên,
hest mîn fader un môder nêt sên
up dat lütje bôntje? —
Breng' mi 'n lütje sôntje!

Die Kleinen verstehen nicht, was sie singen; aber auch die Erwachsenen scheinen keine Ahnung davon zu haben. Selbst Kern und Willms, welche das Kinderlied auf Seite 77 ihrer Sprichwörtersammlung bieten, ist der Inhalt fremd geblieben. Es heisst nicht in dem Lied: Hest dîn fader un môder nêt sên, sondern wie oben angegeben. Die drei ersten Verszeilen bilden sodann eine Frage. Ferner heisst es nicht, wie jedes Schulkind in Leer und Umgegend weiss, up dat höge bôntje, sondern: up dat lütje bôntje. Lütjet bôntje — im Gegensatz zu bœne, dem eigentlichen Söller. Dat lütje bôntje ist ein vom Söller oft nur durch einen einfachen Bretterverschlag abgeteilter Raum, der gewöhnlich als Schlafstube benutzt wird. Die Frage lautet mithin: Hast du nicht meinen Vater und meine Mutter im Schlafstübchen gesehen?

Im nördlichen Teile Ostfrieslands, wo ich einige Jahre als Lehrer wirkte, habe ich das Liedchen nicht gehört, obgleich sich unmittelbar unter den Fenstern meiner Wohnung ein Storchnest befand. — Dort sangen die Kinder: Störke, störke langebên, wennêr wult du't land besên u. s. w. Das Kinderlied befindet sich auch bei Dornkaat Koolman III S. 329, wahrscheinlich der Sprichwörtersammlung von Kern und Willms entlehnt.

Die Melodie lautet:

Stôrke, stôrke langebên etc.



C. Dirksen.

Sprichwörter aus Meiderich.

I.

De Fraulüh upp all de Kirmessen un de Schlübbers in alle Wessen, die hewwe gau gedohn.

Schlübbers sind Arbeitsschürzen; Wessen Wäschen; gau bedeutet schnell, leicht, rasch. Arbeitsschürzen werden leicht schmutzig, müssen oft und stark gewaschen werden und sind aus diesem Grunde bald abgenutzt. Dasselbe ist nach unserm Sprichwort mit den jungen Mädchen der Fall, welche alle Kirmesse in der Nähe und die mit denselben verbundenen Bälle besuchen.

Die Erwähnung der Kirmesse weist auf einen Ort, in welchem die Kirmesse noch etwas gelten, wie in Meiderich. Zu der bis vor wenigen Jahren hier stattfindenden Herbstkirmess wurden die Häuser von aussen und innen angestrichen, Weissbrote gebacken, frisches Fleisch in Menge gekauft und die Verwandten aus der Umgegend eingeladen. Dass der alte Meidericher aber auch sehr wohl die mit dem öfteren Besuch der Kirmesse verbundenen Gefahren für junge Leute kannte, zeigt unser Sprichwort.

Ein ähnliches Sprichwort ist: De beste Köh findt me upp de Stall un Löpers öwerall.

II.

Hä heet mit den Räger.prozess; hä heet die Küte verlore.

Küte sind die Waden, das dicke Fleisch an den Unterschenkeln. In Ostfriesland spricht man auch von küten in de arms. —

Als Ursache des Verlusts der Küte giebt das Sprichwort an: Hä heet mit den Räger prozess. Der Reiher gehört nach 3. Mos. 11 und 5. Mos. 14 zu den unreinen Tieren. In der poetischen Edda (Havamal 13) ist er das Bild der sinnlosen Trunkenheit. Aber auch in den mir bekannten niederdeutschen Sprichwörtern und Redensarten erweckt die Erwähnung des Reihers üble Vorstellungen. So sagen wir in Ostfriesland: He stinkt as 'n reiger (Doornkaat Koolman, Wörterbuch III S. 24); und hier zu Meiderich spricht man von einem, der sich sinnlos betrunken hat: Hä heet sich gekotz äss enn Räger.

Wie in den ostfriesischen Redensarten: He kan't rüggen, he hed'n gode rügge ein bildlicher Ausdruck für: er ist reich, vermögend u. s. w. gegeben ist, so können auch die Ausdrücke „Küte hewwe" resp. „die Küte verliere" bildlich genommen werden. Dann wendet sich das Sprichwort gegen solche, welche ihr Vermögen durch leichtfertig unternommene Prozesse verspielten.

Meiderich, Reg.-Bez. Düsseldorf. C. Dirksen.

Eine mythologische Anfrage.

Miss Gertrude M. Godden in Ridgefield bei Wimbledon in England, unser geehrtes Mitglied, hat folgende Anfrage eingesandt, welche sie auch in englischen und amerikanischen Zeitschriften aufgestellt hat:

„Warum gebrauchen die Urmenschen in religiösen Ceremonien gefesselte Götzenbilder? und aus welchem Grunde erzählen sie Mythen und Legenden von gefesselten und gefangenen Göttern? Die vulkanischen Mythen kommen hier nicht in Betracht.

Als griechische Beispiele erlaube ich mir zu citieren: die Statue des gefesselten Aktäon, welche Pausanias in Orchomenos sah (Paus. IX. 38. 6); das Jahresfest, welches zu Ehren der Hera in Samos gefeiert wurde, Tonĕus genannt, bei dem die Statue der Göttin, der Legende nach dicht mit Weidenzweigen

umwunden an die Seeküste getragen und versteckt wurde (Athenäus XV. c. 13); und in der Mythe das Fesseln des Ares durch die Aloiden im festen Gefängnis; ja in einem Bronzegefäss lag er dreizehn Monate gebunden (Iliad. V, 385 ff.).

Das Fesseln eines Götzenbildes mit einer eisernen Kette kommt im Ritus vor in China; die Einsperrung der Sonne und des Mondes in einem eisernen Dreschhaus in der finnischen Mythologie; in Erntegebräuchen das Binden der letzten Garbe mit ungewöhnlich vielen Strohseilen (Mannhardt, Mythologische Forschungen S. 320 f.).

Ich bitte um Aufklärung über folgende Punkte:

1. Die Fesselung von Götterbildern, geheiligten Personen, Tieren, Gegenständen; mit Seilen, Zweigen, Ketten u. s. w., entweder zu bestimmten Zeiten, oder dauernd;
2. Gebräuche, die dazu in Beziehung stehen;
3. Mythen oder Sagen von solcher Fesselung."

Fürs erste erlauben wir uns, auf die Deutung der Fesselung griechischer Gottheiten hinzuweisen, die sich unter anderm in Prellers griechischer Mythologie finden, ferner auf W. Schwartz, Indogermanischer Volksglaube, Berlin 1885. S. 115. 122 ff. 128. 134. 137. 140. 143.

Die Red.

Gegen Bücherdiebe.

Neulich fand ich in einer Familienbibel aus dem vorigen Jahrhundert folgenden Spruch eingeschrieben:

Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb;
Es sei Herr oder Knecht.
Der Galgen ist sein Recht.
Kommt er an ein Haus,
So jagt man ihn hinaus.
Kommt er an einen Graben,
So fressen ihn die Raben.
Kommt er an einen Stein,
So bricht er Hals und Bein.

Die beiden ersten Zeilen werden häufig angewandt. Die folgenden Verwünschungen klingen altertümlich. Die beiden Zeilen: „Kommt er an einen Graben, So fressen ihn die Raben", erinnern an ein bekanntes Kinderlied [1]).

W. Schwartz.

---

1) Der gleiche Schluss findet sich in dem von Simrock, Das deutsche Kinderbuch [2] no. 351 gedruckten Anathema gegen Bücherdiebe: „Dieses Buch ist mir lieb, Wer es stiehlt ist ein Dieb, Kommt er an einen Stein, Bricht er sich ein Bein, Fällt er an einen Graben, Fressen ihn die Raben." — Über die Sprüche und Verse gegen Bücherdiebe in älterer Zeit vgl. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter [2] S. 443 ff. und Pölchau, Das Bücherwesen im Mittelalter S. 16; vgl. auch Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit (Nürnberg) 1883. Sp. 15.

K. W.

Zwei Bienensegen,

eingeschrieben in ein Exemplar der Kopenhagener K. Bibliothek von De castitate sacerdotum. Lipsiae. 1499. 4°, mitgeteilt von Prof. Kr. Nyrop.

Wan die Binen schwermen wollen, das sie nit hinwegk fliegen So sprich

Ich verbiete dir Biene und Imme bie Gots stimme
Das du nit fligest aus desses Hofes Kringe
Du habst dan Gote und Mariæ vorlieb (l. urlob)
Im namen des Vathers † und des Sons † und des H Geists †

Vel vtere hoc modo

Bine und beninne. Ich gepiete dir bie Jesu stimme
Das du hie bie mir wohnest zu haus und zu hofe
Als die trew und warheitt bie unserm Hern Gode.
Im nahmen des Vathers † und des Sons † und des H Geists †

Mache desse drej Creutze mit dem rechten fufz
auff die erden wirff den (l. der) Erden unter deinem fusse
mangk oder pobber (l. bober) die Bienen so mogen sie nit
von deinem Hofe hinwegk fligen.

Vgl. Sitzungsber. der Wiener Akad. d. Wiss. Ph.-hist. Kl. LII, 5—19, LXIX, 35 f. Münchener Sitzber. 1866. II, 110 f. Müllenhoff-Scherer, Denkm.[2] S. 316 f. Germania I, 109. XXIX, 98. Unsere Zeitschr. I, 321. K. W.

Sammlung der Volksüberlieferungen in Mecklenburg.

Der Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde hat im Februar 1891 einen Aufruf zu einer Sammlung mecklenburgischer Volksüberlieferungen erlassen. Dieselbe soll, nachdem die Sagen, Märchen und Gebräuche nebst dem Aberglauben von K. Bartsch gesammelt worden sind (Wien 1879. 1880. 2 Bde.), die anderen volkstümlichen Überlieferungen in sich aufnehmen, namentlich die Volkslieder, Wiegen- und Ammenlieder, allerlei Reime und Sprüche, Rätsel, Eulenspiegelgeschichten, Schnurren und andere Erzählungen. Gymnasiallehrer Wossidlo in Waren hat zur besonderen Förderung des Unternehmens einen halbjährigen Urlaub erhalten und während desselben auf einer Wanderung durch das Land eine reiche Ernte gehalten und vielfach andere zur Hilfe gewonnen. In einem Ersten Bericht vom 31. Dezember 1891 giebt er Nachricht darüber.

Lettische Sammlungen.

Die lettisch-litterarische Gesellschaft hat beschlossen, ein Verzeichnis anzulegen über alle volkskundlichen Materialien, die in den zahlreichen lettischen Zeitungen und Zeitschriften seit Jahrzehnten gedruckt worden sind, und dieselben der Forschung zugänglich zu machen.

Zweitens will sie ein Ortsnamenverzeichnis über das lettische Volksgebiet anlegen, das nicht bloss alle Ansiedelungen, sondern auch die Namen der Felder, Wiesen, Wälder, Höhen und Gewässer enthält.

Hermann Frischbier †.

Zu Königsberg i. Pr. starb am 8. Dezember 1891 nach langen schweren Leiden der emeritierte Rektor der altstädtischen Töchterschule, Hermann Frischbier, der eifrigste Arbeiter in der Volkskunde Ostpreussens. Am 10. Januar 1823 zu Königsberg als Sohn eines Maurers geboren, wuchs er im plattdeutschen Volksleben auf, dem er sein Leben hindurch, nachdem er die darin ruhenden Schätze verstehen gelernt hatte, seine Liebe und seine Kräfte schenkte. Sein erstes Werk waren die Preussischen Sprichwörter und volkstümlichen Redensarten (1864. 1865. 1876). Bekannt ist, dass er dafür „wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses“ auf die Anklagebank kam, aber auf Grund der Verteidigung der Professoren Rosenkranz, J. Zacher und O. Schade freigesprochen ward. Seine anderen Werke sind: Preussische Volksreime und Volksspiele (1867), Hexenspruch und Zauberbann (1870), Preussische Volkslieder in plattdeutscher Mundart (1877), Preussisches Wörterbuch (1882. 83. 2 Bde.). Ausserdem hat er in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der Altpreussischen Monatsschrift, die auch eine Fortsetzung seiner Volksreime und Volksspiele bringen wird, Arbeiten veröffentlicht.

Alle die ihn kannten, schätzten ihn wegen seines treuen Fleisses und seiner menschlichen Tüchtigkeit. Unserm Verein gehörte er als ordentliches Mitglied an.

K. W.

Bücheranzeigen.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Dritte umgearb. und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verf. bearbeitet und herausgegeben von Dr. M. Bartels. Mit 10 lithogr. Tafeln, dem Porträt des Dr. Ploss und 203 Abbild. im Text. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1891. 2 Bde. S. XIV. 575. VII. 684. 8°.

Ein bereits wohl bekanntes grosses Werk liegt hier in dritter umgearbeiteter und stark vermehrter Gestalt vor uns. Wie bei der zweiten, hat auch bei dieser Auflage Herr Sanitätsrat Dr. Max Bartels, der verdiente Berliner Arzt und ausgezeichnete Anthropologe, seine Kraft und seine reichen Kenntnisse eingesetzt und das Buch wieder in Anordnung und Inhalt bedeutend verbessert. Für den Volksforscher ist das grosse Thema des Werks von ebensolcher Wichtigkeit, als für den Anthropologen und den Arzt, wenn auch sein Verhältnis dazu ein anderes ist, als das der beiden letzteren. In den durch diese gegebenen physischen Grundlagen wird er für seine ethischen und historischen Forschungen grosse sichernde Förderung erkennen, und sich überzeugen, dass er bei seinen Schlüssen und Urteilen die Berücksichtigung jener nicht entbehren kann.

Das Werk zerfällt in zwei starke Bände. Der 1. Band behandelt in der 1. Abteilung den Organismus des Weibes in sieben Kapiteln, in der 2. Abteilung das Leben des Weibes in 27 Kapiteln. Diese Abteilung wird im ganzen zweiten

Bande fortgesetzt und in weiteren 33 Kapiteln zum Schluss geführt. Von dem weiblichen Embryo bis zum Begräbnis des toten Weibes erhalten wir hier einen tiefen Einblick in das ganze Wachsen, Blühen und Vergehen. Vier nützliche Anhänge schliessen das Werk.

Einen wichtigen Bestandteil bilden die vielen Illustrationen, teils auf zehn Tafeln, teils in 203 dem Text eingefügten Abbildungen, die häufig nach Photographieen teils von der Natur, teils von Gegenständen der grossen Berliner und Münchener Sammlungen genommen sind. Es ist dadurch ein ungemein wertvoller Schatz dem Werke einverleibt worden, das wir als eine wichtige, auch die Volksforschung sehr verpflichtende Arbeit mit dem gebührenden Danke begrüsst haben.

K. Weinhold.

Joh. Ph. Glock, Die Symbolik der Bienen und ihrer Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker. Heidelberg, Th. Groos, 1891. S. XII. 411. 8°.

Aus diesem fleissig zusammengetragenen Buche eines Imkers geht uns im besonderen das 5. Kapitel des 2. Teils an: die Bienen bei Germanen und Slaven, worin aus Glaube und Sitte dieser Völker viel auf die Bienen bezügliches gesammelt ist. Der Verfasser des Buches ist kein wissenschaftlicher Forscher in diesen Dingen, sondern ein gebildeter Dilettant, belesen und in der Darstellung gewandt. Gern wird man die volkstümliche Geschichte von der steirischen Bienenmutter, der Witwe Magdalena Hermann in Mixnitz, lesen, die in unsere Lesebücher übergehen sollte.

K. W.

Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie (Lehrbücher der germanischen Philologie. I.) Berlin, Mayer & Müller, 1891. S. XI. 354.

Das wichtige Buch, das eine Frucht langjährigen Fleisses ist, gliedert sich in neun Kapitel, von denen die drei ersten die Einleitung enthalten: 1. Geschichte der Wissenschaft der germanischen Mythologie, 2. Begriff und Aufgabe der Mythologie, 3. Quellen. Darauf folgt die Behandlung des Seelenglaubens und des Marenglaubens, als ältester Stufen der Religion; darauf wird der Naturdämonenglaube nach einer niederen und höheren Stufe vorgetragen, und nun erst gelangen wir zu dem Götterglauben und Götterkultus. Hr. Meyer teilt die Götter in Gewittergötter (Tyr-Ziu, Freyr, Heimdallr), Windgötter (Odin-Wodan, Ullr, Baldr mit Sippe, Bragi, Njǫrdr) Wolkengöttinnen (Frigg-Freyja, Fricke, Harke, Berchta, Holda, Sprossformen). Im 9. Kapitel wird der Heroenmythus behandelt.

Das Buch soll ein Handbuch der germanischen Mythologie sein und es wird in der Hand eines Kundigen dazu vortrefflich dienen, da es das Material so umfangreich vorführt, wie man es sonst nicht findet. Im übrigen wird der Kundige über vieles anderer Meinung sein, ganz abgesehen von der von uns in dieser Zeitschrift I. S. 451 ff. näher beleuchteten Ansicht des Verfassers über den ungermanischen Ursprung und das fremde Wesen der meisten nordischen Mythen. Immerhin aber nimmt dieses Buch neben Mogks Mythologie (im Grundriss der germanischen Philologie von H. Paul. VI. Abschnitt) eine sehr achtenswerte Stellung ein.

Die schlechte Ausstattung und der inkorrekte Druck müssen gerügt werden.

K. Weinhold.

Ignaz V. Zingerle, Sagen aus Tirol. Zweite vermehrte Auflage. Innsbruck, Wagner'sche Univers. Buchhandlung, 1891.

Ignaz v. Zingerle ist der treue Eckart, der seit länger denn einem Menschenalter den Schatz der Volksüberlieferungen seines Heimatslandes Tirol hütet und dabei eifrig dafür sorgt, dass nicht bloss seinen Landsleuten das Bewusstsein von demselben wach erhalten werde, sondern auch in weiteren Kreisen die Wissenschaft des deutschen Volkstums davon Nutzen ziehen könne.

In zweiter, stattlich vermehrter Auflage sind kürzlich seine Sagen von Tirol erschienen. Die Ausgabe vom Jahre 1859 bot 764 Nummern, die jetzt vorliegende zeigt deren 1022, und zwar hat besonders das Eisakthal, Pusterthal und Vinstgau neue Berücksichtigung gefunden, während auch sonst aus historischen Notizen und katholischen Legenden reichliche Nachlese gehalten ist. Die mündliche Überlieferung giebt aber nach wie vor den Hauptinhalt des Werkes her und macht die Sammlung in ihrer objektiven Auffassung des Stoffes und schlichten Darstellung zur ersten Quellenschrift inbetreff des tiroler Volksglaubens.

Der wissenschaftlichen Behandlung des von Zingerle gebotenen Stoffes kommt ein angehängtes Kapitel von Anmerkungen namentlich mit Hinweisungen auf die entsprechende Litteratur, sowie ein eingehendes Sachregister entgegen. Rezensent bekennt offen, dass er den gelegentlich in den Anmerkungen hervortretenden Standpunkt Zingerles in betr. des Charakters des Volksglaubens nicht teilt, wenn er z. B. S. 70 zum Teil mit Grimm „in vielen Hexen verkappte heidnische Priesterinnen“ wiederfindet, bei anderen Gestalten an Freyr oder gar Baldr denkt, überhaupt die Sagen als Niederschläge alter Mythen fasst, während sie umgekehrt meist volkstümliche Prototypen solcher sind. Da Zingerle derartige Ansichten aber nirgends in die Darstellung selbst drängt, so bleibt der eigentliche Sagenschatz, in dem der Wert des Werkes beruht, davon und von jeder Differenz ganz unberührt, und dem Dank seiner Landsleute für die neue schöne Gabe gesellt sich auch der der Wissenschaft.

W. Schwartz.

Handtmann, E. Was auf märkischer Heide spriesst. Märkische Pflanzen-Legenden und Pflanzen-Symbolik. Berlin, Lüstenöder (1891). S. VII, 184. 8°.

Der Verfasser hat in seinen „neuen Sagen aus der Mark Brandenburg, Berlin, 1883“ schon einmal einen Beitrag zur deutschen Sagenkunde in Druck gegeben. War schon diese Publikation nicht eben glücklich zu nennen, da die Kritik nicht mit der nötigen Schärfe angewandt und die Sammlung ausserdem durch Ausschmückungen stark entwertet schien, so gilt dies von den vorliegenden märkischen Pflanzensagen in erhöhtem Masse. Mag auch in der Vorrede versichert werden, dass die einzelnen Sagen dem Volksmunde entnommen sind, dem Kenner des Volkstums wird es darum doch nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, dass er es hier in keinem Falle mit einem wirklich volkstümlichen Werke zu thun hat. H. stellt selbst die Frage auf: „Wie mögen derartige sagenhafte Gebilde entstanden sein. Sinds Erbstücke uralter mythologischer Vorzeit? Sinds Gleichnisse, von Gelehrten, Priestern, Lehrern, Erziehern aufgestellt? Sinds Grossmütter- oder Ammenträume?“ und giebt darauf die Antwort: „Zweifelsohne hat jede dieser drei Quellen, und nebenbei noch haben einige andere Phantasiequellchen, etwas von ihrer Fülle in den durch unser Volksleben plätschernden Giessbach der Sagenbildung und Symbolisierung hineinströmen lassen.“ Uns will es ebensowenig

zweifelsohne erscheinen, dass diese Gleichnisse des Gelehrten, Priesters, Lehrers und Erziehers, sowie die anderen Phantasiequellen, von denen das Buch auf jeder Seite Zeugnis ablegt, auf des Verfassers, bezw. seiner Gewährsmänner Rechnung zu setzen sei. Jedenfalls sind in der Sammlung wirklich Volkstümliches und ausgesprochen Nichtvolkstümliches so mit einander verquickt, dass eine Scheidung kaum möglich erscheint und die Arbeit somit für den Forscher fast wertlos wird. Anders mag man vielleicht über den litterarischen Wert des im übrigen hübsch ausgestatteten Buches denken; darüber zu urteilen ist jedoch hier nicht der Ort.

U. Jahn.

Guido List. Deutsch-mythologische Landschaftsbilder. Berlin, H. Lüstenöder 1891. S. 264 8°.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist als mythologischer Schwärmer durch das niederösterreichische Land und Gebirge gewandert und hat überall die deutlichen Spuren unserer alten deutschen und nordischen Götter aufgefunden. Er erzählt seine Forscherwanderungen begeistert, in einer Sprache, die alt, bieder und kräftig sein soll, die aber durchaus auf unverdorbenen Geschmack je länger je mehr abstossend wirkt. Er ist in Mythologie und Sprachkunde der ärgste Dilettant, und wir raten ihm, erst etwas zu lernen, ehe er sich als Mythologe wieder herwagt. Patriotische Begeisterung allein thut es nicht! K. W.

Dr. M. Höfler in Tölz. Der Isarwinkel. Ärztlich-topographisch geschildert. München, Verlag von E. Stahl, 1891. S. 230 8°.

Der Verfasser sagt, gerade der Arzt in oder am Gebirge ist in der günstigen Lage, die Abhängigkeit des Menschen vom Wohnboden und den Einfluss des letzteren leichter zu überblicken. Er erachtet es für Aufgabe der Ärzte, den natürlichen Keim nachteiliger, gesundheitswidriger Zustände, welche jede menschliche Siedelung in sich trägt, ebenso wie die gesundheitsfördernden Eigentümlichkeiten der Wohnorte kennen zu lernen und erklärt, dass Vegetation, Flora und Fauna, Bodenkunde, Meteorologie, Hydrologie nicht weniger Gegenstand seiner besonderen Beobachtung sein sollten, als Anthropologie, Ethnologie und Pathologie.

Dass er selbst diesen Ansprüchen in ziemlich umfassender Weise nachzukommen bestrebt gewesen ist, zeigt das reichhaltige Buch, welches zwar keine Inhaltsangabe hat, aber durch ein Sachregister über die behandelten Fragen aufklärt.

Der Isarwinkel, d. h. der heutige Bezirk Tölz, wird zunächst in seinen Terrain- und geologischen Verhältnissen mit besonderer Rücksicht auf die Höhenlage und Bodenbeschaffenheit der einzelnen Ortschaften beschrieben. Dabei kommt auch die ältere Besiedelung und die Art zur Sprache, wie sie sich an alte Verkehrswege, namentlich an die Isar und die wichtige uralte Strasse über den Brenner, sowie die Salzsaumwege anschloss, welche von Reichenhall längs des Gebirges gegen Kempten zogen. Schmiede und Wagner waren die ersten urkundlich bekannten Bürger von Tölz. Noch bis in späte Zeit aber blieb das Handwerk und der Handel in den Flecken beschränkt, weil die Einödbauern durch ihr Gesinde schmieden, backen, weben, spinnen, zimmern, tischlern und dachdecken liessen, und was dies nicht vermochte, von Haus zu Haus wandernde Handwerker in des Bauers Stör (Stube) anfertigten. Sehr alt und lange überwiegend war die Almwirtschaft der Bauern, dazu kam Holzhau, Holzschnitt und Köhlerei, für welche

die Isar die wichtige Flossstrasse war. Noch 1780 bestanden in Tölz 23 Flossmeister mit 100 Knechten. Heut sind es nur noch 6. Dem Holzaufschlag war war der Liasboden der Voralpen stets besonders günstig. Die ältesten Alpen ergeben sich aus den romanischen Namen wie Telps, Redebein, Torchelin, Vermaus u. a.. Dabei bestehen besonders gute Pferdeweiden. Aber sowohl Pferde wie Rindvieh degenerieren, wenn sie den Boden des Gebirges verlassen und in die moosige moorige Moränenzone am Fusse der Voralpen herabstiegen.

Die Bevölkerung und ihre Verteilung und ihre Wohnungen sind zum Gegenstand eingehender Beobachtungen gemacht. Noch vor 100 Jahren gab es Wohnhäuser im Isarthal mit hölzernen Schubfenstern ohne Glas, welches durch aneinander gereihte, in das Fenstergesims eingesetzte Holzstäbchen ersetzt war. Bezüglich der Ernährung ist die Kost, ihre Bestandteile und ihr Wert für die einzelnen Arbeiterklassen nachgewiesen. Daran schliessen Angaben über deren Krankheiten. Die Beschaffenheit und die Einwirkungen des Klimas, Grundwasser und Wasserzustände des Isargebietes sowie die Trink- und Mineralwässer nach den einzelnen geologischen Zonen sind unter Mitteilung zahlreicher Analysen ganz im Einzelnen behandelt.

Für die Volkskunde interessieren namentlich die Zusammenstellungen über romanische Reste in der Bevölkerung, die sich teils in der um den Walchensee sehr zahlreichen Namen, teils oft recht ausgeprägt in der Körperlichkeit einzelner Personen und auch ganzer Ortschaften erhalten haben. Riezler verlegt dorthin die romanische Provinz Valeria. Nach Sepp sprach man hier noch zu Karls des Grossen Zeit romanisch. Die Farben von Haar und Augen, die Körpergrösse, die Schädelbildung werden in ihren Unterschieden zahlenmässig vorgeführt.

Endlich sind die Kretinbildungen, Anomalien aller Art, die Ergebnisse der Rekrutierung, die Sterblichkeit und die einzelnen Todesursachen und vorherrschenden Krankheiten, sowie die verschiedenen Arten der Unfälle mit der vollen Sachkenntnis und langen Erfahrung des einheimischen Arztes dargestellt.

A. Meitzen.

Živaja Starina. Periodičeskoje izdanije otdielenija etnografii Imp. Russk. geografič. obščestva pod redakcijeju. V. J. Lamanskavo. (Lebendes Altertum, periodische Ausgabe der etnograph. Abteilung der k. russ. geograph. Gesellschaft unter der Redaktion von V. J. Lamanskij.) Petersburg 1890 und 1891. gr. 8°. 1—4 Heft. LXII, 131, 34, 42, 24; IV, 236 und 2; II und 271; II und 230 S.

Das Ostreich in seiner gewaltigen, die verschiedenartigsten Völker und Stämme umfassenden Ausdehnung bietet für Folklore ein unerschöpfliches Arbeitsfeld. Einzelnen und Gesellschaften, vor allem der kais. russ. geographischen Gesellschaft, verdanken wir bereits Herbeischaffen von Stoff in grossen Massen und aus allen Gegenden des Reiches, das meiste davon freilich dem Auslande, wegen der Sprache, nicht unmittelbar zugänglich. Bei der steigenden Bedeutung und Ausbreitung dieser Studien bewillkommnen wir doch besonders den Beschluss der ethnographischen Abteilung der Gesellschaft, ein neues folkloristisches Organ ins Leben zu rufen und die Leitung desselben Prof. Lamanskij zu übertragen. Von diesem neuen Unternehmen liegen die ersten vier Hefte bereits vor.

Eine Beschränkung auf bestimmte Länder, Rassen, Völker oder auch nur auf die Grenzen des Reiches hat nicht stattgefunden, wir finden daher Beiträge mannichfachster Art. Einer der ausführlichsten und interessantesten ist ‚Drei Jahre bei

den Jakuten', ethnographische Skizzen von V. L Priklonskij, der, von der Weichsel nach Jakutsk versetzt, über die Sitze und Sitten vornehmlich der Jakuten handelt, namentlich wichtig sind die Ausführungen über den Schamanismus und über die Erscheinungen der ‚chorea imitatoria', einer Nervenaffection; im Anhange dazu werden zahlreiche jakutische Sagen, Lieder und Rätsel mitgeteilt, darunter das grosse Lied vom Branntwein, im Original und in der Uebersetzung eines Kosaken. Dann die Untersuchungen von G. Trusman über die Halbgläubigen (Halbheiden) im Pskovschen Gouvernement, d. i. russificirte Esthen, eifrige Orthodoxe, die ihr esthnisch und aus den Zeiten, da heidnisches ihnen noch vielfach beigemischt war, auch den entsprechenden Namen, der heute bis auf einiges bereits als Anachronismus bezeichnet werden kann, beibehalten haben. In die Anfänge von Slavistik und Folklore versetzt uns zurück der Abdruck der Korrespondenz des 1878 verstorbenen Slavisten Sreznevskij: Land und Leute in der lausitzer Wendei von 1840 werden geschildert, Eindrücke und Erlebnisse eines eifrigen und scharfen Beobachters; desselben Anzeige der slavischen Ethnographie von Safařík (1842); würdig reihen sich daran die Briefe des allzufrüh seiner Wissenschaft entrissenen Preis an Safařík, Kurschat u. a. von 1836—1846: beides eine Ergänzung förmlich zu den von Jagić herausgegebenen Materialien zur Geschichte der slavischen Philologie. Einen wertvollen Beitrag liefert J. Ždanov in seinem Studium über das Lied von Fürst Michael: nach der grossrussischen Version findet der Fürst, der seine Frau der Obhut der Mutter anvertraut hatte, bei der Rückkehr die Frau todt und überlebt nicht sein Leid; es werden nun die nächst verwandten und die entfernteren Versionen in slavischen, romanischen u. a. Volksliedern aufgesucht und es wird scharfsinnig gezeigt, wie ein historischer Name aus einem historischen Liede in wandernde Balladen herübergekommen ist. Sehr interessant ist der Bericht eines Augenzeugen, P. Rovinskij, über eine am 27. August 1890 in Grbal am adriatischen Meere abgehaltene feierliche Beilegung der Blutrache, eine wesentliche Ergänzung zu den Studien darüber eines Miklosich u. a. Th. Braun gibt eine Skizze der Griechen in Mariupol (Gouvernement Jekaterinoslaw) d. i. der letzten Reste der einstigen Krimgothen, wie dies zuerst Kunik ausgesprochen und der Verfasser in einem deutschen Programm der reformierten Schule in Petersburg 1889/90 (Die letzten Schicksale der Krimgoten) ausgeführt hatte: vereinzelt kommt noch der germanische, blonde Typus vor; Sagen, Lieder u. s. w. haben sich nicht erhalten, die Tradition reicht nicht weiter als über die Herkunft aus der Krim und den einstigen Druck des Tatarenjoches; griechische und tatarische Lieder sind gesammelt und sollen herausgegeben, in der Krim selbst Ausgrabungen vorgenommen werden.

Aus der Reihe weiterer Beiträge heben wir noch hervor; Prof. Veselovskij giebt diesmal aus dem Schatze seines Wissens nur einige Kleinigkeiten (darunter über Decamerone X, 3); Prof. Sobolevskij sucht die Namengebung im russischen Volksepos festzustellen, nach Ursprung und Alter des einzelnen. Vom Herausgeber, Prof. Lamanskij, stammt eine Art Programm, das sich über russische Journalistik, Kritik, Wissenschaft, dann über die planmässige Erforschung russischer Geschichte und Ethnographie, zuletzt über Folklore (mit Bezug auf Weinhold, Zeitschrift f. Völkerpsych. 1890 I und etwas polemisch gegen die bezüglichen Ausführungen von Gaidoz in der Mélusine) ausbreitet; ausführliche Anzeige des grossen Werkes von Prof. Pypin ‚Geschichte der russischen Ethnographie', welches seinesgleichen nicht leicht in einer anderen Litteratur haben dürfte. Der Standpunkt des Autors und derjenige des Referenten sind jedoch so grundverschieden, dass Gegensätze der Auffassung sich sogar auf die Einzelheiten erstrecken müssen;

der Referent betont daher vor allem, was ihm übergangen oder nicht nach Gebühr gewürdigt scheint. Der das Andenken von Fr. Miklosich ehrende Nachruf wird durch einen Anhang von Anzüglichkeiten und persönlichen Bemerkungen entstellt; wir übergehen dies und erwähnen lieber die Ausführungen über Alter und Ursprung des Namens Weissrussland, die sich anschliessen an entsprechende Bemerkungen des Prof. Potebnja, der bei einer Anzahl scharfsinniger, doch öfters allzugewagter Worterklärungen auch diesen Terminus berührte. Wir schliessen diese Uebersicht der Abhandlungen mit einer der wertvollsten, über altes Leben der Ostjaken und ihre Helden auf Grund ihrer eigenen Lieder und Erzählungen von S. K. Patkanov (III, S. 85—116 und IV, S. 67—108). Der Verfasser hat ein bisher so gut wie unbekanntes Material gesammelt; er schildert die Sänger, ihre Instrumente, die Lieder, welche der Ereignisse der späteren Geschichte, der Unterwerfung durch Tataren, dann durch Russen, nicht mehr gedenken; diese Reste des nationalen Epos beziehen sich nur auf Kämpfe, oder eher auf bloss räuberische Überfälle der Ostjaken untereinander und gegen die Samojeden, auf die Zeit vom XIII. bis XIV. Jahrhunderte etwa; ihr Stil ist durchaus episch, in den Epitheta, in der Breite der Ausführungen, in den Wiederholungen u. s. w.; nach ihnen schildert der Verfasser das Treiben der Ostjakenfürsten, der Helden dieser Lieder, in Krieg und Frieden.

Von Materialsammlungen heben wir hervor die Schilderung der Hochzeitsbräuche bei den Ruthenen Ungarns; russische und bulgarische Volkstexte aller Art (Bilder, Sprüche, Beschwörungen u s. w.); alte Notizen über Aberglauben; Angaben über Spiele, namentlich Kinderspiele; über Bestattungen, Beschreibung von Dialekten u. s. w. Orientalische Sagen, Märchen und Fabeln, indische (aus dem Nachlasse des Prof. Minajev), kirgisische, armenische u. a. sind besonders reichhaltig vertreten. Dürftig ist nur der bibliographisch-kritische Teil ausgefallen. Fragen nach Dialekten, Bräuchen etc. finden wir ebenfalls, wie in der polnischen Wisla.

Aus dieser, noch nicht alles erschöpfenden Inhaltsübersicht erhellt zu Genüge, wie weit die Redaktion der Živaja Starina sich ihre Aufgaben gesteckt hat. Der Ausdehnung des russischen Reiches entsprechend ist die Ethnographie Asiens, zumal Sibiriens, in vollem Umfange herangezogen worden: die interessantesten Abhandlungen der ersten Hefte beziehen sich gerade auf sibirische Völkerschaften. Führt die Redaktion auf diesem Wege mit gleicher Umsicht und Eifer fort, so kann sie ihres Erfolges sicher sein, so wird ihre Publikation den besten fremden ebenbürtig zur Seite treten. Dass ihr dies gelinge, wünschen wir im Interesse unserer Wissenschaft.

Berlin. A. Brückner.

Wisla. Miesięcznik gieograficzno-etnograficzny. Tom V. Warszawa 1891. (Die Weichsel. Geographisch-ethnographische Monatsschrift. Bd. V, Heft 1—3, S. 1—730, gr. 8°.)

Das von Dr. J. von Karłowicz mit grosser Umsicht geleitete Organ für polnischen Folklore schliesst bereits den fünften Jahrgang ab. Während in anderen Publikationen, zumal der Krakauer Akademie, so z. B. im Zbiór wiadomości do antropologii krajowej (Sammlungen zur Kunde der Landesanthropologie, bisher 14 Bände gr. 8°) Stoffsammlungen mitgeteilt werden, hält die Redaktion der Wisla für ihre vornehmste Aufgabe, orientierende Abhandlungen, kritische Erörterungen von Einzelnheiten und eine äusserst reichhaltige, namentlich periodische

Publikationen erschöpfende bibliographische Übersicht zu bringen; für Stoffsammlungen selbst ist die Biblioteka Wisły bestimmt, welche bereits in 8 Bändchen neben Märchen und Liedern eingehende ethnographische Schilderungen (von Federowski M., Wasilewski Z., Dorf Jugodne) und Arbeiten, wie über polnische Volksmedizin von Dr. M. Udziela und über das Weib im Volksliede von K. Skrzyńska aufgenommen hat.

Auf den reichen Inhalt des neuen Jahrganges können wir im Einzelnen nicht eingehen; wir heben nur weniges hervor. Von Arbeiten von Ausländern seien genannt nur die des russischen Folkloristen Sumcow über die polnischen Boginki oder Mamuny, eine Art Feen; letzterer Name hängt mit der mittelalterlichen Mamona, nicht, wie Verfasser annimmt, mit (Korn)-Muhme zusammen. Karłowicz handelt über Alter und Namen gewisser polnischer Osterbräuche, die von Deutschen herstammen (Schmeckostern = smigurst, smigus: Mannhardt hatte irrig das Gegenteil, Beeinflussung des deutschen, durch polnischen Brauch, angesetzt; dyngus, d. i. Dingnuss, Dingniss, depactatio, Loskauf vom Wassertauchen durch Geschenke).

Der Aufsatz von Żmigrodzki über die Geschichte der Swastika ist dem deutschen Publikum bereits aus dem Archiv f. Anthropologie, 1890, III bekannt. Wir nennen noch die ausführliche Schilderung weissrussischen Dorflebens, aus einer vom Weltverkehr fast abgeschlossenen Gegend (Jeleńska, Dorf Komarowicze); archivalische Nachrichten aus der Vergangenheit des Städtchens Wawelnica (H. Wiercieński), Anregung eingehender Untersuchungen über die Bräuche der Johannisfeier (Lubicz) u. a. Die neuesten Arbeiten über den Ursprung des polnischen Staates, speziell über die Geschichte des Adels, die Theorie der Einwanderung und Unterjochung, wonach der Adel aus einer fremden Herrscherkaste hervorgegangen wäre, bespricht lichtvoll A. Jabłonowski und erschüttert die Beweiskraft des Vorkommens nordischer Russen in den polnischen Wappenzeichen durch Hinweis auf verwandte Erscheinungen in anderen Gegenden. Endlich seien neben der eingehenden Chronik der Fortschritte der Geographie wärend des Jahres 1890, von Nałkowski, die zahlreichen Fragestellungen nach Sitten, Sprache etc. von Seiten der Redaktion und Antworten aus dem Leserkreise hervorgehoben. Das beste Zeugniss für den Wert dieser Publikation legt der Umstand ab, das sie auf ähnliche bei anderen slavischen Stämmen nicht ohne bestimmenden Einfluss geblieben ist. Neben der Zivaja Starina (s. o.) nennen wir eine böhmische:

Český Lid, eine Zweimonatschrift für das Studium böhmischen Volkes in Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn, herausgegeben von Dr. L. Niederle (für den anthropologisch-archäologischen) und Dr. Č. Zíbrt (für den kulturhistorisch-ethnographischen Teil); bisher zwei Hefte, 220 S., kl. 8°, mit zahlreichen Illustrationen (Prag, Šimáček, 1891). Wir übergehen hier den archäologischen Teil (darunter die eingehende Schilderung von Gräbern mit hockenden Skeletten durch Dr. Matiegka); im ethnographischen berichtet der gründliche Kenner mährischen Volkstums, F. Bartoš, über landwirtschaftliche Bräuche und Aberglauben; J. Košťál sammelt alle Angaben über den Wassermann, den Nix, dessen volkstümliche Namen, hastrman, bestrman aus dem deutschen stammen; auf den Vergleich mit den ähnlichen Erscheinungen bei Deutschen, Iren und Schotten (wo die Kelpie ebenso mit Vorliebe als Mensch oder Pferd, Rind erscheint) u. a. wird jedoch nicht eingegangen. V. Tille, in einem Aufsatze über Erzählungen vom Herrscher, der vom eisernen Tische her auf den Fürstensitz berufen wird, wie dies bei Przemysl von Böhmen und Stephan von Ungarn die Sage berichtet, überprüft zunächst die Entwickelung der böhmischen Tradition. Z. Winter gibt einiges urkundliche Material zum Kapitel von Todtenzeugnissen im alten Gerichtsverfahren, vom bekannten Bluten der Leiche bei der Berührung des Mörders.

Eine Reihe anderer Arbeiten, über die Volksküche, über Trachten und Muster, über das weltliche Lied u. s. w., seien nur flüchtig erwähnt. Dazu kommen bibliographische Übersichten, namentlich der einschlägigen böhmischen Litteratur, auch ein Bericht von A. Černý über Folkloristik bei den Lausitzer Wenden; endlich Fragen und Antworten, wie in der Wisla.

Nach ihrem Vorgange werden auch grössere zusammenhängende Untersuchungen besonders in der Knihovna Českého Lidu veröffentlicht. Das erste Heft dieser Bibliothek gab der unsern Lesern aus Zeitschrift I, 456 f. bereits bekannte umsichtige und unermüdliche Forscher, Dr. Č. Zíbrt, heraus: ‚Skřítek' in altböhmischer Volksüberlieferung'; der Skřítek — sein Name ist deutschen Ursprunges, Schratt, Schrätzel — ist eine Art Hausgeist, auch Gelddrache und Alp; einen urkundlichen Nachtrag vom Jahre 1382 über den Glauben ‚se habere penatem in domo sua' s. in Č. L. S. 186. Im zweiten Heft der Bibliothek wird Fr. Bartoš einen erschöpfenden Bericht über Hochzeiten in Mähren, Bräuche, Lieder, Spiele und Aberglauben, die sich daran knüpfen, bringen.

Berlin. A. Brückner.

Celtic Fairy Tales selected and edited by Joseph Jacobs, illustrated by J. D. Batten. London, David Nutt, 1892. S. XIV. 267. 8°.

Herr Jos. Jacobs, der Herausgeber der Zeitschrift Folklore, hat seinen English Fairy Tales, der ersten Sammlung wirklich englischer Kindermärchen, dies allerliebste und wertvolle Weihnachtsbuch folgen lassen, das aus echten irischen und schottischen Quellen geflossen ist. Der Reichtum der Kelten an Feengeschichten, an Sagen und Märchen ist bekannt, er übertrifft bedeutend den der anderen europäischen Völker, abgesehen von den Finnen. Uralte Erinnerungen des Volkes sind darin enthalten und ein unerschöpfliches Feld der Forschung breitet sich darin aus. Herr Jacobs hat, von seinem Freunde Alfr. Nutt, dem rühmlich bekannten Kenner, unterstützt, sechsundzwanzig Geschichten ausgewählt, die er in englischer Sprache für englische Kinder vorträgt, als eine Art von Haus ollamh oder sheenachie, bemüht Gesicht und Farbe, Zauber und Reiz der keltischen Volksphantasie wirken zu lassen. Ganz vortreffliche Holzschnitte nach Zeichnungen von John D. Batten, der selbst ein Kenner keltischen Altertums ist, schmücken das Buch.

Wir wollen dabei kurz eines andern Werkes gedenken:

Beside the fire, a collection of Irish Gaelic folk stories, edited translated and annotated by Douglas Hyde, with additional notes by Alfred Nutt. London, David Nutt, 1890. S. LVIII. 203. 8°.

Es ist eine Auswahl aus der irischen Originalsammlung des Dr. Douglas, die 1889 in Dublin erschien ist: Leabhar Sgeuluigheachta; sie bringt sechs Geschichten in irischem Text mit gegenüberstehender englischer Übersetzung, acht Geschichten nur auf englisch, zum Schluss eine kleine Rätselsammlung. In einer ausführlichen Vorrede spricht sich Dr. Hydes über die irischen und schottischen Volksüberlieferungen und seine Art des sammelns aus, wozu Herr Alfr. Nutt eine beachtenswerte Nachschrift gibt. Derselbe hat auch am Schluss Anmerkungen zu jeder einzelnen Geschichte gespendet, die jeder mit Dank brauchen wird.

K. Weinhold.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 18. Dezember. Neu beigetreten: Kais. chines. Zolldirektor a. D. Kleinwächter-Berlin; Realgymnasiallehrer Dr. A. Strack-Giessen. — Nachdem der Vorsitzende einen kurzen Bericht über den Mitgliederbestand des Vereins gegeben hatte, erhielt Prof. A. Brückner das Wort zu seinem Vortrage ‚ein mittelalterlicher Bericht über Weihnachtsbräuche'. Nach einer prinzipiellen Auseinandersetzung über die Vorsicht, welche bei der Prüfung von Volksbräuchen auf ihren angeblichen mythologischen Hintergrund hin zu beobachten ist, nach dem Hinweis auf die Wanderung von Bräuchen namentlich im Gefolge des Christentumes erörterte der Vortragende den Bericht des Böhmen Johann von Holešow über Weihnachtsbräuche, das ‚Largumsero' desselben aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts. Useners Vermutung, dass der ursprüngliche Verfasser desselben presbyter Alsso, ein Deutscher, gewesen, wird zurückgewiesen; die einzelnen Punkte des Berichtes werden erörtert, wobei sich herausstellt, dass derselbe nichts spezifisch slavisches, böhmisches enthält; ein Abdruck des Traktates nach einer besseren Handschrift, als die, über welche Usener verfügte, wird angekündigt; einige andere Angaben, auf deutsche Bräuche aus dem XV. Jahrhunderte bezüglich, werden mit besprochen.

Hierauf stellte Hr. Stadtrat E. Friedel eine stattliche Kollektion metallener Rauchtabaksdosen aus dem XVIII. Jahrhunderte, die den Sammlungen des Märkischen Provinzialmuseums entstammen, aus und erörterte das zeitliche Aufkommen derselben, ihre Verbreitung und die mitunter derbvolkstümlichen Legenden derselben, die zudem oft auf bedeutsame Zeitereignisse, namentlich aus der Regierung Friedrichs II., Bezug nehmen.

Zuletzt wurde zur Wahl des Vorstandes für 1892 geschritten; mit Akklamation wurde der alte Vorstand wiedergewählt, bis auf den ersten Schriftführer Dr. U. Jahn, der durch ethnographische Reisen, die er vorhat, gehindert war, die Wiederwahl anzunehmen. An seine Stelle wurde als erster Schriftführer Prof. A. Brückner gewählt.

Freitag, 22. Januar 1892. Der Vortrag von Dr. U. Jahn über Rübezahl charakterisierte zunächst die neueren darauf bezüglichen Arbeiten, namentlich die durch das Ausschreiben des Oesterreichischen Riesengebirgsvereins hervorgerufenen Schriften (Rübezahl, Hohenelbe 1884) und einen Aufsatz von Dr. Veckenstedt, deckte ihre methodischen Mängel auf, besprach hierauf die ältere Rübezahllitteratur zumal das Werk des M. J. Prätorius, Dæmonologia Rubinzalii Silesii, welches für den Sagenforscher besonders durch die älteste schriftliche Fixierung einer Reihe volkstümlicher Überlieferungen wertvoll ist, wenn auch öfters mit Unrecht Rübezahl gerade zum Helden aller dieser Sagen von Prätorius gemacht wird. Hierauf wurde die echte Überlieferung, die sich auf Rübezahl wirklich bezieht, ausgesondert; sein eigentlicher Name, Johannes, betont, der ihn, neben allen anderen Zügen, als einen Kobold erweist, auf den alles, was von Koboldes in Deutschland erzählt wird, zurückbezogen worden ist. Der Vortragende schloss mit einer Aufforderung zu weiterem Sammeln und Untersuchen des Stoffes.

Der vorgerückten Zeit wegen gab der nächste Vortragende, Prof. Arendt, nur die drei ersten Kapitel seiner Auswahl chinesischen Dämonenglaubens, Erzählungen, in denen Seelen unschuldig Verurteilter oder Getöteter Rache nehmen an ihren Verfolgern: darunter besonders charakteristisch eine, in der der Geist des Getöteten in den Mörder einfährt und ihn selbst zum Geständnisse zwingt.

Nach Verlesung des Geschäftsberichtes für das verflossene Jahr durch den Vorsitzenden und der Jahresbilanz durch den Schatzmeister wurde der Ausschuss von 12 Mitgliedern für 1892 gewählt, nämlich die Herren Bartels, Möbius, E. Schmidt, Voss, Lazarus, Friedel, Heck, Steinthal, Zupitza, Jahn, H. Grimm, Goerke. An den officiellen Teil des Vereinsabends schloss sich das Festessen zur ersten Jahresfeier des Vereins an, welches in äusserst animierter Weise verlief.

Freitag, den 26. Februar. Zunächst setzte Prof. Arendt den in der vorigen Sitzung unterbrochenen Vortrag fort: er teilte drei weitere Erzählungen vom Treiben dämonischer Rachegeister mit, alle ausgestattet mit originalen, uns fremdartig anmutenden Zügen, namentlich in der letzten derselben, da der den Mord seines Herrn rächende Diener wenigstens am Mantel desjenigen der jenen hatte hinrichten lassen, seine Rache kühlt, was das Hinsiechen des Eigentümers selbst zur Folge hat.

An der Hand reichhaltigen statistischen Materials von 3000 Nummern und mit Hilfe von Karten demonstrierte hierauf Zeichenlehrer Mielke den wesentlich deutschen, zumal süd- und mitteldeutschen Brauch, einzelnen Häusern besondere Namen zu geben, die zumeist dem Tier- und Pflanzenreiche entnommen, oft Jahrhunderte lang am Hause haften. Häufiger treten sie seit dem XIII. Jahrhunderte auf, und nehmen in späteren Zeiten oft sonderbare Formen an. An der Diskussion beteiligten sich die Herren Weinhold, Schwartz, Brückner, Belege aus Breslau, Berlin, Krakau mitteilend.

Prof. Weinhold besprach den Gebrauch der Kerbstöcke als Rechenmittel, und wies einen solchen aus Suhl vor; Herr Meyer-Cohn verwies auf ähnliche elsässische. Dr. U. Jahn legte Photographien österreichischer Volkstypen und eine mit einer Widmung auf den Hubertusburger Frieden versehene Tischdecke vor, an die vorher besprochenen Rauchdosen und Gratulationsbänder erinnernd. Prof. Brückner berichtete kurz über die — ziemlich geringfügige — Ausbeute, welche der Tractatus de superstitionibus des Nicolaus von Jauer von 1412 (auf Grund zweier Handschriften der königl. Bibliothek in Berlin) für deutschen Aberglauben gewährt.

A. Brückner.

Litteratur des Jahres 1891.

Von Dr. **Max Laue.**

Volkskunde im Allgemeinen.

I. Zeitschriften für das ganze Gebiet der Volkskunde.

Zeitschrift für Volkskunde in Sage und Mär, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprichwort, Sitte und Brauch. Herausgegeben von Dr. Edmund Veckenstedt. Organ der deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Leipzig, Frankenstein und Wagner.

III. 1. 2. s. Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde I (1891) S. 114.

III. 3. 1890. v. Estorff-Teyendorf, Der wilde Jäger. Ein Versuch zur Erklärung des Phänomens. S. 81. — Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. [Forts.] S. 93. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt. S. 97. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 99. — Vernaleken, Der Dreisskerl. Eine Reihe mythischer Vorstellungen. S. 104. — Knoop-Rogasen, Volkslieder aus Hinterpommern. Mitgeteilt. S. 108. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen ... Zur Bücherkunde. S. 117.

III. 4. Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. S. 121. — Václav Tille, Der Traum von dem Schatz auf der Brücke. S. 132. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. S. 137. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 139. — Vernaleken, Mythische Volksdichtungen. S. 141. — Mitkos-Beni-Suef, Albanesische Lieder. Deutsch von J. U. Jarnik. S. 143. — Pistor, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Wigand Lauzes hessischer Chronik. S. 146. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. S. 148. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen S. 151. — Branky, Bücherbesprechungen. S. 155. — v. Estorff, Bücherbesprechungen. S. 155. — Zur Bücherkunde. S. 158.

III. 5. Knoop, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene. III. Die Asen. S. 161. — Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. S. 172. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt. S. 182. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt. S. 184. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 185. — Gadde, Volkslieder aus Hinterpommern. S. 187. — Kaufmann, Findlinge zur Volkskunde. S. 189. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen. S. 192. — Wagner, Bücherbesprechungen. S. 193. — Knoop, Bücherbesprechungen. S. 195. — Zur Bücherkunde. S. 198.

III. 6. Dürnwirth, Deutsches Element in slovenischen Sagen des kärntischen Oberrosenthales. S. 201. — Mailand, Der „Fluch“ in der siebenbürgisch-rumänischen Volkspoesie. S. 208. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt. S. 215. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt. S. 218. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 221. — Gadde, Volkslieder aus Hinterpommern. S. 224. — Kaufmann, Findlinge zur Volkskunde. S. 228. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. [S. 229.] — Knoop, Bücherbesprechungen. S. 235. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen. S. 236. — Wagener, Bücherbesprechungen. S. 237. — Zur Bücherkunde.

III. 7. Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkte betrachtet. (Julius Krohn's finnische Litteraturgeschichte I, 1.) Übersetzt von O. P. S. 241. — Knoop, Die Influenza. S. 261. — Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt. S. 262. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt ... S. 264. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 266. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 268. — Veckenstedt, Bücherbesprechungen. S. 272. — Zur Bücherkunde. S. 277.

III. 8. Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkte betrachtet. Übersetzt von O. P. S. 281. — Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt. — Branky, Volküberlieferungen aus Österreich. S. 298. — Prexl, Rumänische Volksromanzen übersetzt. I. S. 300. — Veckenstedt, Aus der Provinz Sachsen I. Der Festkalender von Hornburg (bei Oberröblingen am See) in Sitte, Brauch und Schwank. Zusammengetragen und mitgeteilt nebst Vorwort. S. 302. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 310. — Bücherbesprechungen. — Zur Bücherkunde.

III. 9. Knoop-Rogasen, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene und am Harz. IV. Frau Hinne. S. 321. — O. P., Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet. Übersetzt. S. 328. — Schlossar-Graz, Sagen vom Schratel aus Steiermark. S. 341. — Gurwitsch-Petersburg, Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Sprichwörtern des russischen Volkes (Mittel-Russland). Mitgeteilt von Veckenstedt. S. 343. — Schwela, Die „grosse“ wendische Hochzeit. S. 346. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 349. — Bücherbesprechungen. Zur Bücherkunde.

III. 10. O. P., Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet. ... Schlossar, Sagen vom Schratel aus Steiermark. S. 377. — Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. S. 379. — Nottrott-Ranchi, Mundari-(Kol-) Lieder. Mitgeteilt und übersetzt v... S. 381. — Gurwitsch, Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Bräuchen und Sprichwörtern des russischen Volkes. Mitgeteilt von Veckenstedt. S. 382. — Hüser, Der Schwerttanz von Atteln bei Büren. S. 385. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 387. — Schwela, Die „grosse“ wendische Hochzeit. S. 390. — Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. S. 393. — Bücherbesprechungen. S. 397.

III. 11. O. P., Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet ... S. 401. — Gurwitsch, Kriminalistiiche Gedanken und Anschauungen in den Bräuchen und Sprichwörtern des russischen Volkes. S. 421. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 425. — Schwela-Schorbus, Die „grosse“ wendische Hochzeit. S. 433. — Knoop, Polnischer uud deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. S. 427. — Zur Bücherkunde. S. 438.

III. 12. O. P., Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet ... S. 441. — Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. S. 464. — Schwela, Die „grosse“ wendische Hochzeit. S. 475. — Inhaltsverzeichnis. S. 482.

Am Urquell. Monatsschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Friedrich S. Krauss. Lunden in Holstein. Kommissionsverlag Kramer in Hamburg.

II, 1. 2.: vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I. 1891, S. 115.

II, 3 (1891): Handelmann, Zur norwegischen Sagenforschung. — v. Wlislocki: Magyarischer Liebeszauber. — Feilberg, „Wetter machen“. — Frieschbier, Der Eid im Volksleben. — Kupczanko, Volksmedizin. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter ... — Krauss, Geheime Sprachweisen. — Knauthe, Der Tod als Reisebegleiter ... — Kleine Mitteilungen. — Vom Büchertische.

II, 4: Post, Das Volksleben als wissenschaftliches Problem. — Knauthe, Das Alpdrücken in Preussisch-Schlesien. — Schell, St. Martinstag im Bergischen. — Kupczanko, Krankheitsbeschwörungen bei russischen Bauern in der Bukowina. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter ... — Krauss, Geheime Sprachweisen. — Kleine Mitteilungen. — Vom Büchertische. — Krauss, Wilhelm Krauss.

II, 5: Mooney, Die Kosmogonie der Cherokee. — Landau, 'Non olet'. — Hoefler, Das Sterben in Oberbayern. — A., Hexenleiter oder Vogelscheuche. — Sundermann, Ostfriesisches Volkstum. — Volksmann, Volksmedizin. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter ... — Krauss, Geheime Sprachweisen. Eine Enquête. — Vom Büchertisch.

II, 6: Hoefler, Das Sterben in Oberbayern. — K.[ranss], Das Alpdrücken. — Sundermann, Ostfriesisches Volkstum. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime. — Kleine Mitteilungen. — Vom Büchertische.

II. 7. Andree, Abderiten von heute. — Spinner, Der Eid im Volksleben. — Ders., Diebsglauben. — Kranss, Geheime Sprachweisen. — Haase, Sagen aus der Grafschaft

7*

Ruppin. — Vari, Volksmedizin. — Kleine Mitteilungen. — Vom Büchertische.

II, 8: v. Wlislocki, Urmen, Schicksalsfrauen der Zigeuner. — Sembrzycki, Martens und Krauss, Schimpfwörter. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen.

II, 9: Frischbier, Rätsel-Geschichten. — Schell und Volksmann, Die Fischerin, ein Märchen aus dem Bergischen. — Höft, Abderiten von heute.

II, 10: Schiffer, Sündenkauf. — Frischbier, Rätsel-Geschichten. — Kaindl, Alpdrücken. — Volksmann, Abderiten von heute. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter. — Knauthe, Schimpfwörter. — Sundermann, Ostfriesisches Volkstum. — Kaindl, Der Eid im Volksleben. — Volksmann, Tierfabeln. — Haase, Sagen aus Neu-Ruppin. — Volksmedizin.

II, 11: Schiffer, Sündenkauf. — Freytag und Loeb, Zauberglaube. Eine Umfrage. Mit Beiträgen von Knauthe und Volksmann. — Kaindl, Knauthe, Volksmann, Diebsglauben. — Krauss, Geheime Sprachweisen. Eine Umfrage. Beiträge von Feilberg und Schlegel. — Knauthe und Lehrmann, Bauopfer. — N. und Paulsen, Das Alpdrücken. — Wlislocki, Volkslieder der siebenbürgischen Sachsen. — Ofterding, Abderiten von heute. — Staake, Geisterglauben. — Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen. — Volksmann, Schimpfwörter. — Kleine Mitteilungen von Schiffer, L-n. und Schierenberg.

Revue des traditions populaires. (Société des traditions populaires au musée d'ethnographie du Trocadéro.) Paris. J. Maisonneuve. Tome VI. 6e année. 1891.

1. Janvier. Sébillot, Traditions et superstitions des ponts et chaussées I. Les routes. — II. Les chemins de fer. p. 1. — Sébillot, Questionnaire des traditions des ponts et chaussées. p. 16. — Barbet, Chansons du renouvellement de l'année. I. Lou Bon an. p. 18. — Harou, Miettes de Folk-Lore parisien. XIV. p. 21. — Danjou, La Fête des Rois. XV. Chanson des Rois à Caen. p. 22. — Brueyre, Le petit homme rouge et Napoléon. p. 25. — Basset, Allusions à des contes populaires (suite). p. 30. — Descubes, ons et coutumes des mariniers. III. Les Pilotes Egyptiens. p. 32. P.-S., IV. L'invention des flottages. — V. Rivage hanté. p. 32. VI. Girard de Rialle, Le Bateler avare. p. 33. — Sébillot, Renaud et ses femmes II. Haute-Bretagne. de Zmidgrodzki, La Mère et l'Enfant. p. 36. — Certeux, Rites et usages funéraires IX. p. 48. — Desaivre, La Légende de Théophile de Viau. p. 50. — Rosières, La Légende de Didon (suite). p. 52. — Fonjon, Légendes et superstitions préhistoriques. VII. La pierre de Saint-Martin d'Assevilliers (Somme). p. 55. — Harou, Coutumes scolaires IV. en Belgique. p. 56. Bibliographie. — Livres reçus ... Illustrations ...

2. Février. Basset, Contes arabes et orientaux. V. Le Dépositaire infidèle. p. 65. — Le vieux Mari. Bernard, I. Chanson du pays de Caux. Sébillot, II. Haute-Bretagne. p. 77, 78. — Sébillot, Traditions et superstitions des ponts et chaussées. III. Les phares. IV. Les canaux. V. Quais et ouvrages de ports. VI. Les chaussées et les digues. p. 79. — Basset, Rupture de la digue de Mareb. p. 85. — Sébillot, Additions aux routes; devinettes et proverbes, etc., et aux chemins de fer. p. 89. — Ney, Une locomotive fatale. p. 99. — Bayon, Le Diable et l'Enfer dans l'Iconographie. Les Tableaux de Michel Le Nobletz. p. 99. — Montet, La chanson de Bricou. IV. (suite). p. 102. — Desrousseaux, V. Version de Lille. p. 107. — Bourchenin, Contribution au folk-lore du Béarn. p. 108. — de Zmigrodzki, Les Cloches. I. Devinettes. p. 110. — Callon, Saint Pierre et le Veuf, conte de la vallée d'Aspe. p. 112. — Certeux, Pensées sur les Traditions populaires extraites de divers auteurs. II. p. 113. — Basset, Les Météores. I. Le feu Saint-Elme. p. 115. — Pommerol, Le roi d'Angleterre. III. V. de l'Auvergne. p. 116. — Extraits et lectures: de Rialle, I. Superstitions chinoises. p. 117. II. Heinecke, Le Carneval des Juifs galliciens. p. 118. — Assemblée générale. — Bibliographie. — Livres reçus ... Gravures.

3. Mars. Sébillot, Traditions et superstitions des Ponts et chaussées VII. Les Ponts. Rites de la construction. p. 120. — Heinecke, Le Pont d'Artos, chant albanais. p. 138. — Fargue, Pièces de monnaie dans le fondations. Libations à la pose de la clef de voûte. p. 139. — P. S., Les Egouts. VIII. p. 140. — Ruffié, Chanson des livrées I. Ariège. p. 140. — Chardin, Les Poissons fantastiques I. Le Poisson Nicole. p. 142. — Lacuve, Les Cent Ethius, conte poitevin. p. 148. — de Castelnau, Les Mines et le Mineurs VIII additions.

p. 144. — Solaïman dans les légendes musulmanes. VI. Basset, Les Objets merveilleux (suite) p. 145. — Tiersot, Pastiches de chansons populaires. II. p. 146. — Perraud, Traditions et superstitions du Dauphiné. II. p. 149. — Certeux, La Galette de pain, légende arabe. p. 152. — Pellisson, Superstitions béarnaises. p. 154. — Bellet, Voyageurs français et étrangers. I. Thevenard. p. 155. — Murray Aynsley, Une Légende de sorcellerie en Angleterre. p. 158. — Basset, Le Culte du marteau. I. Chez les Lithnaniens: le soleil captif. p. 161. — Foujn, Légendes et superstitions préhistoriques. VIII. Pierres qui tournent en Eure-et-Loire. p. 162. — Basset, Les Villes englouties. II. Baies. p. 165. — Lavenot, La Légende du Diable dans le pays de Vannes. p. 166. — Les Rites de la Construction: Basset, I. Sacrifices humains en Océanie. p. 172. Gregor, II. En Ecosse. p. 172. — Livres populaires. II. Chanson eu forme de complainte de Jehan Dubus. p. 174. — Morin, Deux rondes d'enfants: Aube. p. 181. — Tiersot, Scepticisme populaire. p. 181. — Harou, Origine des roses mousseuses, légende d'Anvers. p. 182. — Bosc, La Danse des Fées, légende d'Auvergne. p. 183. — Descnbes, Extraits et lectures. I. Superstitions sibériennes. II. Les Zoulous et le prince impérial. — Bibliographie ... Livres reçus ... Notes et enquêtes ... Illustrations ...

4. Avril. Fitzgerald, Sur quelques origines de la tradition celtiques I. (suite). Sources historiques. p. 193. — La ponne Femme ès Brunes. I. Walhen, Normandie. p. 207. II. P. S., Haute Bretagne. p. 208. — Sébillot, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées VIII. Les Ponts (Ponts hantés). — Superstitions diverses. p. 209. — Harou, Les Chemins des fer. II. (suite). Superstitions. p. 218. — P. S., Facéties et Expressions pittoresques. p. 219. — Morin, Devinettes. p. 220. — Sénéqnier, I. Les Routes (suite). p. 221. — de Zmigrodski, Bibliographie du Folk-lore en Pologne. p. 222. — Certeux, Pèlerins et pèlerinages VIII. Pèlerinages aux Cèdres du Liban. p. 238. — P. S., Les Mines et les Mineurs. IX. Les Statues dans les Mines. p. 240. — Penny, Fêtes et Croyances X. p. 241. — Basset, Allusions à des Contes populaires (suite). p. 243. — de Launay, Les Cloches. II. Présages et Superstitions. p. 247. — Bayon, Le Peuple et les Monuments. I. Pierres gravées. p. 248. Extraits es Lectures: Blanchard, Sorcellerie dans les Hautes. Alpes. p. 248. — Bibliographie ... Livres reçus ... Illustrations ...

5. Mai. Doncieux, Le Cycle de sainte Marie-Madeleine dans la chanson populaire. p. 257. — Sébillot, Le Rossignol, chanson de la Haute-Bretagne. p. 277. — Harou, Les Rites de la construction. III. La cathédrale de Trèves. — Sébillot, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. VII. Les Ponts. § 4, Les Ponts merveilleux. p. 279. — Basset, Pont de Bamberg: le Ponte de paille. p. 287. — Kerviler, § 1 (suite), Les Rites de la construction. Le Pont Callec. Le pont de Kerventhal. p. 288. — Basset, Les chaussées et les digues VI., Les Phares III. p. 288. — Harou, Les cloches. III. Cloches englouties. p. 292. — de Zmigrodzki, Devinettes et croyances de l'Ukraine. IV. p. 292. — Certeux, La Galette de pain II. p. 294. — Harou, Les Pendus II. p. 295. — Chardin, Mélusine en Champagne. p. 296. — P. S., Poésie sur des thèmes populaires. XX. Emile Blémont et Achille Millien. p. 297. — Murray-Aynslay, Quelques usages de la Semaine sainte. p. 301. — Basset, Contes arabes et orientaux. V. Le Dépositaire infidèle (suite). p. 302. — Certeux, Les Eaux thermales et minérales. III. p. 305. — Ferrand, Traditions et Superstitions du Dauphiné. IX. Le bon Dieu et les pays. X. La Révolte. p. 307. — Le Bournisien, Le premier dimanche de Carême. II. Dans l'Artois et le Boulonnais. p. 309. — Harou, Les Mines et les Mineurs. XI. Superstitions diverses (Belgique). p. 312. — P. S., XII. Quelques questions. p. 313. — Millieri, Les Pourquoi IV. Pourquoi le lièvre e la babine fendue. p. 314. — Bibliographie ... Livres reçus ... Notes ...

6. Juin. Rosières, Ancienneté de quelques locutions usuelles. p. 321. — Arnaudin, Quelques usages de la Semaine sainte. II. Dans les Landes. p. 330. — Tiersot, Si j'étais Hirondelle. I. Forme morvandelle. II. Forme normande. p. 332. — Basset, La Légende de Didon (suite). I. La peau de boeuf coupée en lancières. II. La Délimitation par la voix. V. Délimitation par la vue. p. 335. — de Zmigrodzki, Les Mines et les Mineurs. XIII. Coutumes, croyances et chansons du mineurs polonais. p. 338. — Courthion, Légendes valaisannes. p. 345. — Ortolan, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. VII. Les Ponts (suite). Légende du pont de la Calade à Saint-Raphaël. p. 359. — Basset, Les destructeurs de ponts: les

Ponts mythiques. p. 360. — Basset, Les chaussées et les digues VI. (suite). p. 362. — Morin, Les chemins des fer II. p. 363. — de Lazarque, Folk-Lore de Lorraine: La Massue. p. 363. — Bézier, Blason populaire de la Loire-Inférieure. p. 366. — Basset, Le chanson de Bricou VI. (suite). p. 371. — Defodon, Randonnée VII. p. 373. — Cornelissen, Version de la Campine anversoise. p. 374. — P. S., Second Congrès des Traditions populaires. p. 376. — Le Carguet, Superstitions du Cap-Sizun. p. 377. — P. S., Nécrologie. P. Bézier. p. 378. — Bibliographie ... Livres reçus ...

7. Juillet. Sébillot, Le peuple et l'histoire. VI. La Légende Napoléonienne. p. 385. — Lecocq, Deux chansons bourgignonnes. I. Le frère et la sœur. II. Le Galant de village. p. 393. — Tiersot, Notes sur ces chansons. p. 396. — Blacque, Seconde vue et intersignes. III. Enterrement vu à l'avance. p. 398. — Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. VII. Heinecke, Les Ponts (suite). Le rève du trésor sur le pont. p. 399. — Morin et P. S., Baptêmes de ponts. — Pineau, Les ponts du Diable: le pont de Gençau. p. 403. — Volkov, Les ponts hantés. p. 404. — Volkov, I. Les Routes (suite). p. 404. — Volkov, Les chaussées et les digues. (suite). p. 404. — Volkov, II. Les Chemins de fer (suite). p. 405. — Volkov, VI. Une question d'Ethnographie. p. 405. — Lavenot, La Légende du Diable chez les Bretons du pays de Vannes (suite). p. 406. — Foujou, Les précurseurs de nos études. VII. Légendes normandes du musée de Dieppe. p. 415. — R. B., La Légende de Didon. Erratum. p. 420. — Basset, Les Ordalies. I. Par le fer rouge. II. Par l'eau bouillante. p. 421. — de Launay. Médecine superstitieuse. IV. En Anjou. p. 422. — de la Chenelière, Les Charités en Normandie. p. 423. — Fertiault, Les Charivaris. V. Le Charidane en Saintonge. p. 429. — Certeux, Second Congrès des Traditions populaires. p. 430. — Basset, Les villes englouties (suite) III—VII. p. 431. — Fargue, VIII. La lague de Xaintrailles. p. 434. — P. S., IX. La ville de Gardanne. p. 435. — Harou, Les Mines et les Mineurs XIV. Coutumes des mineurs belges. p. 436. — P. S., Proverbes. p. 436. — Bibliographie ... Livres reçus ... Illustrations ...

8. Août. Basset, Contes arabes et orientaux. VII. Les Cent nuits et le Kitab ech Chelh'a VIII. L'Alhambra et le château de Kaouarnaq. p. 449. — Danjon, Le mal marié. Version normande. p. 466. — Chantre, Superstitions des Tatars de l'Aderbeidjan. p. 467. — Sébillot, Les Traditions populaires et les écrivains français VII. Sarasin. p. 470. — Heinecke, Les pourquoi LVII. Pourquoi les plumes de paon portent malheur. p. 473. — Doncieux, Appendice au cycle de Marie Madeleine. p. 474. — Barbet, La chanson de Petignot, pays de Montbéliard. p. 477. — Binder, Saint Blaise IV. p. 479. — Morin, Contes troyes (suite) p. 481. — Certeux, La Bataille des Roses en Orient. p. 483. — Musters, Superstitions du sud du pays de Galles. p. 485. — Harou, Les Mines et les Mineurs. XVI. Proverbes liégeois. p. 485. XVII. Basset, Les génies de la mine. p. 487. — Basset, Le feu Saint-Elme. II. p. 487. — Hovelacque, Traditions et superstitions des Ponts et chaussées. VII. Les Ponts (suite). Le Pont des Morts en Perse. p. 488. — Basset, Le pont des morts à Java. p. 489. — Petravick, Le pont qui conduit au ciel. p. 490. — Basset, Le pont de Mantribles. — Le pont de Misarella. p. 491. — Cheguillaume, II. Les chemins de fer (suite). p. 492. — Fertiault, La prière du Cathère en Champagne. p. 493. — P. S., Miettes de folk-lore parisien. XVII. Blason populaire au XVII[e] siècle. p. 494. — Basset, Les villes englouties (suite) p. 495. — Destriché, Les rose aux qui chantent IV. p. 500. — Basset, La chanson de Bricou. VII. p. 501. — Bibliographie. — Livres reçus.

9. Septembre. Basset, Les villes englouties XVII—XXXVIII. p. 513. — Mistral, XXXIX. La légende de Sainte-Anne. p. 528. — Millien et Pénavaire, La chanson du laboureur, Nivernais. p. 529. — Chardin, La danse des fées, île de France. p. 530. — Sébillot, Le peuple et l'histoire VII. 1815—1886. p. 531. — Certeux, Miettes de folk-lore parisien XV. Les messes. p. 533. — Chégauillaume, XVI. Voirie de Paris. p. 534. — Le Carguet, Superstitions et croyances du Cap-Sizun. V. La malechance. p. 535. — Lavenot, Superstitions et coutumes de pêcheurs. IV. Morbihan. p. 541. — Sébillot, La Noizille. III. Versions de la Haute. Bretagne et de la Champagne. p. 542. — Fertiault, IV. de la Charente. p. 544. Sauvé, Saint Guenolé et le diable, légende de la Basse-Brétagne. p. 545. — Sébillot, Traditions et superstitions du Bas-Languedoc. p. 548. — Sébillot, Les Traditions populaires et les écrivains français. VII. Corneille. IX. Boileau. p. 551. — de la Porterie, Pèlerins et pèlerinages. IX. La fontaine de saint

Jean Baptiste à Lussagnet (Landes). p. 560. — Morel-Retz, Une coutume dijonnaise. p. 565. — P. S., Les pendus. III. Proverbes du XVII[e] siècle. p. 563. — Certeux, IV. Le patron des pendus. p. 565. — Aynsley, Légendes suisses. p. 566. — Bourchenin, Contribution au folk-lore du Poitou. p. 570. — Harou, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. II. Les chemins de fer. (suite). p. 571. — Bibliographie. — Livres reçus.

11. Novembre. Sébillot et Harou, Les inventions modernes. I. Le télégraphe électrique. II. La Poste. III. Les Pendules. IV. Les lunettes et le télescope. V. La photographie. p. 641. — Danjon, Le Voyage du rossignol. I. Version normande. II. Sébillot, Version Haute Bretagne. III. Tiersot, Bourgogne. p. 644—646. — Volkov, Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. I. Les Routes (suite). Voyages et voyageurs et Ukraïne et en Bulgarie. p. 647. — Harou, Notes sur les routes en Belgique. p. 649. — Le Carguet, Superstitions, croyances et légendes du Cap Sizun VI. Le Raz de Sein et les Phares. p. 650. — Certeux, Miettes de Folk-lore parisien. XVIII. Les Epouvantails des enfants. p. 662. — Basset, Allusions à des contes populaires (suite). p. 664. — Harou, Les Pendus. V. Les Pendus de Beaumont. p. 665. — Millien, Le bon Dieu de Saint-Georges. Histoire d'un sorcier. p. 666. — Heinecke, Les Mines et les Mineures XVIII. Le mineur et le génie, légende du Harz. p. 668. — P.-S., XIX. L'or et la nourriture. p. 670. — Basset, XX. Mines hantées. p. 671. — Lach Szyrma, Les villes englouties, LX. Cornouaille. p. 671. — Lavenot, La légende du diable chez les Bretons du pays de Vannes, II. Démêlés du diable avec les saints (suite). p. 672. — Marchot, L'histoire de la voix qui revient (Luxembourg) p. 677. — Pommerol, Joli capitaine I. Version d'Auvergne. p. 687. II. Sébillot, Haute-Bretagne. p. 688. — Morin, Livres populaires. III. Oraisons superstitieuses interdites au XVI[e] siècle. p. 689. — P.-S., Second congrès des Traditions populaires. p. 690. — Basset, Contes arabes et orientaux. VIII. L'apprenti sorcier et le char de Sésostris. p. 678. — Morin, La Fraternisation par le sang. p. 682. — Pérot, Les vieux usages du Bourbonnaies. I. Le Burloir, II. les coqs en pâte. p. 683. — Lach Szyrma, La dans des fées. II. p. 686. — Agostini, Les statnes miraculeuses. I. La Vierge de Fozzano (Corse). p. 690. — Desrousseaux, Transformations des légendes et des anecdotes. III. p. 692. — Ferraud, Le Diable et les métiers. p. 696. — Hovelacque, Pèlerins et pèlerinages. X. Les aux fétiches. p. 697. — Bibliographie. — Livres reçus.

La Tradition. Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction: Emile Blémont et Henry Carnoy. Paris. E. Lechevalier.

V. (1891), 1. Jan.: La Direction, Aux lecteurs de „La Tradition“. — Nicot, La Saint-Eloi. — Davidson, Eléments de traditionnisme ou folk-lore: 1. La théorie moderne de l'animisme. — Millien, La bergère aux champs. — Desrousseaux, Monstres et géants: IX. Les Géants de Bruxelles. — Lemoine, Le tirage au sort en Belgique. — Ristelhuber, Contes Alsaciens (troisième série). — C.[arnoy], Folk-lore et histoire des religions. — Lancelin, Chanson berrichonne. — de Beaurepaire, Chansons populaires de Quercy.

V. 2, Febr.: Davidson, Eléments de Traditionnisme ou Folk-lore: II. Le Culte des Ancêtres. — Van Elven, La Sorcellerie au Moyen-Age: I. Coup d'œil historique. — Carnoy et Nicolaïdes, Le Folk-lore de Constantinople: 1. Superstitions et Croyances des Turcs. — Carnoy, Les Pommiers en fleurs. — Combes, Littérature populaire de Villeneuve-sur-Lot. — Harou, Le Folk-lore de la Belgique: XII. Les Géants. — Plantadis, Les Chevaliers du Papegai, I. — de Beaurepaire, Chansons populaires de Quercy. — Chaboseau, Les empreintes merveilleuses VI.

V. 3, Mars: Carnoy et Nicolaïdes, Le Folk-lore de Constantinople: 1. Superstitions et Croyances des Turcs (suite). — de Beaurepaire, Chansons populaires du Quercy: III. Les Sabots; IV. Verdurette, Verduron. — Davidson, Eléments de Traditionnisme ou Folk-lore: III. Le Culte des Animaux. — de Warloy, Saint Barnabé, patron des Amoureux. — de Zmigrodski, Le Folklore polonais. Cracovie et ses environs: IV. La Médecine. — H. C., Les mois de Mai, XIV. — Chaboseau, Les empreintes merveilleuses, VII. — Bérenger-Féraud, Contes de Provence I. — Ortoli, Les Saints châtiés. — Ristelhuber, Les Vosenôttes en Alsace-Lorraine.

V. 4, Avril: van Elven, Les procès de sorcellerie au moyen-âge. — Beaurepaire, Chansons pop. du Quercy. — Harou, Le

folk-lore de la Belgique, XIII. — Davidson, Eléments de traditionnisme ou Folklore, IV. Desrousseaux, Monstres et géants. — Millien, L'enfant noyé. — Féroud, Contes de Provence, II. — Stiébal, surnoms des régiments et des grades dans l'armée allemande. — Bibliographie.

V. 5, Mai: Bérenger-Féraud, Le feu de Prométhée chez les provençaux de nos jours. — Prato, Un conte d'Andrée de Nerciat dans une nouvelle pop. livournaise inédite. — de Zmigrodzki, Le folklore polonais: Crocovie et ses environs. IV. — Carnoy et Nicolaïdes, Le folklore de Constantinople II. — Plantadis, Les chevaliers du papegai. — Bibliographie.

V. 6, Juin: Bérenger-Féraud, Le crime d'Oedipe dans un conte provençal contemporain. — Prato, Un conte de Grécourt dans une nouvelle pop. comasque de Cavallasca. — Cannizzaro, Chansons pop. de Sicile I ... II ... — Vigné, Croyances et coutumes au Dahomey. — Doncieux, Le roi Renaud ... Menu, Chansons pop. de la Picardie. — Bibliographie.

Mélusine. Recueil de mythologie, littérature populaire, traditions et usages, fondé par H. Gaidoz et E. Rolland. Dirigé par Henry Gaidoz. Paris. E. Rolland.

[Fortsetzung zu Bd. I, 116.]

V, 7: Gaidoz, La fée Mélusine à Luxembourg. — La lecture de la pensée. La chanson du Petit Jean. Les rites de la construction. Les Aqueducs. Les digues. Oblations à la mer. Le suicide. — Krauss, L'opération d'Esculape. — Tuchmann, La fascination (suite). — Ernault, Chansons populaires de la Basse Bretagne: XXV., Le passage de la Ligne.

V, 8: La Fraternisation: IX. En Ukraine, Volkov; X. Boire Schmollis, Gaidoz. — Ristelhuber, Les Acqueducs. — Crusius, L'Opération d'Esculape. — Gaidoz, Les dévinettes de Météorologie. Jean de l'Ours. Les cheveux rouges. — Tuchmann, La Fascination. — Gaidoz, Les Sonion de M. Luzel. Les chemins de fer.

V, 9: Gaidoz, Le chevalier au lion. — Rolland, Le courroux de l'enfant Jésus. — Gaidoz, Une incantation énumérative. — Tuchmann, Effets de la fascination. — H. G., La Fraternisation. — Rolland, La Bergère resignée. — Gaidoz, La Coupe de la vie.

V, 10: Gaidoz, Le chevalier au lion. — Les Védas réduits à leur juste valeur. — Gaidoz, L'Etymologie populaire et le Folklore. — Ders., Corporations, compagnonnages et métiers. — Tuchmann, La Fascination. — Ernault, Chansons populaires de la Basse-Bretagne: XXVII, XXVIII. — E. R., La Fraternisation. — Schreiner, L'enfant qui parle avant d'être né. — Rolland, Le clé des champs. — Les Ongles. — Gaidoz, Les Serments et les Jurons. — Ders., Les Esprits-Forts de l'Antiquité classique (Forts.). — Ders., L'Opératon d'Esculape.

V, 11: Doncieux, La belle dans la tour, texte critique. — Gaidoz, Le tien et le mien. — Ders., Chansons populaire de la Basse-Bretagne. XXIX. Le Barzaz-Breiz de M. de Ville marqué. — Ders., La Fraternisation.

V, 12: Gaidoz, La pierre de Serpent. — Tuchmann, La Fascination. — Chansons populaires de Basse-Bretagne: XXX. Le Braz: Un mot sur le „manuscrit" de Guinclan. XXXI. Ernault, La Nourrice et les Voleurs. — Gaidoz, Croyances et pratiques des Chasseurs; IV. dans l'Oubanghi. — Lévi, Les Aqueducs III. — Gaidoz, Les décorations V.

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. Rivista trimestrale diretta da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Palermo, libreria internazionale Carlo Clausen ... 1891.

X, 1. Gennaio-Marzo. Salomone-Marino, Buon capo d'anno! Uso contadinesco siciliano. — Seves, Capo d'anno ed Epifania in Piemonte. — Köhler, Goethe e il poeta italiano Domenico Batacchi. — Corsi, Sena vetus: Superstizioni, Canti, Indovinelli e Giuochi: Medicina popolare. — Superstizioni delle ragazze. — Varie superstizioni. — Nardo-Cibele, La filata, o la coltivazione del canape nel Bellunese. III. Del tessere. — Mango, La leggenda dello sciocco nelle novelline calabre. — Pitrè, Novelline popolari toscane: La novella di Ohimè. — Le Fate. — Lumbroso, Spigolature di Usi, Credenze, Leggende: VII. La giostra dei torri e un mago di Fano. — VIII. La tana del re Tiberio. Leggenda romagnola, IX. Usi novaresi del secolo XVI. — Renier, L'erba prodigiosa di San Giovanni. — Forster, Fiabe popolari dalmate: Avvertenza. — I. El re Porco. — II. El Becher. — III. I cazzadori. — IV. La rana. — Folk-Lore dell' Agricoltura: Motizie dei comuni di Offida e

Rotella e dintorni (Ascoli-Picena). — Notizie dell' Alta Maurienne (Savoie) (Angelini). — Notizie del Polesine (Mazzucchi). — Sébillot, Contes de Marins recueilles en Haute-Bretagne: VII. Le Mousse jeté à la mer. — VIII. Le matelot qui épousa la fille du roi d'Angleterre. — IX. Tribord Amures. — X. Galette des Biscuit et Quart de Vin. — XI. Le Guitan et le Maquereau. — XII. Pourquoi on emploie le ciment pour lester les bateaux. — Armaforte, Due racconti siciliani: I. Li tri duonni, chi mali cci abbinni. — II. Chiddu di lu grecu minchiuni. — Pires, Tradiçoes portuguezas: Conceito popular da Sereia. — Miscellanea: 'U cinceiu e 'u porcu, Favola calabrese (Pasquale). Il modo popolare di dire: „Un nuovo nato". — La Processione del Venerdì Santo in Metcovich nella Dalmazia. — Canzonetta fanciullesca nel Trentino. — Pregiudizi savojardi nell' XI secolo. — Il nome popolare di un carnefice nella Riviera francese. — Gridata dei venditori di pomi in Normandia. — I „Goéland" in Bretagna. — Appunti sulla idrofobia nel Belgio (Lumbroso). — Rivista Bibliografica ... Bulletino bibliografico ... Recenti pubblicazioni ... Sommario dei Giornali (Pitrè). Notizie varie.

X, 2. Ungarelli, Proverbi bolognesi: Agricoltura, Economia rurale. — Crimi-Lo Giudice, Come si guoca coi bambini a Naso. — de Pasquale, Tre Leggende calabresi: I. Fratia. — II. Marcu. — III. S. Stefanu. — Sébillot, Contes des Marins recueillis en Haute-Bretagne: XIII. Le Prince Marin. — XIV. Le Marin Georges, le Diable ecc. — XV. Le Bar et le Maquereau. — XVI. Le Homard et le Congre. — Mazzucchi, Due macchiette carnevalesche. I. L'orso. — La torotolela. — Menghini, Canti popolari romani: 1. Il ritorno. — 2. L'abate che rimane senza camicia. — 3. L'anello caduto nel mare. 4. Il Confessore. — 5. La fanciulla che vuole marito. — 6. Il mal d'amore. — Pitrè, Blasone popolare siciliano. — Nardo-Cibele, La filata, o la coltivazione del canape nel Bellunese: Appendice. — Fumagalli, Nuovo Contributo alla Bibliografia paremiologica Italiana: I. Aggiunte Bernstein. — Salomone-Marino, La onnipotenza dei proverbi dimostrata da una novelletta popolare siciliano. — Forster, Fiabe popolari dalmate: V. Fiabe de la Menega rabiosa. — VI. El re serpente. — VII. El fazzoleto. — VIII. El Destin. — IX. El pesse-can. — Corsi Sena vetus: Ninne-nanne, preghiere, storie: Storia di Giovanni di Bordighiera. — Susanna. — Lisetta. — Castelli, Il canto di S. Giorgio. — Corsi, Le dodici parole della verità in Siena. — Ferraro, Folk-Lore dell' Agricoltura. — Lumbroso, Miscellanea: La regina Giovanna I[a] nella tradizione popolare. — La festa di Maggio in Arras (Francia). — Come si leghi la febbre nel Belgio. — La morte di Alessio, figlio di Pietro il Grande e quella di sua moglie nella tradiz. popolare. — Una superstizione su Napoleone I[o]. — Il malocchio in Senegambia. — Una leggenda chinese. — Rivista Bibliografico ... Bulletino bibliografico ... Recenti pubblicazioni ... Pitrè, Sommario dei Giornali. Notizie varie ...

Folk-Lore, a quaterly review of myth, tradition, institution, and custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal. London. D. Nutt).

Vol. II (1891), 1. March: Gomme, Opening Adress to the Folk-Lore Society for the Session 1890—91. — Abercromby, Magic Songs of the Finns, No. III. — Gaster, The Legend of the Grail, No. I. — Maxwell, Slava. — Gregor, The Scotch Fisher Child. — Nutt, An Early Irish Version of the Jealous Stepmother and the Exposed child. — John, Bhuridatta. — Hartland, Report on Folk-tale Research 1890. — Jacobs, Review: The Science of Fairy Tales. — Correspondence (Modern Greek Folk-lore, Paton and Garnett; Glouston, Story of the Girl who plucked out her own Eyes. — Nutt, Irish Tales among the Redskins.) — Miscellanea. (Tom-Tit-Tot, Kirby. — Hollingsworth, A Basque Superstition. — Feilberg, Making Weather' in Denmark. — Feilberg, 'Liver-rhyme' in Denmark. — Cox, Italian Peeping Toms. — Keegan, An Irish Variant of 'Masters of all Masters'. — Black, Folk-names of British Birds.

II, 2 (June): Balfur, Legends of the Lincolnshire Cars. — Abercromby, An Amazonian Custom in the Caucasus. — Jacobs, Childe Rowland. — Gaster, The Legend of the Grail II. — Nutt, Remarks upon the Foregoing Paper. — Jevons, Report on Greek Mythology. — Notes and News. — Review. — Miscellanea. — Folk-lore Bibliography. — Nutt, Les derniers travaux allemands sur la légende du Saint Graal.

II, 3. Balfour, Legends of Lincolnshire Cars. Part II. — Rhys, Manx Folk-Lore and Superstitions. — Fairman-Ordish, Folk-

Drama. — Sibree, The Folk-Lore of Malagasy-Birds. — Nutt and Jacobs, Mr. Stuart-Glennie on the Origin of Matriarchy. — The International Folk-Lore Congress 1891.

Bulletin de Folklore. Organe de la société du Folklore wallon. Directeur E. Monseur. Bruxelles, J. Lebèque et Co.

I. 1891. Premier semestre: Wilmotte, La chanson populaire au moyen âge. — Colson, Jeux d'enfants I–III. — Monseur, Contes: I. L'os qui chante. — Wilmotte, Chansons: Les noces de la mésange. — Formulettes de possession. — Gittée, Spectres et fantômes. — Revue des livres. — Chronique. — Société du Folklore wallon.

(Fortsetzung folgt.)

II. Theorie der Volkskunde.

Pitré, Bibliografia della tradizione popolare. Turin. 8°.

Weinhold, Zur Einleitung (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde I, 1).

Liebrecht, Zur Volkskunde (Germania XXV, 2. 1890).

— The science of Folk-Tales (Saturday Review. Jan. 1891).

Achelis, Völkerpsychologie und Völkerkunde (Allg. Zeitung 253. Beil.).

Blémont, Esthétique de la Tradition. Paris, Maisonneuve. (= Vol. VII de la Collection Internationale de la Tradition.) VIII, 124 S. 16°. 3,00 fr.

Buckland, Anthropological studies. London, Ward & Downey.

Wilser, Anthropologie und Geschichte (Globus 60, 110).

— Die Anthropologie der Alten (Die Natur. 40. Jahrg. Nr. 41).

Aprent, Die Geschichte des Menschen. Ein Beitrag zur Begründung einer umfassenden und einheitlich abgeschlossenen Ansicht von der Welt und dem Leben. Leipzig. V, 96 S. 2,00 Mk.

v. Hellwald, Die „Gleichheit" der Menschen im Lichte der Wissenschaft (Globus 60, Nr. 23).

Schultheiss, Rasse und Volk (ib. Nr. 21).

— Lecture of Folk-lore (Maryport News, 13. Dez. 1891).

Schwartz, Volkstümliche Schlaglichter (Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 1, 17–35. 220. 279–292.)

III. Abhandlungen und Aufsätze,

welche verschiedene oder alle Völker betreffen.

A. Vorgeschichtliche Völker.

1. Allgemeines.

Scheppig, Urgeschichte des Menschengeschlechts (Separat-Abdr. aus den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft".) Berlin, Gärtner. 22 S.

Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Mit zahlreichen Tafeln und Textabbildungen. Vollständig in 30 Lieferungen. Wien, Hartleben. à Lief. 50 Pf.

Reclus, Primitive Folk. The contemporary science series. Ed. by Havelock Ellis. London, Scott. 339 S. 3 sh. 6.

Schaaffhausen, La antropologia y la etnología prehistóricas. Madrid, Impr. Rollo. 7 bajo. 12°. 123 páginas. 2 y 2,25.

Hostmanns, Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie (Globus 59, 141).

Bernhardt, Les Peuples préhistoriques en Lorraine; par . . . 2e édition. 8°. 163 p. et planche. Nancy, Crépin-Leblond.

Sepp, Die Urbewohner Altbayerns. Grundlinie einer neuen Altertumsgeschichte unseres Vaterlandes. (Beitr. Anthrop. und Urgesch. Bayerns 9, S. 1.)

Bissinger, Bilder aus der Urgeschichte des Badischen Landes. Karlsruhe. (Badische Neujahrsblätter.)

— Die Steinzeit Abessiniens (Globus 59, 383).

2. Funde.

Hier ist auf die einzelnen Zeitschriften zu verweisen, besonders auf:

Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. Mit Unterstützung des königlich preussischen Ministeriums herausgegeben von R. Virchow und A. Voss. Berlin, Asher & Co. 2. Jahrgang, 1891 [ist Anhang zur Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, Asher].

Prähistorische Blätter. Unter Mitwirkung von Forschern und Freunden der prähistorischen Wissenschaft herausg. v. Jul. Naul. München, Literarisch artistische Anstalt. 3. Jahrg. 1891. (6 Nummern). Mk. 3,00.

Vorgeschichtliches aus Meisun (Indien): Globus 59, 384.

Jacob, Ein Schädel- und Knochenfund vom kleinen Gleichberg bei Römhild (Herzogtum Sachsen-Meiningen). Mit Tafel VIII. Archiv f. Anthrop. XX, 3, S. 181–188.

Loth, Fund bei Mittelhausen-Erfurt (Correspondenzbl. deutsch. Ges. f. Anthrop. XXXII. 2, S. 12.)

Mehlis, Vorgeschichtliches aus Reichenhall. (Globus 59, 171.)

Paudler, Vorgeschichtliche Funde. (Mitteil. nordböhm. Exkursionsklub. 14, 48—53.)

Hedinger, Neue Höhlenfunde auf der schwäbischen Alb (in Heppenloch): Correspondenzbl. d. Ges. f. Anthrop. u. Urg. XXII, 2. Febr. 1891 u. s. w.

3. Äussere Erscheinung.

Schmidt, Neue Forschungen über den paläolithischen Menschen in Nordamerika (Globus 60, 156).

Girod et Gautier, Découverte d'un squelette humain contemporain des éruptions volcaniques quaternaires du volcan de Gravenoire (Puy-de-Dôme): Comptes rendus hebdom. de l'Acad. des Sciences Nr. 20. 21.

War der vorgeschichtliche Mensch linkshandig? (Globus 60, 48).

Galton, Les empreintes digitales (Rev. scientif. 1, 557).

— Prähistorische trepanierte Schädel aus Dänemark (Globus 59, 48).

4. Tracht, Schmuck, Geräte.

v. Hellwald, Früheste Kunstregungen (Ausland 64. Nr. 11 f.).

Rudler, On the Source of the Jade used for Ancient Implements in Europe and America. (The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. May.)

Kloos, Jadeitbeilchen aus dem Braunschweigischen (Globus 59 Nr. 24).

Paudler, Steinbeile und Eisenschmelzöfen. (Mitteil. nordböhm. Exkursionsklub 14, 149 bis 153.)

Reiss, Feuersteingeräte aus Ägypten und Flinders Patrics neueste Forschungen. Mit 4 Taf. (Sep.-Abdr. Berlin. Anthrop. Ges. 1891.)

Schubert, Bronze-Funde im Auschaer Rotlande. Mit Abb. (Mitteil. nordb. Exkursionsklub 14, 219—223.)

Objets du dernier âge du bronze et du premier âge du fer découverts en Berry. Publ. par la Société des Antiquaires du Centre. Bourges. 14 pag. 1 carte.

Hoernes, Die Genesis der alteuropäischen Bronzekultur (Globus Nr. 21).

5. Wohnung.

Weber, Eine Wohnstätte aus der jüngeren Steinzeit im Südosten Bayerns (Beitr. Urgesch. Bayerns IX, 137).

Ponsy Soler, Prähistorische Bauten auf Menorka. Mit Abb. (Globus 59, 230.)

Ermling, Die Nurhagen Sardiniens. (Mit Abb.): Globus 60, Nr. 22 [vorrömische Felswohnungen].

Munro, Über die Pfahlbauten Europas (Globus 59, 142).

Schnarrenberger, Die Pfahlbauten am Bodensee (Konstanzer Gymn. Progr. 1891).

6. Wirtschaft.

Schlatterer, Die Ansiedlungen am Bodensee in ihren natürlichen Voraussetzungen. Eine anthropologische Untersuchung. Mit 1 Karte. Stuttgart, Engelhorn. III, 445 S. gr. 8°, Mk. 3,60. (A. u. d. T.: Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. 5. Band, 7. Heft, S. 377—445.)

van Overloop, Prehistoric workshops of Spiennes. (Bulletin anthr. Soc. Bruxelles.)

Bleicher, Industries des populations primitives de l'Alsace et de la Lorraine. (Rev. scientif. 1. août 1891.)

Altersfolge der Feuerzeuge (Globus 59, 62).

Hoernes, Zur Archäologie des Eisens in Nordeuropa (Globus 59, 19).

Weber, Vorgeschichtliches aus dem Alpengebiete zwischen Jura und Salzach. 1 Karte. (Beitr. Anthropol. Urgeschichte Bayerns. IX, 8).

Hahn, Waren die Menschen der Urzeit zwischen der Jägerstufe und der Stufe des Ackerbaues Nomaden? (Ausland 64, Nr. 25, 26.)

Büchner, Das goldene Zeitalter oder das Leben vor der Geschichte. Nebst einem Anhange: Das Kulturmetall der Zukunft. Berlin, Allg. Verl. f. deutsche Litteratur. 352 S.

Berger, Histoire de l'ecriture dans l'antiquité. Paris, Imp. nat. XVIII, 389 S.

B. Geschichtliche Völker.

1. Zeitschriften.

Internationales Archiv für Ethnographie. Hrsg. v. Schmeltz. Leiden. Trag. 1891.

IV. 1–3: Koike, Zwei Jahre in Korea. — Schmeltz, Die Sammlungen aus Korea im ethnographischen Reichsmuseum in Baden. Mit Tafeln. — Baessler, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des ostindischen Archipels. Mit Tafeln. — Giglioli, Zwei altperuanische Schädelmasken. Mit Abbildungen. — Schurtz, Die geographische Verbreitung der Negertrachten. Mit Karte. — Schlegel, Chinesische Särge. Mit Tafel. — Jacobs, Die Badnis. Mit Tafel.

IV. 4: Haddon, Die Tugari-Kopfjäger von Neu-Guinea. Mit Tafel. — De Grobt, Die Hochzeitskleider einer Chinesin. Mit Tafel. — Jacobs, Kritische Betrachtungen über die Theorie von Dr. H. Ploss über die Beschneidung bei verschiedenen Völkern. — de Zmigrodzki, Über das Swastika. — Grosse, Gegenstände aus Palenque. Fragen und Antworten. — Museen und Sammlungen. Bibliographische Übersicht. — Büchertisch. — Kleine Nachrichten.

IV. 5: Zemmrich, Toteninseln und verwandte geographisthe Mythen. — Jacobs, Kritische Untersuchungen über die Theorie von Dr. Ploss bezüglich der Bedeutung der Beschneidung. — Strebel, Altmexikanische Wurfbretter. — Messikomer, Das Pfeilschiessen in der Schweiz. — Colini, Eine halbmondförmige, brasilianische Steinaxt im Museum zu Rom.

Bulletins de la société d'anthropologie de **Paris.** IV^e Série. T. 2. 1891.

Archiv für Anthropologie. Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Unter der Redaktion von Lindenschmidt und Ranke. Mit Holzschnitten und Tafeln. Braunschweig. Bd. 20. 1891. 4°.

Zeitschrift für Ethnologie. Herausgeg. von Bastian, Hartmann, Virchow, Voss. Berlin, Asher. (Organ der Gesellschaft für Anthropologie.) Bd. 23. 1891. [Im Anhang: Verhandlungen der Berliner Ges. für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.]

Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Hrsg. v. Ranke. Jahrg. 22. 1891. München.

Mitteilungen der anthrop. Ges. in Wien. Red. von v. Hauer, Langer, Wahrmann. N.F. Bd. 21. 1801.

Archivio per l'antropologia e la etnologia pubblicato per la parte etnologica da Felice Finzi. Firenze. gr. 8°. Bd. 21. 1891.

The Journal of the anthropological Institute of Great Britain and Ireland. (With plates ...) London. (With appendix: Proceedings of the Anthropological & Ethnol. Societies of London prior to the date of amalgamation.) Bd 20. 1891.

L'Anthropologie paraissant tous les deux mois. Matériaux pour l'histoire de l'homme. Revue d'anthropologie ... Revue d'ethnographie ... réunis. Paris. Tome 2. 1891.

Revue mensuelle de l'école d'Anthropologie de Paris. Publiée par les Professeurs. Première Année. (1891. Paris, Alcan.)

2. Bücher und Aufsätze.

a) Die Menschheit.

Hassert, Polarkarte zur Übersicht der früheren und heutigen Menschengrenze. (Peterm. Mitt. 37. VI.)

— Die Nordpolgrenze der bewohnten und bewohnbaren Erde (ib.)

Ravenstein, Lands of the Globe still available for Europeen Settlement. (Proceed. G. Geogr. Soc. S. 27—35 [mit 2 Karten].)

Die Bevölkerung der Erde. VIII. Hrsg. v. Herm. Wagner und Max Supan. (Peterm. Mitteil. Ergänzungsh. Nr. 101.)

M. W., Die mögliche Bevölkerung der Erde. (Deutsche Rundschau für Geographie 13, 418).

Junsch, Die Vermehrungsgesetze der Bevölkerung. (Vierteljahrsschr. f. Volkswirtsch., Politik u. Kulturgesch. 28. Jahrg., 1. Bd., 2 H.).

Zur Bevölkerungsgeschichte der Städte. (Korresp.-Bl. d. Ges. Ver. deutscher Gesch. u. Altertumsver. Mai, Juni 1891.).

Kenealy, A new view of the surplus of women (The Westminster Review. 136, 465).

Schmidt, Zur Kenntniss des Zwergwuchses. Mit 11 Abb. (Arch. für Anthropologie 20, 43).

Neuhauss, Zur Kenntnis des Zwergwuchses. Mit Abb. (Globus 60, 145). Die Vererbung des Zwergwuchses (Globus, 60, 335).

Schaeffer, Beitrag zur Aetiologie der Schwanzbildung beim Menschen. Mit Tafel IX und X. [Aus der Kgl. Frauenklinik in München.] (Archiv f. Anthr. S. 189. XX).

Sobotta, Über den Bau und die Entwicklung des Uterus, insbesondere beim Menschen und den Affen. Berlin, Schade. 30 S. 1 Bl. Ing.-Diss. 25. Juli 1891. [Ersch. vollst. im Arch. f. mikrosk. Anat.]

Seggels, Brustmessungen bei bayerischen Soldaten. (Globus 59, 112).

Evelt, Ein Fall von Polymastie beim Manne. (Arch. f. Anthropologie 20, 105).

Blind, Über Nasenbildung bei Neugeborenen. Anthropologische Studie. (Aus dem anthr. Inst. zu München). München, Wolf. Ing.-Diss. 1890.

Treitel, Die Sprache und Stimme des Kindes. (Sonntagsbeil. Nr. 5 zur Vossischen Ztg.). I. Sprachinhalt. II. Sprachform.

Deville, Notes sur le développement du langage chez les enfants. (Rev. de linguistique et de philologie comparée 45.)

Die Vererbung der Taubheit. (Globus 59, 362).

Debierre, L'hermaphrodisme. Paris, Baillière. 1891. 159 S. 2 Frcs.

Rebmann, Anthropologie (Samml. Göschen). Stuttgart, Göschen.

Alsberg, Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen, allgemein fasslich dargestellt. Mit Farbendrucktafeln, Karten und Holzschnitten. 2 Aufl. Stuttgart, Weisert. 4 Bl., 407 S. 6,00 Mk.

Haeckel, Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen. Keimes- und Stammesgeschichte. Mit 20 Taf., 440 Holzschnitte und 52 Tab. — 4. umg. u. verm. Aufl. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. [XXVI. S., 1 Bl., 383 S.] (— 906 S.) 16,00 Mk.

Ratzel, Anthropogeographie. II. Die geographische Verbreitung des Menschen. Mit 1 Karte und 32 Abb. Stuttgart, Engelhorn. XLII, 782 S. 18,00 Mk.

Topinard, Les circonvolutions cérébrales chez l'homme et les mammifères. (Rev. scientique 31. Oct. 1891.)

Gaule, Was ist unser Nervensystem und was geht darin vor? (Zeit. f. Psycholog. d. Sinnesorg. 2, 31).

Lombroso-Ottolenghi, Die Sinne der Verbrecher (ib. 2, 337).

Francotte, L'anthropologie criminelle. Avec figures intercales dans le texte. Paris, Bailliere. (Bibliotheque scientifique contemp.) VIII, 368 S., 3 Fr. 50 c.

Anthropologie der Prostituirten (Globus 59, 31).

Sicard, La sélection sexuelle chez l'homme. (Rev. scient. 28 novembre 1891).

Die angebliche Leichtigkeit des Gebärens bei den Naturvölkern. (Globus 59, 191).

Penka, Der Mensch und das Klima. (Ausland Nr. 21, 22).

Fisch, Tropische Krankheiten. Basel, Missionsbuchh. 252 S. Mk. 4,00.

Stockvis, Über vergleichende Rassenpathologie und die Widerstandsfähigkeit des Europäers in den Tropen. (Sep. Abdr. aus: Verh. d. X. intern. med. Congr.) Berlin, Hirschwald, 24 S. 0,60. gr. 8°.

Lammert, Gesch. der Seuchen, Hungers- und Kriegsnot zur Zeit des dreissigjährigen Krieges. Wiesbaden, Bergemann.

Dimitroff, Die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern. Leipzig. Ing. Diss. [Reudnitz, Hoffmann] 22 S., 1 Bl.

b) Rassen und Völker.

[Allgemeines über Indogermanen (Arier) s. unter Asien A[a].]

Verneau, Les races humaines. Préface par A. de Quatrefages. Paris, Ballière [o. J.] gr. 8° 792 S. 500 Fig, (Aus A. E. Brehm, Les merveilles de la nature, L'homme et les animaux).

Featherman, Social History of the Races of Mankind. 4th Division, Dravido-Turanians, Turco-Tartar-Turanians, Ugrio-Turanians. London Trübner. 626 S.

Neue Forschungen über die Dauerbarkeit der Menschenrassen. (Globus 59, 381).

Ammon, Völkerwanderungen in Vergangenheit und Zukuft. (Tägl. Rundschau. Beil. 981., 985).

Mallery, Israeliten und Indianer. Eine ethnographische Parallele. Aus dem Englischen von Friedrich S. Krauss. Leipzig, Grieben. 105 S. Mk. 1,50.

v. Löher, Stämmebildung im europäischen Osten zur Völkerwanderungszeit (Ausland 39).

Meyer, Zur Volkskunde der Alpenländer. (Globus 1891 No. 4).

Zimmer, Über die früheste Berührung der Iren mit den Nordgermanen. (Sitzungsber. Ak. Berlin 16—18).

Witte, Deutsche und Keltoromanen in Lothringen.

Händler, Beiträge zur Anthropogeogr. d. Balkanhalbinsel (Aus allen Weltteilen. 22, 9).

Voltz, Unsere Kolonien; Land und Leute. Mit 71 Abb. und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 369 S, Mk. 5,00.

c) Ausseres Leben.

α) Nahrung.

Grösse des Fleischgenusses in verschiedenen Staaten, (Deutsche Rundsch. f. Geogr. 13, 85).

Bier und Hopfen in der Volkskunde. (Globus 60, Nr. 24),

Das Bier im Welthandel. (D. Rundsch. f. Geogr. 13, 568).

β) Kleidung, Waffen, Schmuck.

Schurtz, Grundzüge einer Philosophie der Tracht (mit besonderer Berücksichtigung der Negertracht). 147 S. mit 10 Abb. Stuttgart, Cotta. Mk. 3,60.

Schultheiss, Zur Psychologie der Kleidung, (Ausland 64, 24).

Liersch, Nachrichten über Tracht und Sitten der Slaven und Germanen aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr. (Mitteil. Niederlausitzer Ges. Anthrop. 2, 154).

Hottenroth, Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgerätschaft der Völker alter und neuer Zeit. Lief. 11—20 (Schl,) Stuttgart, Weise. gr. 4°. 5,00 Mk.

Arrows and Arrow-Makers by **Mason, Holmes, Wilson, Hough, Flint, Hofman, Bourke.** Washington, Judd and Detweiler. Abb, 1891,

Ratzel, Die afrikanischen Bögen, ihre Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Eine anthropologische Studie Leipzig, Hirzel. 5,00 Mk.

Lüders, Über Wurfwaffen. Mit 15 Tafeln Ak. Aus dem Jahrb. d. Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten. XI, Hamburg. 16 S.

Cassel, Von Waffennamen, (Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. N. F 1.) S. 1—9.

Schumacher, Barbarische und griechische Spiegel. (Mit 7 Zinkogr.), Zeitschr. für Ethnolog. XXIII, 81—87.

Hein, Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika. Ein Beitrag zur allgemeinen Ornamentgeschichte. Mit 30 Abb. Wien, Hölder. 48 S.

— Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken. (Mit 8) Text-Illustrationen): Mitteil. Anthrop. Ges. Wien. XXI, 45.

γ) Wohnung.

Vergleichende Zusammenstellung der Ausdehnung einiger Akropolen, Burgen und zweier Berliner Anlagen. (Berliner philol. Wochenschr. 11. Jhg., Nr. 37—40).

Barberot, Histoire des styles d'architecture dans tous les pays depuis les temps anciens jusqu' à nos jours. Ouvrage orné de 928 dessins dans le texte. Vol. II. Paris, Baudry etc.

δ) Wirtschaft

[hier Stufen der Kulturentwicklung, Schifffahrt, Handel, Klassen und Stände].

Rörig, Die Jagd in der Urzeit in Verbindung mit der Entwicklung der Gesellschaft in Central-Europa. Leipzig, Verl. d. illust. Jagdzeitung [1891] 101 S.

— Jagd in der fränkischen Zeit in Verbindung mit der Entwicklung der damaligen Gesellschaft. Leipzig [1891] 31 S.

Harting, Bibliotheca Accipitraria. A catalogue of books ancient and modern relating to falconry with notes, glossary, and vocabulary . . . London, Quaritsch. XXVIII, 289 S., 1 Bl., 26 Taf.

Olivieri, Le forme midioevali di associazione e la influenza loro nella vita civile. Ancona, Commercio.

Mehlis, Arm und Reich zur Merovingerzeit. (Archiv f. Anthropologie 19, 23—30) [bezieht sich auf Obrigheim bei Worms].

Warnow, Das Bettlertum in früherer Zeit. (Sonntagsblatt Nr. 43).

Meyer, Das Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel. (Nord und Süd. 59, 22).

du Coulanges, The origin of property in land. Translated by Margares Ashley with introd by W. J. Ashley. London, Sonnenschein. XLVIII., 153 S.

Brügelmann, Die von dem Mittelalter zur Neuzeit überleitenden Ereignisse, betrachtet in ihren weiter umgestaltenden Wirkungen. Die Seeschiffahrt, Vechta v. J. (Leipzig, Fock). Mk. 2,50.

Arenhold, Die historische Entwicklung der Schiffstypen vom römischen Kriegsschiff bis zur Gegenwart in 30 Heliogravüren mit erläuterndem Text. Kiel, Lipsius und Tischer. 24 S. Text, 30 Taf., qu. 2° Mk. 20,00.

Serre, Les Marines de guerre de l'Antiquité et du Moyen-Age. II partie. Etude d'architecture navale. 1 vol in 8° avec croquis et planche. Paris, Baudoin

— Les marines de guerre de l'antiquité et du moyen âgl. 2e partie: livre IV., chap. I: mâtures et voiles. (Rev. maritime et coloniale. janvier.) [suite: ib. avril, fin en mai].

Beck, Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. 1. Abt.: Von der ältesten Zeit bis um das Jahr 1500 n. Chr. 2. Aufl. Braunschweig, Vieweg. VIII, 176 S. 5,00 M.

Krauss, Alte römische und sächsische Bergwerke in Bosnien. (Globus 60,50.)

Horčička, Ein Beitrag zur älteren Geschichte des Glases in Böhmen. (Mitteil. Ver. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 29,3.)

Steams, La monnaie primitive. (Rev. scientif. 4. juillet 1891.)

Götz, Lehrbuch der wirtschaftlichen Geographie für Handels-, Real- und Gewerbeschulen und zum Selbstunterricht. Stuttgart, Enke, IV, 154 S.

Scherzer und **Bratassevic,** Der wirtschaftliche Verkehr der Gegenwart, Wien, Hölzel. 120 S. gr. 8° 2,70 M.

Gibbins, The history of commerce in Europe. 233 S., map. London Macmillan.

Noël, Histoire du commerce du monde depuis les temps les plus reculés: temps anciens; moyen âge. Paris, Plon. 20 fr.

Jacob, Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern? 2. gänzlich umgearb. und verm. Aufl. Berlin, Mayer und Müller. 33 S. 2,50 Mk.

— Die Waren beim arabisch-nordischen Verkehr im Mittelalter. Berlin, Mayer und Müller. 31 S. Mk. 1,20.

Lehmann, Das Kamel, seine geographische Verbreitung und .die Bedingungen seines Vorkommens. Mit 1 Karte. Weimar, Geogr. Instit. 51 S. 2,00 Mk.

Höck, Nährpflanzen Mitteleuropas, ihre Heimat, Einführung in das Gebiet nnd Verbreitung innerhalb desselben. (Forschungen zu deutsch. Landes- u. Volkskunde 5, 1 bis 67.)

Report on the Area of Corn, Potatoes and Tobacco. Published by Authority of the Secretary of Agriculture. Washington, Juli 1891.

Buschan, Zur Kulturgeschichte der Hülsenfrüchte, Sep.-Abdr. aus Ausland 1891. 4 S.

Philippi, Coca und Kartoffeln. (Zeitschr. f. Ethnolog. XXIII 3, 247.)

Wallraff, Geographische Verbreitung, Geschichte und kommerzielle Bedeutung der Halfa (Stipa tenacissima) nebst Karte des Verbreitungsgebiets . . . (Aus: Deutsche geogr. Blätter XIII.) Bremen, v. Halem

1890. 52 S., 1 Taf., 1 Karte. Inaugural-Dissertation Bonn 1890.

Oppel, Einzelbilder aus der Weltwirtschaft. Unter bes. Berücksichtigung der geogr., ethnogr. und kommerz. Verhältnisse. H. 1. Der Tabak. H. 2. Der Reis. H. 3. Die Baumwolle. H. 4. Die Wolle. gr. 8°. 80, 73, 50, 54 S. Bremen, Noessler.

d) Inneres Leben.

α) Lebenssitte und Recht.

[Familienleben von der Geburt bis zum Tode, Stellung der Frau .... hier auch Spiele ohne Spruch.]

Heichen, Die Kulturgeschichte in Hauptdaten vom Altertum bis auf die Gegenwart. Berlin, Lüstenöder. Mk. 2,00.

Andresen, Die Entwickelung des Menschen. Studien. Hamburg, Verlagsanstalt. 124 S. 3,00 M.

von Hellwald, Ethnographische Rösselsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen. Leipzig, Reissner. 416 S.

(Jentsch,) Volksschule und Volksleben. (Grenzboten 1891. 1, 257—267.)

Sepp, Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod: Beweis für die Einheit des Menschengeschlechts und die Urheimat Asien. München, Hutsler. 167 S. 5,00 Mk.

Post, Über einige Hochzeitsgebräuche. (Globus 60, 354.)

Westermark, The history of human marriage. London, Macmillan and co. 1891. XIX, 644 S. 14 S.

Winternitz, Zur Geschichte der Ehe. (Globus 60, 129, 148, 166.)

Wilken, Verkrachting in Kinderhuwelyk. (S.-A. aus: Tijdschrift voor Strafrecht. V, 1891) 18 S. [Schwächung durch Kinderheiraten.]

Post, Hausgenossenschaft und Gruppenehe. (Ausland Nr. 43.)

Cauvière, Le lien conjugal et le divorce. Paris, Thorin.

Uppenkamp, Der Begriff der Scheidung nach seiner Entwickelung in semitischen und indogermanischen Sprachen. Gymnasial-Progr. Düsseldorf. 4° 90 S.

Winckel, Kritische Betrachtungen der bisherigen Berichte über die Niederkunft bei Naturvölkern. (Archiv f. Anthopologie. XX³, 149.)

Lehmann, Begräbnisstätten und Totenfeste. (Nordwest 14. Nr. 47.)

Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 3. umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 10 lithogr. Taf., dem Portr. des Dr. H. Ploss in Lichtdruck und 203 Abb. im Text. Leipzig, Grieben. 2 Bde. 24,00 Mk. (XXII 576 + 684 S.)

Metzger, Weibliche Schönheit in den Augen der Naturvölker. (Aus allen Weltteilen. 22,10.)

Wendt, Die Seele des Weibes. Versuch einer Frauenpsychologie. Kornenburg, Kühkopf. 126 S.

Meyer, Die „Ehre“ im Lichte vergangener Zeit. (Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. NF 1, 26—68.)

Brugsch, Die Symbolik der Farben. (Voss. Zeitung, Sonntagsbeilage Nr. 4. 1891.)

Tuckwell, Tongues in Trees and Sermons in Stones. London, G. Allen.

Mallery, Greeting by Gesture. New York, Appleton. 32 S. [from Pop. Science Monthly.]

Garrick: Mallery, Les salutations par gestes chez les différents peuples. (Rev. scientif. 1891. 1, 387.)

H. F. B., Spiele und Unterhaltungen im Mittelalter. (Meraner Zeitung 1891, Nr. 262.)

v. Heyden, Das Tournier. (Westermanns Monatshefte. Aug, Sept.)

Collection de Costumes Suisses, avec les ecussons des cantons et la vue des capitales. (22 farbige Lithographien). Winterthur, Schlumpf.

Achelis, Die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis. (Ausland 64. Jg. Nr. 12.)

Das Volksleben und die Justiz. (Deutsch evangel. Kirchenzeitung Nr. 39.)

Bernhöft, Die Prinzipien des Europäischen Familienrechts. (Zeitschrift f. vergl. Rechtsgesch. 9, 393.)

v. Amira, Thierstrafen und Thierprozesse. (S.-A. aus: Mitteil. Inst. österr. Geschforsch. XII, 4., S. 545—602.) Innsbruck, Wagner.

Pescatore, Beiträge zur mittelalterlichen Rechtsgeschichte III. CLXXXIV S. Berlin, Prager. 7,00 M.

Depotter, Les leprenx au moyen âge. (Het Belfort 1891. no. 1.)

Longer, Sklaverei in Europa während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters. 46 S. Bautzen, Gymn.-Progr.

Schalenkamp, Über Pfählung mit besonderer Berücksichtigung der Pfählungsverletzungen des Unterleibes. Siegburg, Reckinger. 31 S Bonner Inangual-Dissertation.

β) Religion und Aberglauben.

(hier: Mythologie, Sagen, Bräuche, Volksmedizin.)

[Islam s. Asien A^b (Semiten), Brahmanismus ib. A^a (Inder), Buddhismus ib. (Mongolen) B unter II².]

Zeitschriften: (Annales du musée Guimet) Revue de l'histoire des religions publiée sous la direction de Maurice Vernes avec le concours de A. Barth, A. Bouchée-Leclerq, P. Decharme, S. Guyard, G. Maspere. Thiele ... Paris, Année 12, tom. 23, 24. 8°: Lévi, Be Bouddhisme et les Grecs. Paris, Bulletin archéologique de la religion grecque. — Siehler, Légendes chrétiennes russes. — Babelon, La tradition phrygienne du Déluge u. s. w.

Revue des Religions. Paris 1891.

I. II. Loisy, Etudes sur la religion Chaldés-Assyrienne. — Castonnet des Fosses, Les origines et la religion du peuple Maxican. — Robioux, Les Mythes.

III. IV. Loisy, Etudes sur la religion Chaldéo-Assyrienne. — Robiou, La question des mythes. — Scheil, Légende chaldienne trouvée à El Amarna.

Hatch, On the development and growth of religion as exemplified by the influence of Greek ideas and nsages upon the christian church. Edby A. M. Fairbairn. London, Williams & Norgate.

Müller, Physieal Religion: The Gifford Lectures delivered before the University of Glasgow in 1890. Longmans 1891. 8°. XII, 410 S.

Tobler, Myth. u. Religion (Zeitschr. d. Ver. f. Volksk.) I, 369.

Achelis, Probleme der vergleichenden Religionswissenschaft. (Tägliche, Rundschau, Wissensch. Beil. S. 1101.)

W. W., Statistik der Religionen. (Deutsche Rundschau f. Geographie 13, 467.)

Samson, Die Schutzheiligen: ein Beitrag zur Heiligenlegende und zur Kultur- und Kunstgeschichte. Paderborn, Schöningh.

v. Andrian, Der Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker. Eine ethnologische Studie. Wien, Konegen. XXXIV, 385 S. Mk. 10,00.

v. Kobell, Über Sonne, Mond und Sterne in Kultus und Darstellung. (Zeitschr. Altert.-Ver. München. Jahrg. 1890/91).

Goblet d'Abviella, La migration des symboles. Paris, Lerouch. 8°. 2 Bl., 343 S., 1 Bl., 5 Taf.

Boissier, La fin du Paganisme. Etudes sur les dernières luttes religieuses en Occident au IV^e siele. 2 vol. 8°. 15 Frcs. Paris, Hachette.

Achelis, Der Fetischismus als universelle Entwicklungsstufe des religiösen Bewusstseins. (Ausland 64 Nr. 49).

Fritzsche, Zur Geschichte der mythologischen Wissenschaft (Festschrift d. Königl. Gymn. Schneeberg, S. 1 ff.)

Forchhammer, Prolegomena zur Mythologie als Wissenschaft und Lexikon der Mythensprache. Kiel, Haeseler. 8°. IV, 127 S. Mk. 5,00.

Otfried, Mythologie und Urgeschichte (Unsere Zeit 2, 69).

Tivier et **A. Riquier,** Mythologie. 8^e éd. Paris, Delagrave. 18°. VIII, 332. S. Fr. 1,25.

Géruzez, Petit Cours de mythologie contenant la mythologie des Grecs et des Romains, avec un précis des croyances fabuleuses des Hindous, des Perses, des Égyptiens, des Scandinaves et des Gaulois. Nouv. éd. Paris, Hachette. 16°. VI, 183 S. 48 gravures. Frcs. 1,25.

Vodskov, Rig-Veda og Edda; Bidrag til Bestemmelsen af den mytologiske Metode. (A. u. d. T. Sjaeledyrkelse og Naturdyrkelse. I.) H. 1. 2. Kopenhagen, Lehmann & Stage. CXLIX, 80 S. 8°. 2 Kr.

Steiner, Die Tierwelt nach ihrer Stellung zu Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur, in Sprichwort und Volksfest. Beiträge zur Belebnug des naturkundlichen Unterrichts und zur Pflege einer sinnigen Naturbetrachtung für Schule und Haus. Gotha, Thienemann. Mk. 4,20.

Wagler, Die Eiche in alter und neuer Zeit. Eine mythologisch-kulturgeschichtliche Abhandlung. Wurzen. Gymn.-Progr. 1891.

Tille, Der Weihnachtsbaum und seine Geschichte. (Nord und Süd. 22, 322).

Teirlinck, Algemeen overzicht der plantenfolklore [Einleitung zu dem künftig erscheinenden Werke: De folklore van den Eik): Botanisch Jaarboek. Gent 1891.

Glock, Die Symbolik der Bienen und ihser Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker, nach den Quellen bearbeitet. Heidelberg, Weisssche Univ. Buchh. 2 Bl., VII—XII, 411 S., 1 Taf. 8°.

Der Indiculus superstitionum et paganiarum, ein Verzeichnis heidnischer und abergläubischer Gebräuche und Meinungen aus der Zeit Karls des Grossen, aus zumeist gleichzeitigen Schriften erläutert vom Oberlehrer Heinr. Albin Saupe: Programm d. städt. Realgymnasiums zu Leipzig. Leipz., Hinrichs. 4°. 34 S. Mk. 1,00.

Graf, Naturgeschichte des Teufels. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. med. R. Teuscher. Jena, v. J. Costenoble, 8°. XVIII, 448 S. Mk. 4,00.

Matthias, Die Hölle in der volkstümlichen Überlieferung. (Leipz. Zg.[B], 140).

Mell, Zur Geschichte des Hexenwesens (Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. NF. 1. Jg. 3. H.)

Schriften des Institutum Judaicum. Berlin Nr. 14. Strack: Der Blutaberglaube bei Christen und Juden. Zweiter Abdruck. München, Beck. V, 60 S. Mk. 1,00.

Baptismal Superstition. (Notes and Queries 1891. 4. April.)

Funeral Customs, Singular Superstition. Baptismal Superstition, Babys First Tooth. (ib. May 2).

Hellmann, Meteorologische Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der Meteorologie und zur Kulturgeschichte. Berlin. Paetel. 53 S Mk. 1,00.

Müller, Die Heilkunde einst und jetzt. Vortrag. St. Gallen, Hasselbrink. kl. 8°. Mk. 1,00.

Bourke, Scatalogic rites of all nations. A Dissertation upon the Employment of Excrementitious Remedial Agents in Religion. Washington, Lowdermilk. 496 S.

Berendes, Die Pharmacie bei den alten Kulturvölkern. Historisch-kritische Studien. Mit einem Vorwort von H. Beckurts. Halle, Tausch & Grosse. I. XV, 308 S. Mk. 9,00. II. VI, 220 S. gr. 8°.

Peters, Aus pharmacentischer Vorzeit in Wort und Bild. 1. Bd. 2. Aufl. Berlin Springer. XIV, 307 S. Mk. 7,00.

Pfeffer, Das Compendium urinarum des Gualterus Agulinus (XIII. Jahrh.) nach Erfurter Codices zum ersten Male herausgegeben, nebst einer literarhistorischen Einleitung über Uroscopie im Altertum und Mittelalter. Berlin, Sehade. 29 S., 1 Bl. Ing.-Diss. 14. II. 1891.

Zichen, Die Mythen im Altertum. (Bericht d. freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.)

Röhricht, Sagenhaftes und Mythisches aus der Geschichte der Kreuzzüge. (Zeitschr. f. deutsch. Philol. 23, 412).

Meyer, Elard Hugo, Die eddische Kosmogenie des Altertums und Mittelalters. Freiburg i. Br., Mohr. V, 118 S. Mk. 3,60.

Krause, Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Glogau, Flemming. 624 S. mit 76 Abb. im Text und 1 Kart.

Hommel, Eine neugefundene Weltschöpfungslegende. (Deutsche Rundschau XVII. H. 10).

Andree, Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet. 12°. Braunschweig, Vieweg & Sohn, XI, 152 S., 1 Taf. Mk. 2,25. [vgl. Globus 59. Nr. 12.]

Babelon, La tradition phrygienne du deluge. (Rev. de l'hist. des religions. XII. no. 2.)

Orsi, Le paure del finimondo nell' anno 1000. Turin, Roux. 31 S. 1 l.

Zemmrich, Toteninseln und verwandte geographische Mythen. [Aus: Intern. Archiv für Ethnol.] Leiden, Trap. 2 Bl., 28 S. 1 Kart. Ing.-Diss. Leipzig.

Becker, Saga III. Die Zwillingssage als Schlüssel zur Deutung urzeitlicher Überlieferung. Leipzig, Fock.

Hartland, The science of fairy tales, an inquiry into fairy Mythology. London, Walter Scott. VIII, 372 S. kl. 8. 6 s. 6 d.

Mushacke, Beiträge zur Geschichte des Elfenreichs in Sage und Dichtung. Programm Crefeld. 4°. 20 S.

Brugsch, Die Tierfabel und ihre Heimat. (Vossische Zeitung, Sonntagsbeil. Nr. 7, 8.)

γ) Sprache und Dialekte.

Zeitschriften: **Langues et dialectes.** Revue trimestrielle publiée sous la direction de M. Tito Zarardelli. Paris, Bouillon.

1.e année. Nr. 1. Mai 1891: Le préfixe en et an dans la langue osque. — Les éléments arabes de la langue osque. — Les éléments arabes de la langue italienne. — Les insultes du patois flamand de Bruxelles. — Deux chansonniers namurois inédits. — Chansons namurois de l'abbé Grisard. — Paradigmes de la conjugaison des verbes namurois. — Glossaire phonologique, étymologique et grammatical. — Remarques sur les préfixes du vieux français du Nord. — Chronique et mouvement bibliographique. —

Revue de Linguistique.

XXIV. 1. Deville, Notes sur le développement du langage chez les enfants. — Reynaud, l'élargissement des formes indoeuropéennes sur des finales rhotacisées.

XXIV. 2. Deville, Notes sur le développement du langage (suite). — Reynaud, sur l'origine commune des superlatives et des comparatives en isthas-iyâmes, ιστος-ιων etc.

Sommer, Zur Psychologie der Sprache (Zeitschr. Psychol. Sinnesorgane 2, 143).

Ljungstedt, Språket, den lif och ursprung. Stockholm, Bonnier. 38 S. 12°. Kr. 0,20.

Lloyd, Speech sounds, their nature and causation. (Phonetische Studien V, 1).

Grimm, Die Natur der Sprachlaute und ihr Einfluss auf die Leistungsfähigkeit der Stimme für Wort und Ton. Ein rhapsodischer Vortrag. Zürich, Hug. 15 und 12 S. 8°. 1,00.

Müller, Ethnologie und Sprachwissenschaft. (Ausland 64, Nr. 52).

Wallroth, Was hat die gegenwärtige Mission für die Sprachwissenschaft geleistet? (Allgemeine Missionszeitschr. 18, 322).

Bernhöft, Sprachvergleichung und Urgeschichte. (Zeitschr. für vergl. Rechtswissensch. 9, 203—214).

Henrici, Weltsprache. (Tägliche Rundschau, Wissenschaftl Beil. S. 1170).

Wegener, Die Bearbeitung der lebenden Mundarten. Allgemeines. (Grundriss der germ. Phil. hrsg. v. Hermann Paul, I. Bd., 5. Lieferung, S. 931—944).

Brunnhofer, Vom Pontus bis zum Indus. historisch-geographische und ethnologische Skizzen. (Einzelbeiträge zur allgem. und vergl. Sprachwissenschaft. IX.) Leipzig, Friedrich. 223 S. **Mk.** 6,00.

Bartholomae, Arisches und Linguistisches. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. Mk. 5,00.

Andersen, Studien zur Vergleichung der ugrofinnischen und indogermanischen Sprachen. I. (III, 322 S.) Dorpat. Ing.-Diss.

Westermeyer, Der sprachliche Schlüssel oder die semitisch-ursprachliche Grundlage der griechischen Declination und der indo-germanischen überhaupt. Paderborn, Schöningh. 1890. **Mk.** 2,00.

Der **Bundesbrief von 1291** in sieben Sprachen. (Urtext, Schweizer-Deutsch des 13. Jahrh., heutiges Hochdeutsch, Texte française, Italiano, Romonsch (Sursilvan), Ladin (Engiadinais): Schweizerische Rundschau, Nr. 8.

Sprachverschiebung in der Schweiz. (Globus 60. Nr. 24).

Seidel, Die Sprachverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten. (Meinecke, Koloniales Jahrbuch; Berlin, Heymann).

---

v. Jaksch, Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung mit besonderer Rücksicht auf Kärnten. Vortrag im Kärntner Geschichtsverein. Klagenfurt. 8°. 44 S.

Mc. Clure, Cilurnum and other River-Names. (Academy Nr. 1010. 1011).

United States Board on Geographic Names. Washington 1891.

Report on Uniform System for spelling foreign Geographic Names. Hydrographic Office. Nr. 98. Washington, Navy Department 1891.

Zimmermann, Etymologische Versuche. Posen Marien-Gymn. Progr.

Wasserzieher, Über Volksetymologie. (Tägl. Rundsch., Wissensch. Beil. S. 1218, 1222).

δ) Poesie.

Babuder, Considerazioni sulla poesia popolare in generale, con ispeciale riguardo a quella della Grecia moderna. Studio. Capodistria' tipogr. Cobole Priora. 8°. 61 S. [Estratto dal Programma dell' J. R. Ginnasio Superiore di Capodistria.]

De la Grasserie, Essai de rythmique comparée. (Le Muséon X, 4).

Rudow, Um die Erde. Eine Auswahl der schönsten und kennzeichnendsten Dichtungen der wichtigsten Kultursprachen übersetzt. Wernigerode, Rudow. XVI, 294 S.

„Chants et chansons populaires" an undescribed edition, Jas. Hayes. (The Bookworm. Nr. 46, Sept. 1891).

Millien, Chants populaires de la Grèce, de la Serbie, et du Monténégro. 8°. III, 175 S.

Willmotte, La chanson populaire au moyen âge. (Bulletin de Folklore 1, 1891).

Ragusa-Moleti, Poesie dei popoli selvaggi o poco civili. Torino (Palermo). Clausen.

Raydt, Das Jugendspiel. Vortrag, gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig, am 17. Nov. 1890. Hannover, Meyer 1891.

Crestini, Per la questione delle corti d'amore. Padova 1891. [Sep.-Abdr. a. Bd. 6 der Atti e memorie dell' Acad. Padov.] 33 S.

Genelin, Unsere höfischen Epen und ihre Quellen. Innsbruck, Schwick. 114 S. 1,50.

Cosquin, L'origine des contes populaires européens et les théories de M. Lang. Mémoire présenté au congrès des traditions populaires de 1889. Paris, Bouillon. Fr. 1,00. [Extrait des Annales économiques.]

Folk-lore and Legends. Second Series: (3) Russian. (4) North American Indians. London, Gibbings.

Joret, La légende de la rose au moyen âge chez les nations romanes et germaniques. (Etudes romanes dédiées à Gaston, Paris.) Paris, Bouillon, S. 279—302.

Becker, Zur Alexandersage. (Zeitschr. deutsch. Phil. 23, 224).

Singer, Salomosagen in Deutschland. (Zeitschrift f. deutsches Altertum 35, 177).

Köhler, Ein deutsches Märchen von der Nachtigall und sein französisches Original. (Zeitschr. Ver. Volkskunde 1, 1.).

Krohn, Mann und Fuchs. Drei vergleichende Märchenstudien. Helsingfors, Frenckell.

Haylitt, Studies in Jocular Literature. London, Stock.

Bolte, Lollius und Theodericus. (Zeitschrift f. vergl. Litteraturgesch. u. Renaiss. Litteratur. NF. Nr. 103—106.) Nochmals Lollius und Theodericus (ebd. 226f.).

Frischbier, Rätselgeschichten. (Am Urquell II, 10).

Bapst, Études sur les Mystères au moyen-âge. (Rev. arch. Sept. Oct.).

— Les rôles des femmes dans les mystères du moyen âge. (Rev. pol. et littéraire 1891, 1, 53).

Köster, Das lyrische Drama im 18. Jahrhundert. (Preuss. Jahrbücher 68, 188).

Märchen in Saxo Grammaticus.

Von **Axel Olrik.**

Historiker mögen die ganze altdänische Geschichte des Saxo Grammaticus bloss als eine Reihe von „Märchen" betrachten. Hier nehme ich aber das Wort Märchen in der engeren Bedeutung und zwar so: das Märchen handelt 1) gewöhnlich von Menschen, denen nicht a priori etwas ausserordentliches zuzutrauen ist; der Held des Märchens entbehrt ganz und gar eines Namens oder trägt einen ganz alltäglichen; 2) erzählt das Märchen immer, wie solche Menschen grosse Schwierigkeiten überwinden und schliesslich das Glück erringen; 3) ist das Märchen gewöhnlich bei mehreren Völkern, bisweilen bei einem grossen Teil der Erdbewohner bekannt. Durch diese Züge unterscheiden sich die Märchen bestimmt von den germanischen und nordischen Heldensagen.

Als eigentliche Märchen wollen wir zunächst die Zaubermärchen betrachten, während wir die übrigen besser Novellen nennen. Die Zaubermärchen zerfallen ihrem Inhalte nach hauptsächlich in vier Gruppen: 1) Kampf des Helden mit einem Dämon, um eine entführte Königstochter zu befreien; damit ist gewöhnlich auch der Zug verknüpft, dass sich ein „roter Ritter" für den Retter der Prinzessin ausgiebt; 2) strebt der Held, sich selbst aus der Gewalt der Dämonen durch List zu befreien; 3) Erlösung des Helden aus der Bezauberung; und 4) erringt der Held durch göttlichen Beistand das Glück (bezw. die Ehe).

Die zauberlosen Märchen oder Novellen zeigen uns zwei den obenerwähnten entsprechende Gruppen: der zweiten Gruppe entspricht hier der Umstand, dass sich der Held durch List aus Schwierigkeiten befreit; der vierten Gruppe entsprechen die gewöhnlichen Glücksmärchen. Als Beispiele dieser sechs Märchengruppen nenne ich aus Grimms Kindermärchen[1]): I 1 Dat Erdmänneken, I 2 Hänsel und Grethe, I 3 Das singende springende Löweneckerchen, I 4 Aschenbuttel, II 2 Das tapfere Schneiderlein, II 4 Jungfrau Maleen. Ein grosser Teil dieser Beispielsmärchen (I 1. 3. II 4) kommt

1) Grimm No. 91. 15. 88. 21. 20. 198. Nur der letzte Teil des „tapferen Schneiderleins" gehört zu dieser Gruppe, der erste Teil gehört zu der entsprechenden Gruppe der Zaubermärchen.

in unserer Saxo-Untersuchung in nordischer Gestalt vor. — Die hier verzeichneten sechs Märchengruppen bilden den eigentlichen Märchenschatz. Die übrigen möchte ich Legenden, Schwänke u. dgl. nennen; jedenfalls werden wir sie in dieser Untersuchung nicht zu betrachten haben.

Die nordische Heldendichtung, wie sie in den alten Gedichten vorliegt, kennt diese Motive nicht; da lassen sich alle Auftritte auf drei Verhältnisse zurückführen, welche in den verschiedenen Dichtungen auf verschiedene Weise ineinander verschlungen sind: 1) Vaterrache oder eine ähnliche That, durch welche der Held zur Handlung erweckt wird und ins Heldenleben eintritt; 2) Liebe und der dadurch veranlasste Kampf um die Geliebte; 3) Tod im Kampfe, oft durch Hinterlist veranlasst. Weitaus der grösste Teil der isländischen Heldensagas und der Erzählungen Saxos hat diese Auftritte. Im gegenwärtigen Aufsatz werden einige Episoden bei Saxo, welche von der aufgestellten Regel eine Ausnahme machen, indem sie an das Märchen erinnernde Motive haben, behandelt und ihr Verhältnis zum Märchen und zur Heldendichtung eingehender untersucht werden.

Für diesen Zweck wäre es erspriesslich, die allgemeinen Grundzüge unserer Kenntnis von der Entstehung, dem Alter und den Wanderungen der Märchen feststellen zu können. Leider giebt aber die Wissenschaft keinen bestimmten unumstösslichen Bescheid, sondern Theorie steht gegen Theorie. Die ältere Grimmsche (gemein-arische) Auffassung, welche in den Märchen verblasste arische Göttermythen erblickt, ist von neueren Untersuchungen vielfach zurückgedrängt worden. Ihre ärgste Gegnerin ist die buddhistisch-indische Theorie, von Benfey in seinem Pantschatantra aufgestellt, nach welcher die Erzählungen wesentlich durch litterarische Vermittlung im Mittelalter nach Europa gekommen sein sollen. Viele der besten Forscher des letzten Menschenalters haben diese Wanderungstheorie adoptiert oder sind wenigstens von derselben beeinflusst; besonders durch die Hervorhebung der litterarischen Wanderungen hat diese Theorie sich um die wissenschaftliche Erforschung grosses Verdienst erworben. Aber die neuere kulturgeschichtliche Auffassung, die in den Volkstraditionen Überreste einer primitiven Cultur sieht, steht dagegen, und besonders hat Andrew Lang (z. B. in Cupid and Psyche) den buddhistischen Ursprung der Märchenmotive stark angegriffen: bei den Zulus und den Indianern treffen wir ja dieselben Vorstellungen wieder. Wenn auch die Langsche Theorie, dass alle Märchen autochthone Verbindungen einheimischer Culturüberreste sind, nicht durchaus befriedigt (es gilt, nicht bloss die einzelnen Züge, sondern auch die constante Verbindung gewisser Einzelheiten zu verfolgen), so hat sie doch die prähistorische Urzeit als den Boden der Märchen gesichert. Besonders die Zaubermotive müssen der Urzeitstheorie folgen, während die Novellen nebst Legenden und Schwänken häufig abendländischen Ursprungs zu sein scheinen. Künftigen

Untersuchungen einzelner Märchen in allen ihren verschiedenen Formen, mit Benutzung der sicher zu datierenden Nachrichten, muss es vorbehalten sein, eine wirkliche Geschichte der Volksmärchen zu schaffen. Einen wenn auch ganz kleinen Beitrag zu einer solchen hoffe ich hier geben zu können.

1. Amleth.

Das bekannteste Märchenmotiv bei Saxo Grammaticus ist die Novelle von Amleths Aufenthalt beim Könige von England (Saxo, ed. P. E. Müller S. 145—47). Sie ist schon früher mit einer grossen Reihe ähnlicher Erzählungen zusammengestellt worden: vergleiche Dunlop-Liebrecht, Prosadichtung 412; Huth, Zeitschr. f. vergl. Litteraturgeschichte, N. F. II[1]). In der Hoffnung, durch grösseren Stoff und besonders durch genauere Prüfung den Platz der dänischen Erzählung strenger fixieren zu können, werde ich die Sache nochmals vorlegen. Der Auftritt bei Saxo ist kurz dieser: Der dänische Königssohn Amleth und seine Begleiter kommen zum englischen Könige und werden mit einem feierlichen Gelage empfangen; Amleth jedoch will weder trinken noch essen. Um den Grund seines Betragens auszuspähen, lässt der König einen seiner Bedienten abends an der Thür des Gastzimmers lauschen: dieser hört, dass Amleth, von seinen Begleitern ausgefragt, sagt, dass das Brot nach Blut schmeckte, der Speck nach Leichen, das Getränk aber nach rostigem Eisen, „und — fügte er hinzu — das ist bei einem Könige mit Knechtsaugen — und einer Königin, die drei Mägdegewohnheiten hat". Die Begleiter tadelten seine Worte über einen so herrlichen König; der König aber, vom Diener unterrichtet, liess nachforschen, von wo die Ess- und Trinkwaren gekommen. Da kam es an den Tag, dass das Brotkorn auf einem Schlachtfelde gewachsen, dass die Schweine die Leiche eines Räubers gefressen, dass aber der Brunnen von alten eisernen Schwertern voll sei. Nachdem die Antworten Amleths insoweit richtig befunden waren, liess der König seine Mutter rufen und drohte ihr, bis sie gestand, dass nicht der alte König, sondern ein Knecht sein Vater war. Das mägdische Benehmen seiner Gemahlin konnte er nicht entdecken; und Amleth musste es selbst sagen: sie zöge ihren Überrock über den Kopf, sie schürzte ihr Kleid auf, wenn sie ausging, und sie ässe, was sie aus den Zähnen gestochert; sie war nämlich die Tochter einer geraubten Frau und in der Knechtschaft aufgewachsen.

Dergleichen Erzählungen kommen auch sonst in Dänemark vor. Ein jütländisches Märchen (E. T. Kristensen, Jyske folkeminder VII No. 20) erzählt: Drei Studenten, von denen der erste esskundig, der zweite trinkkundig und der dritte menschenkundig ist, kehren bei einem Edelmanne

1) Neuerdings von Detter, Z. f. d. Altert. XXXVI, 1—25.

ein; der erste will nicht vom Braten essen, der zweite lässt den Wein stehen und der dritte will nicht auf das Wohl des Wirts trinken. Später lauscht der Edelmann an der Kammerthür; er hört, wie der erste Student den anderen erzählt, dass der Braten Hundefleisch sei; der zweite, dass der Wein nach Leichen schmecke; der dritte, dass der Edelmann von unehelicher Geburt sei. Der Edelmann forscht nach: die Köchin hatte in einer Verlegenheit einen Hund geschlachtet; im Weine war ein Kind ertrunken; und — als seine Schwester verkleidet, die über Kinderlosigkeit klagt — lockt der Edelmann das Geheimnis seiner Mutter heraus.

Auch in Fühnen hat ein mit der Amlethsage verwandtes Märchen gelebt; allein mein Gewährsmann erinnert sich aus seiner Kindheit bloss eines Zuges, dass nämlich im Brote Weibermilch wäre.

In einem magyarischen Märchen besuchen dreizehn magyarische Jünglinge den Tatarenkönig; dieser soll nachforschen, welcher unter ihnen der schlaue Kopf sei, und zu dem Ende lässt er seine Mutter im Schlafzimmer der Gäste lauschen. In der ersten Nacht hört sie den Schlaukopf sagen, es sei Männerblut im Weine; in der zweiten, es sei Weibermilch im Brote gewesen, in der dritten endlich, der König sei ein uneheliches Kind[1]).

Noch weit verbreiteter ist unser Märchenmotiv im Morgenlande, wo zwei Hauptformen auftreten. Die eine findet sich in 1001 Nacht (459. Nacht, Breslauer Ausg.): Die drei Gauner und der Sultan. Jeder der Gauner hat seine Kunst; durch diese entdecken sie, dass der Edelstein gefleckt sei, dass das Pferd ein Bastard vom Büffel, und die Favoritin des Sultans Tochter einer Seiltänzerin, und er selbst der Sohn eines Kochs sei. Der erste hatte den Makel des Steins durch die Schärfe seines Gesichts entdeckt; der zweite, dass die Hufe des Pferdes wie an einem Büffel länglich seien; der dritte aber sah die schwarzen Augen und buschigen Augenbrauen der Favoritin (!), schloss aber, dass der Sultan der Sohn eines Kochs sei daraus, dass er sich um Brot und Fleisch besonders kümmere. Mit dieser arabischen Erzählung verwandt ist der griechische, auch deutsch bearbeitete Roman vom Kaiser Eraclius, sowie mittelalterliche Sagen von Vergil u. s. w. Aber je näher wir an Dänemark kommen, um so geringer ist die Ähnlichkeit mit dänischen Märchen.

Die andere morgenländische Form ist eine Episode der in Arabien sehr verbreiteten Geschichte von den drei klugen Königssöhnen, welche zum Sultan kommen, damit er ihren Erbstreit entscheide. Unter vielen andern Proben ihrer Klugheit kommen auch diese Reden am Tische des Königs vor: Dieses Zicklein wurde von einer Hündin gesäugt; dieser Wein

1) Stier, Ungarische Sagen und Märchen (Berlin 1850) No. 2; Jones & Kropf, Folktales of the Magyars (London 1889, Folklore Society) S. 121 Vorrede. Die erste Hälfte des Märchens (die Rätsel des Tatarenkönigs) entspricht dagegen einem mongolischen Märchen von der klugen Tochter, welches Child, Popular ballads I 12 citiert.

ist auf einem Totengrabe gewachsen (oder: dieses Brot ist von einem kranken Weibe gebacken); dieser Sultan ist ein Bastard. Als dies alles richtig befunden, gaben die Prinzen ihre Gründe an: auf dem Zicklein lag der Speck dicht an dem Knochen wie bei einem Hunde; der Wein machte nicht heiter, sondern trübe (oder: das Brot war nicht genug geknetet); der Sultan sass nicht bei Tische mit, da er doch ebenbürtige Gäste hatte. — Diese zweite Form des Märchens findet sich in 1001 Nacht (No. 458) und bei mehreren anderen arabischen Verfassern. In Europa kommt sie im Volksbuche „Der persische Robinson“ vor, welcher von einem Perser in Venedig im Jahre 1555 verfasst wurde, und noch früher in einer italienischen Novelle von ca. 1400. — Mit kleinen Änderungen findet sich dieselbe Form als ein kirgisisches Märchen wieder. Der erste Bruder sagt: der König ist ein Knecht, der zweite: das Fleisch ist Hundefleisch, der dritte: das Korn ist auf den Knochen eines Toten gewachsen. — Auch in einem bosniakischen Märchen wird es entdeckt, dass der Braten Hundefleisch war; sonst geht uns dies Märchen nichts an. Eine indische Variante (vier Brüder, welche auf Werbung ausgehen) lassen wir ganz ausser Besprechung[1]).

Es scheint mir evident, dass das Morgenland die Heimat dieses Märchens von den klugen Tischreden ist: denn 1) Die ganze Erzählung von den scharfsinnigen Bemerkungen ist im Morgenlande besonders gewöhnlich. 2) Nur in den arabischen Formen hat es die Einfachheit und den Boden der Wirklichkeit, die es ursprünglich gehabt haben muss: jede scharfsinnige Bemerkung geht aus kluger Beobachtung des allen Sichtbaren hervor. Alle anderen Abfassungen geben nur eine sinnlose individuelle Klugheit ganz mystischer Art. 3) Doch weisen auch diese anderen Abfassungen auf die arabische zurück. In „Die drei Gauner“ fusst nur eine Bemerkung in mystischer Klugheit, die beiden anderen hingegen in Beobachtung des natürlich Sichtbaren. In dem kirgisischen Märchen ist die erste Bemerkung natürlich, die beiden letzteren mystisch; und selbst in der Amlethsage finden wir die Naturbeobachtung (die drei Gewohnheiten einer Magd). Dies alles weist auf die Naturbeobachtung zurück, je schwächer aber, je weiter wir uns von Arabien entfernen. Auch in anderen Punkten muss die arabische Form als die ursprüngliche gelten: der südeuropäische Zauberer weist durch seine drei Künste auf die drei Gauner zurück, diese drei aber entsprechen den drei Brüdern. Die magyarische und die kirgisische Form der Bemerkungen lassen sich leicht auf die arabische (aber nicht aufeinander) zurückführen.

---

1) Basset, Mélusine II 508 f. (vgl. 575); Huth, Zeitschr. f. vgl. Litteraturgesch. N. F. II 406—414; Zeitschr. f. Volkskunde (Vernaleken) II 250; Orient u. Occ. III 281. Mit dem arabischen Brüdermärchen nahe verwandt ist eine jüdische Erzählung (auch russisch, Archiv f. slav. Phil. IX 308).

Nun bleibt übrig, dass wir die dänischen Märchen mit den anderen zusammenstellen: dabei genügt es, drei Formen zu berücksichtigen: 1) die arabische von den „drei Gaunern“, 2) die magyarische (hinter welcher ja die gemein-arabische steckt), 3) die kirgisische. Die Amlethepisode stimmt im allgemeinen zu dem magyarischen Märchen: nur ein Held, der von seinen Begleitern abends im Schlafzimmer gefragt wird, während ihn der Wirt im Zimmer belauschen lässt. In den einzelnen Bemerkungen aber stimmt sie mit den zwei anderen überein: das Brot vom Totenfelde findet sich im Kirgisischen wieder; mit den „drei Gaunern“ stimmt aber, dass sowohl die Herkunft des Königs als die der Königin an den Tag kommen; und wir finden die Knechtschaftsgewohnheit des Königs und die Augen des niedrigen Standes bei der Königin — nur umgekehrt — in Amleth wieder.

Das jütländische Märchen entspricht auch denselben drei Formen. Im ganzen gehört es zu den „drei Gaunern“: es handelt ja von drei Burschen, von denen jeder seine Kunst hat. Mit dem magyarischen (wie auch mit Saxo) stimmt es darin überein, dass der Wirt abends im Schlafzimmer lauscht; der Wein mit einem toten Kinde erinnert auch an den Wein mit Menschenblut. Das als Rindfleisch vorgesetzte Hundefleisch stimmt aber ganz genau mit dem kirgisischen Märchen.

Das Brot mit der Weibermilch des fühnischen Märchens findet sich im magyarischen wieder; über seine sonstigen Verhältnisse lässt uns die Knappheit der Aufzeichnung nichts wissen.

Aus allem diesem geht hervor, dass die Amlethsage des 12. Jahrhunderts und das jütländische Märchen des 19. Jahrhunderts in verschiedener Weise aus denselben drei Märchenformen gebildet sind; auch das fühnische Märchen geht wieder in einer anderen Weise auf wenigstens eine dieser Formen zurück. Das heisst: die Novelle von den klugen Bemerkungen ist in drei verschiedenen Formen nach dem Norden gekommen, und hier haben sie sich so ineinander verschlungen, dass drei neue Formen entstanden sind.

Die Einwanderung in den Norden und eine der Verschlingungen (Amleth) geschah vor dem Jahre 1200. Auch die modernen dänischen Märchen leiten von dieser Einwanderung ihre Herkunft ab; denn sonst müssten dieselben drei Märchenformen (die sonst in Europa wenig gekannt waren) nochmals eingewandert sein und sich nochmals alle drei getroffen und verschlungen haben. — Von den Wegen des Märchens vom Morgenlande nach Norden lässt sich wenig Sicheres sagen. Die kirgisische Form hat vielleicht slavische Vermittlung gehabt (das Hundefleisch im bosniakischen Märchen); die magyarische Form ist sicher Vermittlerin der arabischen und nordischen; für die dritte Form, „die drei Gauner“, kennen wir garnicht die Vermittlerin zwischen Arabien und dem Norden. Soviel dürfen wir sagen: die Novelle scheint durchaus durch Osteuropa vermittelt,

denn in Westeuropa ist sie als Volksmärchen garnicht gefunden. Die Zeit der Einwanderung liegt in der Periode der häufigen Verbindung des Nordens mit Osteuropa, vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. In dieser Verbindung können wir auch an die isländische Fassung von dem Eide der untreuen Gattin (Grettissaga K. 91—92), welche in Byzanz unter die nordischen Væringjar geriet, erinnern. Es scheint, dass morgenländische Novellen oder Schwänke gerade diesen östlichen Weg nach Norden nahmen.

Der Grad der Akklimatisation der morgenländischen Novelle im Norden lässt sich etwas deutlicher erkennen; die Amlethepisode zeigt sie am besten: Alle Speisen und Getränke stimmen zu dänischen Sitten, und die Knechtsaugen des Königs finden sich in der nordischen Dichtung als þrælslig (knechtische) oder óþrælslig augu (unknechtische Augen) häufig wieder[1]; auch dass man die Knechtschaftsgewohnheiten auf die Königin übertragen hat, das hat vielleicht seine Anknüpfungen im Nordischen[2]. Eine eingreifende poetische Umarbeitung findet sich nur im Magyarischen (und von da aus in der Amlethsage; wie auch teilweise in den südeuropäischen Dichtungen): aus den drei klugen Genossen ist einer geworden, und dadurch ist eine neue Situation geschaffen worden, wo die Gesellen sich nicht untereinander bei Tische fragen, sondern die Begleiter den klugen Jüngling abends im Schlafzimmer ausforschen. Die Amlethsage aber bringt uns keine originale Umgestaltung dieser Form; in die alte dänische Dichtung vom wahnsinnigen Amleth sind die klugen Bemerkungen ohne irgendwelche Anknüpfung an seine eigentliche Natur hineingebracht.

Kopenhagen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur neugriechischen Volkskunde.

Von Dr. **Albert Thumb.**

I. Die Schicksalsgöttinnen im neugriechischen Volksglauben.

Bernhard Schmidt hat in seinem klassischen Buche „Das Volksleben der Neugriechen“ I. Teil, Leipzig 1871, eine massgebende Grundlage für die wissenschaftliche Behandlung der neugriechischen Volkskunde geschaffen; im besonderen ist das, was den Volksglauben betrifft, soweit es bekannt oder von Schmidt selbst beobachtet war, zusammengestellt und kritisch verarbeitet, allerdings mit der einen Einschränkung, dass die

1) Fornaldarsögur I 22. 12; Saxo 371. 70. Helgakvida Hund. II 4; Fáfnismál 5; vgl. Njála K. 1 þjófsaugu; Daum gl. folkeviser No. 292 A 12.

2) Vǫlsungasaga K. 12; vgl. Grimm, Kindermärchen 112; Simrock, Quellen des Shakespeare ² I 132.

Beziehung zum klassischen Altertum in erster Linie berücksichtigt wurde. Jede weitere Forschung auf dem Gebiete neugriechischen Volksglaubens hat an B. Schmidt anzuknüpfen und auf dessen grundlegender Darstellung weiter zu bauen; denn das genannte Werk ist bis jetzt noch durch kein anderes verdrängt worden. Das Buch des Griechen Politis *Περὶ τοῦ βίου τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων*, das allein in Betracht käme, kann sich nach dem Urteil bewährter Forscher mit jenem nicht messen[1]).

Es ist selbstverständlich, dass seit dem Erscheinen des Schmidtschen Buches neues Material gesammelt wurde; Politis hat in kleineren Aufsätzen einzelne Seiten des Volkslebens behandelt. In Griechenland herrscht überhaupt ein löblicher Eifer im Sammeln von Märchen, Volksliedern, Sagen, in der Aufzeichnung von abergläubischen Vorstellungen, Sitten und Gebräuchen[2]). Nur der geringere Teil solcher Aufzeichnungen dürfte wohl auch bei uns zugänglich sein.

Mit dem Inhalt zweier Schriften, die schwerlich nach Deutschland gelangt sind, möchte ich nun deutsche Forscher bekannt machen. Es sind die Aufsätze eines Griechen, des Scholarchen *Π. Ἠρειώτης*, der in zwei Programmen der hellenischen Schule auf Aegina einige wertvolle Mitteilungen über Volksglauben und Volksbrauch seiner Heimat (Aegina) gemacht hat[3]).

Die erste dieser Abhandlungen erzählt den Volksglauben von den Schicksalsgöttinnen oder Miren (*Μοῖραι*); sie giebt zu dem, was B. Schmidt (p. 210 ff.) darüber beibringt, neue Beiträge. Es ist lobenswert, dass sich *Ἠρειώτης* den Zwang auferlegt hat, die in seiner Heimat herrschenden Vorstellungen und Gebräuche einfach zu erzählen, ohne etwa durch gewagte Vergleiche mit dem Altertum oder mit den Volksvorstellungen anderer Landschaften die Unbefangenheit und Treue seines Berichtes zu beeinflussen. Da ich Herrn *Ἠρειώτης* auf Aegina persönlich kennen gelernt habe und weiss, dass er aus einheimischen Quellen (einheimischen Märchen und Volksliedern, ferner Angaben und Erzählungen alter Leute) schöpft, so verdient seine Darstellung volles Vertrauen. Ich selbst habe gelegentlich (bei einem Mädchen aus Andros) den Glauben an die Schicksalsgöttinnen mir bestätigen lassen; ein paar Notizen füge ich aus Sikinos

1) Mir selbst hat das Buch von Politis nicht vorgelegen; ich kann mich jedoch auf Perrot berufen (Annuaire pour l'encour. des Et. gr. VIII 878 ff.).

2) Leider ist das Material sehr zerstreut, zum Teil in Zeitungen vergraben. Von Zeitschriften, die besonders in Bezug auf Volkskunde zu nennen sind, hebe ich hervor den *Παρνασσός* und neuerdings das *Δελτίον τῆς ἐθνολογικῆς καὶ ἱστορικῆς ἑταιρείας*. Mit den leider sehr bald eingegangenen *Νεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα* war der Versuch gemacht worden, die Publikationen über Volkskunde etwas zu konzentrieren.

3) „*Ὁ Κακομοιράμενος καὶ αἱ περὶ Μοιρῶν δόξαι παρὰ τῷ αἰγινητικῷ λαῷ*“ Athen 1888. — „*Συμβολὴ εἰς τὰ τοῦ βίου τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων*“ Athen 1890. (Beides auch unter dem Titel: *Πρόγραμμα τοῦ ἐν Αἰγίνῃ ἑλληνικοῦ σχολείου*. 1887/88. 1889/90).

hinzu nach Bent, The Cyclades or life among the Insular Greeks (London 1885) p. 186 ff.

Im allgemeinen bemerke ich, dass der Mirenglaube in den verschiedenen Landschaften Griechenlands nicht erheblich verschieden ist; was Ἡρειώτης von Aegina mitteilt, findet sich in grossen Umrissen auch bei B. Schmidt, und über Andros habe ich selbst durchaus analoges erfahren. Ich werde daher besonders auf diejenigen Züge Rücksicht nehmen, die neu sind oder von dem bei B. Schmidt Mitgeteilten abweichen.

Ich schicke als beachtenswert voraus, dass auf Aegina selbst verschiedene Vorstellungen nebeneinander bestehen und dass der ganze Glaube von den Miren in eine Art System gebracht ist, in dem keine Eventualität unberücksichtigt bleibt.

Über die Anzahl der Miren herrscht in Aegina dasselbe Schwanken wie sonst; gewöhnlich wird allerdings von dreien gesprochen, und die Obliegenheiten der Miren haben immer die Voraussetzung, dass nicht mehr als drei Personen beteiligt sind; bemerkenswert aber ist die zweite, allerdings viel weniger verbreitete Vorstellung, dass es vierzig Miren gebe. Doch auch aus dieser Zahl ragen drei Miren hervor, von denen eine, „ἡ μεγάλη“ oder „ἡ πρώτη μοῖρα“ die vornehmste ist: sie geniesst nämlich besondere Ehrenrechte, hat z. B. immer den Vortritt oder sitzt bei Tische immer in der Mitte zwischen den beiden anderen. Die eigentliche Aufgabe der Miren (s. u.) steht nur den Dreien zu. Was die übrigen zu thun haben, ist nicht ganz klar: sie werden teils als Dienerinnen der anderen gedacht, teils aber auch glaubt man — und das ist ein echter Zug naiven anthropomorphen Volksglaubens — sie seien dazu da, damit die drei, unter jene sich mischend, sich verbergen können, falls ein vom Unglück verfolgtes Menschenkind sie aufsuchen wollte, um sie zur Abhilfe der verhängten Unfälle des Lebens zu nötigen! Das eine müssen wir uns immer vor Augen halten, dass diese Schicksalsgöttinnen durchaus menschlich, d. h. etwa nach dem Muster einer griechischen Bäuerin gedacht werden.

Auch die Vorstellung von einer Mire für jeden Menschen begegnet in einem Volkslied, wo ein Pechvogel „seine“ Mire anruft.

Nach äginetischem Volksglauben sind die Miren keineswegs hässlich[1]): die drei Schwestern stellt man sich sogar gewöhnlich schön vor. Nur bisweilen wird die „älteste“, „erste“ oder „grosse“ Mire davon ausgenommen, während nur ganz selten allen drei Hässlichkeit zugeschrieben wird.

Zwar sind die Miren unsterbliche Wesen, aber dennoch sind sie von menschlichen Schwächen und Leiden nicht frei: Krankheiten sind sie unterworfen; Lust und Schmerz, Ärger und Zufriedenheit empfinden sie wie

1) Nach Schmidt p. 211 sind es alte runzelige Frauen, ebenso nach Bent.

die Menschenkinder und haben Freude an heiterem Genuss, an Musik, Gesang und Spiel.

Wo die Miren wohnen, ist nicht so einfach zu beantworten: „an dem Ende der Welt“ (*'ς τὴν ἄκρη τοῦ κόσμου*) haben sie prächtige Wohnung, einen Palast mit grossem und herrlichem Garten. Anspruchslosere Behausung schreibt ihnen der Glaube zu, dass jede der drei Göttinnen weit von der anderen entfernt in einfachem Hause wohne. Endlich wird auch erzählt, dass zwei grosse Höhlen[1]), natürlich am „Ende der Welt“, im innern luxuriös ausgestattet, das Heim der Miren seien[2]). Dort harrt ihrer immer eine vollbesetzte Tafel; bald weilen sie in der einen, bald in der andern Höhle. Aber oft verlassen sie ihren Wohnsitz, sei es, um sich auf Reisen zu vergnügen, oder um ihren Beruf auszuüben. Mit Blitzesschnelle sind sie dort, wohin die Erfüllung ihrer Pflicht sie ruft[3]).

Ihr Beruf legt ihnen die Verpflichtung auf, einem jeden neugeborenen Kinde drei Tage nach dessen Geburt sein Schicksal zu bestimmen; diese Thätigkeit wird mit einem eigenen Verbum *μοιραίνω* bezeichnet. Die Lebensdauer, die Ursache und Art des Todes, Wechselfälle des Lebens, Verheiratung oder Ehelosigkeit[4]) werden von den Miren samt allen Einzelheiten bestimmt; unabänderlich ist im allgemeinen der Schicksalsspruch (*τὸ μοίραμα* oder auf Sikinos *μοίρισμα*) der drei Göttinnen; sie sind hart und erbarmungslos. Dem Geschick lässt sich nicht entfliehen: einem Prinzen wird kurzes Glück zuerteilt, aber mit 12 Jahren wird er Salz geniessen und sterben; der Vater hat diesen Spruch belauscht — doch alle seine Massregeln nützen nichts, das Verhängnis erfüllt sich.

Oft bestimmen die Göttinnen, dass eine drohende Gefahr durch ein ebenfalls vorausbestimmtes Mittel abgewendet werden kann. Glücklich der Vater, der dieses *μοίραμα* erlauscht hat und so dem Unheil vorzubeugen vermag. Vergebene Mühe wäre es jedoch, die Miren zur Änderung ihres Beschlusses zu bewegen; ein junger Mann versucht es nach einem Märchen; aber die Antwort lautet unerbittlich „*ὅτι ἔγραψεν ἡ μοῖρα, ἔγραψε καὶ τοῦτο δὲν ξεγράφεται*“ „was die Mire geschrieben hat, das hat sie geschrieben und das wird nicht ausgestrichen“ oder kürzer „*ὅτι γράφει δὲν*

1) Ähnlich auf Korfu (Schmidt 211), nur dass von einer Höhle die Rede ist. „Unzugängliche Berge“ auf Sikinos.

2) Die Vorstellung, dass die Miren auf dem Gipfel des Olymp wohnen (Schmidt a. a. O.) scheint auf Aegina nicht mehr lebendig. Über eine Spur dieses Glaubens werde ich weiter unten handeln.

3) Eine weitere Vorstellung, die *'Ηπειώτης* ebenfalls mitteilt, halte ich nicht für echt volkstümlich, dass nämlich die Miren zu jeder Zeit überall gegenwärtig seien: dies ist nach meiner Meinung nur eine Verflachung des zuletzt erwähnten Glaubens, dass die Miren schnell wie der Blitz an den Ort ihrer Bestimmung gelangen: daraus ist durch Reflexion jene Ansicht entstanden; christliche Reminiscenzen können mitgewirkt haben. Für den naiven Volksglauben ist der Begriff der Allgegenwärtigkeit zu abstrakt und unfassbar.

4) Für letzteres besteht eine bestimmte Formel: „*νὰ μὴ ἰδῇ 'ς τὸ πλάϊ του γυναῖκα*“ oder derber „*νὰ μὴ κατουρήσῃ σὲ πεθερικὴ αὐλή*“.

ξεγράφει“ oder „τῆς μοίρας τὰ γραμμένα δὲν ξεγράφονται“. Mit fatalistischer Resignation sagt sich daher jeder „ὅτι μοῦ ἔχει ἡ μοῖρα μου γραμμένα νὰ πάθω, θὰ πάθω· γιατρικὸ δὲν ὑπάρχει“ „was die Mire mir zu erdulden bestimmt hat, das werde ich erdulden: dagegen ist kein Kraut gewachsen“, oder in einem Vers

„Τὰ γράφ' ἡ μοῖρα μελανά
Ὁ ἥλιος δὲν τ'ἀσπρίζει
„Was schwarz die Mire niederschreibt,
Das bleichet nicht die Sonne.“

Das Verbum γράφω in den angeführten Redensarten weist auf ein Niederschreiben der Schicksalssprüche; τὸ γραφτό, τὸ γραμμένο ist geradezu mit „Schicksal“ identisch. B. Schmidt hat eine Reihe analoger Wendungen (p. 215) zusammengestellt. So denkt sich denn auch die Bevölkerung von Aegina ähnlich wie auf Zakynthos (Schmidt p. 215), dass die älteste Mire ein grosses Buch in der Hand habe, in welches das μοίραμα eingetragen werde. Was einmal in diesem Buch steht, das kann auf keine Weise abgeändert werden — nicht einmal von der Mire selbst; denn auch dieser steht der einmal von ihr aufgezeichnete Spruch so unabänderlich und fest gegenüber, wie im Altertum das Schicksal selbst über Zeus stehend gedacht wurde[1]). Nicht vereinbar mit diesen Vorstellungen (und jedenfalls auch andern Ursprungs) ist der, wie es scheint, seltenere Glaube, dass die Miren durch Gewalt oder göttlichen Befehl genötigt werden können, ein Mittel zur Abwehr des bestimmten Unglücks noch nachträglich anzugeben oder zu irgend einem Kompromiss sich zu verstehen. So erzählt ein Märchen: es war einem jungen Manne vorausbestimmt, dass er am Tage seiner Hochzeit sterben werde; aber die Braut, der 80 Jahre vergönnt waren, willigt ein, 30 Jahre ihres Lebens dem Geliebten zu schenken, und so leben beide je 50 Jahre[2]).

Wie schon erwähnt, kommen die Miren am dritten[3]) Tage nach der Geburt des Kindes, und zwar um Mitternacht, in das Haus des neuen Weltbürgers. Die Miren sind sehr empfindlich und leicht reizbar; eine unordentliche Haushaltung macht ihnen einen schlechten Eindruck. Daher wird von den gläubigen Wöchnerinnen alles aufgeboten, um Haus und Hof zum Empfang der Göttinnen schön herzurichten und so von vornherein sie möglichst günstig zu stimmen. Der Säugling wird gewaschen und in

1) Dass die Miren auch von einer anderen Macht abhängig seien, könnte aus einer äginetischen Vorstellung geschlossen werden, wonach die Miren dem allmächtigen Gott untergeordnet sind und ihn um Rat fragen, was sie bestimmen sollten. Ich halte diese Anschauung für ein Kompromiss zwischen dem Volksglauben und der christlichen Gottesidee.

2) Bent berichtet aus Sikinos ein anderes Mittel, um in das Wirken der Miren einzugreifen: ein Mädchen habe von einem Zauberer den Wohnort der Göttinnen erfahren: wenn es nun gelinge, jenen Salz zu essen zu geben, so würden sie blind und änderten das Geschick.

3) So nicht überall, s. Schmidt p. 211; auf Sikinos am siebenten Tage.

frische Windeln gehüllt; denn es soll schon vorgekommen sein, dass die Miren beim Anblick eines nicht sauberen Kindes wegliefen mit dem Ruf „φτοῦ, φωτία νὰ τὸ κάψῃ“ „pfui, Feuer verbrenne es,“ und wirklich habe bald darauf das Kind diesen Tod gefunden. Auch der Hof wird gefegt, der Hofhund wird entfernt oder angekettet, damit er nicht die Miren anpacke und beisse. Schlecht ergeht es einem Kinde, dessen Eltern in solchen Dingen nachlässig sind: denn die drei Frauen bestimmen ihm aus Zorn und Ärger ein schlimmes Schicksal (*κακομοιραίνουν*); ein äginetisches Volkslied erzählt von einem solchen Pechvogel, der durch die Nachlässigkeit seiner Eltern schwer zu leiden hatte[1]): die Mire selbst erscheint dem Unglücklichen, nachdem er sie fluchend angerufen hatte, weil immer und überall Missgeschick ihn verfolgt. Auf seine leidenschaftliche Frage teilt sie ihm mit, dass die drei Miren ihm alles Gute zugeteilt hätten, so die eine Ansehen, die andere Tapferkeit, die jüngste grosses Glück; doch die Eltern begingen einen schweren Fehler: sie versäumten es, den Hof zu fegen und die Hunde festzubinden; die eine der Göttinnen wurde von den bissigen Kötern angefallen, sie fiel und verletzte sich; Zorn und Schmerz veranlassten sie, dem Schicksalsspruch die harten Worte hinzuzufügen:

„So viele Tage ich liegen muss auf meinem Schmerzenslager,
So viele Jahre sei geplagt dein armes Körperlein;
Es sei geplagt, es sei geplagt und habe keine Ruhe,
Und alles Gute fliehe dich, nur Leid sei dir beschieden.“

Doch wird zum Schluss dem Armen die tröstliche Versicherung, dass bald das Ende seiner Leiden gekommen sei.

In dem Zimmer, wo die Wöchnerin mit dem Kinde sich befindet, ist der Tisch für die Miren gedeckt: ein Teller Honig, drei Mandelkerne oder drei Stücke Konfekt und drei Gläser Wasser bilden das anspruchslose Mahl; drei Löffelchen und drei seidene Handtücher dürfen nicht fehlen. Das Zimmer wird ausgestattet, soweit es die Mittel des Besitzers erlauben, das Bett der Mutter wird geschmückt[2]). Auch der Besen muss sich am gehörigen Platz, d. h. hinter der Thür befinden, damit die Miren nicht die schlechte Wirtschaft der Hausfrau (*κακονοικοκυρωσύνη*) tadeln oder gar stolpern und fallen und es das Kind entgelten lassen. Andererseits aber darf auch der Besen im Zimmer nicht fehlen, denn er gilt als ein Schutzmittel gegen böse Geister (*ἀερικά* auf Aegina); es ist nämlich ein in Griechenland allgemein verbreiteter Glaube, dass Wöchnerinnen und ungetaufte Kinder leicht dem Einfluss böser Geister unterworfen sind[3]).

---

1) *„Ὁ κακομοιράμενος.“* Der Text ist zuerst von *Ἠρειώτης* veröffentlicht in dem ersten der genannten Programme, dann von mir mit genauerer Wiedergabe des äginetischen Dialekts in der griechischen Zeitschrift *Ἀθηνᾶ* III (1891) p. 95 ff.

2) Zu dem Vorstehenden vergl. die sehr ähnlichen Züge bei den attischen Albanesen. Schmidt p. 214 Anm.

3) Vgl. z. B. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen p. 34. 74 f. 77 ff. Dasselbe auch schon von älteren Reisenden beobachtet,

Um Dämonen vom Kinde fernzuhalten, werden verschiedene Mittel angewendet: so wird z. B. ein kleiner Besen in die Wiege des Säuglings gelegt. Wenn das Kind auf einen Augenblick allein gelassen werden muss, so stellt man den gewöhnlichen Besen neben die Wiege, falls ein kleiner Besen nicht vorhanden ist. Ein Messer mit schwarzem Griff wird unter das Kopfkissen der Wöchnerin gelegt, um diese zu schützen; endlich wird dafür gesorgt, dass das Herdfeuer nicht ausgehe, solange die Wöchnerin das Bett hütet. Aber nicht nur vor bösen Geistern, sondern auch vor den Miren selbst ist das Kind nicht immer sicher; wenigstens herrscht auf Andros der Wahn, dass die Miren Kinder stehlen. Wenn daher die Miren kommen, legt die Mutter ihr Kind zwischen sich und die Wand, damit jenes nicht geraubt werde[1]). Dieser Glaube hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem von B. Schmidt (p. 215) nach Pouqueville mitgeteilten Zug, dass die Miren die Wöchnerinnen zu schädigen versuchen.

Bevor die drei Göttinnen an ihre Arbeit gehen, kosten sie von den vorgesetzten Süssigkeiten; die Güte derselben und die schöne Ausschmückung des Gemachs entlocken ihnen oft günstige vorbereitende Segenswünsche für das Kind: *γλυκάμενο, γλυκάμενο νὰ ἦνε 'ς ὅλη του τὴ ζωή* „ein Glückskind, ein Glückskind sei es in seinem ganzen Leben“ oder *ὅπως ταιριάζουνε ἡ καρδίες μὲ τὸ μέλι, ἔτσι νὰ ταιριάζουνε ὅλες του ἡ δουλειές* „wie die Mandelkerne zum Honig passen, so mögen alle seine Geschäfte passen (d. i. sich glatt erledigen)“.

Dann erst folgt das *μοίραμα* selbst, d. h. die Festsetzung des Schicksals: die zwei untergeordneten Miren machen Vorschläge („*μελετοῦνε*“ nach dem Kunstausdruck), die „grosse“ Mire bestätigt oder verwirft. Im ersten Fall schreibt sie den Spruch sofort in das Schicksalsbuch. Wenn aber die beiden jüngeren uneinig sind und streiten, sei es über eigene Vorschläge oder über den der grossen Mire, so hat diese die Entscheidung. Nach anderer Anschauung macht die erste Mire einen Vorschlag, den die andern annehmen oder modificieren. Denn sie lässt sich durch inständige Bitten der Genossinnen oft bewegen, ihren Entschlusz zu ändern. Es kann auch vorkommen, dass sie überhaupt nicht mit den andern erscheint (wegen häuslicher Beschäftigung oder Unwohlseins!) und ihren beiden Genossinnen bloss allgemeine Verhaltungsmassregeln giebt.

Endlich herrscht auf Aegina auch der Glaube, dass jede der drei Göttinnen bestimmt, was sie will[2]), und dass die älteste jene Sprüche einfach in ihr Buch einträgt.

Sehr interessant ist die Anschauung, in der „die hellenisch-italische Idee eines von den Schicksalsmächten dem Menschen gesponnenen Lebensfadens zum Vorschein kommt“ (B. Schmidt). Gerade auf Aegina ist diese

---

1) So erzählte mir das oben erwähnte Mädchen aus Andros.

2) Dies ist die Regel nach Schmidt, p. 212.

Vorstellung sehr deutlich erhalten und ausgebildet[1]), während die Beobachtungen Schmidts nur geringe Spuren dieses Zuges bieten[2]).

Die älteste Mire ist im Besitz einer Scheere; von den beiden jüngeren hält eine die Spindel (*ἀδράχτι*), die andere den Rocken mit Lein (*ῥόκα μὲ λινάρι*). Jene mit der Spindel spinnt, unterstützt von ihrer Genossin, welche den Rocken hält. Während dieser Thätigkeit bestimmen die Drei das Schicksal des Kindes; der gesponnene Faden wird um die Spindel gewickelt; jede Windung (*τυλιξά* oder *τύλιγμα*) entspricht einem Lebensjahr. das ganze aufgewickelte Stück stellt aber die Länge des Lebens vor. Die älteste Mire schneidet den Lebensfaden ab in dem Augenblick, wo das *μοίραμα* beendet ist und die Miren sich zum Weggehen anschicken. Wenn der Faden zerreisst, bevor die Göttinnen zu Ende sind, so hören sie sofort auf; der Unglückliche lebt nur so viel Jahre als Windungen vollendet sind, und wird alles das erleben, was die Miren bis zum Zerreissen des Fadens ausgemacht haben. Jährlich am Geburtstage jedes Menschen wickelt die grosse Mire eine Windung des Fadens wieder ab; wenn so der ganze Faden abgewickelt ist, kommt die Todesstunde. Nach etwas modificiertem Glauben wird der Lebensfaden nicht gleich nach Beendigung des *μοίραμα*, sondern erst in der durch die Länge des Fadens bestimmten Todesstunde von der grossen Mire durchschnitten.

Die Vorstellung vom Lebensfaden hat auf Aegina auch entsprechende Redensarten geschaffen, wie: *ἴσα μ'ἐδῶ ἔφτατσε ἡ κλωστή του τσ' ἔσπατσε* (oder *ἐκόπητσε*) „bis hierher reichte sein Faden und zerriss“ oder *ἐσώθητσε ἡ κλωστή του* „zu Ende ist der Faden“ oder *ἴσα μ'ἐδῶ τσαὶ τοῦ 'κοψε τὴ κλωστή του* „bis hierher und dann zerschnitt sie, (sc. die Mire) seinen Faden[3])“.

Für die Ausführung des *μοίραμα* hat die grosse Mire zu sorgen; daher wird sie *κατ' ἐξοχὴν* als die Mire betrachtet: *αὐτὴ εἶνε ἡ μοῖρα ὅλω μας, διότι κρατάει 'ς τὸ χέρι τὶς τύχες μας.* Sie spielt oft die Rolle des Schutzengels, ist die überall beistehende gütige Fee, falls überhaupt gutes dem betreffenden Menschen bestimmt wurde. Sie warnt, sie schützt ihn, ja sie arbeitet für ihren Schützling[4]). Das glückliche Mädchen, dem „heitere Lose“ bestimmt sind, kann ruhig schlafen, denn die Mire arbeitet und sendet Glück und sucht jene auf:

Κοιμήσου, καλομοίρη μου, κ' ἡ μοῖρα σου δουλεύει
Καὶ τὸ καλό σου ῥιζικὸ στέλνει καὶ σὲ γυρεύει.

1) Der Glaube ist schon homerisch, cfr. Hom. Od. 11, 139. 16, 64; dann auch Aeschyl. Eumen. 321 u. a.

2) cfr. p. 212. 220.

3) Die Redensarten habe ich in der Dialektform wiedergegeben (*Πρεμώτης* normalisiert etwas).

4) vgl. auch Schmidt, p. 216.

„O glücklich Mädchen, schlafe nur, deine Mire macht die Arbeit
Und sendet dir ein schönes Los und sucht dich allenthalben.“

Freilich wer zum Unglück bestimmt ist, der fühlt ebenfalls das Wirken der Miren überall, doch nur zu seinen Ungunsten. Und es ist begreiflich, dass jeder nach seinem Schicksal bald schmeichelnd seine Mire „gut, golden“ oder mit Bitterkeit seinen „schwarzen, bösen, verfluchten“ Dämon (*μοῖρα*) nennt. Mancher aber tröstet sich mit einer Art Galgenhumor, indem er sich zuruft:

Ἡ μοίρα ποῦ με 'μοίρανε, ἤτανε μεθυσμένη.
Μὲ 'μοίρανε γιὰ νὰ περνῶ ζωὴ δυστυχισμένη.
„Die Mire, die mein Schicksal gab, war sicherlich betrunken.
Drum hat sie mir ein Jammerleben auf dieser Welt beschieden.“ [1])

Durch das *μοίραμα* allein ist das Wirken der Miren nicht bestimmt und begrenzt. Nach dem wenigstens auf Aegina herrschenden Glauben greifen die Schicksalsgöttinnen auch unabhängig von ihrem *μοίραμα* in das Leben der Menschen ein, oft aus launischen Einfällen. Zum Beleg teile ich ein Volksmärchen mit, das ich aus dem Munde eines Aegineten (des Herrn *Ἡρειώτης*) gehört und niedergeschrieben habe [2]).

„Einmal und zu einer Zeit war ein König, Hypnos (d. i. Schlaf) war sein Name. Neben dem Palast wohnte ein armes Mädchen, das für andere arbeitete um zu leben. Es arbeitete die Nacht hindurch, und wenn ihr der Schlaf kam, nahm sie Bohnen [3]) und ass und sprach: „Du bist gekommen, Schlaf, sei willkommen, iss Bohnen und geh weg“. Draussen war das Gefolge des Königs und hörte das Mädchen sprechen „Du bist gekommen, Schlaf, sei willkommen, iss Bohnen und geh weg“. Jene sprachen: „Bei diesem armen Mädchen ist unser König drinnen“. Die folgende Nacht kam wieder das Gefolge des Königs, um zu hören, was jene sagen werde. Sie war wach, und als ihr der Schlaf kam, sprach sie: „Du bist gekommen, Schlaf, sei willkommen, nimm den Schemel und setze dich“. Jene sagten: „Unser König ist drinnen“. Und das Mädchen sagte wiederum: „Du bist gekommen, Schlaf“, u. s. w. [4]) Die folgende Nacht kam das Gefolge wiederum um zu hören, was das Mädchen sagen würde, und hörte dieselben Worte. Da ging das Gefolge zur Mutter des Königs und sagte ihr, dass der König jede Nacht in das Haus dieses armen Mädchens gehe. Als dies die Mutter hörte, rief sie ihn und sprach zu ihm: „Wie erniedrigst du dich selbst, dass du, ein König, dich herablässt,

1) Das mitgeteilte Distichon habe ich in Kyparissia (Messenien) aus dem Munde eines 12—14jährigen Knaben gehört und aufgezeichnet.

2) Der griechische Text ist von mir in der *Ἀθηνᾶ* III 97 ff. veröffentlicht worden. Inzwischen wurde mein Text auch in der *Ἑλλάς* III 284 ff. abgedruckt und von Boltz ebenda übersetzt.

3) *κουτσία* d. i. *κουκιά*.

4) wie im Anfang.

jede Nacht in das Haus dieses armen Mädchens zu gehen?“ — „Ich habe das Mädchen nicht einmal gesehen.“ — „Lass es in Zukunft bleiben hinzugehen, mein Sohn. Warum? Es macht dir keine Ehre.“

Die Mutter des Königs rief aber auch das arme Mädchen und sprach: „In Zukunft brich dein Verhältnis mit dem König ab, nimm ihn nicht in dein Haus auf, denn was hast du mit ihm zu schaffen?“ Das Mädchen erwiderte: „Niemals geschah dies, denn bin ich armes Mädchen würdig, den König in mein Haus aufzunehmen?“ Aber das Mädchen nahm es sich sehr zu Herzen; sie wusste nicht was thun. Alle sagten, dass der König in ihr Haus komme. Sie nimmt Tücher und bindet sie um den Leib und stellt sich, als ob sie Mutter würde, geht hinaus in den Hof, setzt sich auf ein Strohbündel und bindet daran einen Hahn, der das Strohbündel wie eine Karosse zog[1]).

Es gingen drei Miren vorbei, sahen sie und lachten aus vollem Herzen und sprachen: „Drei Jahre haben wir nicht mehr so gelacht, und diese machte, dass wir aus vollem Herzen lachen. Was sollen wir ihr wünschen? Wir wollen ihr wünschen, dass sie wirklich Mutter werde, dass sich in ihren Händen ein Kind befinde wie vom König Hypnos: ihr Strohbündel soll ein goldener Wagen werden, der Hahn ein goldener Hengst, und sie selbst soll mitten im Wagen sitzen, und sie wird sich zur Palastpforte begeben, und alle werden sie zur Königin ausrufen und verlangen, dass sie den Hypnos zum Gatten wähle, um Königin zu werden.“

O das Wunder, dass alles geschah, wie die Miren ihr wünschten! Alle empfingen sie mit grossem Jubel, das Kind glich ganz dem König Hypnos, so dass alle sagten: „Das Kind ist vom König Hypnos, und er muss sich mit ihr vermählen“. Zum König spricht seine Mutter: „Was sitzest du da? das Kind ist deines, und du musst sie heiraten“. Da glaubte es der König selbst und entschloss sich, das Mädchen zu heiraten.

Pauken und Trompeten, grosser Jubel: der König heiratete und das Mädchen wurde Königin und sass auf dem Thron, und sie lebten dort gut, wir hier aber noch besser.“

Eine Vergleichung unserer Darstellung mit den bei B. Schmidt mitgeteilten Thatsachen lehrt, dass der Mirenglaube auf Aegina (samt den paar Einzelheiten, die ich von anderswo hinzufügte) in die allgemein griechischen Vorstellungen im grossen und ganzen sich einfügt, im einzelnen aber doch recht bemerkenswerte Eigenheiten zeigt. Ich hebe als allgemeines Charakteristicum der aeginetischen Anschauungen hervor, dass der Mirenglaube vom Volke sehr ins Detail ausgebildet wurde. Bis ins kleinste, sogar kleinliche, wird die Thätigkeit der Schicksalsgöttinnen nach

1) Was für eine Bedeutung dieser Zug eigentlich hat, ist mir nicht recht klar; dass es für das Verständnis des Volkes etwas Unsinniges, Komisches war, lehrt das Folgende.

dem Muster menschlicher Handlungen und Schwächen ausgemalt. Wie viel davon moderner Ausgestaltung redseliger Weiber zuzuschreiben ist, ist schwierig festzustellen. Denn wenn auch feststeht, dass im neugriechischen Volksglauben altgriechische Volksvorstellungen fortleben, so ist es doch schwer, gerade bei genau ausgebildeten Einzelheiten ein Kriterium zu finden für alte Überlieferung und neue Zudichtung: denn die Ausgestaltung eines Volksglaubens im einzelnen konnte zu jeder Zeit, bei den Alten wie bei den heutigen Griechen, selbständig sich wiederholen, sofern jene einzelnen Züge sich aus der Gleichartigkeit des menschlichen Wesens ergeben konnten. Daher ist eine direkte Vergleichung solcher Züge, deren Entstehung aus jenem Prinzip zwanglos erklärt werden kann, ohne besondere Beweiskraft. Aber andererseits dürfen wir gerade wegen der Gleichartigkeit des menschlichen Wesens solche Gestaltung des neugriechischen Volksglaubens auch im alten Griechenland annehmen, wenn sie sich auf jene anthropomorphen, dem naiven Menschen von selbst sich aufdrängenden Züge bezieht[1]). Eine antike Amme war sicherlich nicht viel anders als eine griechische Bäuerin heutzutage. Wenn daher im Altertum und heute der Kern eines Volksglaubens identisch war (und das ist ja beim Mirenglauben der Fall), so musste auch die Detaillierung sehr ähnlich werden, ohne dass etwa diese selbst auf Überlieferung zu beruhen braucht.

Ich erwähne noch zum Schlusse, dass der Glaube an Schicksalsgöttinnen bei den Südslaven eine ganz frappante Ähnlichkeit mit den griechischen Vorstellungen zeigt; es genüge hier auf Krauss, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven (Münster i. W. 1890) p. 22 ff. hinzuweisen, ohne der Frage nach dem Grunde dieser Parallelen weiter nachzugehen.

Was nochmals Aegina betrifft, so habe ich bereits an anderem Orte[2]) darauf aufmerksam gemacht, dass die griechische Bevölkerung der Insel aus Attika eingewandert ist. Auf Attika weist vielleicht auch ein oben p. 128 mitgeteilter Zug, der eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den attischen Albanesen zeigt[3]). Aber noch etwas erfahren wir nach meiner Meinung aus der Art des aeginetischen Mirenglaubens: ausser etwaigen christlichen Ideen, die leicht erklärbar sind, begegneten uns auf Aegina öfter verschiedene, d. h. voneinander abweichende Vorstellungen, die nebeneinander bestehen. Dies lässt eine Mischung verschiedenartiger Einflüsse vermuten. Aus der Gestalt des aeginetischen Idioms glaube ich nachgewiesen zu haben, dass die Hauptmasse der (griechischen) Bevölkerung von Aegina athenischen Ursprungs ist: aber die Insel zeigte sich

1) Man vergl. z. B. die Empfindlichkeit der Miren und die damit verbundenen Gebräuche.

2) *Μελέτη περὶ τῆς σημερινῆς ἐν Αἰγίνῃ λαλουμένης διαλέκτου* in der *Ἀθηνᾶ* III 95 ff. (besonders p. 117 ff.).

3) Vgl. Schmidt p. 214 Anm. 1.

fremdem Einfluss nicht abgeneigt, wie die Sprache wiederum beweist. Nur das eine wage ich nicht zu entscheiden, ob dieses Eindringen fremder (d. h. natürlich griechischer) Elemente erst in neuester Zeit sich vollzog oder schon seit langem (etwa seit der Einwanderung des Hauptstammes aeginetischer Bevölkerung[1]) statt gefunden hat.

Zur Giebelentwickelung des sächsischen Bauernhauses.

Von **Robert Mielke.**

(Hierzu Tafel I. II. III.)

Wenn wir von dem sächsischen Bauernhause sprechen, so schwebt uns in der Regel jenes altertümliche, schornsteinlose Haus vor, dessen gewaltiges Strohdach alles überdeckt, was der Bauer an beweglichem Eigentum besitzt. Man hat wohl auch in ihm vermöge seiner ursprünglichen, bedürfnislosen Einrichtung den Urtypus gesucht, der unserer reich entwickelten Bauern-Architektur zu Grunde liegt. Dennoch lässt sich bei ihm, so sehr auch im allgemeinen an der alten Grundrissdisposition festgehalten wird, in dem Äussern eine gewisse fortschreitende Entwickelung verfolgen, die teilweise von struktiven Gesetzen bedingt, teilweise aber auch von dem Bedürfnis nach Zierformen beeinflusst ist. Gerade beim sächsischen Bauernhause lässt sich der Übergang von der einfachen, schmucklosen Giebelfront bis zu einer für norddeutsche Verhältnisse überraschend reichen Fassade verfolgen. Vielleicht sind auch die prachtvollen Fassaden, die die Häuser Braunschweigs, Hildesheims, Quedlinburgs und anderer durch ihre Architektur ausgezeichneter Städte Norddeutschlands zeigen, auf das sächsische Bauernhaus zurückführen, wodurch sich so manche noch unerklärte Eigentümlichkeit derselben, z. B. das Vorkragen der Geschosse, begründen lässt[2]). Im folgenden soll dazu auf Grund eigener noch nicht veröffentlichter Wahrnehmungen der Versuch gemacht werden, wobei sich ergeben wird, dass auch das erwähnte Bauernhaus einer ähnlichen künstlerischen Entwickelung fähig ist, wie das Schweizer- oder das nordische Haus.

In seiner einfachsten Gestalt zeigt sich der Typus als ein einfacher Bedürfnisbau, bei dem die konstruktiven Elemente, die Wand und das

---

1) Ende des 18. Jahrhunderts, s. p. 119 meiner oben genannten Abhandlung.

2) Es sei gestattet, hier auf einen interessanten, mit sieben Bildtafeln geschmückten Aufsatz von K. Brandi hinzuweisen: „Das osnabrückische Bauern- und Bürgerhaus“ im XVI. Band der Mitteilungen des historischen Vereins für Osnabrück (1891) S. 265—314, wo auch auf die Giebelentwickelung eingegangen wird. K. W.

Dach, ohne jede Verzierung bleiben (Fig. 1). Die kräftigen Balken zeigen sich in unverhüllter Nacktheit, sie wirken als Träger des konstruktiven Gedankens allein nur durch den Kontrast der dunklen Holzfarbe gegen das hellere Füllwerk. Vielleicht waren sie dereinst bemalt, rotbraun, wie noch heute in Norwegen, oder grün, wie es in bescheidenem Masse einzelne Häuser der Altmark zeigen. Hin und wieder tritt zu beiden Seiten des Einfahrtsthores ein kleines vergittertes Fenster auf, das aber dann wohl immer Beweis eines späteren Kultureinflusses ist. Der Giebel ist von der zurückgebogenen Dachkappe vollständig verdeckt, eine Bildung, die wohl als eine ursprüngliche angesehen werden darf, da bereits die Hausurnen dieselbe aufweisen[1]). Die Hinterseite des Hauses ist nicht immer in derselben Weise gebildet, vielmehr erscheint dieselbe bis zur Spitze lotrecht, was vielleicht mit der Anordnung der Wohnstuben daselbst zusammenhängt; doch habe ich diese Weise auch bei unbewohnten Häusern gefunden, z. B. an einem Schafstall bei Sahrendorf am Wilseder Berg in der Lüneburger Heide.

Reicher wird die Giebelseite des Hauses, wenn zu Seiten des Thores Flügel angebaut werden (Fig. 4 Bühren bei Delmenhorst), welche eine Art von Vorraum (in der Gegend von Ülzen Vorschur genannt) bilden, der bisweilen, wie später noch zu erwähnen ist, überdeckt wird. Obgleich das Haus von Bühren einen entschieden altertümlicheren Eindruck macht als das erste, so tritt in der klugen Benutzung der vorderen Dachbalken schon ein erheblicher Fortschritt der Konstruktion hervor. Der altertümliche Eindruck ist zunächst dem hohen First zuzuschreiben, der ein gesundes Stilgefühl verrät. Die Neuzeit hat das auch anerkannt und bei besseren Bauten die ästhetische Wirkung des Firstes durch schmiedeeisernes Gitterwerk zu erhöhen getrachtet. Diese charakteristische Firstbildung scheint besonders dem Grossherzogtum Oldenburg und dem westlichen Teil Hannovers eigentümlich zu sein. Sie ist jedenfalls ursprünglicher als die einfache Firstlinie. (Vergl. auch das Haus von Rastede i. d. Zeitschr. für Ethn. etc. XIX. S. 569.)

Von einer künstlerischen Thätigkeit ist bei dem Bührener Hause noch ebensowenig zu sehen wie bei dem Reppenstedter; sie beschränkt sich höchstens auf den oberen Thürsturz, dessen Balken bogenförmig aus-

1) Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf einzelne Häuser hinweisen, die mir vor einigen Jahren in Italien durch ihre frappante Ähnlichkeit mit den Hausurnen auffielen. Ich fuhr mit dem Kurierzug von Bologna nach Padua, als ich in der Nähe der Station Monselice einige Häuser sah (Fig. 2 und 3), die ich, so gut es bei der Eile ging, skizzierte. Sie waren weiss gestrichen, offenbar Mörtelwerk, und mit Stroh gedeckt. Die Öffnungen, durch Bretterthüren geschlossen, schienen mir eher Luken als Thüren und Fenster zu sein. Ob sie auf den anderen Seiten noch Öffnungen hatten, ob sie bewohnt waren oder als Speicher dienten, kann ich nicht sagen. Vielleicht veranlasst dieser Hinweis einzelne Forscher, bei gelegentlichen Reisen in Italien nach dem Zweck und Alter derselben zu forschen.

geschnitten ist. Bisweilen ist auch die Thürleiste am oberen Ende mit einer kapitälartigen Verzierung versehen, wie an einem Hause zu Reppenstedt (Fig. 5). Erst mit dem Hervortreten der Langbalken vor die Giebelfront tritt ein stilistisches Element in die Erscheinung, das einmal den künstlerischen Trieben die schönste Gelegenheit zur Bethätigung giebt, dann aber auch die Aufrichtung der geneigten Dachkappe anbahnt und damit neue, verzierungsbedürftige Flächen schafft.

Den Übergang stellt ein Haus aus dem Dorfe Göterende bei Oldenburg dar, das nach einer Balkeninschrift aus dem Jahre 1700 stammt (Fig. 6). Die hervortretenden Balkenköpfe, an und für sich ohne Verzierung, sind von einfachen aber geschmackvollen Konsolen unterstützt. Durch ähnliche Stützen ist das grosse Eingangsthor oben fast halbkreisförmig geschlossen. Interessant ist auch die Behandlung der vorderen Dachkappe. Während sie bei den vorherbesprochenen Häusern noch die Balkenköpfe verdeckt, ruht sie hier auf den vorkragenden Balken, eine insofern wichtige Bildung, als die so markierte wagerechte Linie bei allen mehr oder minder reich entwickelten Fassaden künstlerisch zum Ausdruck kommt und dahin führte, das senkrechte Giebeldreieck durch mehrere übereinander liegende Horizontalen zu teilen. Auch das oberste, das vordere Firstende bedeckende Dreieck geht für die Dauer nicht mehr verloren, sondern erhält in manigfach künstlerischen Gestaltungen das Andenken an das einstige Rauchloch.

Noch ist eines Hauses zu gedenken, das mit dem eben besprochenen äusserlich verwandt, um ein Beträchtliches älter ist als jenes (Fig. 7). Es ist das ein im Dorfe Suderburg bei Ülzen mit der Nummer 1 bezeichnete. Nach Ausweis der Inschrift an dem Thürbalken wurde es 1615 erbaut, es stammt also noch aus der Zeit vor dem Beginn des 30jährigen Krieges und ist danach, soweit mir bekannt, das älteste bestimmt datierte sächsische Bauernhaus. In demselben Dorfe hat sich noch ein zweites[1]), 1691 erbautes, erhalten, das dem älteren im Innern und Äusseren gleicht. Obwohl beide noch ohne Schornstein sind, so ist doch die ursprüngliche Einrichtung nicht mehr vorhanden, aber die Fassaden sind noch völlig intakt. Die Abbildung 7 stellte das ältere dar, bei dem namentlich die sorgfältige Technik überrascht. Der obere Teil des Giebels ragt nur wenig hervor; dafür sind aber die Balkenköpfe als Viertelkreis profiliert und die Räume zwischen ihnen durch ein schräges Brett geschlossen. Ein Rauchloch ist nicht vorhanden. Da das Thor ca. 6 Fuss zurücksteht, so entsteht davor ein freier, wagerecht überdeckter Raum, hier Vorschur genannt, der vermuten lässt, dass bei diesem Bau die ursprünglichen flügelförmigen Vorbauten mit in die architektonische Fassade eingezogen wurden.

1) Dem Gastwirt Müller gehörig, in dessen Familie es sich schon seit der Erbauung befinden soll.

Wie zögernd der am Alten hängende Bauer die Umwandlung des schrägen, strohgedeckten Giebels in die senkrechte Giebelwand vornahm, bezeugt das folgende, aus Hinterpommern stammende Haus. (Fig. 8.) Ich kann nicht sagen, ob und wo solche Häuser heute noch vorhanden sind; die vorliegende Abbildung ist nach einem mit Wasserfarben auf Leinwand ausgeführten Bilde gemacht, das die seltsame Unterschrift trägt: „Aus dem Buche der Heraldiek stammt dies Wappen der Familie Husemann aus Hinterpommern 1660". Das offenbar moderne, nach einem alten Original gemachte Bild befindet sich im Wirtshause zu Neuenkoop bei Hude in Oldenburg. Über die Herkunft und die Hersteller konnte ich nichts in Erfahrung bringen; es wurde mir nur bestätigt, dass die Familie des Besitzers thatsächlich aus Hinterpommern stammt.

Die vordere Front ist senkrecht; an der Stelle, wo in der Regel die zurückgeneigte Dachkappe beginnt, ist die Mörtelwand bis zum oberen Giebeldreieck mit einer Strohlage bedeckt. Bei der Klarheit und Sicherheit, mit der das Bild gefertigt ist, ist es undenkbar, dass durch diese eigentümliche Konstruktion die geneigte Dachkappe angedeutet werden sollte; es scheint die Strohbedeckung vielmehr lediglich eine Erinnerung an die vormalige Form zu sein. Das oben aufsitzende dreieckige Verblendstück ist das in Holz übersetzte Firstdreieck des vorigen Hauses[1]).

Während vielleicht das pommersche Haus noch die letzte Erinnerung an die einstige Dachkappe bewahrt, kommt bei den folgenden Häusern die freie Giebelwand zur Geltung. Letztere steht als raumabschliessende, tragende Wand in direktem Gegensatz zum bedeckenden, lastenden Dache und wird die Trennung durch die am First zusammenstossenden Giebelleisten auf das bestimmteste symbolisiert. Wo diese Giebelleisten vorhanden sind, haben wir es mit einer zweiten Phase in der Entwickelung des sächsischen Bauernhauses zu thun. Bei dem vorher erwähnten Hause ist diese Leiste noch unterbrochen, jetzt erscheint sie als ein durchaus selbständiges Glied, das hier dieselbe stilistische Bedeutung hat, wie am griechischen Tempel die Cyma. Obgleich diese Leiste beim sächsischen Hause nicht verziert wird, wie beim Schweizer- oder nordischen Hause, so verliert sie doch auch nie den Zusammenhang mit diesem, was beim letzteren manchmal unangenehm auffällt.

Verhältnismässig einfach ist der Giebel eines Hauses aus Wissingen bei Löhne (Fig. 9). Wenn nicht das Fachwerk als solches eine gewisse

1) Auf dem Original sind die an der Langseite befindlichen halbkreisförmigen Fenster grün. Denke ich dabei an die farbige Behandlung einzelner Teile des altmärkischen oder des nordischen Hauses, dann scheint es mir, als ob das Bauernhaus überhaupt früher in farbigerem Schmucke prangte als heute, wo fast alle Farbenfreudigkeit verloren gegangen ist. Vielleicht gelingt es, wenn erst mehr Beobachtungen vorliegen, auch für das Bauernhaus ein solches polychromes Gewand zu rekonstruieren, wie man es z. B. mit Glück bei den alten Bauten Hildesheims und Braunschweigs versucht hat.

Gliederung im Aufbau verursachte, würde das Haus sehr nüchtern erscheinen; denn die wenigen Konsolen, welche die Front gliedern, vermögen diesen Eindruck nicht aufzuheben. Da selbst das obere Giebeldreieck fehlt, welches allen älteren sächsischen Häusern eigen ist, so charakterisiert sich das vorliegende als ein Rückschritt in der Entwickelungsreihe. Leider fehlt mir ein besseres Beispiel und so mag denn dieses sich hier einfügen, weil bei dem naturgemässen Gange vom Einfachen zum Reichhaltigen der dem folgenden Hause aus demselben Ort (Fig. 10) vorhergehende Typus die ganze Dachhälfte als einziges, hervorkragendes Geschoss gehabt haben wird.

Es ist nicht gut denkbar, dass die bäuerliche Zimmerei einen plötzlichen Sprung von dem pommerschen (Fig. 8) zu dem hannoverschen (Fig. 10) gemacht habe. Eigentümlich ist bei diesem, dass der obere Abschluss des Giebels von Ziegeln ist, während das ganze Haus mit Stroh gedeckt ist. Dieses Firstdreieck scheint, von einzelnen Ausnahmen in Holz abgesehen, der ganzen Gegend von Bückeburg bis Hannover anzugehören; ja manchmal füllt es fast die ganze obere Hälfte des Giebels (Fig. 11). Fast scheint es, als ob diese Neuerung erst seit Mitte des laufenden Jahrhunderts aufgekommen wäre, wofür spricht, dass diese so charakterisierten Häuser fast durchgängig mit einem Schornstein versehen sind.

Zu welchen reizvollen Wirkungen die Ausbildung des Fachwerkgiebels manchmal gesteigert werden kann, bezeugt ein Beispiel aus der Lüneburger Heide (Fig. 12), das zwar keinem Bauernhause angehört, aber doch unbedenklich der Bauernarchitektur zugesprochen werden kann. Es ist die Kirche zu Undeloh bei Egesdorf, eine Kapelle, deren doppelte Bauperiode schon aus der Zeichnung zu ersehen ist. Die westliche Hälfte bezeugt durch ihre Ausführung in Feld- und Backsteinen, durch die Dicke der Mauern, durch die spitzbogenförmigen Fenster und den nachträglich angefügten Strebepfeiler ein höheres Alter als die östliche, die als Fachwerkbau sich als spätere Ergänzung des ursprünglichen Planes ausweist und im engsten Anschlusse an die Bauernhäuser der Gegend errichtet ist. An die Stelle des grossen Einfahrtthores ist nur ein grosses Fenster getreten; im übrigen haben wir eine direkte Bauernhausfassade vor uns, bei der das zweimalige starke Hervorkragen zur ausgiebigen Verwendung der Konsole geführt hat. Wahrscheinlich ist die Zweiteilung der oberen Giebelhälfte, wie sie hier und an dem Wissinger Hause (Fig. 10) auftritt, für die ehemalige Dachkappe anzusprechen. Bei dem letzteren ist auch das Firstdreieck noch in dem Ziegelansatz erhalten, während es bei der Kirche, vielleicht in Anbetracht des besonderen Zweckes, fehlt oder wenigstens zu einer kaum noch erkennbaren Form zusammengeschrumpft ist.

In der Altmark ist diesem Dreieck wieder eine erhöhte Bedeutung zugesprochen. Dort giebt es Veranlassung zu einer erneuten Vorkragung, so dass wir hier häufig das grosse Giebeldreieck dreifach durch horizontale übereinander hervorkragende Linien gegliedert finden, die aber nicht mehr durch Konsolen gestützt werden, sondern sich frei in reich bewegtem Profil von der senkrechten Wand abheben und dann in der Regel den Platz für die Weihinschriften abgeben. In der Mitte des Balkens, der in dieser Weise die Basis des Firstdreiecks abgiebt, erhebt sich der Ständer, welcher in diesem Falle das Giebelzeichen trägt (Fig. 13 aus Seethen bei Gardelegen). Auch sind bei diesem Beispiel noch Löcher neben dem Träger angeordnet, vielleicht die letzte Erinnerung an das einstige Rauchloch. Auf den beiden Hälften des Dreiecks sind mit grüner Farbe zwei vierblättrige Rosetten aufgemalt. In späteren, einfacheren Bildungen verschwindet dann das Firstdreieck, nur der konstruktiv nicht zu entbehrende Schaft der Giebelblume bleibt übrig (Fig. 14 aus demselben Orte).

Bei all den bisher besprochenen Häusern zeigt sich das Bestreben, den Giebel nach der Emanzipation von der beengenden Fessel der Dachkappe als das für eine repräsentative Verzierung geeignetste Feld zu betrachten. Dabei ist man fast ängstlich bemüht, an den durch die geschichtliche Entwickelung sich ergebenden struktiven Elementen festzuhalten. So bleibt nach wie vor der ganze untere Teil des Giebels von der Verzierung ausgeschlossen; höchstens wird der obere, bogenförmige Thürabschluss aus mehreren Balken zusammengesetzt, um als Platz der Inschrift zu dienen, die dann am Anfang und Ende von einer rankenartigen Blume eingeschlossen ist. Beide, Inschrift wie Blume, sind im kantigen Relief vom Grunde erhaben und mit weisser Farbe, seltener mit grüner, gestrichen, z. B. in der Altmark und den angrenzenden Teilen Hannovers. In der letzten und glänzendsten Phase seiner Entwickelung wird aber auch der untere Teil in den Kreis der künstlerischen Ausschmückung hineingezogen, und so die ganze Fassade als eine Einheit betrachtet.

Erreicht wird das zunächst dadurch, dass die senkrechten Balken am oberen Teil durch spitzbogenförmige Bretterverkleidung (Fig. 15 Haus aus Warmbüchen bei Burgdorf, Lüneburger Heide, 1668 erbaut), eine originelle und, wie mir scheint, nur der Gegend um Burgdorf eigentümliche Bildung. Auf den Balkenenden liegen die vorkragenden Langbalken unmittelbar auf, ohne erst, wie sonst üblich, durch eine Schwelle verbunden zu sein. Diese Langbalken, am vorderen Ende profiliert und durch Konsolen gestützt, tragen dann das Giebeldreieck, das nach gewohnter Weise wieder durch stark ausgesprochene Vorkragung in zwei Teile gegliedert wird. Das untere trapezförmige Feld ist dann abermals durch einen Querbalken in zwei Felder zerlegt, die durch senkrechte Stützen mehrfach geteilt sind. Dagegen ist das obere Dreieck ohne

weiteren Schmuck; nur der hervorragende Firstbalken wird durch eine Konsole gestützt. Obgleich kein Giebelschmuck vorhanden ist, deutet der Ansatz auf dem Firstbalken auf das einstige Vorhandensein eines solchen hin. Ich bringe in Fig. 16 eines aus dem nahen Dorfe Kirchhorst, das noch dadurch interessant ist, dass auch hier wieder das Firstdreieck in zwar sehr verkümmerter Gestalt, aber doch noch deutlich erkennbar erscheint. Bis auf die Mauerflächen des unteren Teiles sind alle Teile der Fassade mit senkrechten und horizontalen Brettern verkleidet. Eingesetzte Rundbalken vermitteln dann den Übergang zwischen dem unteren und oberen Teil desselben. — Bei einem anderen Hause in Gross-Horst sind diese Rundbalken und die Kanten der Balken mit einem tauähnlichen Ornament (Fig. 17) geschmückt, das bei den Fachwerkbauten Braunschweigs sehr häufig zu finden ist.

Auffallend ist bei diesem und dem nächsten Hause die Anordnung des Thores an der Seite, doch befinden sich in denselben Dörfern auch Häuser, bei denen dasselbe an gewohnter Stelle ist. — Das Haus in Gross-Horst (Fig. 18, ohne Jahreszahl) zeigt im wesentlichen dieselbe Fassade, nur ist der Raum zwischen den spitzbogenförmigen Verkleidungen noch einmal durch einen Querbalken gegliedert und sind die Felder über der oberen Konsolenreihe ohne Bretterschmuck. In der Zurückschiebung des Hauptthores erinnert es an die beiden Häuser in Suderburg (Fig. 7). An der rechten Seite ist noch ein Pferdestall angebaut[1]).

Es mag bei dem ersten Anblick zweifelhaft erscheinen, ob wir es hier mit originalen Schöpfungen zu thun haben oder ob nicht bei der Nähe Braunschweigs und Hildesheims, auch Hannovers, an städtischen Einfluss gedacht werden müsse. Ich glaube aber dadurch, dass ich gezeigt habe, wie sehr der niedersächsische Bauer an einzelnen, durch das Herkommen geheiligten Elementen, wie der Dachkappe, dem Firstdreieck und dem Hervorkragen der Geschosse, festhält, ein Argument zu haben, das für die erste Mutmassung spricht. Ausserdem steht die Erscheinung der spitzbogenförmigen Verkleidung ganz isoliert da; es wäre doch wunderbar, dass sich keine ähnlichen Bildungen in den Städten erhalten hätten.

Nicht wenig zu der eigentümlich reizvollen Erscheinung der soeben besprochenen Häuser trägt die Verkleidung mit Brettern bei. Schon in dem Wissinger Haus (Fig. 9) trafen wir sie an, und da sie auch in der Altmark zu ausgebreiteter Verwendung gekommen ist, so scheint es fast, als ob sie gerade nach Osten hin zunehme, was durch den märkischen Hausbau auch bestätigt wird. Zu untersuchen wäre noch, ob das sächsische

1) Es befindet sich in dem Dorfe Kirchhorst ein verlassenes altes Haus, das der Besitzer jetzt als Remise benutzt. Vielleicht könnte die interessante Fassade mit wenig Mitteln für das Volkstrachten-Museum erworben werden, um als Hofdekoration zu dienen. Abgesehen von dem schönen Objekt, dürfte sich die Gelegenheit sobald nicht wieder zeigen, ein solches zu erwerben.

Haus als selbständige Weiterentwickelung dazu gekommen ist, oder ob es dieselbe durch fremde (slavische?) Beeinflussung erhalten hat.

Als ein charakteristisches Moment erscheint beim sächsischen Hause die Überkragung, sei es als schräge Dachkappe, sei es als senkrechtes Giebelfeld. Aber abseits von dieser grossen Gruppe erscheint noch eine zweite, die, inmitten anderer Haustypen, darauf verzichtet und sich nur mit der symbolischen Andeutung derselben begnügt. Sie ist namentlich im nördlichen Teil der Mark vertreten. Schon in Bünde, zwischen Osnabrück und Minden, erscheint ein Haus[1]) (Fig. 19), das lebhaft an märkische Häuser erinnert. Noch ist die Dachkappe und das Firstdreieck, letzteres als dreieckiges Loch, zu erkennen, aber die Vorkragung fehlt bereits, und das Fachwerk des oberen Teiles ist mit Brettern, unten senkrecht und oben wagerecht, bekleidet. Seltsamerweise ist das Dach über der Mitte eingeknickt, was die Dachkappe besonders zur Geltung kommen lässt. Die Basis der letzteren wird durch ein nach unten geneigtes Brett, das von Konsolen getragen wird, gebildet, worüber ein auf der Ecke stehender viereckiger Ausschnitt als Fenster angebracht ist.

In der Mark kommt der sächsische Typus häufiger vor, als in der Regel vermutet wird, namentlich aber zeigt sich das Gebiet nördlich der Spree von ihm durchsetzt, wo sich das fränkische Haus mit ihm in die Herrschaft teilt. Allerdings zeigen sich bei ihm die Einflüsse des letzteren unverkennbar. Fast nur der Giebeleingang und das hin und wieder vorkommende Leben von Mensch und Tier unter demselben Dache (aber nicht in demselben Raum!) erinnern an den sächsischen Ursprung. An die Stelle der Diele tritt häufig die Küche oder ein schmaler Gang, zu dessen Seiten die Wohnstuben liegen. Den hinteren Teil des Hauses nehmen dann die Kuh-, Ziegen- und Schweineställe ein. Bei grösseren Wirtschaften sind Pferdestall und Scheune selbständige Baulichkeiten. Fig. 20 und 21 sind solche, sächsischen Ursprung verratende Häuser aus dem Dorfe Rohrbeck bei Spandau[2]). Während das erstere noch einfach ist, hat das andere auf den unteren Ziegelmauern ein zweites Stockwerk aufgesetzt erhalten. Wie bei dem Bündeschen Hause (Fig. 18) haben die oberen Giebelseiten (bei dem einen auch die Langseiten teilweise) eine Bretterverkleidung, die, wie schon oben bemerkt, für die Mark Brandenburg charakteristisch ist. Vom Rauchloch ist nichts mehr zu entdecken. Die Trennung zwischen Holz und Mauerwerk ist durch ein schräg nach unten geneigtes, von Konsolen gestütztes Brett hervorgehoben.

---

1) Ich konnte das Haus nur von der Bahn aus betrachten, kann mich daher vielleicht in den Einzelheiten irren, doch ist der Gesamteindruck so, wie ihn die Zeichnung giebt.

2) Für das Alter liess sich nur soviel ermitteln, dass beide Häuser als die ältesten des Dorfes gelten.

Hat sich im Verlaufe gezeigt, dass das sächsische Bauernhaus durchaus nicht auf eine architektonische Entwickelung verzichtet, so geht diese doch niemals über die Giebelseite hinaus. Mir ist kein einziges Beispiel bekannt, das an einer anderen Seite des Hauses auch nur die geringste Spur einer Schmuckform aufweist. Darin liegt ein unterscheidendes Merkmal gegen andere Typen, die mit seltener Ausnahme der Rückseite, alle Seiten in den Kreis der architektonischen Entwickelung ziehen. Ein anderer Gegensatz ist der Verzicht auf selbständige Ausladungen, wie Umgänge, Balkone, Freitreppen u. a. Nur im nördlichen Teil der Mark finden sich und überdies höchst selten die dürftigen Ansätze einer Laube.

Die stilgeschichtlichen Merkmale lassen sich also in 5 Punkte zusammenfassen: 1) Die Beschränkung der Ausschmückung auf den Giebel, 2) der Verzicht auf selbständige Ausladungen, 3) das Hervorkragen der Geschosse, 4) die symbolische Beibehaltung der Dachkappe und 5) die ornamentale Ausschmückung des Firstdreiecks. Ohne Zweifel werden diese 5 Punkte sich bei genügendem Material noch näher bestimmen lassen, vielleicht kommt dann auch noch eine Ergänzung hinzu; in der obigen Studie ist nur ein schwacher Versuch gemacht worden, aus einzelnen Beobachtungen eine stilistische Entwickelung des sächsischen Typus herzuleiten. Ist diese erst einmal klargestellt, dann dürfte sich für die mittelalterliche Stadtarchitektur noch so mancher wichtige Einfluss ergeben.

Færöische Märchen und Sagen.

Aus dem Færöischen übersetzt von

Dr. Otto Luitpold Jiriczek.

(Schluss.)

XXV. Tröllanes.

So wird erzählt, dass Trolle gern Häuser der Menschen aufsuchen, um sich in ihnen aufzuhalten und sich in der dreizehnten Nacht zu vergnügen. Nördlich von Núgvunes im Borgardal in Mikines ist ein kleines Haus für die Schafhirten erbaut, damit sie in gewissen Jahreszeiten darin liegen können, wo der Grasgang weit vom Dorfe entfernt ist, wenn sie auf die Schafe achten sollen, sie am Weideplatze und in der Nähe der Lagerplätze und Schneeschutzbauten zu halten und ihnen zu helfen, wenn sie vom Schnee verschüttet sind. Eines Nachts ging ein Hirt so vor sich hin auf den Weideplatz östlich in Borgardal, und weil ein greuliches Schneegestöber über ihn kam, gedachte er sich in dem Hause zu verkriechen; aber da er sich dem Hause nähert, hört er darinnen Gepolter und Lärmen. Er ging nun

zum Fenster, um hineinzugucken, und wurde nun gewahr, dass das Haus innen ganz voll von Trollen war, die sich unterhielten, tanzten und sangen: „Trum, trum, tralalei, kalt ist's in den Bergen bei den Trollen, besser ist's im Hause am Hügel „á Skálavöllum", trum, trum, tralalei, tanzet dicht an den Thüren."

Übler soll es in Tröllanes zugegangen sein, was die nördlichste Siedelung in Kalsoy ist, denn dorthin kamen die Trolle jede dreizehnte Nacht lärmend aus allen Himmelsrichtungen in so grosser Schar, dass die Bewohner zu dieser Festzeit von hier nach Mikladal flüchten und dort sein mussten, so lange diese Herrschaft sich in Tröllanes unterhielt; davon hat der Platz den Namen bekommen. So trug es sich einmal zu, dass ein altes Weib nicht imstande war, mit den Bewohnern fortzuziehen und deshalb in der dreizehnten Nacht zu Hause liegen musste; sie legte sich unter einen Tisch in der Rauchstube [Zimmer, in dem sich der Herd befindet] und krümmte sich dort zusammen, dass die Trolle sie nicht sehen sollten. Als es nun gegen den Abend ging, sah sie die Trolle durch die Thür hereinwimmeln, wie wenn Schafe in die Hürde getrieben werden, so zahlreich, dass man sie nicht zählen konnte. Sie begannen sogleich zu tanzen und spielen. Aber als sie am lustigsten waren und der Tanz am lautesten donnerte, begann sich die Alte zu entsetzen und rief in ihrer Not aus: „Jesus sei mir gnädig!" Als die Trolle diesen gesegneten Namen hörten, den sie alle hassen und fürchten, begannen sie alle zu schreien und riefen: „Gyđja hat den Tanz gestört," und sie drängten sich alle, um so schnell als möglich zur Thür hinaus zu kommen, und haben seither nicht gewagt, diesem Platze Unfrieden zu schaffen und auf Tröllanes zu gasten. Als nun das Volk wiederum aus Mikladal nordwärts heimkam, erwarteten sie die alte Gyđja tot zu finden; aber sie war auf den Beinen und konnte davon erzählen, wie es ihr mit den Trollen gegangen, und wie sie verschwunden waren, als sie sie Jesus nennen hörten.

XXVI. Noas Arche.

An einer Stelle auf dem höchsten Teile von Kunoy liegt ein Brett von Noas Arche; Muscheln und Seeschnecken sind auf ihm angewachsen. Wenn sich Leute im Nebel hier im Gebirge verirrt haben, so sollen sie zu demselben gekommen sein, aber keiner hat es gefunden, der ausgefahren ist, es zu suchen.

XXVII. Die Raubschärler[1]).

In Hattarvík auf Fugloy lebten einmal in alten Tagen drei Männer, welche Hálvdan Úlvsson, Högni Nev und Rógvi Skel hiessen. Hálvdan

1) Zur Übersetzung des fær. „Flokksmenn" nach Analogie von „Freischärler" gebildet.

Úlvsson war der stärkste von ihnen, denn er vermochte einen Stein zu lüften, der noch auf der Weide dort gesehen wird und „Hálvdan Úlvsson Hub" genannt wird; der Stein misst acht Ellen nach der Dicke und zehn Ellen nach der Länge.

Diese drei, die nun genannt sind, waren eines Herbstes im Gebirge mit anderen Fugloyingern. Wie es Gewohnheit ist, hatte jeder Mann Schafbänder mit sich; die Schafbänder waren nicht gleichfarbig und auch nicht gleich gut, und es kam deshalb zu Streitigkeiten unter den Treibern, weil sich jeder die besten aneignen wollte. Aber weil diese drei Männer, die vorher genannt sind, zusammenhielten, wagten jene ihnen nicht zu wehren, die besten Schafbänder zu nehmen. Diese drei sahen nun, dass sie die Oberhand über jene gewannen, und es fiel ihnen da ein, hätten sie den Willen dazu, da stünde es in ihrer Gewalt, sich erst Fugloy zu unterwerfen und dann, wenn sie einige als Gefolgschaft für sich gewännen, alle Færoyer. Und es dauerte nicht lange, dass sie beschlossen, das ins Werk zu setzen, was früher nur in ihren Gedanken gewesen war. Aber das sahen sie, sollte alles gut gehen, was sie vorhatten, so müssten sie bewaffnet sein, und deshalb sandten sie einen Brief an den König und baten um Schwerter. Von dort kam die Antwort zurück, dass die Færoyinger friedliche Menschen seien und deshalb bedürfe es keiner Schwerter auf den Færoyern. Aber sie waren hartnäckig und wollten sich nicht geben; sie schrieben dem Könige wiederum und berichteten, dass auf den Færoyern kein Friede sei vor ausländischen Räubern, welche das Volk heeren und erschlagen könnten, ehe es jemand ahne. So ist es, wenn man hartnäckig ist: — sie erhielten da Schwerter.

Nun soll der vierte Mann in Hattarvík mit Namen genannt werden: er hiess Sjúrđ an der Gellingará; er war wie jene drei gross und stark; aber darin war er jenen ungleich, dass er ruhiger und stiller als sie war, und selten war er ratlos; er war ein reicher Bauer. Diesen Sjúrđ wollten jene drei als Teilnehmer gewinnen; aber als sie mit ihm darüber geredet hatten, wich er ihnen immer aus und wendete es in Scherz. Er hatte zwei Ursachen, so zu thun; die eine war, dass ihm das nicht gefiel, was sie vorhatten, die andere Ursache aber war, dass er kurz vorher in Gata ein Mädchen gesehen hatte, die Tochter des reichen Bauern „unten bei Hús". Ihm gefiel das Mädchen sehr, so sehr, dass, als er nach Fugloy zurückgekommen war, das Herz in Gata zurückgeblieben war; er war daher zum zweitenmale nach Gata gefahren und hatte um sie gefreit. Das Mädchen hatte ihm so geantwortet: „Kommst du übers Jahr in demselben Boote wiederum, wie du heute kamst, so soll geschehen, wie du willst." Weil er nun an seine Hochzeit dachte, war er unwillig, eine solche gefährliche Fahrt zu fahren. Aber nun hatten die drei sich das in den Kopf gesetzt, dass Sjúrđ mit ihnen fahren sollte, und da er nun nicht im guten wollte, kamen sie eines Ostermorgens früh in die Stube, wo er lag und schlief,

zogen ihn unter der Decke heraus und versicherten, dass er das Leben lassen solle, wenn er nicht darauf eingehen wolle, was sie im Sinne hatten, und sich nicht mit ihnen verbinden wolle. Da liess er es sich gefallen.

So gingen alle vier vor die Thür, liessen sich zur Ader und liessen das Blut zusammenrinnen, um zu sehen, ob alle in dem, was man nun vorhatte, gleichgesinnt wären. Aber das Blut Sjúrđs wollte nicht mit ihrem Blute zusammenfliessen, und darum wurden sie zornig und sie sagten: „Nun wollen wir dich töten, denn du willst nicht mit uns halten.“ Aber Sjúrđ antwortete: „Das ist nicht so, wie ihr glaubt; ist so wenig Witz in euch, dass ihr nicht seht, dass deshalb mein Blut mit eurem nicht zusammenfliessen will, weil euer Blut heiss ist, aber meines kalt?“ Sie sahen da ein, dass das wahr sei. An der Stelle, wo sie ihr Blut mischten, wuchsen zwei Hügel aus der Erde, und sie sind bis heute gesehen worden.

Am Ólafstag [29. Juli obitus, 3. August translatio scti Olai] fuhren diese vier Räuber oder Raubschärler, wie sie nun bald genannt wurden, nach [Thors-]Havn, um mit den anderen Færoyingern über ihr Vorhaben zu reden, sich alle Færoyer zu unterwerfen, welche damals unter ausländischer Herrschaft standen. Sie bekamen da fünfzig zur Gefolgschaft als Unterstützung; die meisten von diesen waren aus Suđuroy. So wurde abgemacht, dass sie auf dem Gataisthmus sich treffen sollten, und sie sollten sich gegenseitig daran erkennen, dass ihre Boote an der einen Seite geteert sein sollten, und weiss an der anderen. Aber das war den Raubschärlern nicht zum Vorteil, dass sie andere als Gefolgschaft für sich gewonnen hatten, denn da wurde ihr Vorhaben ausgetragen und bald auf allen Færoyern bekannt, so dass das Volk an den meisten Orten Wacht vor den Raubschärlern hielt.

Als die vier Raubschärler wieder aus Havn heimkamen, versuchten sie, sich ganz Fugloy zu unterwerfen. In Fugloy sind nicht mehr als zwei Siedelungen: Hattarvík, wo die Raubschärler wohnten, und Kirkja, welche so genannt war, weil eine Kirche hier erbaut war. Sie fuhren da vollbewaffnet nach Kirkja; aber hier hieltend die Leute Wache, und als sie die Raubschärler sahen, flohen alle aufs eiligste in die Kirche hinein, denn die Kirche war ein geweihtes Heiligtum, so dass nicht der ärgste Räuber es wagte, hier den Frieden zu brechen. Als die Raubschärler das Volk in die Kirche fliehen sahen, sagten sie zu Sjúrđ: „Du bist der schnellste, Sjúrđ, beeile dich hinabzukommen und töte jeden, dessen du habhaft wirst.“ Sjúrđ rannte da was er nur konnte, und als er zu den Häusern kam, sah er ein kleines Kind, welches sie in ihrem Entsetzen vergessen hatten, in die Kirche mitzunehmen. Sjúrđ wollte am liebsten das Kind wegschaffen; aber er wollte auch, dass die Raubschärler ihn für tüchtig und böse halten sollten, damit sie nicht wieder Verdacht gegen ihn fassen sollten. Er stach daher den Speer in die Kleider des Kindes und warf es über eine Hausreihe, um es vom Wege wegzubringen, denn jene hätten zweifellos

das Kind getötet, hätten sie es gefunden. Aber weil er bebte, so warf er so hart, dass das Kind steintot blieb, als es wieder auf die Erde niederfiel. Die Fussspur, in der Sjúrđ stand, als er das Kind über die Hausreihe warf, wird noch gesehen, denn dort ist später kein Grashalm gewachsen. Weil sonst alles Volk im Dorfe in die Kirche geflohen war, so dass ihnen nichts angethan werden konnte, mussten die Raubschärler mit langen Nasen nach Hattarvík zurückfahren.

Sie gedachten nun, es mit dem Bauer in Árnafjord zu versuchen und zogen daher ihr Boot, geteert an der einen Seite, weiss an der anderen, ins Wasser.

Als sie ein Stück vom Lande gekommen waren, entschlüpfte es Sjúrđ: „Zu schön ist Eystfelli, davon wegzufahren!“ Hálvdan Úlvsson erwiderte: „Schwächling, schöner sind alle Færoyer.“ „Wenn du sie hast,“ antwortete Sjúrđ. — Sie kamen nun zum Bauer in Árnafjord ins Haus; er war sowohl gross wie stark und leistete Hálvdan Widerstand; sie kämpften lange miteinander und es schien gleich zu stehen. Als der Knecht des Bauern dies sah, legte er sich vor die Füsse des Bauern, so dass dieser über ihn fiel. Hálvdan Úlvsson hieb ihm da mit seinem Schwerte das Haupt ab. Als er tot war, wandte sich der Knecht zu dem kopflosen Körper und sagte: „Nun erhieltest du Lohn für deine [schlechte] Milch.“

Von hier fuhren sie durch den Hvannasund und dann hielten sie an den Kunoyarklippen vorbei, denn sie wollten nach Kunoy. Als sie an den Klippen vorbeikamen, war hier ein Boot auf der Ausfahrt; als die Männer auf dem Boote sahen, wie jenes Boot gefärbt war, wussten sie sofort, dass das die Raubschärler waren, und sie beeilten sich daher, in eine Kluft zu fahren. Keiner von den Raubschärlern ausser Sjúrđ hatte das Boot gesehen. Als die Raubschärler an der Kluft vorbeifuhren, musste ein alter Mann in jenem Boote husten; sowohl Sjúrđ als Hálvdan Úlvsson hörten das. Hálvdan sagte: „Hier ist ein Boot drinnen“; aber Sjúrđ antwortete: „Immer hast du Verdacht; hörst du nicht, dass das die See ist, welche sich in der Kluft bricht?“ „Es kann sein, dass es so ist, wie du sagst,“ antwortete Hálvdan, und sie ruderten ihres Weges.

So wollte es der Zufall, dass ein Sohn des Bauern auf Kunoy an demselben Tage draussen auf dem Grasgang war. Der Nordwestwind hatte grosse Schneehaufen aufgehäuft. Als Árni — so hiess der Sohn des Bauern — den Grasgang zu Ende gegangen hatte, war er müde, denn es war viel Schnee vor seinen Füssen gewesen. Er hatte sich kaum niedergesetzt, um sich auszuruhen, als er ein Boot sah, das zum Lande hielt. Er rief sie an und fragte, wohin sie gedächten; sie antworteten: nach Kunoy. Er war froh, dem Heimwaten durch den Schnee zu entgehen und bat sie, ihn ins Boot aufzunehmen; das sei ihnen ein Vergnügen, sagten sie. Als er ins Boot gekommen war, sah er einen Haufen Waffen hier; rückwärts im Achtersteven lagen vier Schwerter, je eines für jeden Raubschärler;

dann hatten sie auch sowohl Äxte als Speere. Er begann da zu argwöhnen, das möchten die Raubschärler sein, bei denen er im Boote war; Entsetzen befiel ihn, wie zu erwarten steht, aber er liess sie das nicht an ihm merken. „Willst du mit uns sein?“ fragte Rógvi Skel Árni. „Wozu?“ antwortete Árni. „Die Færoyer zu gewinnen,“ antwortete Rógvi. „Ja, das will ich,“ erwiderte Árni. Da sagte Rógvi: „Nun sollst du zuerst Vormann nach Kunoy bei uns sein, denn wir kennen uns nicht gut aus.“ „Das will ich thun,“ antwortete Árni, „dorthin bekommt ihr keinen besseren Vormann als mich; ich will nun den Weg in vier Teile teilen: das erste Viertel soll Rógvi Skel steuern, das andere Högni Nev, das dritte Hálvdan Úlvsson und das vierte Sjúrđ.

Darauf sass er still und war wie zwischen Erde und Hölle, denn er erwartete sich den gewissen Tod.

Da begann Sjúrđ mit ihm zu reden, doch leise, damit es jene nicht hören sollten, und sagte: „Nun ist dir der Tod gewiss, denn die Raubschärler schlagen dir den Kopf ab, bevor sie ans Land legen; ich weiss keinen anderen Rat für dich, als dass du auf die flache Klippe unter Kunoy springst und versuchst, von dort auf das Land zu springen; willst du das versuchen, so werde ich das Boot dicht an die Klippe steuern.“ Árni glaubte, von der Schäre an das Land springen zu können.

Hálvdan Úlvsson bemerkte, dass sie im geheimen miteinander sprachen; er rief Sjúrđ plötzlich an und sagte: „Was ist das, Sjúrđ, worüber ihr sitzt und flüstert; warum dürfen wir das nicht hören?“ Sjúrđ erwiderte still: „Sage dem Volke, das wohl noch in der Kirche ist, dass sie nicht aus ihr herausgehen dürfen; denn nirgends sind sie vor den Raubschärlern sicher, ausser in einer geweihten Kirche. Denke nun wohl daran, was ich dir gesagt habe.“ „Das will ich,“ antwortete Árni. Hálvdan Úlvsson nahm nun zum zweitenmale das Wort, war zornig und sagte: „Was für ein Geheimnis ist das, worüber du mit ihm zu flüstern hast? Sitze nicht und flüstere und flüstere, sondern sprich laut, dass wir hören können, was du sagst.“ Sjúrđ antwortete: „Ich fragte ihn, ob die Kühe in Kunoy noch ebenso fett sind, wie sie in alter Zeit waren, und er sagt, es sei so.“ Als sie sich der Landungsstelle in Kunoy näherten, steuerte Sjúrđ dicht an die Klippe, und als sie gerade an ihr vorbeifuhren, sprang Árni aus dem Boote auf die Klippe und von dort auf das Land; die Klippe liegt aber sechsthalb Ellen vom Lande, so dass ein Achtruderer dazwischen durchfahren kann. Sjúrđ nahm eine Axt und warf nach Árni, aber mit Willen traf er nicht. Hálvdan Úlvsson sprang eilig auf die Klippe, um Árni zu verfolgen, aber er wagte nicht, auf das Land zu springen und musste deshalb einen unbequemeren Weg fahren; der Kunoyinger, der leicht zu Fuss war, kam ihm so um etwas voraus, aber als Hálvdan sah, dass er ihn nicht wieder erwischen konnte, schleuderte er die Axt nach ihm. Sie sauste acht Faden in der Luft und kam dann auf den Fels in die letzte Fuss-

spur nieder, welche Árni getreten hatte. Das Loch von der Axt sieht man noch heute deutlich im Felsen. Árni rief in die Kirche hinein und warnte jeden, von dort herauszukommen, denn die Raubschärler seien ins Land gekommen; darauf eilte er in das Gebirge und verbarg sich dort.

Als die Raubschärler zu den Häusern kamen, sahen sie, dass alle Kunoyinger in der Kirche waren; sie begannen da daran zu denken, dass es am besten wäre, zu versuchen, sich Freundschaft bei den Kunoyingern zu gewinnen; sie verbargen darum ihre Waffen, bejahten, dass sie Räuber seien, aber gelobten, dass sie den Kunoyingern nichts böses anthun wollten; und so war hier Friede und Freundschaft. Einmal, als darüber gesprochen wurde, dass geweihte Kirchen vor Räubern schützten, fragten sie die Kunoyinger: „Wo ist die Kirche auf den Færoyern, die uns schützen kann?“ Die Kunoyinger antworteten: „Das ist die Svínoykirche, denn sie ist die letztgeweihte.“ Aber das war eine Lüge, denn die Svínoykirche war die einzige Kirche auf den Færoyern, welche ungeweiht war.

Die Raubschärler sagten, dass ihre Absicht sei, nach Tröllanes zu fahren und fragten die Kunoyinger, wann es am besten wäre, dorthin zu fahren. Die Kunoyinger antworteten: „Nord-Nordostwind ist die beste Windrichtung und höchster Stand der Weströmung ist die beste Meerströmung.“ Sie verweilten noch einige Tage auf Kunoy, dann aber schien ihnen die beste Gelegenheit zur Überfahrt nach Tröllanes gekommen zu sein. Als sie ein Stück vom Lande gekommen waren, war es so schlimm in der See, dass sie nahe daran waren, unterzugehen; sie wagten deshalb nicht, ihren Weg fortzusetzen, sondern kehrten nach Kunoy um. Die Kunoyinger fragten da: „Warum kommt ihr so bald zurück?“ „Wir kamen nicht weiter wegen der Wut der See,“ antworteten sie. Aber die Kunoyinger sagten da: „Wäret ihr weiter gefahren, so wäret ihr aus aller Gefahr gekommen.“ Als die Raubschärler dies hörten, ermannten sie sich und fuhren zum zweitenmale weg nach Tröllanes. Obwohl die See nun noch schlimmer war, als das erste Mal, wollten sie nicht umwenden, sondern ruderten geradeaus dicht zum Landungsplatz von Tröllanes. Aber hier ging die Brandung bis zum Grase hinauf, über vierzig Ellen schoss sie die Klippenwand hinauf, so dass man nicht daran denken konnte, hier zu landen; Wut war in der See und ein Sturm im Winde, so dass sie am Leben verzweifelten. Sie steuerten deshalb nach Kunoy zurück und konnten gerade nur von sich selbst Botschaft bringen [d. h. sie mussten zufrieden sein, ihr Leben gerettet zu haben]. Sie sagten da zu den Kunoyingern: „Wir kommen niemals nach Tröllanes; wir waren dicht am Landungsplatz, aber es war nicht daran zu denken, an das Land zu kommen,“ und so schworen sie einen teuren Eid darauf, dass sie nicht wieder versuchen wollten, nach Tröllanes zu kommen, ehe sie sich alle Færöer unterworfen hatten. Da antworteten die Kunoyinger: „Wäret ihr um die Zange gekommen, welche bei der Landung liegt, so war es erreicht.“ Aber das war eine Lüge, wie

alles andere, was die Kunoyinger den Raubschärlern gesagt hatten; würden sie weiter gefahren sein, so wären sie ertrunken.

Die Raubschärler sassen nun ruhig auf Kunoy, bis sich die Zeit näherte, wo sie sich, wie abgemacht war, auf dem Gataisthmus treffen sollten. Sie fuhren da eines Abends weg und steuerten an Götunes vorbei. An demselben Abend waren die Vágleute auf der Ausfahrt; sie sahen das Boot der Raubschärler und erkannten es an der Farbe, denn es war Mondschein, und flohen daher eiligst in eine Kluft an der Westseite von Borđoy. Sjúrđ hatte das Boot deutlich gesehen, und als es in die Mündung der Kluft einfuhr, bemerkte es Hálvdan Úlvsson. „Hier fuhr ein Boot in die Kluft," sagte er. Aber Sjúrđ antwortete: „Du siehst immer so viel; siehst du nicht, dass das der Mond ist, welcher auf die Brandungswogen am Lande scheint?" „Das kann so sein," dachte Hálvdan bei sich, und so ruderten sie ihres Weges. Hernach ist die Kluft Mánagjógv [Mondschlucht] genannt worden.

Nun ist davon zu berichten, dass die, welche die Amtsgewalt auf den Færoyern hatten, von dieser Zusammenkunft gehört hatten, welche auf dem Gataisthmus stattfinden sollte, und die Fünfzig, welche sich die Raubschärler auf dem Thing in Havn zur Gefolgschaft gewonnen hatten, wurden nun festgesetzt und konnten deshalb nicht kommen. An dem Tage, an dem das Zusammentreffen stattfinden sollte, waren in Gata Færoyinger aus allen Gegenden, viele Hundert, zusammengekommen, um diese vier Raubschärler von den Nordinseln zu fangen. Als sie nun mit ihrem Boote landeten, das an der einen Seite geteert und weiss an der anderen war, und diese ganze Menschenschar sahen, und sahen, dass sie alle ihre Feinde waren, aber keinen Freund sahen, keinen ihrer Männer, da wendeten sie eiligst das Boot und ruderten aus Gata weg. Ihnen fiel ein, was die Kunoyinger gesagt hatten, dass die Svínoykirche die letztgeweihte sei, und deshalb nahmen sie ihre Zuflucht zu der Fahrt nach Svínoy. Sie legten nördlich von der Landenge an, zogen das Boot auf das Land, gingen über die Landenge und in die Siedelung hinab, und so vergnügt waren sie da, dass sie wie kleine Jungen zu spielen und mit Steinen nach einem Ziele zu werfen begannen.

Aber die Færoyinger ermannten sich, wappneten sich aufs beste und fuhren mit zahlreichen Booten nach Svínoy, um die Raubschärler festzusetzen. So wird erzählt, dass gegen siebzig Bote miteinander dorthin fuhren. Als sie unterhalb der Landenge anlegten, sahen sie das Boot der Raubschärler hier stehen und bekamen auf diese Weise zu wissen, dass dieselben in Svínoy waren. Sie machten da Halt und sandten die erste Schar hinab, um die vier Männer zu ergreifen; aber die hörten da auf zu spielen, ergriffen ihre Waffen und wehrten sich mannhaft. Als die Færoyinger das sahen, sandten sie unverzüglich die zweite Schar gegen sie; aber die Raubschärler wehrten sich tapfer und es ist ungewiss, ob sie nicht gewonnen

hätten, wären nicht so viele gegen sie gewesen. Die Færoyinger sandten da die dritte Schar hinab, und in dieser waren viele starke und wohlbewaffnete Männer. Als die Raubschärler sie kommen sahen, verloren sie den Mut und flohen zur Kirche. Hier legten sie ihre Waffen vor der Kirchenthür nieder, gingen darauf in die Kirche hinein und glaubten nun ausser aller Gefahr zu sein. Aber die Færoyinger wussten, dass die Svínoykirche ungeweiht war: sie wählten daher die stärksten Männer aus, zuerst in die Kirche hineinzugehen und an die Raubschärler Hand anzulegen; so wurden sie festgenommen und gebunden.

So war das Urteil lange vorher gefallen, dass diese vier Raubschärler aus den Nordinseln von der höchsten Valaklippe bei Skálabotn herabgestürzt werden sollten. Sie wurden da zuerst nach Gata geführt und zu dem Bauern „unten bei Hús“ eingebracht.

Als die Tochter des Bauern Sjúrđ mit am Rücken gebundenen Händen und zum Tode verurteilt sah, weinte sie und sagte: „Ich sehe, du kommst als anderer heute, als du heute vor einem Jahr kamst, da du um mich freitest;“ das war just der Tag, den sie ein Jahr früher Sjúrđ bestimmt hatte, als er um sie warb. Sjúrđ weinte und konnte vor Sorge und Kummer kaum reden.

Die Gefangenen erhielten einige Zeit, um sich zum Tode vorzubereiten. Hálvdan Úlvsson, Högni Nev und Rógvi Skel setzten sich da zu Tisch und thaten sich gütlich an gedörrtem Fleisch und allerhand guten Speisen und Getränken, aber Sjúrđ nahm sein Gebetbuch, um darin zu lesen, und bat Gott, ihm seine Sünden zu vergeben. Als die Færoyinger das sahen, fassten sie noch mehr Wohlwollen gegen Sjúrđ; sie gedachten daran, dass er gegen seinen Willen genötigt gewesen, Räuber zu werden, und dass er versucht hatte, soviel Böses zu verhindern, als in seiner Macht stand, und deshalb wollten sie ihm Leben und Sicherheit schenken. Aber Sjúrđ begehrte sein Leben zu lassen; „ich habe in das Böse eingewilligt, das jene begangen haben,“ sagte er, „deshalb will ich dieselbe Vergeltung empfangen wie sie, und wenn ich diesmal losgekommen wäre, so könnte ich dazu kommen, ein anderes Mal Böses zu thun.“

Die Raubschärler wurden darauf auf die höchste Valaklippe geführt, von dort hinabgestossen und unten begraben. Ihre Gräber sieht man noch heute; die Gräber der Drei sind schwarz und hässlich, Sand und Stein: aber das Grab, in dem Sjúrđ ruht, das ist schön; immer ist es mit grünem Grase geschmückt.

XXVIII. Orm, der Bauer auf Skáli.

Ein Übelthäter wird auf den Færoyern erwähnt, Orm, der Bauer, „á ytra Skála“ in Eysturoy. Er war gross und stark und besass viele Äcker. Er befasste sich nicht mit dem Ausrudern und dem Liegen auf dem Meere, sondern dachte umsomehr an seine Schafe, und da er nicht von den

seinigen [welche zum Speisen] zu nehmen sich entschliessen konnte, stahl er sie seinen Nachbarn von der Weide; denn das Leben dünkte ihm wenig wert zu sein, wenn kein Fleisch zum Essen da war.

Pætur, der Bauer in Funning, war einer seiner Nachbarn. Orm war oft im Hage des Funningsbauern, um ihm Schafe zu rauben. Einmal geht Pætur durch seine Flur, und sieht dort Orm gehen und seinen Hund nach den Schafen hetzen; aber er wusste, dass er das Leben verlöre, hielte er nicht heimlich, dass er Orm auf unerlaubten Wegen gesehen habe; er gedachte ihm deshalb aus den Augen zu kommen und ging weg; aber Orm lief ihm geradenwegs nach. Pætur ging ruhig weiter und that so, wie wenn er ihn nicht sähe. Orm kam nun zu Pætur und sagte guten Tag zu ihm, und er blickte sich da um und sagte, er sei erschrocken, als er hinter sich reden gehört habe, denn er habe nicht erwartet hier einem Menschen zu begegnen. Orm fragte ihn nun, ob er ihn nicht früher als jetzt gesehen habe. Pætur verneinte es und sagte, dass er darum so zusammengefahren sei, als ihn Orm anredete. Orm erwiderte, wie es auch sei, er solle ihm nun einen Treueid schwören, was er ihn auch von diesem Augenblicke an thun sehe, das sollte er nie einem Menschen kundthun; schwöre er das nicht hoch und teuer, so solle er nicht mit dem Leben davonkommen. Orm stand nun mit der Axt in der Hand und drohte ihn zu erschlagen; Pætur wusste daher keinen anderen Rat sein Leben zu bergen, als zu schwören, und so entkam er Orm diesmal. — Einige Zeit verging nach diesem Ereignis, da fuhr der Funningsbauer nach [Thors]havn; aber er hatte soviel dort im Süden zu thun und anderes zu besorgen, dass er nicht mit dem Funningsboote zurück nach Norden kommen konnte und sich von den Thorshavnern Überfahrt erbat, welche ihn einige Tage später nach Strendur überführten, und von hier ging er dann zu Fuss nordwärts über die Insel. Er ging nun geradenwegs nach Skáli, und weil der Weg am Hause Orms „á ytra Skála“ vorbeiging, konnte er nicht anders als zu Orm hineinzugehen, um ihn zu besuchen. Orm war allein zu Hause und damit beschäftigt, Korn in der Rauchstube zu dörren; kein Dörrhaus war hier, und deshalb benutzten sie die Rauchstube und dörrten auf einem Gestell, so dass zwei Stützen unter die Enden desselben gesetzt waren, es zu stützen; dann wurde das Korn auf das Gestell gelegt und Feuer darunter angezündet. — Orm war freundlich und zuvorkommend gegen Pætur und bat ihn, in die Glasstube hinaus zu kommen; hier tischte er ihm auf und legte ihm Fleisch und den abgesengten Kopf eines Schafes vor; aber zum Unglück hatte Orm nicht daran gedacht, die Ohren abzuschneiden, und Pætur erblickt nun sein eigenes Funningszeichen an den Ohren; er hat darum wenig Lust zu essen und sagt schliesslich zu sich selbst: „so etwas ist schlimm“. Orm erwidert: „Iss du, es ist gut gekocht“. Pætur sagt nun, es sei nicht deshalb, dass es ihm widerstehe zu essen, als ob es nicht gut gekocht sei,

sondern es sei schwer, sein Eigentum und noch dazu das gestohlene zu essen. Als Orm hört, dass er ihm Diebereien vorwirft, ergreift er die Axt und setzt sich gerade in die Thüröffnung, um sie zu wetzen. Pætur weiss sich nun keinen Rat, Orm unbeschädigt zu entkommen. Da fällt ihm das ein, die Tischplatte von den Tischbeinen zu heben und auf Orm niederzuwerfen, so dass er über ihm hinaus entkommen könnte, ohne Schaden von ihm zu nehmen. Er thut so, bringt die Tischplatte in der Thür zwischen sich und Orm und schwingt sich so an ihm vorbei in die Rauchstube hinaus; dort packte er die Stützen, so dass alles Korn ins Feuer unter dem Gestell fiel; er sprang nun zur Thüre und begann so schnell wie möglich den Hügel hinauf zu rennen. Als Orm unter der Tischplatte sich emporgearbeitet hatte, war Pætur verschwunden; — er war so sinnlos vor Wut, dass er nicht beachtete, welchen Schaden Pætur in der Rauchstube angerichtet hatte, sondern sich so rasch als möglich ihm nach hinaus auf die Beine machte. Erst hetzte er den Hund nach ihm, aber Pætur hatte ein Stück Fleisch mit sich genommen und warf ihm dasselbe zu, und so legte sich der Hund nieder, um dieses fette Fleischstück zu verzehren. Pætur war rasch zu Fuss und soweit vorausgekommen vor ihm, dass es Orm nicht gut möglich war, ihn zu fangen. Doch näherte er sich Pætur mehr und mehr; Pætur wandte sich nun um und rief Orm zu: „Sieh dich um — Feuer im Hause!“ Als Orm das sah, dass die Flamme aus dem Hause aufschlug, kehrte er schleunigst wieder um, und Pætur entging ihm diesmal ungeschädigt. Doch als Orm wieder hinab kam, lagen die Häuser alle in Kohle, und daher wird der Hof seither: „Zum verbrannten Haus“ genannt.

Kurz nachdem sich dieses begeben hatte, traf der Funningsbauer Orm wieder in seiner Mark, wo er einige Schafe gebunden hatte, von denen Pætur nicht zweifelte, dass es die seinen waren; aber er wagte nicht, sich mit ihm hier einzulassen und schlug daher den Weg nach Funning ein; beide waren zu Ross, und Orm ritt ihm nach bis er zur Funningskleiv kam, da wagte er sich nicht weiter, denn hier erblickt man das Dorf, und er befürchtete nun, die Funningsleute würden kommen, um Pætur zu helfen und den frechen Räuber Orm zu ergreifen.

Nun wird erzählt, dass Orm sich in die Mark des Oyrarbauers wagte, um Schafe zu stehlen und rauben, wie er gewohnt war. So trug es sich eines Tages zu, dass der Oyrarbauer mit seinem Sohne auf der Flur bei den Schafen war. Sie begegnen dort Orm, welcher ein grosses dunkelrotbraunes Mutterschaf genommen hatte. Jógvan, der Oyrarbauer, sprang im Zorn auf Orm los; sie kämpften lange; endlich gelang es ihm, Orm auf die Knie zu drücken; aber er brauchte beide Hände, um ihn festzuhalten, und befahl deshalb seinem Sohn, ihm das Messer aus der Scheide zu ziehen; doch der Junge fürchtete sich, Orm nahe zu kommen und lief fort, um sich in einer Schlucht in der Nähe zu verbergen. Während nun Orm

unter ihm lag und nicht wieder emporkommen konnte, da gelobte er dem Teufel das äusserste Glied vom kleinen Finger, wenn er ihm aus dieser Not helfen wolle. Als er das gelobt hatte, erstarkte er so sehr, dass er den Oyrarbauer von sich abwarf, und tötete ihn nun mit der Axt, nahm ihm die Kleider und warf die Leiche in einen Fluss unterhalb Typpafoss. Er begann nun den Knaben zu suchen, der sich an einer mit hohem Grase bewachsenen Stelle in der Schlucht versteckt hatte. Orm wagte nicht, ihm hinab nachzusteigen, denn hier war es steil und beschwerlich; er begann daher Steine auf ihn hinabzuwälzen, so dass ein grosser Block auf ihn kam und ihn aus dem Grasfleck mitnahm; er fiel da tot in den Fluss hinab. Orm klomm nun hinab und nahm seine Kleider, legte diese und das Lamm auf den Rücken des Pferdes, setzte sich auf dasselbe und ritt dann heim. Er war müde und legte sich zum Schlafe, aber rief laut im Traume: „Die Kleider liegen unter der Mühle und die Leichen unter dem Typpafoss“. Die Knechte hören das, suchen unter der Mühle nach und finden dort die Kleider, die sie als die des Oyrarbauern und seines Sohnes erkannten; sie waren mit Blut besudelt. Sie gehen nun zum Typpafoss, der eine Viertelmeile oberhalb Skálabotn ist (in nordwestlicher Richtung); dort finden sie den Bauer und seinen Sohn nackt und erschlagen. Diese Nachrichten bringen sie so rasch als möglich zum Lögmann; der Lögmann lädt Orm, die Lögrettsmänner und alle Zeugen nach Stevnuvál, welches der Thingplatz der Eystroyinger war; der Hügel ist zwischen den Fjorden (Skálafjord und Funningsfjord) eine Viertelmeile nördlich vom Dorfe zu Skálabotn. Hier kamen viele zusammen, um gegen Orm zu zeugen; der Funningsbauer war zugegen, aber so oft der Lögmann ihn fragte, hielt er die Hände hinter dem Rücken und wies mit dem Finger auf Orm, weil er nicht von etwas zu reden oder zu zeugen wagte, gebunden vom Eide, wie er war, den er Orm geschworen hatte, wie vorher erzählt worden ist.

Orm sass ruhig auf dem Thingplatz, bis der Lögmann das Urteil verkündigte; alle Lögrettsmänner hielten es für zweifellos, dass Orm der Mörder des Oyrarbauers war, und sie verurteilten ihn deshalb zum Tode. Aber als der Lögmann das Urteil aussprechen wollte und sagte: „Aus gerechten Gründen halten wir dich für den Mörder dieses Mannes .....“ da sprang Orm auf, nahm sein Ross, und mit verhängten Zügeln jagte er gegen Skáli. Der Lögmann sandte nun drei der raschesten Lögrettsmänner ihm nach auf den besten Rossen, die hier waren; er gebot ihnen, Orm lebend oder tot zu ergreifen. Sie waren Orm so nahe, dass sie ihn immer im Auge behielten; als sie bis auf eine Viertelmeile vor Skáli waren, fiel eines der Pferde bei ihnen und der Mann musste da gehen. Etwas näher dem Dorfe Kumblabarm fiel das zweite Pferd, auf dem ein Lögrettsmann ritt und das dritte war auf der Hóraheide vollkommen erschöpft; nun gingen alle drei zu Fuss. Orm sieht dies und reitet geradenwegs ins Gebirge,

aber auf dem Válshügel stürzte das Pferd und konnte ihn nicht länger tragen. Orm musste nun seine Beine gebrauchen, aber einer der Lögrettsmänner war rascher zu Fuss und ausdauernder, gegen den Hügel zu laufen, und rannte gewaltig auf ihn zu; bei der Selaträschlucht war er Orm so nahe, dass er sein Messer ergriff, sich auf den Ellbogen vorwärts warf und ihm die Sehne an dem einen Fusse durchschnitt; Orm fiel da zur Erde. Sie packten ihn, verschafften sich ein Ross, ihn zu tragen und gingen so mit ihm auf den Thingplatz; da war Orm beinahe tot vor Erschöpfung. Er wurde nun getötet und sie vergruben ihn bei Stevnuvál, wo er auf alle die Weiden schauen konnte, in denen er gestohlen hatte. Und nun ist von Orm, dem Bauer auf Skáli, erzählt worden.

XXIX. Die Hausfrau in Húsavík.

Ein armes Mädchen, namens Sissal (Cäcilia) lebte einmal in Skúvoy; sie hatte Unterkunft bei einem Bauer dort; als ein armes Geschöpf lag sie in der Nacht unter der Mühle mit Lumpen bedeckt; tagsüber sass sie draussen auf der Weide, um die Kühe zu hüten, dass sie nicht in Gefahr kommen oder von einer Wand abstürzen sollten. Eines Tages, als sie bei den Rindern sass, kam eine Schläfrigkeit über sie und sie schlief im Sitzen ein und kam auf das Gesicht zu liegen. Im Traume hörte sie jemanden zu ihr sagen: „Du schläfst über Gold! Grabe unter dem Rücken zwischen den beiden Seen, dort sollst du das finden, was dich reich macht!“ Sie erwachte, erfreut über diesen guten Traum; aber hier war kein Rücken und kein See zu sehen und sie dachte deshalb, dass der Traum nichts zu bedeuten habe und dass sie sich nichts von dem erwarten dürfe, was er ihr versprach, sondern sie ging dann wieder nach Hause und legte sich auf ihr Lager unter der Mühle, wie sie gewohnt war zu thun. Am nächsten Tage geht sie wieder auf die Weide hinaus, auf denselben Platz wie am Tage vorher: Schläfrigkeit befällt sie, sie schläft, sich vorbeugend, im Sitzen ein und hört dieselbe Stimme zu ihr sagen: „Du schläfst über Gold“ u. s. w. Am dritten Tage geht es ihr ebenso. Sie wunderte sich sehr darüber, tröstete sich, dass dieser Traum doch nichts werde zu bedeuten haben und ging, einer alten Frau im Dorfe von allem zu sagen, was sich zugetragen hatte. Die Alte grübelte lange darüber nach, die Worte zu deuten, welche das Mädchen gehört hatte; endlich sagte sie zum Mädchen, sie solle versuchen, dort zu graben, wo ihr Antlitz auf der Erde gelegen hätte: der Rücken, von dem zu ihr im Traume gesprochen war, werde ihr Nasenrücken sein und die Seeen die Augen; grübe sie dort, so würde sich das Gold finden. Das Mädchen that so, wie das Weib gesagt hatte und fand das grosse Goldhorn, welches Sigmund Brestisson gehabt hatte. Nun ging sie froh nach Hause, brachte es zum Bauer und zeigte ihm, was sie gefunden hatte und sagte ihm von allem. Der Bauer sah, dass ihr das Glück folgen würde und sandte das Horn

zum Könige nebst der Erzählung, wer es gefunden hatte. So wird erzählt, dass das Gold so rein war, dass der König es nicht besser in allen Reichen besass; er gab ihr den Wert des Hornes in Geld und noch dazu ein Landgut in Húsavík. Für das Geld kaufte sie das ganze Land, das gegen Húsavík und Skarvanes liegt, und man glaubt, dass sie die reichste Frau gewesen ist, die auf den Færoyern gelebt hat.

Die Blockhäuser, die sie sich in Húsavík erbaute, kamen ganz aus Norwegen angetrieben, so zugeschnitten, dass sie gleich aufgestellt werden konnten; nichts fehlte daran ausser dem Ljóarabogi[1]); diese Stube wurde 'die grosse Stube' genannt und war ein Prachtwerk. Der Steinzaun, den sie um den Friedhof errichten liess, steht noch; die Wände der Heuscheune, der Grund des Boothauses, das Steinpflaster zwischen den Häusern im Dorfe, alles erinnert noch an die Hausfrau zu Húsavík. Alle diese grossen Steine, die man hier sieht, vom Gebirge zu ihrem Hause herabzuziehen, benutzte sie den Neck; aber schliesslich ging es ihm schlecht: als er über die Takkmoore mit einem grossen Steine kam, riss der Neckschwanz ab und man sieht ein Zeichen von ihm am Steine, der dort liegt; aber der Neck verschwand in den „kleinen Teich" und lebt seitdem dort.

Die Hausfrau war böse im Herzen; so wird gesagt, dass sie zwei Mägde lebendig in die Erde vergraben liess: die eine in Teig [ein Acker], die andere, welche Brynhild hiess, im Brynhildarhügel. Wenn die Knechte vom Feld heimkamen und die Karste auf der Schulter trugen, wurden sie übel empfangen und bekamen wenig zu essen, denn da dachte sie, sie wären faul gewesen und hätten wenig gearbeitet. Kamen sie aber heim und schienen müde zu sein, zogen sie die Karste nach sich, oder waren sie nass, wenn sie von der Ausfahrt kamen, so war sie sanft und gut und empfing sie freundlich. In Skarvanes liess sie einen Acker herstellen und die Erde mit Spaten wenden; sie hatte Viehställe an mehreren Stellen oberhalb des Dorfes, in Kvíggjargil und „am Hügel"; einige Wiesen werden noch „Leinwiesen" [Línteigar] genannt, hier legte sie Leinwand auf die Bleiche. Sie band die Felder um den Hof mit Runen, so dass kein Stein auf sie herabfällt, obgleich kein Zaun um sie ist; wird Geröll von den Klippen hinabgeworfen, welche gerade über ihnen hängen, so bleibt es doch auf dem steilen Abhang liegen und kommt nicht herab.

Den Sohn der Hausfrau nennen einige Ólaf, den Schäfer; der Enkel war Einivald, die Tochter Einivalds war Herborg, die Reiche. Sie hatte ein Kind mit dem Sohne Róalds, welcher [letztere] damals Lögmann [Ober-

1) Ljóarabogi wird vom Wörterbuch erklärt als: „abgerundetes oder ovales Stück Holz unter dem das Rauchloch (ljóari) umgebenden Rahmen, durch den die Stange, welche an dem Deckel des Rauchloches befestigt ist, gesteckt wird, um mit ihrem Ende an einen Querbalken gebunden zu werden." Das Wort war unübersetzbar und wurde darum beibehalten.

richter] war und auf seinem Hofe in Dal in Sandoy sass. Dieser Sohn Róalds ging mit dem Boote bei der Tangbank, in der Nähe von Skarvanes, unter. Als die Nachricht von diesem Unglück zu Róald gebracht wurde, war Herborg dabei zugegen. Sie fragte da den Lögmann, ob ein Kind, wenn es im Mutterleibe war, das Erbe bekommen solle, wenn auch der Vater tot wäre. „Das volle und ganze Erbe," antwortete Róald. Sie sagt da: „Erinnert euch daran, die ihr es gehört habt!" und fiel in Ohnmacht, als sie dies gesagt hatte. Nun erst vermutete der Lögmann, dass sie mit einem Kinde von seinem Sohne gehen könnte, denn sie waren noch nicht verheiratet. Sie hatte einen Sohn, welcher Ásbjörn genannt wurde; er wuchs bei seinem Grossvater Einivald auf, aber sie vertrugen sich nicht gut, weil der Grossvater nicht vergessen konnte, dass er ein uneheliches Kind war. Ásbjörn liess sich in Skarvanes nieder und bekam die zwölf Äcker vom Gebirge bis zum Strande von Húsavík. Eines Tages trafen sich die beiden, Einivald und Ásbjörn, im Felde und begannen über die Grenze zwischen Húsavík und Skarvanes zu streiten; sie rauften sich lange, und noch mehr als ein Jahr später waren die Gruben dort am Fusse des Vestfjelds sichtbar, wo sie sich gerauft hatten; endlich neigte sich der Sieg auf die Seite des Alten und er setzte die Grenzzeichen, wie sie zwischen ihnen sein sollten. Ásbjörn erbaute einen Zaun auf der Grenzscheide, doch ist er heute nicht Grenzzeichen. Während er hin und herging und Steine zu dem Zaune zusammenschleppte, sah er einen Mann mit einem Schurz um die Lenden hin und her gehen und Steine schleppen, wie er selbst; — er glaubte zuerst, dass das ein Huldermann sei, da er ihn nicht kannte; aber dann entdeckte er, was das war — das war er selbst, der sich als Doppelgänger [í hamferð] gesehen hatte; er starb, ehe das Jahr zu Ende ging.

XXX. Fámjin.

Doffin hiess ein Mann, der einmal in der Siedelung „am Hügel" [á Brekku] in Hof auf Suðuroy wohnte. Er hatte von Kaufleuten, welche dorthin segelten, Waren empfangen und war in grosse Schulden gegen sie gekommen; er sagte, er könne die Schuld nicht aufbringen und sie versicherten ihn hoch und teuer, erhielten sie nicht den Wert dessen, was er von ihnen bekommen habe, so sollte es ihm schlecht gehen, wenn sie wieder nach Hof mit ihrem Schiffe kämen. Doffin wagte daher nicht länger in Hof zu bleiben, sondern übersiedelte mit allem, was er besass, nach dem Westen der Insel, nach Vesturvík; so hiess damals die Bucht und der Platz, der jetzt Fámjin heisst. Der Sohn Doffins war in seiner Begleitung; sie liessen sich auf dem Herdalsberg nieder, welcher so gut lag, dass, wenn Schiffe oder Männer sie angreifen wollten, es von hier leicht gesehen werden konnte, wenn sich jemand dem Hause näherte, und es leicht war, ins Gebirge zu fliehen und sich in Höhlen zu verbergen.

Doffin schaffte sich ein Boot an; sie ruderten beide allein aus. Eines Tages, als sie auf der Ausfahrt waren, sahen sie ein unbekanntes Schiff, das keines der Lastschiffe zu sein schien, die gewöhnlich zwischen den Inseln segelten. Sie bekamen Lust, sich über dieses Schiff näher zu erkundigen und zogen darum die Angelschnüre auf und ruderten auf dasselbe zu; es erschien ihnen als ein Friedensschiff und sie legen mit dem Boote an das Schiff und bieten ihnen frischgefangene Fische zum Tausche gegen alles an, was den Einsiedlern in Vesturvík annehmbar wäre. Zwei Frauen sind auf dem Schiffe; sie kommen zum Schiffsrand und sehen diese Männer. Sie wundern sich über eine grosse Heiligbutte, die im Boote lag, einen solchen Fisch, sagten sie, hätten sie nie zuvor gesehen. Doffin fordert beide auf, ins Boot herabzukommen, um ihn näher zu besehen und sie versprechen ihnen, zu versuchen, ob sie nicht eine andere Heiligbutte fangen könnten, damit sie sie lebend sehen könnten. Es war windstill und und die See spiegelglatt, so dass das Schiff nicht vom Fleck kam, denn kein Hauch kam in die Segel; der Schiffer wollte daher den Frauen nicht verwehren, dieses kleine Vergnügen zu geniessen. Sie setzen sich nun ins Boot und Doffin rudert vom Schiffe. Doffin und sein Sohn finden Gefallen an diesen Frauen und einigen sich darüber, zu versuchen, sie nach Hause zu führen. Die Sonne schien klar und glänzte auf der spiegelglatten See; — sie ruderten nun dort, wo die Schiffer die Sonne auf der See glänzen sehen, denn dort konnten sie das Boot nicht sehen. Gegen Sonnenuntergang verdunkelte ein Nebel die Luft und nun ruderten sie ans Land. Einige Zeit, nachdem sie vom Schiffe weggefahren waren und nichts vom Boote zu sehen war, begannen die Schiffer zu besorgen, die beiden möchten nicht wiederkommen, sondern die Männer mit ihnen weggefahren sein; sie riefen vom Schiffe: „Fá mi, fá mi [gib mir, gib mir]!“ und daher soll Vesturvík den Namen Fámjin erhalten haben.

Als die beiden Frauen nun ans Land kamen und in die Hütte Doffins geführt wurden, begannen sie beide zu weinen; er versuchte sie zu trösten und ging auf die Weide, um ein Lamm für sie zu holen und bat sie, es zu kochen und zuzubereiten, wie es ihnen am besten dänchte. Das Schiff lag hier vor dem Lande eine Woche und segelte hin und her; aber die Brandung in der Bucht war so stark, dass sie nicht daran denken konnten, zu landen; sie konnten auch nicht so verwegen sein, gering an Zahl und waffenlos zu Doffin zu kommen, um die Frauen zu befreien, die er ihnen geraubt hatte; es stand zu erwarten, dass er sich wehren würde und deshalb mussten sie besorgen, Übles von Doffin und seinen Leuten zu erfahren, wenn sie eine so gewagte Fahrt versuchten; damit segelten sie wieder fort, ohne die Frauen mit sich zu bekommen. Doffin begann sich nun zu erkundigen, woher sie gekommen seien und erfuhr, sie seien aus Frankreich und das Schiff habe sie nach Irland bringen sollen, wo die ältere Frau ihren Mann hatte, aber das Schiff war von seiner Bahn nord-

wärts zu den Færoyern verschlagen worden, da ein Sturm über dasselbe gekommen war; das jüngere Mädchen war ihre Dienerin. Doffin und sein Sohn nahmen jeder die seinige zum Weib und hier mussten sie nun bleiben, weit verschlagen von Vaterland, Verwandten und Freunden. Nun kommt der Schiffer nach Irland und erzählt dem Mann von allem, wie es sich bei den Færoyern zugetragen hatte; als er das erfuhr, dass die Frau ihm gestohlen war, härmte er sich, liess ein Schiff ausrüsten und fuhr selbst aus, um nach der Frau zu suchen. Sie kamen nach [Thors]havn und dort verschaffte er sich ein Fahrzeug und gedachte nach Suđuroy ihr nachzufahren; aber im Skopunarfjord begegneten sie dem Pfarrer von Suđuroy, der ihm sagte, das nütze nichts, wenn er nach Süden führe, weil die beiden Frauen verheiratet seien, die eine mit Doffin und die andere mit dessen Sohne, und sie fühlten sich so glücklich, hier zu leben, dass sie nicht mit Gutem sich von hier wegführen lassen würden, und ausserdem werde Doffin und die Dorfbewohner sie nicht fortlassen wollen, wenn man sie von ihnen verlangte. Als dieser ausländische Mann das hörte, wandte er zu seinem Schiffe nach Thorshavn um; aber als er in die See stach, nahm er den Priester mit sich hinaus, und er entkam nicht früher, als bis zwei Jahre verflossen waren.

Doffin hatte mit seiner Frau eine Tochter, sie verheiratete sich mit einem Manne, der sich in Fámjin in der Siedelung niederliess, die nun Sjúrdargard heisst; ihre Tochter war Ragnhild (oder Rannvá), sie verheiratete sich nach Hörg in Sumbæ. Viele starke Helden sollen von diesen ausländischen Frauen in Fámjin stammen und unter diesen dürfen nicht vergessen werden die Janssöhne Albert der Starke und Gilbert der Tüchtige, von denen in anderen Sagen berichtet wird.

XXXI. Die Haube.

Die Haube ist ein grosser Stein, der am äussersten Strandrand bei Fossá, nördlich vom Hvannasund, auf Viđoy, steht. Die Sage geht, dass in demselben Augenblick, als Krist geboren wurde, dieser grosse Stein zersprang.

XXXII. Die Schlacht im Mannafellsdal.

Auf dem Akraberg bei Sumbæ hatten einige Friesen auf dem südlichsten Teil von Suđuroy ihren Wohnsitz. Als die schwarze Pest nach Suđuroy kam, starben alle Friesenhäuser aus; doch entging eines der Pest und der Bauer darin heisst „der Bauer auf dem Akraberg“. Er war ein berühmter Mann seiner Stärke wegen und hatte acht stattliche und tüchtige Söhne.

Zu derselben Zeit, als dieser Bauer lebte, wird erzählt, dass der Grund zur Kirchenmauer, welche noch in Kirkjubö auf Streymoy steht, gelegt wurde. Der Bischof, der damals in Kirkjubö sass, wurde „Maus“ genannt,

was doch ein Spitzname sein dürfte. Er erpresste von den Færoyingern grosse Steuern, um die Kirche so prächtig als möglich zu erbauen; das missfiel allen, und alle, die südlich der Hórismeerstrasse (auf Suđurstreymoy, Sandoy, Skúvoy und Suđuroy) wohnten, verweigerten die Steuer und schlossen einen Bund miteinander, dem Bischof Widerstand zu leisten. Doch der Bischof brachte alle Männer aus den nördlichen Inseln auf seine Seite, um sie anzugreifen. Die Nordmänner sollten auf Norđstreymoy zusammenkommen und ihre Schar sammeln, um gegen jene zu ziehen und sie dem Bischof zu unterwerfen; als aber die Südmänner davon Kunde erhielten, scharten sie sich auch in einen Haufen zusammen und fuhren eiligst nach Norden jenen entgegen. Im Mannafellsdal [Mannfallsthal], das nördlich von Kalbaksbotn ist, trafen sich die Heere und rückten zum Kampfe zusammen. Die Südmänner zogen den Kürzern und mussten weichen; hier ward ein grosser Mannfall; im Thale sieht man noch viele Hügel, wo die begraben sein sollen, welche im Kampfe fielen; das Gras ist rot, und das soll von dem Blute kommen, das hier floss. Nördlich vom Thale steht ein grosser Stein, welcher „der Tisch der Brünnenmänner“ genannt wird, und das ist die Sage, dass er den Namen daher erhalten hat, dass die Nordmänner hier ein Siegesfest hielten, als die Südmänner flohen. Auf diesem Block liegt ein Stein, den die Nordmänner zum Hub benutzten; der, welcher nicht imstande war, den Stein von der Unterlage zu heben, durfte nicht mit ihnen in den Kampf ziehen.

Das Jahr darauf kamen die Südmänner wieder, um die Niederlage zu rächen, die sie erlitten hatten. Da fand der Kampf im Thale bei dem Dorfe im Kollafjord statt, und nun siegten die Südmänner. Sie hatten den Bauer auf dem Akraberg und seine Söhne als Spitze und als die Ersten im Kampfe gewonnen. Zwei Wikingerschiffe, welche im Süden gewesen waren, hatten sie zur Hilfe bewogen und sie waren nach Norden gekommen, um weit umher in den nördlichen Dörfern zu heeren und zu rauben; darum wagten sich viele von den Nordmännern nicht vom Hause, weil sie die Weiber nicht allein zu Hause zurücklassen durften, solange man diese Heerfahrt zu fürchten hatte. So ging es diesmal, dass die Südmänner den Sieg über jene Partei gewannen und viele Leute töteten. Der Bischof musste entfliehen und entkam glücklich nach Birkjubö auf den Bischofssitz; aber die Südmänner wollten nicht auseinander gehen, ehe sie den Bischof getötet hätten und setzten ihm deshalb nach. Doch wagte niemand, die Thür zu erbrechen und hineinzugehen und Hand an ihn zu legen, denn sie waren alle bange, vom Papste gebannt zu werden und deshalb vermochten sie den Bauer auf dem Akraberg, der Heide war, ihn zu töten. Er stand draussen und rief in die Stube hinein: „Ist die kluge Maus im Hause?“ Der Bischof antwortete:

„Nun sitzt Maus zur Abendmahlzeit am Tische, (*a*)
er floh nicht vor einem berühmteren Manne im Norden, (*a*)
aber wisse, du zorniger Belsmann, (*b*)
dass Maus Ruhe bei der Mahlzeit haben will!“ (*b*)

Der Bischof stand da vom Tische auf, legte den Bischofsornat an und entkam auf die Kirchenmauer, mit einer Axt in der Hand, um sich zu wehren. Der Akrabirgisbauer und seine Söhne wagten nicht, ihn hier anzugreifen, weil er eine Waffe hatte und die Mauer geweiht war. Doch gelobten sie, er solle nicht entrinnen, und sie standen deshalb unter der Mauer, um ihn zu verhindern, herabzukommen, ehe er sich selbst ergäbe. Drei Nächte und Tage währte dies so; aber als der dritte Tag gegen Abend neigte, fiel der Bischof vor Hunger und Durst in Ohnmacht und fiel von der Mauer auf die Erde herab; er raffte sich zwar nach dem Falle auf, aber da wurde er gleich vom Bauer erschlagen.

Als der Bauer auf dem Akraberg gestorben war, siedelten sich seine Söhne in Sumbæ an und wurden gekristnet.

XXXIII. Der Kormoran und der Eidervogel.

Der Kormoran und der Eidervogel wollten beide Dunen haben; es war einem von ihnen angeboten, sie zu bekommen, und sie sollten sich selbst darüber einigen, wer von ihnen der sein sollte, der sie bekäme. Aber das war eine schwierige Sache, sich darüber zu verständigen, denn keiner wollte dem anderen nachgeben — beide wollten gleich gern Dunen haben. Damit nun dieser Streit zwischen ihnen ein Ende nehmen möchte und sie nicht beide die Dunen verlieren sollten, so dass sie keinem von ihnen zum Nutzen gereichten, kamen sie über den Beschluss überein, dass derjenige von ihnen, welcher am nächsten Morgen früher erwache und dem andern anzeige, wenn die Sonne über dem Meeresrand auftauche, der solle die Dunen haben, um sich damit zu wärmen. Beide, Kormoran und Eidervogel, setzten sich da an den steinigen Strand, einer neben dem andern, als der Abend dämmerte. Der Kormoran wusste wohl, dass er hart zu schlafen pflegte und schwer aufwachte, wenn er fest eingeschlafen war; aus Furcht davor, beim Sonnenaufgang nicht zu erwachen, gedachte er, die ganze Nacht nicht zu schlafen; dann, glaubte er, sei es zweifellos, dass er die Dunen erhielt, die wohl eine Nachtwache wert waren. Und nun setzte sich der Kormoran ganz stolz darüber, dass er, der sonst Schlafmütze hiess, die ganze Nacht nicht schlafen solle und den Eidervogel sah er in festem Schlafe neben sich sitzen. Den ersten Teil der Nacht ging es erträglich gut, aber als es länger dauerte, begann er schwer zu werden und musste mit dem Schlafe kämpfen, der ihn zu übermannen anfing. Doch sass er noch halbwach und natzte, als es vom Tage zu leuchten anfing; da rief er vor Freude über sich selbst: „Nun blaut es im Osten!“ Über diesen Ruf erwachte der Eidervogel, der nun ausgeschlafen war; dagegen war

der Kormoran so schläfrig, dass er die Augen nicht offen halten konnte und nun natzte, wo es am meisten darauf ankam, zu wachen. Als die Sonne aus dem Meer aufstieg, war der Eidervogel nicht faul, dem Kormoran anzusagen: „Tag im Meer! Tag im Meer!“ So erhielt der Eidervogel die Dunen; der Kormoran musste noch mehr büssen; er verlor die Zunge, weil er nicht schweigen konnte, wo es galt zu schweigen, und das wendet man oft in der Rede an, wenn jemand planderhaft ist, und fragt: „Warum ist der Kormoran ohne Zunge?“, damit er an seine eigene Zunge denken kann und in Bezug auf das, was nicht gesagt werden soll, ihr einen Riegel vorschiebt.

XXXIV. Narrensagen.

Viele Spottgeschichten gehen über die Skarđleute auf den Nordinseln und ihre Dummheit in alten Tagen, wie auch über die Fámninger auf Suđuroy.

Eines Abends sah man von Skarđ in Kunoy den Mond auf den Bergspitzen südlich von dem Dorfe; — wer dort oben gewesen wäre, hätte ihn mit den Händen greifen und nach Skarđ herab mitnehmen können; das wäre etwas sehr Bequemes gewesen, meinten sie, ihn die langen Winterabende bei sich zu haben; da würde das nichts machen, wenn kein Thran zum Einschütten in die Lampe da war — der grosse scheinende Mond könnte wohl für sie leuchten. Sie halten es daher für rätlich, dass alle Männer im Dorfe, die gehen konnten, auf das Gebirge nach dem Monde steigen und ihn herbeischaffen sollten, um damit wie mit einem Spielzeug zu spielen und ihn zu heben, dass er ihnen hier immer leuchte. Sie thun so, froh über diesen witzigen Rat, und steigen schleunigst auf den Berg, wo der Mond lag, aber oh! als sie dort hinaufkamen, war kein Mond mehr auf dem Berge, er war hoch in die Luft gefahren vor ihnen und weiter südwärts gegangen, so dass niemand so lange Arme hatte, dass er ihn hätte erreichen und fangen können. Zurück ins Dorf hinunter ohne den Mond zu fahren hielten sie für eine allzu grosse Schande; sie gehen da eiligst auf eine höhere Spitze, die südlicher war und dachten, dort müssten sie ihn wohl fangen, und es sah auch so aus, als ob ihnen das glücken sollte, denn je weiter hinab sie von der Bergspitze kamen, desto tiefer sank der Mond auf die südliche Bergspitze herab, und nun trösteten sie sich und rannten, was sie nur konnten, auf jenen Berg; aber als sie auf ihn hinaufgekommen waren, war der Mond wieder fort. Sie glaubten nun, der Mond fürchte sich vor ihnen und begannen von einer Spitze zur anderen zu rennen und riefen alle so schmeichelnd, als sie nur konnten:

> Mond, Mond, komm in meine Tasche, (*a*)
> du sollst Butterbrot dafür bekommen. (*a*)

Aber der Mond wollte nicht in die Tasche der Skarđmänner kommen und nicht ihr Butterbrot haben, sondern fuhr seines Weges weiter, über anderen

als ihnen zu leuchten; erschöpft und todmüde kamen sie nach Hause, aber keinen Mond brachten sie mit sich.

Eines Morgens gegen Sonnenaufgang kam ein Mann von Osten nach Fámjin gegangen. Als er über den letzten Hügel hinabkommt und sich dem Dorfe nähert, sieht er ein Mädchen in dem Hause, das dem Wege zunächst lag, eilig mit einem Troge in der Hand ein- und ausgehen. Er sieht, dass der Trog leer ist und fragt darum, was sie da schaffe. Sie antwortete, dass sie die Nacht heraus- und den Tag hineintrage, damit das Tageslicht in die Stube kommen könne.

Eines Abends war Windstille in der Bucht in Fámjin und der Mond spiegelte sich so klar in der See. Ein Fámninger hatte von einem grossen Wal gehört, welcher „der rote“ heisst, und als er nun dieses glitzernde Rote im Wasser in der Bucht sieht, läuft er durch das ganze Dorf und ruft: „der Rote ist in die Bucht gekommen, kommt nun rasch hinab, ihn zu erschlagen und zu verteilen.“ Er wusste, dass oft Seehunde mit der Flut über die Sandbank in die Bucht hereinkamen; wenn dann die See wieder zurückwich und es draussen auf der Sandbank seichter wurde, wollten die Seehunde wieder die Tiefen im Meerbusen aufsuchen, und da pflegten die Fámninger auf die Sandbank hinauszufahren und die Seehunde zu erschlagen, während sie über die Sandbank hinüber sollten. Nun hören die Fámninger, dass das nicht wie gewöhnlich ein Seehund ist, sondern ein grosser Wal, der in der Bucht ist, und sie sind so erfreut über diese Botschaft, dass sie sich beeilen, das Korn aus den Tonnen in den Fluss zu schütten, damit sie diese leeren Gefässe zum Einschneiden des Speckes vom Walfisch benutzen könnten; — der Wal sollte ihnen das geben, was mehr wert war, als einige Tonnen Korn, Speck und Fleisch. Sie fahren nun auf die Sandbank hinaus mit Holzkeulen, Messern und anderen Geräten, um den Wal zu töten und zu verteilen; — aber nun stand es übel, — kein Wal und nichts zum Einfüllen in die leeren Tonnen, und mit hängenden Ohren mussten sie ohne irgend etwas nach Hause zurückfahren.

Einmal gegen Sonnenuntergang standen einige Fámninger vor den Häusern und als die Sonne eben in die Meerestiefe dort westlich vom Dorfe sinken sollte und den Meeresrand so gross und rot berührte, kam ein grosser Schatten vor sie und das sah so schrecklich wunderlich aus. Ja, wie es natürlich war, hörte man das bald in den Häusern, dass etwas Seltsames zu sehen war, und wenn man so etwas in Fámjin erwartete, waren die Dorfbewohner vor Neugierde nicht faul, sich zusammenzurotten und sich zu erkundigen, was das sein könnte, das das Volk in Haufen

herzog. Alle kamen sie nun heraus, diese Wundererscheinung westlich im Meere zu beobachten, und alle wollten gern wissen, was dieses grosse Glänzende zu bedeuten habe, das sie vor sich sahen. Sie äusserten sich darüber verschieden: der eine sagte, das sei ein Tier, das über das Meer ginge und die Sonne verschlänge, ein anderer glaubte, das sei ein Berg, eine schwimmende Insel und manches andere, ebenes und unebenes, wurde vorgebracht. Weil niemand von seiner Meinung ablassen wollte, begannen sie zu streiten, und so heftig zankten sie sich, dass sie nahe daran waren, sich zu prügeln. Da ergriff einer der Friedlichsten unter ihnen das Wort, der verständigste Beschluss sei, die alte Rannvá zu holen. Sie wurde da schleunigst herausgetragen und als sie eine kleine Weile auf das, was den Unfrieden stiftete, geschaut hatte, sagte sie: „Das ist die Klæmintskirche, welche aus dem Meere aufkommt." Das hielten nun alle für etwas gesprochen, und in dieser Zuversicht wurden sie alle ruhig und gingen in Frieden jeder in sein Haus, denn sie war die weiseste im Dorfe und niemand zweifelte daran, dass ihr Wort das richtige sei.

Anmerkungen.

II. Zwei Märchen, die mit dem Hulderglauben Zusammenhang haben, stehen in Antiqu. Tidsskrift af det kgl. nord. Oldskriftselskab 1849—51 (Kjöbenhavn) S. 322 ff. und 327 ff. (mitgeteilt von Hammershaimb).

In Debes' Færoæ et Færoa reserata (1673) finden sich verballhornte Andeutungen von Huldermärchen und Hulderglauben: S. 321 (ein Mädchen verschwunden), 323 (ein Mann sieben Jahre bergentrückt), 323 (ein Jüngling von einem [Hulder]mädchen verlockt), 324 (ein [Hulder]mann entführt ein Kind), 335 („Huldemænd" genannt); S. 329 f.

III. Über Türken auf den Færöern (1629) s. Debes S. 230

Die Flüchtlinge hängen schwarzes Tuch vor, damit der Eingang der Höhle dadurch in der gleichförmigen schwarzen Farbe der færöischen Felsen verschwinde.

Es möge hier hervorgehoben werden, dass der fær. Volksglaube (nach Mitteilung Jacobsens) nur weibliche Wichteln kennt.

IV. Verschiedene Zauberformulare in poetischer Form finden sich in Niels Winthers Færöernes Oldtidshistorie (Köbenhavn 1875) S. 373 fl.; vgl. auch 351 f.

V. In Landts Beskrivelse over Færöerne (Köbenhavn 1800) S. 445 werden die Nidagrise erklärt als „smaa Skabninger i menneskelig Skikkelse med röd Hue paa Hovedet, de medföre Hæld i den Gaard, hvor de opholde sig. Vattrar ere gode Aander, som mest opholde sig ved Kirkegaardene." Landt hat willkürlich die norwegische Nissenvorstellung auf den Nidagris übertragen und offenbar Wichteln und Nidagrise verwechselt.

X. Vgl. Debes S. 171 („Haffrú" gesehen worden).

XII. und XIII. Vgl. Debes S. 22: det er fast huer Mands Snack udi Landet: huorledis Satan om Nattetjder, naar de tiligen ere udroede om Vinteren .... er ... aabenbared for dennem udi en Baads Lignelse med Fiskere udi Baaden og ald Fisker Reedskab; hafver taled med dennem, gifvet dennem Fiskeragn, hafver sagt dennem huor god Fiskermed var at finde.

XVII. Eine Variation (mehrere Riesen) s. Winther S. 20.

Verwandlungen von Riesen in Stein s. Winther S. 15. 21. 22; eine Bergspitze auf Vágö heisst Troldkonefinger (Landt S. 68).

Die Isländer galten den Færingern überhaupt als zauberkundig, s. Winther S. 336; alle diese Sagen beweisen die Antagonie zwischen beiden Völkern, die das færöische Sprichwort ausdrückt: Tad er ringt, id ikki lívir meira, enn Ísland livir Föroyum (FA. 446).

XIX. Schon Debes, S. 165, erzählt diese Sage, doch von dem Baum erwähnt er nichts. Der „einäugige“ Wal ist der isl. andhvalr (fær. döglingur), balæua rostrata; nach Debes fast ausschliesslich im Qvalböfjord in Suduroy vorkommend (S. 165), wohin er nach dem Schelten der Mikjunesbewohner sich zurückgezogen habe (S. 166); sein Fleisch sei ungeniessbar (S. 164); die „súla“ wird von Landt S. 259 als Pelicanus Bassanus definiert und kommt nach ihm nur auf Mikjunesholm vor (S. 78. 259); vgl. auch Debes S. 132. — Über „Riesengräber“ s. Winther S. 171, wo auch eine Sage mitgeteilt ist.

XX. Über Wälder auf den Færöern vgl. Landt S. 332 f., Winther S. 8. 9 (in der Anm. die Litteratur über Wälder auf Island). — Eine ganz abweichende Sage über das Verschwinden der Wälder s. Winther S. 13 f. nach Pastor Schröter, über dessen Vertrauenswürdigkeit man die Anm. zu XXXII vergleiche.

XXI. Schon bei Debes S. 21. Über schwimmende Inseln s. ib. S. 19 ff. — Leichte Variation bei Winther S. 16 f.

XXII. Eine Variante s. Winther S. 19.

Wer Kálv der kleine (Kálvur lítli) ist, weiss ich nicht. Winther S. 18 Anm. 6 verweist auf einen Priester Kálvur litli der „under Catolicismen var paa Sandö og hvis Grusomhed endnu lever i Folkets Minde“; woher er diese Nachricht hat, ist mir unbekannt. — Biebergeil als Mittel, Wale zu vertreiben, s. Debes S. 167, Winther S. 352.

XXIII. Eine andere Sage über die Entstehung von Wirbeln (zwei feindliche Schwestern) bei Winther S 22. Debes, S. 29, erzählt, die Einwohner glaubten, dass Wirbel plötzlich auftauchen, wenn Eisen im Boote sei (Boffverne kunne ikke fordrage Jernet i Baaden).

XXVI. Ganz abweichend bei Winther S. 10 und 11 Anm. 2, wo zwischen Noas Arche und dem Brett geschieden wird; letzteres ist bei W. ein Baumstamm, aus dem Blut fliesst, wenn man ihn schneidet.

XXVII. Schon Debes kennt diese Sage (S. 234 f.)

XXVIII. Zu dem merkwürdigen Zuge, dass Orm an einer Stelle bestattet wird, von wo er über die Länder sehen kann, vgl. Winther S. 168: Auf Vágö ist ein Hügel, der Öttisheygjur heisst; ein (unbekannter) Ötti soll sich ihn zum Begräbnisplatz ausgewählt haben, weil er von dort seine Ländereien übersehen konnte. Dieser Zug ist gewiss heidnisch.

XXIX. Von einem Goldhorne Sigmunds wissen weder die „Færeyingasaga“ noch das færöische Sigmundarkvædi etwas; es ist wohl eine dunkle Erinnerung an den Goldring Sigmunds (Fær. S. S. 23). Über noch lebende Erinnerungen an Sigmund s. Winther S. 142. 158. Sagen von vergrabenen Schätzen s. Winther S. 36 f.

XXX. Die Sagen von den Janssöhnen kommen in den mir bekannten Quellen und Werken über die Færöer nicht vor.

XXXII. Über die Friesen auf dem Akraberg teilt Schröter, Ant. Tidsskr. 1849—51 S. 145 ff., eine Sage mit, die trotz Schröters Unzuverlässigkeit doch echt sein dürfte, wenigstens dem Kerne nach. Vgl. auch die færöische Frísa vísa (FA. 268 f.), deren Wert als histor. Zeugnis für die Anwesenheit von Friesen auf den Færöern doch dadurch bedeutend geschwächt wird, dass dieselbe Vísa auch isländisch existiert; das Spiel (ohne Nennung der Friesen) findet sich auch im Schwedischen (in der Sammlung von Geiger und Afzelius). — In Kirkjubö hatten die færöischen Bischöfe ihren Sitz; die dortige Kirche ist die einzige Steinkirche auf den Færöern; daneben eine alte Mauer, die zu einer Kirche bestimmt war. S. Landt, S. 61 f. Schröter hat a. a. O. S. 147 ff. eine Sage: „Wie Kirkjubö Bischofssitz wurde“ nebst historischen Anmerkungen mitgeteilt; Gustav Storm hat jedoch in Norsk Historisk Tidsskrift II. Række IV Band (Kristiania) S. 253 ff. 1884

die Sage Schröters als eigenes Machwerk desselben nachgewiesen. — Wer Bischof Mús war, ist unbekannt. Eine Andeutung der Schlacht im Mannfellsdal findet sich bei Debes, S. 233.

XXXIII. Kormoran, fær. skarvur (Phalaerocorax cormoranus et cristatus).
Eine andere Vogelsage siehe bei Winther S. 403.

XXXIV. Mit dem „roten“ Wal ist die Walart Balæna Physalis gemeint, die nach Landt, S. 240, nicht lebend bei den Færöern gesehen, aber öfter tot angetrieben wird. Nach Debes, S. 107, sah man zu seiner Zeit den Rotwal [„Röer“] lebend bei den Inseln.

Volkssegen aus dem Böhmerwald.

Von **J. J. Ammann** in Krummau.

(Vgl. Jahrgang 1891. S. 197. 307.)

III. Kirchliche Segen und Gebete gegen Böses und Übles im allgemeinen.

1. Gegen Unglück im allgemeinen.

Der folgende Segen wurde in Malsching in der Schule von einem geistlichen Herrn als Argument gegen den Aberglauben des Volkes verwendet.

Während der hl. Messe wurde eine Stimme zu Jerusalem gehört:

Unglück und Verderben wird über das ganze Menschengeschlecht kommen; wer aber dieses (folgende) Gebet mit Andacht und Betrachtung betet, dem wird der liebe Gott von jedem Unglück helfen. Dieses Gebet wurde von dem frommen Bischof Anton verkündet und übersendet. Ein jeder, der es bekommt, soll es neunmal abschreiben und unter neun Personen austeilen. Wer dieses Gebet aus Nachlässigkeit verstümmelt, begeht eine schwere Sünde und es wird ihn verschiedenes Unglück heimsuchen.

Gebet.

Gelobt sei Jesus Christus! Wir rufen zu dir, o heiliger Gott, erbarme dich unser und des ganzen Menschengeschlechtes, reinige uns von unsern Sünden. Ewiger Gott, zeige uns deine Barmherzigkeit!

Wir bitten dich, verzeih uns unsere Sünden durch dein heiliges Blut jetzt und allzeit und in Ewigkeit. Amen.

2. Tobiassegen.

Die Tobiassegen scheinen unter dieser Art Segen die grösste Verbreitung gefunden zu haben, denn ich besitze aus verschiedenen Gegenden des Böhmerwaldes mehrere Fassungen, die im einzelnen wieder voneinander abweichen Ich will zunächst einen mitteilen aus Tweras, der auf ein grosses Blatt „zu Cölln am Rhein“ gedruckt wurde.

Das ist der rechte und wahrhafte Tobiassegen.

Voraus geht eine Auseinandersetzung über die Wirkung dieses Segens:

„Wer diese Worte und gedruckte Zeichen und Karakter bei sich trägt, der überwindet alle seine Feinde und kann um Gerechtigkeit willen nicht umkommen

oder sterben, er ist sicher vor allen Gift, Hex- und Zauberey, vor Hagel, Donner, Blitz, vor Feuer- und Wassernoth, vor alle Dieb, Mörder und Strassenräuber, die können mit der Hilf Gottes keinen Menschen nicht angreifen, keinen Schaden zufügen, und alles, was er anfängt, das überkommt ein gutes End, sey im Kaufen oder Verkaufen."

Dann folgt der formelhafte Teil des Segens. Dieser bildet ein Kreuz. Der Hauptbalken wird durch drei übereinanderstehende Rechtecke gebildet, der Querbalken durch je ein Rechteck rechts und links. Im Innern dieser durch Linien gebildeten Rechtecke steht immer angegeben, wofür der Segen hilft, aussen herum laufen geheimnisvolle lateinische oder hebräische Segensworte. Neben dem obersten Rechteck sind ausserdem rechts und links lateinische Sprüche, neben dem untersten Rechteck rechts und links deutsche Sprüche.

Nach diesen Formeln folgt in ganzer Blattbreite eine Erklärung über die Art der Anwendung und die Wirkung des Segens. Dann ist in der Mitte ein von zwei Pfeilen durchbohrtes Herz abgebildet, rechts und links davon ein lateinischer Spruch; mit einem längeren Gebete schliesst das Ganze.

Das oberste Rechteck trägt ringsherum nach aussen die Worte: „† Jesus † Lassimarus † Seelen † Sahian † Duen † Salmseson † Seges † sum † Duo jenam † Milias † Daches † Michelis † Estes † Animatio." Das zweite Rechteck des Hauptbalkens ist umschrieben mit: „† Angelus † Solim † Sacrilufans † Urx Jesus † Christus † Amen. † Christus † in Nognes † Christus † in Zotas † in Sanctum † Amen." Das dritte mit: „Corsson † Jansiassims Casa † Emanuel Zabaoth † Arassaclosson Jesus † Christus † Corsson." Das Rechteck des Querbalkens links mit: „† Melechius † Reu † Jesus † Ubishaut † Samen † Sebesuem † Christus Rius." Das Rechteck des Querbalkens rechts mit: „Nolitus † Christus † Nossi † Tenemiati genua † Ristomoses Jesus † Christus † Temes."

Im Innern dieser Rechtecke steht in derselben Reihenfolge: „Das Zeichen ist gut vor allerley Gewehr und Geschoss, wer es bei sich tragt, der kann nicht verwundt, geworfen, geschlagen, gehauen, gestochen oder geschossen werden, er ist vor all seinen sicht- und unsichtbaren Feinden sicher, vor allen bösen Geistern und Teufelsgespenst, die können ihm an Leib und Seel mit der Hilf Gottes nicht schaden, er wird vor Unglück behütet." Ferner: „Das Zeichen ist gut in aller Handlung zu Wasser und Land, es sey im Kaufen oder Verkaufen, es gehet ihm alles wohl von statten, er kann nicht betrogen oder übervortelt werden, und alles, was er anfanget, das bekommt ein gutes End, er ist auch in allen andern Sachen glücklich und kann nichts verlieren." Ferner: „Das Zeichen ist gut vor alle giftige Pestilenz und herumgehende schwere Leibeskrankheiten, vor Hex- und Zauberey, vor Hagel, Blitz und Donnerwetter, vor Wasser- und Feuernot, vor bös und gähen Tod, vor alle Dieb, Mörder und Strassenräuber, die können mit der Hilfe Gottes weder in Haus noch auf der Strassen angegriffen werden, er überwindet alle seine Feinde." Ferner: „Das Zeichen ist gut, wenn einer über ein Zauber Teufels Ausguss, gelegte, gegossene, eingegrabene Sachen gegangen oder gefahren wäre, und davon erlahmen, erkrummen oder abdörren muss, wer es bey sich tragt, so mag ihm mit der Hilf Gottes derer keiner schädlich seyn, er wird in allem behütet." Ferner: „Das Zeichen ist auch für alle heimliche Feinde, die einen hassen oder neidig seyn, wers auf der rechten Seiten trägt, und wird ihm Niemand feind seyn, er wird lieb und werth gehalten von Jedermann, und er kann auch mit der Hilf Gottes ohne Beicht und Buss keines gähen Todes sterben und wird behütet von unwissenden Schaden und Unglück."

Der lat. Spruch links oben lautet: „Jesus Christus Rex gloria venit in pace:

Deus Homo factus est et Verbum Caro factum est †††;" rechts oben: „Christus vincit: Christus regnat Christus imberat Christus ab omni malo nos defendat †††."

Der deutsche Spruch unten links: „Christi Kreuz ist mein ewig und wahres H. Christi Kreuz behüte mich N. jederzeit, und auf der ganzen Welt. Das † Christi sey ob mir N., unter mir, hinter mir, neben mir und auf der Seite. Das † Jesu Chr. überwinde mir N. alle meine Feinde, die wider mich sind, dass sie mir kein Leid zufügen können. Amen."

Der deutsche Spruch unten rechts: „Ihr Mundt sey versandt und ihr Herz verbannt. Jesus Chr. ging in den Saal, da fingen seine Feinde an zu schweigen, und ihr Gewehr und Waffen stille stehen, als das Wasser in dem Fluss Jordan gestanden ist, als Johannes der Jünger, Jesum Chr. den wahren und lebendigen Sohn Gottes getauft hat, Amen."

Dann geht der Text in ganzer Blattbreite weiter:

„Dieser Segen ist oft und vielmal approbirt worden, welcher Mensch diesen Brief bey sich trägt und betet alle Morgen der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu Ehren 3 Vater unser und 3 Ave Maria und einen Glauben, der ist sicher vor allen seinen Feinden, es kann ihm auch durch keinerley Gewehr und Waffen und Geschoss zugefügt werden, er ist sicher vor allen losen und bösen Leuten, vor Hex- und Zaubereyen und allerley Teufels Gespenst, vor allen Dieben, Mördern und Strassenräubern. Welche Frau diesen Brief bei sich hat, der kann [Seite 2] nicht misslingen in ihrer Geburt, und wer diesen Brief bei sich trägt, der wird Wunder erfahren, was vor Kraft und Wirkung er in sich hat." Dann folgen, durch ein Herz inmitten getrennt, die lat. Segensworte: „† Benedicat tibi Sanctus Deus, Dominus Deus Christus, B. V. Maria, S. Joannes, S. Marcus, S. Lucas, S. Mathaeus; C. † M. † B."

Rechts: „S. Michael, S. Gabriel, S. Raphael, S. Daniel, S. Franciscus, S. Antonius de Padua, S. Florianus et omnes angelorum et apostolorum Chori." Das Schlussgebet auf ganzer Blattseite lautet: „Gleichwie unser Heiland und Seligmacher Jesus Christus seinen Geist in die Hände seines himmlischen Vaters auf dem Ölberge befohlen, so befehle ich mich N. N. heut und allezeit in unsers lieben H. Jesu Christe in seine heil. 5 Wunden, dass sie mich wollen behüten vor allen bösen Unglück und Schaden, vor Ketten und Banden, wie vor Feuer und Wasser, vor allen Anfechtungen der bösen Geister, vor Hex- und Zauberey, vor allen Dieben, Mördern und Strassenräubern, alles Gewehr und Waffen sey vor mir N. N. verschlossen, dass sie mir an meinem Leibe nicht schaden können, so wenig als dieser Mann vor 32 Jahren gestorben, und zu Asche geworden ist, im Namen Gott u. s. w. Amen. Jesus steh mir N. N. bey, dass mich kein böser und schlimmer Geist angreifet, Jesus behüte mich ganz und gar, die allerheiligste Dreyfaltigkeit sei mein Schutz und Schirm im Hause und Hof, zu Wasser und Land, auf allen Strassen und Gassen, im Feld und Wald, wo ich fahr und trett, wo ich geh oder steh, wo ich schlaf oder wach, vor allen meinen Feinden gesegnet sey; ich befehle mich in alle h. Worte der Messen, welche in der ganzen Welt gelesen werden, damit ich durch die Kraft derselben gestärkt und gesegnet werde; ich N. N. befehle mich in alle priesterliche Segen, so allzeit gegeben werden, damit ich durch die Kraft derselben gesegnet werde. Ich will heute ausgehen in Gottes Frieden, ich gehe, reite oder fahre aus, dass mir alle meine Worte und Werke in Gottes Namen werden fortgehen, und dass alle meine Feinde und Widersacher müssen zurückstehen und zu Schanden werden, und ich gehe aus in aller Engel Haus, wer wird mit mir gehen? Die allerschönsten Männer drey, Gott der himmlische Vater vor meiner, Gott der Sohn, Herr Jesus Christus, gehet neben meiner, und Gott

der hl. Geist schwebt ober meiner, wer stärker ist, als unser Herr Jesus Christus, der allzeit bei mir ist, der weich weit von mir hinten.“

Zuletzt heisst es: „Merke aber, mein lieber Christ, dass du auf diese h. Wort und Segen nicht vermessentlicher Weis, Raufen und Schlagen, sondern du sollst alle die Laster und Todsünden meiden, alsdann wird dich Gott der Allmächtige behüten zu Wasser und Land, vor allen Feinden, wird dich segnen hier zeitlich und dort ewig, Amen.“ Gedruckt zu Cölln am Rhein. Jahrzahl fehlt.

Andere Fassungen des rechten und wahrhaften Tobiassegen sind mehr in äusserer Fassung als im Inhalte verschieden. Manche sind auf acht Seiten in 8° gedruckt, mit verschiedenen Bildern geziert und haben die fünf Rechtecke nacheinander. Im Inhalte weicht besonders die Schreibung der um die Rechtecke geschriebenen Worte ab; grobe Fehler in den lateinischen Sprüchen zeigen, dass die Arbeit auch oft von unkundigen Leuten besorgt wurde. So lauten auf einem andern Segen die Worte um die Rechtecke:

„Jesus † Lassimaus † Seelen Sabian † Deu † Sabuson Se-Segesum † Duo suam † Milias † Da-ches † Michasis † Aminato.

Melethus † Jesus † Uhibaus Bacht † Saczhemia † Christus † Kirus.

Nostrius † Christus Tent mia † nolius † in gniss † Ristomofes-Jesus † Christus † Tmer.

Vglus † Solin † Satrilufan Urx † Jesus † Christus † Am. Christus in † Logues † Christo in Zoras † in Sanctum † Am. Corsou † Ienesiseim Casca Emarue Zebaoth † Arassaclossou Jesus † Christ † Corlin.“

Sowie hier im Verhältnis zum frühern Segen weichen etwas mehr oder weniger auch die andern Fassungen in diesen, den Rechtecken umschriebenen Wörtern ab, der übrige Text zeigt geringere Abweichungen. Dem Alter nach reichen diese Tobiassegen in diesen Drucken höchstens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, manche sind auch jünger.

Vgl. Müllenhoff-Scherer, Denkmäler [2] XLVII, 4 u. Anm. S. 481—85.

3. Richtige und wahrhafte Länge unsers Herrn Jesu Chr.,

wie er auf Erden am hl. Kreuze gewesen ist, und die Länge ist gefunden worden zu Jerusalem bei dem hl. Grab, als man das Jahr 1655 zählte, unter der Regierung Klemens des Achten, welcher es bekräftigte. (Der ganze Segen ist auf ein fast bogengrosses Blatt gedruckt, zu Cölln a. Rh. ohne Jahrzahl und stammt aus Höritz. Die Seite ist von oben nach unten durch einen Strich in zwei, von rechts nach links in fünf Rubriken geteilt. In der ersten Rubrik links ist Christus am Kreuze abgebildet, in der dritten Rubrik rechts ist folgende Formel):

J. N.	S. a.	R. J.
M.	†	
Jesus	M.	s.
Maria	A.	Joa-
Joseph	†	chim
	L. V.	und
	10	Anna
C.	M.	B.

(Die übrigen Rubriken enthalten Gebete oder Erklärungen des Segens.)

Im Namen u. s. w.

Gelobt sei der allerheiligste Namen Jesus, und seine Länge in Ewigkeit Amen. Und wer diese unsers Herrn Länge bei sich trägt, oder in seinem Hause hat, der ist versichert vor allen seinen Feinden, sie seien sichtbar oder unsichtbar, und vor allen Strassenräubern, oder allerhand Zauberei ist sicher behütet und bewahret: und es mag ihm auch keine falsche Zunge oder falsches Gerücht schaden. Und so eine schwangere Frau solche bei sich trägt, oder zwischen der Brust umbindet, die wird ohne grosse Schmerzen gebären und mag ihr nicht misslingen in ihrer Geburt. Und in welchem Hause die Länge Chr. sein wird, kann nichts Böses darin bleiben, und kein Donnerwetter mag ihm nicht schaden, auch soll er vor Feuer und Wasser behüttet sein. Segne dich Christenmensch † alle Morgen früh mit der Länge Jesu Chr., und bete die ganze Woche, alle Sonntage 5 Vater unser, 5 Ave M. und einen Glauben, zu Ehren der hl. 5 Wunden Jesu Chr.; und wer die Länge Jesu Chr. hat, der soll es im Jahre dreimal lesen, wenn er es selber nicht kann, durch Andere lesen lassen, oder wenn er im Jahr Niemand haben kann, der ihms vorlest, so bete er im Jahre 3 Rosenkränze, den ersten am hl. Charfreitag, den zweiten am Freitag nach Pfingsten und den dritten am Freitag nach Weihnachten, so wirst du christlicher Mensch † das lange Jahr mit der Länge Christi allezeit gesegnet sein auf dem Wasser und auf dem Land, bei Tag und Nacht in deinem Leib und Seele in alle Ewigkeit. Amen.

Jetzt fangen sich an in der Jesu Chr. Länge die schönen Gebete von dem hl. Franzisko, und lauten also: O Herr Jesu Chr.! ich empfehle mich christlich-katholischer Mensch † durch deine Länge, meinen Leib und Seele, mein Haus und Hof, und die Meinigen heut und diese acht Täge und Nächte in deine hl. Worte Gottes, das alle Priester sprechen, von dem du dich verwandelst durch das Wort zu Fleisch, und vom Wein zu Blut.

Ich empfehle mich christlicher Mensch † heut und die acht Täg und Nächte, o Herr Jesu Chr. in deine hl. Gottheit, und in deine hl. Menschheit, und in deine hl. Seele, und in dein hl. Blut, und in deine hl. Gegenwärtigkeit, o Herr Jesu Chr.! ich empfehle mich heut und alle acht Täge und Nächte mein Fleisch und Blut, meinen Leib und Seele, mein Leben und meine Glieder in deinen göttlichen Frieden, o Herr Jesu Christe! ich bitte dich, dass du mich in deiner Länge allezeit damit behütest und bewahrest, vor allem Unglück, vor allen Feinden und schädlichen Wunden und Lästerungen, oder Feuer und Wasser, und vor aller Strassenräuberei, vor aller Vergiftung und Vergebung, und vor allem dem beschirme mich und meinen Feldbau und Getreid, meine Wiesen, Gärten und alle meine Früchte, mein Vieh, Hab und Gut. O Herr Jesu Christe! ich bitte dich, dass du mir armen sündigen Menschen mit deiner Länge wollest alles dies behüten und bewahren für alle Zauberer und Zauberinnen, für Hagel und Donner und allen schwangern Frauen eine fröhliche Geburt verleihe. O du mein getreuer Gott und Herr! durch deine hl. Länge und mannigfaltige Güte und Barmherzigkeit. O Herr Jesu Chr., ich bitte dich, dass du mich in deine Länge allezeit verbergest, behütest und bewahrest, heut und diese acht Täge und Nächte in deine hl. verborgene Gottheit, als sich die hohe Gottheit verborgen in die Menschheit, als du dich verbergest in des Priesters Hand unter der Gestalt des Brotes und des Weines. O Herr Jesu Christe! ich bitte dich, dass du mich verbergest in deine hl. fünf Wunden, und mich abwaschest durch deine hl. Länge und mit deinem hl. rosenfarben Blut, die hl. Dreifaltigkeit sei mein Schild und Schirm für alle meine Feinde, sie sein sichtbar oder unsichtbar. Im Namen u. s. w. Amen. Gott der Va † ter ist mein Mittler, Gott der So † hn ist mein Vorgeher, und Gott der

hl. Ge † ist ist mein Beistand, und welcher dann stärker ist, als diese drei Mann, und die Länge Jesu Chr., solcher komme und greife mich an. Das helfe mir Gott der V. u. s. w. Amen.

Und auf meinem Herrn Jesum Chr., meinen lieben Seligmacher steuere ich mich christlicher Mensch, der beschütze und führe mich in das Leben. Amen. Jesus, Maria, Joseph. Zu Gott unser lieben Frau, habe ich christlicher Mensch meine Hoffnung und Vertrauen. Wann mein Gott will, so ist mein Ziel, darauf christl. Mensch mit dieser Länge Jesu Chr. allezeit darinnen hoffe, trauend und sterben will ich in alle Ewigkeit zur ewigen Seligkeit. Amen. Jesus, M. u. J. Amen. Bete alle Sonntag 5 V. u., 5 A. M. u. einen Gl. zu Ehren der hl. 5 Wunden Jesu Chr. Amen.

Christus † vincit, Christus † regnat † imperat. Pax Domini nostri Jesu Christi, Virtus sacratissimi Passionis ejus, Signum S. † Integritas B. V. M. Benedictio Sanctorum Electorum Titulus Salvatoris nostri in Cruce J. N. R. J.

Seid mir friedlich wider alle meine Feinde, sie seien sichtig oder unsichtig, dafür behüte mich Christus, der den Tod am Kreuze nahm. Die hl. Länge Chr. behüte mich, bis er mich nehme nach diesem Leben zu sich.

Im Namen u. s. w. Amen.

(Bei diesem Segen ist es von besonderer Wichtigkeit, zu bedenken, dass das Messen (Abmessen des Körpers mit einem Faden nach Länge und Breite) kranker Personen ein uralter Brauch ist; nur so wird dieser wunderliche Segen verständlich. Vgl. Grimm, Myth. 974—75 u. Nachtr.)

4. Traum

der allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria von dem bittern Leiden und Sterben Jesu Christi. Ein Bild: Maria mit dem Kinde. Gedruckt zu Maria Einsiedel 1750; in Krummau und a. a. O. aufbewahrt.

Jesus Christus, der Sohn Gottes und die allerreinste Jungfrau Maria.

Da die Jungfrau Maria in ihrem Kämmerlein eingeschlafen, und wiederum erwachte, sagte der Sohn Gottes zu ihr: meine allerliebste Mutter! du hast geruhet? Mein lieber Sohn, antwortete sie ihm: ich habe geschlummert und habe einen wunderlichen Traum von dir gehabt; denn es träumte mir, dass ich dich gefangen im Garten gesehen, mit Stricken gebunden, vor den Richter Kaiphas geführt, vom Kaiphas zu Pilato und Herodes, wie sie dich in dein allerheiligstes Angesicht geschlagen, dein heiliges Haupt mit Dörnern gekrönt, aus dem Richthause haben sie dich geführt, und an das Kreuz geheftet, dann mit dem Kreuze erhöhet, so, dass ich dich nicht erreichen konnte, deine heilige Seite ist mit dem Speer eröffnet worden, aus welcher Blut und Wasser geflossen ist, und auf mich unter dem Kreuze Stehenden herab getropfet ist. Nachdem haben sie dich so unbarmherzig gekrönter und zerfleischter auf meine Schooss geleget, so, dass kein Wunder gewesen wäre, wenn für Schmerz mein Herz zersprungen wäre. Jesus antwortete: Meine allerliebste Mutter, diess war ein wahrhafter Traum, der dir geträumt hat, und wer diesen Traum öfters betrachtet, und gut überlegt, dabei ein ehrbares und sündenfreyes Leben führet, von allem Übel werde befreyet werden, und kann hoffen, dass er ohne Empfangung des heiligen Sakraments des Altars von dieser Welt nicht abscheiden werde, ich aber sammt dir liebste Mutter nach dem Abschiede dieses zeitlichen Lebens, seine Seele in das ewige Himmelreich aufnehmen werden.

Nun folget ein nützliches Gebeth, welches Pabst Leo seinem Bruder, dem Kaiser (Karl der Grosse!) zu bethen gerathen hat, da er wider die Feinde ins

Feld zog. Wer dieses Gebeth bethet, kann zuverlässig hoffen, dass er des gähen Todes nicht sterben, und Gott sein Eigenthum vor allen Schaden, vor Feuer und Wasser beschützen werde. In welchem Hause die Furcht Gottes und friedliche Einigkeit herrschet, Gott mit seinem erspriesslichen Segen gewiss nicht abweichen wird. Ein schwangeres Weib, wenn sie den Gebothen Gottes gemäss gelebt, auch einer glücklichen Niederkunft entgegensehen kann, und jeder wahrer Christ, der nach dem Willen Gottes lebet, vieler Gnaden in verschiedenen Anliegen sich getrösten kann, und über alle seine sicht- und unsichtbaren Feinde mit der Hülfe Gottes den Sieg erhalten werde.

Im Namen u. s. w.

Heilige Jungfrau Maria, sei mit deiner Hülfe bei mir. Jesus Christus bewahre mich vor allen bösen und widerwartigen. Das † Kreuz Christi seie mein Schutz in allen Zufällen. Das † Kreuz Christi helfe mir. Das † Kreuz Christi überwinde alle meine Feinde. Dazu helfe mir Gott der Va † ter, Gott der So † hn und Gott der hl. Ge † ist, Aller einziger Hausvater von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

O Jesu! erbarme dich über uns Sünder. Christe mache mich gesund, und befreye mich von aller Sünde, und allem Uebel; beschirme mich von aller Sünde, und allem Uebel: beschirme mich in allem meinem Thun und Lassen von allen Feinden. Christe seye mit mir, seye mein gnädiger und mächtiger Beschützer und Beschirmer. Ich will mich mit dem hl. Kreuze segnen, wenn ich aufstehe und auch dann, wenn ich mich zur Ruhe niederlege. Durch die heiligen Wörter: Jesus Messias Emmanuel. O h. Kreuz Christus hast überwunden, Christus überwunden, Christus ist aus dem Grabe auferstanden: bewahre mich von allem Übel, vor allen Todsünden, Mutter Gottes! Kreuz Christi beschirme mich vor dem bösen Feinde, hl. Johannes der Täufer, der du den Sohn Gottes im Flusse Jordan getaufet hast, bewahre meinen sündhaften Leib vom Feuer und Schwert, wie auch von teuflischer List: also, damit ich die Feinde der Erbschaft Gottes überwinden möge. Dazu helfe mir Gott und alle Heiligen Gottes, Amen.

Sehet das † Kreuz des Herrn, weichet alle ihr meine Feinde! Denn der Löwe aus dem Geschlechte Davids hat überwunden, Alleluja Amen.

Jesus von Nazareth ein König der Juden, diese glorreiche Auferstehung seye mit mir, und bewahre mich diesen Tag vor aller Todsünde, auch von allem Uebel, so der Seele als auch dem Leibe schädlich seyn könnte, Amen.

Eine andere Fassung dieses Traumes Mariae

lässt Maria zu Bethlehem auf dem Berge einschlafen und träumen. Das übrige zeigt wenig Abweichung von dem frühern Traume. Bezüglich der Herkunft heisst es aber: Dieser Brief ist gefunden worden im Brittanerland, welchen der Herr Christus in ein Kloster gesendet hat. In einer dritten Fassung dieses Traumes ist bezüglich der Herkunft wieder bemerkt: Folget ein Gebet, welches der Pabst Leo seinem Bruder Karolo wider seine Feinde geschickt hat.

Es ist gelungen, dass Kaiser Karl der Grosse auch in dieser Zeit noch und zu solchem Zwecke seinen Namen hergeben muss. Vgl. Strickers Karl 155. Auch in diesem Traume zeigt sich der Einfluss P. Cochems, der durch sein Volksbuch „Das grosse Leben und Leiden Jesu und Mariae“ auf das ganze Volksleben einen so bemerkenswerten Einfluss ausübte. Vgl. Das Passionsspiel des Böhmerwaldes, vom Verfasser im 30. Jahrg. der Mitteil. des Vereins für die Gesch. der Deutschen in Böhmen herausgegeben und darnach besonders abgedruckt, Prag 1892 und Das grosse Leben selbst (Münchner Ausg. von 1741) II. Teil 96. Kap.

Häufig wird in Segen Christus in persönlichem Verkehr mit Maria vorgeführt, vgl. Grimm, Myth. Anh. XL (Eingang einer Beschwörung). XLV.

Träume spielten im Aberglauben des Volkes von altersher eine grosse Rolle, es dürfte daher auch mit diesem Traume noch ein solcher Zusammenhang bestehen. Vgl. Gr. Myth. 958 f.

5. Die sieben Schlossgebete,

darin sich eine gottesfürchtige Seele sicher verschliessen kann.

Das Titelblatt zeigt sieben Schlösser, gedruckt zu M. Einsiedeln ohne Jahrzahl; aufbewahrt in Krummau und a. a. O. Es lag ein grosser Sünder tödtlich krank, zu dem kam täglich ein frommer Mensch und betete mit ihm die sieben Schloss; als er nun sterben sollte, sah ein Einsiedler viele Teufel vorüberfahren, welche sagten, sie fahren hin, eine Seele, so ihr wäre, zu holen; und als sie ohne die Seele wiederkamen und befragt wurden, wo sie dieselbe hätten, antworteten solche ganz erzürnt: sie liegt mit sieben Schlössern verschlossen, eins allein wäre genug gewesen.

Aus dem Gebetbuche „der grosse Baumgarten“ genannt, gezogen, so von dem ehrnwürdigen P. Martin Kochem Kapuzinerordens, ist beschrieben worden.

Das erste Schloss.

Allmächtiger ewiger Gott, ich armer sündiger Mensch befehle und verschliesse nun und auf ewig meine arme sündige Seele in die Beschirmung der hochheiligen Dreifaltigkeit, und in die Kraft deiner grundlosen Barmherzigkeit. Amen.

Das zweite Schloss.

O Gott Adonai! ich armer und elender Mensch befehle und verschliesse nun ewig meine arme sündige Seele in die Kraft und Bewahrung deiner ewigen Gottheit, und in die Verdienste deiner heiligen Menschheit, Amen.

Das dritte Schloss.

O Gott Emanuel, ich armer elender und sündiger Mensch befehle und verschliesse nun ewig meine arme sündige Seele in die Verdienste deines heiligen Lebens und in die Kraft deines bittern Leidens und Sterbens, Amen.

Das vierte Schloss.

O heiliger, unsterblicher Gott! ich armer elender Mensch befehle und verschliesse nun und auf ewig meine arme sündige Seele in dein gebenedeites göttliches Herz, und in die Tiefe deiner heiligsten fünf Wunden, Amen.

Das fünfte Schloss.

O unüberwindlicher, siegreicher Gott! ich armer elender Mensch befehle und verschliesse nun und auf ewig meine arme sündige Seele in die Beschirmung des hl. Kreuzes, welches durch deine Gott- und Menschheit am heiligen Charfreitag ist geheiliget, und mit deinem kostbarlichen Blute besprengt worden ist, Amen.

Das sechste Schloss.

O erschrecklicher Gott Sabaoth! ich armer und elender Mensch verschliesse nun und auf ewig meine arme sündige Seele in die Kraft und Gnade der hl. Sakramente und in die priesterliche Consekration, welche durch die ganze Christenheit verrichtet wird, Amen.

Das siebente Schloss.

O starker und gewaltiger Gott! ich armer und elender Mensch befehle und verschliesse nun und ewig meine arme sündige Seele in die Fürbitte und Verdienste der seligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen, und in den Ablass und Gnaden, so durch die ganze Welt ausgetheilet und verdienet werden, Amen.

Die sieben Schloss, damit sie kein Feind aufmache, versiegle mit sieben Vater unser und Ave Maria, und mit nachfolgendem Schlussgebet.

Schlussgebet.

Mein allerliebster Jesu, ich versiegle und verschliesse meine arme sündige Seele mit dem blutigen Schweiss, in welchem du am Ölberg dreimal auf dein allerheiligstes Angesicht gefallen, mit dem Blutbade, in welchem du in der schmerzhaften Geisslung für todt herumgezogen worden bist: mit dem Blut, so in deiner scharfen Krönung über dein Haupt geflossen, mit dem Blutschweiss, so du in der Kreuzigung vergossen, durch den letzten Todesschweiss, Wasser und Blut, so zu Ehren deines Lebens aus allen deinen Gliedern geflossen, durch all dein allerheiligstes vergossenes Blut nehme auf meine Seele in deinen Schoss. Amen.

Ein schönes Gebet zu den Wunden des Herzens Jesu mit einem Vorsatz der Besserung.

Ich vereinige mein Herz mit dem verwundeten Herzen meines Jesu. Das Herz Jesu soll mir eine Höhle sein, darin meine Seele als ein Täublein wohne, ein Felsen, der mich befestige: wo nicht ist, dass ich hinführo hasse und fliehen werde als die Sünde, weil sie missfällig ist, dir Gott und allen. Mein Herz ist bereit, Gott sei mir Sünder gnädig.

Bemerkenswert ist bei diesen Schlossgebeten, dass sie aus einem Gebetbuche des P. Martin von Cochem genommen sind, „der grosse Baumgarten“ betitelt. Hier haben wir einen neuen Beleg für dessen Volkstümlichkeit. Vgl. III, 4; ferner Cochems Sammlung kirchlicher Exorcismen.

Zu diesen Schlossgebeten ist Grimm, Myth. 983 zu vergleichen. Senkelknüpfen, Nestelknüpfen, Schlossschliessen, Binden sind alte Zaubermittel: Kuhn, Westf. S. II, 208. Vgl. damit auch die folgenden Himmelsriegel.

6. Die hl. sieben Himmelsriegel,

welche ein frommer Einsiedler von seinem hl. Schutzengel bekommen hat.

Jesu Christi: J. N. R. J. Bild: Christus am Kreuze. Maria Einsiedel 1780, aufbewahrt in Krummau. Ihr frommen und andächtigen Christen, ich bitte euch in Jesus Nahmen, ihr wollet anhören die hl. sieben Himmelsriegl, die ein frommer Einsiedler von seinem hl. Schutzengel bekommen hat, und als der fromme Einsiedler sterben wollte, so hat er die grosse Kraft und Wirkung von den hl. sieben Himmelsriegeln Ihro päpstlichen Heiligkeit Clemens XII. geoffenbaret und geweissaget und gesprochen: Derjenige Mensch, welcher die hl. sieben Himmelsriegel bei sich trägt, von diesem Menschen müssen alle bösen Geister und Teufelsgespenster abweichen, bei Tag oder Nacht, und in welchem Hause die hl. sieben Himmelsriegel gedruckter liegen, in dieses Haus wird kein Donnerwetter nicht einschlagen, auch wird dieses Haus vor gefährlichen Feuersbrünsten gesichert seyn. Auch wenn ein Weib an schwerer Geburt leidet, so nehmt ihr die sieben Himmelsriegel, und legt ihrs auf die Brust oder auf das Haupt, so wird sie getröstet und

ohne grossen Schmerz gebähren, und mit einer Leibesfrucht erfreuet werden. Die hl. sieben Himmelsriegel sind auch zu Prag bei einem Weib probiret worden, welche schon 5 todte Kinder zur Welt geboren, als sie aber zum 6. Kind schwanger war, und Mutter werden sollte, so hat ihr die Hebamme die hl. sieben Himmelsriegeln auf das Haupt gelegt und sie ist glücklich mit einem gesunden lebendigen Kinde erfreut worden.

Die hl. sieben Himmelsriegel sind auch nützlich probirt worden bei einem Mannsbild, welcher acht Jahre mit einem bösen Geiste besessen war, da nahm ein Priester aus der Gesellschaft Jesu die hl. sieben Himmelsriegel und that sie über die besessene Person bethen und legte dieselben ihm auf das Haupt, höret Wunder! Der Böse ist augenblicklich von diesem Menschen gewichen, und welcher Mensch die hl. s. H. bei sich traget, diesem will Gott drey Tage vor seinem Tode die Stunde, wann er sterben wird, offenbaren. Wenn aber jemand die hl. sieben Himmelsriegel sieben Freytage nach einander bethet, und opfert das Gebeth für seine verstorbenen Freund oder für andere arme Seelen. so kann er eine arme Seel aus dem Fegfeuer erlösen. Auch in welchem Hause die s. hl. H. aufbewahrt werden, wird keine pestilenzische ansteckende Krankheit angreifen, denn es wäre sehr nützlich, wenn ein jeder Mensch diese hl. Himmelsriegel bei sich traget, wer aber nicht lesen kann, der bethe alle Freitage 7 Vaterunser und 7 Ave Maria und einen Glauben zu Ehren des bittern Leiden und Sterbens Jesu Christi.

Im Namen u. s. w.

Gebeth der hl. 7 Himmelsriegel.

O allerheiligster Herr Jesu Christe, ich ermahne dich deiner hl. Menschwerdung, die mit Bewilligung Gott des Vaters und von dem hl. Geiste in den unbefleckten Leib der allerseligsten Jungfrau Maria bist empfangen und geboren worden. O Jesu: du hast dein hl. Blut ganz geduldig für uns Sünder und Sünderinnen vergossen, o Jesu, du hast uns durch dein bitteres Leiden und Sterben die himmlische Pforte aufgeriegelt, o Jesu! Du hast grosse Armuth und Verfolgung deiner ungerechten boshaften Feinde geduldig für uns Sünder gelitten. O Jesu! ich betracht deine schmerzliche Beurlaubung von deiner geliebtesten Mutter. O mein gekreuzigter Jesu, ich gedenke an dein demüthiges Gebet am Oehlberg, als dir vor Mattigkeit die blutigen Schweisstropfen über dein hl. Angesicht herabgeronnen sind. Ach, mein Jesu, ich betrachte, wie du bist gefangen worden, mit Stricken gebunden, vom einen Richter zu dem andern geführt, und dein allerheiligster Leib mit Geisseln geschlagen, dass das Blut über deinen hl. Leib herabgeronnen ist, hernach hat man dich mit spitzigen Dörnern auf dein hl. Haupt gedrucket, dass ein Dornspitz deine hl. Hirnschale durchstochen und abgebrochen und in deinem hl. Hirn stecken geblieben. Ach mein Jesu! ich betrachte, wie du mit einem schweren Kreuze bist beladen worden, und musstest dasselbe über den Calvarien Berg tragen, dass du eine tiefe Wunde an deiner hl. Schulter empfangen. Ach mein Jesu, ich betrachte wie du nackend bist an das hl. Kreuz genagelt worden. O Jesu, du bist 3 Stunden an dem hl. Kreuz lebendig geblieben, und hast sieben kräftige Worte gesprochen, nach diesem bist du, o mein liebster Jesu, an dem hl. Kreuz verschieden. Ach mein Jesu! mit deinem allerheiligsten, bitteren Leiden und Sterben, und mit den hl. sieben Worten will ich N. N. mein Leib und Seel zu meinem Heile auf ewig verriegeln. Amen. — Zu Riegel vergl. Gr. Myth. Anh. XXII, ferner 201. 834 f.

7. Der hl. Dreikönigszettel

oder Gebet, so zu Cölln am Rhein in der Domkirche mit goldenen Buchstaben geschrieben und aufbewahret wird. Auf eine Quartseite gedruckt; ein Bild: Anbetung der hl. 3 Könige, ohne Jahrzahl. In Krummau und a. a. O. zu finden.

Gebeth (in 3 Rubriken).

Im Namen Jesu stehe ich heute auf, uud neige mich dem Tag, in dem Namen, den ich in der hl. Tauf empfangen, der erste ist Gott Va † ter, der andere Gott So † hn, und der dritte Gott heiliger Ge † ist. [C † M † B † Heiligen 3 Könige, Caspar † Melchior † Balthasar †, bittet für uns jetzt und in der Stunde unsers Absterbens (das Eingeklammerte steht in der mittlern Rubrik unter dem Bilde für sich!)] Dieser Name behüte mein Fleisch, Blut, Seele, Leib und Leben, welches mir Je † sus, der Sohn Got † tes gegeben. Also will ich gesegnet seyn, wie der heilige Kelch und Wein, so der Priester auf dem Altar verwandelt, und wie das wahre Himmelsbrod, so Jesus seinen zwölf Jüngern hat gegeben. Ich trete über das Thür-Geschwell: Jesus † Maria † Joseph † die drey heiligen Könige, Kaspar † Melchior † Balthasar † seyen meine Weggesellen: der Himmel ist mein Hut, die Erde meine Schuh, der Stern der drey Könige führe mich auf die rechte wahre Buss-Strassen. Diese sechs hl. Personen sind meine Gefährten im Hin- und Hergehen; welche mir begegnen, die haben mich lieb und werth, dazu helfe mir Gott Vater †, der mich erschaffen, Gott Sohn †, der mich erlöset, Gott der hl. Geist, der mich gehl. hat. Je † sus, Ma † ria, Jo † seph, Ca † spar, Mel † chior, Bal † thasar, steht mir bey in allen meinem Thun und Lassen, Handel und Wandel, Gehen und Stehen, es sey auf dem Wasser oder Land, die wollen mich vor Kugel, Feuer, Wasser, und alles, was dem Leib und der Seele schädlich ist, allzeit behüten und bewahren, im Leben und Sterben, mit ihrer starken und mächtigen Gnad. Gott dem Va † ter ergeb ich mich, Gott dem So † hn empfehle ich mich, Gott dem hl. Ge † ist versenke ich mich, die H. H. Dreyfaltigkeit † sei ober mir, Je † sus, Ma † ria, Jo † seph vor mir, Caspar † Melchior † Balthasar † hinter mir, diese bewahren mich, (mein Haus und alles, was ich hab) jetzt und allzeit bis ich komm zu der ewigen Glückseligkeit. Im Namen Gott des Vaters †, Sohns †, und des hl. Geistes † Amen.

8. Wunderbrief (aus Krummau, geschrieben),

welchen Gott selbst geschrieben hat und am St. Michaelsberge hanget, und man weiss nicht, woran er hanget, welcher mit goldenen Buchstaben geschrieben ist und durch den hl. Erzengel Michael dahin gesandt wurde. Wer nun diesen Brief angreifen will, von dem wendet er sich ab oder weg, wer ihn aber abschreiben will, dem wendet er sich zu, thut sich selbst auf und lautet also: Wer am Sonntag arbeitet, der ist von Gott verlassen, und also gebiete ich euch, dass ihr am Sonntag nicht arbeiten sollet an euren Gütern, auch sonst keine Arbeit verrichten sollet, ihr sollet fleissig in die Kirche gehen und mit Andacht beten, ihr sollet euer Angesicht nicht schmücken und eure Haare nicht krausen, ihr sollet nicht vergebliche Dinge reden, sollet euern Reichthum mit den Armen theilen und glauben, dass ich Jesus Christus diesen Brief mit meiner göttlichen Hand geschrieben und von mir dahin gesandt, dass ihr nicht thut wie unverständliche Thiere. Ihr sollet in der Woche sechs Tage arbeiten, und den Sonntag sollet ihr feiern, in die Kirche gehen jung und alt und mit Andacht Gottes Wort hören. Werdet ihr dieses nicht thun, so will ich euch strafen mit Krieg, Hunger, Pestilenz

und Theuerung. Ich gebiete euch, dass ihr mein Gesetz haltet und betet für eure Sünden. Begehret nicht fremdes Gut, schwöret nicht unbescheiden bei meinem Namen, strebet nicht nach Fleischeslust und Begierden, wie auch ich nicht haben will. Niemand soll den andern tödten, auch nicht hinter'm Rücken nachreden. Erfreuet euch nicht in euren Gütern und Reichthümern und schämet euch nicht armer Leute. Ehret Vater und Mutter, gebet keine falschen Zeugen ab, so gebe ich euch Fried und Gesundheit. Wer an den Brief nicht glaubt, der ist verlassen und kann kein Glück haben, denn ich sage euch, dass ich Jesus Christus denselben mit meiner göttlichen Hand geschrieben habe. Wer an denselben nicht glaubet, der soll sterben, und seine Kinder werden auch des Todes sterben. Werdet ihr euch nicht bekehren, so sollet ihr in der Hölle ewig gepeinigt werden, und ich werde euch am jüngsten Tage fragen, und ihr werdet mir nicht antworten können wegen der grossen Sünden. Wer diesen Brief hat und nicht offenbart, der ist und wird von meinem Allmächtigen verlassen. Denselben soll einer von dem andern abschreiben lassen, und wenn einer schon so viel Sünden gethan hätte, als Sandkörnlein im Meere sind, können sie auch ihm vergeben werden. Und wer den Brief bei sich trägt und verwahret ihn unter dem rechten Arm oder der linken Seite, so überwindet er seine Feinde, sie seien, wer sie wollen, oder wenn einer seines Herrn Gunst verloren hat, der nehme diesen Brief zu sich, so bekommt er des Herrn Gunst und Huld wieder. Wer den Brief im Hause oder bei sich trägt, dem mag kein Donnerwetter schaden und soll vor Feuer- und Wassernoth behütet werden. Welch schwangere Frau denselben bei sich trägt, die kann eine fröhliche Geburt auf die Welt bringen. So einer um etwas bittet, wird es ihm gewährt werden, was er in seinem Anliegen begehrt.

Ich war Jesus Christus, der ich diesen Brief geschrieben habe. Amen.

Ich könnte nun diesen Segen noch viele ähnliche kirchliche Segen verschiedenen Inhalts beifügen, allein die grössere Zahl derselben zählt nicht mehr zum Aber- und Überglauben, da sich bei ihnen die wunderbare Wirkung nicht mehr an bestimmte Formeln, Charaktere und Zeichen knüpft, sondern man wird bei den letztern Segen vor verschiedenen Übeln meist nur durch Gebet und werkthätige Mithilfe bewahrt. Für die früheren Segen ist es bezeichnend, dass die wunderbare Hilfe schon durch den Besitz derselben zu erlangen ist, bei den letzteren Segen werden Gott Vater, Sohn und hl. Geist, Maria, die zwölf Apostel, besondere Heilige u. s. w. angerufen, damit sie das Haus und seine Bewohner vor jeglichem Übel bewahren. Inhaltlich haben auch diese zuweilen noch manches von den älteren Segen in sich, so liest man auch darin von Zauberei, Teufelsanstellungen, Feuer-, Wasser-, Gewitterschaden, oder die drei Nägel des Heilands werden zur Sperre des Hauses gemacht u. s. w.; allein die Bewahrung wird nur durch das gläubige Gemüt vom Himmel erbeten, ist also wahrhaft religiös. In der Neuzeit sind aber auch diese Art von Haussegen schon vielfach abgekommen, und man findet in vielen Häusern des Böhmerwaldes nur noch kürzere Sprüche religiösen Inhalts, die keinen nennenswerten Zusammenhang mehr mit den alten Segensformeln aufweisen.

Der Tod in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven.

Vorwiegend nach eigenen Ermittlungen.

Von **Friedrich S. Krauss.**

Zweiter Abschnitt.

Von den Vorzeichen.

(Tod verursachen. — Träume. — Tierwelt. — Brautnacht. — Mond. — Glas. — Haar. — Handflecke. — Besen. — Der Tote. — Nebel und Gewitter. — Das Haus. — Schatten. — Fettaugen. — Rauch. — Salz und Sauerteig. — Nachsterben.)

(Vergl. Zeitschr. I, 148—163.)

Als im Jahre 1657 oder 1658 die bosnisch-herzogländischen Zaime und Timarbegen mit ihren Fähnlein oder Rotten unter Džanüm-Buljukbaschas Oberführung nach Siebenbürgen zur Niederwerfung Rákoczys auszogen, hub der Obristbannerträger ein gar kläglich Lied zu singen an von der hochbetagten Mutter, der liebsten Schwester und der getreuen Ehefrau, so alle daheim auf der Warte verblieben, während er dort weit in fremdem Lande sich wieder beweiben werde

crnom zemljom i zelenom travom!
mit schwarzem Erdreich und mit grünem Rasen!

Das war Herrn Džanüm nicht lieb zu hören; denn Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Truppen. Er versetzte seinem weibischen Bannerträger eine riesige Maulschelle, entriss ihm die Standarte und sang selber ein Lied — Guslaren haben es uns überliefert. Er sang von der trostlosen Armut daheim und von der reichen Beute und dem grossen Raube, der dem Helden in Siebenbürgen sicher sei, und schliesslich, was läge am Leben? denn:

svakako nam valja umrijeti!
wir müssen jedenfalls doch einmal sterben!

So spricht ein „Held“ oder Räuber — die Begriffe decken sich in diesem Falle so ziemlich — aber nicht der Ackerbau und Viehzucht betreibende Bauer. In der Tiefe seines Glaubens ist er völlig überzeugt, dass niemand sterben müsste, wenn er keine Feinde hätte, die ihm den Tod auf den Hals hetzen. Der Bauer ist zwar Fatalist, doch nur in äusserster Not, wenn es kein Entrinnen mehr giebt. Die Notwendigkeit der letzten Auflösung versteht er nicht. Am Tode ist immer jemand anderer Schuld, ein Geist, ein Zauber, ein Mensch oder ein Tier. So wie man durch sympathetischen Zauber Liebe sich erzwingen kann, so vermag man durch völlig ähnliches Verfahren unter Anwendung anderer Mittel den Feind zu töten. Es giebt eine Unzahl solcher Mittel, aber es wird hier genügen, eines anzuführen. Man schreibt den Namen des Mannes,

den man aus der Welt schaffen will, auf ein Stück Seife und wirft die Seife in ein offenes Wasser oder vergräbt sie in die Erde, worauf der Mann (zadadeni) erkrankt und sich auflöst (topi se = er schmilzt hin), gleichwie sich die Seife auflöst. Wenn die Seife irgendwo vom Fluss aufs Trockene ausgeworfen wird und eintrocknet, so trocknet auch der „Zadadeni“ ein, bis er stirbt. Wer ein solches Seifenstück zufällig findet (zadaden sapun) — man erkennt es daran, dass es mit Nadeln bespickt ist — hebt es auf und gebraucht es als Heilmittel für einen „Zadadenik“. Zu diesem Zwecke schabt man etwas von der Seife ab, löst das Geschabte in Wasser auf und giebt es dem Unglücklichen zu trinken. Davon reinigt er sich (sjurdisva) und muss wieder gesund werden (Bulgarien).

Ob jemand damit sich abgiebt, einem den Tod zu verursachen, erfährt man entweder durch Kräfteabnahme und eintretende Leibschwäche, oder man wird davon sinnbildlich im Traume verständigt, oder ein naher Blutverwandter oder ein inniger Freund bekommt ein bezügliches Traumgesicht. Wohl sagt ein täglich gebrauchtes Sprichwort: „san je klapnja (tlapnja) a Bog je istina“ (Der Traum ist eine Phantasterei, doch Gott [allein] ist die Wahrheit), aber der Glaube an die Vorbedeutung der Träume wird dadurch nicht erschüttert. Nur von sehr bösen Träumen gilt jenes Sprichwort. Mir erzählte eine serbische Bäuerin, sie hätte geträumt, der Dieb ihrer Halsmünzenschnur sei einer ihrer Nachbarn gewesen. Er habe zwar vor den Dorfgenossen den „furchtbaren Eid“ auf seine Unschuld abgelegt, doch habe er gewiss falsch geschworen: denn nicht bloss ihr Traum, sondern auch ihre Ahnungen (slutnje) hätten ganz bestimmt jenen Mann als den Dieb bezeichnet. **Slutnje** sind sowohl Ahnungen im allgemeinen Sinne des Wortes, als auch (böse) Vorbedeutungen und Anzeichen und nebenher Begleiter der Träume. Die guten Träume erzählt man nicht, nur die schlechten, beängstigenden, damit sie einem von traumkundigen Frauen oder Männern richtig ausgelegt werden. Über Träume habe ich den Stoff für eine Abhandlung, namentlich mit Hinblick auf die schlimmen Traumgesichte, die einem Verderben weissagen. Hier dürfte die Anführung jener kurzen Träume genügen, von denen jedermann weiss, was sie besagen.

Menschliche Körperteile und Gewandstücke deuten Blutverwandte oder Hausgenossen an. Träumst du z. B., dass dir die **Zähne** ausfallen, so wird jemand aus deiner Verwandtschaft bald sterben (Kroatien, Serbien, Bulgarien). Das ist übrigens ein internationaler Glaube, den uns schon **Artemidoros** der Daldier in seiner ‚Symbolik der Träume‘ (deutsch von **Krauss**, Wien 1881) im I. Bd. Cap. 66 und II. Bd. Cap. 67 in seiner Weise gründlich erörtert hat. Er bemerkt auf S. 39: ‚Der Zahn zeigt den Verlust eines Menschen an, dessen Symbol er ist‘. — Träumst du von Leibwäsche, so stirbt jemand aus deiner Sippschaft oder deinem Gesinde (Steiermark, Kroatien, Slavonien). — Wenn man im Traume einen nackten

Menschen schaut, giebt es einen Todesfall im Hause (allgemein). Tertium comparationis: einen Verstorbenen entkleidet man gänzlich, um ihn zu waschen oder baden. — Träumt man von heiraten, so stirbt man selber (allgemein). Tert. comp.: Bei einer Hochzeit wie bei einer Leichenfeier grosses Gepränge, Priestersegen und Schmaus für Gäste. — Wenn ein Weib träumt, sie bemühe sich einen Webstuhl aufzustellen, so stirbt jemand im selben Hause (allgemein). Tert. comp.: Aufstellung der Leichenbahre. — Träumt einem von einem Toten, so bedeutet dies, dass man einen schweren Schaden erleiden oder dass ein Unglücksfall eintreten werde (Krain, Kärnten, Kroatien, Serbien). So man aber vom Tode selbst träumt, so lebt man noch lange. Desgleichen ist jenem ein langes Leben beschieden, den man totsagt (Krain, Küstenland, Herzogland).

In einem gewissen Sinne darf man einige Tiere als die Boten des Todes bezeichnen. Sie sind unter Umständen sogar nur Verwandlungen böser Geister, die dem Menschen Unheil bringen oder verkünden. Tieren ist eine feinere Fühlung als dem Menschen beschert und sie besitzen sehr häufig bei bestimmten Gelegenheiten die Gabe des zweiten Gesichtes oder der Geistersichtigkeit, die selten einem gewöhnlichen Menschenkinde eigen ist. Schon durch ihr blosses, auffälliges Gehaben verraten deshalb manche Tiere drohendes Verderben. In solchen Fällen deutet und versteht jeder Bauer die Rätsel der Tiersprache.

Im schwarzen oder richtiger im dunklen Schmetterling glaubt man einen Boten des Todes erblicken zu müssen. Wer z. B. im Frühjahr zuerst einen schwarzfarbigen Schmetterling (černego metulja) erschaut, der lebt das Jahr nicht aus (Murinsel). Man muss sich merken, dass Hexen, Maren und andere ihnen ähnliche Unholde in Schmetterlinggestalt den Menschen heimzusuchen pflegen. Man lese darüber in meinem Volkglauben der Südslaven auf S. 112 nach.

Das geistersichtigste Tier ist der treue Freund des Menschen, der Haushund. Heulen die Haushunde vor dem Hause, so stirbt bald der Hausvorstand (Slavonien). Wenn der Haushund nachts winselnd heult, so stirbt bald darauf jemand im Hause (Krain, Dalmatien, Montenegro, Bosnien, Serbien). Dagegen glaubt man in Bulgarien: wenn in einem Hause der Hund wie ein Wolf zu heulen anfängt, so muss im selben Hause oder in der Nachbarschaft jemand sterben. Wer den Hund zuerst heulen hört, muss ihm fluchen, damit das Unheil zu seinem Kopfe ausgehe: „Heul' nur, heul'! sollst dir den Kopf ausheulen! ja wohl!" Auch durch sein Gehaben kann der Hund den Tod ansagen. Wenn z. B. ein Hund mit den Hinterfüssen die Erde aus dem Hofe hinausscharrt, so glaubt man, jemand von den Hausleuten oder der Hund selber werde hinausgescharrt (će šte se zarovi) und begraben werden, d. i. sterben (Bulgarien). Es giebt zwar ein Ersatzopfer für den gefährdeten Menschen,

doch davon soll ein andermal die Rede sein, um nicht hier zu weit von unserem Gegenstande abzuirren.

Auffällig ist, dass die Katze kein Todesbote ist, die Sau dagegen wenigstens in einem Falle. Wirft nämlich in einem Gehöfte die Zuchtsau lauter Weibchenferkel (prasičice skoti) so wird die Hausvorsteherin sterben, wirft aber die Sau lauter Männchenferkel, so geht bald hernach der Hausvorstand mit Tode ab (Kroatien). Eine Sau, die ihre Ferkel auffrisst, wird abgestochen; doch als ein Unglück betrachtet man sie nicht.

Das Pferd war einst bei den germanischen und vielleicht auch bei den slavischen Völkern im gleichen Masse ein den Geistern geheiligtes Tier. Spuren davon haben sich bis in die Gegenwart erhalten. Wenn im bosnischen Savelande die Pferde heimkehren, die den Toten zum Friedhof gefahren, giebt man Acht, ob sie das Maul zum Gähnen aufsperren werden, denn man sagt: „gähnt das Pferd, so wird bald einer aus der Verwandtschaft des eben Bestatteten sterben." Ein Bauer gab mir folgende fragwürdige Erklärung für diesen Glauben: „das Pferd reisst den Rachen auf, als wollte es eine Seele verschlingen." Wohl hängt mit diesem Glauben der Brauch in Verbindung, dass man den Rossen, die den Toten hinausgeschafft, etwas Kleien und Salz reicht, angeblich, damit sie es den Leuten verzeihen, dass man sie zur Hinausbeförderung eines Toten verwendet hat (da biva alale, što su mrtvog vukli).

Maulwurf, Kröte und Schlange sind unmittelbar verhasste Tiere, und darum ist ihre Beziehung zum Tode leicht begreiflich. Wühlt ein Maulwurf an der Hauswand oder gar unter der Hausschwelle, so wird ein Mitglied des Hauses sterben. Ebenso stirbt bald jemand aus dem Hause, wenn eine Kröte ums Haus herumhüpft (Slavonien, Kroatien, Bosnien). Wenn einer den Weingarten behauend eine Schlange ausgräbt, so muss ihm jemand aus seiner Verwandtschaft sterben (Kroatien). Falls in einem Hause oder Baume eine zweiköpfige Schlange (stupan) haust, so muss man sie in Frieden lassen; denn derjenige bezahlt es mit seinem Leben, der sie erschlägt. Wenn aber ein solcher Stupan stirbt (umsteht, verreckt) so fälle man den Baum oder reisse das Haus ein (Bulgarien).

Wolf und Hase bedeuten äusserst schlimmen Angang, letzterer allein jedoch in dem Falle einen Todesfall, wenn er im Dorfe vor einem Hause vorüberläuft. Wer ihn zuerst erblickt, der muss vor Ablauf des Jahres das Zeitliche segnen (Bosnien).

Von den Hausvögeln sind vorzüglich Todboten Hahn und Henne, und unter den wilden Vögeln der Rabe, die Krähe, der Kuckuck und das Geschlecht der Nachteulen. Zumal der Hahn ist geistersichtig. Wenn die Seele den Leib verlässt, so hält sie sich noch eine geraume Frist in der Nähe ihrer alten Behausung auf und solange ist auch nicht alles Leben aus dem Verstorbenen entwichen. Um Mitternacht schauert der Tote zusammen. Aber man sagt auch, wenn der Hahn um halb zwölf nachts

kräht, so fährt ein Schütteln durch den Leib des Toten. Kräht der Hahn noch vor Abend, so stirbt bald jemand im selben Hause (Istrien. Kroatien). Fliegt der Hahn unters Fenster, um zu krähen, so wird jemand im selben Hause sterben (Kroatien, Sirmien). Kräht der Haushahn auf einem der steinernen oder hölzernen Grundpfeiler, auf denen das Haus ruht (na pocèku), so wird es im selben Hause bald einen Toten geben (Krain, Kroatien, Slavonien, Serbien).

Nicht minder ahnungreich ist die Henne, besonders die ganz weisse oder schwarze. Fängt in einem Gehöft eine weisse Henne wie ein Hahn an zu krähen, so stirbt jemand im selben Hause. Eine solche Henne muss man sogleich abschlachten, ihr Fleisch aber darf man nicht essen, weil es furchtbar (wie Gift) schädlich ist, sagt das Bauernvolk in Kroatien. In Steiermark und Istrien hält man dagegen die schwarze Henne für eine Unglückverkünderin, selbst wenn sie nur ungewöhnlich gackert, doch kann ihr Gegacker auch auf das Nachbarhaus bezogen werden. Wenn eine Henne zu krähen anfängt, glaubt man in Bosnien, dies prophezeie dem Hause ein grosses Sterben (velikom pomoru onoj kući sluti). In Südbulgarien glaubt man, das Krähen einer Henne bedeute nur den Tod einer einzigen Person des Hauses; oder, wenn eine Henne wie ein Hahn zu krähen anfängt, so gereicht dies dem betreffenden Hause nicht zum Vorteil: entweder verarmt es oder es stirbt jemand aus dem Hause. Um diesem Unheil vorzubeugen, empfiehlt man als Gegenmittel, eine derartige Henne zu verkaufen oder einem Kloster als Geschenk darzubringen (Bulgarien). Allgemein gilt im Volke als ein Vorzeichen für einen bevorstehenden Todfall zu frühes Gackern der Hennen im Morgengrauen.

Der Galgenvogel Rabe wird allgemein als schlimmer Todesbote angesehen. Krächzt z. B. ein Rabe (kavran, gavran, garvan, crna ptica) bei jemandes Gehöfte oder gar auf dem Hausfirst, so giebt es in der Nähe bald einen Toten.

Fangen gegen Abend die Krähen (garagaški) zu krächzen an, so wird ehestens eine Krankheit oder ein grosses Sterben eintreten (Bulgarien).

Wenn ein Kuckuck über dem Hause Kuckuck ruft, stirbt jemand. Der Volksglauben aller slavischen Völker hat diesen Vogel mit geheimnisvollem Ursprung ausgestattet. Es mögen hier kurz drei südslavische Sagen angemerkt werden:

Eine serbische Sage erzählt, der Kuckuck (kukavica, weibl.) sei ein Weib gewesen, dem der einzige Bruder gestorben. Sie habe so masslos geklagt und gejammert (kuku lele = wehe geschrieen!), bis sie sich in einen Kuckuck verwandelte. Nach einer anderen Fassung soll sie vom Bruder im Grabe verflucht worden sein, weil ihm ihr ewiges Jammerklagen lästig gefallen (den Frieden im Grabe gestört); andere wieder meinen, Gott habe sie verdammt und in einen Kuckuck verwandelt, weil sie den Bruder unablässig beweinte, den Gott zu sich genommen. Dadurch

hätte sie sich gegen Gottes Ratschluss aufgelehnt. Hört zufällig eine Serbin, der ein Bruder gestorben, einen Kuckuck rufen, so fängt sie auch an leidvoll zu kucken.

Diesen Glauben muss man sich vor Augen halten, um es zu verstehen, warum vielfach in Serbien auf das grosse Grabkreuz zu Häupten eines Toten, der Schwestern zurückgelassen, ein Kuckuck aus Holz geschnitzt gesetzt zu werden pflegt.

In Bulgarien glauben die Bäuerinnen, der Kuckuck (gugúčka oder gugútka) sei ein Frauenzimmer gewesen, das einen einzigen Sohn gehabt, der Gúgo (Georg) geheissen und früh verstorben sei. Ihr Gram und Kummer um ihn war grenzenlos, und vor gewaltigem Leid ging sie morgens und abends aufs Grab und weinte und klagte. Ihres endlosen Gejammers wurde Gott überdrüssig und eines Morgens kam Gott hin zu ihr und fragte sie: „Was plärrst du da und kuckst da, du närrisches Weibchen, immer und ohne Unterlass auf dem Grabe?“ — „So lang ich lebe, guter Alter, werd' ich weinen und nie verstummen! O Gúgo, Gúgo, Gúgo, o du mein liebstes Kind!“ Und da segnete Gott das Weib: „Sollst gesegnet sein und dich in einen Kuckuck verwandeln und von nun an bis in alle Ewigkeit kucken!“ Im selben Augenblicke verwandelte sie sich in einen Kuckuck und flog davon, um zu kucken und zu klagen, und mit jedem neuen Frühling erschallt ihre Klage um den Sohn von neuem. Sie klagt ‚kúrror!' und ihre Flügel schlagen dazu: ‚šlak, šlak, šlak!'

Es ist üblich, dem ersten Kuckuck, den man im Frühjahre zu hören bekommt (zu sehen ist dieser scheue Vogel selten) die Rufe nachzuzählen. So vielmal als er Kuckuk ruft, so viele Jahre hat der Zähler noch zu leben. Dagegen gilt es, besonders unter den Altgläubigen in Bosnien, als eine frevelhafte Versündigung, einem Kuckuck den Ruf nachzuäffen, oder vollends gar den Vogel zu töten, weil man glaubt, dem betreffenden Spötter oder Töter werde sogleich der Vater oder die Mutter sterben.

Zur Begründung dieses Glaubens ist folgende Sage im Umlauf: Der Kuckuck (beschönigend nennt man ihn meist pjevačica, d. i. die Sängerin) war „Kaiser“ Lazarus' Schwester. Nachdem der Kaiser zu Leitengeben (so heisst Kosovo polje zu deutsch, nicht aber ‚Amselfeld') sein Leben verloren, weinte und kuckte (kukala) seine Schwester ohne Aufhören. Am Fest der hl. drei Könige (bogojavljenje, d. i. Tag der Gotterscheinung oder Gottmeldung) wurde sie von Gott verflucht mit den Worten: „Du sollst in alle Ewigkeit vom Lazarsamstag an (Lazarova subota, d. i. der Samstag vor dem Palmsonntag) bis zum St. Petrustag (den 29. Juni) nur ‚Kuckuck!' rufen!“ So geschah es und geschieht es noch alleweil. Verspotten aber Kinder den Kuckuckvogel, so flucht der Vogel den Spöttern:

Kukala ti majka do Petrova danka
ot Petrova danka i otac i majka!

Die Mutter soll dir kucken bis zum Petertage,
vom Petertag jedoch der Vater und die Mutter!

Nachtvögel aus dem Eulengeschlechte (ćuk, sova, sovuljaga, huja, unjaća, jejina, buba) zeigen durch ihre unheimlichen Rufe in der Nähe menschlicher Behausungen immer Todfälle an. Allgemein glaubt man: setzt sich ein Uhu auf ein Haus und lässt seinen Ruf ertönen, so stirbt jemand von den Bewohnern, ausser jemand ladet augenblicklich sein Gewehr mit Eisennägeln, die in der Kirche während des Hochamtes unter dem Altarkissen gelegen, und schiesst den Uhu herab. Wenn eine Schleiereule in der Nähe des Hauses ‚uhu' schreit, so sagen die Bošnjaken, dass noch im selben Jahre der Hausvorstand oder die Hausvorsteherin mit dem Tode abgehen müssen.

Wie der Vogel, so ist auch sein Name jejina (Nachteule) verpönt auszusprechen; man sagt lieber zur Vermeidung eines bösen Vorzeichens velika buba oder velika baja (die grosse buba, d. i. strix bubo, oder die grosse Zauberin). Entschlüpft einem unwillkürlich in Gegenwart von Kindern das Wort jejina, so zieht man piepsend die anwesenden Kinder bei den Ohren, damit jede mögliche Beschreiung rückgängig gemacht werde (Bosnien).

In Kroatien glaubt der Bauer, die Smrt lasse sich durch jenen Vogel anmelden, der aufs Dach geflogen kommt und den Ruf ausstösst: spiš, spiš, spiš! (du schläfst). In jenem Hause müsse es bald einen Toten geben. Welcher Vogel damit gemeint ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Bei wichtigen, für den Einzelnen tief in das Leben einschneidenden Veränderungen, z. B. bei Eheschliessungen, beim Wechsel des Wohnortes, bei dem Bezug eines neugebauten, noch nicht bewohnten Hauses, beim Antritt grosser Reisen, entwickelt sich von selber unter dem Eindruck des grossen Ereignisses der Hang und der Drang, in manchen untergeordneten Umständen bedeutsame Vorzeichen für die zukünftige Gestaltung des Lebens und auch für das Lebensende zu entdecken. Um nur ein Beispiel anzuführen: Wer von den Brautleuten in der Brautnacht zuerst einschläft, stirbt auch früher (aus Pleternica in Slavonien). Mehr von derart Glauben mag man in meinem Buche Sitte und Brauch der Südslaven (Wien 1885) nachlesen. Im übrigen ist das ganze Leben des Bauern mit lauter solchen Weisheiten durchspickt. Wo er geht und wo er steht, immer heisst es, auf der Hut sein, um sich nicht den Tod aufzuladen. Von der Bedeutung der Gestirne habe ich in meiner Studie ‚Sreća, Glück und Schicksal im Volkglauben der Südslaven' und in dem Buche ‚Volkglauben' genug gehandelt. Hier wäre noch in Bezug auf den Tod nachzutragen: Wer vor dem Neumonde eine Verbeugung macht, der stirbt im selben Monate gewiss nicht (Slavonien, Bosnien).

Die Wohnstätten dienen nicht bloss Menschen sondern zuweilen auch Geistern zum Aufenthalt. Je älter ein Haus, ein Wirtschaftgebäude, ein

Einkehrwirtshaus oder gar eine Mühle ist, desto eher gehen darin böse Geister um (žineasva). Sind die Bewohner eines Hauses ausgestorben, so nehmen in der Regel vom verlassenen Heim Geister Besitz (allgemeiner Glaube). In einem solchen Hause verstirbt sehr leicht jemand, der unbedacht oder unklug genug ist, darin zu übernachten (Bulgarien). Wenn in einem Hause ein Balken, ein Thürstock oder ein Einrichtunggegenstand von selber knarrt, so ist dies ein Zeichen, dass im selben Hause ein Mensch sterben werde (Bulgarien). Wenn ein Hausbalken oder Pfosten springt, so bedeutet dies den Tod eines der Hausleute. Man denke dabei an das Sprichwort: ‚Die Söhne sind des Hauses Stützgebälke.' Wenn zwei Wandnägel im Zimmer von selber aus der Wand herrausspringen, so ist dies ein Zeichen, dass in dem Hause bald jemand sterben wird. Geschenke haben Bezug auf den Geber. Mit jedem Stück, so man aus Liebe verschenkt, giebt man einen Teil seines Ichs weg. Springt von selber ein Trinkglas oder ein Spiegel, den man von jemand zum Geschenk erhalten hat, so deutet dies den Tod des Spenders an (Slavonien).

Im allgemeinen beruht die Erkennung von Vorzeichen auf demselben Grunde, auf dem die Kunst der Traumdeutung fusst. Es ist z. B. nicht gut, wenn ein Frauenzimmer beim Haarflechten einen Zopf nicht zu Ende flicht, weil sonst im selben Jahre jemand aus ihrem Hause sterben muss (Bosnien, Herzogland, Serbien). Aufgelöstes Haar ist ein Trauerzeichen. Auf der Handfläche oder auf dem Daumen auftretende gelbe Flecken nennt der Bošnjak mrtva knâ (Totenfärbung). Man sagt: zeigen sich die Flecken auf der rechten Seite, so wird dem damit Gekennzeichneten ein Hausgenosse sterben, wenn aber mehr auf der linken, so stirbt ihm ein Freund im Dorfe. In Bulgarien glaubt man wieder: bekommt einer auf der Hand gelbe Flecken, so bedeutet dies, es werde ihm jemand mit dem Tode abgehen; gewahrt man zuerst solche Flecken, wenn man gerade im Hause weilt, so wird einer von den Hausleuten sterben; gewahrt man sie im Gehöfte stehend, so stirbt einer von den Arbeitern; ist man zur Zeit aber auf der Strasse, so stirbt ein Nachbar. — Es ist nicht gut, dass man einen Menschen oder ein Tier mit dem Besen haue: denn die Angehörigen oder das Vieh des Dreinhauenden werden vom HERRN weggekehrt, d. i. dem Tode überliefert (Bulgarien). Dieser Glaube hat mit jenem vom Besen als Hexenross nichts gemein.

Da alles und jedes in der Natur, nach dem Volksglauben, durchgeistert ist, so liegt es nahe, dass man auch z. B. in Gewitterbildungen Anzeichen des Todes erblickt. Wenn am Tage der Verklärung St. Pauli (preobraženje sv. Pavla) dichter Nebel die Berge bedeckt, so werden im selben Jahre mehr Herrenleute als Bauern sterben, lagert sich aber der Nebel über den Ebenen, so sterben mehr vom gemeinen Volke. Im krainischen Küstenlande glaubt man, wenn ein Gewitter lange anhält, es sei jemand ertrunken. Über den Ursprung der Gewittergeister lässt uns

der Volkglaube nicht im Unklaren. In den windischen Gegenden, in Istrien, im Dalmatinischen und in Kroatien, wo deutscher und italienischer Hexenglaube sich eingelebt, macht man die Hexen, den Ortspfarrer oder die Vilen häufig verantwortlich, wenn sich böse Stürme einfinden. Im Bosna-Herzoglande dagegen weiss man, dass mit dem Ungewitter die Seelen Ertrunkener heimkehren. — Bricht nämlich unverhofft ein Hagelwetter ein, bevor noch die Sommerfrucht eingeheimst wurde, so trägt der Bauer und die Bäuerin schleunigst vor's Haus hinaus den Speisetisch und den Dreifuss, kehrt sie auf dem Boden um, legt Löffel, Brot und Salz auf den Tisch, und eine von den Frauen aus dem Hause spricht die Beschwörung: ‚Wir empfingen dich als unseren teuersten Gast und Freund, so füg' uns auch keinen Schaden zu!' (mi tebe doćekali ko najvećeg dosta i prijatelja pa i ti nama ne učini nikakva zijana!). Dann ruft sie den Geist oder die Seele eines ihr bekannt gewesenen Verstorbenen an, der durch Ertrinken den Tod gefunden: ‚O Johannes! (oder wie er geheissen) ich beschwöre dich mit dem Namen Gottes, wehre den Hagel von hier ab!' (O Jovane, kunim te imenom božim, ne daj gradu vamo!).

Brot und Salz bietet man dem Gaste an, denn das sind Symbole der häuslichen Wohlfahrt. Brot und Salz haben also Bezug auf das menschliche Leben. Wenn man beim Brotkneten vergisst, dem Mehl oder Teige Salz beizumengen, so glaubt man, es wird einem jemand im Hause oder in der Verwandtschaft ferne sterben (Bosnien, Bulgarien). Dem toten Vorstande einer Hausgemeinschaft zieht man unterm Arme ein Gefäss mit Salzwasser durch oder rührt mit seiner Hand ein Salzwasser um und giebt es nach seiner Bestattung dem Hausvieh zu trinken, damit es nicht dem Hausvorstande nachsterbe (Bosnien). Wird in einem Hause der Sauerteig wurmig (kvas ćrvivi), so wird noch im selben Jahre jemand aus diesem Hause sterben (Kroatien, Küstenland).

Vorzeichen für Tod und Leben werden einem auch bei der Jahrwende kund wie auch bei der Totenwaschung. Am besten werden dies einige Beispiele erläutern. In der ersten Weihnachtnacht stehen (im bosnischen Hochlande) alle Hausleute (Christen) vor Morgengrauen auf und verrichten vor brennenden Kerzen eine Andacht. Wer von den Hausleuten bei dieser Gelegenheit seinen Schatten (svog osinja) auf der Wand nicht sieht, der wird im selben Jahre sterben. Man merke sich, dass der Bauer das Jahr von einem Weihnachtfest zum anderen rechnet. Am ersten Weihnachtmorgen wird in jedem Bauernhause (bei Altgläubigen) ein Fruchtbrei (cicvara) mit Schmalz gekocht. Ist der Brei gar und schwimmen oben dicke Fettaugen, so beugen sich die Hausleute der Reihe nach über das Gefäss und schauen in die Fettaugen hinein. Wer sein Spiegelbild in den Fettaugen nicht erblicken kann, der muss im selben Jahre das Zeitliche segnen.

Wie beim Opferdienste ist auch bei der Totenwaschung oder Abkochung des Badewassers die Rauch- oder Dampfwendung von eigener Bedeutung. Die Rauchwendung ist bei feierlichen Anlässen überhaupt ein Vorzeichen. So z. B. steckt man zu Weihnachten in das mit allerlei Feldfrüchten gefüllte Gefäss auf dem Tische so viele Kerzen hinein, als die engere Familie seit drei Generationen Verstorbene zählt. Nach dem Nachtmahl betet man für das Seelenheil der Hingeschiedenen und löscht darauf die Lichter durch Übergiessung mit Wein aus. Die Person, gegen die sich der Rauch hinwendet, wird zuerst von den um den Tisch Versammelten sterben (Lika, Otočacer Bezirk). Die Mohammedaner glauben, steigt der Rauch von dem Feuer, über dem das Wasser zur Totenwaschung gewärmt wird, kerzengerade gen Himmel auf, so giebt es nicht bald in der Nähe einen Todesfall; senkt sich aber der Rauch aufs Trauerhaus nieder, so stirbt demnächst jemand im selben Hause nach; schlägt er nach einer Richtung gegen das Viertel um (die Mohammedaner sind meist in grösseren Orten ansässig), so stirbt ehestens jemand in dem Teil des Ortviertels, wohin der Rauch weist. Auch bei den Christen im bosnischen Gebirgsland wird das Wasser unter freiem Himmel lauwarm gekocht (uzmlaće vodu). Aus der Richtung, die der aufsteigende Wasserdampf nimmt, prophezeit man, in welchem Hause demnächst jemand mit dem Tode abgehen werde; der Dampf zeigt nämlich deutlich das Haus an.

Was immer mit einem Todfall zeitlich zusammentrifft, erlangt eine ominöse Bedeutung. Liegt wo in einem Hause ein Toter, so darf man nicht durchs Fenster hineinschauen oder hineinsprechen in die Stube, weil, wer da hineinschaut, das ganze Jahr krank sein wird (allgemein). Ist ein Toter im Hause, so ist es nicht ratsam, dass einer von den Hausleuten irgend eine Feldarbeit verrichte, weil sonst Unfruchtbarkeit eintreten würde. Diese Erklärung ist nicht sicher (Kroatien). In der Lika und im nordwestlichen Teile von Slavonien scheut man sich sowohl im Totenhause als in der Nachbarschaft rechts und links zu spinnen und zu weben, so lange der Tote in dem Hause aufgebahrt liegt: denn die Weiber glauben, dass wenn sie es unterliessen zu ruhen, ihnen künftighin bei der Arbeit die Hände einschlafen (trnuti) oder erstarren würden. Im Hause des Toten vermeiden die Leute, wie sich dies fast von selber versteht, jede Arbeit, bis auf die notwendigen Vorbereitungen zum Trauer- oder Totenmahl. Darüber werden wir später genauere Auskunft geben.

Der Tote zieht die Lebenden sich nach ins Grab. Das Nachsterben sucht man auf verschiedene Weise zu hintertreiben. Wenn in Zagorjen (in Kroatien) der Sarg nicht gefärbt werden kann, umwindet man ihn mit Werg (rušica). Dieses Werg wird nach der Bestattung heimgebracht und aufs Dach geworfen. Man glaubt, so lange das Werg von selber auf dem Dache bleibt, ohne hinabzufallen, so lange werde sich im betreffenden Hause

kein Todfall ereignen. In Altserbien pflegt man beim Hinaustragen des Toten aus dem Hause sich nicht umzuschauen, ehe man nicht bis ans Grab gekommen; ebensowenig blickt man nach rückwärts auf dem Heimwege vom Gottesacker. Das geschieht ausdrücklich, damit nicht bald ein zweiter Todfall im Hause vorkomme. In der windischen Steiermark scheuen sich die Hausleute im Leichenzuge das Kreuz, das Weihwasser oder gar den Toten zu tragen oder sonst irgend eine Verrichtung zu übernehmen (bei den slavischen Mohammedanern ist das Gegenteil üblich): denn man sagt, eine solche Teilnahme käme einer Schadenfreude über den Todfall gleich, und der Betreffende müsste selber bald nachsterben. Verwandt ist damit im Grunde genommen der Glaube christlicher Bošnjaken, dass man ein totes Kind nicht mit Blumen schmücken dürfe, sonst schmückte sich der Friedhof mit Kindern.

Bei der Daća (dem Totenmahl) südungarischer Serben dürfen auf dem Tische keine dreizehn Teller vorhanden sein, selbst dann nicht, wenn an Gästen nur dreizehn zugegen wären, weil man glaubt, einer von den dreizehn müsste sonst noch im selben Jahre nachsterben. Andererseits müssen alle Becher, Becken, Schüsseln und Teller in ungerader Zahl — dreizehn ausgenommen — auf dem Tische stehen; denn eine gerade Anzahl wäre nicht minder Unglück verheissend, als die Zahl dreizehn. Die Teller dürfen beim Mahle nicht gewechselt werden, mögen noch so viele Speisen auf den Tisch gelangen. Das versteht sich natürlich nur von wohlhabenden Häusern. Bei Mahlzeiten hat man übrigens auch sonst auf mancherlei zu achten, um nicht durch Hervorrufung böser Vorzeichen den Hausvorstand zu erbosen und die Anwesenden zu verstimmen. Manche derartige Omina könnte man rationalistisch erklären als billige Schreckmittel, um gewisse Regeln des Anstandes und der guten Sitte zum unverbrüchlichen Gebote zu machen. Solche Erklärungen bekam ich öfters zu hören, aber ich halte sie für unbrauchbar, weil sie die Wirkung als Ursache bezeichnen. Der Volkglaube allein führt uns schon auf den richtigen Weg. Bei Tisch darf man ein Messer nicht auf den Rücken legen, weil sich eine Seele an der Schneide verwunden könnte. Wenn jemand bei der Mahlzeit den Löffel auf den Rücken legt, so glaubt man, der Unachtsame werde, wenn er einmal stirbt, mit aufgesperrtem Munde daliegen (Kroatien). Vollends schlecht ist es, den Brotlaib auf den Rücken zu legen.

Den eben Verstorbenen denkt man sich noch halb und halb mit den Lebenden im Wechselverkehr. Wenn es ein Mensch sein lebelang nicht gewesen, so wird er wenigstens als Leichnam zum Propheten. Da ihm nun die Lautsprache fehlt, drückt er sich, glaubt man, durch Mienen und Geberden aus. Die Mohammedaner glauben, wenn der Tote die Augen nicht schliesse, so sei das ein Zeichen, der Tote trage noch Begehren nach dieser Welt (ostao željan svijeta). Anders die Christen: stirbt jemand im

bosnischen Savelande und schliesst er nicht die Augen, so prophezeit man (gata se), es werde bald in der Verwandtschaft ein zweiter Todfall eintreten. Liegt der aufgebahrte Tote mit einem offenen Auge da, so legt man ihm einen Kreuzer aufs Auge; schliesst sich das Auge trotzdem nicht, so ist dies ein Zeichen, dass jemand bald nachsterben werde (Kroatien). Behält ein Toter das rechte Auge offen, so muss entweder ein Kind oder sonst jemand aus der nächsten Verwandtschaft bald nachsterben; steht das linke Auge offen, so stirbt jemand aus der fernen Verwandtschaft (Kärnten, Kroatien, Slavonien). Oder man sagt, das offene rechte Auge deute den nahe bevorstehenden Tod eines männlichen, das linke Auge den eines weiblichen Verwandten an (allgemein). Behält ein totes Kind das linke Auge offen, so wird ihm seine Mutter bald mit Tode nachfolgen. Es sehnt sich noch nach der Muttermilch (allgemein).

Zeigt der aufgebahrte Tote ein ruhiges, freundlich sanftes Gesicht, so weissagen (ćaraju, gataju) die Bauern, es werde ihm bald jemand aus der Sippe nachfolgen (Perušićer Gegend in der Lika). Überall sonst wird dies als ein gutes Zeichen aufgefasst, dagegen glaubt man in anderen Landstrichen: hat der Tote eine verzerrte Miene, als ob er lache, so wird ihm in nächster Zeit jemand aus der Verwandtschaft nachsterben. Die slavischen Mohammedaner glauben wiederum, dass, wenn beim Toten keine Starre eintritt, bald jemand im selben Hause nachsterben müsse.

Aus meiner Abhandlung über südslavische Pestsagen dürfte den Fachgenossen der seltsame Glaube noch erinnerlich sein, wonach bei manchen Toten eine ungleiche Verkürzung der Füsse eintrete. Dies hat seine besondere Bedeutung in Pestzeiten und eine andere unter gewöhnlichen Verhältnissen. In der Lika glaubt man: hat der Tote den linken Fuss länger als den rechten, so stirbt bald ein Frauenzimmer im Hause nach; ist der rechte Fuss länger, ein Mann. Sonst heisst es allgemein: ist bei einem Toten der eine Fuss länger als der andere, so stirbt bald ein Mitglied der Familie nach.

Um nicht durch weitere Aufzählung solcher allbekannten Dinge die Fachgelehrten zu ermüden, möchte ich zum Schluss nur noch kurz auf einen Zug des Schicksalglaubens hinweisen, der als Vorzeichen aufgefasst wird. Der Glaube ist bei den Südslaven allgemein, dass Menschen, die zur selben Stunde oder beiläufig innerhalb desselben engeren Zeitraumes das Licht der Welt erblicken, auch ein gleiches Lebenslos beschieden erhalten. Man sagt z. B. u sretan ćas (in glücklicher Stunde), u nesretan ćas (in unglückl. St.) oder dan (Tag) oder mjesec (Monat), selten u sretnoj godini se rodio (in einem glücklichen Jahre ist es geboren worden). (Ausführlich besprochen in meiner Studie: Sreća, Glück und Schicksal.) Daraus erklärt sich manches. Die südungarischen Serben und auch jene im Königreiche Serbien hegen den Glauben, dass blutverwandte Kinder, die zufällig im selben Kalendermonat geboren sind, in der Weise

von einander abhängen, dass, wenn das eine Kind stirbt, das andere baldigst nachsterben müsse. Durch zwei Mittel sucht man dem gefürchteten Nachsterben vorzubeugen: erstens legt man zum Sarg des verstorbenen Kindes ins Grab einen Schilfrohrstab und spricht dazu den Bann: ‚Möge dieses Schilfrohr statt des zweiten Kindes verwesen!' (ova trska neka trune mesto ovog drugog deteta). Das zweite Mittel heisst man: otvoranje is puta (Die Öffnung [des Sarges] auf dem Wege [zum Grabe]). Dieses Verfahren konnte ich leider nicht genau ermitteln, doch kenne ich ein drittes, das auf Loskauf beruht und als sehr wirksam betrachtet wird. Ist der eine „Einmonatling" (jednomesečić) noch nicht bestattet, so erscheint der andere, ihn überlebende Gefährte vor der Bahre und ein altes Weib legt eine Fessel um den Fuss des Toten und des Lebenden. Nun spricht der Letztere zu einem dritten, gleichfalls anwesenden Altergenossen: ‚Nimmst du bei Gott und dem hl. Johannes die Beschwörung an, einen Sklaven aus dem Grab zu erlösen?' Der Angerufene willigt darauf ein. Dreimal legt das Weib die Fessel dem Toten und seinem Partner an und dreimal löst sie sie wieder los. Liegt der Tote schon im Grabe, so wird der zu spät erschienene, überlebende Einmonatling an das Grabkreuz gefesselt und darauf erfolgt die übliche Fragestellung. Den Loskaufer hält der Erlöste von da ab hoch in Ehren als seinen Wahlbruder (pobratim).

Als ein Ausfluss des Schicksalglaubens ist wohl auch die ziemlich verbreitete Meinung zu betrachten, dass es nicht gut sei, in einer und derselben Hausgemeinschaft an einem Tage zwei Kinder taufen zu lassen, denn sonst lebe eines von ihnen das Jahr nicht aus. Besonders streng hält man sich in Bosnien daran.

Dunkel ist mir der Ursprung des Glaubens, es sei nicht geheuer, wenn zwei Menschen zu gleicher Zeit aus derselben Quelle Wasser trinken, weil sie zugleich werden sterben müssen (Bosnien, Herzogland, Montenegro).

Wien. (Fortsetzung folgt.)

Weiteres über Wind, Wetter, Regen, Schnee und Sonnenschein und die Gebirgsnatur.

Von **Marie Rehsener**.

Wind.

„Der Wind hat in unserer Gasse seine Heimat (dort geht er oft). Er kommt bald, wenn er will." Jetzt rüttelt er am Schornstein — „hm, hm, der Feine! sie haben schon gesagt, dass sie ihn in der Frühe gehört haben. Er hat in den Balken ‚geschnakelt'."

Ein starker Wind, aber ein gesunder Wind, nicht wie in Italien! heut thut er ‚billn' und ‚lurln'.

Er wird mich gut abpfeifen, wenn ich auchn auf den Brenner geh und die Brodtragerin von Sterzing nicht auer lassen[1]).

Weht zu Gregori der ‚aussere' Wind und scheint die Sonne, so haben die Bauern das Korn (der nächsten Ernte) schon in der Kiste. In der alten Zeit stieg an dem Tage einmal ein Bauer gar mit der brennenden Pfeife bis auf das Dach seines Hauses, um am Rauch zu sehen, ob der Wind nicht gehe. Jetzt braucht man nicht mehr erst aufs Dach zu steigen, jetzt geht er wol allm.

Macht es im ‚Langis' noch ein starkes ‚Gefriere', so schützt der Wind die jungen Pflanzen, dass sie nicht ‚derfrieren'; sie leiden weniger, wenn er sie in der Bewegung erhält.

Wenn es aber im Herbst und Winter ‚sturmet', so schützt wieder der Frost den Wald; denn ist die Erde recht gefroren, ‚haltet' sie die Wurzeln der Bäume fester[2]), als wenn sie ‚rogl' (locker) ist, und der Sturm reisst keinen Baum um.

Wetter.

Wie das Wetter die 12 Tage zwischen Weihnachten und Heil. drei König ist, sein die Monate im Jahr.

In Pflersch war ein Pfarrer, Herr Wenzel, der hat ein Fernrohr gehabt und die Sterne in den heiligen Nächten beobachtet, danach wusste er, wie das Wetter sein würde; aber wenn in der obern Luft ein anderer Wind kam, dann stimmte es nicht, sagte der Herr Postmeister. „Der Wind bringt Haufen Wetter mit."

Der Jänner ist ein Holzbrenner.

---

1) Ich werde eben von Fräulein M. Gröbner auf die eigentümliche Ausdrucksweise in der unverändert alten Bauernsprache — was die Bewegung hin und her, nach oben und unten und in die Thäler betrifft — aufmerksam gemacht, die ein Fremder nicht zu unterscheiden vermag, vielleicht schon in Innsbruck niemand mehr versteht. Verändert wird die Sprache durch die Sprüche und Verse des 100jährigen Kalenders, den Verkehr mit Fremden und die Schule. Die Ausdrucksweise ist durch die Lage des Ortes bedingt. z. B.: Steht jemand auf dem höher gelegenen Freithof und möchte er, dass ein anderer zu ihm heraufkäme, so ruft er: ‚Kimm auer' und geh hier nach Schelleberg ‚auchn (den Berg hinauf). Dort kommt ein anderer von Schelleberg ‚ôer' (herab) und will nach Gossensass ‚ochn' (hinab).

Ich gehe nach Brixen ‚ochn' und kimm ‚auer' (hinab und herauf),
„ „ nach dem Brenner ‚auchn' und kimm ‚ôer' (hinauf und herab),
„ „ nach Bozen / ins Pflerschthal } ‚eichn, eini' und kimm ‚ausser' (hinein und heraus),
„ „ auf Innsbruck ‚aussn' und kimm ‚eier' (hinaus und herein),
„ „ zum Hause ‚aussn', zum Dorf ‚ummen'; komm du zu mir ‚ummer'.

2) Wie die plastisch — als Niobe — dargestellte Erde schon erstarrend, das letzte ihrer Kinder mit den Armen hält.

Taut es zu Mariä Lichtmess vom Dach, so sagt man, da tropft die Milch herab, die, welche die Kühe in reicher Fülle geben werden.

Wenn der März schön eingeht, geht er schiech aus. Es ist ein schönes Wetter, wenn es nicht zu früh ist; es thut schon ‚langislin'! (der Lenz naht).

„Du, es gleicht nicht“ (es scheint nicht zu dem zu kommen, was man hofft). „Das Wetter wird mehr anders“ (schlechter), „hann ich Sorge.“

Der Freitag geht nicht mit der Woche. War das Wetter schön, so wird es am Freitag schlecht und umgekehrt. Am Samstag ist es immer schön, weil an ihm „Unsre Frau“ geboren wurde. Nur an drei Samstagen im ganzen Jahr regnet es. Die Leut haben aufgepasst, dass es so ist, auch ich.

Gestern hat es den ganzen Tag ‚wettergemessen' (zwischen gut und schlecht geschwankt) und Abends hat es von unten her soviel ‚wettergelacht!' man nennt es so, wenn es ‚himmblitzt' ohne Regen und Donner.

Der Blitz ist eine Kugel, innit voller Spiesse; fahrt er in die Erde, so dauert es sieben Jahr, bis er wieder ‚ausserwachset'.

Zwei haben miteinander studiert. Der eine ist Geistlicher geworden, der andere ein Lump. Später sind sie wieder zusammen gekommen, da hat der Lump zum Geistlichen gesagt: Ich bin doch mehr geworden als du; ich kann ‚wettermachen'! und er hat ein Wetter gemacht. Da hat der Geistliche die Wetterglocke läuten lassen und den Wettersegen gehalten und nachher gleich den Messner vor die Kirchenthür geschickt, zu sehen, ob nicht einer daläge. Der andere aber hat schon tot dagelegen.

Der Pfarrmessner von Sterzing hat selbst gesagt: soweit man die Glocke hört, schlägt der Blitz nicht ein.

Regen.

Die Jännertropfen thun den ‚Hår fast völlig' auszopfen. Januarregen gibt gute Flachsernte; es ist viel da zum auszupfen.

Noch ist es ‚kilbe' (= gehülbig, trübe), bald wird es wieder ‚koater' (= geheiter, klar).

Wenn der Schnee hingeht und es regnet, ist es ein ‚unlustiges' Wetter. Die Nacht ist ‚woach' gewesen, morgens waren die Berge ‚aper'[1]).

Wenn es nach dem Bauen (der Feldbestellung) regnet, zieht es die Körner, die aufliegen, in die Erde eichn[2]) und alles wächst; wenn es trocken ist und der Wind es noch trockener macht, geschieht das nicht.

1) auch wurde gesagt: Bei mir haltet das Haar lang, manche sein früh ‚aper'.

2) Die Vorstellung von dem Hineinziehen des Saatkornes in die Erde kommt dem Mythus von dem Raub der Proserpina näher, als wenn gesagt wird: das Korn ist in die Erde gesenkt.

Es hat lange nicht geregnet, sehr lange nicht; doch die Leut haben gesagt: Wir müssen uns grad in den Willen Gottes ergeben! und es ist Haufen Zeug gewachsen, als wenns geregnet hätte.

Zu Lorenz (10. August) ist der ‚Hörbist' an der Grenz, und zu Bartholomä (24. August) ist er im Klee.

Im Herbst ist das Wetter (der Regen) nur hinter dem Zaun. Nach dem ‚Gallensümmerle' kommt das ‚Kathreingschlatter'[1]).

Der ‚Galle' (Gallus) treibt das ‚Kunter' (Vieh) zum Stalle, und der Martein sperrt es gar ein.

Schnee.

Willst in den Himmel eini kemmen,
Musst du dir die Handschige mitnehmen;
Denn im Himmel ist es kalt,
Weil der Schnee dort ôer fallt.

Der Schnee kommt so viel ungern ‚huire' (dieses Jahr). ‚Geschnieben' hat es grade nur sov'l, dass man eine Katze spürt. Es macht einen breiten Schnee und er getrauet sich überall eichn, wenn der Wind auch geht.

Im tiefen Winter, anno 27, da sind die Lanen gangen!

Wenn der Tag umkehrt, steht im Kalender; ich glaube, es ist der Thomastag (21. Dezember). Besser ist es schon, wenn der Tag umgekehrt hat, wenn er aufersteht!

„Sieh, Tant „Mi," sagte auf einem sonnigen Spazierwege der dreijährige Otto Gröbner, „heute ist aller Schnee Gold und Silber! Das haben die Heil. drei Könige gebracht."

Sonnenschein.

Ich komme morgens in einen Laden; die Händlerin frägt: „Sind Sie schon auf, haben Sie die Sonne schon gesehen?"

Die Sonne hat ein jeder gern!

„Ich mal wohl!" ruft ein junges Mädchen.

„Mit der Sonne ist es so," sagt ein alter Mann, „im Winter ist man froh, wenn sie kommt und im Sommer wär man manchmal froh, wenn sie ginge; aber wie die Sommer jetzt sein, derleidet man sie allm."

Der Mond scheint so klar!

„Den Mond hab ich wohl öfterer gesehen; vom Mondsehen werde ich nicht gescheiter! Der freudet mich nicht — die Sonne wol, die freudet mich! — es wird wol ehnder kälter als wärmer, wenn der ‚Muhne' klår scheint."

Wenn der Mond klein, schwach ist, sind auch die Därme der Tiere schwach; man schlachtet daher um die Zeit (besonders bei abnehmend

1) Gallus 16. Oct., Katharina V. e. M. 25. Nov.

Licht) nicht gern einen Fåcken. Die Därm könnten nicht stark genug für's Wursten sein.

Im Muhne ist das Taxenmandle; man sieht es, wie es ‚Taxen' (Fichtenzweige) hackt[1]).

Ein Herr hat beim Melcher gesungen:

Des Abends geht die Sonne unter und der Mond geht auf,
Die Mädchen gehen schlafen und die Buabn stehen auf!

Seitdem nennt man den Muhne auch die ‚Buabnsunne'. Den hat man wol auch ehnder schon so genannt. (Weber-Zenze.)

Zur Gebirgsnatur u. s. w.

Am Mittwoch, den 27. Januar 1892, fuhren bei Schneesturm drei Herren an unserer Hütte vorbei nach Pflersch, um von dort aus zum Gletscher und weiter in die Eiswelt zu steigen.

„Warum thun sie das? Verdienen sie viel Geld damit? Oder thun sie es, weil es sie freudet?"

Weil es ihnen Vergnügen macht. Es soll wunderbar schön im Winter dort oben sein!

„Bei dem Wetter! Das ist Übermut! Was finden sie? Allm den Stein, allm Eis und Schnee."

Sie wollen nach dem Unterstandshaus am Ferner, dann noch zwei andere aufsuchen und erst Sonntag wieder ‚ans Land kommen', sagt Herr Gröbner.

„Die müssen ein Herz haben! Wenn die Führer auch viel Geld bekommen — das Leben kann man nicht kaufen!"[2])

„Giebt es ninderst solche Schneeberge und ‚Ferner' wie hier?"

Noch grössere, aber nicht so nahe an der Bahn.

Der Ferner hat früher bis nach Deutschland ‚ummen' gereicht. hat der alte Huisum allm sagen gehört. Die grosse Sündflut wird ihn wohl fortgebracht haben. Mit dem Worte Ferner meint er nicht nur den Feuersteingletscher, der von hier sichtbar, in 12 bis 14 Kilometer Luftlinie liegt, sondern die Gletschermasse überhaupt.

„Die Ferner reichen weit! bei Pfitsch bin ich zu einem zukömmen, ja, da hätte der Weg bis Sterzing ($^{3}/_{4}$ St.) nicht gereicht, ihn entlang zu gehen, und wie lange muss man warten, wenn man einen Stein in eine Eisspalte wirft, bis er auffällt! Die Ferner gehen tief! Wie tief sie gehen? da ist kein Mittel. —

1) Dem Vieh eine gute Luft zu verschaffen, werden Fichtenzweige kleingehackt und als ‚Strebe' (Streu) benutzt.

2) Sie haben $1^{1}/_{2}$ Tage in der Magdeburger Hütte bei aussergewöhnlichem Sturm gewartet und sind dann umgekehrt.

Das Meer hat bis Marûn (Meran) gereicht; dort sieht man noch in den Felswänden die eisernen Ringe, an denen sie damals die Schiffe angehängt haben. Noch ein zweiter See war auf dem Brenner. Und nur drei Häuser waren auf dem ganzen Berge: ein Fischer-, ein Räuber- und ein Jägerhaus.

Die Römer, als sie hier die Strasse — ‚Hochstrasse' nannte man sie — gebaut haben, sind allm dem Himmelswagen nachgangen, und bis wie weit sie gekommen sind, da haben sie einen ‚Turn' (Turm, eine steinerne Säule) aufgebaut."

Oben führte nur ein Steg. 800 Jahr nach unsers Herrn Geburt ist ein grosser Heiliger dort gegangen und hinter ihm sein Esel, der den Packen trug. Plötzlich ist ein wildes Tier, ich glaube ein Bär, aus dem Walde gekommen und hat den Esel zerrissen. Der Heilige hat es aber wohl so gemacht, dass der Bär nachher selbst seine Sachen weiter tragen musste.

Alles kam über den Jaufen. Weinbeeren hat man zuerst getragen, nachher gezogen und zuletzt ‚geführt'; über Innsbruck bis Mittenwald im Bairischen; dann wurden sie auf die Flösse geladen und zu Wasser weiter nach München gebracht.

Getragen wurden sie von den Kraxentragern; die hatten viel zu leiden vom Pfeifer-Huisele. Von den Bergschneiden, wenn da der Schnee lag, hat er ihn nur mit den Händen geschoben, dass die Lanen ôergingen. Einem, der ‚Nussen' gestohlen hatte, hat er sie aufgeschlagen, bis er sie in sein Körbl that.

Manche Bauern, die auf dem Felde waren, hat er gewarnt, ehe er ein Wetter ôergelassen: Schleunt euch, schleunt euch! Andere, denen er Feind war, auf die er ‚eine Muck' hatte, aber nicht. Einen ‚Tusch' nach dem andern hat es gethan und schwarz ist es hergangen.

Betrogen hat es sich aber auch: die Bäuerin hat Krapfen gebacken, es hat als Fliege von den Blåttern (gebräunte Blasen auf dem Gebäck) naschen wollen; sie hat mit der Gabel nach ihm gestochen und seine Hand getroffen — das that wehe! Und bei einer andern hat er immerfort Milch ‚geschleckt', bis er vor der zornigen Frau weichen musste.

Wie die Überlieferung (der Sagen) ist, erzählte der Postmeister, Stephan Schuster, so habe ich den Vater selig immer erzählen gehört, ist das Pfeifer-Huisele nicht hier, sondern bei Mauls auf dem Ziegenbock ôergefahren. Das Dorf bei Sterzing ist ganz auf der Thalsohle gelegen und dicht daneben Grasstein. Die beiden hat es umeinander geworfen.

Hier ist es vom Platzerberg auf einem klaftergrossen Stein ôergefahren. Der Stein liegt noch oben in dem Mahd auf der Stelle, wo es seitwärts biegen musste, als die Glocke der Barbarakapelle anschlug; er ist ausgehöhlt wie ein Sessel.

Dass das Hexenmandl ein Tulferer genannt wird, mag damit zusammenhängen, dass der grosse See in Pfitsch dort an der Wöhr durchgebrochen ist. Die Leute waren alle Frühjahr immer hingegangen ‚zum Wehren', aber vergeblich. Damals ist die Überschwemmung bis Mauls gegangen und hat halb Sterzing mitgenommen.

Als Brixen in Gefahr geriet, hat der Klosterstier angehebt zu brüllen und die Reihermoos-grillen zu singen; so hat Pfeifer-Huisele die grosse Glocke des Klosters und zwei kleine Glocken einer Kapelle genannt, welche wetterläuteten.

Ich hab vom Vater selig immer gehört, das Huisele wår ein Pflerer gewesen von der ‚Gattige' der Pfeiferer, die noch dort sind und noch sein Geburtshaus — in dem er auch in Öl gesotten wurde — bewohnen; und wenn das wirklich wissenschaftlich erwiesen wäre, müsste dieses Geburtshaus nach meiner Meinung (‚Moanige') gezeichnet werden. Es ist hinter der ersten Kapelle die Mühle und ‚Såge', die ein Wasser miteinander treibt. Nur um soviel Erde bat er, als hinter einem Fingernagel hängen bleiben kann; aber vergeblich. Auch wird gesagt, es wären Kapuziner gekommen — das sind hier die ‚Höchstgeweichten' — und hätten verboten, ihm etwas zu geben; sie hätten geweihte Kräuter in den Kessel gethan, worauf der ‚starke Lôter'[1]) untersank. Wie er im Sterben war, hat eine Stimme gerufen — die des Teufels: Ich half dir immer, jetzt hilf ich dir nimmer! Als die Glocke mittags um 12 Uhr anschlug, bog er sich zusammen, krümmte und wand sich und war verschwunden wie eine Schlange[2]).

Des Nusser-Glaas (Klaus) ‚Nenl' (Grossvater) hat das Pfeifer-Huisele noch gekannt. Er ist mit ihm einmal auf dem Jaufen über Nacht gelegen. Die Leute haben, als er fortgegangen war, in seinem Kraxel nachgesehen, was es darinnen hätte und sie haben lauter Kinderhände und sellis Zeug gefunden. Der Nusser-Glaas hat das selbst beim Carl-Metzger erzählt und ich und auch noch mehrere andere waren dabei. (Huisum.)

Diese Sage deutet wohl auf die kleinen und schwachen Wasseradern hin, die die Quellen so grosser Macht sind. —

„Wie oft wird das jetzt gedruckt?“ fragte unsere Wirtin.

Wohl mehrere 100 Mal, denke ich, und in die ganze Welt verschickt, nach England, Frankreich, Italien u. s. w.

„Wenn das Pfeifer-Huisele so weit umeinander kommt (bekannt wird), wird es vielleicht auch bald erlöst!“ so sagte teilnehmend die kleine Wild-Maidl und die alte Bäuerin setzte hinzu: „Wir beten ja für die ‚allerärmisten' Seelen im Fegefeuer; aber — wenn es in der Hölle ist, hilft es nicht.“

1) Wird von Lotter (Bettler) unterschieden.

2) Die Schlange ist ein Naturbild des Flusses, der sich durch die Wiese schlängelt. Moritz Carriere.

„Aufwärts kugelt kein Stein und aufwärts rinnt kein Wasser, wenn man es nicht so kehrt! Das war immer so.“ —

Zur Seite der Felswand, von der das Ziroger-Mandl die Steine wirft, ermöglicht das Schlüssellöchl-jöchl das ganze Jahr den Übergang ins Pfitsch. Das sehr wasserreiche Hochthal soll vor noch nicht langer Zeit ein grosser See gewesen sein. Vielleicht weil es später als die Nachbarthäler dem Bebauer den fruchtbaren Boden dargeboten hat, ist es den Leuten ‚minder' ehrwürdig und auch seinen Bewohnern wird manches angedichtet. Hier nur wie einstmals einem solchen die Welt erschien.

„Aus dem entlegensten Pfitsch kam ein Mann zum erstenmale herab und ging das Thal ‚längs'. Da hat er ein weisses Ross gesehen und es für eine Kirche gehalten. Er ging ‚gleime'[1]) zu; das Ross aber war ‚wilde', hat hinten ausgeschlagen und ihm die Zähne getroffen. Darauf rief er:

O du liebes Kirchlein mein,
Schlag mir nicht all meine Zähnde ein!

Ein anderer ist nach Sterzing gegangen und wie er soweit gekommen ist, dass er nach der Stadt und nach Elzenbaum sehen konnte, hat er gesagt:

„Jetzt seh ich, dass die Welt kein Ochsenaug ist“ — nicht so klein, das sagt man hier wohl öfter — „ich seh bis in die Türkei eini!“

Ganz aus den Bergen heraus kam von Gossensass ein Zimmermann. Er, der Jendel[2]) (Jennewein) Linder, erzählte: „Bei Murnau, im Bayerischen, ist es mir gewesen, als wenn man unter einem Korb ‚aussergeschlupft' wär. Die Dörfer haben dagelegen — man hat gemeint ganz nah und nachher war es zwei Stund weit hin. Zuerst hat es mich fein gedunkt; aber wenn der Wind gangen ist, nicht, und wie ein Wetter kam, das war schrecklich! und im Winter hat es einen Nebel gegeben! eiskalt, ganz ‚niedergedruckt' — wenn der Wind ihn nicht vertragen hat — nicht wie in den Bergen!

Wie es in den Bergen ist? Wie es besonders auf einem Joch aussieht? — es giebt dem ganzen höhern Teil des Gebirges den Namen: die Jöcher — dies vergessen zu haben, hat zu nachfolgender ergötzlicher Erzählung Veranlassung gegeben. Darin knüpft das Volk Dummheit an Dummheit, wie sich an die herabkommende Lawine der Schnee hängt.

Leute bauten eine Mühle auf ein Joch. Sie haben alles hinaufgeschleppt, zuletzt den grossen schweren Mühlstein. Als der auch oben war, sahen sie, dass sie auf dem Joch kein Wasser hätten und die Mühle nicht gehen konnte. Das hatten sie nicht bedacht. Sie steckten einen Menschen mit dem Kopf in das Loch des Mühlsteins, damit er ihn ‚loaten'

1) dicht, nahe.
2) kein ‚däiger' Name.

(leiten) sollte und liessen diesen ‚ochn' (hinabrollen). Nachher konnten sie den Kopf des Menschen nicht mehr finden, soviel sie auch suchten. So stark ist nicht leicht einer, einen Mühlstein mit seinem Kopfe zu loaten! Sie brachten den Mann zu ‚ihr' (seiner Frau) und fragten sie, ob er denn morgens den Kopf noch gehabt habe. „O wol!" antwortete sie, „haben muss er ihn! ‚gzwognet' (gewaschen) hat er ihn!" und dann ging sie hin zu suchen, ob er ihn vielleicht noch im Feiertagshut stecken hätte.

Kleine Mitteilungen.

Die gefesselten Götter bei den Indogermanen.

Von Wilhelm Schwartz.[1]

Die Vorstellung gefesselter Götter gehört in ihrem Ursprung den primitivsten Zeiten an und entwickelte sich aus gewissen Naturanschauungen, so dass man richtiger auch eigentlich nicht von „Göttern", sondern von „Naturwesen" dabei spricht, welche man in der Urzeit einem solchen Schicksal unterworfen wähnte; wenngleich das betreffende mythische Bild in der Weiterentwicklung von Sage und Mythus dann auch an Göttern haften geblieben ist.

Der Hauptausgangspunkt ist der Sturm. Wie wir auch noch sagen „der Sturm bricht los", er gleichsam der ihn fesselnden Bande ledig wird, so glaubte der Naturmensch, ihn aus den angeblichen Wolkenbergen oder Wolkenhöhlen, welche letztere ja auch noch griechischen wie römischen Dichtern als Realitäten vorschweben, hervorbrechen zu sehen. In denselben hauste er angeblich[2]. Die sommerlichen Wetter mit dem Hinzutreten von Donner und Blitz entfalteten das Bild reichhaltiger, indem bald das Donnergepolter, welches man als das Wegrollen massiger Steinblöcke deutete[3], die Vorstellung weckte, als sei ihm der Ausgang aus seiner Höhle durch solche versperrt gewesen, bald die am Himmel sichtbar werdenden Blitzesfäden als die Banden erschienen, die er zerriss oder in die er bezw. geschlagen wurde, wenn er umgekehrt mit der Zunahme der elektrischen Erscheinungen sich legte[4].

---

1) Im Anschluss an die Anfrage von Miss Gertrude M. Godden im II. Bande unserer Zeitschr. S. 84.

2) Schwartz, Urspr. d. Mythologie, S. 122. Prähistorische Studien, S. 266.

3) Urspr. d. Myth., S. 85. Simrock, Myth.[5] 238. Präh. St., S. 310.

4) Über den Blitz als Faden s. Urspr. d. Myth., S. 151 f., 233. Poetische Naturanschauungen I. 104. Wenn ein späterer, kulturhistorisch schon affizierterer Standpunkt aus den leuchtenden Blitzesfäden gewöhnliche Fesseln oder Ketten machte, so fasste eine primitivere Zeit jene mehr in zauberhaft geheimnisvoller Form, wie z. B. die Edda von dem Bande Gleipnir berichtet, welches den heulenden Sturmeswolf Fenrir fesselte, das so weich gewesen sein sollte wie ein Seidenband, das aber, je mehr der Wolf sich anstrengte, desto mehr erhärtete, oder Homer von dem Bande berichtet, welches Ares und Aphrodite fesselte, das an sich so fein wie Spinngewebe war, das man in seiner Kraft erst fühlte, wenn man unwiderbringlich verloren und gefesselt war.

Wie der Sturm in das Gewitter übergeht, erscheinen auch die Gewitterwesen der Fesselung unterworfen, und wenn sie im Winter nicht auftraten, dann sassen sie „gefesselt“ in den Tiefen der Erde, wohin sie im Donnergekrach hinabgefahren zu sein schienen, um zur Frühlingszeit ihre Rolle wieder am Himmel zu spielen. In den Götterkämpfen wird dies von den Griechen in der Weise verwandt, dass bald Uranos, bald Kronos die Kyklopen fesselt, bis sie dann Zeus wieder befreit und mit ihrer Hilfe die ewige Herrschaft im Himmel erlangt.

Als ähnliche Gewitterwesen erscheinen auch Prometheus und Picus, bezw. Faunus gefesselt, nur hat der Mythus die Sache verschieden ausgesponnen. Der erstere wird vom Zeus gefesselt, weil er im Blitz den Menschen das himmlische Feuer gebracht, die beiden letzteren in ritueller Sage, damit dies irgendwie vermittelt werde, indem sie den Menschen die Beschwörung des Blitzes lehren sollten [1]).

In dieselbe Kategorie gehört dann, nur immer unter anderen Bildern und Motiven, wenn an Ares, Dionysos (vom Pentheus), Kronos [2]), ja selbst am Zeus die Fesselung herantritt, und endlich auch in den Sagen die alten himmlischen Wassergötter Nereus und Proteus gefesselt werden, um als Propheten (im Donner) die Zukunft zu verkünden [3]).

Endlich schien aber auch an der himmlischen Frau, der Sonne, sich diese Fesselung im Gewitter zu vollziehen. Ich habe in dem „Indogermanischen Volksglauben“ eine Reihe von Mythen dahin entwickelt, dass, wie Zeus der Here sich stets unter Donner und Blitzen nahen sollte, so auch in vielen Sagen unter den primitivsten Bildern eine Heimsuchung der Sonne in demselben Sinne in den verschiedensten Formen uns entgegentritt, und wenn dabei das weibliche Wesen sich der Buhlschaft durch Wandelung in allerhand Gestaltungen, wie das Gewitter sie am Himmel aufzuweisen schien, z. B. durch Wandlung in Wasser, Feuer u. dergl., zu entziehen suchte, unter den Mitteln, sie zu zwingen, auch das Fesseln eine Hauptrolle spielt. In der Form einer Mahrtensage gehört zunächst hierher die Sage von der Thetis, dann die von der Nicaea auf griechischem Boden, vom Odin und der Rindr auf nordgermanischem [4]). Als Dionysos dann um die Aura wirbt, droht sie ihn zu fesseln, wie es dann Brunhild am Gunther direkt vollzieht [5]). Hesione und Andromeda sind an den Felsen gefesselt, während der Gewitterheld den Kampf mit dem sie bedrohenden Drachen besteht. Es kommt eben auf die Wendung der Sage an, in der das betreffende mythische Element haften geblieben, bezw. eingeflochten erscheint. So heisst es bei Homer, Zeus habe die Here zur Strafe „gefesselt“ aufgehängt, während nach einer anderen Version sie ihn einmal mit Hilfe des Poseidon und der Athene hatte fesseln wollen [6]). Dazu kommen noch allerhand besondere Variationen, wenn z. B. griechische Tradition von einer anderen Fesselung der Here von Seiten des Hephästos durch einen zauberhaften Sessel erzählte, der jeden, der sich auf ihm niederliess, festhielt, oder im Menglada-Mythus ein fesselndes Gitter als Schutzwehr derselben eine Rolle spielt, indem es jeden Fahrenden fasst, der es hinweg will heben, was noch durch seinen Namen Thrym-

1) Prähist. Studien 395. cf. 209 ff. und über die Sage von des Picus Fesselung Kuhn, Herabkunft des Feuers und Poet. Naturansch. I. 45.

2) Urspr. d. Myth. 151.

3) Urspr. d Myth. 124. 234

4) Über die ursprüngliche Form der Thetis-Sage in dieser Hinsicht s Indogerm. Volksgl. 126. Über die Buhlschaft Berliner Zeitschr. f. Ethnol. 18, 665 f.

5) Prähist. Studien 159 ff.

6) Poet. Naturansch. II 85 ff.

gialla („Donnerschall") in signifikanter Weise auf die gezeichnete Szenerie hinweist[1]). Dass auch nach allem die auf S. 197 Anm. 4 erwähnte homerische Szene von der gefesselten Aphrodite und dem Ares nicht erfunden, sondern auch ursprünglich durch analoge mythische Bilder vermittelt und nur bei Homer humoristisch verwandt worden, bedarf wohl nicht mehr besonderer Erwähnung.

Haben wir es aber mit dieser Fesselung so mit einem uralten mythischen Naturbilde zu thun, so kann es auch nicht auffallen, dass es gelegentlich in Ritus und Kultus noch reflektiert und durch μίμησις der himmlischen Vorgänge bezw. Bilder, die eigentümlichsten Formen in dieser Hinsicht zu Tage treten[2]). Es wird in jedem Falle zu untersuchen sein, ob die Vorstellung an eine der gezeichneten Kategorieen anknüpft und an welche. Nach allem dürfte die Beziehung wohl hauptsächlich dabei in Momenten zu suchen sein, bei denen, wie oben bei den Kyklopen ausgeführt worden ist, der Wechsel der Jahreszeiten mit der Fesselung oder Lösung der betreffenden Wesen zusammenzufallen schien[3]).

Ostern 1892.

Zur Sancta Kakukabilla-Cutubilla.

Zur Notiz über diese Heilige (Bd. I. S. 444) erlaube ich mir einen Nachtrag zu geben.

Ganz richtig ist bemerkt, dass hinter dieser Heiligen die St. Gertrud steckt, die als Attribut eine, manchmal zwei Mäuse hat. Sie gilt als Schutzfrau gegen Ratten und Mäuse, besonders Feldmäuse. Mir liegt ein Doppelbild, ein Holzschnitt aus der ältesten Zeit dieser Kunst, im Nachdrucke vor, das ich Herrn Antiquar Heinrich Lesser in Breslau verdanke. Das eine Bild stellt den hl. Michael vor, wie er eine Seele abwägt. Zwei Teufel zerren an der einen Schale der Wage, in der andern sitzt die Seele. Neben dem Erzengel steht die Gottesmutter mit dem göttlichen Kinde.

Das zweite Bild zeigt uns eine Nonne, die am Spinnrocken sitzt, an dem eine Ratte emporsteigt. Zu ihrer Linken ist ein Lesepult mit einem aufgeschlagenen Buche, auf das sie blickt, zu ihrer Rechten schwebt ein Engel, der Garn aufwindet. Auf dem Haupte der Nonne ruht ein weisses Lämmlein.

Über dem Bilde liest man: Kakukilla gros gnade sage ich dyr von gote her | wil dich lozen aws aller not du salt grosze | gewalt von gote haben du salt dy ratten vor | treyben unde voriagen Amen.

Es kann kein Zweifel walten, dass hier die hl. Gertrud dargestellt ist. Auf dem Altarbilde (17. Jh.) in Zenoberg steht die Heilige, unter dem linken Arm hält sie den Rocken, an dem eine Maus emporkriecht, in der Rechten den Wirtel. Das alte Altarblatt, das dort noch im Jahre 1639 sich befand und die hl. Gertraud

1) Urspr. d. Myth. 207.

2) Prähist. Studien S. 341 ff. und meinen Aufsatz über „prähistorische Mythologie, Phänomenologie und Ethik" in der Berl. Zeitschr. f. Ethnol. v. J. 1886. 539.

3) In eine gewisse Parallele träten dann dazu, dass die Gewitterwesen (bezw. die Sonne) im Winter gelähmt, entmannt, kurz irgendwie geschädigt und erst im Frühling ihre volle Kraft wieder zu erlangen schienen. Urspr. d. Myth. Cap. I. Nr. 15.

und den hl. Bischof Zeno darstellte [1]), ist leider verschollen. W. Menzel schreibt: „Die hl. Gertrud wird abgebildet mit einem Spinnrocken, an welchem eine Maus hinaufläuft und den Faden abbeisst“ (Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre II, 326). In der Symbolik II, S. 116 schreibt er: „Maus, Attribut der hl. Gertrud, weil sie die Mäuse, die das Feld verwüsteten, vertrieben haben soll. R. Ryckel, Hist. S. Gertrudis 1637. Doch bemerkt Molanus (Hist. imag. p. 267), die Maus habe in Bezug auf die Heilige auch die Bedeutung des Teufels [2]).“

Ich bemerke hierzu, dass nach der Legende der Teufel als Maus erschienen und die Heilige beim Spinnen wiederholt zur Ungeduld und zum Zorn gereizt habe, sie aber die Versuchungen siegreich bestanden habe. — Weil sie durch Geduld und Gebet die Teufelsmaus vertrieben habe, gilt sie im Volksglauben als Patronin gegen diese Schadentiere. — Im tiroler Bauernkalender war früher der Gertraudentag mit einer Maus, später durch eine Wergwocke (z. B. 1868) bezeichnet. Schon Grimm bemerkt in seiner Mythologie ² S. 248 Anm., dass „St. Gertrud im krainischen Bauernkalender mit zwei Mäusen dargestellt sei, die an einer Spindel mit Flachsgarn nagen, zum Zeichen, es dürfe an ihrem Festtage nicht gesponnen werden. Im steirischen Bauernkalender (z. B. Gräz 1853 und 1862) findet sich dasselbe Zeichen für den Gertrudentag.

Dass St. Gertraud und Cakukilla identisch sind, scheint mir Fischart zu bestätigen: „Andere (geloben sich) zu dem Heyligthumb zu Andechs: Vil zu allen Heyligen, und eilff tausend Jungfrauen, zu den drei Königen gen Cöln, Aguluch Maguluch (deren einem kurtz zuvor die Perlengestickte Schuch gestolen waren) zu Sanct Cukakille Mäusen, zu Sanct Wentzel inn Behmen etc.“ Geschichtklitterung, herausg. von A. Alsleben, S. 326. Später S. 412 liest man: „S. Gertraut mit Mäusen, die den Mägden das Werck abbeissen.“

Abraham a santa Clara sagt in seinem „Judas der Erzschelm“: Die hl. Jungfrau Gertraud wird jederzeit als eine Abbtissin mit einem Stab entworffen, an welchem etliche Mäuss auffkriechen, die Ursach dessen such der Leser in der Lebensbeschreibung erstbenannter Heiligen, diessmahls ist das schon genug, dass die Bildnuss besagter H. Gertraud niemahlen ohne Mäuss vorgestellt wird. Das müssen die Jungfrauen wol in Obacht nemmen, wann sie Gern-traut heissen, und so unbehutsamb fast allen gern traunen, dass sie von Mäusen genug und zwar von grossen, kecken, frechen freyen Mäuss-Köpffen werden angefochten (Ausgabe v. 1690 S. 94).

In Tirol ward einst St. Gertraud sehr verehrt, denn noch vor 40 Jahren führten viele Bauern- und Bürgermädchen ihren Namen, in vornehmen Familien musste er seit längerer Zeit anderen weichen. Auffallend zu den einst unzähligen Taufnamen ist die geringe Zahl der ihr geweihten Kirchen. Auf dem landesfürstlichen Schlosse Zenoberg wurde ihr 1288 neben St. Zeno das Kirchlein geweiht (Thaler, Der deutsche Anteil der Diözese Trient, S. 213). Zwei Dörfer, „St. Gertraud in Ulten“ und „St. Gertraud im Unterinnthal“ haben sie zur Kirchenpatronin und führen ihren Namen. Im deutschen Anteil der Trientiner Diözese habe ich, ausser in Ulten, sie nur in Margreid, in der Brixener Diözese in Mühlwald, Ausservillgraten, Sustrans und Sulden als Kirchenpatronin gefunden. Margreid scheint den

1) Jos. Thaler, Der deutsche Anteil der Diözese Trient, S. 213.

2) Wir dürfen wohl anmerken, dass, wie auch E. H. Meyer, German. Mythol. § 93. 238 annimmt, die Mäuse Symbole der Seelen sein können, die nach dem Abscheiden vom Körper die erste Nacht, deutschem Volksglauben gemäss, bei S. Gertrud Herberge fanden.

südlichsten Punkt des Gertrudenkultus zu bilden. Es ist auffallend, dass in ganz Wälschtirol, wo doch viele Martins- und mehrere Leonhards-, ja Wolfgangskirchen sind, nirgends eine Gertrudenkirche vorkommt.

Gufidaun. Ignaz Zingerle.

Die sieben Grafen.

Eine dithmarscher Sage.

Vor vielen, vielen Jahren lebte in Deutschland ein Graf, der hatte sieben Söhne. Seine Frau starb früh. Aber die sieben Söhne wuchsen und gediehen prächtig zur Freude des Vaters. Als sie nun herangewachsen waren, wünschten sie alle sieben zusammen in die Welt zu reisen. Der Vater wollte es anfangs nicht zugeben, dass sie ihn alle auf einmal verlassen sollten; als sie aber nicht nachliessen, mit Bitten in ihn zu dringen, gab er endlich nach. Zuvor mussten sie ihm aber feierlich schwören, einander nicht verlassen zu wollen, sondern treu zusammenzuhalten in Glück und Unglück. Und so zogen sie denn fort in die Welt, nachdem sie den Segen des Vaters empfangen hatten.

Lange waren sie schon gereist, da wurden sie eines guten Tags ein schönes Schloss gewahr. Sie gingen hinein und wurden auch ganz freundlich empfangen. Des Abends trug man ihnen ein prächtiges Essen auf. An dem Abendessen nahm auch die Besitzerin des Schlosses, eine Frau von wunderbarer Schönheit, teil. Sie unterhielt sich mit ihren Gästen aufs freundlichste und wies allen sieben ein prächtiges Schlafzimmer an. Sie begaben sich denn auch bald zur Ruhe. Am andern Tage wollten sie schon weiter reisen. Als sie aber von der Gräfin – denn das war nämlich die Besitzerin des Schlosses — Abschied nehmen wollten, ward diese sehr traurig und bat, sie möchten doch noch eine Zeitlang bei ihr bleiben. Sie wollte dann mit ihnen nach ihren andern Gütern reisen, was ihnen gewiss Freude machen würde. Die sieben Grafen willigten auch gern ein. Die Gräfin bot nun alles auf, ihnen den Aufenthalt bei ihr so angenehm wie nur irgend möglich zu machen. Sie reiste mit ihnen nach ihren andern Gütern und sparte auch keine Mühe, sie mit der Gegend bekannt zu machen. Den sieben Grafen gefiel dieses Leben so sehr, dass sie eine ganze Zeitlang gar nicht an ihren alten Vater daheim dachten und an ihn schrieben.

Die Gräfin hatte sich in den ältesten der sieben Grafen verliebt. Sie war vom ersten Augenblick des Zusammentreffens an auf Mittel und Wege bedacht, ihn allein zu treffen, um ihm ihre Liebe zu gestehen. Endlich traf es sich einmal, dass der älteste der sieben Grafen und die Gräfin sich einander beim Spazieren im Garten trafen. Da gestand sie ihm ihre Liebe und sagte, wenn er sie auch lieb habe, so sei sie geneigt, ihn zu heiraten. Der Graf war über diese Nachricht hocherfreut; denn auch er mochte die Gräfin sehr wohl leiden. Doch müsse er erst einmal mit seinen Brüdern sprechen, und wenn die nichts dagegen hätten, würde er je eher je lieber Hochzeit machen und ihr gewiss ewig treu bleiben. Als die beiden den Garten verliessen, ging der älteste Graf sogleich zu seinen Brüdern und erzählte ihnen alles, was sich zugetragen und was die Gräfin mit ihm gesprochen. Diese hatten durchaus nichts dagegen und freuten sich über ihres Bruders Glück. Nun schrieben sie an ihren alten Vater und baten ihn um die Einwilligung zur Heirat des ältesten Sohnes. Aber da kam die Nachricht aus der Heimat, dass der Vater bereits gestorben sei und dass sie eilig heimkehren müssten, um ihr Erbteil anzutreten. Das aber wollte die Gräfin ungern; und so

wurde denn das väterliche Gut verkauft und die sieben Grafen blieben, wo sie waren. Jeder der Brüder erhielt nun ein Gut. Der älteste Graf heiratete die Gräfin. Alle lebten glücklich und zufrieden; sonderlich die Gräfin mit ihrem Manne.

Wie nun einige Jahre vergangen waren, wollten die sechs jüngeren Brüder eine Seereise machen. Sie wünschten natürlich ihren ältesten Bruder mitzuhaben. Dieser aber mochte ungern seine Frau verlassen. Als aber die Brüder darauf bestanden, dass er mit ihnen müsse, weil sie geschworen hatten, einander nicht zu verlassen, da willigte er endlich ein.

Die Gräfin nähte nun zwei ganz neue Hemden. Das eine musste der Graf anziehen und das andere zog sie an und sprach: „Solange als dein Hemd rein und unbeschädigt bleibt, solange bin ich dir getreu; wird es aber schmutzig und zerrissen, so kannst du daraus schliessen, dass ich dir untreu geworden bin; und solange mein Hemd rein und unbeschädigt bleibt, bist du mir treu; wird es aber schmutzig und zerrissen, so kann ich daraus schliessen, dass du den Eid der Treue gebrochen hast, den wir einander geschworen haben.“ Darauf nahmen die beiden zärtlich Abschied von einander, und die sieben Grafen gingen an Bord eines sehr schönen Schiffes und fuhren mit gutem Winde davon. Eine Zeitlang waren sie bereits auf der See gewesen, da bekamen sie verkehrten Wind und wurden an eine unbekannte Küste verschlagen. Kaum hatte man sie hier bemerkt, als man sie auch schon gefangen nahm und als Sklaven verkaufte. Die sieben Grafen wurden nun dem türkischen Sultan überbracht und mussten in dem kaiserlichen Garten arbeiten. Alle Sklaven waren gezwungen, hier nackend zu gehen. Nur den sieben Grafen ward erlaubt, ihre Hemden anzubehalten.

Und merkwürdig! Das Hemd des ältesten Grafen blieb stets sauber und rein, während die Hemden der Brüder schmutzig wurden und auch bald zerrissen. Darüber wunderte sich der General des Sultans so sehr, dass er den ältesten Grafen eines guten Tages fragte, wie das doch zuginge, dass sein Hemd so sauber und heil bliebe, während die Hemden seiner Brüder schmutzig und zerrissen seien. Da erzählte der älteste Graf ihm, dass er in der Heimat eine Frau habe, und was diese über sein Hemd gesagt habe. Da lachte der General und sprach, dass er ein Narr sei, wenn er glaube, dass seine Frau ihm noch treu wäre. Der Graf aber beteuerte, dass seine Frau ihm niemals die Treue brechen würde, möge da kommen, was da wolle. Sprach der General: Ich will einmal hinreisen nach Deutschland und deine Frau auf die Probe stellen; und wenn ich dann finde, dass sie dir wirklich die Treue bewahrt hat, so will ich dir und deinen Brüdern zur Freiheit verhelfen.

Der General reiste auch wirklich bald darnach ab, und als er am Ziele seiner Reise war, liess er sich sofort bei der Gräfin anmelden und ward auch nach seiner Würde empfangen. Er fing auch sofort mit ihr über ihren Mann an zu sprechen, dass er mit seinen Brüdern in der Türkei und Sklave des Sultans sei. Er aber wolle ihnen die Freiheit verschaffen, wenn sie ihm eine Bitte erlauben wolle, nämlich die: Eine Nacht bei ihr zu schlafen. Die Gräfin versprach ihm das und bat ihn, er möge nur des Abends wieder kommen; und so ging er fort. Die Gräfin gedachte aber ganz anders. Sie stellte ihre Diener mit Peitschen bewaffnet in einem Nebenzimmer auf und befahl ihnen, auf ihren Wink herbeizueilen und den General hinauszupeitschen.

Der Abend kam und mit ihm der General. Die Gräfin empfing ihn ganz freundlich und wies ihm ein prächtiges Bette an. Der General wollte mit seinen Kleidern hineinsteigen. Die Gräfin aber sprach, sie sei es nicht anders gewohnt,

als bei einem nackenden Mann zu schlafen. Er musste sich also ausziehen und nackend ins Bett legen. Nun trat die Gräfin zu ihm und erfragte noch dies und jenes über ihren Mann und seine Brüder; und als sie alles genau wusste, gab sie ihren Dienern einen Wink, die denn mit ihren Peitschen herbeieilten und den General so fürchterlich schlugen, dass er jämmerlich schrie und nackend, wie er war, nach seinem Schiffe lief.

Die Gräfin aber wollte jetzt ihren Mann und seine Brüder retten, oder auch mit ihnen sterben. Noch in derselben Nacht liess sie sich Pilgerkleider machen, die so fein waren, dass sie dieselben in der Tasche tragen konnte. Diese zog sie am andern Morgen an, nahm eine Harfe und ging als Pilgrim verkleidet nach dem Schiffe des türkischen Generals. Hier gab sie sich für einen Pilger aus, der sein Brot mit Singen und Spielen verdienen müsse, und bat, er möge ihn mitnehmen nach der Türkei. Der General hörte gern Musik und Gesang und nahm den Pilger mit. Unterwegs auf der See musste der Pilger dem General oft etwas vorsingen und vorspielen. Unter anderm sang und spielte er folgendes Lied:

1. Was fehlet dir, mein Herz,
dass du in mir so schlägest?
Wie kommt es, dass du dich
in mir so heftig regest?
Warum erhältst du dich
mit deiner starken Macht?
Warum entziehst du mich (mir)
den süssen Schlaf bei Nacht?

2. Ich weiss die Ursach' wol,
darf solches nur nicht sagen!
Der Himmel hat jetzt Lust
mein Herze so zu plagen.
Es schlagen über mich
die Unglückswellen her;
ich schweb' in voller Angst
auf einem wilden Meer.

3. Mit einem Trauerflor
hat sich mein Herz umhüllet;
mein ganzer Lebenslauf
mit Kummer angefüllet;
ich kenn' mich fast nicht mehr,
ich lebe ohne Ruh',
das Glück, das ist mir feind,
kehrt mir den Rücken zu.

Endlich kam das Schiff in der Türkei an. Der Pilger verliess dasselbe und ging in die Stadt. Der General ging zum Sultan und erzählte diesem, dass er einen Pilger aus Deutschland mitgebracht habe, der ausserordentlich schön singen und spielen könne. Auch der Sultan war ein grosser Freund von Musik und Gesang und liess den Pilger sofort holen. Und als dieser nun vor dem Sultan vortrefflich sang und spielte, behielt er ihn bei sich. Als er einige Tage hier gewesen war, ging er eines Tages im Garten spazieren und sah die sieben Grafen. Er nahm seine Harfe und spielte und sang:

4. Ich kam vor kurzer Zeit
in einen schönen Garten;
daselbst erblickte ich
der Blumen manche Arten;
und unter selben sah
ich eine Rose blüh'n;
ich wünsche mir nichts mehr
als die zu mir zu zieh'n.

5. O edle Rose, du!
die unter Dornen sitzest,
und wenn du mir auch gleich
mein ganzes Herz durchritzest,
so will ich lieben dich,
die Wunden trage ich;
vergönne mir die Ehr',
gedenk' einmal an mich!

6. Jetzt muss ich ganz betrübt
aus diesem Garten gehen,
und niemand fraget mich,
wie mir es wird ergehen.
Wer meinen Zustand weiss,
der spottet meiner nicht;
sonst wollte wünschen ich,
dass ihm wie mir geschicht.

Der Pilger war ausserordentlich schön. Kein Wunder also, dass die türkische Prinzessin sich in ihn verliebte. Eines Tages fand sich auch Gelegenheit, ihm ihre Liebe zu gestehen. Der Pilger entgegnete allerdings: Ach, ich bin ja viel zu geringe für dich, und dein Vater, der Sultan, wird einer Heirat zwischen uns beiden nie seine Zustimmung geben. Die Prinzessin aber sprach: „Ich rechne nichts auf meines Vaters Reichtum und Krone, und wenn du ebenso denkst, wie ich, so wollen wir beide miteinander nach Deutschland entfliehen.“ Da ward der Pilger sehr froh und sprach: „Ich willige mit Freuden ein und wir werden in Deutschland miteinander auch glücklich und zufrieden leben können. Aber, wie sollen wir unbemerkt fortkommen?“ „Wohlan!“ entgegnete die Prinzessin, „mein Vater hat eine wichtige Reise vor. Er wird dich mitnehmen wollen, da er deinen Gesang kaum einen Augenblick entbehren mag; aber du musst dich krank stellen; dann wird er dich freilassen. Ich will unterdessen alles zur Abreise bereit machen lassen.“

Bald darauf reiste nun der Sultan fort. Der Pilger blieb zu Hause, weil er krank geworden war. Die Prinzessin hatte in aller Stille ein grosses Schiff ausrüsten lassen. Als nun alles zur Abreise bereit war und man schon an Bord gehen wollte, sagte der Pilger zu der Prinzessin: „Ich habe noch eine Bitte.“ „Und welche denn?“ fragte die Prinzessin. „Die sieben Grafen, die da und da in dem Garten arbeiten,“ sprach der Pilger, „sind meine Landsleute und die möchte ich gerne mitnehmen.“ „Gut,“ sprach die Prinzessin, „die Bitte sei dir gewährt,“ und sofort wurden nun die sieben Grafen geholt, an Bord gebracht, und das Schiff segelte mit gutem Winde davon.

Als das Schiff in Deutschland ankam, erhielten die sieben Grafen ihre Freiheit. Sie bedankten sich unter Thränen und gingen nach dem Schlosse der Gräfin. Alles freute sich hier, dass der gnädige Herr wiedergekommen sei. Aber die Gräfin, sagte man ihm, sei nicht zu Hause, die sei vor einigen Jahren mit einem türkischen General davongereiset, um ihn und seine Brüder zu erlösen. Da erschrak der Graf und meinte, dass seine Gemahlin ihm ohne Zweifel untreu geworden sei. Ja, wenn sie wiederkehren sollte, so würde er sie nicht als seine Gemahlin ansehen, sondern für ihre Untreue strenge bestrafen.

Die Gräfin war noch auf dem Schiffe. Sie zog ihre Pilgerkleider aus, offenbarte sich der Prinzessin und sprach, dass sie einander nicht heiraten könnten, da sie einerlei Geschlecht seien. Der älteste der sieben Sklaven sei auch ihr Mann. Da wurde die Prinzessin sehr betrübt und weinte. Die Gräfin aber sagte, sie solle nur ruhig sein, sie solle ein prächtiges Gut haben und könne dann in Deutschland ebenso vergnügt und zufrieden leben, als in der Türkei. Hierauf verliess sie das Schiff und versprach der Prinzessin, sie sobald als möglich abzuholen.

Wie nun die Gräfin heimkam auf ihr Schloss, wollte ihr Mann sie nicht als seine Frau anerkennen, sondern nannte sie eine Hure und liess sie ohne weiteres ins Gefängnis werfen. Das war also der Lohn für ihre Treue und Hingebung.

Als sie im Gefängnis sass, merkte sie, dass ihr Mann vorüberging. Rasch nahm sie ihre Harfe zur Hand und sang und spielte:

7. Ach, hätt' ich meinen Fuss
dir nie zu nah' gesetzet,
so hätt' der Dornen Stich
mein Herze nicht verletzet;
mein allzukühner Sinn
hat mich dahin gebracht,
dass ich bin ganz verirrt
und auch dazu veracht'.

Der Graf aber merkte und hörte nichts davon, sondern wollte sie am andern Morgen nach dem Richtplatze hinausführen und hinrichten lassen. Seine Brüder freilich baten ihn dringend, die Sache doch erst gehörig zu untersuchen. Doch der Graf liess sich nicht bereden, und so ward die Gräfin in einem Verdeckwagen nach dem Richtplatze geführt. Unterwegs aber sang und spielte sie:

8. Ist jetzt denn das mein Lohn?
— o, zärtliches Verlangen —
dass ich bin weit um dich,
bin über's Meer gegangen
und habe dich erlöst
aus Ketten und aus Banden.
Die Rose, die ich lieb'
ist jetzt in fremden Handen.

Im Wagen zog sie ihre Pilgerkleider wieder an, und als Pilger stieg sie auf dem Richtplatz aus dem Wagen und sang und spielte:

9. Kennst du den Pilger nicht,
dass du ihn so verstossest?
der viel gewagt um dich,
dass du nun bist erlöset
wohl aus der Türken Hand
gebracht bis in dein Land;
ist das für meine Lieb
die ich an dir gewandt?

Wie der Graf das sah und hörte, stand er da, wie vom Donner gerührt und konnte kein Wort reden. Sie aber sang und spielte weiter:

10. Ade, mein wertes Kind!
Thu' dich doch recht besinnen,
wie ich dich dort empfing,
wie mir die Thränen rinnen
von meinen Wangen her,
da ich dich liebt' so sehr.
Der Sultan wundert sich
alsbald sehr über mich.

Da schlug der Graf in sich und erkannte, dass jener Pilger seine Gemahlin sei, und dass die ihn erlöset habe aus der Sklaverei und fing jetzt auch an zu singen:

11. Jetzt bricht mein Herz entzwei.
Wie hab' ich mich vergangen
an dir, mein wertes Kind,
wie ich dich hab' empfangen:
ich falle nieder hier
auf meine matte Knie;
ich küss' dir Hand und Fuss,
ach Kind, verzeih' es mir.

12. Weil du mich hast erlöst
aus Ketten und aus Banden,
Von Türken frei gemacht,
gebracht bis in mein Land;
will ich mein Lebenlang
dir willig sagen Dank,
ich will dein Diener sein,
von Herzen, Schönste, mein.

Sie vergab ihm natürlich gern, denn sie liebte ihn noch immer so zärtlich wie früher und sang:

13. Weil du, mein wertes Kind,
so zärtlich hast gebeten,
so sei versichert nun,
kannst freudig zu mir treten;
du bist's, den ich geliebt
und hab' um dich gewagt
mein Leben, Leib und Blut.
War nicht um's Herz verzagt.

Sie stiegen nun zusammen in die Kutsche und fuhren unter dem Jubel des Volkes zurück nach dem Schlosse. Noch an demselben Tage ward die Prinzessin vom Schiffe geholt. Der jüngste Graf heiratete die Prinzessin und alle lebten glücklich bis an ihr Ende, und wenn sie nicht tot sind, so leben sie noch.

Von meiner verstorbenen Tante vor ungefähr 50 Jahren in Lunden in Dithmarschen aufgezeichnet. Eine Aufzeichnung aus dem Lauenburgischen bei Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg No. DCVII Von dem König von Spanien und seiner Frau.

Dahrenwurt bei Lunden in Holstein. Heinrich Carstens.

Zu den Sieben Grafen.

K. Müllenhoff hat in der Anmerkung zu der von ihm mitgeteilten Variante dieser weit verbreiteten Geschichte auf die Zusammengehörigkeit mit dem alten Liede vom Grafen von Rom (Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder II, 784) und dem flämischen Volksbuche vom Ritter Alexander aus Metz und seiner Frau Florentine (Auszug daraus als „Der Mann im Pflug“ in den deutschen Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm, No. 537, 3. Aufl.) hingewiesen. Über die Verbreitung des Stoffes können wir in Kürze verweisen auf Franz Böhme, Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen in Wort und Weise. Leipzig 1877. S. 41—43, wo ausgeführt wird, dass die älteste erhaltene poetische Bearbeitung des Stoffes ein im 15. Jahrhundert verfasster Meistergesang ist: Alexander von Metz in gsangswyss, der im 16. und 17. Jahrhundert öfter gedruckt ward (nach einem Züricher Druck bei Ph. M. Körner, Historische Volkslieder. Stuttgart 1840. S. 49—67). In diesem Meistergesang findet sich auch das Wunderhemd der dithmarscher Erzählung, auf das auch Fischart im 5. Kapitel der Geschichtklitterung in den Worten anspielt: „auf dass sie ihren Alexander von

Metz (im weissen Badhembd) im Pflug nicht verliere". (Ausgabe von Alsleben. Halle 1891, S. 107.)

Sangmässig im Hildebrandston ist das Volkslied Der Graf von Rom oder der Graf im Pfluge, als dessen ältester Druck ein Bamberger von 1493 bekannt ist. Die Weise ist von Fr. Böhme wiedergefunden und a. a. O. S. 38 gegeben. Der Inhalt stimmt im wesentlichen zu dem Meistergesange, nur ist das Wunderhemd vergessen. Das Lied ward oft gedruckt und kommt auch niederdeutsch vor. (Vgl. Böhme a. a. O. Gödeke, Grundriss I. S. 310. 2. A. Weller, Annalen I. S. 199. 200.)

Die Gedichte verbreiteten sich weit, auch über die deutschen Grenzen, und auf sie, namentlich auf den älteren Meistergesang, gehen nach aller Wahrscheinlichkeit die prosaischen Erzählungen zurück. So weist auch das niederländische Volksbuch Florentina de getrouwe sichtlich auf ein Lied als Grundlage hin (Mone, Übersicht der niederländischen Volkslitteratur älterer Zeit, S. 65).

In Steiermark war ein Lied vom Grafen Säuberlich noch in diesem Jahrhundert bekannt. Es beruhte auf Abschriften eines fliegenden Blattes: „Ein sehr schönes neues Lied von dem Grafen von Rom, wie es ihm ergangen ist, als er von den Türken gefangen worden. In seiner eignen Melodey zu singen."

Der Stoff ist aus zwei Sagen verbunden. Die eine erzählte die Befreiung eines gefangenen Kreuzfahrers oder Palästinapilgers aus der Sklaverei, die zweite berichtete von einer Keuschheitsprobe mittels eines wunderbaren Hemdes. Wir finden die zweite Sage im 69. Kapitel der Gesta Romanorum (de castitate): Ein Baumeister (carpentarius) hatte die schöne Tochter eines Ritters wegen seiner Klugheit und Kunst zur Frau bekommen. Nach der Hochzeit übergab die Schwiegermutter ihm ein Hemd, das solange rein und unverändert in der Farbe und unzerschlissen sein werde, solange die Gatten sich treu seien; das aber jene Eigenschaft verliere, sobald eines von ihnen die Treue verletze. Der Baumeister ward wegen eines Schlossbaues zum König berufen und zog das Hemd an, das zu aller Verwunderung ganz rein blieb. Inzwischen versuchten drei Ritter die junge Frau zu verführen, die aber sie abwies und einen nach dem andern bei Wasser und Brot eingesperrt hielt, bis der Gatte zurückkehrte, dessen Hemd rein und ganz geblieben war. Beide blieben bis zu ihrem Ende in echter Liebe sich treu.

Die Geschichte von dem Hemd scheint aus dem Orient zu stammen, vgl. die Nachweisung in Oesterleys Ausgabe der Gesta Romanorum, S. 723.

Die dithmarsische Aufzeichnung, die oben mitgeteilt worden ist, lässt die alten Grundzüge der Geschichte noch gut erkennen. Der Märchenzug, dass mehrere Brüder ausziehen, ihr Glück zu suchen, ist in ihr besser bewahrt, als in der lauenburgischen Fassung bei Müllenhoff. Die falsche Klage gegen die Frau ist in der dithmarsischen Erzählung bis zur Verurteilung derselben gesteigert. Die alte Mönchsverkleidung ist hier zum moderneren Pilgergewand geworden; in der lauenburgischen Fassung vermummt sich die Frau in einen Einsiedler. Das sentimentale Lied, übrigens in achtzeiliger Strophe, gehört wohl in jetziger Gestalt erst unserm Jahrhundert an; die Aufzeichnung bei Müllenhoff hat nur die erste Hälfte der sechsten Strophe bewahrt, und noch dazu mit Veränderung. Wichtig ist, dass beide norddeutsche Texte noch das Wunderhemd kennen. In der hessischen Variante Konrad von Tannenberg (J. W. Wolf, Hessische Sagen. Leipzig 1853. No. 238) wird es nicht erwähnt. K. Weinhold.

Erlöschen der Altarkerzen.

Weit verbreitet in Deutschland ist der Glaube, dass das Erlöschen einer Altarkerze den Tod eines an der Kirche angestellten Geistlichen anzeige (Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 2. Aufl. § 301. Berlin 1869). In Schlesien wird an Kirchen, die mehrere Geistliche haben, jedem derselben seine Kerze von abergläubischen Leuten zugeteilt. Ein alter Beleg für den Glauben an dieses Vorzeichen findet sich in dem Briefe Luthers an Wenzeslaus Link vom 23. Januar 1527 (de Wette, Briefe Luthers 3, 156), worin er seinem Freunde das ihm von Nikolaus Ambsdorf geschriebene wunderbare Ereignis mitteilt, dass im Magdeburger Dom am Feste der Beschneidung Christi (1527) in der Mette plötzlich alle Kerzen, die auf allen Altären, auch in den Seitenkapellen brannten, sowie alle Lampen erloschen seien, ausgenommen eine einzige vor dem Allerheiligsten. Unmöglich könne das der Windzug gethan haben. Manche deuteten es auf den Tod der Domherren, unter Erinnerung daran, dass vor dem Tode des Erzbischofs Ernst († 3. August 1513) die grosse Kerze herabgefallen, erloschen und zerbrochen sei. Deus videbit, fügt L. hinzu. Signa multa fiunt non irrita futura (es giebt viele Vorzeichen, die nicht täuschen). K. W.

Matthias v. Lexer †.

Am 16. April d. J. starb zu Nürnberg auf der Rückreise von Berlin nach München Matthias v. Lexer, ord. Professor der deutschen Philologie an der königl. Universität zu München, ord. Mitglied der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften und des obersten Schulrates des Königreichs Bayern.

Geboren am 18. Oktober 1830 zu Liesing im Lesachthal in Kärnten, nahe der Tiroler und der italienischen Grenze, hatte er in Klagenfurt seine Gymnasialstudien gemacht und dann auf den Universitäten Graz, Wien und Berlin hauptsächlich der deutschen Sprach- und Litteraturwissenschaft sich gewidmet. Zwei Jahre war er Hilfslehrer am Gymnasium in Krakau gewesen. Nach einer Thätigkeit als Hofmeister in einer vornehmen ungarischen Familie ward er als Hilfsarbeiter an den deutschen Städtechroniken nach Nürnberg berufen. 1863 ward er Professor der deutschen Philologie an der Freiburger Universität. 1868 erhielt er einen Ruf nach Würzburg und wirkte an der Julius-Maximilians-Universität bis zum August 1891. Da übernahm er seine einflussreiche Stellung in München.

Die wissenschaftlichen Hauptarbeiten v. Lexers sind sein Mittelhochdeutsches Handwörterbuch (1869—1878. 3 Bde.) und der VII. Band des deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm (N—Q); von dem XI. Bande T. U. waren ihm nur drei Hefte zu vollenden vergönnt. Für die Volkskunde ist er von Bedeutung durch sein treffliches Kärntisches Wörterbuch mit einem Anhang: Weihnachts-Spiele und Lieder aus Kärnten (1862) und durch kleinere dialektliche und mythologische Beiträge zu K. Frommanns Deutschen Mundarten und J. Wolfs und W. Mannhardts Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde.

In der Beilage No. 99 zur Allgemeinen Zeitung vom 28. April 1892 und in dem 2. Hefte des XXV. Bandes der Zeitschrift für deutsche Philologie habe ich den teuren Verstorbenen, der ein ebenso tüchtiger Gelehrter als vortrefflicher Mensch war, näher geschildert. K. W.

Bücheranzeigen.

Wlislocki, Dr. Heinrich von, Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner. Vorwiegend nach eigenen Ermittelungen. (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. IV. Band.) Münster i. W. 1891. S. XIV, 184.

In einer Sammlung von „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte" einem Buche zu begegnen, das von der Religion der Zigeuner handelt, wird manchen in Erstaunen setzen. Die besten Kenner der Zigeuner wie Zippel, Borrow, Paspati, Liebich u. a. sind einstimmig der Ansicht, dass von Religion bei den Zigeunern kaum die Rede sein kann. Und was wir bisher darüber wussten, war in der That sehr wenig. Liebich (Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Leipzig 1863 p. 29 ff.) hat so ziemlich alles zusammengestellt, was man als Religion ansehen kann. Die eigentümlichen Gebräuche der deutschen und englisch-schottischen Zigeuner beim Tode eines Verwandten (Smart and Crofton, The Dialect of the English Gypsies 2. Edition London 1875 p. 202 f. Leland, The English Gipsies and their Language London 1874 p. 48 ff. Walter Scott, Guy Mannering p. 461 der Tauchnitz-Edition), sowie ihre Verehrung und Scheu vor den Toten, der allgemein unter den Zigeunern verbreitete Glaube an Gespenster aller Art — dies und anderes liesse sich verwerten, um den Ahnenkultus als ursprüngliche Religion der Zigeuner zu erweisen. Die Totenverehrung hat in Indien von frühester Zeit an eine hervorragende Rolle im religiösen Leben gespielt (Caland, Über Totenverehrung bei einigen der indogermanischen Völker. Amsterdam 1888) und sie könnte bei den Zigeunern sehr wohl ein Erbe aus ihrer alten Heimat sein. Was Sundt gelegentlich von dem Gotte Dundra-Alako erzählt, steht ganz vereinzelt da und ist keinesfalls ursprünglich, da Dundra das dänische dundre (donnern), Alako aber das finnische alakuu (abnehmender Mond) ist (Beretning om Fante-eller Landstrygerfolket i Norge. Christiania 1852 p. 20. 105 ff.). Der Mond wäre gewiss eine passende Gottheit für die Zigeuner; aber seine Verehrung lässt sich glaubwürdig nicht nachweisen und ebensowenig findet Lelands Angabe Bestätigung, dass die zigeunerischen Namen für Sonne und Mond ein Geheimnis seien (The Gypsies, London 1882 p. 344). Paspati versichert; „qu'il n'y a aucun vestige de religion, ou de foi, importée de leur propre pays. Tout a été oublié. Même dans leurs chansons et contes, dont plusieurs datent des générations passées, il n'y a aucun vestige d'antique foi" (Les Études sur les Tschinghianés. Constantinople 1870 p. 27).

Um so überraschender muss die Fülle der Mitteilungen wirken, die Wlislocki in dem vorliegenden Buche über Glauben und religiösen Brauch der Zigeuner, speziell der transsilvanischen, macht. Ein sehr grosser Teil des hier Veröffentlichten ist schon aus andern Arbeiten Wlislocki's bekannt, namentlich aus seinem Buche: „Vom wandernden Zigeunervolke". Hamburg 1890. Ich habe dieses Buch eingehend besprochen und schwere Bedenken gegen seinen Inhalt und die von Wlislocki angewendete Methode ausgedrückt (Göttingische Gelehrte Anzeigen 1890 p. 969 ff.). Dieselben Bedenken habe ich gegen das vorliegende Buch. Wlislocki ist der Ansicht, dass „in Siebenbürgen und Ungarn allein die Zigeuner vielleicht

die meisten Bruchstücke ihres alten Glaubens erhalten haben" (Vom wandernden Zigeunervolke p. 253), und so hat er auch in diesem Buche „in erster Reihe die Zigeuner der Donauländer in Betracht gezogen, weil hier noch uralter Glauben unverfälscht oder weniger von fremdem Einfluss durchsetzt zu finden ist" (p. XII). Niemand wird leugnen, dass viele Mitteilungen in dem Buche für Denken und Glauben der transsilvanischen Zigeuner des heutigen Tages von hohem Interesse sind, aber darin uralte Gebräuche sehen zu wollen, die die Zigeuner aus ihrer indischen Heimat mitgebracht haben, ja sie sogar auf Naturmythen zurückzuführen (p. 56), heisst die geschichtlichen Thatsachen verkennen. Weitaus der grösste Teil der Gebräuche trägt deutlich den Stempel der Entlehnung. Die Zigeuner sind ein abergläubisches Volk, dass sich ungemein schnell in den Gedankenkreis fremder Nationen einlebt, um so leichter, wenn es, wie in den Donauländern, ungehindert in beständigem Verkehr mit ihnen bleiben kann. So erklärt es sich ganz von selbst, dass gerade dort die Zigeuner sich so viele Lieder, Märchen und Erzählungen angeeignet haben, die nachweislich ungarisch, serbisch oder rumunisch sind. Und nicht anders steht es mit den Volksgebräuchen und dem Glauben. Dass die Zigeuner selbst an die von ihnen verfertigten Amulette, Zauberapparate u. dgl. glauben, wie Wlislocki versichert, ist ganz unwahrscheinlich. Man lese z. B. was er p. 65 (vgl. p. 146) von der „Haselschlange" sagt und vergleiche damit, was Sundt (l. c. p. 152 f.) von dem „busten" und dem „hvidormsryg" der norwegischen Zigeuner berichtet und man wird sich unschwer überzeugen, dass es sich nur um einen Betrug der dummen gaje handelt. Wlislocki unterscheidet das nirgends und jeder Leser muss den Eindruck gewinnen, dass die Zigeuner selbst an den Schwindel glauben, den sie ausüben. Auch in diesem Buche sind die Übersetzungen oft sehr frei. Ich muss daher auch von ihm aussprechen, was ich von dem früheren bemerkt habe, dass es mit der grössten Vorsicht benutzt werden muss. Für die Kenntnis echtzigeunerischer, alter Sitten und Anschauungen ist es von dem Laien nicht zu gebrauchen.

Halle a. d. Saale. R. Pischel.

Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde, herausgegeben von Dr. Oskar Brenner und Dr. August Hartmann. Band I. Heft 2. 3. München 1891/92. Christian Kaiser. S. 161–480. 8°.

Der erste Band des in unserer Zeitschrift I, 345 begrüssten neuen Unternehmens ist hiermit abgeschlossen. Es zeigt sich nunmehr noch entschiedener als im 1. Hefte als nah verwandt den deutschen Mundarten des sel. Karl Frommann, indem der Inhalt fast ganz der Dialektkunde, hauptsächlich der bairischen und angrenzenden Landschaften, zu Gute kommt. Die grösseren Artikel sind Fortsetzungen von im 1. Heft begonnenen. Prof. Brenner hat eine Bücherschau und ein Register beigegeben, die beide nützlich sind. Wir wollen wünschen, dass es den Herausgebern gelingt, recht viel tüchtig geschulte Mitarbeiter zu gewinnen. Die Dialektforschung erfordert eine Menge Kenntnisse und auch Fertigkeiten, soll sie der Wissenschaft wirklichen Dienst leisten. K. W.

Sagen Niederösterreichs. Gesammelt, erzählt und erläutert von P. Willeb. Ludw. Leeb. 1. Band mit Einbegleitung von K. Landsteiner. Wien Heinr. Kirsch. 1892. S. XIV. 156. 8°.

Für die Sammlung der Volkssagen Niederösterreichs ist noch viel zu thun. In Erkenntnis davon hat sich Herr P. Leeb die Ausfüllung dieser Lücke vorgesetzt, und er ist jedenfalls dazu wohl geschickt, da er aus dem Volke stammt und unter dem Volke lebt. Der vorliegende 1. Band bringt 195 Nummern, die vom Herrn Verfasser und einigen Helfern mit geringen Ausnahmen unmittelbar aus der Quelle geschöpft sind. Die Sagen sind schlicht erzählt. „Um die gebildeten Kreise für den wundersamen Sagenhort unseres Volkes mehr zu interessieren, meinte ich Erklärungen und erläuternde Analogien anmerken zu sollen, und zwar auf Grund der sog. Kuhnschen Lehre;“ so Herr P. Leeb. Gegen solche Anmerkungen ist an sich nichts einzuwenden, sie können sogar sehr nützlich und anregend oder, wenn sie Sachliches enthalten, notwendig sein. Andererseits können sie aber auch, wenn sie irriges und schiefes ausführen, was bei mythologischen Dingen leicht geschieht, Schaden stiften, da die Scheidung von Wahrem und Falschem nicht jedes Lesers Sache ist. Weit nützlicher wäre die durchgehende Anführung der Varianten der Sagen in anderen Sammlungen, wozu freilich eine mythologische Bibliothek gehört, die sich nur selten findet. Übrigens hat Herr P. Leeb manchen Sagen solche Nachweisungen beigegeben.

Eine hübsche Zugabe des Buches sind drei Landschaftsbilder in Holzstich nach photographischen Aufnahmen, die fremde Leser in die Heimat der Sagen versetzen und ein empfehlenswerterer Schmuck sind, als mässige Darstellungen dieser oder jener Sagenscene. Möge das 2. Bändchen bald nachfolgen!

K. Weinhold.

Kärntner Alpenfahrten. Landschaft und Leute. Sitten und Bräuche in Kärnten. Geschildert von Fr. Franziszi. Mit einem Geleitbrief von A. Frhr. v. Schweiger-Lerchenfeld. Wien. F. Rörich. 1892. S. 136. 8°.

Der Verfasser dieses Büchleins, Herr Dechant Franziszi in Grafendorf im Gailthal in Kärnten, hat sich bereits 1879 durch seine Kulturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten (Wien, Braumüller) als guter Beobachter des Volkslebens seiner Heimat bekannt gemacht. In seinem neuesten, von dem Grillparzerverein in Wien herausgegebenen Werkchen giebt er allerdings mehr Schilderungen von Bergwanderungen, die er in den kärntischen Alpen machte; allein es fällt dabei auch für Kunde der Sitten und Bräuche der deutschen und windischen Bewohner des schönen Landes gar manches Schätzbare ab. So wird auf den S. 55—66 das dramatisch belebte Gespräch zwischen dem Brauttruhenführer (Vâlesfüerer) und den Wächtern der Klause, die vor dem Wohnort des Bräutigams errichtet ist, aus einer Heiligenbluter Handschrift mitgeteilt. Das Bildnis des Herrn Verfassers und eine Ansicht des Grossglocknergipfels schmücken das saubere Büchlein.

K. Weinhold.

Bulletin de Folklore. Organe de la Société du Folklore Wallon. Directeur pour 1891 Eugène Monseur. I. 2. Bruxelles, J. Lebègue et Cie. 1891. S. 83—180. 8°.

Von dem Questionnaire und von dem ersten Heft der neugegründeten Gesellschaft für wallonische Volkskunde in Brüssel haben wir schon in unserm 1. Bande

S. 454 Nachricht gegeben und den vielversprechenden Anfang der Arbeiten dieses Vereins gebührend begrüsst. Die zweite Hälfte des Bulletin liegt nun vor und bestätigt unsere gute Meinung. Das Heft enthält: das Kinderspiel Porte d'enfer et porte paradis (unser Brückenspiel, vgl. Zeitschr. für deutsche Mythologie IV, 301—320) von M. Wilmotte. — Neue Varianten zu dem Märchen vom singenden Knochen (Grimm, Kinder- u. Hausmärchen Nr. 78) von F. Simon u. E Monseur. Eine wallonische Variante des Machandelbom, von Delaite; ein Rezept aus dem 13. Jahrhund. aus einer Darmstädter Handschrift von Wilmotte mitgeteilt; Wallonische Volksbotanik von J. Feller; Bücherbesprechungen und Gesellschaftsberichte. K. W.

Ch. Thuriet. Traditions populaires du Doubs. Paris, E. Lechevalier, Librairie historique des provinces. I. Vol. in 16. S. XXXV. 535.

256 récits recueillis dans les quatre arrondissements du département du Doubs, Besançon, Baume-les-Dames, Montbéliard, Pontarlier. Traditions merveilleuses et légendes religieuses, contes histoires tragiques et bourlesques relatives aux villes et villages, aux châteaux et forteresses, aux monastères, églises et chapelles, aux forêts, rivières, sources, torrents, ponts, rochers, cavernes et précipices de la contrée. Un personnel fantastique varié figure dans ces récits: géants, fées, dames blanches, dames vertes, follets, démons, diables, sorciers et sorcières, chasseurs infernaux. revenants, saints et saintes, ermites, moines et nonnes, chevaliers, dames, damoiselles et bergères, bûcherons, laboureurs et bourgeois, animaux fabuleux, dragons, bêtes parlantes, arbres enchantés, fleurs animées etc. etc. Parmi les légendes, celles de la Vierge sont particulièrement intéressantes pour la Volkskunde des pays catholiques.

Berlin. M. Marelle.

Das Passionsspiel des Böhmerwaldes. Von J. J. Ammann. Aus dem 30. Jahrgange der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag, Hofbuchdruckerei A. Haase. 1892. S. 118. 8°.

Herr Gymnasialprofessor Ammann zu Krummau in Böhmen, unser geschätzter Mitarbeiter, veröffentlichte in der zu besprechenden Schrift das im Markte Höritz durch den Leinweber Paul Gröllhesl 1816 verfasste Passionsspiel, das im wesentlichen nach Stoff und Text aus dem Volksbuche „Das grosse Leben Christi — — von P. Martin von Cochem“ genommen ist. Aus der Erinnerung an die Höritzer Aufführungen „des Passion“ und mit Benutzung des Cochem stellte der Vorbeter Anton Pangerl in Tweras († 1869), ein in seiner Gegend beliebter Volkspoet, auch ein Spiel zusammen, das im Bunde mit dem Höritzer Drama das Passionsspiel des Böhmerwaldes ergiebt. Als Vorspiel ist dem Höritzer Passion ein Paradeisspiel vorangestellt, das auf Bekanntschaft mit den verwandten Spielen des gleichen Inhalts schliessen lässt, sowie sich auch im eigentlichen Passion von Cochem unabhängige Berührungen mit anderen Volksschauspielen vom Leiden Christi finden. Darüber sowie über alles Einschlägige, auch über die sprachliche Form, hat Herr Amman wohl überlegt gehandelt. In den Anmerkungen führt er das Verhältnis des Höritzer Passion zu Cochems Leben Jesu und zu dem Tweraser Spiel sorgfältig aus. K. W.

Deutsche Puppenspiele, gesammelt und mit erläuternden Abhandlungen und Anmerkungen herausgegeben von Artur Kollmann. Erstes Heft. Leipzig, F. W. Grunow. 1891. S. 109. 8°.

Herr K. legt mit diesem ersten Heft den Anfang einer umfangreichen Sammlung von Puppenspielen vor. Er hat viel mit Puppenspielern verkehrt und berichtet darüber in breitem Plauderton, wobei einzelnes für die Geschichte der Texte abfällt. Leider geht dem Herausgeber die Schulung für seine Aufgabe ab, und so wird sein sonst dankenswertes Unternehmen dilettantisch bleiben, gleich diesem ersten Heft, das ausser einem allgemeinen Vorworte das Spiel: Judith und Holofernes nach der Niederschrift eines Puppenspielers P. K. von 1849, und eine Plauderei zum Puppenspiel von Dr. Faust enthält. K. W.

Karl von Amira, Tierstrafen und Tierprozesse. Aus: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung. XII. Band, 4. Heft. Innsbruck 1891. S. 57. 8°.

Zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten begegnet die eigentümliche Erscheinung, dass Tiere anscheinend prozessualischer Verfolgung und öffentlicher Bestrafung wegen Missethaten unterworfen werden. Sie wird, nachdem sie schon vielfach und unter sehr ungleichartigen Gesichtspunkten erörtert worden, in der vorliegenden Schrift von einem unserer ersten Rechtshistoriker einer systematischen und eindringenden Untersuchung unterzogen, durch welche unsere Erkenntnis in allen Beziehungen wichtige Förderung erfährt.

Der Verfasser hat dem Gegenstande ein langjähriges Studium gewidmet und so ein Material zusammenbringen können, wie es in dieser Vollständigkeit bisher nicht annähernd vereinigt worden ist. Von den germanischen Quellen des Mittelalters ausgehend (S. 5 ff.) betrachtet er nach einander die einschlägigen Verhältnisse auch bei Slaven (S. 28 ff.), orientalischen Völkern (S. 30 ff.), Gräko-Italikern (S. 32 ff.) und Afrikanern der Gegenwart (S. 35). Auf dem Wege sorgfältigster Analyse der einzelnen in Betracht kommenden Erscheinungen gelangt er namentlich zu der auch in dem Titel der Schrift zum Ausdruck gebrachten Trennung der Tierstrafen und der Tierprozesse. Was trotz mancher Ähnlichkeit und gegenseitigen Annäherung beide scheidet, wird scharf hervorgehoben (S. 6 ff. u. 16 ff.).

Die Tierstrafen der germanischen Welt anlangend erklärt sich der Verfasser (S. 37 ff.) gegen die in neuerer Zeit herrschend gewordene Auffassung, dass ihnen eine Personifikation der Tiere zu Grunde liege. Unleugbar hat er hier mit manchem Scheinargument aufgeräumt. Gleichwohl dürfte nicht jeder Widerspruch ausbleiben. So scharfsinnig z. B. seine Auslegung (S. 41) des altnorwegischen Sprichworts „Bär und Wolf sollen überall friedlos sein“ unzweifelhaft ist, so muss doch dahin gestellt bleiben, ob dasselbe nicht jedenfalls ursprünglich die allgemeine Bedeutung hatte, die ihm auch v. Amira selbst (altnorweg. Vollstreckungsverfahren S. 3) früher zugeschrieben hat. Auch dass der friedlose Mensch als Wolf bezeichnet wurde, deutet darauf hin, dass der Wolf als friedlos galt. Neben dem von dem Verfasser (S. 47 ff.) wahrscheinlich gemachten Einfluss der alttestamentarischen Lehre auf die Entwickelung der Tierstrafen dürften daher die übrigens von Amira wohl beachteten (S. 49 ff.), die „Rezeption“ „vorbereitenden Rechtssätze“ sehr wesentlich in Betracht kommen.

Endgiltig durch des Verfassers Untersuchung gelöst zu sein scheint uns die Frage der Tierprozesse. „Der Tierprozess ist Gespensterprozess“ (S. 55) lautet

das Ergebnis seiner Betrachtungen. Es handelt sich bei ihm um ein „zauberisches Bannen von Menschen- oder Dämonenseelen", die als das Tier bewohnend gedacht werden. Dem Berichte der Eyrbyggja von dem Thürengerichte gegen die Wiedergänger wird die ihm für diese Frage gebührende, wichtige Beweisrolle zugewiesen (S. 55 f.).

Der Leser, welcher der germanischen Rechts- und Volkskunde sein Interesse zuwendet, wird v. Amiras Schrift mit dem Gefühle reich empfangener Belehrung und Anregung aus der Hand legen.

Kiel. Max Pappenheim.

L. Kotelmann, Gesundheitspflege im Mittelalter. Kulturgeschichtliche Studien nach Predigten des 13., 14. und 15. Jahrhunderts. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1890. S. VIII. 276. 8°.

Der Verfasser, Augenarzt in Hamburg, hat in seinen Mussestunden die deutschen Prediger von Berthold von Regensburg bis Geiler von Kaisersberg, so weit sie ihm zur Hand waren, durchgelesen und seine Lesefrüchte in diesem Buche nach sechs Kapiteln zusammengestellt: 1) Ernährung mit einem Anhang von der Wohnung; 2) Kleidung, Haut- und Haarpflege; 3) Prostitution und Unsittlichkeit; 4) Körperliche Übungen; 5) Ärztliche Hilfe; 6) Krankenpflege und Totenbestattung. Die Beschränkung auf einen kleinen Kreis von Quellen gewährt den Vorteil, dieselben möglichst auszuschöpfen, und dies ist von Dr. K. fleissig geschehen. Andererseits hat diese Beschränkung sehr grosse Nachteile, da Einseitigkeit und Unvollständigkeit notwendige Folgen sind, denen nur durch Verweise auf Behandlung der vorgetragenen Stoffe in anderen umfassenderen Werken einigermassen abgeholfen werden kann. Das hat aber Herr Dr. K. zu seinem Schaden nicht gethan, abgesehen von verstreuten Hinweisungen auf einige Abhandlungen von W. Wackernagel. Über die Prediger wird nur selten, am meisten im 5. Kap., hinüber ins Weltliche gegriffen.

Die Stellen aus den Predigten werden wörtlich ausgehoben und dem Texte eingefügt; altdeutsche Worte sind dabei, wo es dem Verfasser nötig schien, in Klammern übersetzt. In der Regel geschah das richtig; doch hat diese Regel Ausnahmen. S. 126 z. B. wird daz bewillet sich übertragen zeigt sich willig statt besudelt sich, S. 182 ebd. tœber übersetzt Tobende statt Bläser, Trompeter. Unter dem drîzigesten, dem sibenden S. 128 sind die kirchlichen Offizien nach einem Todesfalle gemeint.

In dem Schluss des Buches (S. 264 ff.) äussert sich der Verfasser sehr günstig über die geistige Bildung und die sittliche Tüchtigkeit der Prediger, welche er als Quellen benutzte. Mit vollem Rechte. Sie gehörten zu den ausgezeichnetesten deutschen Männern ihrer Zeit. K. Weinhold.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 25. März. Hr. Privatdozent Dr. G. Huth erstattete einen vorläufigen Bericht über mongolische Volkslieder, zählte die wenigen Quellen auf, gab Textproben und hob einiges Charakteristische hervor, namentlich

das Vordringen buddhistisch-asketischer Elemente, andererseits den individuellen Zug, der sich in dem steten Nennen bestimmter Vögel, Bäume, Quellen u. dergl. offenbart.

Hr. G. Weissstein handelte über Volksetymologie, im besonderen der Berliner, illustrierte dieselbe an Beispielen aus der Praxis des Gerichtes, der Apotheke, aus Strassen-, Vögel- und Pflanzennamen. An der lebhaften Debatte beteiligten sich die Herren Kronenholm, Lazarus, Minden, Schwartz und Walden, Einzelheiten über den Kronsohn, die Wonnegans u. dergl. beibringend.

Hr. Geheimrat Prof. Weinhold teilte Bemerkungen von K. Maurer über Häusernamen im Norden (zum Vortrag von H. Mielke, s. o. S. 97) mit. Prof. Brückner machte Angaben über moderne Traumdeutung bei Polen und Russen. Hr. Dr. Hampe besprach die Fassung der Ringparabel in einem Meisterspruche aus dem XVI. Jahrhundert.

Freitag, den 22. April. Hr. Privatdozent Dr. P. Kretschmer handelte über den Berliner Volksdialekt und seine niederdeutschen Elemente. Nach einer Übersicht der spärlichen älteren Quellen sowie der Siedelungsverhältnisse in den Marken erörterte er die niederdeutschen Spuren des Vokalismus und Konsonantismus des Berliner Dialekts, verwandte Erscheinungen namentlich in den Marken hervorhebend. Seine Angaben wurden in einer regen Debatte durch die Hrn. Dir. Schwartz, Walden, Seelmann, Minden, Bartels und Mielke teilweise erweitert.

Hr. Gymnasiallehrer Dr. U. Jahn legte Neuerwerbungen des Volkstrachtenmuseums vor und ging sodann zu seinem Vortrage über Hexenwesen und Zauberei im heutigen Volksleben über, wie letztere erworben und fortgepflanzt wird, über Zauberbücher, über die Momente, welche das Volk in seinem Glauben bestärken, z. B. die direkte Bekämpfung von der Kanzel aus, wodurch der Sache zu viel Gewicht beigelegt wird: alle seine Angaben entstammten eigenem Verkehr mit Zauberern und dem zaubergläubigen Volke. Die Debatte, in welche die Herren Meitzen, Pappenheim, Schwartz und Walden eingriffen, bezog sich zumal auf die Praxis der mittelalterlichen Ordalien.

Freitag, den 27. Mai. Hr. Professor A. Brückner sprach über Heldendichtung auf Grund russischer Bylinen: im Gegensatze zur mythologischen und historischen Erklärung der Heldenlieder betonte er das märchen- und novellenhafte Element, welches den dürftigsten historischen Kern völlig überwuchere, und nannte eine Reihe der am meisten in den Liedern behandelten Stoffe. Er schloss mit einer Übersicht der Überlieferung der russischen Lieder, mit Angaben über ihre Heimat und ihre Technik.

Hr. Sanitätsrat Dr. M. Bartels handelte über Geburtsabnormitäten und Missgeburten im Volksglauben, wie sie die Phantasie der Völker beeinflussen; er verweilte bei den am häufigsten vorkommenden Fällen, Geburt in der sogenannten Glückshaube, Fussgeburt, Missgeburten, Zwillingsgeburten, Geburten von blödsinnigen Kindern und von Albinos; er hob hervor, wie bei den einzelnen Völkern derselbe Fall verschieden aufgefasst wird. — Debatten und Mitteilungen wurden von der Tagesordnung abgesetzt. A. Brückner.

Litteratur des Jahres 1891.

Von Dr. **Max Laue.**

(Fortsetzung.)

Das deutsche Volk.[1])

A. Allgemeines.

I. Verbreitung und versprengtes Deutschtum.

Nabert, Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Nach ... amtlichen Quellen ... Massstab 1 : 925 000. Glogau, Flemming (1891). In 8 Sektionen à M. 3,00.

—, Die Bevölkerung von Deutschland. (Globus 59, 255.)

Kobbelt, Die Deutschen in Rumänien. (Tägl. Rundschau B 721.)

Spuren erloschenen Deutschtums im nordöstlichen Siebenbürgen (Centralblatt d. Vereins f. siebenb. Volkskunde 14, 96, 105).

Neumann, Die deutschen Gemeinden in Piemont. Freiburg i. B., Mohr. 40 S. M. 0,80.

Kaibler, Gegenwärtiger Zustand der deutschen Gemeinden am Südfusse des Monte Rosa. (Globus 59, 38.)

Giordani, La colonia tedesca di Alagna-Valsesia e il suo dialetto. Opera postuma ... Publicata per cura e spese della Sezione Valsesiana del Club Alpino Italiano col concorso di amici. Torino, Candeletti. (VII, 201 S., 1 Bl.) M. 4,00.

Zemmrich, Das deutsche Element in der Bevölkerung der französischen Schweiz. (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Stat. 13, 337.)

Vanaque, Die Schweizerbevölkerung in Frankreich. (Bull. Soc. Neuchateloise de Géogr. VI.)

Kunz, Chile und die deutschen Kolonieen. Leipzig. Klinkhardt [1891] (IX 306 S., 1 Bl., S. 307—633, 5 Taf., 2 Kart., 1 Tab.)

Fortschritte des Deutschtums in Nordschleswig. (Globus 59, 288.)

Gehre, Die neue deutsche Kolonisation in Posen und Westpreussen (ebenda 273)[2]).

II. Verteilung nach einzelnen Gegenden.

Küster, Die deutschen Bundsandsteingebiete, ihre Oberflächengestaltung und anthropogeographischen Verhältnisse. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde V.[4]) Stuttgart, Engelmann (S. 167—267).

Klinger, Verteilung und Zunahme der Bevölkerung im Thüringer Wald nach Höhenstufen. (Mitteil. d. Geogr. Ges. Jena IX.)

Meitzen, Land und Leute der Saalegegenden (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1. [3]).

Leinhose, Bevölkerung und Siedelungen im Schwarzagebiete. (Mitteil. d. geogr. Ges. Jena IX.)

Burgkhardt, Die Bevölkerungsdichtigkeit des Elsass. Mit Karte. Leipzig-Reudnitz. Realschul-Programm.

Commenda, Materialien zur landeskundlichen Bibliographie Oberösterreichs. Linz, Verl. d. Museum Franzisco-Carolinum. 790 S. M. 8,00.

Topographie von Niederösterreich. (Schilderung von Land, Bewohnern und Orten.)

1) Viel Material, besonders nach sprachlichen Gesichtspunkten für die europäischen Völker bietet die vierteljährlich erscheinende ‚Bibliotheca philologica oder ... Bibliographie der auf dem Gebiete der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft, sowie der Neuphilologie ... neu erschienenen Schriften und Zeitschriften-Aufsätze. Hrsg. v. Dr. August Blau, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprechts Verlag'. Dieselbe ist auch bei dieser Zusammenstellung benutzt worden.

2) Vgl. auch unter B. II. 3, c.

Herausg. vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich. 3. Bd. Wien, Verl. d. Ver. f. Landesk. v. Niederösterr.

Stubei, Thal und Gebirg, Land und Leute. Mit 306 Abb. u. 3 Kart. Leipzig, Duncker & Humblot. XX, 742 S., 1 Titelport., 13 Taf. 3 Kart. 4°.

III. Die deutschen (und die andern germanischen) Volksstämme.

Wilser, Die Ostgermanen. (Ausland No. 43.)

Stolzenberg-Luttmersen, Die Spuren der Longobarden vom Nordmeer bis zur Donau. Hannover, Hahn.

Saleilles, De l'établissement des Burgondes sur les domaines des Gallo-Romains; (Rev. bourguignonne de l'enseignement supérieur, tome 1, no. 1 [suite et fin au no. 2].

Heierli, Alamannische Grabfunde aus der Gegend von Kaiseraugst. (Anz. f. schweiz. Altertumsk. Nr. 2. 3.)

—, Ein alamannischer Gräberfund aus Möringen (ebenda).

Erdmann, Über die Heimat und den Namen der Angeln. Upsala, Lundström. 119 S. gr. 8°. M. 3,00.

v. Witte, Deutsche und Keltoromanen in Lothringen nach der Völkerwanderung. Die Entstehung des deutschen Sprachgebiets. Strassburg, Heitz. (97 S., 1 Kart.) = Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen. 15. Heft.

Winkler, Friesland, Friesen und friesische Sprache in den Niederlanden. (Globus Bd. 60. Nr. 2—6.) Mit einer Karte.

Bennike, Nord-Friserne og deres Land. Skildringer fra Vesterhaus. 68 S. u. 6 lith. Billeder. Aarhus 1890.

Sundermann, Ostfriesisches Volkstum. (Am Urquell II, 5—10.)

Diercks, Helgoland. Hamburg, Verlagsanstalt. 33 S. M. 0,60. (= Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge. H. 121.)

Odrich, Die Insel Sylt mit besonderer Berücksichtigung des Nordsee- und Stahlbades Westerland. Mit Abbildungen und einem Plan der Insel. Friedenau bei Berlin, Eigentum und Verl. v. Otto Odrich [1891] (48 S., 1 Kart.) 8°. [behandelt „Sitten und Gebräuche der Bewohner Sylts S. 19—22].

Hansen, Das Nordseebad Westerland auf Sylt und dessen Bewohner. Durchges. und um eine Biographie Hansens vermehrt von Chr. Jensen. Garding, Lühr & Dircks. IV, 234 S., 1 Bl., 1 Kart.

Riese, Die Sueben. Ein Schlusswort. (Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst 10, 3.)

Kossinna, Nochmals die Sweben. Eine Antwort (ebenda X, 1 S. 104—111).

Wiesenbach, Die blinden Hessen. Eine sprachlich-historisch-heraldische Studie. Hamburg, Verlagsanst. 32 S. M. 1,00.

v. Pfister, Vom Ursprunge der Franken unter Bezugnahme auf Trittenheims Chronik, sowie auf Äthikus Historius. Darmstadt, Aigner. 43 S.

v. Reinhardstoettner, Land und Leute im bayerischen Walde. Zeichnungen von Otto E. Lau. Bamberg, Buchner. (Bayerische Bibliothek Bd. 17) 3 Bl. 102 S.

B. Einzelheiten.

I. Äusseres Leben.

1. Äussere Erscheinung.

Meisner, Die Körpergrösse der Wehrpflichtigen in Mecklenburg. (Archiv f. Anthropologie, 19 Bd., 4. Vjsh. 1890.) Mit Karte.

Toldt, Die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger. Mit 2 Tab. u. 1 Kart. (Mitteil. d. anthr. Ges. Wien. XXI, S. 69.)

Seggels Brustmessungen bei bayrischen Soldaten. (Globus 59, 112.)

2. Nahrung.

Staacke, Wie man in alten Zeiten in unserm Vaterlande ass und trank. (Die Heimat 1, 87.)

Aufruf: **Das volkstümliche Backwerk der Deutschen.** (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 39, Nr. 2, S. 17—19).

Westfalens Schinken und Pumpernickel. (Globus 59, 208.)

Der Verbrauch geistiger Getränke in

Württemberg und seine wirtschaftliche Bedeutung. (Württemberg. Jahrbücher f. Stat. u. Landesk. 1889. Stuttgart 1891, S. 43 bis 81.)

Buschan, Zur Geschichte des Hopfens, seine Einführung und Verbreitung in Deutschland, speziell Schlesien. (**Ausland** 64, Nr. 31.)

Schumann-Löcknitz, Zur Geschichte des Hopfenbaues in Deutschland (ebenda **Nr.** 36).

Lorenzen, Geschichte des Branntweins in Schleswig-Holstein. (Die Heimat 1, 233.)

3. Kleidung, Schmuck, Geräte und Waffen.

Stückelberg, Mittelalterlicher Kleiderschmuck (Anzeiger f. Schweiz. Altert. 24, 486.)

Jacobs, Bürgerliches Ehrenkleid 1648. (Ztschr. d. Harz. Vereins 24 [1], 297 f.) [für die letzte Ehre, Entschädigung dafür.]

U. **Jahn** und Al. M. **Cohn,** Jamund bei Köslin. (Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1, 77.)

Körner, Alemannischer Silberschmuck (Mitteil. d. K. K. Central-Kommiss. 17, 55).

v. Essenwein, Nürnberger Schrank aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Mitteil. d. germ. Nationalmuseums. 1891. Bog. 10 [Beil. z. Anzeiger]).

Die Zinnkannen der Leipaer Bäckerzunft. (Mitteil. d. nordböhm. Exkursionskl. 14, 249—250.)

Die drei „Willekommen“ auf dem Rathause zu Duderstadt. (Korrespondenzbl. d. Ges. Ver. 39, 111.)

Schröder, Zur Waffen- und Schiffskunde des deutschen Mittelalters bis um das Jahr 1200. Eine kulturgesch. Untersuchung auf Grund der ältesten deutschen volkstümlichen und geistlichen Dichtungen. Kiel, Lipsius & Fischer. 1890. gr. 8°. 44 S. M. 1,60.

4. Wohnung, Dorf und Stadt, alte Bauwerke.

Die Erforschung der deutschen Wohnhaustypen und die Teilnahme der Amateurphotographen an der Gewinnung von Beobachtungsmaterial. (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Stat. 13, 390.)

Hoffmann, Wohnung, Tracht und Lebensweise im Mittelalter. [Referat nach einem Vortrage.] (Mitteil. d. Ver. f. Chemnitz. Gesch. 7. Jahrb. für 1889—90. Chemnitz. O. May, 1891.)

Göpfert, Unser Haus und Heim im Lichte der Sprache und Kulturgeschichte. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 5, 386.)

Bancalari, Forschungen über das deutsche Wohnhaus. (Ausland 64, Nr. 31—34.)

Peez, Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Mit 1 Text-Ill. (Mitteil. d. Anthr. Ges. Wien. XXI, 57.)

Fressl, Über Haus und Hof des baiwarischen Landmanns. (Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns 9, 33.)

Brandi, Das osnabrückische Bauern- und Bürgerhaus. (Mitteil. hist. Ver. Osnabrück 16, 265.)

Goetz, Das nordische Wohnhaus während des 16. Jahrhunderts, sonderlich im Hinblick auf das Schweizerhaus. (Virchow-Wattenbach: Samml. gem. Vorträge H. 131.)

Westpreussische Häuser. (Zeitschr. f. Ethnogr. XXIII [3], S. (187).)

Hansen, Die Besiedelung der Marsch zwischen Elb- und Eidermündung. (Petermannsche Mitteil. 1891, 105.)

Schlatterer, Die Ansiedlungen am Bodensee in ihren natürlichen Voraussetzungen. Eine anthropogeogr Untersuchung. Mit 1 Karte. Stuttgart, Engelhorn. (= Forschungen z. Landes- und Volkskunde 5. 7, S. 377—445.)

John, Dorf und Bauernhof in Deutschland sonst und jetzt. (Deutsche Zeitschr. für Kulturgesch. N. F. 1, 436—468.)

Bräss, Ein sächsisches Dorf in Siebenbürgen. (Leipz. Zeitung [B] Nr. 117—119.)

v. Fischer-Benzon, Unsere Bauerngärten. (Die Heimat 1, 166.)

Kaufmann, Zur Entstehung des Städtewesens. Progr. Münster. 32 S.

Kuntze, Die deutschen Städtegründungen oder Römerstädte und deutsche Städte im Mittelalter. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1,50.

Zur **Bevölkerungsgeschichte** der Städte. (Korrespondenzbl. d. Ges. Ver. d. Gesch. u. Altertumsvereine 39, 69—71.)

Hoeniger, Die Volkszahl deutscher Städte im Mittelalter. (Jahrbuch f. Gesetzgebung, Verw. und Volkswirtsch. im deutschen Reich 15.)

Kallsen, Die deutschen Städte im Mittelalter. I. Gründung und Entwickelung der Städte. Halle, Waisenhaus. X, 710 S. M. 7,50.

Kuntze, Les villes allemandes du moyen âge. (Rev. critique, 25ème année, Nr. 41.)

Schwartz, Anfänge des Städtewesens in den Elbe- und Saale-Gegenden. Bonn, Hauptmann Ing.-Diss. [nur Titel und Thesen. 2 Bl.]

Struve, Die Entstehung der Städte in der Mark Brandenburg. (Programm d. Progymn. z. Steglitz 1890.) 4°. S. 55–65.

Schwebel, Aus Altberlin. Stille Ecken und Winkel der Reichshauptstadt in kulturhistorischen Schilderungen. Mit 308 Ill. nach alten Originalen. Berlin, Lüstenöder. 4°. VIII, 487 S. M. 15,00.

Meyer, Eine deutsche Stadt im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. (Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge, Heft 122.) Hamburg, Verlagsanst. 36 S. M. 0,80.

Lange, Eine Steierische Stadt im 17. Jahrhundert. Graz, Moser. 140 S. M. 1,60.

Korth, Köln im Mittelalter. (Annal. d. hist. Ver. Niederrhein 50, 1.) (1890).

Jacob, Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. Jahrhundert über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und andere deutsche Städte. Zum erstenmale aus dem Arabischen übertragen, kommentiert und mit einer Einleitung versehen. Zweite, um zwei Anhänge vermehrte Ausgabe. Berlin, Mayer & Müller. 34 S.

Hegel, Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter. 2 Bde. Leipzig, Duncker & Humblot. XVIII, 457; XII, 516 S. gr. 8°. M. 20,00.

Hellwig, Auf den Spuren des alten Sachsenwalles. (Die Heimat 1, 177.)

Vug, Schlesische Heidenschanzen, ihre Erbauer und die Handelsstrassen der Alten; ein Beitrag zur deutschen Vorgeschichte. 2 Bde. Berlin, Calvary. XXX, 504 S., 118 Abb., 2 Kart. M. 10,00.

Treichel, Westpreussische Schlossberge und Burgwälle. (Zeitschr. f. Ethnogr. XXIII, 178.)

Nerong, Die Grundhofer Kirchhofsmauer. (Die Heimat 1, 127.)

Ruinen in Sachsen. (Leipz. Ztg.[u] Nr. 135.)

Veckenstedt, Rillen und andere Marken an den Kirchen und Teufelssteinen, besonders in der Provinz Sachsen. (Archiv f. Landes u Volksk. d. Prov. Sachsen 1.)

Dittrich, Inneres Aussehen der Kirchen des ausgehenden Mittelalters. (Zeitschr. f. christl. Kunst 3, 235—50.)

5. Wirtschaft. Leben einzelner Stände.

Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. Hrsg. von der badischen historischen Kommission. In Lieferungen. Strassburg, Trübner. 5 Lief. (— S. 480.)

Quetsch, Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein. Von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Nach den Quellen bearb. Mit 42 Abb. Freiburg i. B. Herder. VIII, 416, IX S. gr. 8°. M 7,00.

Winckelmann, Ein Förderer des Verkehrswesens in Elsass-Lothringen im 16. Jahrh. (Jahrb. f. Gesch., Sprache u. Litt. Elsass-Lothringens 7, 83)

Korb, Vor hundert Jahren. (Ein Beitrag zur Geschichte des Strassennetzes [in Nordböhmen].) (Mitteil. d. nordböhm. Exkursionsklubs 14, 160–162.)

Brunner, Beiträge zur Geschichte der Schifffahrt in Hessen, besonders auf der Fulda. (Zeitschr. f. hess. Gesch., N.F., 16, 202.)

Thümmel, Der Landsknechte Recht und Gebräuche. (Deutsche Ztschr. f. Kulturgesch. 1, 409—435.)

Haun, Bauer und Gutsherr in Kursachsen. (Abh a. d. staatswissenschaftl. Seminar in Strassburg IX.) Strassburg, Trübner 1892.

Lamprecht, Der Ursprung des Bürgertums und des städtischen Lebens in Deutschland. (Hist. Zeitschr. N. F. 31, 3.)

Gény, Aus dem Schlettstadter Bürgerleben des 16. Jahrhunderts. (Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F. 1, 283.)

Fischer, Aus Berlins Vergangenheit. Ges. Aufsätze zur Kultur- und Litteraturgeschichte Berlins. Berlin, Oehmigke. 2 Bl., 205 S., 1 Bl.

v. Woikowsky-Biedau, Das Armenwesen des mittelalterlichen Köln in seiner Beziehung zur wirtschaftlichen nnd politischen Geschichte der Stadt. Breslau, Schles. Volkszeit.-Buchh. Ing.-Dissertation. 3 Bl, 105 S., 1 Bl.

Siegel, Aus alten Geschossregistern. (Ztschr. f. hess. Gesch. N.F. 16, 344.)

Brzobohaty, Mittelalterliches Städte- und Handwerkerleben mit besonderer Berücksichtigung Wiens. (Monatsschrift f. christl. Sozialreform. 13, 347.)

Lahmer, Alte Gesellen-Sitten und Gebräuche der Schwarz- u. Schönfärberzunft. (Mitteil. des Nordböhm. Exkursionsklubs 14, 14 bis 22.)

Meyer, Chr., Deutsche Handwerkerverbände und deutsches Gewerbeleben im frühen Mittelalter. (Vierteljahrsschr. f. Volksw., Politik und Kulturgesch., Jahrgang 28, Bd. III² ff.)

(A. H.), Gründungs-Urkunde d. Schuhmacher-Innung zu Bergen a. R. vom 31. Okt. 1355. (Monatsbl. f. Pomm. Gesch. und Altert., S. 41 f.)

Jecht, Satzungen der Görlitzer Böttcherinnung aus dem 15. Jahrhundert. (Progr. d. städt. Gymn. zu Görlitz 1890.) 12 S. 4⁰.

Aus dem Gildebriefe des Bäckergewerkes in Gollnow von 1749. (Monatsbl f. Pommersche Gesch. u. Altert. 1891, 163.)

Treichel, Handwerks - Aussprachen. (Sep.-Abdr. a. d. Altpreussischen Monatsschrift, Bd. XXVII, H. 7, 8., S. 642—660.) Königsberg i. Pr. 1890.

Fritz, Der Ausstand der oberrheinischen Schuhmachergesellen im Jahre 1407, nach ungedruckten Archivalien des Strassburger Stadtarchivs. (Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 6, 132.)

Mühle und Müller im Nösnergau. (Correspondenzbl. f. siebenb. Volkskunde 14, 73.)

Partz, Die Weberei unserer Vorfahren. I. (Die Heimat 1, 2.)

Deutsche **Goldschmiedewerke** des sechzehnten Jahrhunderts. (Deutsche Rundschau 18, 3.)

v. Czihak, Schlesische Gläser. Breslau, Verl. d. Museums 1891.

Schurtz, Das Alter des mitteldeutschen Zinnbergbaues. (Ausland 43.)

Kist, Studium und Studentenleben vor 46 bis 50 Jahren und eine schwere Prüfung nach absolvirtem Universitäts-Studium. Ein Beitrag zur Kulturgesch. d. XIX. Jahrhunderts. Innsbruck, Vereins - Buchhandl. 1891. VII, 587 S.

Fabricius, Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landsmannschaften. Mit 4 Tafeln. Jena, Doebereiners Nachfolger. M. 3,00. (4 Bl., 102 S.)

II. Inneres Leben.

1. Lebenssitte und Recht.

a) Zusammenfassende Darstellungen.

Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. 1. Band. Neuer vermehrter Abdruck, besorgt durch M. Rödiger. Berlin, Weidmann. XXXV, 544 S. M. 14,00.

Grundriss der germanischen Philologie unter Mitwirkung von K. v. Amira, W. Arndt, O. Behaghel u. a., hsg. v. Herm. Paul. 1. Band. Begriff und Geschichte der germanischen Philologie. — Methodenlehre. — Schriftkunde. — Sprachgeschichte. — Mythologie. 6. Lfg. Strassburg i. E., Trübner. XVIII. u. S. 1024—1138 mit 1 Runentaf. u. 1 Kart. gr. 8⁰. 1 Bd. M. 18,00.

v. Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. 1. Bd. Germanenzeit und Wanderzeit. München, Mehrlich. XII, 531 S. M. 9,50.

Klee, Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. 1. Reihe. Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung. (XII, 284 S.) 2. Reihe. Die Zeit der Völkerwanderung (XII, 400 S.) Gütersloh, Bertelsmann. 1890. 1891.

Cordes, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter. 1. Band: Zur Zeit der Karolinger und der sächsischen Könige. Leipzig, Duncker und Humblot. 709 S.

Rabe, Aus vergangener Zeit. Separatabdruck aus dem „Schönebecker General-Anzeiger". Verl. v. Georg Wolff, Schönebeck a. E. o. J. 20 S. [Bräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnissen, sowie Tracht um 1750 nach der handschriftl. Chronik des Pastors Carstedt zu Atzendorf.]

Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit. (Nation 1891. 14. Mrz.)

Kauffmann, Findlinge zur Volkskunde. (Zeitschrift f. Volksk. 3⁶.)

Stösser, Das Kulturhistorische im „Meier Helmbrecht" von Werner dem Gärtner. Bochum, Realschul-Programm.

Kotelmann, Gesundheitspflege des Mittelalters. Kulturgeschichtliche Studien nach Predigten des 13., 14. und 15. Jahrh. Hamburg, L. Voss. 1890. 276 S.

Kootz, Kirchenvisitationen im siebenbürgisch - deutschen Unterwald. Ein Beitrag zur Kirchen- u Kulturgesch. des

17. Jahrh. (Mühlbacher Programm) Hermannstadt 1890. 32 S. 4°.

Pilk, Fehden und Räubereien im 15. Jahrhundert. (Über Berg und Thal 14, 157, 165.)

Zapf, Aus der Buschklepperzeit des 16. Jahrhunderts. (Archiv f. Gesch. v. Oberfranken 18, 214.)

v. Hörmann, Volksleben des Stubei. (Stubei, Thal und Gebirg, Land und Leute, S. 597 bis 612.)

Pörksen, Aus allen Zeiten. (Die Heimat 1, 248.)

Petersen, Aus alter Zeit (ebenda 1, 88.)

La vie et les mœurs dans l'Allemagne d'aujourd'hui. (Rev. de deux mondes. 15. mars. [Vgl. Leben und Sitten im Lande der deutschen Barbaren. (Grenzboten 2, 253)]

Unruh, Bilder aus der pommerschen Kultur- und Sittengeschichte. (Zeitschr. f. d. Kulturgesch. II¹.)

Volkstümliches aus Hinterpommern Jamunder Hochzeitsbräuche. Monatsbl. f. Pommersche Gesch. S. 33—38, 53 f., 69 bis 71, 87—89, 119—121.)

Borcherdt, Das lustige alte Hamburg. Scherze, Sitten und Gebräuche unserer Väter. 2. Hälfte. Hamburg, Dörling. 308 S.

Brauch und Sitte in Schleswig-Holstein im Anfang des 19. Jahrhunderts (Zeitschr. f. deutsch. Kulturgesch. II¹.)

Jensen, Die Nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet. Mit 61 Abb., einer Karte und 7 farbigen Trachtentafeln. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft. VIII, 292 S., 7 Taf., 1 Karte. M. 12,00.

v. Bertouch, Vor vierzig Jahren. Natur u. Kultur auf der nordfriesischen Insel Nordstrand. Weimar, Jüngst o. J. IX, 195 S. M. 2,00.

Prahn, Glaube und Brauch der Mark Brandenburg. (Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 1².)

Stockmann, Aufzeichnung eines schlesischen Arztes aus dem Jahre 1740. (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. Schlesien, Bd. 25.)

Kehrein, Volkstümliches aus Nassau. Sprachproben, Sagen, Kinderliedchen, Märchen, Volkswitze, Sprichwörter, Bräuche. Leipzig, Lesimple. 296 S. M. 1,25 (Neue Titelausg.)

Geny, Aus dem Schlettstädter Bürgerleben des 16. Jahrhunderts. (Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins. 6, 283.)

Meyer, Die Familienchronik des Ritters Michel v. Ebenheim. (Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. N. F. 1, 69—96, 123—146.)

Martin, Notizen eines Strassburger Bürgers um 1625. (Jahrb. f. Gesch., Sprache, Litteratur v. Elsass-Lothringen 7, 109.)

Rathgeber, Aus einer elsässischen Familienchronik. Bilder aus dem dreissigjährigen Kriege (ebenda 7, 123.)

Cetty, Die altelsässische Familie. (Monatsschrift f. christl. Sozial-Reform 13, 586.)

— Die altelsässische Familie. Einzig genehmigte Übersetzung aus dem Französischen. Freiburg i B., Herder. XI, 228 S. M. 2,00.

Stehle, Volksglauben, Sitten und Gebräuche in Lothringen. (Globus 59, 377.)

Korth, Volkstümliches aus dem Kreise Bergheim. (Annalen d. hist Vereins f. d Niederrhein 52, 1.) [Gebräuche, Aberglauben, Worterklärungen.]

v. Rodt, Berns Bürgerschaft und Gesellschaft. Mit 11 Lichtdruck-Taf. (Festschrift z. VII. Säkularfeier. 1191—1891. Bern, Schmid.)

b) Familienleben von der Geburt bis zum Tode.

Matthies, Die zehn Altersstufen des Menschen. Aus dem Nachlasse von Julius Zacher. (Zeitschr. f. deutsche Philologie 23, 385.)

Lemcke, Verlobungs-, Hochzeits- und Kindtaufsordnung der ehemaligen freien Reichsstadt Nordhausen. (Harzer Monatshefte 2, 3. März 1891. S. 54—56).

Wassermann, Aussteuer armer Jungfrauen im Mittelalter. (D. Katholik 5, 432—40.)

Schaefer, Wie man früher heiratete. (Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. N. F. II.¹).

Hermann, Lieder und Bräuche bei Hochzeiten in Kärnten. (Arch. f. Anthropologie 19, 3.)

Brauttanz im Amtsbezirk Janien, Kreis Rendsburg. (Correspondenzbl. d. Ges. Ver. 39, 48.)

Buchwald, Ein Geburtsbrief, ausgestellt vom Chemnitzer Abt Heinrich (Mitteilungen d. Ver. f. Chemnitz. Gesch. 8, 148).

v. Oechelhäuser, Philipp Hainhofers Bericht über die Stuttgarter Kindtaufe im Jahre 1616. (Neue Heidelberger Jahrbücher I, 2. S. 254 f.)

Stephan, Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhunderts. Mit Vorwort von Karl Biedermann. Wiesbaden, Bergmann. M. 3,60.

Katt, Väterliche Ermahnungen vor 2 Jahrh.: Brief v. Beichling's an seinen Sohn Wolf Dietrich. (Burschenschaftliche Blätter 5, 16 f.)

Hoefler, Das Sterben in Oberbayern. (Am Urquell II.[5].)

Dirksen, Sitten und Gebräuche bei Sterbefällen in Meidrich (Reg.-Bez. Düsseldorf). (Zeitschr. Ver. Volksk. 1, 219.)

Kaibler, die Leichenbretter. Mit Abb. (Globus 59, 184.)

Hein, Die Totenbretter im Böhmerwalde. Mit 2 Tafeln und 6 Text-Illustrationen. (Sonderabdr. aus: Bd. 21 d. Mitt. d. anthropol. Ges. in Wien.) Wien 1891.

Beispiele des Bahrrechtes. Bayerland 2, 372.)

Baechtold, Die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz. (Romanische Forschungen 5 (1890), 221—223.)

Lemcke, Mordkreuze in Pommern (Monatsbl. d. Ges. f. Pommer. Gesch. S. 24 f.)

Trauer, Die Kreuzsteine des sächs. Vogtlandes. (Mitt. Altertumsver. Plauen 8, 57.) [Sind nur zum Teil Mordkreuze.]

c) Sitte.

Weinhold, K., Beiträge zu den deutschen Kriegsaltertümern. (Sitzungsber. der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften. Berlin. 543—567.)

v. d. Briele, Kulturgeschichtliches aus dem deutschen Frauenleben in vorchristlicher Zeit. (Vortr. geh. im Frauenverein am 23. Febr. 1891.) Programm d. städt. höheren Töchterschule zu Halberstadt. S. 3—15. Halberstadt, Doelle. 4°.

Steinhausen, Die deutschen Frauen im siebzehnten Jahrhundert. (Zeitschr. f. deutsch. Kulturgesch. N. F. 1, 10—25.)

Behrens, Deutsches Ehr- und Nationalgefühl in seiner Entwickelung durch Philosophen und Dichter. (1600—1815.) Leipzig, Reudnitz, Hoffmann. 152 S., 1 Bl. Inaugural-Dissertation.

Denecke, Beiträge zur Entwickelungsgeschichte des gesellschaftlichen Anstandsgefühls in Deutschland. Dresden-Altstadt, Kreuzschul-Gymnasial-Programm.

Fuhse, Sitten und Gebräuche der Deutschen beim Essen und Trinken von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des XI. Jahrh. — Eine germanistisch-antiquarische Abhandlung. Wolfenbüttel, Wollermann. 2 Bl., 44 S., 1 Bl. Göttinger Ing.-Dissertation. M. 1,00.

Jacobs, Sittengeschichtliches aus Wernigerode. 1574. (Zeitschr. d. Harzvereins 24, 291 f.) [ein Bierkrawall.]

Frauenhäuser in Oberschwaben. (Würtemberger Vierteljahrshefte 13, 771.)

Jacobs, Ed., Ein Dockenkind machen. 1656. (Zeitschr. d. Harzvereins 24.[1], 304) [einem Mädchen zum Schimpf.]

— th, Altertümliche Zeitbestimmung bei dem Rössen des Hanfes und Flachses. (Centralbl. d. Ver. f. siebenbürg. Landesk. 14, 33.)

Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 2. Th. Berlin, Gaertner 1891. III, 420 S. kl. 8°. M. 9,00.

Ribbeck, Ein Liebesbrief a. d. 16. Jahrh. (Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf. 15, 73 bis 78.)

Schmidt, Ein Schmähbrief des 15. Jahrh. (Zeitschr. d. Harzver. 24.[1], 323—327.)

Grössler, Ein in den Felsen gehauenes Stammbuch bei Naumburg. (Archiv f. Landesk. d. Prov. Sachsen 1, 150—154 = Mitteil. d. Ver. Erdk. Halle 1891, 150—154.)

Rüdiger, Der Komödiendoctor auf dem Hopfmarkt. (Mitteil. d. Ver. f. Hamburger Gesch. 13, 19—21.)

Fränkel, Bemerkungen zur Entwickelung des Grobianismus. (Germania 36, 181.)

d) Recht.

Wieszner, Zusammenstellung einiger deutscher Rechtsaltertümer aus Willems Gedicht van den vos Reinaerde. Breslau. Elisabeth-Gymn.-Progr.

Pyl, Beiträge zur Pommerschen Rechtsgeschichte. II. Die Verwaltung und die Gerichtsbarkeit d. Rügisch-Pommerschen Abt. d. Ges. f. Pommersche Gesch. — Univ. Buchhandl. in Komm. 4 Bl., 152 S.

v. Rockinger, Denkmäler des Baierischen Landrechtes vom 13. bis in das 16. Jahrhundert. 2 Bde. München, Hist. Verein f. Ober-Baiern.

Leist, bayerisches Gerichtswesen in alter Zeit. (Allg. Zeit. [4] Nr. 269.)

— **th,** Schùlden. Ein Stück Rechtsaltertum. (Correspondenzbl. des Vereins f. siebenb. Landesk. 14, 35.)

Siegel, Das pflichtmässige Rügen auf den Jahrdingen und sein Verfahren. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsverfolgung in deutschen Landen. (Sitzungsber. d Akad. d. Wissensch. z. Wien. Hist.-phil. Classe. 125.) (1891.)

Osswald, Nordhäuser Kriminal-Akten von 1498—1657. (Zeitschr. d. Harzver. 24.[1], 151—200.)

Das **Thürmchen** auf der Steilau. (Centralbl. V. f. siebenb. Landesk. 14, 89, 104.)

Frahm, Zum Zweikampf. (Die Heimat 1, 214.)

Beck, Ein Volksgericht in den Alpen. (Zeitschrift f. deutsche Kulturgesch. N. F. 1, 97—103.)

v. Stamford, Ein Prozess vor dem peinlichen Halsgericht. 1636—1641. (Zeitschr. d. V. hess. Gesch. N. F. 16, 285.)

Brunner, Abspaltungen der Friedlosigkeit. (Zeitschr. d. Savigny-Stift. Germ. Abteilung XI, 62—100.)

e) Volksbelustigungen.

Stehle, Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsass 1891. (Jahrbuch f. Gesch., Sprache, Litteratur i. Elsass-Lothringen 7, 200.)

Gradl, Volksbelustigungen in Alt-Eger (Egerer Jahrbuch, 21. Jahrg.)

Hergel, Die Jugendspiele. Programm Brüx. 15 S. 8⁰.

Veckenstedt, Der Festkalender von Hornburg (bei Oberröblingen am See) in Sitte, Brauch und Schwank. Zusammengetragen und mitgeteilt nebst Vorwort. (Zeitschr. f. Volksk. III[8], 302.)

Lichttanz, Kreis Plon. (Correspondenzbl. d. Ges. Ver. 39, 48.)

Ss., Weihnachts- und Neujahrsbräuche. Corresp. d. Ver. f. siebenbürg. Landesk. 14, 43.)

Krause, Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes. (Die Heimat 1, 219.)

Bösch, Fastnachtsbelustigung 1657. (Mitteil. a. d. Germ. National-Museum 3, 22—24.)

Ortwein, Auf der Suche nach Pfingstbräuchen im Harz und den angrenzenden Ortschaften. (Harzer Monatshefte 2, 6.)

Hartmann, Der Maigraf. (Ebenda 1. (1890), S. 69.)

Jacobs, Über den alten Gebrauch des Stinkpfisters oder Stinkefeist. (Zeitschr. d. Harzvereins 24[1], 302—304) [Vertreibung des Winters durch den Mai.]

Alberti, Rolandreiten — Rolandfahren. (Die Heimat, Monatsschr. d. Ver. f Natur- u. Landesk. in Schleswig-Holstein 1, 77.) [Rolandspiele = uralte Maispiele.]

Peters, Rolandreiten in Windbergen. (Ebenda S. 58.)

Schmidt, Schiff- und Pflugziehen als Frühlingsbräuche. (Nationalzeitung 1890. Nr. 142, 144.)

Mitzschke, Beiträge zur Kirschfestfrage. (Naumburger Kreisblatt, Beilage z. Nr. 176 u. 178.)

Schell, St. Martinstag im Bergischen. (Am Urquell II.[4])

Der **Lichtbraten,** (ein Zunftbrauch). (Correspondenzbl. d. Ver. f. siebenb. Landesk. 14, 53.)

Grössler, Schmaräkeln und Platzen, zwei eigenartige Kegelspiele der Grafschaft Mansfeld. (Mit 2 Tafeln.) Mansfelder Blätter 4 (1890), 118—132.

Heineck, Ein lateinisches Schulgespräch über das Schmaräkel-Kegelspiel aus dem Jahre 1696. Neu herausgegeben (ins Deutsche übertragen von H. Grössler): ebenda 5, 155—163.

Der **Tanz** zu Kölbigk. (Harzer Monatshefte 2.[1]).

Sächsische **Adeltänze** im 16. und 17. Jahrhundert. (Leipz. Zg. [B] Nr. 131.)

Hüser, Der Schwerttanz von Atteln bei Büren. (Zeitschr. f. Volkskunde III[10].)

E. K., Das Trommeln in Basel. (Vom Jura zum Schwarzwald 8, 2.)

Messikomer, Das Pfeilschiessen in der Schweiz. (Internat. Archiv f. Ethnogr. IV, 5.)

Tille, Einladung zum Schützenfeste nach Augsburg 1509. (Alemania, 18, 193 bis 201.)

Knoop, Von der Schützengilde in Rogasen. (Zeitschr. d. hist. Ges. z. Posen 6, 34.)

Nathansen, Zur Geschichte der Hamburger Schützengilde: kulturhistorische Skizze. Hamburg, Meissner, illustr. 43 S. M. 1,00.

Jacob, Die Torgauer Geharnischten und der Auszug der Torgauer Bürger-Kompagnien. Torgau, Jacob. o. J. [1890] 44 S.

2. Glaube und Aberglaube.

a) Religion.

Weinhold, Beiträge zu den deutschen Kriegsaltertümern, vgl. oben II. 1. c.

Lechner, Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern. Freiburg i. Br., Herder. 4 Bl., 287 S. M. 6,00.

Hoefler, Die Kalenderheiligen als Krankheitspatrone beim bairischen Volke. (Zeitschr. Ver. f. Volksk. 1, 3.)

Nilles, Abergläubische Verehrung der 24 Ältesten der Apokalypse. (Zeitschr. K. Theologie 15, 172.)

Wossidlo, Gott und Teufel im Munde des Mecklenburgischen Volkes. (Correspondenzblatt d. Ver. f. niederd. Sprachf. XV. 2, S. 18. 14.)

Höfler, Votivgaben beim St. Leonhards-Kult in Oberbayern. (Beitr. Anthrop. u. Urgesch. Bayern IX, 109 f.)

Matthias, Die Hölle in der volkstümlichen Überlieferung. (Leipz. Zg.[B] Nr. 140.)

Hellwig, Stations- und Marterkreuze. (Mit Abb.) (Die Heimat 1, 215.)

St. Georg in Legende und bildender Kunst. (Archiv. f. christl. Kunst. 9, 9f., 17f.)

Strohschneider, Eine mittelfränkische Agneslegende. (Progr. Prag. 35 S. 8°.)

Dümmler, Legenden vom heiligen Nicolaus. (Zeitschr f. deutsche Altert. u. d. Litt. 35, 401.)

Glöde, Zum heiligen Nikolaus. (Zeitschr. f. deutsch. Unterr. 59, 352.)

b) Mythologie.

Meyer, Germanische Mythologie. Berlin, Mayer & Müller. XI, 354 S. (Lehrb. d. germ. Philol. I.)

Kauffmann, Deutsche Mythologie. Stuttgart, Göschen. 107 S.

Herrmanowski, Die deutsche Götterlehre und ihre Verwertung in Kunst und Dichtung. 1. Band: Deutsche Götterlehre. (2 Bl., 284 S.) 2. Band: Germanische Götter und Helden in Kunst und Dichtung. (2 Bl, 278 S.) Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandl. M. 7,50.

Mogk, Mythologie. (Grundriss der germanischen Philologie hrsg. v. Herm. Paul. Bd. 1, 982—1138.)

Schröter, Germanische Mythologie. Allgem. Zg.[B], Nr. 238—243.

Jänsch, Die altdeutsche Religion auf dem Unterharze. (Norddeutsche allg. Zg.[B] 70f., 74.

List, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder, Berlin, Lüstenöder. gr. 8°. 4 Bl., 264 S. M. 4,50.

Knoop, Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene. III. Die Asen. (Zeitschr. f. Volksk. III, 5, S. 161.) IV. Frau Hinne (ebenda S. 321.)

Siebs, Beiträge zur deutschen Mythologie. 1) Der Todesgott Henno Wôtan = Mercurius 2) Things. 3. Hludana. (Zeitschr. f. deutsch. Phil 24.)

v. Grienberger, germanische Götternamen auf rheinischen Inschriften. 1) Mars Halamardus. 2) Dea Sandraudriga, 3) Mercurius Leudisio. 4) Dea Vagdavercustis. 5) Hercules Saxo. (Zeitschr. f. deutsch. Altert. u. deutsch. Litteratur 35, 4.)

Krause [Carus Sterne], Das Alter und die angebliche Fälschung der Baldursage. (Sonntagbeil. Nr. 4 und 5 zur Voss. Zeitung.)

Much, Jupiter Tanarus. (Zeitschr. f. deutsch. Altert. u. d. Litt. 35, 4. S. 372.)

Kauffmann, Mythologische Zeugnisse aus römischen Inschriften. 2. Mars Thingsus et duae Alaesiagae. 3. Dea Nehalennia. (Beitr. z. G. d. deutsch. Spr. u. Litt. 16, 200.)

Jaekel, Die Hauptgöttin der Istväen. (Zeitschr. f. deutsch. Phil. 24, 289.)

— Ertha Hludana [Friesengottheit]. (Zeitschr. f. d. Philol. 23, 129.)

Sievers, Die angebliche Göttin Ricen. (Beiträge z. Gesch. d. deutsch. Sprache u. Litt. 16, 366.)

Bangert, Od und Oda. (Zeitschr. d. Ges. f. Schleswig-Holstein. Land. Geschichte XX, 213.) [Kiel 1890, ausgegeben 1891.]

Schurz, Fergunna. (Ausland 63, 301.)

Much, Die deutschen Namen der Deae Matres. (Zeitschr. f. deutsch. Altert. XXXV, 3.)

Dahn, Feuer, Wasser, Luft und Erde in d. Götterglauben der Germanen. (Westermanns Monatsh. 70, 54—65.)

Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart, mit durchgreifender Religions-Vergleichung. München, Lindauer. 419 S. M. 6,00.

Schwarz, Reste des Wodankultus in der Gegenwart. (Nach einem Vortrage des Verfassers im Künstlerverein zu Celle.) Leipzig, Neumann. 8°. 30 S. M. 1,00.

Lehmann, Die Götterdämmerung in der nordischen Mythologie. 2. Aufl. Königsberg, Bon. 43 S. M. 0,80.

Haug, Die Viergöttersteine. Westdeutsche Zeitschr. X, 1., S. 9—61. [Fortsetzung von: Die Wochengöttersteine (ebenda IX, 1 bis 53.)]

Spalding, Der König der Tiere bei den alten Germanen. Teil I, Verehrung des Bären. Programm d. Kgl. Gymn. z. Neumark i. Westpr. 1890. 30 S. 4°.

c) Sagen.

Schullerus, Zur Sagenkunde. (Correspondenzbl. d. Ver. f. siebenbürg. Landeskunde 14, 27—29.)

Deutsche Sagen. Herausgeg. v. d. Gebrüdern Grimm. Bd. 1. 2. Besorgt von Herm. Grimm. Berlin, Nicolai. XX, 268 und 215 S. M. 6,00.

Knauthe, Sagen und Märchen. (Am Urquell II, 3.)

Müller, Walther, Haine und Bäume in Geschichte und Sage. (Zeitschr. f. deutsch. Kulturgesch. II, 1.)

Röhricht, Sagenhaftes und Mythisches aus der Geschichte der Kreuzzüge. (Zeitschr. deutsch. Phil. 23, 4.)

Singer, Salomosagen in Deutschland. (Zeitschrift. f. d. Altert. und deutsch. Litt. 35, 177.)

Zinzow, Die erst sächsisch-fränkische, dann normannische Mirmann-Sage nach Inhalt, Ursprung und Deutung. Pyritz, Gymn.-Progr.

Roediger, Die Sage von Ermenrich und Schwanhild. (Zeitschr. Ver. Volkskunde 1, 3.)

Estorff, Der wilde Jäger. Ein Versuch zur Erklärung des Phänomens. (Zeitschr. Volksk. 3, 3.)

Gander, Der wilde Jäger und sein Ross. Vortrag. (Mitteil. Niederl. Ges. f. Anthrop. II, 1.)

Henne am Rhyn, Der Geisterspuk in der deutschen Volkssage. (Deutsche Zeitschr. f. Kulturgesch. N. F. 1, 375—390.)

v. Eynahten, Nixenzauber. (Harzer Monatshefte 2. 3.)

Schröder, Die deutsche Kaisersage. Gel. Heidelberg. 4°. 28 S.

Haas, Rügensche Sagen und Märchen. Gesammelt und hrsg. Greifswald, Bamberg. XII, 263 S. M. 2,80.

— Rügensche Legenden. Nach mündlicher Mitteilung aus Trent a. R. (Monatsbl. f. Pommersche Gesch. u. Altert. 75—76.)

Eine **Sage** von der Insel Wollin. (Monatsbl. f. P. G. 1891, S. 1.)

Westpreussische Volkssagen. No. 1. Die Teufelskanzel zu Sartowitz. Hrsg. v. Rudolf Knopf. Graudenz, Gaebel. 9 S.

No. 2. Die Pfingstglocken vom Klostersee. Hrsg. v. Rudolf Knopf. Graudenz, Goebel. 6 S.

No. 3. Der Schwedenschimmel von Stuhm. Hrsg. v. Knopf. 8 S.

No. 4. Der Kaplan vom Hagelsberge. 10 S.

No. 5. Das Festungsgespenst von Graudenz. 9 S., 1 Bl.

Haase, Sagen und Märchen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend. (Am Urquell, II. 6. II. 10.)

Gander. Sagen und sagenhafte Mitteilungen aus Kreis Guben. (Mitteil. Niederl. Ges. f. Anthrop. II, S. 121.)

Handtmann, Was auf märkischer Heide spriesst. Märkische Pflanzenlegenden und Pflanzensymbolik. Berlin Lüstenöder. 184 S. M. 3,00.

Harweck-Waldstedt, Was die Selke plätschert! Geschichtliches, Gedichte, Sagen und Märchen aus dem Selkethale. Ges. und hrsg. Mit Original-Beiträgen lebender Autoren. Wanderung von der Quelle bis zur Mündung. Osterwieck, Harz, Zickfeldt. XI, 160 S.

Heinecke, Les Mines et les Mineures. XVIII. Le mineur et le génie, légende du Harz. (Revue des traditions pop. VI, 11.)

Förstner, C.[lara], Neues und Altes aus dem Sagenkreise des Vater Brocken. Märchen und Sagen erz. Quedlinburg, Vieweg. [1891], 2 Bl., 72 S.

Günther, Aus der Geschichte der Harzlande. 3. Bändchen: Wie die Harzer Christen wurden. (Das Heidentum in den Harz-

landen, den Bewohnern der Harzlande wird das Christentum gebracht, Reste und Spuren des Heidentums.) 4. Bändchen: Aus der Zeit der sächsischen Kaiser. [Darin viel Sagenhaftes.] Hannover, Meyer. 162 und 92 S. kl 8°. M. 1,50 und 1,00.

Wucke, Sagen der mittleren Werra und der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes. 2 Aufl., hrsg. v H. Ullrich. Eisenach, Kahle.

Wettig, Der Sagenkranz des Kyffhäusers. Zur Erinnerung an die Errichtung des Denkmals Kaiser Wilhelm I. Bremen, Nössler. 42 S.

Grössler, Zweite Nachlese von Sagen und Gebräuchen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung. (Mansfelder Blätter 4. [1890], 140—159.)

Schurtz, Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen. (Forsch. deutsch. Landes- u. Volksk 5, 85—166.)

Paudler, Nordböhmische Lokal-Sage. XV. Nr. 153—160. (Mitteil. d. nordböhm. Exkursionskl. 14, 125—129.)

Richter, Zwei Sagen (ebenda, 123—125.)

Zekel, Die Schätze des Taubenberges (ebenda 359—361.)

Kelter, Aus der Sagenwelt der österreichischen Alpen. Eine Studie. (Öster.-Ung. Revue 11, 152.)

Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl. Innsbruck, Wagner. XX, 738 S., 1 Bl. — M. 9,60.

Meyer, Schlern-Sagen und Märchen. Innsbruck, Wagner. M. 3,20.

La **Mare de Lak** (Tyrol): (Revue des traditions pop. 6, 636.)

Le **Lac Weerer** (Tyrol): (ebenda, 637.)

Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich. (Zeitschr. f. Volksk. III. 6, S. 221, 379.)

Dürnwirth, Deutsches Element in slovenischen Sagen des kärntischen Oberrosenthales (Zeitschr. Volksk. III. 6, S. 201.)

Waizer, Sagen vom Schlosse Stein. (Carinthia, Mitteil. d. Gesch. Ver. Kärnten, 81. Jahrg., 2. Heft.)

Franziszi, Sagen aus dem Gailthale. (Neue Carinthia, 3. H.)

Schlossar, Sagen vom Schratel aus Steiermark. (Zeitschr. f. Volksk., II. 9. S. 341.)

Bargmann, Elsässer Sagen. (Jahrb. Gesch. Elsass-Lothringen 4.)

Warker, Wintergrün, Sagen, Geschichten, Legenden und Märchen aus der Provinz Luxemburg. Ges. u hrsg 2. bedeutend verm. Aufl. Arlon. Willems Poussin. 8° [erscheint in Lieferungen.]

Kaufmann, Sagen vom Donnersberg. (Zeitschr. f. Volksk III, 6.)

Rheinlands Sang und Sage m. e. Leitgedichte v. E. Rittershans. Bonn, Strauss [1891] (2. Bl., 53 S, 1 Bl., 20 Taf.)

d) Aberglauben (hier: Volksmedizin).

Fischer, Aberglauben unter den Angel-Sachsen. Meininger Realgymn.-Progr. 4°.

Amersbach, Aberglauben, Sagen u. Märchen bei Grimmelshausen. I. Programm Baden-B. 4°. 32 S.

Wilhelm, Aberglaube und Volksbrauch im Karlsbad-Duxauer Gelände. Karlsbad, Jakob, V, 90 (+ 7) S. 8°.

Uhlhorn, Volkstümliches. (Jahrb. Gesch., Sprache u. Litt. v. Elsass-Lothr. 7, 146.) [Aberglaube u. Sage.]

Über **Aberglauben** im Feuerlöschwesen. (Zeitschr. f deutsche Kulturgesch. II 1.)

Martiny, Aberglaube im Molkereiwesen. Ein Beitrag zum Verständnis des Aberglaubens und zur Geschichte des Molkereiwesens. Bremen, Heinsius Nachf. 45 S.

Prahn, Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. (Zeitschr. Ver. Volkskunde I. 1.)

Ammann, Volkssegen aus dem Böhmerwald. (Zeitschr. V. Volksk. 1, 197. 307.)

Ammann, Sagen und Zauberformeln aus Hohenfurt. (Zeitschr. f. deutsches Altertum 35, 248.)

Schlossar, Volksmeinung und Volksaberglaube aus der deutschen Steiermark. (Germania 24, 4.)

Weinhold, Volksüberlieferungen aus Eisenerz in Obersteiermark. (Zeitschr. Ver. Volksk. 1, 215.)

Losch, Deutsche Segen, Heil- und Bannsprüche. Nach gedruckten, schriftlichen und mündlichen Quellen zusammengestellt und hrsg. (Württemberg. Vierteljahrshefte z. Landesgesch. XIII. 3. 157 bis 258.)

Koulen, Ein alter Heilspruch. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht 5. 694.)

Freund, Diebes- und Feuersegen. (Mitteil. d. Niederl. Ges. f. Anthr. II. H. 1., S. 42.)

Zingerle, Segen und Heilmittel aus einer Wolfsthurner Handschrift d. 15. Jahrh. (Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. I, 315.)

Mell, Zur Gesch. des Hexenwesens. (Deutsche

Zeitschrift für Kulturgeschichte N. F. 1, 317—335.)

Strecker, Zur Geschichte der Hexenprozesse in Pommern. Aus den Kirchenbüchern von Fritzow, Kr. Kammin. (Monatsbl. für Pommersch. Gesch 1891, S. 145 f.)

Philo vom Walde [Johann Reinelt], Die Dorfhexe. Bauernkomödie mit Gesang in 3 Akten. Mit einem Nachworte. Grossenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. 119 S.

Kurth, Anklageschrift aus einem Hexenprozesse. (Der Bär 17, 7, 16.)

Rapp, Die Hexenprozesse und ihre Gegner in Tirol. 2. verm. Auflage. Mit d. B. Tartarottis. Brixen, Weyer. 170 S.

Lehnert, Weihnachtsmistel. (Leipz Ztg. Nr. 298.)

Bartels, Zur Feier der „Zwölften“ im nördlichen Deutschland. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 5, 283.)

Eschenberg, Osterbrauch und Osterglaube in unserer Heimat. (Die Heimat, 1, 86.)

Ostersingen, Osterwasser in Waltersdorf. (Frankf. Oderzeitung, Nr. 64.)

Glöde, Vom Osterhasen. (Zeitschr. f. deutsch. Unterr. 5, 702.)

Rackwitz, Grenze der Osterfeuer. (Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie, Ethnol. u. Urgesch. 1890. XXI, 160.)

Meyer-Birlinger, Der grosse Jahrtag auf dem Wurmlinger Berg. (Alem. 19, 49 bis 67.)

Veckenstedt, Rillen und andere Marken an den Kirchen und Teufelssteinen, besonders in der Provinz Sachsen. (Archiv f. Landesk. d. Prov. Sachsen 1, 102—116 und Mitteil. d. Ver. f Erdkunde z. Halle a. S. 1891, 102–116.)

Rehsener, Wind, Wetter, Regen, Schnee und Sonnenschein in der Vorstellung und Rede des Tiroler Volkes. (Zeitschr. Ver. Volksk. 1, 67.)

Kemmer, Der Wisperwind. Bingen, Realschul-Progr. 1891.

Wagler, Die Eiche in alter und neuer Zeit. Eine mythologisch-kulturgeschichtl. Abhandl. I. Wurzen, Gymn.-Progr. 1891.

Resch, Der Wolf als günstiges Vorzeichen. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 5, 58, 276, 697.)

Korb, Die Klinge und das Knorrloch. Mitteil. d. nordböhm. Exkursionsklubs 14, 120 bis 123.)

Knauthe, Das Alpdrücken in Preussisch-Schlesien. (Am Urquell II, 4.)

Gegen **Nasenbluten** und Blutflüsse. (Globus 59, 208, 304.) [betr. Ostflandern und Ostpreussen.]

Höfler, Der Isarwinkel, ärztlich topographisch geschildert. München, Stahl sen. 8°. 280 S. mit Tafeln u. eingedr. Ill.

Gallée, Mittelniederdeutsches Arzneibuch. (Jahrb. f. niederd. Sprachf. XV, 105.)

Wieth, Eine Chirurgenrechnung aus dem Jahre 1764. (Aus Aachens Vorzeit 3 [1890], 14.)

3. Die Sprache.

a) Zeitschriften.

Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- u. Volkskunde. Hrsg von Osk. Brenner u. Aug. Hartmann. I. Bd. München, Kaiser.

1. Heft: Franke, Über den wissenschaftlichen Wert der Dialektforschung: Ostfränkisch u. Obersächsisch. — Jacob, Aus Mittelschwaben. — Himmelstoss, Aus dem bayerischen Wald. — Gradl, Die Mundarten Westböhmens. — Holder, Über Joh. Aug. Fischer. — Hartmann, Ein sprachlich interessantes Lied; Ältere Nachrichten über Dialekte. — Steindel, Die Bejahung im Sechsämter-Dialekt. — Brenner, Altbayerische Sprachproben. I. Der Prinz von Arkadien. [1701] . . .

2. Heft: Holder, J. R. Fischers „Letzte Weltsucht“ und „Des Teuffels Tochter. — Jakob, Aus Mittelschwaben. (Forts.) — Jacobi, Schwäbische Taufnamen. — Brenner, Altbayer. Sprachproben. 1. Der Prinz von Arkadien (Forts.); Der andächtige Bauer; Zu unserer Lautbezeichnung. — Riegel, Aus Altregensburg. — Hartmann, Ein altes niederbayrisches Dialektgedicht; Ält. Nachrichten über Dialekte. (Forts.). — Himmelstoss, Aus dem bayerischen Wald. (Forts.). — Franke, Ostfränkisch und Obersächsisch. — Demmler, Einiges aus dem Donau-Lechwinkel. . .

3. Heft: Holder, J. R. Fischers „Letzte Weltsucht“ und „Des Teuffels Tochter“. (Forts.). — Brenner, Altbayerische Sprachproben 1. Der Prinz von Arkadien (1701). (Forts.). — Ders., Titl des Oebristen vber die Schneiderzunft. — Himmelstoss, Aus dem

bayerischen Wald. (Forts.). — Hertel, Die Grenze des Fränk.-Henneb. gegen NW. (Mit Karte.) — Franke, Ostfränkisch und Obersächsisch. (Forts.) — Holder, geschichtliche Skizze der neueren schwäbischen Dialektlitteratur. — Gradl, Die Mundarten Westböhmens. (Forts.) — Brenner, Volksgesang. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschauregister.

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrgang 1890. XVI. Norden u. Leipzig, Diedr. Soltaus Verlag 1891.

Brandes, Hermen Botes Boek van veleme rade. — Schröder, Jacobs von Ratlingen Lied auf das Breslauer Hostienmirakel von 1453. — Walther, Zum Redentiner Spiel. — Krause, Die Bohne und die Vietzebohne. — Puls, Tannhäuserlied und Maria tzart. — Hänselmann, Braunschweigische Fündlinge: VIII. Sanct Annen Preis. IX. Marienleich. X. Ave maris stella verdeutscht. XI. Ritmeu de assensione domini. XII. Weiss und grün. XIII. Weltspruch. XIV. Judeneid. XV. Heilzauber. XVI. „Wo soll ich mich hin keren" etc. niederdeutsch. XVII. Schampernolleken. — Hänselmann, Eine merkwürdige alte Fälschung. — Walther, Über die Sprache der Wedemer Urkunde: In Drunten varen, na Drunten gliden. — Fischer, Joh. Leonh. Frisch als Sammler märkischer Idiotismen. — Schröder, Eulenspiegels Grabstein. — Jellinghaus, Lübecker Schulvokabular v. J. 1511. — Sprenger, Bemerkungen und Besserungen zum Sündenfall; Zur Kritik und Erklärung des Theophilus. — Damköhler, Zu Gerhard von Minden. — Schröder, Ein lat.-niederdeutsches Traktat aus Bursfelde. — Luther, Salzwedel und die übrigen Ortsnamen auf -wedel. — Bremer, Anzeige: Van Helten, Altostfriesische Grammatik.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrgang 1891. Hamburg. Heft XV.

No. 1. (26. März 1891.) ... Mitteilungen aus dem Mitgliederkreise. 1. Zum Limes Saxonicus (Jellinghaus). 2. Vam olden unde nyen Gade (Hofmeister). 3 Zur Verbreitung der plattdeutschen Sprichwörter und Redensarten aus Hinterpommern, ges. von O. Knoop (Sprenger). 4. Zu Priens Beiträgen zum mnd. Wortschatze (Sprenger, Schierenberg, Carstens). 5. Drefand (Carstens). 6. Fale page (K. E. H. Krause). 7. Mnd. hunden (Peters). 8. Imbetscherf. (Mielck). 9. jrât (Schultz). 10. Kalmus, Kalms (K. E. H. Krause.) 11. Mnd. krâm (Sprenger). 12. Kranewaken (Winkler, K. E. H. Krause). 13. misse (Birlinger). 14. Peckel, Pretzel (K. E. H. Krause). 15. Schnotterig (Sprenger). 16. Stoppelmeter (Peters). 17. wedderstromich (Sprenger). — Litteraturnotizen.

No. 2 (12. Mai 1891): ... Mitteilungen aus dem Mitgliederkreise. 3. Gott und Teufel im Munde des Mecklenburgischen Volkes. (R. Wossidlo.) Notizen ...

No. 3 (10. Juli 1891): ... Mitteilungen aus dem Mitgliederkreise. 1. Gott und Teufel im Munde des Mecklenburgischen Volkes. (R. Wossidlo) [Schluss] ...

No. 4 (11. August 1891): ... Mitteilungen aus dem Mitgliederkreise. 1. Volkserzählungen aus Mecklenburg. (Fabricius). — 2. Zum Schwerttanz (K. E. H. Krause). — 3. Zu Reinke de Vos (Sprenger). — 4. Zu Laurembergs Scherzgedichten. a) (Puls), b) (Bernhardt). — 5. Zu Priens Beiträgen zum mnd. Wortschatze (Tümpel). — 6. Zum Mittelniederd. Wörterbuch. 1. twistelik? 2. varsk — frisch, ungesalzen. 3. wracht (Sprenger). — 7. Imt (Wossidlo, Gillhoff). — 8. Kapehorne (Sandvoss). — 9. Rokbestia (Carstens). — 10. Zu Jahrb. XV, 53 ff. [Redensarten aus Holstein] (Bernhardt). — 11. Sole. Sale (K. E. H. Krause). — 12. Diele und Dehle (Jellinghaus). — 13. meit (Roethe). — 14. Isarnho a) (Carstens), b) (Schierenberg). — 15. Tâdel, Tâl (Carsten). — 16. Zur niederdeutschen Spruchdichtung. a) (Holstein), b) (Mielck). — Litteraturnotizen.

No. 5 (3. Februar 1892): ... Mitteilungen aus dem Mitgliederkreise. 1. Ostpreussische Sprachproben aus der Mitte des 18. Jahrhunderts (Babucke). — 2. Zum Hartebôk (Nerger). — 3. Verzeichnis von hansischen, aus dem Norwegischen entlehnten Wörtern (Schumann). — 4. Sinken und vloien (Frensdorff). — 5. Anfragen (Schröder). — Litteraturnotizen ...

No. 6 (4. März 1892): ... Mitteilungen aus dem Mitgliederkreise. 1. Über den Flurnamen sēgen. Nach dem auf der Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung am 20. Mai 1891 zu Lübeck gehaltenen Vortrage (Prien). — 2. Zu Konemann (Koppmann). — 3. Panzēwel a) (Sandvoss), b) (Roethe), c) (Nerger). — 4. wuden wracht a) (Frensdorff), b) (Koppmann). — Litteraturnotizen ...

b) Allgemeines.

Miehlke, Die Geschichte unserer Sprachlaute und Orthographie in kurzem Abriss dargestellt. Progr. d. höhern Bürgerschule zu Graudenz. 4°. 1 Bl., 39 S. M. 1,20.

Hubert, Die Grundlagen der deutschen Sprache. Berlin, Cronbach. VIII, 130 S. M. 1,25.

Kosinna, Germanischer Dativ [auf—ms] aus der Römerzeit (Zeitschr. f. deutsch. Altertum. XXXV, 1).

Andresen, Wortspaltung auf dem Gebiete der nhd. Schrift- und Verkehrssprache. (Ztschr. f. deutsch. Phil. 23, 265.)

Trautmann, Der S-Unfug (Wiss. Beil. z. Ztschr. d. allg. deutsch. Sprachver. Nr. 1).

Grimm, J. u. W., Deutsches Wörterbuch. VIII. Bd., 7. Lief. Romanbauher — Ruck. Bearb. unter Leitung von M. Heyne. Lpzg. Hirzel. M. 2,00.

Behaghel, A short historial grammar of the German language. Transl. and adapted from B.'s „Deutsche Sprache" by Trechmann. London, Macmillan. 194 S. 4 sh. 6 d.

Ditscheiners grammatisch-orthographisch-stilistisches Handwörterbuch d. deutschen Sprache ... 3. Aufl. v. Wessely. Lpzg., Friese. à Lieferung M. 0,75.

c) Sprachgeschichtliches.

Wenker, Sprachatlas des Deutschen Reiches ... [über sein Fortschreiten vgl. Deutsche Litteraturzeitung 1891, Nr. 41, Sp. 1511 f. Ferner das Referat von Nörrenberg, vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1, 232.]

Wrede, Über die Sprache der Ostgoten in Italien. (Quellen und Forsch., 68.) Strassburg, Trübner. 1891. VII, 208 S. M. 4,00.

Dasselbe teilw. als Habilitationsschrift:

—, Specimen einer ostgotischen Grammatik. Marburg, Otto 1890. 1 Bl., 33 S.

Prellwitz, Die deutschen Bestandteile in den lettischen Sprachen. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Volkssprache. 1. Heft: Die deutschen Lehnwörter im Preussischen und Lautlehre der deutschen Lehnwörter im Litauischen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. XII, 64 S. M. 2,40.

Meier, J., Studien zur Sprach- und Litteraturgeschichte der Rheinlande. Einleitung. Habilitationsschrift. Halle, Karras. [Vollständig: Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Sprache und Litt. Bd. 16 f.]

Witte, Deutsche und Keltoromanen in Lothringen nach der Völkerwanderung. Die Entstehung des deutschen Sprachgebietes. Mit 1 Karte. (Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Sprache und Litt. Bd. 15.) Strassburg, Heitz. 100 S. M. 2,50.

Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. 1. Teil. Die Sprachgrenze im Jura. Basel und Genf, Georg. 8°. 80 S.

Die deutsch-französische **Sprachgrenze** (Allg. Zeitg. B Nr. 238—243.)

Andree, Die deutsch-französische Sprachgrenze im Schweizer Jura. (Globus 60, 8.)

Gaidoz, Die Sprachverhältnisse in Luxemburg. (Globus 59, 246.)

Winkler, Die niederdeutsche Sprache in Französisch-Flandern. (Globus, 59, 149.)

Kauffmann, Deutsche und niederländische Mundarten. (Grundriss der germ. Philol. Hrsg. von H. Paul. Bd. 1, 5. Lfg. p. 960 bis 974.)

Brandstetter, Die Reception der neuhochdeutschen Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern 1600—1830. (Der Geschichtsfreund 46, 191.)

Asmussen, Deutsche Sprachinseln im ungarischen Erzgebirge. (Deutsch. geogr. Bll. 14, 206.)

Eichler, Die deutsche Sprache in Amerika. (Lpz. Ztg. B Nr. 147.)

Wilckens, Die Sprache der Deutschen in Nordamerika. (Deutsche Warte II, 4.)

d) Mundarten.

Koch, Mundartliches. (Zeitschr. f. d. dtsch. Unterr. 5, 643.)

Kluge, Die Behandlung der lebenden Mundarten. (Paul, Grundriss d. german. Philol. 1. Bd., 5. Lief.)

Verschiedenheiten in der Aussprache Süd- und Norddeutschlands. (Zeitschr. f. deutsche Sprache. V. Jahrg., H. 11.)

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung d. Antiqu. Ges. in Zürich

unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Hrsg. mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. XIX. Heft. XX. H. Bearbeitet von Staub, Tobler, Schoch. Frauenfeld, Huber. 4°. à Heft fr. 2,00.

Schild, Brienzer Mundart. 1. Teil. Allgemeine Lautgesetze und Vokalismus. Basel, Sallmann & Bonacker. 106 S., 1 Bl., fr. 2,80. [auch Göttinger Diss.]

Wissler, Das Suffix-i in der Berner resp. Schweizer Mundart. Ein Beitrag zur vergleichenden Wortbildung und Flexion der schweizer Mundart. Diss.-Bern. (Frauenfeld, Huber & Co.) 39 S. M. 0,75.

Wilkens, Zum hochalemannischen Konsonantismus der althochdeutschen Zeit. Beiträge zur Lautlehre und Orthographie des ältesten Hochalemannischen, auf Grundlage der deutschen Eigennamen in den St. Galler Urkunden (bis zum Jahre 825.) Leipzig, G. Fock. Auch: Ing.-Diss. Leipzig.

Das **Wörterbuch** der elsässischen Mundarten (Jb. f. Gesch., Sprache u. Litt. Elsass-Lothringens 7, 207.)

Lienhart, Laut- und Flexionslehre der Mundart des mittleren Zornthales im Elsass. Strassburg, Trübner. VIII, 74 S. (Alsatische Studien H. 1) [auch: Ing.-Diss. Strassburg 1891].

—, Alliteration, Assonanz und Vergleichungen in der Zornthaler Mundart. (Jahrb. f. Gesch., Sprache u. Litteratur Elsass-Lothringens 7, 187.)

Follmann, Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger. II. Teil. Vokalismus. Metz 1890. 4°.

Graf, Die germanischen Bestandteile des Patois Messin. Metz, Druckerei d. Lothringer Zeitung. Strassburger Inaug.-Diss. 1890. 43 S.

Wagner, Der gegenwärtige Lautbestand des Schwäbischen in der Mundart von Reutlingen. II. Teil. Reutlinger Realanstalt. Programm. S. 97—19?. Taf. 4—10. gr. 4°. M. 2,50.

Brennig, Über die Mundart des Bezirks Buchen. Tauberbischofsheim. Programm.

Brenner, Mundarten und Schriftsprachen in Bayern. (Bayerische Bibliothek Bd. 18.) Bamberg, Buchner. 1890. 1 Bl., 83 S., 1 Bl.

Österreichische Spracheigenheiten. (Ztschr. f. deutsche Sprache 5, 9.)

Schneller, Die Mundart des Stubei. (In: Stubei (s. o.) S. 613—650.)

Kühnel, A Thommsöübtel. In Rosendorfer Mundart erzählt von V. Ehen, mitgeteilt von . . . (Mitteil. d. nordböhm. Exkursionsklubs 14, 152 f.)

Zur **Erforschung** des siebenbürgisch-sächsischen Dialekts. (Korrespondenzbl. des Ver. f. siebenb. Volksk. 14, 1.)

Roth, Siebenb.-sächs. Dialekt (ebenda 13, 12).

Weber, Abschied. In Zipser Mundart. [Gedicht.] (Ung. Revue 11, 749.)

Tomanek, Über den Einfluss des Čechischen auf die deutsche Umgangssprache in Österr. Schlesien bes. von Troppau und Umgebung. Ein Beitrag zur Sprachvergleichung. Gymn.-Progr. Troppau.

Leithäuser, Gallicismen in niederrheinischen Mundarten. Barmen. Realgymn.-Progr. (32 S.)

Jardon, Laut- und Formenlehre der Achener Mundart. (Aus Aachens Vorzeit 4, 1.) [I. Teil von:]

—, Grammatik der Aachener Mundart. Aachen, Cremer. 40 S. M. 1,50.

Reis, Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart. Giessen. Ing.-Diss. 8°. 46 S. M. 1,00.

Heinzerling, Probe eines Wörterbuchs der Siegerländer Mundart. Siegen. Realgymn.-Progr.

Leidolf, Die Naunheimer Mundart. Eine lautliche Untersuchung. Darmstadt, Otto. [Jenaer Ing.-Dissertation.] 2 Bl., 53 S., 1 Bl. M. 1,20.

Kehrein, Volkssprache und Wörterbuch von Nassau. 2. Ausg. Leipzig, Lesimple. gr. 8°. XII, 464 u. 64 S.

Hedrich, Die Laute der Mundart von Schöneck i. Voigtl. Leisnig, Realschul-Progr.

Grössler, Die Mansfelder Mundart, ihre Grenzen, innere Gliederung und Abkunft. (Mansfelder Blätter Mitteil. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Mansfeld 4 (1890), 1—14.)

Dittmar, Die Blankenheimer Mundart. Eine lautliche Untersuchung. Dissertation, Jena. 48 S.

Weiss, Die Breslauer Klabatschke. Eine humoristisch-lokalsprachliche Studie. Grünberg i. Schl. 112 S.

Andree, Die Grenzen der niederdeutschen Sprache. Mit Karte: Die Südgrenze der

niederdeutschen Sprache. (Globus, Bd. LIX, n. 2. 3.) [Sonderabdruck 19 S. kl. 8°.]

Winkler, Die niederdeutsche Sprache in Französisch-Flandern (ebenda S. 149).

Kirchhoff, Die unterste Saale keine Grenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch (ebenda 150).

Krause, Niederdeutsche Handschriften. (Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprache 15, 33.)

Eckart, Lexikon der Niedersächsischen Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Osterwieck, Zickfeldt. 181 S.

Knoop, Plattdeutsches aus Hinterpommern. 3. Sammlung: Fremdsprachliches im hinterpommerschen Platt, nebst einer Anzahl von Fischerausdrücken und Ekelnamen. (Wissenschaftl. Beil. z. Progr. d. Kgl. Gymn. Rogasen. 4°. 18 S.) [1. Sammlung: Guesen 1890; 2. Samml. Rogasen 1890.]

—, Plattdeutsches ... 4. Samml. (Monatsbl. f. Pommersche Gesch. u. Altert., S. 38—40.)

Heibey, Die Laute der Mundart von Börssum. Halle, Karras. 48 S. [Jena Inaug.-Dissertation.]

Behaghel und **Gallée**, Altsächsische Grammatik, 1. Hälfte. Halle, Niemeyer. (Samml. kurzer Gramm. d. germ. Dialekte. 6.)

Adler, Die Volkssprache in dem Herzogtum Schleswig seit 1864. Mit 1 Karte [deutsch, friesisch, dänisch]. (Zeitschr f. Gesch. v. Schleswig-Holstein 21, 1.)

Siebs, Geschichte der friesischen Sprache. (H. Paul, Grundriss der german. Philol. I. Bd.)

Bremer, Zeugnisse für die frühere Verbreitung der nordfriesischen Sprache. (Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf. XV, 94.)

—, Pelwormer Nordfriesisch. (Ebenda S. 104.)

Jaekel, Zur Lexikologie des Altfriesischen. (Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Spr. 15, 532.)

Helten, Frisica. (Ebenda 16, 314.)

e) Bedeutung.

Kluge, Etymologisches Wörterbuch. 5. Aufl. Strassburg, Trübner. In 10 Lieferungen.

—, An etymological dictionary of the German language. Transl. from the 4. German. ed. by ... Davis. London, Bell. 8°. 430 S.

Faulmann, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Halle, Karras [in Heften]. à Lieferung M. 1,20.

Uhlenbeck, Etymologica. (Tijdschr. f. nederlandsche Taal- en Letterkunde X, 283.)

Müller, Die Wiederbelebung alter Worte. (Wiss. Beihefte zur Zeitschr. d. allgem. Sprachver. 6. Jahrg. Nr. 2.)

Nebe, Die Lehnwörter im deutschen Unterricht. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. V, 665.)

Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Hässlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig, Grunow. 8°. 320 S. M. 2,00.

Allerhand **Sprachdummheiten**. (Grenzboten, S. 238.)

Genthe, Deutsches Slang. Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten. Strassburg, Trübner. XV, 73 S. M. 1,20

Hildebrandt, Wie die Sprache altes Leben fortführt. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 5, 23, 120, 199, 260, 307.)

Söhns, Zur „Verwertung der Redensarten im Unterricht" (ebenda 647).

Kuntze, Sprachliche Neubildungen im Südwesten (ebenda 36). Bemerkungen dazu (ebenda 289).

Frischbier, Volkswitz. (Altpreuss. Monatsschr. 28, 90.)

Sembrzycki, Schimpfwörter. (Am Urquell II, 8.)

Knauthe, Schimpfwörter. (Am Urquell II, 20.)

Kluge, Aar und Adler. (Zeitschr. f. deutsche Phil. 24, 311.)

Zehelmayr, Zwölf und zwelf. (Bll. f. d. bayr. Gymnasialschulwesen 27, S. 18.)

Schröder, Frisch. (Zeitschr. f. deutsch. Altert. u. deutsch. Litt. 35, 2. S. 262.)

Damköhler, Diele, dêle, dâle. (Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforsch. XV, S. 51.)

Krause, Zitelôse (ebenda XV, 44).

Zingerle, Rose. (Zeitschr. f. deutsch. Philol. 24, 281.)

Glöde, Über Tiernamen im Volksmunde und in der Dichtung. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 5, 741.)

—, Zur Erklärung des Hasennamens Lampe (ebenda 5, 585).

—, Auf eigenem Zaum (ebenda 5, 56, 566).

Puls, Auf eigenem Zaum (ebenda 5, 703).

Sprenger, Qualm bei Uhland (ebenda 57). Helmsturz (ebenda 60).

Sprenger, Saum = Saumross (ebenda 281, 849).

Schürmann, Zu Gunsten, Von Genaden (ebenda 643), Feist (785).

Döhler (**Schlag**, **Koch**), Hinte (ebenda 60, 287, 644).

Metger, Auf dem Holzwege sein (ebenda 277).

Krüger, Einem etwas am Zenge flicken. — Der Topf will klüger sein als der Töpfer (ebenda 278).

Puls (**Glöde**, **Kohrs**), Zur Erklärung des Namens Nüssler (ebenda 281, 416, 418).

Hofmann (**Glöde**, **Sprenger**), Der Gassenname „Am Brotkorb" (ebenda 353, 480 f.).

Feist, Zu dem Worte Ritt (ebenda 355).

Jeep, Schildbürger (ebenda 357).

Köhler, Eine mundartliche Bezeichnung des Schmetterlings (ebenda 357).

May, Verstümmelte Wörter (ebenda 358).

Kuntze, Holla und Hallo (ebenda 360).

Sprenger, Bönhase (ebenda 361).

—, Kastemännchen (ebenda 482).

—, Schafschinken (ebenda 483).

Glöde, Nägelein (ebenda 783).

Kluge, Das Wort Buch in seinem Verhältnis zu Buche (ebenda 634).

Menge, Deutsch reden (ebenda 635).

Becker, Der guckt ins Gerstenfeld. Einen pfeifen. (ebenda 645, 776).

Schmitz, Stein und Bein schwören. (ebenda 697).

Sprenger, Geruhen. (ebenda 784).

Heilig, Zum deutschen Fluchwort Henker (ebenda 785).

Stehle, Einem einen Bären aufbinden (ebenda 845).

Sprenger, Weissbinder (ebenda 848).

f) Namen.

Krüger, Eigennamen als Gattungsnamen. (Berlin, Realgymn.-Progr.)

Köcher, Die Taufnamen. Eine pastorale Studie. (Pfarrhaus 7, 113.)

Schmidt, Arminius. Siegfried (Germania 36, 315.)

Keiper, Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund. (Progr. d. Studienanstalt Zweibrücken. 76 S. [2. verm. Aufl. Kaiserslautern, Gotthold. 82 S. M. 1,00.]

Pfister, Gegen die Eindeutigkeit des chattischen und hessischen Namens. (Hess. Quartalbl. 3.)

Kehrein, Nassauisches Namenbuch, enth. alle Personen-, Orts- und Gemarkungsnamen. 2. Ausg. Leipzig, Lesimple. VIII, 644 S. M. 2,25.

Kelleter, Namen in Aachen. (Aus Aachens Vorzeit 3 (1890), 25 f., 41 f., 71 f.)

Cascorbi, Die Rufnamen der Mündener Schuljugend. (Münden, Realgymn.-Progr.)

Die **Familiennamen** der Helgoländer. (Globus 59, 304.)

Ortjohann, Die deutschen Tiernamen. Eine sprachliche Betrachtung. (Tägliche Rundschau, Wissensch. Beil. 1046.) [Vgl. auch S. 1063.]

Eschenburg, Eine Betrachtung über die Entstehung unserer volkstümlichen Pflanzennamen. (Die Heimat 1, 50.)

— Einige Bemerkungen über die Verbreitung unserer volkstümlichen Pflanzennamen (ebenda 225.)

Schwartz, Volkstümliche Schlaglichter. II. Von der volkstümlichen Naturerkenntnis mit einem Exkurs über die deutschen Pflanzennamen. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1, 279.)

Saul, Alte Gassen- und Häusernamen. (Deutsche Zeitschr. f. Kulturgesch. N.F. 1, 336—339.)

Seltsame **Umformung** von Strassennamen. (Zeitschr. f. deutsche Sprache 5, 9.)

Besler, Die Ortsnamen des lothringischen Kreises Forbach. [1. Teil: Die Ortsnamen im engeren Sinne. Forbach 1888.] 2. Teil: Die Namen der Flüsse, Bäche, Quellen und Weiher, der Berge und Hügel, der Wälder und Forstbezirke und der Gewannnen. Forbach 1891. [Ostfranken und vorher Alemannen.]

Lersch, Kockerellstrasse, Komphausbadstrasse, Druffnas. (Aus Aachens Vorzeit 3 [1890], 63.)

Bazing, Zur Ortsnamendeutung. (1. Schild. 2. Jud. 3. Thalfinger): Württemberg. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. XIII, 4, S. 272 bis 274.

Caspert, Die Ortsnamen im Oberamt Reutlingen. (Reutlinger Geschichtsbl. 11.)

Brandstetter, Beiträge zur Ortsnamenkunde. II. (Der Geschichtsfreund 44.)

Prinzinger, Die Tauern in der Geographie und im Leben des Volkes. (Der Tourist. 23. Jahrg. Nr. 4, S. 25—27.) [Über den falschen Gebrauch des Wortes auf Karten und in Büchern gegenüber dem richtigen Volksgebrauch, der unter „Der Tauern" nur die Über- und Durchgänge (Scharten)

in der Urgesteinskette der Alpen in Steiermark, Kärnten und Salzburg versteht.]

Staunig, Die Flurnamen des Burgamtes Villach nach dem Urbar des Martin Behem. (Progr. Villach. 8°. 28 S.)

Böhme, Die Ortsnamen auf -grün in Böhmen. (Mitteil Ver. Gesch der Deutschen in Böhmen 29, 307.)

Wolff, Deutsche Dorf- und Stadtnamen in Siebenbürgen (Progr. Mühlbach 31 S 4°.)

Bernau, Böhmens deutsche Burgnamen. (Mitteil. d. nordböhm. Exkursionsklubs 14, 34—35.)

Needon, heimische Flurnamen. (Leipz. Zeitung B. Nr. 120—122.)

Riemann, Über Orts- und Flurnamen des Herzogthums Coburg. Coburg. Gymn.-Progr. 16 S. 4°.

Bach, Beiträge zur Deutung der Ortsnamen in der Umgegend von Homburg. (Mitteil. d. Ver. f Gesch. v. Homburg. 4.)

Cassel, Deutsche Landes- und Ortsnamen. 1) Schlesien und sein Name. 2) Der Name Erfurt und die Ortsnamen auf -furt. (Deutsche Zeitschr. f. Kulturgesch. N. F. 1, 147—154, 154—160.)

Schulte, Ujazd und Lgota. Ein Beitrag zur schlesischen Ortsnamenforschung. (Zeitschr. f. Gesch. u. Altert. Schlesien. 25.)

Hüser, Über den Namen eines Baches und eines Berges in der Umgegend der Stadt Brilon. 1. Die Untrügge. 2. Der Guden. (Progr. d. Gymn. Petrinum zu Brilon. 1890. 4°. S. 3—11.)

Vogt, Die Ortsnamen im Engersgau. Eine Untersuchung. (Programm d. Kgl. Gymn. zu Neuwied. 1890. 8°. 61 S.)

— Nachtrag zu der Abhandlung des vorigen Programms „Die Ortsnamen im Engersgau". (Gymn.-Progr. Neuwied. 1891. 4°. S. 11 bis 13.)

Jansen, Die Stadt Kiel und ihr Weichbild im Munde der Vorzeit. (Schriften d. Ges. f. Kieler Stadtgesch. H. 8.)

Bonk, Ortsnamen in Altpreussen. (Altpreuss. Monatsschr. S. 599—638.)

g) Sprichwörter.

Bahlmann, Sprichwörter aus Joh. Murmellius Pappa puerorum. (Germania 35, 400 bis 402.)

Pistor, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Wiegand Lanzes hessischer Chronik. (Z. f. Volkskunde III, 4, S. 146.)

Maas, Über Metapher und Allegorie im deutschen Sprichwort. Ein Gang vom Begriffsbild zum Gedankenbild. Progr. Wettiner Gymn. Dresden. 23 S. 4°. M. 1,00.

Rathgeber, Elsässische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. (Jahrb. für Gesch., Sprache u. Litt. v. Elsass-Lothringen. 7, 141.)

Hörmann, Volkstümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden. Leipzig, Liebeskind. XXIII, 165 S.

Spieser, Münsterthäler Sprachproben. Sprichwörter. (Jahrb. f. Gesch. v. Elsass-Lothringen. 6.)

Knoop, Allerhand Scherz, Reime und Erzählungen über pommersche Orte und ihre Bewohner. [Aus: Zeitschr. f. pommersche Gesch. u. Altert.] Stettin. 105 S. M. 2,00.

Treichel, Das Alphabet in preussischen Redensarten. (Altpreuss. Monatsschr. 28, 332.)

Sembrzycki, Ostpreussische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen. (Am Urquell II, 2—8, 10, 11.)

Dirksen, Ostfriesische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten mit historischen und sprachlichen Anmerkungen. 2. Heft. Ruhrort, Andreae. 95 S.

4. Volksdichtung.

a) Allgemeines.

Scherer, Deutsche Studien. 2. Aufl. Leipzig, Tempsky. 129 S.

Leimbach, Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Auswahl und Erläuterung von 92 Volksliedern der älteren und neueren Zeit. Bremen, Heinsius. XVI, 227 S. M. 3,00.

Des **Knaben Wunderhorn**. Alte deutsche Lieder ges. v. Arnim und Brentano. Neudruck der Heidelberger Originalausgabe von Ettlinger. Th. 1. 2. Halle, Hendel. [1891] (XXII, 393 S., 2 Port.), (395—844 S.) = Bibliothek des In- und Auslandes No. 531 bis 539.

Hauffen, Leben und Fühlen im deutschen Volkslied. 20 S. M. 0,20. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 143.)

Streicher, Zur Entwickelung der mhd. Lyrik. (Zeitschr. f. deutsche Phil. 24 Bd., H. 2.)

Bielschowsky, Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert. I. Leben und Dichten Neidhards von Reuenthal. Untersuchungen. (Sonderabdr. a. d. Acta Germanica.) Berlin, Mayer & Müller. 1 Bl., VII, 294 S. 8°.)

Marold, Über die poetische Verwertung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im deutschen Minnesang. (Zeitschr. f. deutsche Philol. 23. 1—25.)

Weddigen, Beiträge zur Geschichte des deutschen Meistergesanges. Wiesbaden Realgymn.-Progr. 1891.

Suck, Volksreime. (Die Heimat 1, 189.)

Mundartliche **Dichtung**. (Jahrb. f. Gesch., Sprache, Litt. 7, 179.)

Einenkel, Der Hase im Volksliede. (Leipz. Zeitung, no. 294.)

Cremer, Wanderung und Wandlung eines Volksliedes. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 5, 687.)

b) Das Volkslied.

α) Einzelne Alter und Stände.

Cremer (Bartels, Englert). Zum Wiegenlied vom schwarzen und weissen Schafe. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 5, 59, 282, 359.)

Menk, Zwei Kinderlieder (ebenda 132).

Zander, Kinderreime. (Altpreuss. Monatsschrift 1891, H. 1. 2.)

Schüttelkopf, Kinderspiele, gesammelt im oberen Görtschitzthale, am Krappfelde und um Osterwitz. (Carinthia I, 5. Heft.)

Eskuche, Hessische Kinderliedchen. In Kassel im Verein mit Johann Lewalter gesammelt und erläutert. Kassel, Hühn. 2 Bl., 95 S. M. 1,00.

Eskuche und **Lewalter**, Kasseler Kinderliedchen. (Hessenland 5, 187, 200, 210, 223, 240, 256, 272, 283, 296.)

Mathis, Elsässische Kinderlieder in Rapoltsweiler Mundart. (Jahrb. f. Gesch., Sprache, u. Litt. v. Elsass-Lothringen 7, 150.)

Eber, Elsässische Kinder- und Wiegenlieder, Kinderreime (ebenda 6).

Hoffs, Das Marschlied der Landsknechte. (Wissensch. Beihefte z. Zeitschr. d. allg. Sprachver. 6. Jahrg. Nr. 2.)

Klein, Bergmannslieder aus Graupen. (Mitteil. d. nordböhm. Exkursionskl. 14, 351–354.)

β) Besondere Gelegenheiten.

Nardelli, Le primavere liriche della Germania. Roma. 183 S.

Wagner, Sechs Faschingslieder aus dem Jahre 1793. (Musik. Wochenbl. Nr. 38.)

Weeber, Aus der Weihnachtszeit. [Krippellieder aus Rumburg.] (Mitteil. d. nordböhm. Exkursionskl. 14, 234–238.)

Zwei **Hochzeitslieder** aus Schönberg. [Siebenbürger Sachsen.] Mitget. von Anna Sch. (Correspondenzbl. d. Ver. f. siebenbürg. Landesk. XIV, 7, S. 69—70.)

Roth, Deutsch-lateinische Gedichte zu der Zeit des 30jährigen Krieges. (Germania 36, 179.)

Paudler, Aus der Franzosenzeit. [Volkslieder aus dem Anfange des 19. Jahrh.] (Mitteil. d. nordböhm. Exkursionskl. 14, 226 bis 228.)

Fr. J., Zur Geschichte der sächsischen Jäger. [Aufruf, Gedicht im Dialekt der siebenbürger Sachsen, vom Jahre 1809.] (Correspondenzbl. d. Ver. f. siebenbürg. Landeskunde XIV, S. 66—68.)

γ) Bestimmte Gegenden.

Meyer, Zur Volkskunde der Alpenländer. (Globus 59, 49, 70.) [Über Schnadahüpferl, Marterln u. s. w.]

Tobler, Nachträge zu den schweizerischen Volksliedern. (Anz. f. schweiz. Gesch. 4.)

Ellinger, Das Volkslied in Tirol. (Die Nation 1891. no. 13.)

Baragiola, Aristide, Il canto popolare a Bosco o Gurin, colonia tedesca nel cantone Ticino. Cividale, Fulvio Giovanni. 1891. (175 S., 1 Titelbl.) L. 3,00.

Tər Théwəlt ùn s Tórtəl. Gedicht in Völlerdinger Mundart von J. Dahlet (Jahrb. f. Gesch., Sprache u. Litt. v. Elsass-Lothringen 7, 195.)

Levissohn, Eine obersteierische Fassung des Volksliedes vom Tannhäuser. (Zeitschr. f. deutsch Litt. u. Altert. 35, 439.)

Deutsche **Volkslieder** aus Böhmen. Herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnützíger Kenntnisse in Prag. Redigiert von Alois Hruschka und Wendelin Toischr. Prag, Verlag d. D. V. XIV, 542 S.

Oertel, Deutsche Volkslieder aus Böhmen. (Leipz. Zeitung no. 298.)

Wlislocki, Volkslieder der siebenbürgischen Sachsen (Am Urquell. II, 11.)

Dalman, Jüdisch-deutsche Volkslieder aus Galizien und Russland 2. Ausg. Schriften d. Inst. Judaicum in Berlin Nr. 12.) Berlin, Ev. Vereinsbuchh. VIII, 74 S. **M. 1,50.**

Gadde, Volkslieder aus Hinterpommern. (Z. f. Volksk. III, 5, 6.)

v. Trais, Wetterauer Sang und Klang Dreissig neue Gedichte in Wetterauer Mundart, als Fortsetzung der Heimatsklänge aus der Wetterau. Giessen, Roth. (1891.) VI, 82 S.

δ) Einzelne Lieder.

Odinga, Ein Lied von dem Tod und einem jungen Mann. (Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. 4, 152.)

Abel, Ein Gespräch vom Frauenvolk und dem Ehestande A. 1696. Ein Gespräch vom Mannvolke und dem Ehestande A. 1717. Die verkehrte Welt. Drei plattdeutsche Satiren München, Buchholz und Werner. 2. Bl., 24 S.

Treichel, Das Lied vom Krambambuli. (Altpreuss Monatsschr 28, 338–44.)

Krüger, Zu dem Liede vom „Rummelpott". (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. V, 698.)

Cremer (Sprenger, Teuber, Köhler, Schmalz, Schlag), Ein Napoleonslied. (Zeitschr. f. deutsch. Unterr. 5, 59, 138, 209, 210, 285 f. 635.)

c) Sprüche und Rätsel.

Falck, Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften. Berlin, Meidinger. o. J. [1890.] VIII, 110 S.

Engelhard, Die Hausinschriften der Stadt Duderstadt. In d. Programm: Beiträge z. Kunstgeschichte Niedersachsens. Duderstadt. 4°. 1891.

Frischbier, Die Menschenwelt in Volksrätseln aus den Provinzen Ost- und Westpreussen. (Zeitschr. f. d. Philol. 23, 240.)

d) Geschichten und Märchen.

Fabricius, Volkserzählungen aus Mecklenburg. (Correspondenzbl. f. niederd. Sprachforschung.)

Deecke, Lübische Geschichten und Sagen. 3. verbesserte u. verm. Aufl. Lübeck, Dittmar 1890. 8°. 334 S.

Jensen, Schildbürgergeschichten in der Sage der nordfriesischen Inseln. (Tägliche Rundschau, Wissensch. Beil. 1188.)

Heydenreich, Ein Humanist des 16. Jahrhunderts über die Freiberger Sage vom ungeratenen Sohn. [Poetische Behandlung durch Martinus Balticus.] (Mitteil. d. Freiberger Altertumsver. 27, 41–48.)

Ehlers, Was die Sage von der Entstehung Altonas erzählt. (Die Heimat 1, 239)

Staacke, Die ruhelose Jungfrau. Eine Sage aus dem östlichen Holstein. (Die Heimat 1, 30.)

Struve, Wallensteineiche (ebenda 203.)

Zwetz, Sagen und geschichtliche Erzählungen aus dem mittleren Saalthal. Der reiferen Jugend gewidmet. Mit 15 Illustrationen. Jena, Fr. Mauke. IV, 107 S.

Zum **musikalischen Ton** der Sprache. Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Rede. [Volkserzählung des Harbachthales.] (Correspondenzbl. d. Ver. f. siebenb. Volksk. 14, 3.)

Bechstein, Deutsches Märchenbuch. Halle, Hendel o. J. [1891], IV, 156 S., 1 Portr. = Bibl. Ges. Litteratur d. In- u. Auslandes No. 471. 472.

Fränkel, Zum Proteusmärchen und andern wandernden Stoffen. (Germania 24, 3.)

Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen. 1. Th. Norden und Leipzig, Soltau 1891. 382 S. (Forschungen hrsg. v. Verein f. niederdeutsche Sprachforschung II.)

e) Drama.

Deutsche **Puppenspiele.** Ges. u. m. erl. Abhandlungen und Anmerkungen hrsg. von Arthur Kollmann. 1. Heft. Allgem. Vorwort. Judith und Holofernes. A. Einleitung. B. Text. C. Anmerkungen und Varianten. Leipzig, Grunow.

Deutsche **Volksschauspiele.** In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: Das Leiden Christi-Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Bd. 1. (VIII, 347 S.), 2. (III, 404 S.) M. 10,00. Halle, Niemeyer.

Paludan, Ältere deutsche Dramen in Kopenhagener Bibliotheken. (Zeitschr. f. d. Philologie 23, 226.)

Schweizerische **Schauspiele** des 16. Jahrh. Bearb. durch das deutsche Seminar der Züricher Hochschule unter Leitung v. Jac. Bächtold. 2. Bd. Zürich, Frauenfeld, Huber i. Comm. 353 S. M. 4,00.

Holstein, Zur Litteratur des lateinischen Schauspiels des 16. Jahrh. (Zeitschr. f. deutsche Phil. 23, 436.)

Bahlmann, Aachener Jesuiten-Dramen des 17. Jahrh. (Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins 13, 175.)

Jacobs, Zur Geschichte des Schauspiels in Wernigerode. 1588. 1593. 1618. (Zeitschr. d. Harz Ver. 24¹, 292—294.) [Darstellungen auf offenem Markte.]

Holstein, Zur Topographie der Fastnachtsspiele. (Zeitschr. für deutsch. Phil. 23, 104.)

Reuling, Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Stuttgart, Göschen. 1890. 181 S. M. 4,00.

Raché, Die deutsche Schulkomödie und die Dramen vom Schul- und Knabenspiegel. Leipzig. Baldamus. M. 2,00.

Bielschowsky, Das Alter der Faustspiele. (Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. IV. 2, 193.)

Widmann, Das Brucker St. Nikolaus-Spiel. Ein Beitrag zur Litteratur des Volksschauspieles in Salzburg. Gymn.-Progr. Salzburg. 27 S. gr. 8°.

Jellinghaus, Das Spiel vom jüngsten Gerichte. (Zeitschr. für deutsche Phil. 23, 426.)

Ludwig, Das Oberammergauer Passionsspiel Vortrag. Davos, Richter. 106 S. M. 1,25.

Schmidt-Wartenberg, Ein Tiroler Passionsspiel im Mittelalter. (Publ of the mod lang. assoc. of Am. V, 2.)

Sprenger, Zu den Königsberger Zwischenspielen von 1644. (Altpreuss. Monatsschr. 28, S. 102.)

Sembrzycki, Noch eine Bemerkung zu den Königsberger Zwischenspielen aus dem Jahre 1644 (ebenda 100, 330.)

Schröder, Das Redentiner Osterspiel. (Correspondenzbl. d. Ver. f. niederd. Sprachf. 3.)

Werner, Der Laufener Don Juan. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschauspiels. (= Theatergesch. Forschungen, hrsg. v. Berth. Litzmann 3. Bd.) VII, 152 S.

5. Musik und Tanz.

Tobler, Kühreihen oder Kühreigen, Jodel und Jodellied in Appenzell. Zürich. [Mit Musikbeilagen.]

Radecke, Das deutsche weltliche Lied in der Lautenmusik des 16 Jahrhunderts. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 2. Bl., 52 S., 1 Bl. 8° [= Inaug.-Dissert. Berlin.]

Niessen, Das Liederbuch des Leipziger Studenten Clodius vom Jahre 1609. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liedes im 17. Jahrh. Leipzig, Breitkopf. 66 S., 1 Bl. 8°. [= Berliner Ing.-Diss.]

Krause, Abriss der Entwickelungsgeschichte der Oper mit litterarischen Hinweisen. Hamburg, Verlagsanstalt VIII, 130 S. M. 2,00.

Zelle, J. Theile und N. Strungk. Zweiter Beitrag zur Geschichte der älteren deutschen Oper. (Humboldt-Gymn.-Programm Berlin.) [I. Beitr. ib. 1889.]

Benecke, Vom Takt im Tanz, Gesang und Dichtung mit besonderer Berücksichtigung des Volkstümlichen. Diss. Leipzig. 91 S. 8°.

Die übrigen Germanen.

A. Holländer.

I. Zeitschriften.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont en Aug. Gittée. 4e Jaargang. Gent 1891.

1. Aflevering: Walcheren in Zeeland. I. De Walcherische Boer, door K. Baart. — Gittée, Eenige Beschouwingen over ons oud Kluchtspel. — Gittée, De Humor in de Taal. (Vervolg.) II. Lichamelijke Pijn en Ongemak. — Sagen. 1. De Waterduivel. 2. De dikke Linde te Vlierzeln 3. Brabantsche Overleveringen. — Vragen en Aanteekeningen.

2. Aflevering: Pol de Mont, Eene Kleinigheid over „Verloren Maandag". — Ders., Jetz over Sint-Marten, Sinter-Greef en Sint-Nikolaes. — Boekbeoordeling: L. L. De Bo, Westvlaamsch Idioticon heruitgegeven door Joseph Samyn. Aug. Gittée. — Vragen en Aanteekeningen. Kronick.

3. Aflevering: Walcheren in Zeeland. II. Baardt, Vertelsels: 1. De Domme Uilenspiegel. — Zeden en Gebruiken: Gittée, De Doodendans. — Kronick. — Vragen en Aanteekeningen. (Baarloop.)

4. Aflevering: Gittée, Volkshumor in Geestelijke Zaken. (Vervolg.) — De Mont, Volksliederen. I. (13) De Muzikant. — De Mont, Boekbeoordelingen: Tiroler Schnadahüpfeln, Tiroler Volkslieder, Haussprüche aus den Alpen. — Gittée, Antwerpsche Keldermondvertellingen. — Vragen en Aanteekeningen.

[Fortsetzung folgt.]

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 3. Jaargang 1891. Brecht, L. Braeckmann, Drukker-Uitgever.

1. Aflevering: Vervliet, Volksdichtveerdigheid. — Cornelissen, Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. 1ste (13ste) Woordenzange. — Een Friesche Nieuwjaerwensch van Eenen Vlaming. G. G. Etymologische Woordenboeken der Nederlandsche taal. — Boekbespreking: J. B. Vervliet, Inhoud van Tijdschriften.

3. Aflevering: Cornelissen, Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. 2de (14de) Woordenzange. Beeldspraak. Liederen. 9. Reuzeliedje. St. Mertenslied, Nieuwjaarsliėke. Boomen, Wouden en Gewassen. Christelijke Legenden. Kempsische Spreekwoorden. Sagen 3 (28.) Wat een Watergeest eens aanvong. Wangeloof. Vallende Sterven. Niuwskes. Folklore wallon. Boekbespreking: Cornelissen. — E. T. — Harou. — Lehember. — Vervliet.

4. Aflevering: Cornelissen, Levende Spraakkunst. III. Uitgangen der Verkleinwoorden (Vervolg.). — Harou, Hoe het Volk Wappenschilder en Sommige Opschriften uitlegt. — Vervliet, Sagen 4. (29.) De Geest. — Sprookskesen. Vertelsels. — Cornelissen, Spotrijmen op Steden en Dorpen. — de Raadt, Een Woord over het Rechtgebied der Bezitters van Heertijkheeden in Brabant. — Boekbespreking, Vragen en Aanteekeningen.

[Fortsetzung folgt.]

Fernere Zeitschriften für niederländische Volkskunde sind:

Volk en Taal. Maandsschrift over Gebruiken, Geschiedenes, Taalkunde enz., uitgegeven door de Zantersgilde van Zuid-Vlaanderen. Ronse, A. Courtin.

't Daghet in den Osten. Limburgsch Tijdschrift voor alle liefhabbers van Taal- en andere Wetensweerdigheden. Hasselt, M Ceysens. 7de Jaargang. 1891.

II. Bücher und Aufsätze.

[Friesen und friesische Sprache, s. unter: Deutsche.]

1. Äusseres Leben.

Nederland en zijne Bewoners. Handboek der Aardrijkskunde en Volkenkunde van Nederland. Met Kaarten en afbeeldingen door Dr. H. Blink. [Erscheint in Heften.] 12. Aflevering. Amsterdam, Gerlings. S. 129 bis 192.

de **Cock**, Volksgeneeskunde in Vlanderen. Gent, Vuylsteke. VII, 368 S. 8°. M. 3,00.

de **Ricard**, Les Hollandais dans l'archipel Indien. (Rev. scientif. 1, 593.)

2. Inneres Leben.

A. de **Cock**, Volksgeneeskunde in Vlanderen. Gent, Vuylsteke. VII, 368 S. M. 3,00. [Volksmedizin.]

Woordenboek der Nederlandsche Taal. Deel V., Afl. 2. Bewerkt door A. Beets en J. W. Muller. 's Hage en Leiden, Nijhoff. 2. reeks. Aflev. 11 bewerkt door Kluyver.

Bouman, Proeve van eene kart der dialecten, die in Nederland worden gesproken. (Tijdschrift van het Nederlandsch Aardrijksk. Genootschap. II. Serie. 8, 541.)

Sermon, De Vlaamsche Vertaal- en Woordenboeken van het begin der boekdrukkenkunst tot den jare 1700. Gent, Siffer. 40 S.

Pauwels, Der vlamische Sprachstreit. (Globus 59, 177.)

Les **insultes** du patois flamand de Bruxelles. (Langues et Dialectes. mai 1891.)

---

de **Beer**, Merkwaardige overgang van beteekenis. (Noord en Zuid, XIV, 1.)

J. H. d. **B**, Verandering van beteekenis door valsche analogie. (Noord en Zuid. XIV, 3.)

Oude **volksuitdrukkingen**. (Noord en Zuid XIV, 2.)

Stoett, Spreekwiizen verklaard.
1. Jemand eene blauwe huik omhangen.
2. Jemand de Kap vullen.
3. Zich uit de voeten maken. (Noord en Zuid XIV, 1.)
4. Den dans ontspringen (ebenda XIV, 2).
5. Jets onder de roos vertellen.
6. Slapen als eene roos en slapen als op rozen.
7. Fiolen laten zorgen (ebenda XIV, 3.)

—, Men moet geen slapende honden wakker maken. (Tijdschr. voor nederl. Taal- en letterk. X, 118.)

Waterpassen en enkele andere werkwoorden. Jemand naer St. Velten wenschen. Vrouw Snaversnel. Daar gaat een dominé voorbij. (Noord en Zuid XIV, 2.)

Muller, Glimp-glimpen. (Tijdschr. voor nederl. Taal- en letterkunde X, 14.)

Kern, Wak, loeme, moker. (ib. X, 114.)

Genard, Jets over de oude naamvalsbiugingen der nederlandsche eigennamen. (Verslagen en Mededeelingen der K. Vlaamsche Academie voor taal- en letterkunde 1890.) 250 S.

Bolte, Ein Antwerpener Cluchtboek von 1576. (Overgedr. uit Tijdschr. v. Nederl. Taal- en Letterk. 1891. 2. Afl. 17 S. 8°.

B. Engländer.

I. Äusseres Leben.

Le **recensement** de la population de l'Angleterre, en 1891. (Économie franç. 1891, 10.)

Le **recensement** décennal en Angleterre (ib. 460).

Le **recensement** général de l'Angleterre et le recensement spécial de la cité de Londres (ib. 652).

Le **recensement** de 1891 en Angleterre et les causes de diminution dans la vitesse d'accroissement de la population anglaise (ebenda 1891, 777).

Garson, Remarks on Skulls dredged from the Thames in the neighbourhood of Kew. (Journ. anthrop. Inst. Great Britain 20, 20.

Old English Pewter. [Zinngerät.] (Reliquary N. S. 5, 20, 72.)

Ward, Notes on Tracing and Drawing Medieval Encaustic Tiles for Plates. (ib. N. S. 5, 239.)

Wheatley, London, Past and Present: its History, Associations, and Traditions. Based upon the ‚Handbook of London' by the late Peter Cunningham. London.

Loftie, A history of London. With Maps and Illustrations. Third edition. London.

Hodges, The Pele Towers of Northumberland. (Reliquary N. S. 5, 1.)

Ditchfield, Village Antiquities (ebenda N. S. 5, 134).

Round, The introduction of Knight Service into England. (English historical review 6, 417, 625.)

Lambert, Two Thousand Years of Gild Life; ... Together with a Full Account of the gilds and trading companies of Kingtson-upon-Hull. From the 14th to the 18th Century. Hull, Brown & Sons. XI, 414 S., 1 Bl., 11 Taf.

II. Inneres Leben.

1. Lebenssitte und Recht.

Wordsworth, Parochial Papers relating to Glaston in the County of Rutland. (Reliquary. N. S., 5, 40, 153.)

Wallis, A London Citizen's Diary in the Eighteenth Century (ebenda 5, 13.)

C. C. B., Yorkshire Folk-lore. (Notes and Queries 12, 13.)

Brand, Allerlei aus Albion. Leipzig, Reissner. 156 S. M. 2,00.

Hope, The Mace [Amtsstab] of the House of Commons. (Reliquary N. S. 5, 26.)

Burton, Rush-bearing: a History of the Old Custom. (Hull. Litt. Club.)

Howlett, Burial in Woollen. (Reliquary 5, N. S., 205.)

Gregor, The Scotch Fisher Child. (Folk-lore 2, 73.) [Betrifft Spiele.]

J. Cooper **Morley**, The Fairs of Old Liverpool. (Reliquary N. S. 5, 32.)

Ratcliffe, Ducks' Eggs. (Notes and Queries 12, 75.)

2. Religion und Aberglaube.

Hooppell, Matres Ollo totae (Reliquary N. S. 5, 129.) [In Binchester bei Bishops Auckland.]

Herford, The Confraternities of Penitence, their Dramas and their Lamentations. (Eglish hist. review 6, 646.)

Drake, New England Legends and Folk-Lore. Boston, Estes and Laurial. 4to. 461 S.

Balfour, Legends of the Lincolnshire Carts. (Folk-lore 2, 145, 257, 401.)

A. G., Cut Onions. (Notes and Queries. 12, 56. [Vgl. ebenda 11, 387, 475.]

Witches in Cornwall. (Folk-lore 2, 248.)

Legge, Witchcraft in Scotland. (Scottish Review. October XVIII.)

Fischer, Aberglaube unter den Angelsachsen. Meiningen. 4°. 42 S.

Harnley, Sailors' Anti-Friday Superstition. (Notes & Queries 12, 364.)

Terry, Folk-lore of Black berries (ebenda 12, 306 f., [CC. B.:] 376.)

C. E., [Folk-lore] Glass, broken. (Notes & Queries 12. 489.)

X., The Stork and the New-born Child (ebenda 12, 226).

L. L. K., The Stork ... (ebenda 291).

Terry, The Stork ... (ebenda 414).

A. H., Infants' teeth (ebenda 267).

Walford, Folk-lore of the Hourglass (ebenda 505).

Jackson, Weather-lore: Staffordshire (ebenda 486).

Burns, May Dew Folk-lore (eb. 447).

Prideaux, The red mouse (eb. 465).

Black, Swan Folk-lore (eb. 324).

K. P. D. E., [Folk-lore:] Viper and its young (eb. 268).

Peacock, Spiders (eb. 12. 35) [vgl. 4, 506; 5, 93, 197; 11, 497.]

Joicey, Spiders [giftige Eigenschaften] (ebenda 211).

N. M. & A., Wood pecker (ebenda 125).

C. C. B., Wood pecker (ebenda 218), Terry (S. 218).

3. Sprache.

Woodward, Palatal consonants in English. Dissertation. New-York. 59 S. 8°.

Kluge, Geschichte der englischen Sprache: (Paul, Grundriss der germanischen Philologie.)

English Miscellanies A volume of illustrating the history and language of the northern Counties of England. [Public. of the Surtees Society. vol. 85] London, Whittaker. V, 100 S.

Dixon, Dictionary of idiomatic English phrases. New-York, Nelson. 384 S. 1,50 Doll.

Studio sui verbi inglesi d' uso più frequente per il Prof. A. Olivieri. Palermo, Clausen.

Schultz, Die Sprache der „English Gilds“

aus dem Jahre 1889. Ein Beitrag zur Dialektkunde von Norfolk. Hildesheim, Gerstenberg. Jena Phil. Ing.-Diss. 45 S.

Bauer, Über die Sprache und Mundart der altenglischen Dichtungen Andreas, Gûdlâc, Phoenix, hl. Kreuz und Höllenfahrt Christi. Marburg, Univ.-Buchdr. 3 Bl., 98 S., 1 Bl. Ing.-Diss. 1890.

Lentzner, Wörterbuch der englischen Volkssprache Australiens und einiger englischer Mischsprachen. Nebst einem Anhange. Halle—Leipzig. Karras. A. u. d. T.: Colonial English: A glossary of Australian, Anglo-Indian, Pidgin English, West-Indian and South African words ... London, Kegan Paul. 1 Bl., XII S., 2 Bl., 237 S, 1 Bl.

Primer, The pronunciation of Fredericksburg. (Publ. of the mod. lang. assoc. of Am. V. 2.)

Schuchardt, Beiträge zur Kenntnis des englischen Kreolisch. III. Das Indoenglische. (Englische Studien XV, 286.)

Stoffel, Annotated specimens of „Arryese" a study in vulgar English. (Taalstudie XI, 4.)

Blackmar, Spanish American words. (Modern language notes VI, 2.)

Grandgent, Notes on American pronunciation. (Modern lang. notes VI, 2.)

Norton, Political Americanismus: a glossary of termes and phrases current at different periods in American politics. London, Longmans. 2 sh., 6 d.

Grade, Das Neger-Englisch an der Westküste von Afrika. (Anglia 14, 362.)

Skeat, Principles of English Etymology. Second Series. Foreign Element Oxford, Clarendon Press.

Baskerville, The etymology of English „Tote". (Modern language notes VI. 6.)

Skeat, Notes on English etymology. (Transactions of the philol. society III, 284.)

Atkinson, A Study on some Archaic Place-names. (Reliquary N. S. 5, 147.)

— Further Remarkson Personal Names and their distribution in 1302. (ib. 5, 84.)

Guppy, Homes of Family Names in Great Britain. London, Harrison. 664 S.

Black, Folk-names of British Birds. (Folk-lore 2, 136—138.)

Westphal, Englische Ortsnamen im Altfranzösischen. Strassburg, Dusch. 39 S. Inaugural-Dissertation.

Mackay, Scottich proverbs, chieffly of Fife origin. Fife, Westwood. 55 S. 1 sh.

4. Dichtung.

Gould and **Sheppard**, Songs and ballads of the west: a collection made from the mouths of the people. Harmonised and arranged for voice and pianoforte. Compl. in 4 parts. Part 4. London, Methuen. 5 sh.

O'C., Saying for a Wet Day. (Notes & Queries 12, 15.)

Terry, Old Christmas Night. (Notes & Queries 12, 96.)

Brand, Englisches Theaterwesen. (Nord und Süd 59, 226.)

Fairman-Ordish Folk-Drama. (Folk-Lore 2, 314.)

5. Musik.

Balfour, The Old British „Pibcorn" or „Hornpipe" and its affinities. (Journ. of the anthrop. Inst. of Great Britain and Ireland 20, 142.

C. Skandinavien (einschl. Island).[1])

1. Allgemeines.

Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ock Svenskt folklif. Tidskrift utgiven på uppdrag af Landsmålsföreningarna i Uppsala, Helsingfors ock Lund genom J. A. Lundell. Stockholm, Samson & Wallin. 8°.

42. Heft. Eva Wigström, Allmogeseder i Rönnebärgs härad i. Skåne.

Dania, tidskrift for folkemål og folkeminder, udgivet for Universitets-jubilæets danske samfund af O. Jespersen og Kr. Nyrop.

1) Mit Unterstützung des Herrn Professor Axel Olrik in Kopenhagen.

Kjøbenhavn, Cybecker & Meyer. I, 2. bis 3. Heft. 1891.

2. Heft. Vilh. Andersen, Gentagelsen, en sproglig studie. Axel Olrik, Tre danske folkesagn. 1. Et Starkadsagn fra Sønderjylland. 2. Tislund-stenen. 3. Dannevirke og dronning Tyre. — Småting. Anmeldelser.

3. Heft. H F. Feilberg, Bidrag til strøddernes saga. — Sophus Bugge & Axel Olrik, Sagnet om ræveren ved Gråsten og en episode i det angelsaksiske digt om Beowulf. — Otto Jespersen, Tydskriftprøver. — Anmeldelser. Småting.

Aarbog for dansk kulturhistorie, udgiven af Poul Bjerge. Kjøbenhavn. Lehmann & Stage.

1881. H. F. Feilberg, Cyprianus.

1892. H. F. Feilberg, Levende begravet.

E. P. Kristensen, Eflersløet til Skattegraveren. Kolding (& Kjøbenhavn, Gyldendal) 1890. 280 S.

— Gamle folks fortællinger om det jyske almueliv, som det er blevet foert i mands minde, samt enkelte oplysende side otykker fra øerne. Afd 1. Kjøbenhavn, Gyldendal. 8°.

— Mikkel Skradders historier. Viborg (Kjøbenhavn. Gyldendal. 1890).

Kvolsgård, Spredte trak af landbolivet, optegnede træk i jysk mundart. Kjøbenhavn, Universitets-jubilæets danske Samfund.

Kristensen, Oeen Anholt i saan og sæd efter gamle folks mundtlige meddelelser. Kjøbenhavn, Gyldendal 4 Bl. 128 S.

Mule, Minder fra den yderste danske Sproggrändse. (Sönderjydske Aarbøger, udg. af H. P. Hansen-Nörremølle. Flensborg 1891. S. 256—63.)

Friis, Skildringer fra Finmarken. Med Illustrationer af Wilh. Peters. Kristiania, Cammermeyer.

Hart, Nordgermanische Reiseeindrücke aus Norwegen. (Tägl. Rundschau, Wissensch. Beil. 1094, 1129.)

Kittelsen, Fra Lofoten. Billeder og Text. 2. Samling. Kristiania, Dybrad. Tverfolio. 4 Kr.

Haukenæs, Hardanger. Natur, folkeliv og folketro. VII. Ullenswang. Bergen, Floor. 588 S. 4,50 Kr.

Maurer, Zur Volkskunde Islands. (Zeitschr. Ver. Volkskunde 1, 1.)

O Svahn, Svenskt skämtlynne. Folklifsbilder, sägner och anekdoter. Med tekningar af E. Ljung och B. Liljefers. 2. uppl. 8. bis 9. Heft. Stockholm, Bonnier. à 0,25 Kr.

Sagor och Sägner, viser skrock och ordspråk från Vestergötland. (Särtryck ur „Allmogelif i Vestergötland af Vestgöta landsmålsförening i Uppsala). Öreskrifter fir foket. 148. 60 S. Stockholm, Bonnier 0,30 Kr.

Linnæus, Gothländska resa 1741. Med anmärkningar uti œconomien, naturalhistorien, antiquiteter etc. Ny upplaga. 116 S. Visby (Stockholm, Skoglund) 1890. 1,50 kr.

2. Äusseres Leben.

Troels Lund, Danmarks og Norges Historie i Slutningen af det 16de Aarh. Indre Historie. XI, Dagligt Liv: Bryllup. 560 S. Kjøbenhavn, Reitzel. 9 Kr.

Mejborg, Bøndesgaarde i. Eidersted. (Museum 1890, S. 374—92.)

— Slesvigske Bøndesgaarde i det 16de, 17de og 18de Aarhundrede. 1.—4. H. Kjøbenhavn, Lehmann & Stage. à 1,50 Kr.

— Om Bygningsstükker i Slesvig. Et illustreret Foredrag, 32 S. 4°. Kjøbenhavn, Lehmann & Stage. 1,50 Kr.

Dietrichsen, De norske Stavkirker. Christiania, Alb. Cammermeyer. (Erscheint in Heften, 14 in Umschlag.)

Bore, Bärgsmanslif i början af 1800 — talet. Anteckningar från nora ock lindes bärgslager. Stockholm, Norstedt 1891. = Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ock svenskt folklif V, 7.

Islenzkar gátur, þulur og skemtanir. 3. H. Kaupmannshöfn, hið íslenzka bókmentafjelag 1890. [Inhalt: Ólafur Davíðsson, leikir, listir, kveðskapur etc.]

E. T. Kristensen, Den jydske almues selskabelige sammenkomster (in d. Zeitschr. Gylland, udg. af Jessen. Aarhus. 1891).

Ett bondsbröllop på Gotland fir 50 år sedan. (Ny illustrerad titende 1890, S. 129.)

Guldberg, Om skandinavemes hvalfangst (Nord-tidskr. utg. af letterstedtska föreningen 1890, S. 251—271).

Knudsen Lysholm, En alsingsk bylov. (Sønderjyske Aarbøger. 1890, S. 116—119.)

3. Inneres Leben.

a) Mythologie.

Monseur, Travaux récents sur la mythologie scandinave. (Rev. d. l'hist. des religions XXIII, 1.)

Poestion, Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. (Zeitschr. f Volkskunde 3, 268, 310, 349. 387, 425, 464.)

Sander, Harbardsången jämte grundtexten till Völuspá. Mythologiska undersökningar. Stockholm, Norstedt & söner. 72 S gr. 8°. M. 2,25.

Jonas Lie, Trold, en tylst eventyr. Kjøbenhavn, Gyldendal. [Novellistisch.]

Drachmann, Troldtöj. Kjøbenhavn, Bojesen. [Novellistisch.]

Þorkelson, Ein isländischer Blutsegen. (Zeitschrift Ver. Volksk. 1, 102f.)

Kahle, Aus isländischer Volksüberlieferung. (Germania 24, 4.)

Lund, Tolo Fragmenter om Hedenskabet med særligt Hensyn til Forholdene i Nord- og Mellemeuropa. I, 1. H. Kjøbenhavn, Reitzel. 304 S. 6 Kr.

E. H. Meyer, Eddische Kosmogonie. Ein Beitrag zur Geschichte des Altertums und des Mittelalters. Freiburg i Br. 118 S.

— Skabelseslæren i Eddaerne af Prof. E. H. Meyer i Freiburg ved Herman Anker. Hamar (& Kristiania, Aschebourg). 30 S. 0,25 Kr.

Feilberg, „Making Weather" in Denmark. (Folk-lore 2, 133.)

b) Sagen.

Eiriks saga randa og Flatoebogens Graenlendingathάttr samt uddrag fra Olafssaga Tryggvasonar udg. f. Samfund til udg. af gammel nord. litt. ved... G. Storm. Kjøbenhavn, Moellers bogtr. 2 Bl., 16 S., 1 Bl., 79 S. [= Samfund til udgivelse af gammel nord. litt. Bd. 21.]

Morgenstern, Zur Überlieferung der grossen Olafsaga Tryggvasonar. (Arkiv för Nordisk Filologi. N. F. IV, 2.)

Boer, Über die Orvar-Odds saga (ib. IV, 2.)

Laxdoela saga udg. f. Samfund til udg. af gammel nord. litt. ved. Kr. Kålund. (In 3 Hftn.) Kjøbenhavn, Moellers bogtr. 1889 bis 1891, 2. Bl., LXX, 372 S.) [= Samfund til udg... Bd. 19.]

Zwei **Fornaldarsögur.** (Hrólfssaga Gautrekssonar und Asmundar-saga Kappabana.) Hrsg. v. Detter. Halle, Niemeyer. LVI, 107 S. M. 4,00.

Die **Völsungasaga.** Nach Bugges Text mit Einl. u. Glossar hrsg. v. W. Ranisch. Berlin, Mayer u. Müller. XVIII, 216 S. M. 3,60.

Isländische **Volkssagen.** Aus d. Samml. v. Jón Arnason ausgewählt u. aus d. Isländischen übers. v. M. Lehmann-Filhés. N. F. Berlin, ebenda. XXX, 266 S. M. 4,00.

Islendingabók, er skrifadh hefir Ari Thorgilsson, og Landnámabók Búidh hefir til prentunar Vald (imar) Asmundarson. Reykjavík, Kristjansson. VII, 256 S. = Islendinga sögur, Nr. 1. 2.

Hardhar saga ok Hólmverja. Thórleifr Jónsson gaf út. Reykjavík, Kristjansson. VII, 104 S. = Islendinga sögur Nr. 3.

Küchler, Nordische Heldensagen. Aus dem Altisländischen übers. u. bearb. Bremen, Heinsius. III, 264 S. M. 3,00.

Voretzsch, Über die Sage von Ogier dem Dänen und die Entstehung der Chevallerie Ogier. Halle.

Cederschiöld Medeltids berättelser. Sagor, legender ock anecdoter från fornisländskan. Stockholm 1885–1891, Norstedt. = Nyare bydrag til kännedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif. V. 1

Handelmann, Zur norwegischen Sagenforschung. (Am Urquell II, 3).

c) Sprache.

Passy, De nordica lingua quantum in Islandia ab antiquissismis temporibus mutata sit. Thesis. Paris, Firmin-Didot. 64 S.

Ross, Norsk Ordbog. Tillaeg til „Norsk Ordbog" af Ivar Aasen. Femte Hefte. Christiania og Kjøbenhavn, Cammermeyer.

Kristensen, Danske ordsprog og mundheld, skjaemte sprog, stedlige talemåder, ordspil og samtaleord. Kolding. Kr. 7.

Söderwall, Ordbok öfver svenska medeltids språket. Tolfte häftet. Lund. 4°. 120 S. (Samlingar utgifna af svenska fornskrift sällskapet haft 100.)

Larsson, Ordförrådet i de älsta islanska handskrifterna, leksikaliskt ock gramatiskt ordnat. Lund, Lindstedt. V, 438 S. 4°. M. 25,00.

— Södermannalagens språk I. Ljudlära. Akad. afhandl Upsala. Stockholm. 1 Bl., 158 S. 8° [= Antiqvar. Tidskr. för Sverige XII, 3. 4.]

Hayfors, Gamlakarlebymåler. Ljud- och formlära samt språkpro. Diss. Helsingfors. 122 S., 1 Kart. 8°.

Nielsen, Bidrag til fortolkning af danske stednavne. (Blandinger til oplysning om dansk sprog i aeldre og nyere tid. II, 1.)

Hjelmqulst, Naturskildringarna i den norröna diktningen. (Antiqv. tidskrift för Sverige. XII, 1. 2; S. 1—217.) [Darin über Orts- und Personennamen, die auf Natureindrücke weisen.]

Rygh, Norske stedsnavne paa lo (lá, sló, og lignende): Arkiv för nordisk filologie VII, 244.

Specht, Das Verbum reflexivum und die Superlative im Westnordischen. Berliner Ing.-Diss. 1. Bl., 30 S., 1 Bl.

Specht, Ein Beitrag zur nord. Grammatik. (Aus Acta Germanica.) Berlin, Mayer & Müller. 56 S. M. 1,80.

H. F. Feilberg, Bidrag til en ordbog over jyske almuesmål. 7. H. Kjøbenhavn, Universitets-jubilæets danske samfund.

N. Andersen, Digte i Sönderjydske Maal. (Sönderjydske Aarbœger. 1890, S. 294 bis 316.)

— Landsbylöje. (Flensborg Avis. 1891. Feuilleton.)

Wenström och **Jeurling**, Svenska språkets ordförråd eller 80000 inhemska och främmande ord och namn med öfversättningar och förklaringar jemte uttalsbeteckning och accentuering enligt Sv. akademiens ljudenligaste stafsätt. Under medverkan af flera språkmän utarbetad. Stockholm Skoglund. 1096 S. 4 Hefte à 50 øre.

Peter Låles ordspråk, och av motsvarande svensk samling, utg. av Axel Kock och Carl av Petersens. 2. H. Kjøbenhavn, Samfund til udgivelse af gammel nordisk literatur.

Balling, Ordsprogslærdom. Kjöbenhavn 1890. 219 S.

Huseby, Norske Namebog, indeholdende 300 kinde- og 500 mandsname. 40 S. Folkeskriftselshabet. 0,30 Kr.

d) Poesie.

Lundell, Skandinavische Volkspoesie (Paul Grundriss II. 1, 719ff)

Evald Tang Kristensen, Gamle Viser i Folkemunde. Fjerde Samling. (Jyske Folkeminder. XI). Kjøbenhavn, Gyldendal (Viborg) 432 S. 4 Kr.

Brate, Runverser. (Hildebrand Antiqvarisk Tidskrift for Sverige 10. 1—442.)

— Vers runiques. Resumé du mémoire précédent. (ib. Nr. 2, 1—4.)

Steenstrup, Etude sur les chansons populaires danoises au Moyen-âge. (Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger. 1891, 1.)

Faerösk anthologi ved V. U. **Hammershaimb**. Med understöttelse af Carlsberg fondet. I. II. (In 6 Hftn.) Kjøbenhavn, Møllers bogtr. 18(86)—91. 2 Bde. 8°. I. Tekts samt histor. og grammat. indledning. (1 Bl., CXVI, 460 S., 4 Bl.) II. Ordsamling og register udarb. af J. Jakobson. (1 Bl., 476 S., 2 Bl.) = Samfund til udgivelse af gammel nord. litt. Bd. 15.

Karlamagnusar kväje, œdla Rólandsk väje [útgjivin av J. Jakobsen]. Tórshavn, Færö Amtstitende 1890. I. Gaipa táttur. II. Runsevalsstry (Tölvjavningar). [Separatabdruck der Zeitung „Dimmalætting“ zu Tórshavn].

Steenstrup, Vore folkeviser fra Middelalderen. Studier over Visernes Aesthetik, rette Form og Alder. 336 S. Kjøbenhavn, Klein 5. Kr.

A. D. Jörgensen, De historiske folkeviser og Wils Ebbesen (Historiske tidskrift udg. af den danske hist. forening. 4. række, III.)

Bugge, Harpens Kraft, A Bidrag til den nordiske Balladedigtnings Historie, ferfattet under Medvirkning af Professor Moltke Moe. (Arkiv f. nordisk filologi VII, S. 97 bis 141).

Schück, Lekare och ballader. (Samlaren.

XII. 1891. Uppsala, Svenska litteratursällskapet).

Vendell, Om hufvudmotiven i Nylands äldre riddareviser och romanser (Finsk tidskrift. 1890. 1. H. S. 371—383). [Besprechung von: Lagus, Nyländska folkviser.]

Steffen, Norsk folkdiktning i våra dagar (Nordiskt tidskrift utg af den letterstedtska föreningen 1891, 4. H. Stockholm, Norstedt).

M. Eskesen, Karsten Thomsen fra Frøslev (Sönderjydske Aarbøger. 1891, S. 82 bis 108).

E. T. Kristensen, Mosekonen brygger. Æventyr og Legende fortalte af Børge Janssen. Med Tegninger af danske Kunstnere. 160 S. Kjøbenhavn, Schubothe. 3 Kr.

Kamp, Danske Folkeæventyr. Samlede (fra folkemunde) og gjenfortalte... Kjøbenhavn, Waloike Mansa. 1879—1891. 1. Bd. (2 Bl, 232 S, 2 Bl.). 2. Bd (3 Bl., 244 S.)

Fischer, Slesvigske Folkesagn. 3. Udjave. Aabenraa 1890 [novellistisch].

Nyrop, Nej, A motivs Historie. 178 S. Kjøbenhavn, Reitzel. 3,50 Kr.

Skelbrok, Sandfærdige Skröner og sligt noget, illustrerede af Th. Mittelsen. 56 S. 4°. Olaf Hussby. 2 Kr.

Nachtrag zu den Sieben Grafen. S. 207.

Zu der ditmarsischen Fassung der Sage sind ferner zu vergleichen die Odenwälder Geschichte von der getreuen Frau, von Plönnies erzählt in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythologie II, 377 (dazu vergl. auch Wolf, Hausmärchen, S. 98), und die Waldecksche Geschichte, Die treue Frau, bei Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck (Arolsen 1860, S. 141 ff). Beide Fassungen enthalten dasselbe Lied, wie die Ditmarscher; auch haben sie das Hemd als Keuschheitsbeweis bewahrt. K. W.

Volkstümliche Schlaglichter.

Von Wilhelm Schwartz.

(Zeitschrift I, 17. 279.)

III. Von der Farben- und Zahlenkenntnis des Volkes.

Wie die Naturkenntnis des Menschen, so wird auch die Farbenkenntnis bedingt durch seinen Horizont und durch die Lebensbeziehungen, welche ihm die Bezeichnung der einzelnen Farben zum Bedürfnis machen. Auch hierbei erscheint der reale Hintergrund zunächst als massgebend.

Tritt dies besonders charakteristisch z. B. sofort beim Färber, Gärtner oder Maler hervor, in deren Beruf die Farben eine Hauptrolle spielen, so gilt es doch verhältnismässig von jedem Menschen, und so ergeben sich auch hier verschiedene Phasen in der Entwickelung des betreffenden Sinnes.

Wenn ich demgemäss in der Kette der Betrachtungen, die ich in den „volkstümlichen Schlaglichtern" gebe, von der Farbenkenntnis rede, so kommt es auch hier darauf an, den Gegensatz zu zeichnen, welcher in dieser Beziehung zwischen den einfachen, natürlichen und den entwickelteren Kulturverhältnissen besteht. Es gilt also auch hier, in grossen Linien an dem eigenen Volke zu zeigen, wie von einfachen Anfängen aus infolge reicherer Kulturentwickelung, namentlich in Tracht, Mode und Kunst sich auf jenen Grundlagen eine reiche Fülle von Nüancierungen auch in der Farbenkenntnis entwickelt.

Wenn die moderne Wissenschaft mehr von der Theorie der Farben, vom Regenbogen und Spektrum und einem etwa in dieser Hinsicht sich modificierenden Sehvermögen einzelner Menschen oder Völker ausgeht, wie es in der sogenannten Farbenblindheit zum Ausdruck gekommen, und so mehr schematisch die Sache ansieht, so wird unsere Betrachtung, gerade umgekehrt, mehr historisch verfahren, indem sie der faktisch im Leben hervortretenden Kenntnis und Bezeichnung von Farben nachgeht und dabei als letztes Ziel eine Geschichte der Farben bei den verschiedenen Völkern im Auge hat, die dann erst mit den Theorieen a priori sich auszugleichen hätte.

Machen wir nach den jetzigen volkstümlichen Kreisen uns ein Bild in betreff des Horizonts, innerhalb dessen die oben angedeutete „Bedürfnisfrage" in Hinsicht auf Bezeichnung der Farben sich entwickelt haben

dürfte, so möchten als die primitivsten hierher schlagenden Bezeichnungen die Begriffe von „hell“ und „dunkel“ anzusehen sein, die mit jedem Lichtwechsel am Himmel, namentlich dem von Nacht und Tag, sich dem Menschen aufdrängen, dann auch innerhalb der verschiedenen Farbenkategorieen als eine Art Gegensatz hervortreten und auch vom Volke oft noch geradezu als Substitut für eine bestimmte Farbe angewandt werden; so hört man z. B. oft einfach: „Sie hatte ein helles (bezw. dunkles) Tuch um“.

Die nächste weitere Anregung zum Anwenden von Farbenbezeichnungen dürfte vor allem das Haar der Menschen, sowie das Fell der Tiere und das Gefieder der Vögel gegeben haben. Hier entwickelt das Bedürfnis schon eine grössere Mannigfaltigkeit. Erscheint der obige Gegensatz unter der Form von „schwarz“ und „weiss“, so treten sofort als Übergangsphasen unter dem Reflex des mehr oder minder Hellen bezw. Dunklen „braun“ und „blond“ (gelbrot) ein, während eine mechanische Mischung von schwarz und weiss in „grau“ erscheint.

Bei den Augen wird volkstümlich zunächst mehr der in ihnen sich abspiegelnde Charakter, als gerade die Farbe an sich erfasst. Man spricht von starren, rollenden, feurigen und hellen (d. h. feurig- und hellblickenden) Augen, welche letztere der Grieche mit ἑλίκωψ, unser Landmann besonders bei Mädchen mit dem Ausdruck „krill“ (grell) bezeichnet (Sie hat so recht krille Augen). Nur gelegentlich redet man von „so recht schwarzen“ oder „blauen Augen“ (wie Vergissmeinnicht).

„Grün“ schliesst sich an Laub und Gras, „gelb“ und „rot“ gesondert sowie „blau“ entwickeln sich weiter und reicher an Früchten und Blumen. Wie die letzteren Farben aber gleichsam schon einem geweiterten Horizont angehören, der nicht so unmittelbar auf das Lebensbedürfnis der Menschen sich bezieht, so fasst auch noch heutzutage der Landmann sie oft unter dem Kollektivnamen „bunt“ zusammen.

Die so gewonnenen Farben decken etwa das erste Bedürfnis der Menschen in ihrer natürlichen, kulturloseren Zeit, wie uns auch die Anfänge der griechischen Farbenlehre zeigen, nur dass dort die Philosophen sofort in dem Bestreben, die Farben prinzipiell auseinander zu entwickeln, allerhand theoretische Betrachtungen hineintragen.

Bei der Erweiterung der Farbenbezeichnungen hat offenbar zu allen Zeiten, sowie noch jetzt, das weibliche Geschlecht in dem ihm innewohnenden Bestreben, sich und seine Umgebung zu schmücken, eine grosse Rolle gespielt. Wie namentlich die Mädchen dabei vor allem auf die mannigfach gefärbten Blumen noch jetzt zurückgreifen und an ihnen ihr Farbensinn sich entwickelt, so mehrte sich dies einst offenbar, als unter ihren Händen allerhand bunte Gewebe entstanden und andere Gegenstände zum Schmuck herangezogen und verziert wurden, denn „in“ und „an“ dem Bunten entwickelt sich zuerst der Geschmack.

Auch das bei allen Naturvölkern übliche Schminken, das ja noch nicht völlig ausgestorben, spielte in der Verfeinerung des Farbensinnes seine Rolle.

Namentlich aber trat und tritt durch den Handel eine grössere Mannigfaltigkeit in den Farben ein und eine Art Scheidung zwischen volkstümlichen und Kulturfarben, wenngleich die Grenzen sich wieder stellenweise verwischen. Wie die Kultur den Griechen neben dem „Blutrot“ (φοινός, φοίνιος, φοινήεις, δαφοινός) „das phönizische Rot“ (φοῖνιξ, φοινικόεις) und endlich „den Purpur“ (πορφύρεος) in ihren verschiedensten Nüancierungen brachte, so auch unserer ländlichen Bevölkerung z. B. das bei ihr dann sehr beliebt gewordene „Lila“, welches von dem sogenannten spanischen Hollunder, dem Lilak oder blauen Flieder, den Namen hat.

Man geht fehl, wenn man aus einer so neu auftauchenden Farbenbezeichnung heutzutage öfter schliesst, das betreffende Volk habe bis dahin kein Auge für die entsprechende Farbe gehabt. Sie wurde nur erst bezeichnet, als sie in ihrer Eigentümlichkeit in den Horizont der Menschen trat und ein Bedürfnis entstand, sie zu benennen. Man kann überhaupt nicht vorsichtig genug sein, auch in anderer Weise, aus dem Umstand, dass dieses oder jenes Volk etwas nicht mit einem uns gäng und gäben Farbenepitheton bezeichnet, schliessen zu wollen, das Volk habe jene Farbe nicht gekannt, wie man z. B. aus dem Umstand, dass Homer den Himmel nicht „blau“ nenne, neuerdings auf eine gewisse Farbenblindheit des Dichters in dieser Hinsicht hat schliessen wollen. Die Sache hängt z. B. in diesem Falle ganz anders zusammen. Wenn wir den Himmel „blau“ nennen, so ist diese Bezeichnung aus einer unmittelbaren Anschauung entstanden, derzufolge wir den Himmel, mehr oder minder bewusst, als eine Wölbung, gleichsam als eine riesenhafte, die Erde deckende Glocke, fassen, wozu die (blaue) Farbenbezeichnung sich dann als ganz natürlich stellt, wie auch die Römer zu der analogen Ausdrucksweise coelum (Ante mare et terras et, quod tegit omnia, coelum Ovid. Metam. 1, 5) ganz entsprechend von einem caeruleum coelum, caerulea templa coeli, d. h. einem blauen Himmelsgewölbe reden. Den Griechen, oder genauer gesprochen, der homerischen Zeit, fehlte aber jenes Anschauungssubstrat, wie auch unsere Maler — eine höchst charakteristische Parallele — es nicht verwenden. Wie diese bei einem Bilde, welches eine Landschaft darstellt, nicht vom Himmel reden, sondern dafür den Ausdruck „Luft“ gebrauchen, so thut es auch ähnlich Homer, indem bei ihm die eigentliche Bezeichnung für den Himmel αἰθήρ ist, Οὐρανός hingegen gleichsam erst in der Entwickelung zu jenem Begriff sich befindet[1]). In dem αἰθήρ sahen die Griechen

1) Als mythische Person ist Uranos ursprünglich mehr vom indogermanischen Standpunkt aus die „bergende nächtigende Wolke“, wie es seine Parallele mit dem indischen

aber nichts Fassbares, dem sie eine besondere Farbe beilegten, sondern bloss „die helle Luft“ gegenüber der „dicken“ Nebel- und Wolkenregion, dem ἀήρ. Nicht also das Blau, sondern unsere Vorstellung vom Himmel, gleichsam als der Decke der Erde, mangelte ihnen als Ausgangspunkt einer jene Farbe in das Bild hineinziehenden Anschauung. Sie sagten nicht, wenn die Wolken sich wieder verzogen, „es wird schon wieder blau“, sondern analog unserm „es klärt oder heitert sich auf“ ὑπεῤῥάγη αἰθήρ, der Äther bricht wieder hindurch[1]). Und wenn sie den Äther dann wirklich lokal fassten als die Region, in der die Götter weilen, so passte auch dafür das Prädikat „blau“ ebenso wenig, wie wir auch nicht von einem „blauen“ Paradies der Seligen dort oben reden würden. Sie verliehen ihm heiteren, ewigen Glanz, gerade wie die Edda Odhins Wohnung dort oben „golden“ schimmern lässt und auch sonst im deutschen Altertum nur von einem „goldglänzenden“ Haus oder Halle dort oben, einem „Goldberg“ u. dergl. die Rede ist (Grimm, Myth.[2] 780).

Doch kehren wir zu den Farbenkategorieen zurück, wie sie das volkstümliche Leben uns ergeben hat.

Wir erhielten schwarz, weiss, gelb, rot, braun, blau und grün als Produkt: von Kulturfarben etwa ausser goldig und silbern noch lila. Gelegentlich treten einige, aus unmittelbarer Anschauung noch stammende Modifikationen hinzu, im ganzen aber kommt das Volk mit dem obigen aus und hilft sich in einem einzelnen Falle mit Heranziehung einer Vergleichung, wenn es gilt, eine besondere Nüancierung auszudrücken. Man spricht so z. B. von raben- oder pech-schwarz, von himmelblau, semmelblond, fuchsrot u. s. w.

Wie aber mit jedem Schritt, den ein Volk in der Kultur vorwärts thut, sich sein Sprachschatz weitet, so entwickelt sich auch, wie schon angedeutet, die bis dahin einfache volkstümliche Farbenlehre zu einer feinen Kunst, die ein geübtes Auge, viel Erfahrung und auch einen gewissen Grad von Geschmack voraussetzt, bis zuletzt die wechselnde Mode soviel Nüancierungen ausbildet, dass nur wenige ihnen folgen können, ganz abgesehen von der technischen Ausbildung der Farbentheorie, welche sie in Weberei, Gärtnerei, Malerei u. s. w. erfährt.

Varunas zeigt, und in den Hesiodeischen *μέγας οὐρανὸς νύκτα ἐπάγων* noch nachklingt, dann erst der Nachthimmel, wozu bei Homer das stehende Epitheton *ἀστερόεις* passt, bis zuletzt, je mehr die mythischen Beziehungen erblassten, der Name überhaupt die lokale Bedeutung von Himmel erhielt. S. Urspr. d. Myth S. 182.

1) *Οὐρανόθεν δ' ἄρ' ὑπεῤῥάγη ἄσπετος αἰθήρ*, Hom. Il. VIII. 558, oder in vollerer Ausführung des Bildes XVI. 297 ff.

ὡς δ' ὅτ' ἀφ' ὑψηλῆς κορυφῆς ὄρεος μεγάλοιο
κινήσῃ πυκινὴν νεφέλην στεροπηγερέτα Ζεύς,
ἔκ τ' ἔφανεν πᾶσαι σκοπιαὶ καὶ πρώονες ἄκροι
καὶ νάπαι, οὐρανόθεν δ' ἄρ' ὑπεῤῥάγη ἄσπετος αἰθήρ.

Ich stelle in der nachfolgenden Tabelle den aus den ländlichen Kreisen gewonnenen Hauptfarben nun die in grossstädtischen Verhältnissen „allgemeiner“ üblichen und bekannten gegenüber, um auch auf dem Gebiet der Farbenkenntnis den Gegensatz zu zeichnen, der bei denselben Grundlagen zwischen dem volkstümlichen und Kulturleben bei uns sich entfaltet.

1. schwarz; ebenholz-, kohl-, pech-, rabenschwarz (schwarzblau, schwarzbraun, schwarzrot, letzteres z. B. von den völlig reifen sauren und einigen Arten süsser Kirschen).
2. weiss; blendendweiss, crême (elfenbeinweiss), kreide-, milch- (blau-), schnee- und silberweiss.
3. grau; asch-, blau-, blei-, dunkel-, elefanten-, eselsgrau, fahl, hell-, mause-, pulver-, stahl-, silber-, stein- und taubengrau.
4. blond; asch-, dunkel-, hell-, rot-, semmelblond.
5. gelb; bernsteinfarbig, chamois, citronen-, dunkelgelb, écru (graugelb), eiergelb, erbsfarbig, fahlgelb, honigfarbig, goldgelb, bronzefarbig, isabellfarbig, ockergelb, orange, quittegelb, safrangelb, sandfarben, schwefelgelb.
6. rot; blass-, blutrot, bordeaux, karmoisinrot, cerise, dunkelrot, rosinenfarbig, feuer-, fuchs-, granaten-, hellrot (rosenrot), korallen-, krebsrot, kupferfarben, lachsfarben, ponceau, purpur, rosa, rubinrot, scharlach, ziegelrot, zinnober.
7. braun; bismarckbraun, chokoladenbraun, dunkelbraun, havannahbraun, kaffee-, kastanienbraun, modefarben, nuss- und olivenbraun, rehfarben, rot- und zimtbraun.
8. grün; apfel-, blass-, blau-, dunkel-, flaschen- (glas-), gift- (Schweinfurther) grün; gras-, mai-, meer-, moos-, oliven-, papagei-, see- und smaragdgrün;
9. blau; dragoner- und gendarmenblau, hell- und himmelblau, indigo-, kornblumenblau (azur-), marine-, preussisch-, saphir-, schiefer-, stahl-, ultramarin-, veilchen- und wasserblau.
10. lila; amaranth, amethyst, heliotrop, pensée, pfirsich-, pflaum- und veilchenfarben, violett.

Während also das Volk, namentlich das ländliche, mit circa zehn Farben auskommt, zeigt der entwickeltere Standpunkt der weiblichen grossstädtischen Kreise circa 133 Nüancen derselben.

Hellwalds Ethnographische Rösselsprünge, Leipzig 1891, welche mir während dieser Arbeit zu Händen kamen, namentlich das Kapitel über „die Zählkunst der Völker“, giebt mir Veranlassung, auch einige Bemerkungen hierüber zu machen, zumal gerade auf diesem Gebiete der

primitive Charakter der volkstümlichen und der entwickelte der Kulturkreise sich in höchst prägnanter Weise scheidet. Reisende wundern sich über die begrenzte Fähigkeit in der Kunst des Zählens bei den Naturvölkern. Im eigenen Volke kann jeder bei allseitiger, eingehender Beobachtung die Erfahrung machen, dass trotz aller Schulbildung ganze Schichten vorhanden sind, mit denen es nicht viel anders steht. Und die Sache ist auch ganz natürlich.

Wenn das Faktum zunächst Kuhn und mich bei unseren Wanderungen in Norddeutschland überraschte, dass die ländliche Bevölkerung, abgesehen von Grossbauern, Händlern, Hirten u. dergl., namentlich aber die Frauen nur meist innerhalb des Zahlenkreises von 1—30 (30 Silbergroschen machten damals einen Thaler) und höchstens bis 100 mit einiger Sicherheit sich bewegten, bei Angabe des Alters z. B. häufig Verwechselungen von 56 und 65, 76 und 67 und ähnlicher, höherer Zahlen stattfanden, so schwand die Verwunderung bei weiterem Verfolgen der Sache.

Der Horizont des Menschen wird auch hier durch die Bedürfnisfrage bedingt. Selbst wenn der einzelne in seiner Jugend theoretisch das Zählen weiter gelernt hat, wenn nicht das Leben ihm weiter Substrate für sein Denken „in Zahlen“ liefert, so verkümmert allmählich die Kenntnis, gerade wie der Mensch auch mit der Zeit eine fremde Sprache, die er gelernt, ja sogar die Schrift (Lesen und Schreiben) verlernt, wenn er sie nicht übt.

Die Verhältnisse und die Kultur schaffen auch hier überall bestimmte Grenzen, ja die Individualität des einzelnen, ob er etwa sparsam und geizig oder leichtlebig mit dem Gelde umgeht, wirken dabei mit. Schliesslich bietet ja auch die Natur des Menschen überhaupt, selbst in den kultiviertesten Kreisen, eine Grenze; denn wenn auch der Astronom oder Banquier heutzutage mit Millionen und Milliarden auf dem Papier zu rechnen gelernt hat, so giebt es auch für ihn einen Punkt, wo das Ausdenken der Zahl aufhört und er die Schranke fühlt, welche den Menschen von dem, in den Begriff des Unendlichen übergehenden Masse trennt.

Die Grenze der Entwickelung des Zahlenkreises schliesst für jeden Menschen eigentlich schon da ab, wo für ihn der Begriff der Vielheit anfängt und er damit dem Zählen zu entsagen anfängt.

Die prähistorischen Studien namentlich innerhalb der indogermanischen Sprachen zeigen uns nun in höchst charakteristischer Weise die Stufen der Entwickelung, welche die Kulturvölker in betreff des Begriffes der Vielheit durchlaufen haben, und erklären damit, wie es nicht zu verwundern ist, wenn die Schichten der heutigen Kulturvölker, deren Leben in der Unmittelbarkeit der täglichen Lebensbedürfnisse sich bewegt und damit einen primitiveren Charakter bewahrt, auch immer nur mehr in den Anfängen des Erfassens der Zahlenverhältnisse sich halte.

Der Begriff der Vielheit gegenüber der Einheit entwickelt sich zunächst in der Konjugation, in dem Gegensatz von wir, ihr, sie gegenüber dem: ich, du, er; einzelne von den indogermanischen Sprachen, z. B. das Griechische, zeigen daneben noch als eine Art Übergang den Charakter der Zweiheit in dem Dualis: wir beide, ihr beide, sie beide, doch ist er von den meisten als unwesentlicher aufgegeben worden[1]).

Beim Zählen selbst treten dann verschiedene Repräsentanten grösserer Zahlen als Vertreter des Begriffs der Vielheit auf. Wie uns im gewöhnlichen Leben noch oft hundert oder tausend so gilt, gebrauchten die Römer trecenti, sescenti in diesem Sinne, die Griechen *μυρίοι*, was sie in dieser Bedeutung durch die Aussprache dann von *μύριοι*, 10 000, unterschieden. Der Begriff Million als neue Grundzahl tritt erst im XV., der der Milliarde erst im vorigen Jahrhundert auf und ist erst durch den deutsch-französischen Krieg gleichsam populär geworden. Astronomen steigen zu Billionen und Trillionen auf, doch schwindet bei alledem je länger je mehr, wie gesagt, das Ausdenken der Zahl.

Das Volk bildet sich bei seinem einfachen, beschränkteren Verhältnisse, wenn es einmal genötigt wird, mit grösseren und ihm unbequemer werdenden Zahlen zu rechnen, wieder eigene Formen aus. Die Praxis überwiegt bei ihm. Von ersterem bietet der Verkehr mit den Berliner Droschken, seitdem deren Nummern in die Tausende reichen, ein Beispiel. Auf den Bahnhöfen werden dieselben nicht nach ihrem Zahlenwert 2456, 3678 u. s. w., sondern geteilt, 24—56, 36—78 u. s. w., aufgerufen. Und was den zweiten Punkt anbetrifft, bei der Bruchrechnung steigen die Berliner Käuferinnen, selbst der höheren Stände, sowie Händlerinnen nicht zu den Achteln hinab, sondern fordern, bezw. verkaufen ein halbes, oder anderthalb Viertel (Schinken) und dergl. mehr. Die Grundlagen des Zählens und Rechnens sind auf dem Gebiet des Volkstums wie der Kultur dieselben; indem sie sich aber nach den Bedürfnissen regulieren, entfalten sie sich dort eben mehr vom praktischen, hier vom theoretischen Standpunkt aus verschiedentlich.

---

1) Hat dann sich an dem „ich", „du", „er" verschiedentlich die Dreizahl als Grundlage des Zählens ausgebildet, die bei einzelnen Völkern zum Duodecimalsystem führte, so entfaltete sich bei den meisten an den Fingern und Zehen das Decimalsystem, so dass mit Recht Hellwald von demselben sagt: das Decimalsystem, welches die moderne Welt benutzt, das sich auf eine nicht sehr geeignete Grundzahl stützt, da dieselbe weder durch drei noch durch vier teilbar ist, ein Vorteil, den die Duodecimalteilung bieten würde, gründet sich einfach auf die menschliche Anatomie und ist ein Erbstück des Urmenschen, das er auf dem von der Natur selbst gebotenen Rechenbrett, am eigenen Körper, ausgebildet hat.

Märchen in Saxo Grammaticus.

Von **Axel Olrik.**

(Fortsetzung. Oben S. 117—128.)

2. Sigrid und Othar.

Saxo erzählt (VI. Buch, S. 330—34): Sigrid (Syritha), die Tochter des dänischen Königs Sivald, wurde von einer ganzen Schar junger Männer geliebt; sie aber war so keusch, dass sie keinem einen Blick gönnte. In dieser Selbstbeherrschung erbat sie von ihrem Vater, dass nur derjenige ihr Bräutigam werde, welcher ihren Blick gewinnen könne.

Unter ihren Freiern war auch Othar, der Sohn des Ebbe; allein ihm ging es nicht besser als den andern. Da geschah es, dass ein Riese, welcher sich in Sigrid verliebt hatte, ein Weib zu ihr schickte, dem es gelang, ihre Zofe zu werden und sie in den Wald zu locken, von wo sie der Riese in seine Felsenwohnung entführte. Andere sagen, dass sie der Riese selbst in der Gestalt eines Weibes weglockte. Als Othar dies erfuhr, durchsuchte er alle Schlupfwinkel des Gebirges, bis er sie endlich fand, den Riesen tötete und sie wieder aus der Höhle führte. Nochmals versuchte er die Jungfrau zu bewegen, ihn anzublicken; aber vergebens. Sie wanderte fort auf unbekannten Pfaden, bis sie zur Wohnung eines hässlichen Waldweibes kam, das ihr die Ziegen zu weiden aufgab. Auch hier fand sie der treue Othar wieder, befreite sie und wiederholte seine Bitte, lieber mit ihm zu ihren Eltern zurückzufahren, als hier den Unholden zu dienen. Sie aber hielt immer ihre Augen gesenkt und wanderte, während Othar zu seinen Schiffen zurückkehrte, wieder in die Wildnis hinein. Endlich kam sie auf ihrem Umherirren zum Hofe Ebbes, des Vaters Othars, wo sie sich, ihrer Armut und dürftigen Kleidung schämend, für ein Bettelmädchen ausgab. Wie entstellt sie auch war, so wurde sie doch von der Mutter Othars als „ein Zweig edlen Blutes“ erkannt und als vornehmes Fräulein aufgenommen. Vergebens bat Othar sie, den Schleier abzulegen. Um sie noch stärker zu versuchen, veranstaltete er zum Schein seine Hochzeit mit einem anderen Mädchen. Abends, als sich das Brautpaar in die Hochzeitskammer begab, sollte Sigrid die Hochzeitskerze vor ihnen tragen. Das Licht war fast niedergebrannt, und die Flamme berührte schon ihre Finger; noch aber stand sie still und schien keinen Schmerz zu empfinden; denn die äussere Hitze war nichts gegen das, was sich in ihrer Seele bewegte. Da bat sie Othar, ihre Hand zu hüten; furchtsam erhob sie da ihr Auge und schenkte ihm ihren zärtlichsten Blick. Nun war die scheinbare Hochzeit zu Ende, die wirkliche begann und Sigrid stieg ins Brautbett. — Später kam Othar

in die Gewalt des Königs Sivald, der ihn, als den Verführer seiner Tochter, hängen lassen wollte; Sigrid aber erzählte alles, von da ab, als sie geraubt worden, und versöhnte nicht nur den König, sondern bewegte ihn auch, die Schwester Othars zu heiraten. Hiernach erzählt Saxo von einer Schlacht gegen die Schweden, in welcher Sivald, mit Hilfe Othars, den Tod seines Vaters rächt — und damit verschwinden alle diese Personen plötzlich aus Saxos Geschichte, und eine neue Generation tritt auf.

Wer altnordische oder überhaupt altgermanische Heldensagen kennt, muss sich wundern, dass diese Sage mit anderen dergleichen so wenig übereinstimmt. Kampf zwischen irdischen Helden kommt nur als auswendig angehängter Schmuck, nicht in der eigentlichen Handlung vor. Der Kampf in der Riesenhöhle, um eine geraubte Königstochter zu befreien, ist der Heldensage fremd, in den Märchen aber gewöhnlich. So sind auch alle anderen Auftritte der Sigridsage in der Heldendichtung unbekannt, z. B. dass die Heroine bei einer Hexe dient, dass sie sich im Hause ihres alten Liebhabers aufhält, ferner, dass sie an der Hochzeitsfeier teilnimmt, welche durch eine Metamorphose ihre eigene wird; — dies alles sind Märchensituationen, und die ganze Sigridsage ist eine Reihe solcher Auftritte.

Sehen wir einmal den ersten Auftritt an, die Befreiung der Königstochter. Diesem entspricht eine ganze Gruppe von Volksmärchen; das Märchen, welches am nächsten liegt, wird gewöhnlich „Die drei Königstöchter“ genannt und ist ungefähr folgenden Inhalts[1]): Es ist prophezeit worden, dass die drei Töchter des Königs nicht das Haus ihres Vaters verlassen dürfen, bis sie zwölf Jahre alt sind: das würde ihr Unglück werden. Sie wagen sich dennoch hinaus und eine schwarze Wolke (oder ein Wirbelwind) überrascht sie und führt sie fort. Ein Soldat zieht mit zwei anderen aus, sie zu suchen; ein altes Weib zeigt ihnen den Weg (oder sie sehen einen Unhold durch ein Loch im Gebirge verschwinden); der Soldat lässt sich herabwinden, findet ein Zauberschwert und einen stärkenden Trank, erschlägt den dreiköpfigen Riesen und bringt die drei Königstöchter aus der Felsenwohnung hervor. Die letzte Hälfte des Märchens (worin die zwei Begleiter die Rolle des „roten Ritters“ spielen) geht uns hier nichts an. Im hier mitgeteilten Abschnitte des Märchens mögen wir aber die vollständigere Gestalt der Sigridsage erkennen, also, dass in dieser alles mythologisch Übernatürliche vermieden ist (der Unhold in der Wolke oder im Wirbelwinde, das Zauberschwert und der Stärketrank). Nur das Herauslocken der Königstöchter entspricht nicht

1) S. Grundtvig, Gamle danske minder I No. 34; J. Madsen, Folkeminder fra Hauved sogn ved Flensborg, S. 11; Kl. Berntsen, Folkeæventyr I No. 12 u. 30; J. Kamp, Danske folkeæventyr I No. 1 und 11; die ungedruckten Märchensammlungen S. Grundtvigs (Kgl. Bibliothek zu Kopenhagen) No. 5; Cavallius och Stephens, Svenska folksagor No. 4; Asbjörnsen og Moe I No. 3.

ganz genau dem Märchen (es erinnert an Loki und Idun in der Snorra Edda). Aber auch dieses lässt sich von unserm Standpunkte aus erklären: der Anfang des Märchens fehlt in vielen der Aufzeichnungen, und es beginnt einfach so, dass die Königstöchter plötzlich verschwunden sind und die drei Gesellen ausziehen, dieselben zu suchen.

Dass dieses Märchen die Quelle der Sigridsage sei, halte ich für wahrscheinlich, aber nicht für ganz ausgemacht. Sicher scheint es mir, dass in unserer Geschichte eine Märchen-Entlehnung vorliegt, und zwar aus einem oder mehreren bestimmten Märchen.

Festeren Boden unter den Füssen erreichen wir, wenn wir in der anderen Abteilung der Sage gleich auf das wichtigste Moment losgehen. Das Mädchen, welches bei der Hochzeit seines ehemaligen Geliebten die Hochzeitskerze trägt, und erst als diese hinuntergebrannt ist, durch den Bräutigam erlöst und als die rechte Braut anerkannt wird, ist einem bestimmten Märchen eigentümlich. Es ist eine in Dänemark gewöhnliche, aber sonst seltene Form des Märchens von der Braut des Hundes (Amor- und Psychemärchen). Dieses kommt bei uns in drei Hauptformen vor: 1) „Der weisse Bär" oder „Der verwundete Wolf" (wo die Lösung des Knoten durch die drei Wachnächte des Mädchens im Zimmer ihres ehemaligen Gatten bewirkt wird); 2) „Der kleine weisse Hund", wo die Leiden der Hundsbraut — wie in Amor und Psyche — gleich nach der Höllenfahrt enden[1]); und 3) „Der allerliebste Freund". Diese letzte Form, welche mir in zwei gedruckten und sechs noch nicht veröffentlichten Aufzeichnungen vorliegt[2]), schliesst sich in den meisten Einzelheiten nahe an den „kleinen weissen Hund"; aber das Motiv mit der Kerze ist beigefügt und ein neuer Zusammenhang geschaffen. Der Gang der Erzählung ist gewöhnlich folgender: Als die Hundsbraut von ihrem Gatten verlassen ist, wandert sie durch den Wald und nimmt bei einer Hexe Dienst. Die Hexe giebt ihr schwarze Wolle, die sie weiss waschen soll, wenn sie ihr Leben lieb habe; dann kommt der Knecht daselbst und verspricht ihr zu helfen, wenn sie ihn ihren ‚allerliebsten Freund nenne. „Einen einzigen Freund habe ich nur", antwortet sie, „und ihm will ich treu bleiben". „Doch werde ich dir helfen", sagt er und giesst Wasser über die Wolle, also dass sie weiss wird. Am folgenden Tage soll sie den Schafstall reinigen. Da stand sie mit einer Mistgabel, so schwer, dass sie sie nicht heben konnte, und wusste nicht, was anfangen. „Was weinst

1) S. Grundtvig, Gamle danske minder I No. 107; Berntsen, Folkeæventyr II No. 12; und noch sechs ungedruckte Aufzeichnungen.

2) Kristensen, Jyske Folkeminder VII No. 50; Kristensen, Folkeæventyr optagnede of folkemindesamfundet No. 1; S. Grundtvigs Märchenmss. No. 26 e, f, h, m, n, s. Svend Grundtvigs „Wolfkönigssohn" (Danske folkeæventyr I No. 16 = Dän. Volksmärchen, übers. von Leo, S. 252) ist eine poetische, schöne, aber moderne Vereinigung aller drei Hauptformen, zum Teil vom Herausgeber gemacht, und nur durch eine volkstümliche Aufzeichnung gestützt.

du?“ fragte der Knecht, „ich will dir helfen, wenn du mich deinen allerliebsten Freund nennen willst.“ Sie aber wollte ihrem alten Herzensfreunde treu bleiben. Doch half er ihr: begann den Mist auszuwerfen und dann arbeitete die Mistgabel von selbst fort. Nochmals sagte die Hexe: „Du musst mir aus der Hölle den Brautschmuck für meine Tochter holen.“ Das Mädchen kannte den Weg garnicht, der Knecht aber zeigte ihr denselben, obgleich sie ihn nicht ihren Herzensfreund nennen wollte, und riet ihr zugleich, den Dienstmägden am Ofen zu helfen, die Höllenhunde zu füttern, die Brücke zu stützen, leise an das Thor zu klopfen, sich nicht in den Höllenstuhl zu setzen und nichts zu essen. Allen diesen Anweisungen folgend, kam sie mit dem Brautschmuck glücklich zurück, aber dann öffnete sie das Kästchen und der Schmuck war fort. Da kam wieder der Knecht zu ihr, und versprach „diesmal und noch einmal“ zu helfen; und so kam sie mit dem Schmuck zur Hexe. Nun ward die Hochzeit der Hexentochter und des Knechts gefeiert, und die Hexe liess das Mädchen die Hochzeitskerze tragen, und zauberte sie an ihre Finger fest; so folgte sie dem Hochzeitspaare bis ans Bett. Die Kerze brannte bis auf ihre Hand nieder, und voll von Schmerz schreit sie zum Bräutigam: „Mein Herzallerliebster, hilf mir doch!“ Und als sie dies rief, erkannte sie ihren alten Herzensfreund in ihm wieder, und er bekam sogleich die Macht ihre Verzauberung zu heben: er nahm die Kerze von ihr weg und setzte sie auf die Hand der Hexentochter, und die Hexentochter verbrannte, und die Hexe verbrannte, und die ganze Wohnung der Hexe und alle Hochzeitsgäste verbrannten, und der Jüngling und das Mädchen waren von ihnen ganz befreit.

Ehe wir die Ähnlichkeit dieses Märchens mit der Sigridsage für unsere Untersuchung verwerten, wollen wir einige andere Formen des Hundsmärchens herbeiziehen. Zwei noch ungedruckte dänische Märchen-Aufzeichnungen (S. Grundtvig 26 g p.) erzählen, die eine: „Als die Prinzessin die Hochzeitskerze beim Teufel geholt hatte, wurde die Hochzeit des Hundes und der Hexentochter gefeiert. Die alte Frau giebt jener am Hochzeitsabend die Lichter zu tragen und befiehlt, dieselben nicht fallen zu lassen; der schwarze Hund aber riet ihr, dass sie, wenn nur noch wenig davon übrig wäre, zur Braut gehen und sie bitten sollte, die Kerzen zu tragen; dann sollte sie weggehen: denn wer sie zuletzt trug, konnte sie nicht loswerden. Und so geschah es. Und die Braut verbrannte, und die Mutter und das ganze Haus mit ihr verbrannten; nur der Hund und die Prinzessin blieben am Leben. „Schlag mir den Kopf ab,“ sagte er; sie that's, und siehe, da stand er als Prinz da.

Die andere Aufzeichnung lautet: „Am Abend der Hochzeitsfeier des Wolfs und der Hexentochter gebot die Alte dem Mädchen, vor dem Hochzeitsbette Platz zu nehmen, und sie befestigte Kerzen auf seine beiden Daumen. Dann kam der Wolf und nahm die Kerzen weg und setzte sie

an die Hexentochter; und sie verbrannte mit Mutter und Haus; der Wolf aber wurde der Gatte der jungen Frau, wie er zuvor gewesen war.“ — Der seltsame Platz der Kerzen findet sich auch in mehreren Formen des „Allerliebsten Freundes“ wieder. Nur drei Aufzeichnungen haben „eine Kerze“ oder „ein gar kleines Kerzlein“; die vier anderen haben „ein Stückchen Wachskerze an ihre Finger fest“, „drei Kerzen, so gross wie eine Fingerspitze, ein Kerzlein zwischen jeden zweiten Finger“, „zehn Lichter zwischen ihren Fingerspitzen“, „ein Kerzenstückchen an jeder Fingerspitze“.

Diese dänischen Erzählungen stehen nicht vereinzelt da. Dasselbe Märchen findet sich mit derselben Auflösung im Sizilianischen wieder: die Rusidda muss, eine Kerze in der Hand, am Fussende des Hochzeitsbettes des Königs Amor sitzen, bis dieser seiner Braut sie abzulösen befiehlt: dann zerplatzt die Kerze oder — nach gewöhnlicher Fassung — die Erde verschlingt sie. Nach einer Variante aus den Abruzzen bekommt sie „zehn Lichter, eins auf jeden Finger“; in der lothringischen Form trägt sie zehn Lichter zwischen den Zehen eingesteckt[1]).

Das Märchen von der Hochzeitskerze findet sich also in verschiedenen europäischen Ländern wieder. In Dänemark kommt ausser der gewöhnlichen Form auch eine besondere vor „Der allerliebste Freund“. Wir finden sie nur in Dänemark, Norwegen und Schweden, und sie scheint denn spezifisch nordisch zu sein[2]).

Die dänische Sigridsage kann nicht die Quelle des weit verbreiteten Kerzenmärchens sein. Das Umgekehrte muss der Fall sein. Die Entwicklungsreihe ist: Kerzenmärchen (europäisch) — der allerliebste Freund (dänisch) — Sigridsage (dänisch).

Noch in anderer Weise werden wir es wahrscheinlich finden, dass die festgezauberte Kerze älter ist, als die zauberlose Erzählung der Sigridsage. Wir finden sie auch als einfaches Volkssagenmotiv: Die niederländische Legende vom heiligen Abt Bernhard zu Afslighem erzählt, dass ihn einmal der Teufel besuchte; der Abt aber gab ihm die Kerze zu halten und zauberte, dass er sie nicht fallen liess; der Teufel schrie laut auf, während sie seine Hand durchbrannte, und er hütete sich wohl, wiederzukommen[3]).

Auch wenn wir Saxos Erzählung allein für sich betrachten, sehen wir, dass sie nicht die ursprüngliche Form des Märchens enthalten kann. Nicht

1) Über diese Formen des Psychemärchens siehe Cosquin, Contes populaires de Lorraine, No. 65. Auch ein serbisches Volkslied, welches von dem Ursprung der Sitte des Schweigens in der slavischen Hochzeit handelt (Krauss, Volksglaube der Südslaven, S. 8), scheint eine Akklimatisation des gemeineuropäischen Märchens zu sein.

2) Cavallius och Stephens, Svenska folksagor No. 19 C. Professor Moltke Moe in Kristiania hat mir freundlichst mitgeteilt, dass er in seinen ungedruckten Sammlungen verschiedene Aufzeichnungen desselben Märchens hat.

3) J. W. Wolf, Niederländische Sagen, 1843, S. 556.

nur das Kerzentragen, sondern die ganze Handlung entspricht der Erzählung des Märchens: so oft das Mädchen in Not ist, sucht sie der Liebhaber auf, rettet sie und knüpft seine Werbung daran. Jedesmal antwortet sie nein, bis sie endlich, von der Kerze verbrannt, sich demütigt. Die Schilderungen, durch welche diese Handlung ausgeführt wird, entsprechen auch Zügen desselben Märchens: Sigrid wandert einsam durch den Wald, bis sie zu der Wohnung einer Hexe kommt, welche ihr eine schwere Arbeit aufträgt. Noch näher liegen sich die beiden Erzählungen von ihrem Aufenthalt in derselben Wohnung mit ihrem Liebhaber, und dass sie an seiner Hochzeit, welche auch die ihrige wird, teilnimmt. Die ganze Sigridsage (den Anfang ausgenommen) hat nur Situationen, welche denen des Märchens entsprechen; nur ist in der Sigridsage alles Übernatürliche vermieden. Aber hier treffen wir den Unterschied: die ersten Werbungen des „allerliebsten Freundes" knüpfen alle an eine bestimmte That an; der Aufenthalt Sigrids bei der Waldhexe hat keine solche Aufgabe, und daher wird Othars Besuch sehr schwach motiviert (der Dichter deckt hier die episch schwache Stelle durch ein schönes lyrisches Gedicht). Wir dürfen daraus schliessen, dass diese Situation einer andern Dichtung entlehnt ist; aus dem Märchen konnte der Sigriddichter die Situation bekommen, aber ihren Inhalt, die zauberhafte Hilfe, konnte er in seiner historischen Erzählung nicht verwerten.

Es scheint also festgestellt, dass die Sigridsage bei Saxo ganz aus Märchen hervorgewachsen ist; und ich darf zum Schluss die chronologischen Daten fixieren: Saxos Arbeit um 1200, Sigridsage wohl nicht später als um 1100, Allerliebster Freund in Dänemark vor 1100 entstanden, noch früher Einwanderung in Dänemark des gemein-europäischen (und auch dänischen) Hundsmärchen mit dem Kerzenmotiv. Die zwei Märchenepochen lassen sich nicht genauer feststellen. Bemerkungswert ist es aber, dass unsere drei Dichtungen drei verschiedene Stufen der menschlichen Geistesentwickelung darstellen. Im gewöhnlichen Kerzenmärchen bringt der Held die Kerze in die Hand der Hexentochter. Das ist ganz wie in anderen Unholdsmärchen: der Held vertauscht die Mützen seiner Brüder, und der Riesentöchter, also dass sie an ihrer Stelle getötet werden; oder er kocht an seiner Stelle die Hexentochter im Kessel. Dies ist die rohe Auffassung; jedes Mittel ist ihr gut genug, das Feindliche zu überwinden, sie freut sich des Sieges ohne alles Mitleid. Die andere Auffassung bedient sich derselben Zaubervorstellungen wie jene, aber sie legt nicht die Entscheidung in eine zufällige Benützung des Zaubers oder der Thorheit des Feindes; das einzig erlösende Mittel ist die Liebe, die finstere Macht der Unholde kann nur durch das Liebeswort gebrochen werden. Und dieses Motiv wird hier poetisch weit besser verwertet, indem es die ganze Erzählung durchdringt und durch dasselbe die Handlung zu immer grösserer Spannung sich entwickelt. Die dritte Epoche stellt uns die Sigridsage dar. Das

Zauberhafte ist hier vermieden; die Macht, welche der Liebhaber überwinden muss, ist keine äussere, sondern eine dem Menschen innewohnende. Diese poetische Behandlung verwertet einen weit kleineren Teil der Handlungsmomente als das Märchen, und die Entscheidung der Sage ist um eine ganz kleine Bewegung — das einmalige Aufblicken — konzentriert. Auch das bezeichnet sie als moderne Dichtung.

Kopenhagen.

Ein Kapitel aus dem Aber- und Geisterglauben der Chinesen.

Von C. Arendt.

Indem ich mich anschicke, die Aufmerksamkeit des Lesers für einige Mitteilungen aus dem Kreise der volkstümlichen Anschauungen, wie sie sich im äussersten Osten des Asiatischen Kontinents entwickelt haben, in Anspruch zu nehmen, muss ich im voraus bemerken, dass ich mich auch diesmal, ebenso wie in meinem früheren kleinen Aufsatz (unsere Zeitschrift I, 325 ff.), im wesentlichen darauf beschränken werde, das mir zu Gebote stehende Material in authentischer Form vorzulegen, und zwar sind es im ganzen sechs Geschichten, welche ich in ihrer traditionellen Form an der Hand der einheimischen Quellen vorzuführen gedenke. Das gemeinsame Band aber, welches diese für ein so abgelegenes Gebiet immerhin schon ziemlich stattliche Anzahl mit einander verknüpft und mich berechtigt, sie als Illustrationen zu einem und demselben Kapitel aus dem Gebiete des chinesischen Aber- und Geisterglaubens hinzustellen, ist dieses, dass es sich in allen Fällen — mit nur teilweiser Ausnahme der, aber doch enge verwandten, No. 5 — darum handelt, in welcher Weise denjenigen, der sich in gewaltthätiger und ungerechtfertigter Weise, wenn auch nicht immer durch Mord, an dem Leben seiner Mitmenschen vergriffen hat, durch die Wirksamkeit dämonischer Kräfte die Rache ereilt. Wir werden aber die Sühne, welche diesergestalt der Blutthat auf dem Fusse folgt, sich unter drei wesentlich von einander verschiedenen Formen vollziehen sehen. Diesen drei Formen aber wird wieder das gemeinsame und für chinesische Denkungsart charakteristische Merkmal anhaften, dass es mit einer, nur scheinbaren und halben Ausnahme, nicht die erzürnte Gottheit ist, welche die Störung der von ihr gesetzten moralischen Weltordnung mit rächender Hand sühnt, sondern dass jedesmal entweder der gekränkte Geist des gewaltsam ums Leben Gekommenen selber, oder aber seine Freunde und Getreuen zur Herbeiführung der Rache dämonische Einflüsse in ihren Dienst nehmen.

Damit aber ist das Interesse, welches ich für meine Geschichten in Anspruch nehmen zu dürfen glaube, noch nicht ganz erschöpft. Es handelt sich nämlich in allen sechs Fällen um durchaus historische Persönlichkeiten, ja um in ihrer Grundlage auf das Allerentschiedenste historische, gut beglaubigte Thatsachen, für welche sich das Jahr und der Monat, ja teilweise der Tag des Geschehens angeben lässt. Nur in die Verknüpfung eines Teils der Thatsachen sind einzelne wunderbare Momente hineingemischt, welche doch auch ihrerseits grossenteils wieder sich unschwer als psychologische Erscheinungen und also sozusagen als innerliche Thatsachen charakterisieren. Bedenken wir aber, dass es sich eben durchweg um anerkannt geschichtliche Persönlichkeiten handelt, so kommt in den auf die Ereignisse aufgepfropften Wundererscheinungen die Art und Weise zum Ausdruck, wie der chinesische Volksgeist sich den von ihm instinktiv als Wahrheit mehr gefühlten, als erkannten Satz, dass die Weltgeschichte das Weltgericht sei, zurechtzulegen und gewissermassen handgreiflich zu veranschaulichen gesucht hat. Dass ich aber diese freischöpferische Gestaltung der betreffenden geschichtlichen Thatsachen als ein in das Gebiet der Volkskunde fallendes Thema in Anspruch nehme, rechtfertigt sich dadurch, dass diese Gestaltung, wie ich glaube behaupten zu dürfen, nicht auf die individuelle Erfindung der einzelnen Schriftsteller, die ich benutzt habe, zurückgeht, sondern die durch sagenhafte Überlieferung fixierten, in der allgemeinen Denkungsart der Menge wurzelnden und durch sie getragenen Anschauungen des chinesischen Volkes repräsentiert. Dass ich mich in dieser Auffassung nicht irre, wird, wie ich glaube, schon aus dem bei aller Verschiedenheit stets aus denselben Ideen-Associationen sich aufbauenden Gange der Erzählungen klar, ohne dass ich mich auf die Führung des Nachweises im einzelnen einzulassen genötigt wäre.

Ich habe diese allgemeinen Gesichtspunkte und Betrachtungen vorangeschickt, um nunmehr in rascher und ununterbrochener Folge die von mir ausgewählten Erzählungen aneinander zu reihen; inwiefern durch dieselben die von mir aufgestellten Sätze bestätigt werden, muss ich dem kompetenten Beurteiler selbst zu erwägen überlassen.

1.

Meine erste Geschichte, welche ich dem 1. und 2. Kapitel des Historischen Romans Tung Chou Liĕ Kuŏ, d. h. „Geschichte der Fürstentümer zur Zeit der Östlichen Chou-Dynastie" entnehme, führt uns in die Jahre 785 und 782 vor Christi Geburt zurück. In China regierte damals, und zwar bereits seit dem Jahre 827, der Kaiser Hsüán. Im erstgenannten Jahre hatte der Kaiser die Hinrichtung seines Oberstaatsrates Tupó wegen mangelhafter Ausführung eines ihm erteilten Auftrages befohlen und das harte Urteil auch in der That trotz der energischen Fürbitte des Unter-

staatsrates Tsojú vollstrecken lassen, worauf Tsojú, mit dem Hingerichteten auf das Engste befreundet, sich selber den Tod gegeben hatte. Als der Kaiser den Selbstmord des Tsojú erfuhr, bereute er die übereilte Hinrichtung des Oberstaatsrates und schloss die darauffolgende Nacht kein Auge. Er litt seitdem an krankhafter Zerstreutheit und redete oft irre. Er ward in hohem Grade vergesslich und die Audienzen mussten häufig ganz ausgesetzt werden. Erst im Herbst des Jahres 782 fühlte der Kaiser sich soweit wieder hergestellt, dass er zu seiner Erholung eine grosse Jagd zu veranstalten beschloss. Die Jagd ging auf das glänzendste von statten und der Kaiser Hsüán war in der heitersten Laune. Unterdessen neigte sich die Sonne zum Untergang, die Jagd wurde für beendigt erklärt und der Rückzug angetreten. Plötzlich überkam den Kaiser auf seiner Equipage ein Gefühl des Schwindels, es flimmerte ihm vor den Augen und er sah aus der Ferne einen kleinen offenen Wagen gerade auf sich zu kommen. Auf dem Wagen standen zwei Männer, jeder einen Bogen von roter Farbe über den Rücken gehängt und rote Pfeile in der Hand haltend. Die grüssten den Kaiser und sprachen: „Wie ist es Ew. Majestät seit unserer Trennung ergangen?“ Als der Kaiser genau hinsah, erkannte er in den beiden Männern den Oberstaatsrat Tupó und den Unterstaatsrat Tsojú. Als er sich aber voll innerer Bangigkeit die Augen rieb, um besser sehen zu können, waren Menschen und Wagen plötzlich verschwunden. Der Kaiser fragte sein Gefolge, ob sie irgend etwas gesehen hätten, aber niemand wollte das Geringste bemerkt haben. Während nun der Kaiser noch über den Vorfall nachgrübelte, erschienen Tupó und Tsojú plötzlich von neuem, beständig dicht vor der kaiserlichen Equipage daherfahrend. Der Kaiser riss sein Schwert aus der Scheide und hieb damit in die leere Luft. Da hörte er die Beiden mit lauter Stimme rufen: „Deine Stunde ist gekommen, hier sind wir, uns zu rächen. Du musst die Blutschuld mit dem Leben sühnen!“ So sprechend, spannten sie ihre roten Bogen, legten die roten Pfeile auf und drückten ab, gerade auf des Kaisers Herzgrube zielend. Letzterer that einen lauten Schrei und fiel auf seinem Wagen rücklings nieder. Als er aus seiner Betäubung erwachte, klagte er über Beklemmungen in der Gegend des Herzens. Man kehrte darauf eilends nach der Stadt zurück und trug den Kaiser in den Palast. Der „Greis mit dem wallenden Barte“ sagt darüber in einem seiner Gedichte: „Sie kamen mit rotem Bogen und roten Pfeilen, wie Götter anzuschauen: mitten im Jagdgefolge fuhren sie wie im Fluge hin und her“ u. s. w. Der Kaiser aber konnte sich von der Erschütterung, die er erlitten hatte, nicht wieder erholen. Sobald er seit dem erzählten Ereignis die Augen schloss, glaubte er den Tupó und den Tsojú vor sich zu sehen. Er wusste selber recht gut, dass er nicht wieder genesen würde. Er weigerte sich Arzenei zu nehmen und starb bald darauf. —

Diese einfache Erzählung, die nichts specifisch Nationales bietet, lässt, die geschilderten Vorgänge als Thatsachen aufgefasst, recht gut eine rein psychologische Erklärung zu, wobei besonders darauf hinzuweisen, dass das Gefolge des Kaisers garnichts Auffälliges bemerkt hat. Nur der verhältnismässig lange Zeitraum, welcher zwischen der That und der Vergeltung liegt, ist auffallend. Man sucht nach einem speciellen Anlass der Geistererscheinungen gerade bei der Jagd. Vielleicht ist in der Überlieferung hier eine Lücke.

Der Roman, dem ich die Geschichte entnommen, rührt wahrscheinlich aus der Zeit zwischen 1621 und 1645 her, aber der „Greis mit dem wallenden Barte“, dessen Verse oben citiert worden sind, d. h. Su-tung-p'ó, einer der chinesischen Dichterheroen, dem wir eine Unzahl historischer Epigramme verdanken, lebte von 1036—1101, und seine Verse beweisen, dass zu seiner Zeit die Tradition schon ein Gemeingut des Volkes gewesen sein muss.

2.

Die zweite Erzählung, der ich mich jetzt zuwende, gehört insofern in dieselbe Kategorie wie die erste, als auch hier die Seele des Erschlagenen ihren Rachezweck nur dadurch erreicht, dass sie den Thäter als Geistererscheinung verfolgt und ihm keine Ruhe und Rast gönnt.

Im Jahre 200 nach Christus befand sich ein gewisser Sun T'sê in bereits damals ziemlich unbeschränktem Besitz der Landschaft Wu, d. h. der Gegenden am unteren Yang-tse, da, wo jetzt Nanking und Shanghai liegen. Er war ein junger Mann von nur 26 Jahren, von ritterlicher Gesinnung, aber gar ungeduldigem Temperament. Einstmals, als er seine Officiere zu einem Gastmahl um sich versammelt hatte, geschah es, dass ein grosser Teil seiner Gäste plötzlich mitten während des Weingelages den Stadtturm, in welchem dasselbe stattfand, verliess und auf die Strasse hinabstieg. Auf Befragen erfuhr Sun T'sê alsbald, es sei der Wundermann Yüchí, welcher eben unten am Turme vorübergegangen sei, der soviel Anziehungskraft auf seine geladenen Gäste ausgeübt habe, — Yüchí, welcher schon seit einer Reihe von Jahren mittels seines heilkräftigen Zauberwassers der leidenden Menschheit viele Wohlthaten erwiesen habe. Sun T'sê, ärgerlich über die Störung seines Gastmahls und auch sonst aus inneren und äusseren Gründen ein entschiedener Gegner solchen Treibens, welches er für eitel Zauberei und Blendwerk erklärte, liess den Wundermann vor sich bescheiden und derselbe missfiel ihm so sehr, dass er seinen Dienern alsbald befahl, ihn niederzumachen. Nur durch die Fürbitten seiner Gäste wurde er bewogen, von der Vollstreckung dieses Urteils abzustehen und sich damit zu begnügen, den Yüchí ins Gefängnis zu werfen. Yüchí stand auch in dem Rufe, imstande zu sein, durch seine Gebete Wind und Regen herbeizuführen. Da nun gerade damals eine anhaltende Dürre

in Wu eingetreten war, gestattete Sun T'sê, wiederum auf inständiges Bitten seiner Officiere, dem „Wundermann", seine Kunst zu zeigen. Yüchí versprach denn auch, dreissig Zoll Regen vom Himmel herunterzuflehen. Sun T'sê gewährte ihm zu diesem Zweck eine Frist bis Mittag; wenn er bis dahin sein Wort nicht eingelöst habe, solle er den Flammentod erleiden. Da nun bis unmittelbar vor Mittag zwar schwarze Wolken sich am Himmel zusammengeballt haben, aber noch kein Regen eingetreten ist, so lässt Sun T'sê den Yüchí in der That auf den bereits fertig aufgeschichteten Scheiterhaufen schleppen und diesen an allen vier Ecken anzünden. Da aber fängt der Regen an, sich in Strömen aus den Wolken zu ergiessen, die Strassen der Stadt verwandeln sich in rauschende Bäche. Genau 30 Zoll fallen, dann klärt der Himmel sich wieder auf. Das Volk, einschliesslich des persönlichen Gefolges und der Officiere des Sun T'sê selber, trägt den Yüchí im Triumph vom Scheiterhaufen herunter, befreit ihn von seinen Ketten und fällt mitten im strömenden Wasser anbetend vor ihm zur Erde nieder. Gerade hierüber wird Sun T'sê auf das äusserste erbost, er erklärt den Wundermann für einen mit bösen Mächten im Bunde stehenden Zauberer und Rebellen, der ihm die Herzen des Volkes abwendig mache, und lässt ihn in der That an Ort und Stelle hinrichten. Der Geist des Getöteten aber entschwebt sichtbar in Gestalt einer nebelartigen, weissgrauen Dunstsäule. Sun T'sê lässt den Leichnam zur Warnung für alles Volk öffentlich auf dem Marktplatze ausstellen, aber in der Nacht bricht ein furchtbares Ungewitter los, und am folgenden Morgen ist der Leichnam Yüchís spurlos verschwunden. Sun T'sê will darauf im Zorne die Soldaten, denen die Wache anvertraut gewesen war, hinrichten lassen: da plötzlich sieht er einen Menschen gemessenen Schrittes auf die offene Vorhalle seines Palastes zukommen; als er näher hinsieht, erkennt er in ihm den Yüchí. In auflodemdem Zorn zieht Sun T'sê sein Schwert, noch ehe er aber zum Hiebe ausholen kann, fällt er ohnmächtig zu Boden und erholt sich nur langsam.

Als er in der darauffolgenden Nacht in seinem Bette liegt, erhebt sich plötzlich ein geheimnisvoller Luftzug: die Lampe erlischt von selber und flammt dann von selber wieder hell auf, — im Schatten des Lampenlichts aber sieht er den Yüchí vor seinem Bette stehen. Sun T'sê schreit ihn an: „Ich habe geschworen, solange ich lebe, dem mir verhassten Geisterspuk überall, wo er mir vorkommt, den Garaus zu machen; wie also kannst du, ein dem Schattenreich angehöriger Geist, es wagen, mir nahezukommen?" So sprechend, ergriff er das am Kopfende seines Bettes befindliche Schwert und warf es nach Yüchí; aber siehe da: dieser war plötzlich verschwunden! — Auf die inständigen Bitten seiner Mutter, die er sehr liebte, begiebt sich Sun T'sê nun nach dem Kloster Yüch'ingkuán, um die zürnenden Manen des Yüchí durch Verbrennen von Weihrauch zu versöhnen. Aber der stolze Mann kann sich wohl dazu entschliessen, den Weihrauch zu

verbrennen, aber nicht, sowie es die Ceremonien erfordert hätten, sich huldigend auf die Erde niederzuwerfen. Da ballen sich die aus dem Räucherbecken senkrecht aufsteigenden Wolken kuppelartig zusammen, und oben auf ihnen sitzt Yüchí in aufrechter Haltung. Sun T'sê speit vor ihm aus und verlässt unter Schmähungen das Kloster. Vor dem Thor der grossen Klosterhalle aber trifft er wiederum den Yüchí, welcher, dort stehend, ihm zornige Blicke zuwirft. Sun T'sê fragt seine Begleiter, ob sie auch die Erscheinung gesehen? Sie alle antworten verneinend. Da zieht Sun T'sê wiederum sein Schwert aus der Scheide und wirft damit nach Yüchí, das Schwert aber verfehlt sein Ziel und trifft vielmehr einen Mann aus Sun T'sês eigenem Gefolge. Dem ist die Spitze gerade in das Gehirn gedrungen und er sinkt tot zu Boden. Als man näher zusieht, ist der Getroffene kein anderer, als der Soldat, welcher auf Sun T'sês Befehl das Todesurteil an Yüchí vollstreckt hatte. Als nun Sun T'sê das äussere Thor der das Kloster umgebenden Mauer passiert hat, trifft er den Yüchí, welcher dasselbe Thor nach innen zu in der Richtung auf das Kloster durchschreitet. „Dies Kloster," ruft Sun T'sê, „ist ja nichts als ein Zufluchtsort für böse Geister." Er bleibt also dort vor dem Thore und lässt 500 Mann Soldaten kommen, welchen er das Kloster einzureissen befiehlt. Kaum aber sind dieselben auf das Dach gestiegen, um ihr Zerstörungswerk zu beginnen, als auch Yüchí auf dem Dache erscheint und von dort Ziegelsteine zur Erde wirft. Jetzt befiehlt Sun T'sê in gesteigertem Zorne, die Priester aus dem Kloster hinauszuwerfen und dieses zu verbrennen. Mitten aber in den lodernden Flammen erscheint, vom Feuerglanz umflossen, Yüchí von neuem. Als nun Sun T'sê, ausser sich vor Zorn, in seinen Palast zurückkehren will, steht wiederum Yüchí aufrecht vor dem Palastthor. Da steht Sun T'sê davon ab, seinen Palast zu betreten; er sammelt sein ganzes Kriegsheer um sich und schlägt vor den Stadtthoren sein Lager auf, um sich zu einem Feldzuge, den er schon längst im Sinne gehabt hatte, zu rüsten. Aber schon in der ersten Nacht, die er in seinem Feldherrnzelte zubringt, erscheint ihm mit aufgelöstem Haupthaar auch dort der Geist des Yüchí, und weithin durch das Lager hört man ohne Unterbrechung die Zurufe ertönen, durch welche Sun T'sê das Gespenst zu verscheuchen und aus seiner Nähe zu weisen bemüht ist. — Am folgenden Morgen folgt Sun T'sê einer dringenden Aufforderung seiner Mutter, sie im Palaste zu besuchen. Mit fieberglühendem Antlitz tritt er ihr entgegen. „Mein Sohn," sagt die Mutter erschreckt, „Du siehst ja ganz entstellt aus." Sun T'sê nimmt einen Spiegel zur Hand und sieht, dass er wirklich ganz abgemagert aussieht. Er erschrickt und sagt zu den Leuten seiner Umgebung: „Wie kommt es denn, dass mein Antlitz dermassen von der Fieberhitze afficiert ist!" Noch aber hatte er nicht zu Ende geredet, als er plötzlich den Yüchí mitten im Spiegel stehen sieht. Er führt einen Faustschlag nach dem Spiegel und fällt

mit einem lauten Schrei zu Boden, während die Wunden, die er vor einiger Zeit bei einem gegen ihn gerichteten Attentat erhalten hatte und die noch nicht völlig geheilt waren, wieder aufbrechen. Als er von seiner Ohnmacht endlich wieder zu sich kommt, sagt er selber: „Meine Lebensfrist ist abgelaufen".

Sein Wort wurde wahr. Er schied kurze Zeit darauf aus diesem Leben, nachdem er vorher seinen jüngeren Bruder, den hochberühmten Sun Ch'üán, zu seinem Nachfolger eingesetzt hatte. Diesem gelang es, im Laufe der Zeit seine Machtsphäre immer weiter auszubreiten; das ganze südöstliche China fiel ihm zu, im Jahre 222 nahm er den Titel eines Königs von Wu an; seine Residenz war in Nanking, dort regierte er bis zu seinem Lebensende, im Jahre 228.

Die obige Erzählung, welche ich in abgekürzter Form aus dem Sankuŏchih, d. h. aus dem 29. Kapitel der „Geschichte der drei Reiche", des beliebtesten Volks- und Heldenbuches der Chinesen, entnommen habe, zeigt, obgleich sie noch entschieden zu derselben Kategorie wie die erste gehört, doch schon eine Anzahl ihr eigener, charakteristischer Züge; am bemerkenswertesten für uns aber ist in ihr das offenbare Bestreben, rein seelische Vorgänge zu veräusserlichen und als etwas Gesondertes, der greifbaren Wirklichkeit Zugehöriges, hinzustellen. Steht somit unsere zweite Geschichte an innerer Wahrheit und schlichter Hervorhebung des Wesentlichen hinter der ersten zurück, so ist doch die Darstellung eine, wie mir scheint, ausserordentlich packende, und der letzte Zug, die Erscheinung von Yüchis Bilde im Spiegel, ein geradezu bewunderungswerter Abschluss, über welchen hinaus eine Steigerung mit Recht nicht versucht worden ist.

3.

Ich gehe nun zu der zweiten Form des auf mein specielles Thema bezüglichen chinesischen Aber- und Geisterglaubens über, welche, wie ich glaube, durch ihre Originalität ein hohes Interesse beanspruchen darf, und ich bin in der That gespannt, von Kundigeren als ich zu erfahren, ob sich ein ähnlicher Vorstellungskreis auch noch bei irgend einem anderen Volke nachweisen lässt.

Die übrigens kurze Geschichte, die ich als Beispiel wähle, steht im 7. Kapitel des schon erwähnten Romans Tung Chou Liĕ kuŏ und fällt in die Regierungszeit des Herzogs Chuang von Chêng, welcher den Thron dieses damals bedeutenden, in der jetzigen Provinz Honan gelegenen Staates von 743—701 vor Chr. innehatte.

Zwischen zwei höheren Officieren des Herzogs Chuang hatte schon seit lange Eifersucht, die in Feindschaft auszuarten drohte, bestanden. Beide waren verdiente und tapfere Männer, der eine hiess Ying-k'ao-shu, der andere, ein Verwandter des herzoglichen Hauses, führte den Namen

Kungsun E oder Kungsun Tszĕtu. Er ist der Nireus der chinesischen Heldensage. Mencius erwähnt seiner mit den Worten: „Wer von der Schönheit des Tszĕtu nichts weiss, der hat keine Augen.“ Bei einem Feldzuge, welchen der Herzog Chuang gegen den kleinen Staat Hsü unternahm, gelang es dem Ying-k'ao-shú, die Fahne seines Herzogs in der Hand haltend, als Erster die Mauer der feindlichen Stadt zu erklimmen. Als Kungsun Ê dies sah, wurde er von Neid erfüllt; mitten im dichten Haufen fixierte er den Ying-k'ao-shú mit sicherem Blick; sausend flog der verräterische Pfeil; Ying-k'ao-shús Schicksal musste sich eben erfüllen; gerade im Rückgrat getroffen, taumelte er hintenüber und fiel mit der Fahne zugleich rücklings von der Mauer herunter. Die andern Officiere von Chêng aber, als sie den Ying-k'ao-shú, wie sie glaubten, von feindlicher Hand fallen sahen, wurden nur mit noch mehr Kampfesmut erfüllt und die Eroberung der Stadt gelang ohne Schwierigkeit. Als sich aber später herausstellte, dass Ying-k'ao-shús Wunde sich im Rücken befand, wurde natürlich allseitig Verdacht rege. Der Herzog Chuang konnte den Gedanken an diesen Zwischenfall garnicht los werden und als er in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, beschloss er, den Thäter, den niemand zu nennen wusste, unter allen Umständen zu entlarven. Er befahl daher eines Tages allen, die an dem Feldzuge gegen Hsü teilgenommen hatten, sich in Trupps von je hundert Mann zu ordnen. Jeder Trupp von hundert musste ein Schwein mitbringen, welches feierlich geschlachtet wurde. Je 25 Mann ferner mussten sich in eine Reihe stellen und je einen Hund und ein Huhn als Opfer schlachten. Zugleich wurde ein Priester herbeigeholt, welcher Beschwörungsformeln recitieren musste. Kungsun Ê aber, der Mörder des Ying-k'ao-shú, lachte im stillen über alle diese Vorbereitungen.

Nachdem das Recitieren der Beschwörungsformeln drei Tage lang fortgesetzt worden war, begab sich der Herzog Chuang selber in Begleitung aller seiner Minister und höheren Beamten an Ort und Stelle, worauf die Beschwörungsformeln verbrannt wurden. Hierzu ist zu bemerken, dass das Verbrennen von Gebeten und ähnlichen Kundgebungen noch jetzt in China üblich ist und ein uralter Gebrauch der chinesischen Staatsreligion zu sein scheint. Jedoch fahren wir in unserer Erzählung fort.

Nachdem die Beschwörungsformeln verbrannt waren, sah man plötzlich — offenbar meint der Schriftsteller, als Wirkung dieser Ceremonie — einen Mann mit aufgelöstem Haar und verstörten Gesichtszügen gerade auf den Herzog Chuang zueilen, vor demselben niederknieen und also sprechen:

„Ich bin dein Unterthan Ying-k'ao-shú, der die Mauer von Hsü erklommen hat. Wodurch habe ich mich am Lande vergangen? Aber der böswillige Tszĕtu (d. h. Kungsun E) hat mich aus Neid und Eifersucht meuchlings durch einen Pfeilschuss getötet. Deshalb habe ich zu Shángti (dem höchsten Gotte des Himmels) gefleht, und Er hat mir versprochen,

meinen Mörder zu bestrafen. Dir aber, mein Herzog und Herr, bin ich noch im Tode dankbar, dass du meiner gedacht hast."

Nachdem er so gesprochen hatte, fuhr er mit der Hand in seine Kehle hinein. Aus der Kehle floss ein Blutstrom hervor, und tot sank er zu Boden.

Der Herzog Chuang, der bereits erkannt hatte, dass dieser Mensch kein anderer als Kungsun E war, rief sogleich um Hilfe. Aber es war schon zu spät, das Leben war für immer entflohen.

Die Seele des (ermordeten) Ying-k'ao-shú nämlich war in den Körper (seines Mörders) des Kungsun Ê hineingefahren, um Rache an ihm zu nehmen, und hatte ihn gezwungen, sich selber vor dem Herzog Chuang als Thäter zu erkennen zu geben.

Ich bemerke ausdrücklich, dass die gesperrt gedruckten Worte, welche den Schlüssel zu dem Verständnis des Vorganges geben, gleichfalls — und zwar wörtlich so — im chinesischen Original stehen.

Der Weise von Lunghsi — schliesst unsere Erzählung — tadelt den Herzog Chuang in einem Gedicht (oder Epigramme), in welchem es heisst:

„Hätte der Herzog es verstanden, unter seinen Beamten die Scheu vor Verletzung der Gesetze aufrecht zu erhalten, so hätte er es nicht nötig gehabt, mit Opfern von Hühnern und Hunden die himmlischen Mächte anzuflehen."

Über den „Weisen von Lunghsi" kann ich keine weiteren Angaben machen, als dass Verse von ihm in der „Geschichte der Fürstentümer" mehrfach citiert werden; aus dem obigen Citat aber geht hervor, dass die Sage von der Art und Weise, wie der Mörder des Ying-k'ao-shú entdeckt wurde, zur Zeit der Entstehung der Verse bereits allgemein in den gebildeten Kreisen des chinesischen Volkes im Umlauf gewesen sein muss, denn die fast änigmatische und aus lauter nur dem Wissenden verständlichen Anspielungen bestehende Kürze solcher chinesischen Epigramme mit historischem Hintergrund setzt bei dem Leser mit Notwendigkeit die genaue Kenntnis der Ereignisse, auf die sie sich beziehen, voraus.

In der vorstehenden Erzählung nun sehen wir die „halbe" und „nur scheinbare Ausnahme" vor uns, von welcher ich oben sprach, denn allerdings liegt hier ein Eingreifen der Gottheit vor, aber sie greift nicht aus eigenem Antriebe ein, sondern auf inständiges Bitten der Seele des Ermordeten, wozu noch die vom Herzog Chuang anbefohlenen Ceremonien kommen müssen, um — so scheint es — dieses Eingreifen überhaupt zu ermöglichen.

Das eigentlich Interessante bei unserer Geschichte aber ist, wie ich schon angedeutet habe, der eigentümliche Vorstellungskreis, welcher sich hier vor uns entrollt, und ich wiederhole daher die Frage, ob sich etwas Ähnliches bei einem andern Volke nachweisen lässt?

4.

Ein ganz genau entsprechender zweiter Fall, wo der Geist des Ermordeten von dem Mörder Besitz ergreift, um diesen gleichzeitig zu entlarven und zu töten, ist mir auch aus der chinesischen Litteratur nicht bekannt, wohl aber zwei andere Geschichten, welche in dieselbe Kategorie gehören und zu deren erster ich jetzt übergehen will. Diejenigen Teile derselben, auf welche ich hier näher eingehen muss, finden sich im 13. und 14. Kapitel der „Geschichte der Fürstentümer“.

Die jetzige Provinz Shantung bildete zu der Zeit, von der wir hier reden, zwei Herzogtümer, das nördlichere T'si und das südlichere Lu mit Namen. Der Herzog Hsi von T'si, welcher von 730—698 vor Chr. regierte, hatte zwei ebenso sehr durch ihre Schönheit, wie durch ihre Sittenlosigkeit ausgezeichnete Töchter, Hsüan Chiang und Wên Chiang. Hier haben wir es nur mit der letzteren zu thun. Sie war mit dem Herzoge Huán von Lu vermählt, dessen Regierung in die Jahre 711—694 fällt. Dem Herzoge Hsi von T'si folgte im Jahre 698 sein Sohn Chu Örh, welcher in der Geschichte unter dem (posthumen) Namen „Herzog Siáng von T'si“ bekannt ist. Er war ein Halbbruder der Wên Chiang. Schon vor Wên Chiangs Vermählung hatte eine über die Geschwisterliebe hinausgehende Zuneigung zwischen den Beiden bestanden, und als im Jahre 694 der Herzog Huán von Lu mit seiner Gemahlin einen Besuch in T'si machte, traten der Herzog Hsiang von T'si und seine Halbschwester Wên Chiang in ein jeder Sitte hohnsprechendes Verhältnis zu einander. Das Vorgefallene aber blieb dem Herzoge Huán nicht verborgen, und um sich vor der Rache des Gekränkten zu schützen, liess nun der Herzog Siáng seinen herzoglichen Gast durch einen seiner Getreuen, den Kungtszĕ (d. h. Prinzen, oder vielmehr wörtlich: Herzogssohn) P'êngshêng ermorden. Nach einem Abschiedsmahle nämlich, welches der Herzog Siáng seinem Gaste, dem Herzoge Huán, gegeben und an welchem dieser letztere gezwungen teilgenommen hatte, musste P'êngshêng den Halbtrunkenen zu Wagen in die ihm zur Verfügung gestellte Gastwohnung zurückgeleiten, und auf dem Wege dahin wurden ihm von P'êngshêng die Rippen eingedrückt. Mit einem lauten Schrei hauchte er, während ein Blutstrom seinem Munde entquoll, sein Leben aus. Ihm folgte als Herzog von Lu sein und Wên Chiangs Sohn, der Herzog Chuang, welcher von 693—662 regierte. In T'si aber trafen alsbald Boten aus Lu ein, einerseits, um den Leichnam des ermordeten Herzogs Huán nach Lu zurückzugeleiten, andererseits um ein im Namen der sämtlichen Minister von Lu abgefasstes, an den Herzog Siáng gerichtetes Schreiben zu überreichen, welches seinem wesentlichen Inhalte nach lautete wie folgt:

> „Vor einiger Zeit hat unser erhabener Fürst sein Land, wo er glücklich lebte, verlassen, um in T'si einen Besuch zu machen. Er

ist gegangen, aber nicht wieder zurückgekommen. Auf Strassen und Wegen schwirren Gerüchte. Jedermann spricht von dem grossen Unglück, das sich im Wagen ereignet, aber von einem Bestraften ist nichts zu hören. Das macht uns Schande bei allen Nachbarstaaten ringsum. Wir bitten, dass P'êngshêng die That mit dem Leben sühne."

Als der Herzog Siáng den Brief zu Ende gelesen hatte, liess er sogleich den P'êngshêng zu sich bescheiden. P'êngshêng, im Bewusstsein des erworbenen Verdienstes, trat mit erhobenem Haupt ein. Da schmähte ihn der Herzog Siáng in Gegenwart der Gesandten von Lu, warf ihm den plötzlichen Tod des Herzogs Huán, der seiner Obhut anvertraut gewesen sei, vor, und befahl den umstehenden Dienern, ihn gebunden auf den Richtplatz zu führen und zu enthaupten. Ehe er aber abgeführt wurde, rief P'êngshêng mit lauter Stimme: „Nachdem du zu deiner eigenen Schwester in ein unerlaubtes Verhältnis getreten, hast du den gewaltsamen Tod ihres Gatten herbeigeführt. Jetzt versuchst du die Schuld auf mich zu wälzen. Wenn ich aber nach dem Tode Bewusstsein behalte, so möge ich zum Rachegeist werden, der dir bis in den Tod nachstellt!" Der Herzog Siáng hielt sich die Ohren zu, um die Verwünschung nicht zu hören, die Umstehenden aber lachten.

Das unerlaubte Verhältnis zwischen den Geschwistern wurde auch nach diesen Ereignissen — zuletzt ganz offen vor aller Welt Augen — fortgesetzt. Einige Jahre nach den erzählten Vorfällen aber schickte der Herzog Siáng von T'si eine Garnison unter den Befehlen zweier Officiere, Lien Ch'êng und Kuán Chih-fú, nach einem Orte namens K'wé-ch'iu, wo sie Grenzwacht halten und einem etwa nahenden Feinde die südwestliche Strasse verlegen sollten, denn von dort aus hatte der Herzog Siáng aus Ursachen, die uns hier nicht interessieren, Grund, einen Angriff auf sein Land zu erwarten. Es scheint, dass K'wé-ch'iu in einer unwirtlichen Gegend lag, denn die Officiere fragten, ehe sie sich auf den Weg machten, den Herzog, wann sie auf Ablösung zu rechnen hätten, und dieser, welcher gerade dabei war, Melonen zu essen, antwortete: „Jetzt ist gerade die Zeit, wo die Melonen reif sind. Wenn im nächsten Jahre die Melonen wieder reif sind, werde ich euch ablösen lassen."

Als im nächsten Jahre die Zeit eingetreten war, wo sie ihres mühsamen Dienstes hätten enthoben werden sollen, ohne dass der Herzog Siáng das Geringste von sich hören liess, schickten die beiden Hauptleute einen Boten an ihn, um ihn unter gleichzeitiger Überreichung einer Anzahl reifer Melonen an sein Versprechen zu erinnern. Der Bote wurde aber sehr ungnädig empfangen und mit dem Bescheide entlassen, die Festsetzung des Zeitpunktes für die Ablösung hänge von des Herzogs freiem Willen ab; sie möchten nur in K'wé-ch'iu bleiben, bis die Melonen wiederum reif geworden sein würden. Die Hauptleute beschlossen, für diese Behandlung

blutige Rache zu nehmen und knüpften zu diesem Zweck Verbindungen mit anderen unzufriedenen Elementen in der Hauptstadt an.

Im Spätherbst des Jahres 686 vor Chr. machte sich der Herzog Siáng auf den Weg, um auf dem Berge Péchʻiu in der Wildnis von Kúfên eine grosse Jagd abzuhalten. Eine Nacht wurde in der herzoglichen Villa zu Kúfên zugebracht, am folgenden Morgen ging es zum Berge Péchʻiu. Der Herzog liess seinen Wagen auf einem hohen Hügel Halt machen und befahl dann, den Wald in Brand zu stecken. Dann ward das Treiben begonnen. Die Pfeile flogen, die Jagdfalken und Hunde wurden losgelassen, die Flamme prasselte, der Wind sauste, der aufgescheuchten Füchse und Hasen Geschlecht lief in allen Richtungen durcheinander.

Plötzlich kam ein grosses Wildschwein, wie ein Stier ohne Hörner oder wie ein Tiger ohne Streifen anzusehen, aus dem Feuer herausgestürzt, rannte geraden Weges den Hügel hinan und setzte sich dort gerade vor dem Wagen des Herzogs auf die Erde nieder. Die meisten Begleiter des letzteren waren zu dieser Zeit mit der Verfolgung des Wildes beschäftigt, nur sein Vertrauter und Liebling Mêng-yang nebst wenigen anderen befand sich an seiner Seite. Da blickte der Herzog den Mêng-yang an und forderte ihn auf, einen Pfeil auf das Schwein abzudrücken. Mêng-yang aber sah das Tier mit weit geöffneten Augen an, bekam einen grossen Schreck und sprach: „Das ist ja kein Schwein; es ist der Kungtszĕ Pʻêngshêng.“ (Man erinnert sich, dass dies der Mann war, der im Auftrage des Herzogs Siáng den Fürsten von Lu ermordet hatte und dann auf Befehl des Herzogs selber hingerichtet worden war.) Die Worte Mêng-yangs versetzten den Herzog in Zorn, er riss seinem Begleiter den Bogen aus der Hand und spannte mit den Worten: „Ha! wagt Pʻêngshêng sich vor mir zu zeigen?“ selber die Sehne. Drei Pfeile schoss er hintereinander ab, aber sie verfehlten alle ihr Ziel. Das Wildschwein aber stellte sich auf die Hinterbeine, machte mit den beiden Vorderpfoten eine bittende Bewegung und schritt wie ein Mensch vor dem Herzoge auf und ab, während es ein lautes und klägliches Heulen ertönen liess. Dem Herzog Siáng standen die Haare zu Berge, ein Schauder fuhr ihm bis in das Mark seiner Knochen, er stürzte der Länge nach aus dem Wagen herab auf die Erde, verletzte sich dabei den linken Fuss und verlor den einen, mit Seide durchwirkten Schuh; der Schuh fiel in das Gras, wo das Schwein ihn alsbald mit dem Maule aufhob, damit davon lief und plötzlich verschwand. Der „Alte mit dem Barte“ sagt darüber in einem Gedichte:

„Im Wagen fand Herzog Huán von Lu seinen Tod; im Wagen begegnetest du heute dem furchtbaren Gespenst. Der schändlich hingemordete Pʻêngshêng musste sich in einen Rachegeist verwandeln ....“ (Hier folgt noch eine Verszeile, welche sich auf den Herzog von Tʻsi bezieht, aber wegen Verderbtheit des chinesischen Textes unverständlich ist.)

Der Geleitsmann[1]) Fē nebst einigen andern aus dem Gefolge hoben den Herzog vom Boden auf und legten ihn wieder in den Wagen. Die Jagd wurde nicht weiter fortgesetzt und man kehrte nach der Villa bei Kúfên zurück, wo man von neuem Nachtquartier nahm. Der Herzog Siáng lag in einer Art von Betäubung im Jagdschlosse. Um die zweite Nachtwache (etwa 10 Uhr abends) sagte der Herzog, welchen der linke Fuss dergestalt schmerzte, dass er sich schlaflos auf dem Lager hin und her wälzte, zu seinem — oben bereits erwähnten — Vertrauten Mêng-yáng: „Richte mich doch auf und stütze mich mit dem Arm, ich will ein wenig umhergehen". Nun aber hatte der Herzog, als er vorher vom Wagen gefallen war, in der Verwirrung und Aufregung garnicht bemerkt, dass sein einer Schuh verloren gegangen war, jetzt aber ward er es gewahr und fragte den Geleitsmann Fē danach. „Den Schuh", antwortete der Geleitsmann, „hat ja das grosse Wildschwein im Maule mit fortgeschleppt". Dem Herzog waren diese Worte ein Greuel; er geriet in den heftigsten Zorn und versetzte dem unglücklichen Geleitsmann mit der Peitsche Hiebe auf den Rücken, bis das strömende Blut den Boden rotgefärbt hatte. Mit unterdrücktem Stöhnen verliess der Gepeitschte das Zimmer.

Inzwischen waren die unzufriedenen Hauptleute Lien Ch'êng und Kuan Chĭh-fu mit einer Anzahl Genossen, die es ihnen gelungen war, für ihre Pläne zu gewinnen, in der Nähe der Villa eingetroffen. Ihre ausgesprochene Absicht war, den Herzog Siáng zu töten: für einen neuen Inhaber des herzoglichen Thrones war schon gesorgt.

Lien Ch'êng war zunächst mit nur wenigen Begleitern vorausgegangen, um den Verbleib des Herzogs und die Lage der Villa auszukundschaften, ehe der Hauptstreich geführt würde. Ihm begegnete der Geleitsmann Fē, als er nach der Züchtigung, die er soeben erfahren, die Villa verlassen hatte. Dadurch, dass er seinen noch von Blut triefenden Rücken entblösst und dem Lien Ch'êng den Glauben beibringt, dass er selber auf Rache an dem Herzog sinne, weiss er das Vertrauen des Empörers zu gewinnen und wird von diesem mit dem Auftrage freigelassen, den Verschworenen seinen Beistand zu leihen. Aber unerschütterlich in seiner Treue gegen seinen Herrn trotz der grausamen Behandlung, die er erlitten, eilt er vielmehr in die Villa zurück und meldet dort alles, was er erfahren.

Da beschliesst Mêng-yáng, der uns schon bekannte Vertraute und Liebling des Herzogs, sein Leben für seinen Herrn zu opfern. Er legt sich, das Gesicht der Wand zugekehrt, an Stelle seines Herrn in das Bett, der Herzog breitet seinen eigenen, mit Goldfäden durchwirkten Mantel über ihn, und versteckt sich selbst, auf dem Boden kauernd, hinter der Thüre.

---

[1]) Auf Chinesisch Tú-jên, d. h. nach dem Kommentar „ein Mann, der zu Fuss neben dem fürstlichen Wagen hergeht oder läuft".

Eiligst sammelte nun der Geleitsmann Fē und des Herzogs „getreuer und starker Knappe“ Shĭh chĭh fên jú die das Jagdgefolge bildenden Mannen, um die Thore des Schlosshofes zu verteidigen, aber die kleine Schar wurde von der unter Lien Ch'êng und Kuan Chĭh fu vordringenden Bande der Verschwörer bald überwältigt, worauf letztere in das Schlafgemach des Herzogs eindrangen. Mêng-yáng wurde in der That für den Herzog gehalten und erlag einem Schwertstreiche des Lien Ch'êng. Als man aber Fackeln herbeiholte und den Erschlagenen beleuchtete, erkannte man alsbald den vorgefallenen Irrtum. Nun begann eine Durchsuchung des ganzen Schlosses. Beim Lichte der Fackel, die er selbst trägt, bemerkt Lien Ch'êng hart an der Thürschwelle einen mit Seide durchwirkten, eben mit der Spitze hervorguckenden Schuh. Man schlägt die Thür zurück, und richtig, dahinter kauert mit seinem schmerzenden Fuss auf der Erde, wie eine Kugel in sich selber zusammengerollt, der Herzog. Aber merkwürdig, an dem einen Fusse trug er den einen, mit Seide durchwirkten Schuh wie vorher, der Schuh aber, welchen Lien Ch'êng unter der Thür hatte hervorgucken sehen, war derjenige gewesen, welchen der Herzog bei der Jagd verloren und welchen das Wildschwein darauf fortgeschleppt hatte. Den hatte das Wildschwein, in welches der rachedürstende Geist des ermordeten P'êngshêng gefahren war, heimlich dorthin gelegt. Unter den Streichen Lien Ch'êngs hauchte darauf der Herzog Siáng alsbald sein Leben aus; er wurde mit Mêng-yáng zusammen von den Verschworenen unter der Thür beerdigt. —

Ich habe obiger Erzählung nur noch hinzuzufügen, dass die wesentlichen Grundzüge derselben, namentlich die Erscheinung des Wildschweins bei der Jagd und alles, was damit zusammenhängt, sich bereits genau so in der in das 5. Jahrhundert vor Chr. zu setzenden Geschichtserzählung des Tso-ch'iu-míng zu der unter dem Namen „Frühling und Herbst“ bekannten Chronik des Confucius vorfinden. Das Verstecken des verlorenen Schuhs unter der Thür ist freilich ein späterer Zusatz, welcher aber gleichfalls durchaus volkstümlich-chinesisch gedacht ist. So ungern man übrigens diesen geschickt ersonnenen Zug vom Standpunkt des Aufbaues der Geschichte missen würde, so ist doch klar, dass er fehlen könnte, ohne die Zugehörigkeit der Erzählung zu dem von uns besprochenen Vorstellungskreise irgend zu alterieren.

(Schluss folgt.)

Handwerksbrauch in der Iglauer Sprachinsel in Mähren.

Von **Franz Paul Piger.**

Vorbemerkungen.

Auf den Hügeln zwischen Böhmen und Mähren, welche die Wasserscheide bilden zwischen Elbe und Donau und die einst zum böhmisch-mährischen Grenzwalde gehörten, der ganz Böhmen in meilenweiter Breite umsäumte, setzte sich infolge des reichen Bergsegens im 12. und 13. Jahrhundert eine deutsche Bevölkerung mitten unter Slaven fest, die bis zur Zeit der Hussitenkriege in stetigem Wachstume begriffen war, von da an aber, als bereits Kuttenberg, Deutschbrod und andere Städte von den Hussiten eingeäschert worden waren, allmählich zerbröckelte und heute nur noch in Iglau und seiner Umgebung besteht.

In der Stadt und auf dem Lande, teils in Böhmen, teils in Mähren, wohnen gegen 40 000 Deutsche bairischen und fränkischen Stammes, die sich nur schwer gegenüber der slavischen Zuwanderung zu behaupten vermögen. Besonders gefährdet ist das Deutschtum in Iglau selbst, da die deutsche Umgebung zu klein und wohl auch zu sesshaft ist, um ihren Vorort hinlänglich mit deutschem Nachwuchse zu versehen. Was von weiterher kommt, ist tschechisch und bleibt heutzutage meist tschechisch. In dieser Beziehung war unsere Stadt bis zur Aufhebung des Innungszwanges besser daran. Die Innung verstand es hier, wie in allen deutschen Städten mit slavischer Umgebung, fremdsprachige Elemente sich anzupassen oder fernzuhalten. Der damals bestehende Wanderzwang führte überdies vielfach deutsche Gesellen nach Iglau, die hier ihre zweite Heimat fanden. Es ist daher nicht zu verwundern, dass das zünftlerische Wesen sich hier tiefer in die Volksseele eingrub und dass heute noch, obwohl kein Zwang mehr nötigt, das eine oder andere Handwerk desselben nicht völlig entraten mag. Besonders drei Handwerke setzen noch ihr zünftlerisches Treiben fort: die Tuchmacher, die Gerber und die Maurer und Zimmerleute, welch letztere ich als zusammengehörig betrachte. Die wichtigste Zunft für Iglau war von jeher die Tuchmacherzunft, denn das Tuchmachergewerbe bildete seit der Versiegung der Bergwerke die Hauptnahrungsquelle der Stadt. Es ist daher nur billig, dass ich, wenn auch das Tuchmachergewerbe in unserer Stadt seit etwa 15 Jahren nur mühsam mehr das Leben fristet, vorerst das zünftlerische Leben und Treiben der Tuchmacher schildere und dann, um nicht zu weitläufig zu werden, in aller Kürze dasjenige hervorhebe, was Gerber, sowie Maurer und Zimmerleute besonderes aufzuweisen haben.

A. Tuchmacher.

I. Ansichten über Entstehung und Vergangenheit des Tuchmachergewerbes.

Wie einst bei den Dynastieen, zeigt sich bei den Innungen das Bestreben, ihre Entstehung möglichst weit hinaufzurücken. Die Tuchmacher behaupten, Methusalem, der siebente Sprosse Adams, wäre der erste Tuchmacher gewesen. Vor der Zunftstube ist er als schwacher, gebückter Greis abgebildet mit dem Stabe in der Hand. Unter dem Bildnisse steht zu lesen, er habe zuerst die Schafe geschoren und aus Wolle Tuch bereitet, Lein habe man damals noch garnicht gekannt. Die Tuchmacher unterlassen es auch nicht, die Thätigkeit Methusalems sagenhaft auszuschmücken und ins Ungeheuerliche zu vergrössern. Statt des gewöhnlichen Haspels (Schwaffrähm) soll er die Kette (Worf) um den Gartenzaun gezogen haben und statt des Weberschiffleins (Schütze)[1]) sich zu bedienen, soll er eine Katze, an die er den Faden gebunden, durch die Kette gejagt haben. Veranlassung zu diesem Glauben gab der einst gebräuchliche Ausdruck Ketzer[2]) für Spule, die man ursprünglich durch die Kette gezogen haben mochte. Wenn aber die alten Tuchmacher erzählen, ursprünglich sei der Lehrbub mit ‚der Spulen' durch die Kette gekrochen, so nehmen sie diese Übertreibung wohl selbst nicht ernsthaft.

Was die Entstehung des Tuchmacherhandwerks in Iglau und den übrigen deutschen Städten des Ostens anlangt, so herrscht durchweg die richtige Ansicht, dass Flamänder[3]) hier wie anderwärts das Tuchmachergewerbe eingeführt, denn sie haben den ganzen Osten bis nach Ungarn hinein mit Tuchwaren versehen.

Als besonderen Förderer ihrer Zunft ehren die Tuchmacher noch heute Karl V., da er neben den Berg- und Edelknappen auch den Tuchmachergesellen erlaubte, sich Knappen zu nennen, weil 1000 derselben in eigentümlicher Gewandung ohne Panzer und Helm auf seinem Zuge nach Afrika ihn begleitet und tapfer vor Goletta gekämpft haben sollen.

Nicht vergessen darf ich hier, dass die Tuchmacher sich ein Wappen zusammengestellt, wie selbes noch ob der Thüre der Iglauer Zunftstube zu sehen ist und womit sie manchmal einen der zwei Igel des Stadtwappens

1) In Tirol fand ich das Zeitwort schutzen in der Bedeutung von schleudern. Vgl. Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 654; Schmeller, Bayr. Wb. II, 494.

2) Ketzer bedeutet eigentlich der Fangball.

3) Das Wort ist heute zum Schimpfworte geworden und bedeutet einen Landstreicher, was wohl daher rührt, dass die Flamänder oft bloss fliegende Warenlager hatten und mit diesen von Stadt zu Stadt zogen. [Vgl. Flandern, Grimm D. Wörterb. III, 1722.]

verdrängten. Das Tuchmacherwappen enthält die Tuchschere, daneben befinden sich links und rechts eine Karde und darunter zwei gekreuzte Fachbogen [1]).

II. Standesbewusstsein und Kastengeist.

Die Tuchmacher dünken sich heute noch, trotzdem das Handwerk infolge des Fabrikbetriebes und des Eindringens fremder wohlfeiler Ware völlig darniederliegt, besser als die übrigen Handwerker. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn der Tuchmacher seine Tochter nur wieder einem jungen Tuchmachermeister zur Frau gab. Für Kirchweih und andere hohe Festtage kaufte die Frau Meisterin einen Indian (Truthahn), denn diesen sieht man als den Tuchmachervogel an, die Gans überliess man als Schustervogel den Schustern. Aber auch nach aussen bestrebte man sich, die Standesehre zu wahren. Kein Knappe durfte barfuss über den Dachtropfen (Dachtraufe) hinaus, ebenso war es ihm verboten, unschickliche Arbeit zu verrichten, etwa mit dem Schubkarren durch die Stadt zu fahren u. s. w. Am Sonntage hingegen und an Feiertagen musste er Handschuhe tragen und den Stock in der rechten Hand halten, wenn er spazieren ging, und bei Processionen und Feierlichkeiten der Zunft sich mit dem Degen umgürten. Ein ordentlicher (gabiger) Knappe hatte aber auch eine lange Pfeife; vor dem Jahre 1848 musste er sie aber vor einem Wachposten wegnehmen, denn dieser hätte sie ihm aus dem Munde geschlagen.

Es ist nicht zu verwundern, dass sich diese Überhebung gegen andere Stände auch geltend machte gegenüber niedriger stehenden Personen des eigenen Handwerkes. Der Meister verkehrte nur wieder mit Meistern, der Knappe mit Knappen. Ein Meisterssohn hätte es nicht über sich gebracht, auch wenn er erst Lehrling geworden, mit einem anderen Lehrling geringeren Standes Freundschaft zu schliessen. Ja auch die Knappen sonderten sich wieder nach dem Range. Der gewanderte Bursche hatte ein Vorrecht vor dem, der noch nicht in die Fremde gegangen, der Hausknappe wieder, der nicht beim Meister wohnte, sondern eine eigene Wohnung hatte, vor den übrigen. Letzterer durfte bei der Arbeit die Batzen (runde Mütze) auf dem Kopfe haben, während die übrigen sie am Webstuhle aufhingen. Auch das Alter bot natürlich gewisse Vorrechte. Ein jüngerer Bursche durfte einem älteren nicht schenken (zutrinken), und erst nach mehrfacher Aufforderung durfte er sich's herausnehmen, zu ihm „Du" zu sagen. Dieser Kastenzwang, der das ganze Zunftwesen durchdrang, wurde von allen willig anerkannt. Nach dem Range ordnete man sich bei Festlichkeiten und Versammlungen, bei der Arbeit und im Wirtshause, als wenn es so sein müsste.

1) Der Fachbogen besteht aus einem langen Holze, auf das eine Saite oder dicke Schnur gespannt ist, und dient zum Krämpeln der Wolle.

III. Vorstandschaft des Handwerkes.

Der Kastengeist und besonders die Bevorzugung des Alters zeigt sich auch in der Zusammensetzung der Vorstände und der einzelnen Organe der Zunft. Der Vorsteher der Gesamtzunft heisst „Öltast", der natürlich ursprünglich der physisch älteste war. Ferner giebt es vier Altgeschworene neben zwei Junggeschworenen.

Der Knappschaft steht wiederum vor der Altgeselle und als Vertreter der fremden Gesellen der fremde Altgeselle. Als der Wanderzwang aufhörte, wurde letzterer allmählich das, was man sonst Obmannstellvertreter nennt. Unter den beiden Altgesellen standen der erste Schreiber und der Ladenschreiber. Alle vier bildeten neben den gelegentlich beigezogenen Besitzmeistern das Tischgesäss oder den Tisch schlechthin. Für „Einsagungen" und ähnliche Dienstleistungen standen der Vorstandschaft zwei Jungknappen oder Gesellenboten zur Verfügung.

IV. Freispruch und Aufnahme in die Innung.

Die Aufnahme in die Zunft ging besonders bei den Knappen in grosser Feierlichkeit und Förmlichkeit vor sich. Die dabei vorkommenden formelhaften Reden sind darauf zurückzuführen, dass dem einfachen Handwerker naturgemäss die Gabe des freien Wortes fehlte und er daher an die seit Jahrhunderten fortgeerbten Formeln gebunden war. Der Meister erhielt die Meisterschaft ziemlich einfach. Er kaufte sich die „Gerechtigkeit", die allein die Ausübung der Meisterschaft ermöglichte, liess sich das Meisterstück bei den vier Altgeschworenen prüfen, die das Bleisiegel darauf drückten und selbes in der Zunftstube zur Ansicht vorlegten. Der aufgenommene Meister gab sodann ein Meisteressen und galt jetzt als Meister mit dem Rechte zur Aufnahme in die Bürgerliste. Nicht so einfach verlief die Aufnahme des Lehrlings in die Knappschaft, das Ziel der Sehnsucht während dreijähriger vielgeplagter Lehrlingszeit. Die Aufnahme fand alle Quartale in der Zunftstube statt, die mit ihrem vom Alter geschwärzten Getäfel und den ernsten Bildern, die von den Wänden herabschauten, nicht wenig zur Erhöhung der Feierlichkeit beitrugen.

War das Tischgesäss beisammen und hatte die Knappschaft nach Alter und Rang Platz genommen, so öffnete der Altgeselle die seit 1669, dem Gründungsjahre der Bruderschaft, in Verwendung stehende Mutterlade, das Heiligtum der Knappschaft. Alle erheben sich von den Sitzen, lautlose Stille herrscht in der Stube. Die übrigen Knappen setzen sich auf ein gegebenes Zeichen, der Altgeselle aber bleibt stehen und hält einen hölzernen Hammer in der Hand, mit dem er bei jedem gewichtigen Worte, das er spricht, auf ein Eisenblech, das auf den Tisch genagelt ist, schlägt, um so seinen Worten mehr Nachdruck zu geben. Jede Rede wird begonnen und beschlossen mit den Worten: Mit Gunst! Nachdem sich noch

der Altgeselle umgesehen, ob alle nach Rang und Ordnung Platz genommen, wird der Lehrling hereingerufen, der jetzt zum erstenmale die Zunftstube betritt. An der Thür bleibt er stehen und erscheint erst auf mehrmalige Aufforderung hin vor dem gewaltigen Altgesellen mit den zaghaft gesprochenen Worten: „Mit Gunst zum Tisch!“ Ist der Lehrling ein Meisterssohn, so darf er die Bitte um die Aufnahme in die Bruderschaft selbst vortragen, sonst übernimmt dies für ihn ein gelernter und gewanderter Geselle.

Der Lehrling bittet die grossgünstigen, wohlvorgesetzten Altgesellen und die deputierten Herren Meister als Beisitzer, die Gesellen des Tisches samt einer ehrbaren Bruderschaft, mit Bescheidenheit einige Worte reden zu dürfen. Der Altgeselle ermahnt ihn, zu reden sich selbst zum Nutzen und der Mutterlade nicht zum Schaden. Der Bittwerber fährt dann fort: „Dieweil ich von meinem Vater (Lehrmeister) das Handwerk erlernt habe und dem hochgeehrtesten Herrn Ältesten und einem ehrsamen Handwerk frei- und losgesprochen worden bin und keine andere Zuflucht weiss, als Gott und eine ehrbare Bruderschaft, so hätte ich zu bitten, Stuhl- und Schreibgeld erlegen zu dürfen, wie es hier und andern Orts Gebrauch ist. Mit Gunst!“

Bevor aber die Aufnahme stattfindet, wird über die aufzunehmenden Lehrlinge Gericht gehalten. Der Altgeselle fordert die Lehrlinge, mit Ausnahme der Meisterssöhne, auf, ihm und der Bruderschaft zu Gefallen hinauszugehen. Wird nun befunden, dass ein Lehrling geraucht, gezankt oder sonst sich ungebührlich benommen, so wird er auf Wochen, auch Monate von der Aufnahme ausgeschlossen, „damit er abgestraft würde, solange es Zeit sei.“ Die der Aufnahme gewürdigten Lehrlinge ruft der Gesellenbote wieder herein und sie legen der Reihe nach mit der rechten Hand Stuhl- und Schreibgebühr auf den Tisch. Meisterssöhne lassen es sich nicht nehmen, noch einen Ehrenthaler beizulegen, der dann an einem farbigen Bändchen am Deckel der Lade aufgehängt wird. Name und Nummer des nunmehrigen Jungburschen wird vom Ladenschreiber in die Tabelle mit weisser Tinte eingetragen. Diese Tabelle ist ein Buch, dessen Blätter aus schwarzgefärbten Holztäfelchen bestehen, deren Rand etwas verdickt ist.

Wie bei der Taufe soll der Aufgenommene einen neuen Menschen anziehen und sich seiner Würde wohl bewusst werden. Er erhält daher auch gleichsam als Eingebinde Verhaltungsregeln, die sogenannten sechs Punkte, für seine neue Lebensbahn mit.

Diese sechs Punkte bilden einen Auszug der Gesamtartikel, die nur selten der Knappschaft vorgelesen wurden. Der Altgeselle ermahnt die Jungburschen in eintöniger Weise, unter Hammerschlag jedesmal beginnend: „Mit Gunst zum ersten, zum zweiten u. s. w.“ Der gekürzte Inhalt der Ermahnung ist folgender: Der Jungbursche solle die alte Gesellschaft

(die Lehrlinge) meiden und mit ungezogenen Frauenzimmern sich nicht abgeben (1), bei offener Lade „Mit Gunst!“ grüssen (2), die Obrigkeit ehren und an Sonn- und Feiertagen dem vorgeschriebenen Gottesdienste beiwohnen (3). Er solle ohne öftere Aufforderung die gewanderten Burschen nicht mit „Du“ anreden, denn es würde ihm auch gefallen, wenn ihm, aus der Fremde heimgekehrt, das Ehrenwort widerführe, und sich mit seinen Mitbrüdern gut vertragen (4). In des Meisters Werkstätte möge er gute Arbeit machen, den Lohn nicht schwächen, sondern ihn jederzeit zu stärken suchen (5). In der Fremde soll er, wenn er in eine Stadt einwandere, den „Bünggl“ stets auf der linken Schulter tragen und den Herrn Vater und die Frau Mutter (in der Herberge) mit Achtung begrüssen (6). Beobachte er genau, schliesst der Altgeselle, diese sechs Punkte, so würde er von jedermann geachtet und geliebt werden. Nun reicht der Altgeselle den neuaufgenommenen Brüdern die Hand, wünscht ihnen Glück zum Gesellenstande und empfiehlt sie dem Wohlwollen der Mitknappen. Mit den Worten: „Mit Gunst vom Tisch!“ treten die Jungburschen zu den übrigen, die sie ebenfalls beglückwünschen und ihnen am unteren Ende des Tisches Platz machen. Sie sind jetzt Knappen mit allen Pflichten und Rechten, das Ziel ihrer jugendlichen Sehnsucht ist erreicht.

V. Die Auflage.

Vor allem müssen die Jungburschen mit den übrigen regelmässig zur Auflage erscheinen, um ihren geringen Beitrag für die Krankenkasse und für ein würdiges Begräbnis der verstorbenen Standesgenossen zu leisten. Die Auflage findet alle vier Wochen statt: die „Quartalisten“, d. h. diejenigen, welche bereits dreissig Jahre Auflage gezahlt, sind teilweise, die „Steuerbrüder“, die bereits 50 Jahre aufgelegt, sind ganz befreit.

Auch die Auflage geht mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich. Meist an einem Sonntage versammeln sich die Knappen in der Zunftstube, das „Gesäss“ nimmt Platz am Tische, auf welchem die Mutterlade steht. Das Stammbuch, welches bis zum Errichtungsjahre der Bruderschaft, 1669, zurückreicht und die Namen aller lebenden und verstorbenen Brüder enthält, wird aufgeschlagen, die Namen jedoch werden aus der Tabelle verlesen. Der Verlesene tritt vor das Tischgesäss, die rechte Hand zwischen zwei Knöpfen des geschlossenen Rockes, die linke mit dem Hute an der Hosennaht und spricht: „Mit Gunst zum Tisch“. Der Altgeselle erwidert: „Mit Gunst genug!“ Darauf zahlt der Knappe mit der rechten Hand die Auflage und tritt wieder ab mit den Worten: „Mit Gunst vom Tisch!“ Da zu einer Auflage oft über hundert erschienen, so ist es nicht zu verwundern, dass es unter diesen auch Zanklustige gab. Alle wusste aber der Altgeselle, der doch ihresgleichen war, zu bändigen und im Zaume zu halten. In den Herzen aller Gesellen lebte eine schier religiöse Scheu vor der geöffneten Lade, die der Altgeselle und das übrige Tischgesäss

nur zu mehren suchten. War die Lade geöffnet, musste daher lautloses Schweigen herrschen, man durfte nicht den gewöhnlichen Gruss gebrauchen, vor dem „Tisch“ nur in militärischer Haltung erscheinen, nicht zum Fenster hinaussehen u. s. w. Wollte aber dennoch der eine oder andere einmal seinen Groll vor den versammelten Brüdern auslassen, so musste er trachten, dass die Lade geschlossen werde. Dies erreichte er, wenn er ein Geldstück in die offene Lade warf, ein Sacktuch oder ein Kleidungsstück auf dieselbe schleuderte. Der Altgeselle musste sodann die also entehrte Lade schliessen, um sie erst wieder bei eingetretener Ruhe mit aller Feierlichkeit zu eröffnen. Gar selten mochte dieser äusserste Fall vorgekommen sein, und doch stand dem Altgesellen nur das eine Strafrecht zu, dass er einen auffordern konnte, „unbeschwert“ vor dem Tische zu erscheinen, um eine Kleinigkeit als Strafgeld zu erlegen.

VI. Leben und Treiben der Tuchmacher.

a) Der Tuchmacher Werktage.

Die Tage der Arbeit waren für Meister und Knappen keine Last, denn der Feierabend wird um keine Arbeit des Tages zu teuer erkauft. Das Leben der Tuchmacher war ein streng geregeltes und mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage steter Arbeit gewidmet. Um 5 Uhr stand man auf. Der Tag wurde durch ein heiliges Lied begrüsst. Als Frühstück genoss man trockenes Brot. Um 9 Uhr, wenn in der Kirche die Segenmesse gelesen wird, sang man das Segenlied und machte sich so der gottesdienstlichen Handlung teilhaftig. Um 12 Uhr speiste man zu Mittag. Fleisch kam täglich mit Ausnahme des Mittwochs und Freitags auf den Tisch. Lehrlinge und Knappen, auch die Hausknappen, alle nach Alter und Rang geordnet, speisten mit dem Meister und der Meisterin und den übrigen Familiengliedern an demselben Tisch. Nach dem Essen schickte man den Lehrling mit einer grossen zinnernen Kanne, auf die die ganze Familie stolz war, um Bier in einem der eben „schenkenden“ Mälzerkeller. Mit dem Hausknappen gab es nicht selten Verdruss, wenn er zuviel auf die Seite legte, um es seinem Weibe zu bringen. Wenn der Meister auch nichts sagte, so sah er doch mit scheelen Augen hin, wenn er ein allzugrosses Stück Brot in die Brusttasche gleiten liess. Nach dem Essen ging man gleich wieder an die Arbeit. Nachmittags wurden weltliche Lieder gesungen, die aber, wenn der Meister oder die Meisterin anwesend waren, nimmer die bürgerliche Ehrbarkeit verletzen durften. Lieder traurigen Inhalts wurden vorgezogen. Wenn einer in jener Zeit durch die Gassen der Stadt ging, so hörte er neben dem Geräusch des Webens von Haus zu Haus Gesang. Man sang gern vom Mädchen, das der Geliebte im „Grunen“ Wald verlassen, vom Vater, den der Sohn aus dem Hause trieb, ihn aber ob der Milde, mit der er dies aufnahm und betteln ging, gerührt

wieder heimführte, und am liebsten die Lieder des eigenen Handwerks. Zur Abwechselung erzählten die Wolle krämpelnden Weiber Märlein (Geschichten), besonders Gespenstergeschichten, die sich gern in Walken abspielten. Zum Feierabend sang man: „Die Feierabendstunde schlägt" oder: „Hat acht geschlagen." So passend derartige Lieder waren, um bei der doch mehr oder weniger gedankenlosen Arbeit die Zeit zu vertreiben, so nahm es sich doch manchmal schier gotteslästerlich aus, wenn einer neben den heiligsten Worten eines Liedes einen kräftigen Fluch ausstiess. Auch der Rosenkranz, der, wenn man nicht sang, vielfach gebetet wurde, mochte sich über die Bedeutung eines Lippengebetes nicht erheben. Um 8 Uhr ging der Meister fast täglich, der Knappe Samstag, Sonntag und Montag ins Wirtshaus, natürlich jeder in ein solches, wo sich seinesgleichen einfand. Blieb man daheim, so setzte man sich im Sommer mit den übrigen Familiengliedern auf die Steinbank vor der Hausthür.

Hier erzählte man sich Spässe und Schnurren und sang Lieder, dass es in den mählich dunkelnden Gassen den Wiederhall wachrief. Auch über die Gasse wurde von einer Bank zur andern gescherzt und mancher „Hansal" und manches „Liesal" wussten in erheuchelter Fehde miteinander zu kosen. Da die Tuchmacher sich sozusagen alle als Familienglieder betrachteten, riefen sie sich nur beim Taufnamen. Der Meister sagte zum Gesellen „Er", der Geselle ehrte den Meister durch „Sie". So verrann ein Werktag wie der andere ohne besondere Freud' und ohne besonderes Leid.

Am meisten geplagt von allen war natürlich der Lehrling, wenn er auch durchwegs als Mitglied der Familie angesehen wurde. Mit vielen guten Lehren wurde er dem Meister übergeben und durfte dann die Seinigen nur noch an Sonn- und Feiertagen besuchen. Ihm wurde das Brot von der Meisterin vorgeschnitten, während die Gesellen sich nach Belieben nehmen durften. Der Lehrling musste mindestens e i n e n Gesellen mit Spulen bedienen und daneben noch Pfeifen zum Worfe spulen, wobei der durch die Finger laufende Faden ihm das jugendliche Fleisch zerschnitt. Hatte für die andern die Abendglocke den Feierabend eingeläutet, so musste er noch seinen Spulstock reinigen, die Werkstühle abstauben, das Zimmer kehren u. s. w. Lange dauerte es, bis man den armen Lehrling zum „Wirken" hinter dem Stuhle, was er doch eigentlich lernen sollte, zuliess. Dieser Tag war daher auch für ihn ein Freudentag, denn der Freispruch winkte in nicht allzuferner Zeit. Doch ganz ohne Freuden ging das Leben eines Lehrlings auch nicht dahin. Jede Unterhaltung der Familie, z. B. eine Landpartie, machte auch der Lehrling mit, wenn er dabei auch zu kleinen Dienstleistungen verpflichtet wurde und mehr springen musste als alle übrigen zusammen.

Im Herbste, „wann der Wind einmal aus den Hälmen kam", verfertigte er dem Meistersöhnlein Drachen und liess sie fliegen. Das Johannis-

feuer war geradezu in den Händen der Tuchmacherlehrlinge. Sie suchten die alten Besen zusammen, tauchten sie offen oder geheim, wie die Sache es forderte, in der Binder Pechmasse und schleppten all die Besen hinaus auf die nächsten Hügel, um dort das Johannisfeuer zu entzünden und sich unter Freudensprüngen an der lodernden Flamme zu freuen.

Dass aber der Lehrling trotz all seiner Drangsale das Meisterhaus liebgewann, ersieht man daraus, dass er, wenn er auch freier Geselle geworden, selten den Lehrmeister sogleich verliess, war er ja jetzt einer freundlicheren, rücksichtsvolleren Behandlung sicher. Da nämlich jeder Geselle als Familienglied angesehen wurde, wechselte man nicht gerne und nur schwer entschloss sich der Meister, den Jungknappen aufzusuchen, um sich einen neuen Gesellen vorführen zu lassen. Auch Gewohnheit und Sitte hinderte so viel als möglich eine Kündigung in der Erregung des Augenblicks. Kein Geselle durfte die Arbeit „aufsagen", wenn er nicht vom Stuhle „abgewirkt" hatte. Geselle wie Meister durften bloss vollständig angezogen „mit Stiefel und Rock" einander kündigen. War die Trennung schon einmal unvermeidlich geworden, so sagte der Meister freilich oft: „Petrus geht und Paulus kommt", von Herzen ging es ihm aber nicht.

War der Geselle sparsam oder gar ein Meisterssohn, so konnte er, wenn er wenigstens ein Jahr gewandert, unschwer Meister werden; er brauchte sich bloss die „Gerechtigkeit" zu kaufen. Anfangs vergrösserte sich der junge Meister nur die Sorgen, arbeiten musste er wie ein Geselle.

Damit nun des jungen Meisters Würde ersichtlich sei, schaffte er sich für den Hausgebrauch einen Spenser an, denn der Geselle arbeitete in Hemdsärmeln, die er noch aufstülpte. Um aber den Spenser zu schonen, bedurfte er einer blauen Brustschürze, und in deren oberem Teile wurde, da der junge Meister doch auch eines Sacktuches bedurfte, dieses für einen Gesellen noch weniger nötige Anhängsel aufbewahrt. Je mehr der Kinder, Lehrbuben und Gesellen wurden, desto grösser wurde die Würde des Meisters. Zum Einkaufen freilich benötigte er den klugen Rat der Frau Meisterin, und machte daher diesen Weg selten allein. Sonst aber wusste er auf seine Ehre zu halten. Er öffnete am Morgen das Haus und schloss es am Abend, er segnete morgens und abends Haus und Werkstube mit Weihwasser. Ihm allein war es erlaubt, abends täglich und Sonntags Nachmittag ins Wirtshaus zu gehen, wenn auch die Meisterin dies Recht oft arg beschränkte. In seinem höchsten Glanze sah man ihn auf Spaziergängen an Sonntagsnachmittagen. Voraus gingen die Kinder, paarweise, nach dem Geschlechte und Alter geordnet. Den Schluss dieses oft nicht ganz kurzen Zuges bildeten die Frau Meisterin in ihrem Sonntagsstaate und der Herr Meister.

Dieser hatte in der linken Hand die Meerschaumpfeife, in der rechten den Stock. Aus der einen Tasche des etwas langen Rockes schaute ein Zipfel des Sacktuches heraus und aus der andern der Pfeifenstürer, der am Tabaksbeutel befestigt war. So schritt er langsam und bedächtig dahin, als dächte er bei jedem Schritte daran, dass ohne die Tuchmacher die Stadt nicht bestehen könnte, als überlege er den tiefsinnigen Satz, den die Tuchmacher fortwährend im Munde führten: „'S Moasterhaus ist unser.“

b) Der Tuchmacher Festtage.

Ihren grössten Feiertag, ihr Ehrenfest, feiern die Tuchmacher seit 1669, dem Errichtungsjahre der Bruderschaft der Tuchknappen, am Sonntag nach Anna-Jakobi (25. 26. Juli). Gegen 10 Uhr versammeln sich die Knappen im Meisterhause, das der Tuchmacherzunft bereits seit 1630 gehört, und ziehen unter Trompeten- und Paukenschall und unter dem Geläute der „Susanna“, der weitbekannten grossen Glocke, über den Platz zur St. Jakobspfarrkirche, wo die Tuchmachergenossenschaft einen eigenen Altar und zwar den Hauptaltar besitzt. In früherer Zeit ermangelte die Hauptwache nicht, beim Herannahen des Zuges, der oft 400—500 Knappen zählte und an dessen Spitze der Aelteste und die Geschworenen gingen, ins Gewehr zu rufen, wofür sie vier Pulitsch (grosses hölzernes Gefäss) Iglauer Bier erhielt. Beim Festgottesdienste dienten Knappen als Ministranten und Fakulanten. Letztere hatten bis in die neueste Zeit das Vorrecht, während des ganzen Tages Degen tragen zu dürfen, worauf sie nicht wenig stolz waren. Nach dem Hochamte bewegte sich der Zug wieder feierlich über den Platz, die Wache trat wieder ins Gewehr und erst beim Meisterhause löste er sich auf.

Nachmittags versammelte sich die Knappenschaft im Meisterhause zum „Eintrunke“, um, wie es deutschen Handwerkern geziemt, bei schäumendem Biere ihr Ehrenfest zum würdigen Abschlusse zu bringen. An langen Tischen nahmen die Knappen Platz. Und nun erhebt sich mit gewichtvollem Ernste der einheimische Altgeselle und fordert den fremden Altgesellen, seinen günstigen Bruder, auf, sich ebenfalls zu erheben. Mit nicht weniger Würde erhebt sich dieser, hält den mit einem Blumenkranze gezierten „Willkomm“, den silbernen Ehrenbecher der Knappenschaft, in die Höhe und erklärt in längerer Rede, sie seien nicht gekommen, den Jahrtag zu schwächen, sondern ihn zu stärken, und weil der Reihetrunk an ihn gekommen sei, wolle er die übliche Ovation machen. Er erzählt nun von Methusalem, ihres Gewerbes Patron, der 969 Jahre alt geworden, zuerst die Schafe geschoren und der erste Wollweber gewesen. Hierauf folgt ein Lob des Tuchmacher-Handwerks. Die Tücher, welche die Tuchmacher verfertigten, trügen Fürsten und Grafen, und sei das Handwerk noch so klein, so trage es ein goldenes Krönlein. Schliesslich bringt er

die Gesundheit des Kaisers aus. Im Wesen des Zünftlers liegt es, die Obrigkeit zu ehren, hat er sich doch selbst obrigkeitliche Personen verschiedentlicher Art vorgesetzt.

Es wechseln daher Trinksprüche auf Kaiser und Papst, Statthalter und Bischof, Bürgermeister und Dechant. Auch auf den Herrn Aeltesten und seiner Verwandten Wohl wird getrunken und selbst der Fakulanten und Ministranten nicht vergessen. Ein schönes Zeugnis für die Gemüthstiefe unserer Tuchmacher ist es, dass sie sich im Jubel der Freude auch der fernen Genossen erinnern, „die vielleicht allen Fährlichkeiten des Wanderlebens ausgesetzt sind.“ Es gilt daher ein Trinkspruch „allen braven Tuchmachern, die zu Land und zu Wasser schweben, die das Brot fechten und verkaufen und das Geld in Wein oder Bier versaufen.“ Nach jedem Trinkspruche wird ein Tusch geblasen. Es giebt Trinksprüche in Prosa, die sie vielleicht einmal in einem Buche entdeckten und die sich immer auf das Lob der Tuchmacher beziehen, oder auch gereimte, von denen der eine oder andere von den Meistersingern herstammen mag, die 1571 hier eine Bruderschaft errichteten. Es kann dies leicht möglich sein, da die Sprüche von Vater auf Sohn sich vererben und wie ein teurer Schatz gehütet und nicht jedem vorgesagt werden. Meistersingerart verrät der Spruch auf Karl V., den ich dem Leser nicht vorenthalten will:

Als zu Kaiser Karls Zeiten
Im Begriffe war die Welt zu streiten,
War's jener grosse Held,
Der 1000 Tuchmacher zu seinen Kriegern zählt';
Und bei der Krieger Scharen
Die Tuchmacher an der Spitze waren.
Da sprach er das edle Wort:
Ihr seid Krieger, Ihr seid mein Hort,
Dafür sollt ihr den edlen Namen Tuchknappen führen,
Scepter, Schwert und Krone soll Euer Wappen zieren.

Hatte der Sprecher den Spruch, den er oft nur verstümmelt wiedergab, hergesagt, rief er: Vivat hoch! und alles stimmte in den Ruf ein. Zum Schlusse erhebt sich der einheimische Altgeselle, nachdem man der Menschen so viele hat hochleben lassen, und spricht also:

Es lebe der Adler in der Luft,
Der Löwe in der Gruft,
Der Hirsch im grünen Wald,
Ich trinke die Gesundheit, bis mir das Herz erkalt'.
Vivat hoch!

Nun hab' ich meine Lieb' und Treu genügsam spüren lassen,
Wer es besser kann, dem steht es frei und wird ihm zugelassen.
Aber eins habe ich noch vorzubringen,
Wen es angeht, dem soll's zu Ohren klingen:

Es lebe aller braven Deutschen Treu und Redlichkeit
Und der Iglauer Mädchen Schönheit.
Vivat hoch!

Alle erheben sich und stimmen ein:

Bruder es gilt mir und Dir,
Ich trinke lieber Wein als Bier.

So sonderbar die zweite Zeile erscheinen mag und obwohl der Wein ein frommer Wunsch bleibt, so thut dies doch der stolzen Erhebung des Augenblicks keinen Eintrag. Ist die Festlichkeit zu Ende, suchen die wackern Gesellen wieder ihr Heim auf, um wieder wochenlang geduldig hinter dem Webstuhl zu sitzen.

Als Korporation rückte die Knappenschaft ausser am Jahrtage nur noch bei der Frohnleichnamsprocession mit „ihrem Fahn“ aus. Nur die das Recht dazu hatten, durften sich diesem Zunftzeichen anschliessen; er gehört „zum Fahn“, bedeutet daher so viel wie Zunftgenosse.

Den dritten der vier Altäre, an denen die Evangelien gelesen werden und der Segen erteilt wird, errichten noch heute die Tuchmacher vor ihrem Meisterhause.

Schon daraus geht die einstige Bedeutung der Zunft hervor. Die Blumen, mit denen der Altar geschmückt ist, werden nach der Procession dem Ältesten und den Geschworenen ins Haus geschickt, denn sie schützen gegen Blitz und Feuersgefahr. Andere Feste und Festlichkeiten giebt es nicht gerade viele. Im Herbste wird das „Lichtbratl“ gefeiert. Der Tag, an dem zum erstenmale bei Licht gearbeitet wird, ist für die Handwerker überhaupt von grosser Bedeutung, denn Monate lang sollen sie nun Stunden hindurch bei schlechtem Licht arbeiten und die Farben genau unterscheiden können. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Handwerker diesen Tag sich zu versüssen suchen. Die Tuchmacher feiern aber, um keinen Arbeitstag zu verlieren, das Lichtbratl erst am folgenden Sonntag. Den Montag freilich können sie dazu nehmen, dies ist alter Gebrauch. Es wird daher Montag gewöhnlich eine „Lompartie“ (Landpartie) in unsere schönen Wälder unternommen, wohin es unsere Tuchmacher treibt, selbst wenn die Witterung nicht mehr dazu ladet. Leider zeigt sich diese Liebe zur Natur auch in der Leidenschaft für den Vogelfang (Goggsch)[1]), denn ein Rotkehlchen oder ein Stieglitz musste neben dem Wirkstuhle hängen, um während des langen Winters an den vielgeliebten grünen Wald zu erinnern. —

Im Advent baut sich der Tuchmachermeister die Weihnachtskrippe. Mit kindlicher Freude und sinnigem Verständnisse werden noch jährlich „Krippen“ errichtet, welche die Geburt Christi im Stalle, die Hirten, die

1) Das Wort weiss ich nicht zu erklären.

drei Könige, Bethlehem und viele mittelalterliche Schlösser auf Höhen der Umgebung u. s. w. durch hölzerne Figuren und Pappendeckel zur Darstellung bringen. Je mehr Figuren auf der oft mehrere Meter grossen Fläche, hinter der noch ein gemalter Hintergrund den Blick bis ins Unendliche schweifen lässt, aufgestellt sind, desto mehr Leute pilgern zur Krippe und mehren den Ruhm des Hauses. Manchmal ist auch ein kunstreicher Mechanismus angebracht und gern kriecht der Hausherr hundertmal des Tages unter die das Gestelle verhüllende Decke, um den Mechanismus in Bewegung zu setzen, auf dass alle Personen, Männlein und Weiblein, soviel ihrer angebracht sind, sich rühren und regen, so dass die zuschauenden Kinder aufjauchzen vor Freude.

Am Vorabende des Festes der hl. drei Könige wird nach dem Feierabende der Dreikönigsumzug gehalten. Meister, Meisterin und sämtliche Familienglieder im weitesten Sinne versammeln sich in der Wirkstube. Die Lehrlinge erhalten Glühpfannen, in die sie zeitweilig Weihrauch oder wenigstens Harz, das man in Ameisenhaufen zusammengelesen, streuen. Die Kinder empfangen Behältnisse mit Weihwasser. Es wird das Dreikönigslied angestimmt und man durchzieht das ganze Haus, überall die Räume mit Weihwasser besprengend. Der Meister löscht ob jeder Thür und an jedem Wirkstuhl die Anfangsbuchstaben der hl. drei Könige samt der Jahrzahl aus, um sie für das laufende Jahr zu erneuern. Acht Tage hindurch wird während der Arbeit das Dreikönigslied gesungen.

Ein kleines Fest, wenn auch die Arbeit nicht gerade unterbrochen wurde, bildete das Namensfest des Herrn Meisters und der Frau Meisterin. Gesellen und Lehrlinge, natürlich in der Reihenfolge, wie selbe die Zeit seit dem Eintritte in die Arbeit bedingte, beglückwünschen den Meister oder die Meisterin beim Erscheinen in der Wirkstube. An diesem Tage wurde ein besseres Frühstück, Kaffee und Kugelhupf[1]) verabreicht. Häufig besuchten an Namenstagen die Gehilfen vor der Arbeit die Frühmesse.

Nicht Feste, sondern Unterbrechungen der Arbeit waren die Quatembermessen für die verstorbenen Brüder, wobei auch ein Opfergang stattfand. Zu diesen Messen wurde man durch den Hauptknappen entboten und die Wegbleibenden mussten bei der nächsten Auflage Strafe zahlen.

Versäumnisse der Arbeit waren noch Besuche der Leichenbegängnisse von Mitbrüdern und die Proben der Feuerspritze, wozu ebenfalls eingesagt wurde.

Natürlich wurde der Fasching[2]), die Zeit der allgemeinen Freude, auch von den Tuchknappen ausgenutzt. Im Fasching hielten die Meister Hausbälle, die Knappen „Tischveränderungen“, wozu aber auch Meister geladen wurden, die dann einen Silberthaler dem Altgesellen für die gemeinsame

1) In der bairischen Mundart heisst das Wort Gugelhupf. Die Ableitung von Gugel = Kappe ist bekannt.

2) Die österreichische Form für Fastnacht.

Kasse zu überreichen pflegten. Über die Hausbälle ist wenig zu sagen, die Tischveränderungen waren weit feierlicher. Es fand nämlich vorher eine Mahlzeit statt und der Eintrunk wurde in derselben Weitläufigkeit durchgeführt, wie beim Jahrtage. Mochten die Mädchen, die höchstens der Trinkspruch auf ihre Schönheit interessierte, noch so ungeduldig werden und Botschaft auf Botschaft senden, um an die eigentliche Aufgabe des Abends zu erinnern, so musste doch der letzte Trinkspruch ausgebracht sein, bevor man die Tische wegrückte — daher der Name — und dem Tanzvergnügen sich hingab. Mahl und Eintrunk dauerten gewöhnlich über Mitternacht hinaus.

Hatte man aber einmal zu tanzen begonnen, so genoss man das Vergnügen bis zur Neige. Nicht bloss dauerte der Tanz bis zum lichten Morgen, es wurden auch die zwei folgenden Nächte gewöhnlich durchtanzt. Einiger Schlaf bei Tage und die kräftige Gesundheit des Tuchmachers machten dies möglich. Zu Hause backte ihm die vorsorgliche Meisterin Faschingskrapfen.

Wenn auch kein Festtag, so doch ein Freudentag ist der „krumpe" Mittwoch in der Osterwoche, weil an diesem zum letztenmale bei Licht gearbeitet wird. Der Lehrling muss, sobald Feierabend wird, die brennende Kerze aus der Werkstatt hinaustragen, wobei ihn, der gewissermassen ein Bild des Winters ist, die Gesellen peitschen. Es entspricht dieser Vorgang dem Winteraustragen, wie es hier bei der Landbevölkerung gebräuchlich ist oder dem anderswo vorkommenden Winterauspeitschen.

(Schluss folgt.)

Zur neugriechischen Volkskunde.

Von Dr. **Albert Thumb.**

II. Zur volkstümlichen Mantik der heutigen Griechen.

Den Schleier zu lüften, der über unsere Zukunft ausgebreitet ist, und einen Blick in die geheimen Beschlüsse des Schicksals zu thun, ist ein Wunsch, der dem Menschengeschlecht sozusagen eingeboren ist und dessen Erfüllung der Volksaberglaube auf die verschiedenste Weise zu erreichen sucht. Und gerade diejenigen Gebräuche, die sich auf Erforschung des Schicksals beziehen, dürften wohl am festesten haften. Ertappen wir doch in den gebildeten Kreisen Deutschlands noch immer solche, die Blei in der Neujahrsnacht giessen oder ähnliches üben und sei es auch nur zum

Scherz — immerhin aber ist es noch der allerletzte Rest abergläubischen Brauches.

Uns sollen hier aus dem Kreise volkstümlicher Mantik der heutigen Griechen solche Gebräuche beschäftigen, die zum Mirenglauben in Beziehung stehen.

Nicht bei jedem traf es sich so glücklich, dass seine Angehörigen das *μοίραμα* erlauschten (s. oben S. 126). Über den zukünftigen Beruf des Kindes sucht man auf Ios (Bent 186) dadurch etwas zu erfahren, dass man ihm Schreibfedern, Geld u. a. vorlegt und das von dem Kind zuerst berührte als ein Vorzeichen der *μοῖρα* betrachtet: die Berührung von Federn weist z. B. auf gelehrten Beruf. Der Erwachsene greift zu andern Mitteln, welche die Miren nötigen, einen Blick in die Zukunft zu gestatten. Dazu dienen Traumorakel, von denen ich im folgenden berichten will[1]).

Die äginetischen „Traumorakel" beschränken sich darauf, der neugierigen Jungfrau über ihren Zukünftigen Aufschluss zu geben. Sofern die Miren in Betracht kommen, sind die Gebräuche ein „*κάλεσμα*" oder „*δέσιμο τῆς μοίρας*", d. h. ein Anrufen oder Beschwören[2]) der Mire. Es handelt sich immer nur um eine Mire, d. h. die specielle Mire des einzelnen Menschen, der die Verantwortlichkeit für die Erfüllung des *μοίραμα* obliegt (s. oben S. 125. 130).

Am einfachsten ist jene Form der Beschwörung, welche an keinen bestimmten Tag im Jahr gebunden ist; sie besteht in folgendem: das Mädchen, welches seinen Zukünftigen kennen lernen will, bindet sich ein *χρουσομάντηλο* (ein goldfarbenes Tuch) um, und während sie drei Knoten hinter ihrem Rücken schürzt, spricht sie die geheimnisvollen Worte:

'Στὴ Μόλιβο, 'ςτὴ Κόλυβο[3]),
'Στὴ Τουρλομαρμαροπηγή,
'Εκεῖ εἶν' ἡ μοῖρες τῶ μοιρῶ,
'Εκεῖ εἶνε κ'ἰδική μου.
Ἂν κάθεται νὰ σηκωθῇ,
Κι ἂν ἦν' ὀρθή, νὰ δράμῃ,
Νἄπρθῃ ἀόψε νὰ μοῦ εἰπῇ,
Ποιὸν ἄντρα θελὰ πάρω.

„In Molivo, in Kolivo,
In Turlomarmaropigi,
Dort weilen die Miren alle,
Dort weilet auch die meine;

1) Aus Ägina, sofern nicht anderes angegeben ist. *'Ηρειώτης* hat im zweiten der genannten Programme (S. 11—14) derartige Gebräuche beschrieben.

2) *δέσιμο* (*δέσις*) ist der allgemeine Ausdruck für „Beschwörung".

3) Var. *Κόλοβο*.

Wenn sie nun ruht, so steh' sie auf,
Und wenn sie steht, so lauf' sie,
Mir kund zu thun noch diese Nacht
Den Mann, der mir beschieden."

Nach dieser Beschwörung legt sich die Orakelsuchende sofort zum Schlafe nieder und erwartet, dass sie über den ihr bestimmten Gatten etwas erfahren werde, *„γιὰ νὰ ἰδῇ ὄνειρο ποῦ θὰ φανιστῇ ἡ μοῖρα της, νὰ τῆς εἰπῇ τὸν ἄντρα της ποῦ θὰ πάρῃ"* „dass sie einen Traum haben werde, wo die *Μοῖρα* erscheint, um ihr den Mann zu nennen, den sie bekommen wird".

Von Interesse ist die angewendete Zauberformel. Der Sinn des Ganzen ist klar, nur die phantastischen Ortsnamen sind offenbar Verstümmelungen der ursprünglichen Namen. Die einheimische, d. h. auf Ägina circulierende Erklärung besagt, dass *Μόλιβο* und *Κόλυβο* in Äthiopien liegen, und dass *Τουρλομαρμαροπηγή* an einem dieser Orte der Hauptsitz der Miren sei. Diese volkstümliche Erklärung hat für uns natürlich keinen realen Wert. Einer wirklichen Deutung der merkwürdigen Namen werden wir näher gebracht durch Varianten desselben Spruchs, die wir bei B. Schmidt S. 219 zusammengestellt finden:

I. aus Kephissia (aus Wordworth, nach der Ullrichsschen Fassung bei Passow, Carmina popularia graeca No. 574. b).

Στὸν Ὄλυμπον, 'ςτὸν Κόλυμπον[1]),
Τὰ[2]) *τρία ἄκρα τοὐρανοῦ*
'Οπουὖν'[3]) *αἱ μοῖραι τῶν μοιρῶν,*
Ὦ ἰδιά[4]) *μου μοῖρα,*
Ἄς ἔλθῃ τώρα νά με δγῇ[5]).

Lesarten: 1) *κόλυμβον* schreibt Schmidt: dies widerspricht jedoch den Lautgesetzen des Neugriechischen; die Lautgruppe *μβ* existiert nicht, sondern entweder *μπ* oder *β* mit Ausfall des *μ*, also *κόλυβο*, was zur äginetischen Version passt. 2) *'ςτὰ* richtiger Schmidt. 3) *ὀποῦ αἱ* Wordworth und Schmidt (der jenem folgt). 4) auch von Schmidt acceptiert; Wordworth *ἡδιγιά*. 5) *ἰδῇ* Schmidt. *δγῇ* d. i. *διῇ* ist eine dialektisch verschiedene Form.

Ich lese daher (in der reinen Volkssprache):

Στὸν Ὄλυμπο, 'ςτὸν κόλυμπο,
Στὰ τρία ἄκρα τοὐρανοῦ,
'Οπουὖν'ῇ μοῖρες τῶ μοιρῶ,
Ὦ ἰδιά μου μοῖρα (richtiger vielleicht *κ'ἰδική μου μοῖρα*),
Ἄς ἔλθῃ τώρα νά με διῇ.

„Auf dem Olymp, auf dem Gipfel,
An den drei Enden des Himmels,
Wo die Miren der Miren sind,
Ist auch meine eigene (?),
Sie komme, mich zu sehen."

II. (Heuzey).

Ἀπὸ τὸν Ὄλυμπον, τὸν κόρυμβον,
Τὰ τρία ἄκρα τοῦ οὐρανοῦ,

Ὅπου αἱ Μοῖραι τῶν Μοιρῶν
Καὶ ἡ ἰδική μου Μοῖρα,
Ἂς ἀκούσῃ καὶ ἂς ἔλθῃ.

„Vom O. etc. (wie oben)
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
Sie höre und komme."

Aus der Vergleichung der beiden Texte mit dem von mir oben mitgeteilten ergiebt sich uns zunächst für die zwei ersten Zeilen meiner Version eine leichte Erklärung: **Μόλιβο** ist eine Verstümmelung von **Ὄλυμπον**. Da der Name des alten Olymp dem Gedächtnis entschwunden war (wenigstens für die Ägineten), so ist eine solche Verstümmelung leicht begreiflich; den Weg dieser Umwandlung von **Ὄλυμπος** zu **Μόλυβο** glaube ich bestimmen zu können: was zunächst das *β* statt *μπ* betrifft, so verdankt es vermutlich dem Reim zu **Κόλυβο** (worüber unten) seine Entstehung. Dass man aus ***Ὄλυβο** weiterhin ein **Μόλυβο** machte, erklärt sich aus dem Bedürfnis des Volks, dunkle Namen sich etymologisch zurechtzulegen: **μολύβι** („Blei") war das dem Klang nach zunächstliegende Wort[1]). Endlich wurde der Name auf Ägina femininum, weil man ihn als Ortsbezeichnung auf die gleiche Stufe stellte mit zahlreichen anderen Ortsnamen wie *ἡ Κόρθο* (Korinth), *ἡ Σάμο*, *ἡ Νιό*, *ἡ Πάρο* etc.

Dass *Κόλυβο* mit dem *Κόλυμβον* der Wordworthschen Version identisch sei, habe ich oben bereits gezeigt. B. Schmidt hat ferner darauf hingewiesen, dass **κόλυμβον** für **κόρυμβον** („Gipfel, Spitze") stehe und dass diese Deutung durch das Heuzeysche **κόρυμβον** gesichert sei. Das ursprüngliche Vorhandensein des *ρ* wird auch durch das **Κόροιβος** des Pittakis[2]) bestätigt. Der Übergang des *ρ* in *λ* hat jedoch keinen lautlichen Grund; *ρ* zwischen Vokalen bleibt unverändert; das spontane Übergehen eines intervokalischen *ρ* in *λ* ist mir wenigstens nicht bekannt[3]). Am einfachsten ist es daher, den Ursprung des *λ* in *Κόλυβο* aus einer Anlehnung an *Ὄλυμπον* (bezw. *Μόλυβο*) zu erklären. Dieser Binnenreim schien mir bereits Ursache des *β* in *Μόλυβο*; ein altes *μπ* wird nicht *β*, wohl aber kann altes *μβ* im Neugriechischen durch *β* vertreten sein. Daher muss *Κόλυβο* das *β* von *Μόλυβο*, umgekehrt dieses das *λ* von *Κόλυβο* hervorgerufen haben[4]). *Κόλυβο* wurde weiterhin, weil nicht mehr verständlich,

1) Ich weiss wohl, dass auf Lesbos eine Stadt Molivo liegt, aber ich glaube nicht, dass dieser Name eine direkte Beziehung zu unserm Worte hat.

2) bei B. Schmidt a. a. O.

3) *ρ* wird zu *λ* durch Dissimilation, s. die Beispiele bei Foy, Lautsystem der griech Vulgärspr., p. 88.

4) Zur Vertretung des agr. *μβ*, *νγ*, *νδ* durch *β*, *γ*, *δ* siehe Psichari, *Τὸ ταξεῖδι μου* p. 178 f. Essais de grammaire néo-grecque II p. C. Danach müssten wir *κόρυβο*, bezw

zum Eigennamen und erfuhr in Bezug auf das Geschlecht dieselbe Umbildung wie der erste Name.

Der zweite Vers unserer äginetischen Beschwörungsformel hat ein seltsames Aussehen.

Während sonst in Griechenland der Olymp als Wohnung der Miren gedacht wurde, wie die beiden Versionen I und II zeigen, wusste man davon auf Ägina nichts: daher jene Verstümmelung des ersten Verses. Aber obgleich auch in Ägina die Vorstellung herrscht, dass die Miren „an den Enden der Welt“ hausen (s. oben S. 126), so hat doch der zweite Vers des Spruches

'ϛτὰ τρία ἄκρα τοὐρανοῦ

auf Ägina eine vollständig veränderte Gestalt bekommen. Ich muss gestehen, dass ich mit dem wunderlichen *Τουρλομαρμαροπηγή* wenig anzufangen weiss. Die einzelnen Glieder des Wortes sind verständlich; *Τουρλο-* gehört offenbar zu *τοῦρλα* (oder *τροῦλα*) „Kuppel“, einem gemein-neugr. Worte. Dass es in Ableitungen auch zu Ortsnamen verwendet wird, bezeugt der Name *Τουρλωτή* für einen Hügel, s. *Πασπάτης, Χιακὸν γλωσσάριον* S. 364 (s. v. *τροῦλα*). Wie freilich das dreigliedrige phantastische Wort in unsern Text gekommen ist, weiss ich nicht anzugeben. Ich äussere nur die Vermutung, dass der Name einem Märchen entstamme. Es fehlt mir die Möglichkeit, diesen Punkt weiter zu verfolgen[1]).

Vers 3 und 4 stimmen mit dem Heuzeyschen Text nahezu überein. Die vier letzten Zeilen unseres Spruches sind an die Stelle eines Verses von I und II getreten. Unsere Form ist eine anschauliche Ausmalung der dort nur kurz angedeuteten Situation. Der letzte Vers ist im besonderen der vorliegenden Situation angepasst.

Die weiteren Arten der Mirenbeschwörung beruhen auf demselben Prinzip, wie die eben mitgeteilte, sind aber an bestimmte Zeiten des Jahres geknüpft, so z. B. an den Tag des hl. Theodor. Das orakelsuchende

---

κόλυβο für ein auf gelehrtem Wege eingedrungenes Wort ansehen. Ich sträube mich etwas dagegen, echt volkstümliche Worte wie z. B. *συγυρίζω* so zu erklären. Ich kann mir zwar wohl denken, dass einzelne Wörter durch gelehrten Einfluss ins Volk eindringen (solches geschicht ja in Griechenland fast täglich, cf. z. B. *σύβασι*, *σύβουλος* u. ä.), ich weiss mir aber nicht recht zu erklären, wie solcher Einfluss sich geltend machen konnte, wenn, wie in unserm obigen Fall, offenbar sehr alte Zauberformeln einfach gedächtnismässig und ohne eigentliches Verständnis reproduciert werden. Ich halte daher die Erklärung von Psichari noch nicht für ganz abschliessend, sondern sehe noch eine Möglichkeit als der Untersuchung wert, ob nicht etwa die verschiedene Behandlung von Nasal + agr. Media nach Dialekten verschieden sei und gegenseitige Mischung bezw. Durchkreuzung stattgefunden habe. Zu einer näheren Untersuchung fehlen mir zur Zeit die Materialien.

1) Vgl. auch weiter unten (S. 292) *Μαρμαροχρουσοπηγή*: ob dieses die ursprüngliche Form und das obige daraus verderbt, wage ich nicht zu entscheiden.

Mädchen holt an diesem Tage einige Weizenkörner von den *κόλυβα*[1]), die in der Kirche ausgeteilt werden, und begiebt sich damit um Mitternacht in den Garten oder an einen andern, beim Hause liegenden Platz; die Jungfrau umgürtet sich, nach Osten gekehrt, mit dem oben erwähnten *χρουσομάντηλον* und spricht dreimal, während sie die beiden Enden mit drei Knöpfen hinter ihrem Rücken zusammenbindet, *„σὲ δένω, μοῖρα μου, νἄρϑῃς απόψε 'ς τὸν ὕπνο μου νὰ μοῦ εἰπῇς ποῖο ϑὰ πάρω, καὶ ἂ δὲν ἔρϑῃς. δὲ σὲ λύνω“* „Ich beschwöre dich, meine Mire, dass du heute Nacht im Traum mir erscheinst, um mir zu sagen, welchen (Mann) ich bekommen werde, und wenn du nicht kommst, so gebe ich dich nicht frei“. Hierauf lässt sie das Tuch zur Erde fallen. In den Kreis, der durch dasselbe gebildet wird, sät sie die Weizenkörner und legt eine Sichel daneben. Die Mire ist nun gebannt; sie muss dem Mädchen seinen Willen thun: dieses geht eilends zur Ruhe, *„γιὰ νὰ ἰδῇ ὄνειρο ποῦ ϑὰ φανιστῇ ἡ μοῖρα της νὰ τῆς εἰπῇ τὸν ἄντρα, ποῦ ϑὰ πάρῃ“* (wie oben). Es ist notwendige Voraussetzung zum Gelingen, dass nicht eine andere zugesehen hat und durch die Worte *„σὺ σπέρνεις κ'ἐγὼ νὰ ἰδῶ τὸ ὄνειρο“* „du säest und ich will den Traum haben“ den Erfolg für sich vorwegnimmt.

Auch der Beginn der Fastenzeit ist zu solchem Zauberwerk geeignet: am „reinen Montag“ (*καϑαρὰ δευτέρα*)[2]) kann die Mire ebenfalls in den Kreis des *χρυσομάντηλον* gebannt werden; beim Binden der Knöpfe spricht man folgenden Spruch:

Ἁγία Δευτέρα βγαίνοντας,
Ἁγία Τρίτη μπαίνοντας,
Ἁγία Τετράδ' ἀληϑινή,
Ὅπου σὲ στέλνω νὰ διαβῇς·
Μήτε νὰ φᾷς μήτε νὰ πιῇς,
Μήτε μ' ἄντρα νὰ κοιμηϑῇς,
Τὴ μοῖρα μου νὰ πᾷς νὰ 'βρῇς,
Νἄρϑῃ ἀπόψε νὰ μοῦ εἰπῇ,
Ποιὸν ἄντρα ϑελὰ πάρω.

„Heiliger Montag, wenn du gehst,
Heiliger Dienstag, wenn du kommst,
Heiliger Mittwoch, du fürwahr,
Dorthin, wohin ich dich sende, geh!

1) Ein Brei aus Weizen, Rosinen, Mandeln, Granatäpfelkörnern, Honig und anderen Ingredienzien wird den Abgestorbenen an bestimmten Tagen aufs Grab gestellt, dann an die Teilnehmenden ausgeteilt.

2) Entspricht der Zeit nach unserm Fastnachtmontag; doch schliesst der Fasching (*ἀπόκρεως*) in Griechenland bereits mit dem Sonntag (*„τῆς Τυροφάγου“*). Der Montag darauf (*καϑαρὰ δευτέρα*) ist der erste Tag der in Griechenland streng beobachteten grossen Fasten (*σαρακοστή*), entspricht also der Sache nach dem Aschermittwoch der katholischen Länder. Übrigens unterscheidet sich der „reine Montag“ von den folgenden stillen Tagen durch harmlose Volksvergnügungen.

Esse nicht und trinke nicht,
Schlaf' auch nicht bei einer Maid[1]),
Die Mire such und hole sie:
Sie komme heute und sage mir,
Wer der Mann, dem ich bestimmt bin."

Hierauf erwartet das Mädchen, wie oben, einen Traum.

Der Samstag der letzten Faschingswoche (*σάββατο τῆς Τυροφάγου*) eignet sich zu demselben Zweck. Wenn das Mädchen beim Abendessen die erste Gabel Maccaroni isst, macht sie sich einen Knopf ins Taschentuch und spricht dazu: „*σὲ δένω, μοῖρα μου, ὅποιος εἶνε, κεῖνος ποῦ θὰ πάρω νἄρθῃ ἀπόψε 'ς τὸν ὕπνο μου νὰ μοῦ δώσῃ νερὸ νὰ πίω*" „ich beschwöre dich, meine Mire, wer es ist, den ich (zum Manne) bekommen werde, der möge heute Nacht im Traume kommen, um mir Wasser zum Trinken zu geben". Sie beendet ihre Mahlzeit, ohne Wasser zu trinken, und erwartet nun, wer ihr im Traum Wasser bringen wird, denn der ist ihr Zukünftiger — jedenfalls ein galanter Mann.

Mit dem eben mitgeteilten Orakel hat ein anderes den Hauptzug gemein. Durch die „Salzbretzel" (*ἁρμυροκούλουρο*) kann nämlich ähnliches erreicht werden, wie mit den Maccaroni, nur erfordert die Zubereitung jener Bretzel einige Umstände[2]): am „reinen Montag" holt sich das junge Mädchen aus drei Häusern, deren Bewohner nicht eine zweite Ehe eingegangen sind (*μονοστέφανα σπίτια*), Wasser, Salz und Mehl. Daraus macht sie einen Teig zurecht, wobei vor allem am Salz nicht gespart wird, stellt das verwendete Gefäss auf die Schwelle des Hauses, knetet den Teig mit nach hinten gekehrten Händen und formt ein *κουλοῦρι*, ein „Ringel". An einem Dreiweg (*τρίστρατο*) wird dasselbe gebacken. Diese reichlich gesalzene Bretzel wird vor dem Schlafengehen verzehrt; natürlich stellt sich bald Durst ein, der sich im Traum entsprechend äussert; das Mädchen glaubt, dass der vom Schicksal bestimmte Gatte im Traume erscheinen wird, um den Durst der schmachtenden Geliebten zu stillen. Ganz dieselbe Sitte (an demselben Tage) herrscht in Ioannina, wie in der *Ἑστία* 1892 (I) S. 100 erzählt wird.

Dieser Brauch hat keine unmittelbare Beziehung zu den Miren; dass aber eine solche vorhanden war, zeigt mir eine ganz ähnliche Ausführung desselben Orakels, wie es in den *Νεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα* I S. 335 mitgeteilt wird. Wo das Orakel im Gebrauch ist, wird nicht angegeben; aus der Sprache der sogleich mitzuteilenden Verse schliesse ich auf eine der Inseln im ägäischen Meer. Am Feste der hl. Katharina $\left(\frac{\text{25. November}}{\text{7. Dezember}}\right)$ bitten die Mädchen bei drei zum erstenmale verheirateten Frauen (*μονοστέφανες*) um

1) Gemäss dem grammatischen Geschlecht der deutschen Worte „Montag" etc. habe ich mir in der Übersetzung diese kleine Änderung erlaubt.

2) S. *Ἡρειώτης* S. 14.

drei Handvoll Mehl und Salz und bereiten daraus ein Brot (*πλακοῦντα*), das sie vor dem Schlafengehen verzehren; während sie essen, rufen sie die hl. Katharina mit folgenden Versen an:

Ἅγια μου Κατερίνα μου
Ντετόρου θυγατέρα
Ἄμε 'ς τὴν ἄρουλα[1])
'Σ τὴν χάρουλα[2])
'Σ τὴ Μαρμαροχρουσοπηγή,
Ποῦνε ἡ μοῖρες τῶ μοιρῶ
Καὶ λούγονται καὶ νίβγονται
Κι' ἀσημοκορδονίζονται,
Κι' ἂν κ' ἐμένη[3]) *ἡ 'δική μου*
Κι' ἂν εἶνε ἄξια καὶ καλὴ,
Πές της νἄρχῃ[4]) *νά με βρῇ.*

„Heilige Katharina mein,
Eines Doktors[5]) Tochter,
Geh nach *ἄρουλα* (?)
Und nach *χάρουλα* (?),
Nach Marmorgoldenbrunn,
Dort weilen die Miren alle
Und baden sich und waschen sich
Und schmücken sich mit Silberschmuck;
Wenn dort auch die meine ist
Und wenn sie würdig ist und gut,
Sag ihr, dass sie mich besuche."

Der Schluss des Orakels wie oben: im Schlafe erwartet das Mädchen den wasserbringenden Geliebten.

Bemerkenswert ist die Übereinstimmung von V. 5. 6. 10. 12 mit den oben mitgeteilten Beschwörungsformeln, wodurch zugleich bewiesen wird, dass auch die äginetische Sitte des *ἁρμυροκούλουρο* in die Kategorie der Mirenbeschwörungen gehört. Unklar sind V. 3 und 4. *Μαρμαροχρουσοπηγή* ist ein fingierter Ortsname mit durchsichtiger Etymologie: ob freilich das Wort von Anfang an im Vers gestanden hat, ist eine keineswegs ganz klare Frage (s. oben S. 289).

---

1) etwa *ἄρουρα* mit Dissimilation des zweiten *ρ*?

2) Bedeutung mir nicht bekannt; beide Wörter vielleicht nur Reimspielerei. Auch Griechen, die ich darüber befragte, kannten die Wörter *ἄρουλα* und *χάρουλα* nicht.

3) = *ἐμένα*.

4) = *νἄρθῃ*, d. i. *νὰ ἔλθῃ*. Der Aorist *ἦρχα* (statt *ἦρθα* nach Analogie von *ἔρχομαι*) ist auch sonst bekannt; ich selbst habe ihn auf Ios gehört, Ross bezeugt ihn von Kythnos.

5) *ντέτορας*, it. dottore „Doktor", wie ja auch bei uns Bezeichnung für den „Arzt". Einige Heilige sind als Heilkünstler berühmt.

Eigenartig ist ein Gebrauch am Sylvesterabend (d. i. Vorabend des hl. Basilios): das Mädchen kämmt sich und legt die ausgekämmten Haare samt Kamm und Spiegel unter ihr Kopfkissen; hierauf bindet sie sich ein *χρυσομάντηλον* um und verfährt dann weiter wie in dem zweiten der mitgeteilten Orakel.

Sagengeschichtliche Parallelen aus dem babylonischen Talmud.

Von **S. Singer.**

Wenige Sagenforscher werden wohl imstande sein, den Talmud im Original zu lesen. Allen übrigen hat nun gewiss Dr. August Wünsche mit seiner Übersetzung „Der babylonische Talmud in seinen haggadischen Bestandteilen (Leipzig 1886—89)“ einen unschätzbaren Dienst geleistet. Leider hat er es versäumt, seinem Werke ein Register beizugeben. Wenn ich im folgenden einige Zusammenstellungen biete, so mache ich durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit, erlaube mir vielmehr nur für die Fachgenossen einiges, was mir bei der Lektüre aufgefallen ist, zusammenzustellen:

1. Bugge, „Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen“ (übers. von O. Brenner S. 47 ff.) legt, von einer Bemerkung K. Hofmanns (Germania II, 48) ausgehend, grosses Gewicht auf die Übereinstimmung der Erzählung der „Toledoth Jeschu“ von dem Tode Christi an einem Kohlstengel mit dem Tode Baldrs. Die Übereinstimmung ist allerdings eine sehr grosse, der Fehler ist nur, dass sich die jüdische Erzählung nicht über das 13. Jahrhundert zurück verfolgen lässt. Ohne etwas Bestimmtes behaupten zu wollen, will ich hier nur zeigen, dass sie sich sehr wohl als selbständig aus jüdischen oder internationalen Sagenmotiven entstanden denken lässt und zwar: a) nach Hrabanus Maurus, contra Judaeos, erzählen die Juden, dass Jesus in einem Kohlgarten begraben worden sei. Das ist wohl als Ausgangspunkt anzunehmen; b) Wünsche II 1, 76 wird von einem Krautstengel berichtet, der so hoch war, dass man daran mit einer Leiter auf- und absteigen musste; c) internationales Märchenmotiv von den Tieren und auch leblosen Gegenständen, die sich weigern, einem Menschen, der ihnen früher wohlgethan hat, auf Befehl eines andern etwas Übles zuzufügen (s. Gonzenbach, Sicilian. Märchen No. 13, Anm. von R. Köhler; Cosquin, Contes populaires de Lorraine II, 239 ff.). Auch ein Baum weigert sich etwa, den Betreffenden aufzuspiessen (Pitré, Fiabe novelle e racconti popolari siciliane No. 18).

Bei dieser Gelegenheit will ich denn gleich das Übrige, was mir an Berührungen der „Toledoth Jeschu“ mit abendländischer Litteratur aufgefallen ist, notieren. Dabei ist die Recension Wagenseils in seinen „Tela ignea Satanae“ (Altdorfi Noricorum 1681) und die Huldrichs, Historia Jeschuae Nazareni (Lugd. Bat. 1705) auseinanderzuhalten (s. Rösch, theolog. Stud. u. Krit. 1873, S. 83 ff.).

Bei Huldrich ist die zwischen Joseph Pandera und Mirjam spielende Geschichte vernünftig und zusammenhängend, bei Wagenseil dagegen ist sie recht unsinnig: Mirjam ist mit dem ehrbaren und gottesfürchtigen Jüngling Jochanan verlobt, was aber folgt, hat eigentlich nur Sinn, wenn man annimmt, dass sie mit ihm verheiratet ist. Joseph Pandera nämlich, der sich in Liebe zu ihr verzehrt, schleicht immer um ihr Haus, bis er endlich an einem Sabbathabend — man muss annehmen, dass es schon ganz finster gewesen sei — sie vor der Thüre ihres Hauses sitzend trifft, mit ihr in die Kammer geht, und sie dort, ohne ein Wort zu reden, beschläft, was sie sich gefallen lässt, da sie ihn für Jochanan hält. Er verlässt sie, ohne sein Schweigen gebrochen zu haben, kommt aber, von böser Lust getrieben, in der Mitte der Nacht ein zweites Mal. Der erstaunten und erschreckten Mirjam, die ihn fragt, was das zu bedeuten habe, giebt er wieder keine Antwort. Nach drei Monaten merkt Jochanan, dass sie schwanger sei und geht zu seinem Lehrer Simon, sich bei ihm Rats zu erholen. Dieser meint, der Übelthäter werde sein Beginnen gewiss noch wiederholen, dann solle ihm Jochanan auflauern und ihn bei Gericht verklagen. Dieser thut aber nichts dergleichen, sondern flieht nach Babylon. Man sieht, dass die beiden Züge: das Wiederkommen des Ehebrechers, sowie der Rat des weisen Simon für die Ökonomie dieser Erzählung gänzlich überflüssig sind. Wir haben hier vielmehr den Typus einer bekannten Novelle vor uns, der nur durch Hineintragen von Zügen der wirklichen Joseph- und Mariasage alteriert wurde: derjenige, der das zweite Mal wiederkommt, ist der Ehemann, und an der Frage der Frau erkennt er, dass er betrogen worden ist, den Rat des weisen Freundes aber befolgt er. Im grossen und ganzen ist das ja auch die Geschichte des Plautinischen Amphitruo und des lakedämonischen Königs Aristo (Herodot VI, 68 ff.); genau aber stimmt Boccaccios Novelle vom Langobardenkönig Agilulf, deren Quelle noch unbekannt ist. Sie kann mit der hier besprochenen Erzählung recht nahe verwandt gewesen sein.

Wenn bei Wagenseil Jesus angiebt, seine Mutter habe ihn durch den Scheitel empfangen, so ist dies ebenso wie die muhamedanische Tradition, wo dies dadurch geschah, dass Gabriel sie anhauchte, wo ihr Hemd sich an den Hals schloss — nichts anderes als die verwandelte christliche Auffassung der Empfängnis durch das Ohr. Wenn ihn aber Huldrich aus der

Stirn seiner Mutter geboren werden lässt, so muss man wohl an die Geburt der Minerva aus dem Haupte des Zeus denken.

Dass eine Königin, namens Helena, zu Jesus' Zeit in Palästina herrscht, mit ihm verwandt und ihm freundlich gesinnt ist, mag zur Aufklärung des Anachronismus beitragen, mittels welches die hl. Helena in unserem Spielmannsgedichte Orendel als Christi Zeitgenossin erscheint und ihm den hl. Rock wirkt. Über Helena v. Adiabene s. Massmann, Kaiserchron. III, 848. [vgl. jetzt Heinzel, über das Gedicht vom König Orendel Seite 12.]

Wagenseil erzählt, nach seinem Tode sei Jesus' Leichnam durch die Strassen geschleift worden und ihm dadurch das Haar vom Kopfe abgegangen. Um dem Herrn nun gleich zu sein, hätten seine Jünger ihr Haar geschoren und daher käme die Tonsur der Mönche. Anders gewendet ist die Geschichte bei Huldrich: dort wird Jesu das Haar geschoren und mit einem Wasser begossen, welches das Nachwachsen verhindert, um ihn als unehelich geboren zu bezeichnen; er habe dann auf den Rat des Johannes an seinen Jüngern dasselbe gethan, und dies sei der Ursprung der Taufe. Von anderen, ferner liegenden Parallelen absehend, will ich hier nur auf die bekannte Erzählung vom Herzog Adelgêr in der Kaiserchronik verweisen.

Zum Talmud zurückkehrend, kann ich für das wenige, was er von Jesus erzählt, auf Rösch a. a. O. 77 ff. verweisen. Wenn Hrabanus Maurus a. a. O. berichtet, die Juden erklärten den Geruch, den man oftmals des Sommers in den Frühstunden wahrnehme, als von den Qualen herrührend, die Jesus in der Hölle erduldet, so ist auf Wünsche II 1, 160 zu verweisen, wo Jesus in der Hölle in siedendem Kote gemartert wird.

Weniger bekannt sind andere Sagen, in denen der Name Jesus' nicht erscheint. Wie nach der Ansicht einiger Mythologen in gewissen Legenden die Heiligen nur an die Stelle der alten Götter getreten sind, so nimmt etwa der fromme Rabbi Chanina ben Teradjon Jesus' Stelle ein. Wünsche II 3, 114 heisst es „Ein Weib ging umher, um Staub unter den Füssen Chaninas zu sammeln. Er sagte zu ihr „wenn es hilft, geh und thu es" — das ist vielleicht eine Kontrafaktur der Salbung durch Maria Magdalena. Ib. 340 wird von der Marterung Chaninas durch die Römer berichtet. Er soll verbrannt werden, und damit die Qual länger dauert, wird ihm ein nasser Lappen aufs Herz gelegt. Da sprach der Scharfrichter zu ihm: „Rabbi, wirst du mich, wenn ich die Flamme vergrössere und den wollenen Lappen entferne, in die künftige Welt bringen?" Chanina schwört es ihm zu. Der Scharfrichter thut, wie er gesagt, und springt dann selbst in die Flamme. Eine Stimme vom Himmel ertönt: „Rabbi Chanina ben Teradjon und sein Scharfrichter sind beide für das Leben der künftigen Welt bestimmt". — Die Ähnlichkeit mit Jesus letzten Stunden ist wohl nicht zufällig.

Auch die bekannte Kindheitserzählung (Ev. Thom. graece A Kap. 6—8. 14. 15. Pseudo-Matth. 30. 31. 38. 39. Evang. Arab. 48—50) findet sich, aber ohne Nennung des Namens I, 155: „Die Rabbiner sagten: Es sind jetzt Kinder in das Lehrhaus gekommen und haben Dinge gesagt, die selbst zu Josua ben Nuns Zeiten nicht gesagt worden sind: Aleph-Beth heisst ....“ u. s. w. bis zum Schlusse des Alphabeths.

Die in dem Rätselwettkampf zwischen Josua ben Chananja und den griechischen Weisen erscheinende Frage und Antwort: „Wenn das Salz übelriechend wird, wodurch soll man es salzen?“ „Durch die Nachgeburt eines Maultiers.“ „Hat denn ein Maultier eine Nachgeburt?“ „Wird denn das Salz übelriechend?“ — hat man richtig als Parodie auf die Bergpredigt aufgefasst. Auch sonst ist dieser Rätselkampf interessant, weil er in Form und Inhalt Parallelen bietet zu dem, was Uhland, Schriften 3, 213 ff., „Lieder von unmöglichen Dingen“ nennt. „Wo ist der Mittelpunkt der Welt?“ „Hier.“ „Wieso?“ „Bringt Siebe und messet!“ (vgl. Grimm, Kinder- und Hausmärchen No. 152 und Anm.) „Bring uns den Brunnen von der Wiese herein!“ „Dreht mir Stricke aus Kleie, so will ich ihn damit bringen.“ „Nähe diese zerbrochenen Mühlsteine zusammen.“ „Dreht mir Zwirn aus den Steinsplittern, so will ich sie damit zusammennähen!“ (M. Kremnitz, Rumänische Märchen S. 11, Uhland a. a. O. 336, Anm. 263, Volkslieder No. 4 B, 10, Grimm a. a. O. No. 129). „Womit mäht man eine Ebene, auf der Messer wachsen?“ „Mit Eselshörnern.“ „Hat denn ein Esel Hörner?“ „Giebt es denn eine Ebene mit Messern?“ (vgl. Walahfrid Strabo, „Cornutos acquirat equos“ bei Uhland a. a. O. 319 Anm. 170). Die Erzählung endlich, wie ihm die Aufgabe gestellt wird, ein Haus zwischen Himmel und Erde zu bauen; er erhebt sich nun durch Zauber in die Lüfte und heisst die Gegner ihm die Baumaterialien hinaufreichen; da sie es nicht können, hat er gewonnen — findet sich wieder in 1001 Nacht (Nacht 561—68, Habicht XIII, 86). Die Einkleidung: ein Gast kommt sich mit den Wirten im Rätselwettkampf zu messen, wobei sein Leben zu Pfande steht, gemahnt an bekannte nordische Typen.

2. Zimmer hat (Zeitschr. f. d. A. XXXIII, 127ff. 258ff.) die irischen Quellen aufgedeckt, auf welche die Brandanerzählungen des Mittelalters zurückgehen und hat dann diese irischen Quellen selbst wieder (a. a. O. 324ff.) als aus thatsächlichen Erlebnissen irischer Fischer, von heidnischer Zeit her zurückgebliebenen Vorstellungen, endlich aus klassischen Reminiscenzen entstanden, erklärt. Daneben werden wir aber doch auch wohl mit dem Christentum eingeführte orientalische Bestandteile anzunehmen haben.

II 2, 179. 3, 212 finden wir die Einleitung der zweiten Brandansagengruppe: Ein Schüler hört von seinem Lehrer von 30 Quadratellen grossen Edelsteinen, ungläubig spottet er darüber. Kurz darauf macht er

eine Seereise, da trifft er Engel, welche Edelsteine dieser Grösse sägen. Reuig kehrt er zurück zum Lehrer, dieser aber verwandelt ihn durch einen Zornesblick in einen Knochenhaufen.

II 2, 171 finden wir den Jasconius: Rabba bar bar Chana erzählt: „Wir fuhren einmal in einem Schiffe und sahen einen Fisch, auf dessen Rücken Sand lag und es waren Binsen darauf gewachsen. Wir glaubten, es wäre trockenes Land, stiegen hinauf, buken und kochten auf ihm. Als ihn das heiss machte, wandte er sich um, und wenn nicht das Schiff in unserer Nähe gewesen wäre, so wären wir untergesunken.“ Andere Parallelen bei Schröder S. Brandan S. 40, Zimmer a. a. O. 181, De Goeje in De Gids 1889, S. 281 ff. Zu vergleichen ist auch die Stute des serbischen Lügenmärchens, die zwei Tage lang und bis Mittag breit ist und auf deren Rücken Weiden wachsen (Uhland a. a. O. 235).

II 3, 113. bietet eine Parallele zur Geschichte von Judas: Am Sabbath steigt kein Rauch vom Grabe des Sünders, denn am Sabbath feiert auch die Hölle; vergl. auch II 2, 174. 3, 284.

Beiläufig will ich hier zwei weitere Episoden des Brandan besprechen. Das eine Mal kommt Brandan in einen herrlichen Palast, als aber einer aus seinem Gefolge einen kostbaren Gegenstand aus demselben mitnehmen will, wird er vom Teufel getötet. Die celtischen Quellen dieser Erzählung hat Zimmer a. a. O. nachgewiesen. Eine Parallele bietet die Erzählung von Gerbert, der mit seinem Diener in eine unterirdische Schatzkammer kommt, da dieser aber ein Messerchen daraus entwendet, erlischt der die Schatzkammer erleuchtende Karfunkel und sie finden mit Mühe den Ausweg (Comparetti, Virgil im Ma. 259 ff.). In anderen Versionen kommt der Übelthäter wirklich bei seinem Unternehmen elend um (Massmann, Kaiserchronik III, 450).

Ein anderes Mal kommt er auf eine Insel, die von Vögeln bewohnt wird, welche sich als Engel zu erkennen geben, die sich im Kampfe zwischen Gott und Lucifer neutral gehalten haben. A. Graff hat diese neutralen Engel im Giornale storico della lett. ital. 9, 5 ff. noch im Huon d'Auvergne und in Dantes Inferno III. nachgewiesen, zu welchen beiden Belegen er später in seiner Naturgeschichte des Teufels S. 30 den Parzival, allerdings auf eine etwas confuse Weise — wenn nicht die herzlich schlechte Übersetzung, die ich in Ermangelung des Originals benutzen muss, daran schuld ist — hinzufügt. Wenn er aber dieselbe Vorstellung S. 407 bei Origines findet, so ist es mir trotz eifrigen Suchens nicht gelungen, etwas Entsprechendes bei diesem zu entdecken. Hingegen findet sie sich bei Jans Enenkel:

Sumlîch gedâchten in ir muot,
swer under in daz pest tuot,
dâ schull wir bî belîben.
wer mac uns dann vertrîben?

di selben wâren zwîflær,
dâ von wâren si unmær
dem vil hôch gelobten got,
dâ von sô litens grôzen spot.
. . . .
wan sie sint ouch verstôzen
von andern ir genôzen.

(Einschub in der Arolsener Christherrechronik.)

Diese sind es, welche in die Besessenen „zwischen Fleisch und Haut“ fahren. Auf die Stelle im Parzival 471, 15 (revocirt 798, 11 ff.) geht Wartburgkrieg 115 zurück. Zu erinnern ist etwa daran, dass die irischen Elfen Engel sind, die mit Lucifer gesündigt haben, doch nicht so arg wie dieser und darum von Gottes Angesichte verbannt sind (Grimm, irische Elfenmärchen S. XIII. XX. LXII. 20). [auch in deutschen Sagen siehe Seeber, Ztschr. f. d. Phil. XXIV, 32 ff. Lütolf, Sagen aus den Fünf Orten 50. 473.]

3. Der Talmud kennt einen eigentlichen Fall der Engel freilich nicht, wohl aber eine Episode bei der Weltschöpfung, welche der Auffassung des Falles durch den Koran, die Vita Adæ etc., nahe steht. Wünsche II 3, 63 spricht sich eine Schar der Engel über die Absicht Gottes, den Menschen zu schaffen, im Hinblick auf dessen künftigen Fall, tadelnd aus. Zur Strafe werden sie von Gott verbrannt, ebenso ergeht es einer zweiten Schar, eine dritte, die sich dem Willen Gottes beugt, wird verschont.

Gott erscheint in Gestalt eines alten Mannes dem zum Sterben bestimmten I, 371. II 3, 184. 4, 53 — erinnert an nordische Óđinsagen.

Gespräche Gottes mit der Gerechtigkeit I, 136. II 3, 290 — vergl. Weilen, d. ägypt. Joseph 8 anm., woselbst Litteratur.

Cantica allegorisch ausgedeutet I, 396.

II 3, 120 wird die Ansicht aufgestellt, der Baum der Erkenntnis sei ein Feigenbaum gewesen (andere nennen daselbst den Weinstock und den Weizenhalm). Im Abendlande gilt er gewöhnlich als Apfelbaum, doch nennt Gottfried v. Strassburg (Massmann 450, 30) die Feige. Eine andere Ausschmückung des biblischen Berichts vom Sündenfall, wonach Gott dem Adam gleich bei der Erschaffung herrliches Gewand gegeben habe, welches ihm erst nach der Übertretung des Gebotes entfallen sei (Lassbergs Liedersal Nr. 95, 73, Keller, altd. Erzähl. 13, 36. 20, 3), geht nicht auf talmudische, sondern auf mohammedanische Tradition (Weil, bibl. Legenden der Muselmänner S. 27) zurück.

Streit zwischen Leib und Seele II, 3, 150.

I, 456. Choni liest Psalm 126, 1: „Als der Ewige die Gefangenschaft Zions wendete, da waren wir gleich Träumenden.“ Er sprach: „Ist es denn möglich, dass ein Mensch 70 Jahre im Traume sei?“ Darauf schläft

er ein, durch ein grosses Felsstück den Augen der Welt entzogen, und schläft 70 Jahre. Als er erwacht, sind alle seine Zeitgenossen gestorben, keiner erkennt ihn mehr und er wünscht sich den Tod — dazu die Sagen von der Relativität der Zeit (W. Hertz, Deutsche Sage im Elsass 263ff.).

II 4, 161. Um das Vorhaben des R. Simeon zu befördern, fährt ein Teufel in die Tochter des Kaisers und verlässt sie wieder auf die Beschwörung desselben, wodurch dieser vom Kaiser alles erlangt, was er will — vergl. L. Bechstein, Deutsches Märchenbuch S. 270 u. a. m.

I 135. „Einem Manne war sein Weib gestorben und hatte ihm einen Säugling hinterlassen, er besass aber nicht so viel, um einer Amme Lohn zu geben. Da geschah ihm jedoch ein Wunder, es thaten sich ihm seine Brüste auf, gleich den zwei Brüsten eines Weibes, und er säugte seinen Sohn" — die Tegeaten erzählten von Ares, wie er aus der Brust einer gestorbenen Mutter dem durstenden Kinde Nahrung gespendet habe (E. Curtius, Abh. d. Berlin. Akad. 1890, p. 1150).

I 375 Zettel vom Himmel. Vergl. Wackernagel, Litteraturgesch. 2. Aufl. § 78, 41. Nic. v. Basel S. 338.

II 2, 116. Herodes lässt die Leiche seiner Geliebten, Mariamne, einbalsamieren und beschläft dieselbe durch sieben Jahre — vergl. Deutsche Volksbücher (Bibl. d. litt. Ver. 185) S. XVIII.

II 1, 280. Der eiserne Sarg des Joseph schwimmt auf dem Wasser — schwimmende metallene Reliquien AA. SS. 1. Febr. 106.

I, 163 Edelstein im Magen eines Fisches gefunden.

II 3. 27. Schwert im Bette zwischen einem Mann und der Frau eines andern — Nibelungen, Tristan, Märchen.

II 4, 167 Alexandersage. Der Augapfel, der in andern Sagen ein Stein ist, erinnert an die Näpfchensteine mit augenähnlichen Vertiefungen, welche in Palästina gefunden werden und die H. Guthe (Zeitschrift des deutschen Palästinavereins XIII, 123ff.) mit dem Stein mit 7 Augen (Sacharja 3, 9) vergleicht. Eine Erwähnung einer Alexandersage bei einem abendländischen Schriftsteller des 9. Jahrh. s. Dümmler, Abh. der Berl. Akad. 1890, p. 939, woselbst die Chazaren mit Gog und Magog identifiziert werden.

II 3, 326. Antoninus spricht zu Rabbi: „Die Grossen Roms quälen mich." Da führte ihn R. in einen Garten und riss täglich einen Rettich von einem Beete vor ihm aus — vergl. Livius I, 54. Die darauf erzählte Correspondenz zwischen den genannten durch Zusendung von Pflanzen erinnert an die zwischen Darius und Alexander.

II 3, 278. Prokrustesbett in Sodom, Urteil des Schemjaka.

II 3, 239. Jemand erkennt durch besonders scharfsinnige Combination an den Spuren, die ein Kamel hinter sich gelassen hat, dass dieses auf einem Auge blind gewesen sein und zwei Schläuche getragen haben müsse, deren einer mit Wein, der andere mit Öl gefüllt war, endlich, dass zwei

Männer, ein Israelit und ein Heide, es geführt hätten — vergl. jetzt diese Ztschr. II, 120 ff.

I, 41. Jemand belauscht das Gespräch zweier Geister und gewinnt dadurch grossen Reichtum, ebenso gelingt es ihm im darauf folgenden Jahre, im dritten Jahre aber erklären die Geister einander, schweigen zu wollen, weil er mittlerweile das Geheimnis seinem Weibe verraten hat, und sie dadurch erfahren haben, dass sie nicht ungestört sind — vergl. Cosquin, contes populaires de Lorraine Nr. VII.

I, 448. II 3, 274. Ein frommer Mann wird als Gesandter mit einer Kiste voll Kostbarkeiten zum Kaiser geschickt. Die Leute in der Herberge, in der er übernachtet, stehlen dieselben und legen Erde an ihre Stelle. Als er sie aber zum Kaiser bringt, zeigt es sich, dass die Erde, in die Luft geworfen, sich in Schwerter verwandelt, so dass der Kaiser alle seine Feinde damit bezwingt. Als jene falschen Wirtsleute nun hören, dass dem Gesandten ihrer Erde halber so viele Ehre angethan worden sei, reissen sie alle ihre Häuser ein und bringen die Erde dem Kaiser. Da sich aber an derselben keine Wunderkraft zeigt, werden sie als Betrüger umgebracht — vergl. Cosquin Nr. X, XX, XLIX, LXXI.

II 1, 163. „Es war nämlich gebräuchlich, dass bei der Geburt eines Knaben ein Cederbäumchen und bei der Geburt eines Mädchens ein Kieferbäumchen gepflanzt wurde“ — vergl. Cosquin Nr. V.

II 1, 130. Ein Mann lebt von seinem Weibe getrennt; sie veranlasst ihn, sie zu beschlafen, indem sie sich als Buhlerin verstellt, und giebt sich ihm erst zu erkennen, als er sich aus Reue über seine That töten will — vergl. Ende gut, alles gut.

II 1, 341. Ein Götzenbild Jerobeams wird durch einen Magnet zwischen Himmel und Erde schwebend erhalten — ebenso das Sonnenbild im ägyptischen Serapeion, vgl. Burckhard, d. Zeit Constantins d. Gr. 196, woselbst richtig die Erzählung vom Sarge Mohammeds herangezogen wird.

II 1, 188. Sowie die Ansichten in betreff der Speisen verschieden sind, so sind auch die Ansichten in betreff der Weiber verschieden. Dem einen fällt eine Fliege in den Becher, er schüttet ihn aus und trinkt nicht, der andere nimmt die Fliege heraus und trinkt, der dritte trinkt die Fliege mit — dies kursiert vielfach heutzutage als Anekdote, aber ohne Nutzanwendung auf das Verhältnis zu den Weibern, als Antwort auf die Frage nach dem Unterschied zwischen dem Engländer, dem Deutschen und dem Russen.

4. Einiges hier Einschlägige habe ich in meinem Aufsatze über: „Salomosagen in Deutschland“ (Zeitschr. f. d. Alt. 35, 177 ff.) zusammengestellt. Man erlaube mir hier einige Nachträge zu diesem Aufsatze anzuschliessen.

S. 179. Eine nicht unwichtige Form der Moroltsage bieten zwei Münchener Handschriften, deren Inhalt W. Meyer in seiner Abhandlung

über die Geschichte des Kreuzholzes vor Christus (Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss. XVI, 103ff.) mitteilt: Als Adam stirbt, legt ein Engel einen Kern des Baumes der Erkenntnis in seinen Mund. Daraus wächst ein Baum, unter dem Salomo Gericht zu halten pflegt. Die Sibylle mit den Gänsefüssen kommt und betet den Baum an. Beim Abschied bittet sie Salomo, ihr seinen Halbbruder väterlicherseits, einen Zwerg, mitzugeben. Dieser trägt nun dem Bruder auf, die Königin wegen des Grundes ihres Benehmens auszuforschen. Darauf die übliche Sibyllenprophezeiung.

S. 183. Zu der Litteratur über den Schamir ist noch Baring-Gould, Curious myths of the middle ages 386ff. hinzuzufügen.

S. 184. Die Stelle im Wigamur ist nicht für unsere Sage beizuziehen, vielmehr ist a. a. O. nach einer mir von Heinzel freundlichst mitgeteilten einleuchtenden Besserung *alder* statt *adler* zu lesen, wodurch jede einschneidende Änderung überflüssig wird.

S. 186. Die Leichen der HH. Florian, Stanislaus, Bacchus durch überfliegende Adler vor den wilden Tieren geschützt (AASS. IV. Mai 465. VII Mai 202. 231. VII. Oktober 838. 867. 869).

Bern.

Das Schneeschuhlaufen in Norwegen.

Von **Konrad Maurer**.

Unter dem Titel: „Norsk Idræt, ved Laurentius Urdahl. Illustreret af A. Bloch“ hat ein Werk in Christiania, bei Alb. Cammermeyer zu erscheinen begonnen (1891), welches die in Norwegen üblichen Arten des Sport zu behandeln bestimmt ist; man verzeihe den Gebrauch des fremden Wortes, für welches ein entsprechendes deutsches nicht zu Gebot steht. Nach dem kurzen Vorworte sollen behandelt werden: der Schneeschuhlauf und Schlittschuhlauf, das Fahren, Traben und Wettreiten, das Büchsenschiessen, die Jagd und Fischerei, das Segeln, Rudern und Schwimmen, die Touristerei (wieder ein Fremdwort!), das Ballschlagen, Wettlaufen, Turnen und die Radfahrerei. Nur zum Teil, wie man sieht, handelt es sich dabei um altvolkstümliche Übungen, und nur insoweit gehört das auf etwa 10 Hefte zu 60 Öre berechnete Werk dem Bereiche dieser Zeitschrift an. Da aber, wie billig, gerade derartige Übungen an die Spitze des Ganzen gestellt sind, mag immerhin auch die „Volkskunde“ das schön ausgestattete Unternehmen beachten.

In den mir vorliegenden vier Heften wird zunächst der Schneeschuhlauf (Skisport) in sechs Aufsätzen behandelt, von welchen der erste

(S. 7—11) einen Auszug aus Dr. Fridtjof Nansens Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte dieser Übung bringt, der zweite (S. 12—17) aber, vom Premierlieutenant K. J. Nandrup bearbeitet, die Schneeschuhläufertruppen des norwegischen Heeres bespricht. Zwei weitere Aufsätze sind dem Schlittschuhlaufen gewidmet (S. 41—50), worauf dann noch zwei Aufsätze über das Schlittenfahren und ein solcher über den Trabsport folgen. Ich will hier nur, nach ein paar vorgängigen Worten über das Schlittschuhlaufen, den Schneelauf besprechen, diesen aber allerdings eingehender, als dies in dem genannten Werke geschehen ist.

Die ältesten Schlittschuhe bestanden im Norden wie anderwärts aus Tierknochen. Wie man anderwärts in Pfahlbauten zu solchem Gebrauche hergerichtete Knochen gefunden hat, so besitzt auch die Sammlung nordischer Altertümer in Christiania ähnliche Fundstücke aus uralter Zeit, und auch die Geschichtsquellen gedenken der „ísleggir“, d. h. Eisknochen, wenn auch nur sehr selten. Als K. Eysteinn Magnússon seine Vorzüge mit denen seines Bruders, Sigurðr Jórsalafari, verglich, rühmte er unter anderm von sich: „ek kunna ok á ísleggjum, svá at engan vissa ek þann, er þat kepti við mik, en þú kunnir þat eigi heldr en naut“ (Heimskr.. Kap. 25, F. M. S., VII, S. 120; fehlt in der Morkinsk. S. 186). Noch bis in die neueste Zeit herunter dauert der Gebrauch von Knochen, sei es nun von Pferden, Rindern oder Schafen, in Norwegen sowohl als auf Island (vgl. Íslenzkar Gátur, þulur og Skemtanir, S. 85—87), ganz wie derselbe auch bei uns noch stattfindet, hier wie dort freilich nur noch als Spiel von Knaben; mit einem Stachelstocke, broddastafr, oder auch mit zweien, schiebt man sich dabei voran, und scheinen die modernen Schlittschuhe, in deren Benutzung die Nordleute jetzt ungewöhnliche Fertigkeit entwickeln, erst von Holland oder England aus eingeführt worden zu sein. Ihre Bezeichnung, Skøiter, will auf das holländische Schuit zurückgeführt werden (Dansk Ordbog VI S. 390; Molbech, Dansk Ordbog II, S. 836); aber das holländische Wort bedeutet ein kleines Schiff, während die Schlittschuhe holländisch Schaats heissen, was zum englischen skate und allenfalls auch zum norwegischen Worte stimmt, von dem deutschen Schlittschuh oder Schrittschuh aber weit abliegt.

Weit grösseres Interesse bietet aber der Schneeschuhlauf, welcher schon in den Quellen der älteren Zeit eine erhebliche Rolle spielt und bis in die Gegenwart herunter eine specifisch nationale Kunstfertigkeit geblieben ist. Über ihn waren schon früher tüchtige Arbeiten vorhanden. von denen zwei hier genannt sein mögen, nämlich einmal der auf die geschichtliche Entwickelung des Schneelaufes bezügliche Abschnitt von Fridtjof Nansens bekanntem Reisewerke „Paa Ski over Grønland“ (Christiania 1890) S. 72—127, sodann aber die, vorwiegend vom militärischen Standpunkte aus gearbeitete Schrift O. Wergelands, „Skiløbningen, dens Historie og Krigsanvendelse“ (Christiania 1865). Beide

Arbeiten sind für die beiden ersten Abschnitte unseres Sammelwerkes reichlich benutzt worden; auf beide stützen sich meistenteils auch die folgenden Ausführungen.

Man bedient sich in Norwegen zweier verschiedenen Geräte zum Gehen oder Laufen über den Schnee. Einmal nämlich kommt in Betracht die *truge* oder *tryge*, welche als *þrúga* auch auf Island und als *truga* oder *trjoga* auch in Schweden in Gebrauch ist, d. h. der auch bei uns übliche Schneereif, also eine runde oder viereckige Holztafel oder ein ebensolches Flechtwerk, welches unter die Füsse gebunden wird, um über tiefen Schnee leichter wegzukommen, und welches allenfalls auch bei Pferden angewendet wird. Beim Schneereif ist es nur darauf abgesehen, die Last des Menschen oder des Tieres über eine grössere Fläche zu verteilen; im übrigen aber geht man mit ihm wesentlich ebenso wie mit blossem Schuh, d. h. schrittweise und stapfend. Sodann aber kommt der eigentliche Schneeschuh in Betracht, welcher unter zwiefacher Bezeichnung auftritt, einmal nämlich als das *ski*, dialektisch das *skid* oder die *skida*, dem *skíd* der Isländer und dem *skid* oder *snöskid* der Schweden entsprechend; sodann aber als die *onder* oder *aandr*, d. h. die *öndurr* der altnordischen Quellen. Man braucht beide Ausdrücke bald als gleichbedeutende, und dies scheint in der älteren Zeit die Regel gewesen zu sein, bald aber so, dass man unter der onder einen auf der Unterseite mit Pelz belegten, unter dem ski aber einen unbelegten Schneeschuh versteht (so Nansen S. 85; aber auch schon Sveinbjörn Egilsson unter Berufung auf G. Schöning und P. A. Munch, Saml. Afhandl. I S. 185—86), oder dass man als onder den kürzeren Schneeschuh bezeichnet, welchen man vielfach an dem einen Fusse trägt, während der andere auf einem längeren, dem ski, ruht (Ivar Aasen). Im einzelnen sind die norwegischen Schneeschuhe sehr verschieden gestaltet, insbesondere bald länger bald kürzer, bald breiter bald schmäler; manchmal auf der Unterseite mit dünnen Stahlplatten beschlagen, um besser zu gleiten, anderemale mit Pelz oder Leder besetzt, um festeren Halt zu geben; manchmal auch mit Rändern oder auch mit einer Hohlkehle auf der Unterseite versehen. Der Regel nach sind sie ungefähr 8 Fuss lang und 3—4 Zoll breit; aus Holz gefertigt, sind sie vorn, und nicht selten auch hinten etwas aufwärts gekrümmt, auf der Unterseite aber flach und glatt; in der Mitte haben sie ein Band, unter welches der Mann seine Fussspitze einschiebt, und allenfalls noch ein zweites, welches ihm von dem Zehenbande aus um den Absatz herumläuft. Man geht aber auf den Schneeschuhen nicht, indem man den Fuss hebt, sondern man gleitet auf ihnen wie auf Schlittschuhen, nur dass die Füsse dabei nicht wie bei den letzteren seitwärts ausfahren, sondern parallel miteinander und stets möglichst nahe aneinander vorbeigeführt werden. Nur bei dem Aufstieg auf einen steilen Berg wird diese Art der Bewegung etwas modificiert, indem man die Schneeschuhe solchenfalls in einen Winkel zu einander bringen und dabei stets den

hinteren mit seinem hinteren Ende über das hintere Ende des vorderen bringen muss; gerade um dieses zu erleichtern, empfiehlt sich der Gebrauch von Schneeschuhen ungleicher Länge. In der Hand führt man dabei zumeist einen Bergstock, oder auch deren zwei; für ihn galt früher die Bezeichnung *geisl* oder *geisli*, während er heutzutage *skidstav* genannt wird. Neuerdings wird übrigens dessen Gebrauch vielfach unnötig befunden. Auf der Ebene geht die Fahrt sehr hurtig, wenn anders der Schnee von günstiger Beschaffenheit ist, und bergabwärts vollends geht sie blitzschnell, ohne dass man für mehr als für die Steuerung und die Erhaltung des Gleichgewichts zu sorgen hat; bergaufwärts geht es allerdings mühsamer, indem die Höhe entweder in Windungen erstiegen oder seitwärts Stufe für Stufe erklommen, oder endlich in der vorhin geschilderten Weise gerade aufwärts gegangen werden muss, was indessen nur für kürzere Strecken und bei nicht allzu langen Schneeschuhen möglich ist. Nicht günstig für den Gebrauch der Schneeschuhe ist natürlich der nasse Schnee, weil er sich leicht einhängt und klumpt; nicht günstig ist auch neuer, oder allzu feiner und staubartiger Schnee, wie er bei starker Kälte zu fallen pflegt, weil er den Lauf nicht recht gleiten lässt. Möglichst glatt und einigermassen fest soll vielmehr der Schnee sein, und dies ist er, wenn er bei nicht allzu kaltem Wetter gefallen und dann etwas in sich zusammengesessen ist; überdies soll dann noch eine leichte Decke von Reif oder weichem Schnee sich darauf gelegt haben, damit nicht übermässige Glätte dem Schneeschuh den festen Einsatz benimmt und ihn schwer regierlich macht. Was sich aber von guten Läufern auf guter Bahn ausrichten lässt, zeigt das Ergebnis eines im Jahre 1884 in Jokksmokk in Norrbotten veranstalteten Wettlaufes: Die Bahn von 220 Kilometer Länge wurde von dem Sieger, einem Lappen, in 21 Stunden 22 Minuten zurückgelegt, und selbst der letzte unter den sechs Bewerbern brauchte nur um 46 Minuten mehr! (Nansen S. 124).

In Norwegen war die Kunst des Schneeschuhlaufens schon in sehr früher Zeit üblich, und hat dafür schon O. Wergeland, und neuerdings, von G. Storm freundlichst unterstützt, Fr. Nansen zahlreiche Belege erbracht. In der jüngeren Edda wird von der Riesentochter Skađi, der Frau des Gottes Njörđr und später Óđins, gesagt, dass sie viel „á skíđum“ fahre und darum „öndurguđ“ oder „öndurdís“ heisse (Gylfag. Kap. 23 S. 94); in der That bezeichnet sie Eyvindr skáldaspillir in seinem Háleygjatal als öndurdís (Ynglinga s. Kap. 9), und Bragi skáld nennt ihren Vater, Þjassi, öndurdísar fađir (Skáldskaparm. Kap. 23 S. 318). Andererseits wird auch der Gott Ullr als „skíđfærr“ (Gylfag. Kap. 31 S. 102) und „öndur-Áss“ bezeichnet (Skáldskaparm. Kap. 14 S. 266) und „skíđ“ wie „öndurr“ werden gelegentlich zu „kenníngar“ für Schiff oder Schwerdt verwendet. Auch die Völundarkv. Str. 4 und 8 erwähnt des Schneeschuhlaufes, und ebenso eine Strophe der Ketils s. hængs, Kap. 3 S. 120; in dem „Fundinn Noregr“ über-

schriebenen Stücke aber wird erzählt (Flbk. I. § 176 S. 219), wie Norr auf „gótt skíđfæri“ wartet, um seine Reise anzutreten. Schon aus diesen mythischen Zeugnissen geht hervor, dass der Schneeschuhlauf in Norwegen bereits im 10. Jahrhundert üblich war, und die Berichte der geschichtlichen Quellen bestätigen diese Thatsache vollkommen. Die Eigla, Kap. 18 S. 50—51 und Kap. 71 S. 260 (ed. Finnur Jónsson) spricht wiederholt von norwegischen Schneeschuhläufern; die Heimskr. Ólafs s. helga, Kap. 20 S. 230 rühmt von Einarr þambarskelfir: „skíđfœrr var hann hverjum manni betr“, — sie nennt ferner den Schweden Arnljótr gellini als einen ausgezeichneten Schneeschuhläufer (Kap. 151 S. 406—7) und erwähnt auch sonst der Schneeschuhe in Schweden (Kap. 96 S. 314), während nach dem Rauđulfs þ., Kap. 2 S. 337, in Norwegen gleichzeitig Kolbjörn Árnason sich seiner Kunst in der „skíđaferđ“ rühmt. Zu den acht Künsten, deren K. Haraldr harđráđi sich mächtig nennt, gehört auch das „skríđa á skíđum“ (Morkinsk. S. 15) und zu seiner Zeit lebte auch Hemíngr Áslåksson, der beste Skiläufer (Flbk. III, § 56 S. 405 und 408—9), von welchem in Norwegen und in Schweden, auf den Færöern und auf Island soviele Volkslieder gesungen wurden. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts rühmt sich K. Eysteinn Magnússon in dem bereits erwähnten Wettstreit mit seinem Bruder Sigurđr seiner Kunst „á skíđum“ (Heimskr. Sigurđar s. Jórsalaf. Kap. 25 S. 682), und wieder etwas später sagt Rögnvaldr jarl von den Orkneys, seine neun Künste aufzählend, gleich K. Harald: „skríđa kann ek á skíđum“ (Orkneyínga s. Kap. 61 S. 95). Für das 13. Jahrhundert bezeugt eine klassische Stelle des Königsspiegels § 9 S. 20 (ed. Christ.) den Gebrauch der Schneeschuhe, zumal auch bei der Renntierjagd, und das gemeine Landrecht, Landsleigub. § 60 verbietet im Interesse der im losen Schnee hilflosen Tiere die Jagd auf Elentiere den Leuten „er á skíđum renna.“

Die Belege für den Gebrauch der Schneeschuhe in Norwegen aus späterer Zeit liessen sich mit geringer Mühe noch häufen, und in der That wird sich noch Gelegenheit bieten, einige weitere von einem anderen Gesichtspunkte aus zu besprechen. Hier darf von dergleichen abgesehen werden; um so entschiedener ist aber die sehr beachtenswerte Thatsache zu betonen, dass unter allen germanischen Ländern eben nur Norwegen und Schweden diesen Gebrauch kennen. In Dänemark wusste man nie etwas von Schneeschuhen; denn was Saxo X S. 329—31 (ed. Holder) von K. Haraldr blátönn und Pálnatóki erzählt, d. h. dieselbe Geschichte, welche anderwärts von K. Haraldr harđráđi und dem oben schon erwähnten Hemíngr berichtet wird, ist unzweifelhaft norwegischen Ursprunges, wie dies bei Nansen, S. 86, sehr richtig bemerkt wird. Sehr charakteristisch ist aber, dass derselbe Saxo, III, S. 81—2, dem Ollerus nacherzählt, „illum adeo præstigiorum usu calluisse, ut ad traiicienda maria osse, quod diris carminibus obsignavisset, nauigii loco uteretur, nec eo segnius quam remigio

preiecta aquarum obstacula superaret". Mit Recht wird aus dieser Angabe geschlossen (Nansen a. a. O.), dass Ullr in Dänemark nicht der Gott des Schneeschuhlaufes, sondern des Schlittschuhlaufes gewesen sei, und erst in Norwegen jene erstere Bedeutung erlangt habe. Auffälliger ist, dass auch auf Island und in Grönland meines Wissens in der älteren Zeit nie von Schneeschuhen die Rede ist, obwohl man diese von Norwegen her sehr wohl kannte. Allerdings werden solche in Rechtsformeln erwähnt (Kgsbk. § 115 S. 206; Stađarhlsbk. §. 388 S. 406—7; Heiđarvíga s. Kap. 33 S. 381 bis 82; Grettla Kap. 73 S. 165), indem die Tryggdamál den Versöhnten die Haltung des Friedens auferlegen „hvar sem þeir hittaz, á lande eđa lege, skipi eđa á skíđi, í hafe eđa á hestsbake", und den Friedbrecher soweit geächtet wissen wollen als „Fiđr skríđr, fúra vex, valr flýgr várlangan dag". Aber diese Formeln sind sichtlich norwegischen, nicht isländischen Ursprungs, und erst hinterher in einzelne isländische Rechtsbücher aufgenommen und in einzelne isländische Sagen eingeschaltet worden, wogegen ich aus dem erzählenden Teile dieser letzteren nicht einen einzigen Beleg für den Gebrauch von Schneeschuhen auf Island beizubringen vermöchte. Auch in der späteren Zeit kommen diese dort nur ganz vereinzelt vor (vgl. Íslenzkar Gátur u. s. w. II S. 83—85). Es mag dahingestellt bleiben, ob síra Magnús Ólafsson, dessen Äusserungen über die Schneeschuhe Stephanius in seinen „Notae uberiores" zum Saxo, S. 126, anführt, unter den „nostrates", welche diese gebrauchen, Isländer versteht, zumal da er unmittelbar darauf diesen Gebrauch den „veteres Norvagi" beilegt. Gewiss ist dagegen, dass der Rektor Jón Þorkelsson in einem Berichte, welchen er zu der im Jahre 1748 erschienenen dänischen Übersetzung von Andersons „Nachrichten von Island" beisteuerte, ausdrücklich bemerkt, dass zwar der Gebrauch der Schneereife auf Island allgemein üblich sei, dagegen der Gebrauch von Schneeschuhen kaum vorkomme ausser im Fnjóskadale im Nordland. Ganz ähnlich äussert sich Eggert Ólafsson in seiner Reisebeschreibung, und zwar mit dem Beifügen, dass zumal ein Pfarrer Þorgrímr im Fnjóskadale und dessen Sohn Jón zu Háls die Kunst des Schneeschuhlaufes gekannt und geübt habe; ich bemerke dazu, dass Þorgrímr Jónsson in den Jahren 1712—39, und sein Sohn, Jón Þorgrímsson, in den Jahren 1739 bis 1795 Pfarrer zu Háls im Fnjóskadale war, und dass der vorhin genannte Magnús Ólafsson in den Jahren 1622—36 die Pfarrei Laufás in demselben Thale inne hatte (vergl. Sveinn Níelsson, Prestatal, S. 189 und 191—192). Auch dem Eggert Ólafsson selbst († 1768) wurde grosse Fertigkeit im Schneeschuhlaufe nachgerühmt; etwas später aber ist es ein Unterassistent Buch beim Handel in Húsavík, welcher sich der Kunst mächtig erweist, und welcher sodann von der Regierung angewiesen wird, gegen Zusicherung einer Belohnung in ihr Unterricht zu erteilen (1780). Erst durch ihn, einen geborenen Dänen (Jón Espolin, Árbækur, XI, Kap. 46, S. 53), wurde der Schneeschuhlauf auf Island weiter verbreitet, zunächst

in der þingeyjarsýsla, dann aber noch weiter herum, zumal im Nordlande und im Ostlande als den schneereichsten Teilen der Insel. Man sieht, auf Island ist die „skíđaferđ“ keine von Alters her überkommene Kunstfertigkeit. Wenn in isländischen wie in norwegischen Werken die Sache zumeist so aufgefasst wird, als ob sie auch dort ursprünglich heimisch gewesen und erst später abgekommen wäre, so ist dies ein Irrtum, welcher sich nur darauf stützt, dass nicht gehörig zwischen den auf Island und den auf Norwegen bezüglichen Angaben der älteren Quellen unterschieden wird; sehr deutlich lässt sich dagegen erkennen, dass das spätere allmähliche Aufkommen der Kunst in einzelnen Gegenden des Landes auf deren Einführung vom Auslande her beruht, sei es nun, dass einzelne Handelsleute, oder auch einzelne gelehrt gebildete Männer sie von Norwegen, oder auch von Kopenhagen aus dahin mitbrachten, wo ja immer eine grössere Zahl junger Nordleute zu studieren pflegte. Durch ihre Lehre und ihr Beispiel, hin und wieder auch durch hilfreiches Eingreifen der Regierung gefördert, erlangte nur sehr allmählich das Schneeschuhlaufen auf Island das geringe Mass der Verbreitung, welches es jetzt dorten zeigt; wie fremd aber die ganze Sache eigentlich den Isländern ist, zeigt sich schon daraus, dass die Bezeichnung „öndrur“ auf den Vestmannaeyjar für etwas ganz anderes, aber eben so fremdes, nämlich für die Stelzen, gebraucht wird (Íslenzkar gátur, II, S. 85). — Wie erklärt sich nun dieses Fehlen des Schneeschuhlaufens auf Island? Offenbar nicht aus der Verschiedenheit des Klimas und der Beschaffenheit des Landes, denn diese könnte höchstens etwa für den Süden und Westen der Insel dessen Aufgeben begreiflich machen, unmöglich aber für das kältere und schneereichere Nord- und Ostland, wie sich schon aus der raschen Einbürgerung seiner Übung in diesen Gegenden während der neueren Zeit ergiebt. Eher möchte man annehmen, dass zu der Zeit, in welcher die Einwanderung auf Island erfolgte, die skíđaferđ auch in Norwegen, oder doch in den Teilen von Norwegen, aus welchen die Einwanderer vorzugsweise kamen, noch nicht allgemein in Übung war, und dafür dürfte noch Folgendes sprechen.

G. Storm hat bereits (bei Nansen, S. 83) mit aller Bestimmtheit den Satz ausgesprochen, dass die Kunst des Schneeschuhlaufens den Norwegern sowohl als den Schweden von den Lappen oder Finnen her zugekommen sei, welchen sie, wie allen Polarvölkern der alten Welt, seit unvordenklichen Zeiten bekannt gewesen war. Schon um die Mitte des 6. Jahrhunderts nennt Prokop, Gothenkrieg II. Kap. 15 in Skandinavien das wilde Volk der Σκριδίφινοι als ein lediglich von der Jagd lebendes, und erwähnt Jordanes, Getica III. Kap. 21 das Volk der Screrefennae ebenda, von welchem er sagt, dass es sich nur von Wild und Vogeleiern nähre. Etwas später nennt der Geograph von Ravenna die Sirdifeni oder Scirdifrini, und im 8. Jahrhundert bemerkt Paulus Diakonus, Hist. Langob. I. Kap. 5 von den Scritobini: „Hi a saliendo iuxta linguam barbaram ethimologiam

ducunt. Saltibus enim utentes arte quadam ligno incurvo ad arcus similitudinem feras adsecuntur." Scridefinnas nennt K. Aelfred in seiner Übersetzung des Orosius dasselbe Volk am Ende des 9. Jahrhunderts, und um das Jahr 1070 erwähnt es Meister Adam, IV. Kap. 31, unter dem Namen der Scritefingi, mit der Bemerkung: „qui etiam feras praevolant suo cursu per altissimas nives." Um das Jahr 1200 endlich bespricht Saxo Grammaticus, Praef. S. 8 die Scricfinni als eine „gens inusitatis assueta uehiculis", indem er zugleich ihrer eigentümlichen Art, bergaufwärts zu laufen, gedenkt; an einer spätern Stelle, V, S. 165, sagt er von den Finnen: „Pandis trabibus uecti, conferta niuibus iuga percurrunt", und an der schon angeführten, von Pálnatóki handelnden Stelle, X, S. 330, bezeichnet er den Schneeschuhlauf als eine Kunst, „qua Finnii niuales saltus peragrant." Nun bezeichnet das Zeitwort „skríđa" nicht nur das Dahingleiten einer Schlange oder eines Schiffes, sondern auch das des Schneeschuhläufers, und es ist somit klar, dass jener Name den Lappen von den Nordleuten nur in Anbetracht ihrer Fertigkeit in dieser Kunst beigelegt worden sein konnte; in der That hat denn auch schon K. Zeuss (Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 684) den Namen der Skridefinnen ganz richtig von dem „skríđa" abgeleitet, wenn er auch durch die Übersetzung von „skíđ" mit „Kletterschuh" ungenügende Kenntnis des Schneeschuhlaufens verrät, und haben auch R. Keyser, Samlede Afhandl., S. 135, P. A. Munch, Det norske Folks Historie, I, 1, S. 90 und G. Storm (bei Nansen, S. 83) dieselbe Ableitung des Namens vertreten. So ist denn auch in den nordischen Quellen oft genug von dem Skilauf der Finnen oder Lappen die Rede. Die oben angeführte isländisch-norwegische Rechtsformel sagt: „Fiđr skríđr", und bezeichnet damit die skíđaferđ als etwas ganz specifisch Finnisches. Ebendahin deuten die bereits erwähnten Stellen des Saxo und Meister Adams, welcher aus dänischen Quellen schöpfte und doch wohl auch schon die gleichfalls mitgeteilten Worte des Paulus Diakonus. In dem Stücke „Hversú Noregr bygđiz" heisst es (Flbk. I, S. 21) von den Qvænen, dass sie opferten „til þess at snjófa gerđi ok væri skíđfæri gótt; þat er ár þeirra", und in der Historia Norwegiæ, S. 83, wird von den Finnen, d. h. Lappen gesagt, dass sie „levigatis asseribus pedibus subfixis (quod instrumentum ondros appellant)" „per condensa nivium ac deuexa montium — — ave velocius transferuntur", wobei übrigens zu beachten kommt, dass nach V. Thomsen (Über den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen, übersetzt von Sievers, S. 130) das Wort andri, öndurr ein ursprünglich germanisches, von den Finnen erst hinterher aufgenommenes sein soll. Gunnhildr Özurardóttir rühmt (Heimskr. Haralds s. hárf., Kap. 34) ihren beiden Finnen nach: þeir kunna ok svá vel á skíđum, at ekki má forđast þá, hvárki menn nè dyr", und noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts sind es die Lappen, welche vorzugsweise Schneeschuhe liefern, wie sich aus dem Sprichworte schliessen lässt: „snæliga snuggir, sveinar, kváđu

Finnar, áttu andra fala" (Heimskr. Magnúss s. Berf., Kap. 8). Ja noch in weit späterer Zeit bespricht der schwedische Erzbischof Olaus Magnus an zahlreichen Stellen seines Werkes: „De gentium septentrionalium variis conditionibus statibusue" die Kunst des Schneelaufes als eine besonders den Finnen eigene, was er auch durch zahlreiche, freilich herzlich schlechte, Holzschnitte erläutert (z. B. I, Kap. 4, S. 8—9; IV, Kap. 3, S. 124, und cap. 12, S. 135; ich citiere nach der Baseler Ausgabe von 1567), und selbst Stephanius bezeugt in den „Notae uberiores", welche er seiner Ausgabe des Saxo beigab, S. 126, dass die Finnen noch zu seiner Zeit († 1650) die Anfertigung der Schneeschuhe ganz besonders gut verstünden. Nach allem dem könnte man allenfalls die Vermuthung wagen, dass der Schneeschuhlauf in Norwegen erst nach der Zeit, in welcher Island besiedelt wurde, allgemeinere Verbreitung gefunden haben möge.

Zum Schlusse bleibt noch eine interessante Frage zu beantworten übrig, die Frage nämlich, wieweit etwa die Schneeschuhläuferei im Norden zu öffentlichen Zwecken benutzt werde oder doch benutzt worden sei? Von G. Storm wurde (bei Nansen, S. 87) bereits darauf aufmerksam gemacht, dass zu Anfang des 16. Jahrhunderts Briefe durch Schneeschuhläufer über Dovrefjeld und weiter nordwärts befördert wurden, falls der Zustand der Wege deren Beförderung zu Pferd nicht gestattete; aus den Jahren 1525 und 1535 liegen hierfür urkundliche Belege vor (Diplom. Norveg., VII, Nr. 612, S. 649, und XII, Nr. 558, S. 687). Auch im Kriege kamen die Schneeschuhe schon frühzeitig gelegentlich zur Verwendung. Wir erfahren, wie K. Sverrir im Jahre 1200 vor der Schlacht bei Osló den Páll belti mit seinen Uppländern beauftragte, zu ihren „skíð ok skíðfæri" zu greifen, um auf die Höhen über dem Bauernheere zu laufen, und dessen Stärke festzustellen, was denn auch mit gutem Erfolge geschah (Sverris s. Kap. 163, in den FMS. VIII, S. 400). Wir hören ferner, wie Hreiðarr sendimaðr, von K. Sverrir auf dem Schlossberge zu Túnsberg belagert, einen Boten auf Schneeschuhen ausschickt, um in Hamarr von K. Íngi sich Hilfe zu erbitten (ebenda Kap. 177, S. 437). Es wird uns auch erzählt, dass ein paar Jahre später der junge Hákon Hákonarson, als es galt, ihn vor den Verfolgungen der Baglar zu retten, einmal zwei tüchtigen Schneeschuhläufern zur Weiterbeförderung anvertraut wurde, weil sich das übrige Gefolge durch die gewaltigen Schneemassen nicht rasch genug durcharbeiten konnte (Hákonar s. gamla, Kap. 3, in den F. M. S. IX, S. 233—34). Aber dem gegenüber fällt auf, dass der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschriebene Königsspiegel zwar, wie bereits bemerkt, eine sehr anschauliche Beschreibung der skíðaferð und ihrer Verwendung bei der Jagd bietet (§ 9, S. 10), und zwar mit dem vollen Bewusstsein, damit eine ausschliesslich nordische Kunstfertigkeit zu schildern, dass er aber von deren Verwerthung zu kriegerischen Zwecken nicht das Mindeste zu berichten weiss. So sorgfältig die Quelle auch die

körperlichen Übungen, die Waffenführung zu Fuss und zu Pferde, zu Land und zur See, dann auch zum Angriff auf Burgen und zu deren Vertheidigung bespricht (§ 37—39, S. 84—91), so erwähnt sie dabei doch mit keinem Worte der Schneeschuhe als eines zur kriegerischen Ausrüstung gehörigen Gerätes, oder des Schneeschuhlaufes als einer bei Kriegsleuten üblichen oder für sie nützlichen Übung. Ebensowenig nennt der Útgerdarbálkr der GþL., § 295—315, und der Útfararbálkr der FrþL. VII, der Landvarnarbálkr des gemeinen Landrechtes, III, und des gemeinen Stadtrechtes, oder endlich die Hirđskrá, die Schneeschuhe unter den vorschriftsmässigen Gegenständen der kriegerischen Ausrüstung, welche sie doch sämtlich aufzählen. Endlich hat auch O. Wergeland bereits bemerkt, dass in den Geschichtsquellen bis in vergleichsweise späte Zeit herab von einer Benutzung des Schneeschuhlaufes zu eigentlich militärischen Operationen keine Spur zu finden ist. Zu Rekognoscierungen oder zum Überbringen von Nachrichten sehen wir zwar Schneeschuhläufer gelegentlich verwendet, wie die oben angeführten Beispiele zeigen; aber weder zu Umgehungen des Feindes, noch auch nur zur rascheren Sammlung zerstreuter Abteilungen oder zur Bewältigung schwieriger Bergübergänge im Winter finden wir die Schneeschuhe jemals verwendet, obwohl die Quellen oft genug von den sehr bedenklichen Schwierigkeiten zu berichten haben, welche die ungeheuren Schneemassen den Bewegungen von Heeren oder Heeresabteilungen in den Weg legten. Erst im Jahre 1644, während der Hannibalsfehde, sehen wir einmal schwedische Bauern aus den Thallanden unter ihrem Kaplan Daniel Buschovius auf Schneeschuhen einen Einfall in Norwegen machen, und dabei die Kirchspiele Jdre und Serna erobern (vergl. Yngvar Nielsens interessanten Aufsatz in der norwegischen Historisk Tidsskrift, III, S. 195—99); von Norwegen aber erfahren wir zunächst noch nichts ähnliches, und selbst ein Wegweiser, welchen eine an sehr verschiedene Zeiten und Orte sich anknüpfende Volkssage fremdes Kriegsvolk, dem er zu dienen gezwungen ist, auf Schneeschuhen voranlaufend, listig dem Verderben entgegenführen lässt (Wergeland, S. 56—57, Nansen, S. 91—92), ist ein Lappe, kein Nordmann. Erst um einige Jahrzehnte später findet sich die erste Spur einer Benutzung der Schneeschuhe zu eigentlich militärischen Zwecken, sofern nach einer mündlichen Sage (Wergeland, S. 65) während der Gyldenlövfehde (1676—79) ein norwegischer Lieutenant im Drontheimischen mit 16 geübten Schneeschuhläufern eine Abteilung schwedischer Dragoner überfallen und übel zugerichtet haben soll. Etwas bestimmter tritt die Verwendung von Schneeschuhläufern aber am Anfang des 18. Jahrhunderts hervor. Im Jahre 1716 sehen wir norwegische Schneeschuhläufer zum Rekognoscieren gebraucht (Wergeland, S. 68 und 70—71), zunächst freilich zwei Finnen, aber hinterher auch zwei Soldaten; ausserdem versuchen jetzt auch schon einzelne, sei es nun Soldaten oder Freiwillige, als Schneeschuhläufer auf

eigene Faust dem Feinde Abbruch zu thun (ebenda, S. 72—73) und auch im Jahre 1718 beteiligen sich ein paar hundert solche an der Verfolgung des Feindes (ebenda, S. 98). Mag sein, dass damals schon ein besonderes kleines Korps von Skiläufern bestand. Ein Reskript vom 11. Dezember 1710 verfügte nämlich die Errichtung einer Kompagnie ausgesuchter Leute, welche mit Feuerröhren bewaffnet, und, wie es scheint, auch mit Schneeschuhen ausgerüstet werden sollten; nur auf sie kann es sich beziehen, wenn ein weiteres Reskript vom 28. Januar 1713 anordnete, dass 100 beurlaubte „Skilöbere" in Österdalen nach Dänemark geschickt werden sollten, wie es scheint, um dort den Vertretern fremder Mächte als etwas Neues gezeigt zu werden (ebenda, S. 105—106). Indessen scheint dieses Korps der Feuerröhrer (Fyrrörer) nach Beendigung des Krieges, im Jahre 1719, wieder aufgelöst worden zu sein, und erst nach wiederholten vergeblichen Anläufen wurde gelegentlich der Ordnung der Landesverteidigung im Jahre 1742 bleibend für die Errichtung von zwei Schneeschuhläufer-Kompagnien bei der Landwehr gesorgt. Durch ein Reskript vom 24. Juni 1747 wurde sogar die Errichtung von sechs Milizkompagnien von solchen angeordnet, und nach dem Kriege von 1759—62 kamen noch vier weitere hinzu, wobei sich die ganze Zahl der zehn Kompagnien auf die östliche Reichshälfte beschränkte. Es ist hier nicht angezeigt, die einzelnen Veränderungen aufzuzählen, welche das militärische Schneeschuhläufertum im Laufe der Zeit durchzumachen hatte; ich erwähne vielmehr nur, dass im Jahre 1774 die anfängliche Verteilung der Skiläuferkompagnien unter die verschiedenen Linienregimenter beseitigt, und aus ihnen ein eigenes Korps mit sechs Kompagnien gebildet wurde, welches auch in demselben Jahre für seine Winterübungen ein eigenes Exerzierreglement erhielt, — dass ferner im Jahre 1781 dieses eigene Korps wieder aufgelöst, und dafür aus je drei Kompagnien je ein Skilöberbataillon gebildet wurde, deren eines man dem ersten drontheimischen, und deren anderes man dem ersten opländischen Infanterieregimente zuteilte. Als später ein eigenes Jägerkorps errichtet wurde, traten die beiden Skilöberbataillone bald in nähere Beziehungen zu diesem; für ihre Sommerübungen wurde das Jägerexerzitium eingeführt (1797 und 1799), während sie für ihre Winterexerzitien ein neues Reglement erhielten (1804), auch ihre Bewaffnung der der Jäger gleich gemacht. Im Jahre 1802 wurde das südliche Skiläuferbataillon, sowie das Linienbataillon von Ullensakar dem Jägerkorps förmlich einverleibt, und auch die Ausbildung der Chargen des nördlichen Bataillons diesem übertragen. Kongsvinger, wohin das Jägerkorps kurz zuvor verlegt worden war (1801), wurde fortan die Centralstation für den Schneeschuhlauf; das ganze „Norske Jägerkorps" bildete sich bald mehr oder weniger zu einer Skiläufertruppe aus, und wurde eine Mustertruppe, welche zumal im Rekognoszierungsdienste der ganzen Reichsgrenze entlang vortrefflich ausgebildet war. Aber freilich konnte

man die Skiläufer nur aus Gegenden rekrutieren, in welchen der Gebrauch der Schneeschuhe üblich war; der Versuch, aus Lerdalen eine neue Kompagnie von solchen zu ziehen, misslang, weil die im übrigen sehr tüchtige Mannschaft das Schneeschuhlaufen nicht verstand, und auch die Abteilungen aus Bergenhus wussten vorkommendenfalls nur Schneereife, nicht aber Schneeschuhe zu gebrauchen (vergl. Wergeland, S. 116). Aber durch die regelmässigen Winterübungen der betreffenden Truppe, welche grösstenteils in kleineren Abteilungen gelegentlich des Kirchganges abgehalten wurden, dann durch die Gewährung von Prämien für die besten Schneeschuhläufer, wurde diese Fertigkeit allmählich in weiteren Kreisen volkstümlich und üblich, wie denn auch die Skiläufertruppe eine ganz besonders populäre wurde, und nie Mangel an Rekruten hatte. Im Kriege von 1808 kam sie zu ernster Verwendung. Während die Schweden, welche keine eigens geübte Schneeschuhläuferabteilungen hatten, nur etwa zum Behufe ihres Aufmarsches, zumal bei ihren nördlichen Regimentern, sich der Schneeschuhe zu bedienen vermochten, konnte man norwegischerseits seine Skiläuferkompagnien mit Erfolg zur Sicherung der eigenen Kantonnierungen und Verbindungslinien, sowie zur Bedrohung der feindlichen benutzen, und selbst bei einzelnen Gefechten fanden diese Gelegenheit sich auszuzeichnen. Dennoch liess man nach Beendigung des Krieges die Skiläufertruppe allmählich wieder verkümmern, worauf der Umstand nicht ohne Einfluss gewesen sein mag, dass sich im Sommerfeldzuge des Jahres 1814 selbstverständlich keine Gelegenheit ergeben konnte, sie als solche zu verwenden. Man reduzierte aus Sparsamkeitsrücksichten die Zahl der Skiläuferkompagnien, verkürzte die Dienstzeit ihrer Mannschaften, und liess nach und nach auch deren Winterexerzitien abkommen; man zog auch die Prämien für den Schneeschuhlauf wieder ein, — die Folge aber war, dass der Aufschwung, welchen dessen Betrieb auch ausserhalb der Armee genommen hatte, rasch wieder nachliess. Im Jahre 1830 wurde zwar die Frage wieder in Anregung gebracht und eifrig diskutiert, ob eigene Skiläufertruppen überhaupt nötig, und ob eigene Winterexerzitien für solche überhaupt erforderlich wären, wobei zugleich auch über die andere Frage verhandelt wurde, ob nicht etwa der Schneeschuhlauf für die ganze Armee mit Vorteil nutzbar gemacht werden sollte; die Verhandlungen blieben aber ohne praktischen Erfolg, und auch Oberstlieutenant Wergelands angeführte Schrift, in welcher mit aller Wärme die Ansicht ausgeführt wird, dass die Schneeschuhläufer für Norwegen „die natürliche Winterreiterei“ seien (vergl. z. B. S. 9, 32, 81, 162, 218), hatte keinen besseren Erfolg. Doch wurde der Schneeschuhlauf seit den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts wieder entschieden populär in Norwegen, und wird jetzt in allen Teilen des Landes eifrig und kunstvoll geübt. Was mittelst desselben geleistet werden kann, hat Fridtjof Nansens erfolgreiche Durchquerung Grönlands auf Schneeschuhen inzwischen glänzend bewiesen.

und mag sein, dass jetzt auch Premierlieutenant Nandrups, auf Wergelands Buch gestützter Aufsatz über die „Skilöberafdelinger", oder doch die hübsche, ihnen beigegebene Illustration eines Überfalles feindlicher Reiterei durch eine Abteilung von Schneeschuhläufern mehr Eindruck macht als jene frühere, eingehendere Schrift.

Der Schneeschuhlauf scheint sich in Folge der in erfreulicher Weise sich mehrenden Beziehungen zu Norwegen in neuester Zeit auch bei uns einbürgern zu wollen. Wie weit dessen militärische Verwendung sich bei uns für den Fall eines Krieges mit unserm östlichen Nachbarn etwa empfehlen würde, überlasse ich Fachleuten zu beurteilen, denen aber unter allen Umständen Wergelands Schrift zum Studium empfohlen sein mag.

München.

Zur Volkskunde des Egerlandes.

Von **Alois John.**

Eine systematische Volkskunde, welche nach wissenschaftlichen Grundsätzen alles Wissen über unser Volk in Buchform zusammenstellt, giebt es für das Egerland zur Zeit nicht. Dagegen haben sich allerlei Ansätze dazu im Laufe der Jahre zusammengefunden, zumeist Aufzeichnungen von Heimatsfreunden; ich selbst habe als Student manche Lieder, Volkslieder, Sagen, Worte der Volksprache gesammelt, ohne sie bisher litterarisch zu verwerten. Unter den Sitten und Gebräuchen des Volkes aufgewachsen, aus einem alten stattlichen Egerländer Bauernhof hervorgegangen, ist mir die ganze Atmosphäre dieses Volkstums, seiner Art, seines Benehmens, seines Glaubens und Aberglaubens, von Kindheit auf vollkommen bekannt, auch der Dialekt noch durchaus geläufig. Zur Kenntnis und allgemeinen Orientierung über das Egerland verweise ich auf mein kleines Buch: Im Gau der Narisker, Schildereien aus dem Egerland (Eger, im Selbstverlag 1888); zur wissenschaftlichen Orientierung auf meine „Litterarischen Berichte aus dem Egerland" (I. 1887, II. 1889, III. 1890), endlich auf das von mir herausgegebene „Litterarische Jahrbuch" für Nordwestböhmen und die deutschen Grenzlande, dessen I. Band 1891 zur Ausgabe gelangt ist und das auch die Volkskunde gebührend berücksichtigt, insbesondere ein Sammelbuch alles Volkswissens für jene Landschaften werden will, das man bisher noch vermisste.

Kein geringerer als Goethe ist es, der zum erstenmal eine Volkskunde des Egerlandes anregte. Bezeichnend dafür ist seine Bekanntschaft

mit dem Magistratsrat Jos. Seb. Grüner in Eger, den er auf seinen Bäderfahrten nach Carlsbad[1]) zum erstenmal am 26. April 1820 kennen lernte.

Grüner war sein Begleiter auf seinen geologischen Ausflügen im Egerland, auf den problematischen Kamerbühl und die kleinen Vulcane. Er musste auch Bericht erstatten über die Egerländer und ihr Volksleben. Gleich bei der ersten Bekanntschaft stellte ihm Goethe Fragen über die Kleidertracht, Sprache und Geschichte des Egerlandes.

„Es ist ein wackeres abgeschlossenes Völkchen", urteilt Goethe. „Ich habe die Egerländer wegen ihrer beibehaltenen Kleidertracht, die ich in früheren Jahren wahrnahm, lieb gewonnen. Sie haben mit den Altenburgern viele Aehnlichkeit." Er ermuntert Grüner zur Vollendung seines Manuskriptes über „Sitten und Gebräuche der Egerländer" und sendet ihm Kronbigls „Sitten und Gebräuche der Altenburger." Als Goethe am 26. August 1827 den St. Vinzenztag in Eger (zugleich Erntedankfest, wozu die Bevölkerung der Umgebung mit Prozession in die Stadt zieht) betrachtete, sagt er: „Es ist ein stämmig robustes Volk von gesundem Aussehen. So viel ich bemerke, haben die Egerländer weisse gesunde Zähne, dunkelbraune Haare, doch wenig Waden." Später auf seinen Ausflügen über Land interessierte sich Goethe auch für den „schönen reingehaltenen Egerländer Viehschlag" und über eine Maschine zum Zügeln der Ochsenhörner, von der ihm Grüner eine nach Weimar schicken musste. Dorthin berichtete auch Grüner über seine Zusätze zu den Egerer Sitten, worauf Goethe das „Egersche Sittengemälde ganz vorzüglich bedeutend und schätzenswert" erklärte mit der Bemerkung: „Versäumen Sie auch das Geringste nicht, denn bei Charakterdarstellungen sind gerade die kleinsten Züge oft die bedeutendsten." Am 19. Juni 1822 notiert Goethe in seinem Tagebuch: „Mit Notiz von Grüner. Dessen Werk über die Sitten des Egerer Volkes mit schönen Zeichnungen", wozu Grüner bemerkt: Er blätterte wohlgefällig in meinem Manuskripte über die Sitten der Egerländer und bezeugte Freude über die kolorierten Zeichnungen. In einem Brief von Marienbad, 19. Juni 1822, heisst es: „Die Lieder der Egerländer habe sämtlich gelesen und finde sie probat."

Am 24. August 1823 notiert Goethe Grüners Abhandlung über die Egerer Trachten, die einen eigenen Abschnitt bildeten. Grüner hatte die älteste und neueste Tracht bildlich zur Vergleichung dargestellt und Goethe billigt es mit den Worten: „Das hat sein Gutes, man kann in der Folge wahrnehmen, ob und inwiefern der Luxus auf sie eingewirkt hat. Es wäre interessant, solche Aufzeichnungen auch von anderen Völkern zu haben."

---

1) Über Grüners Beziehungen zu Goethe vergl.: Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rate Grüner. Leipzig 1853. Über „Goethe in Deutschböhmen" meine gleichnamige Monographie. Eger 1889.

In dieser Weise wechseln Gespräche, Briefe, Tagebuchnotizen, Aufzeichnungen und Beobachtungen. Goethe ist der eigentliche Anreger, der erste, der die Volkskunde des Egerlandes nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenzufassen sucht und Grüner zur Abfassung seiner Schrift ermuntert. Diese Schrift Grüners, unter dem Einflusse und auf Anregung Goethes entstanden, führt den Titel: „Über Sitten und Gebräuche des Egerischen Landvolkes" (ursprünglich Manuskript, nach seinem Tode veröffentlicht) und ist die erste Schrift über die Volkskunde der Egerländer überhaupt. Der Inhalt hat die Überschriften: „Lustbarkeiten und Unterhaltungen des egerischen Landvolks, Nationaltänze, Kleidung der Egerländer, uralte Gebräuche bei einer egerländischen Bauernhochzeit (Leihkauf, Anreden des Prokurators, Einladung zur Hochzeit, der Trauungstag, Tischgebet, Danksagung nach dem Essen, Brautlied zur Nacht („Wir kommen vor des Bräutigams Thür, in Züchten und in Ehren" etc.), hochzeitliche Kleidung. Begräbnisse)."

Dieser bedeutungsvollen Einleitung zu einer Volkskunde des Egerlandes folgten im Laufe der Jahre lose Sammelarbeiten, Aufzeichnungen aller Art, ohne besonderes System, meist in Lokalblättern und Kalendern erschienen; einzelne, das Egerland streifende Aufsätze sind für Westböhmen interessant, in wissenschaftlicher Fassung brachten sie die „Mitteilungen des Vereins der Deutschen in Böhmen" (Prag)[1]).

Es sei in folgendem ein kurzer Überblick über den gegenwärtigen Stand der Volkskunde im Egerlande gegeben mit Berücksichtigungen der bisher nie bekannten Veröffentlichungen und nach meinen eigenen Beobachtungen und Wahrnehmungen.

Im allgemeinen halte ich mich an Karl Weinholds, des Herausgebers dieser Zeitschrift, vortreffliches Schema (Heft 1. Einleitung). Ich möchte aber das folgende noch nicht als eine abschliessende, oder gar wissenschaftlich erschöpfende Arbeit, sondern als vorläufigen Orientierungsbericht über das Volksleben eines kleinen deutschen Gaues betrachtet wissen.

Über die Herkunft und Abstammung der Deutschböhmen und der Egerländer sind mehrere Hypothesen, zum Teil recht diskutierbar, in früheren Jahren aufgetaucht (vergleiche Rassel, Mitteilungen III, 3). Dr. Schlesinger, die Abstammung der Deutschböhmen (Sammlungen des gemeinnützigen Vereins).

1) Insbesondere die Aufsätze von Ant. Aug. Naaff: Das deutsche Volkslied in Böhmen (1882, Heft 4). Agrarische Gebräuche aus der Schönbacher Gegend von J. K. S. (1883, Nr. 2). Das Jahr im Volkslied und Volksbrauch in Deutschböhmen von Ant. Aug. Naaff (1884, 2, 3). Deutschböhm. Dorfweistümer von Dr. Schlesinger (1884, 4). Ausserdem Sagen aus dem südlichen Böhmen von Hübler (1886, 1). Joachimsthaler Christspiele und Ansinglieder von W. K. (1880, 4). Aus dem Sagenbuche der ehemaligen Herrschaft Königswart von Dr. Urban (1879, 1) u. A.

Tracht, Dialekt, Sprache, Dorfanlage wurden mit mehr oder minderem Glück und Geschick ins Treffen geführt. Auch der äussere Typus, die physische Konstitution des Egerländers speciell verführte zu mancherlei unhaltbaren Annahmen. So hielt Urban v. Urbanstädt die Egerländer für Abkömmlinge der Friesen und von Schönwerth die benachbarten Oberpfälzer von der Ostsee stammend. Nach dem Dialekt hat Weinhold (Bairische Grammatik § 2) die Egerländer zu den bajuvarischen Oberpfälzern gestellt.

Das Kapitel über die physische Erscheinung des Volkes ist noch wenig beachtet worden. Etwas besser sind wir über die äusseren Zustände, insbesondere über Tracht und Schmuck, Haus und Hof unterrichtet. Wie in der ganzen Geschichte und Politik Deutschböhmens kommen wir auch hier auf den Unterschied zwischen deutsch und slavisch. Besonders die Egerländer Tracht wollte man als wendisch erklären und mit den eingesprengten Resten derselben (den Hummelbauern südlich von Bayreuth), auch mit den Halloren und den Altenburgern Vergleiche ziehen, freilich wenig überzeugend und in neuester Zeit allseits aufgegeben. Ebenso bei der Hofanlage, die wir als fränkisch[1]) ansprechen müssen, obwohl viele Ortsnamen slavisch sind (die alte regio Slavorum wimmelt davon). Man kennt jetzt genau den Typus der slavischen und deutschen Dorf- und Hofanlage, findet aber im Egerland immer nur das charakteristische deutsche Dorf, wenn auch der Name oft slavisch zu erklären ist. Eine Beschreibung der Egerländer Tracht findet sich bei Seb. Grüner und in Prökls „Eger und Egerland“, in letzterem auch einige Trachtenbilder. In neuester Zeit hat Dr. Habermann sehr hübsch kolorierte Trachtenbilder herausgegeben, die auch seinem Buch: „Aus dem Volksleben des Egerlandes“ (Eger 1886) beigeheftet sind. Die Egerländer Tracht ist jetzt so ziemlich ausgestorben, Goethe erfreute sich noch an ihr; heut benutzt man die sogen. „Huasenantoulères“, den grossen Messingknopf, als Egerländer Specialität zu Broschen, und die kleidsame, hübsche und nette Tracht kann der fremde Gast an den Cafémädchen im Franzensbader Park oder bei Maskenbällen finden. In demselben Buch findet sich auch eine genaue Beschreibung des Egerländer Bauernhofes, mit Abbildungen, Plänen und Massen. Auch über die inneren Zustände des Volkslebens, über Sitten und Bräuche sind wir seit Goethe und Grüner besser unterrichtet. Die Hochzeit, der Leihkauf, die Totenfeier sind wiederholt beschrieben und dargestellt worden, ebenso die Gebräuche im Anschlusse an das Jahr (Weihnachts-, Faschings-, Oster- und Pfingstbräuche im Egerland), alter Ackerglaube und Ackergebräuche bei der Bestellung der Saat im Frühjahr und der herbstlichen Ernte. Eine Art Egerländer Fest- und Bauernkalender hat

1) Vergl. Meitzen: Das deutsche Haus 1882; Rud. Henning: Das deutsche Haus in seiner historischen Entwickelung 1882. Auch verweise ich auf meinen Aufsatz: Dorf und Bauernhof in Deutschland, sonst und jetzt (in der „Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte, herausg. v. Dr. Chr. Meyer. I. Bd., Heft 4).

bisher noch niemand zusammengestellt, Wetterregeln hat Dr. Urban gesammelt. Sehr wenig, fast gar nicht ist man auf die Rechtsanschauungen und Rechtsbräuche eingegangen. Auch ein eigentliches Sagenbuch des Egerlandes fehlt, wie es Eiselt für das Vogtland herausgegeben hat, obwohl uns manche schöne Sage durch Dr. Adam Wolf in Novellenform erhalten blieb. Ein gutes Stück deutscher Mythologie liegt insbesonders in den Sagen vom Ochsenkopf im Fichtelgebirge, und in den Sagen vom Tillenberg; in beiden will man wotanische Spuren [1]) gefunden haben. Abergläubische Bräuche, Zauberformeln und Viehsagen sind meines Wissens nach nicht aufgezeichnet, über Volksmedizin hat Dr. Urban mitgeteilt. Eine der schönsten Kreuzfahrerlegenden des Egerlandes ist an den Namen des alten Geschlechtes der Juncker [2]) geknüpft und im Lied oft gefeiert worden. Sehr gute und tüchtige Beiträge sind seit Prof. Petters ausgezeichneten „Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens" (Prag 1864) in neuester Zeit über den Egerländer Dialekt erschienen. Prof. Neubauer veröffentlichte 1887 (Wien, Carl Gräser): „Altdeutsche Idiotismen der Egerländer Mundart" mit einer kurzen Darstellung der Lautverhältnisse, in welchem wir manchem urwüchsigen Kernwort der Volkssprache begegnen; allerdings haben sich durch die mannigfachen Berührungen auch Fremdwörter eingeschlichen (vergl. desselben Verfassers Aufsatz: Die Fremdwörter im Egerländer Dialekt. Prag 1889), die aber verschwindend klein sind und von dem deutschen Erbgut der Sprache wenig zu verdrängen vermochten. Auch Dr. Oskar Brenners Buch: „Mundarten und Schriftsprache in Bayern" [3]) streift öfter in altverwandte Lande herüber, in die alte Urheimatder Bayern (vgl. Dr. Sepp, Der Bayernstamm). „Egerer Familiennamen" hat Prof. Trölscher (im „Egerer Gymnasialprogramm" 1883) zusammengestellt.

Wir kommen nun auf die poetischen Gattungen unseres von jeher sanges- und liederfreudigen Volkes zu sprechen. Die erste Sammlung Egerländer Volkslieder gab Dr. Adam Wolf im Jahre 1869 heraus, die er aus Volks- und Bauernmund im Jahre 1846 und 1848 gesammelt, als der Volksgesang im Egerland in den Spinnstuben, im Wirtshause, bei Hochzeiten noch recht lebendig war, ebenso die alten Volkstänze (der Dreischlag) mit Dudelsackbegleitung und die raschen Vierzeiler.

Die kleine Sammlung enthält circa 56 Volkslieder epischen und lyrischen Inhalts, auch Weihnachts- und Wallfahrtslieder, Brautlieder, Kinderreime, Neujahrs- und Ansinglieder. Wir finden die meisten derselben, teilweise vermehrt und in korrekterer Fassung, wieder in der Sammlung „Deutsche Volkslieder aus Böhmen", herausgegeben vom

1) Vergleiche Alois John: III. literarischer Jahresbericht S. 28 u. S. 31.
2) Ebenda S. 43.
3) Bayrische Bibliothek (Bamberg 1880, 18 Bd.).

Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag 1888 bis 1891. Kindersprüche und Kinderspiele hat Dr. Urban gesammelt. Ältere Egerländer Dialektdichter, wie Dr. Lorenz („Erzählungen und Geschichten in Egerländer Mundart"), Graf Klemens Zedtwitz, haben in Dünel („Egerländer Dialektgedichte") und Krauss Nachfolger gefunden[1]). Rätsel, Sprüchwörter, Bauernregeln, Sentenzen, Volksmelodieen bringt Dr. Habermann in seinem schon früher erwähnten Buche; Vierzeiler hat besonders Dr. Urban gesammelt, zum Teil auch selbst gedichtet. Sehr interessant und beachtenswert sind die Fest- und Volksspiele in unserem Gau, heute freilich zu verkümmerten Resten herabgesunken (es sind jetzt nur noch Weihnachtsspiele oder Krippenspiele in Eger Sitte, die gut besucht sind. Einige sind auch nach dem Schubertschen Manuskripte veröffentlicht worden). Dass in einer alten deutschen Reichsstadt, wie Eger im Mittelalter gewesen, auch Fastnacht-, Oster- und Passionsspiele stattfanden, geht aus den Aufzeichnungen des Egerer Rats hervor, insbesondere aus den Ausgabebüchern der Stadt, wie sie Prof. Trötscher veröffentlichte. So giebt der Rat 1443 den „goltsmidsgesellen 10 groschen zu trinckgelt von dem vasnachtspiel", 1444 den Schreibern und Steinmetzen 40 groschen von zweyen vasnachtspil, 1449 den schreybern 5 groschen zu trinkgelt, als sie ein spil an der vasnacht vor dem rathaus hetten". Ausser Fastnachtspielen wurden auch geistliche Spiele aufgeführt: „1476 item 20 groschen geben den Schreibern auf der schul von dem Spill an sanct Steffanstag, 1477 item geben den Schulmeistern und den spilleuten von dem Spil in den Osterfeiertagen 22 groschen. 1480 item geben den Spylleuten und Schreibern 30 groschen von dem spyl zu den Weynachts-Heiligentagen, zu vertrinken an aller kyndlein tage." Die wichtigsten Feste und Volksfeste, an denen wohl der ganze Gau in die Stadt strömte, waren die Frohnleichnamsfestspiele. Das litterarhistorisch wichtigste und bedeutendste ist das „Egerer Frohnleichnamsspiel", herausgegeben von Gustav Milchsack (Litterarischer Verein in Stuttgart. 156. Publikation) Tübingen 1881. Das Original wurde von Urban v. Urbanstedt entdeckt und befindet sich jetzt im germanischen Museum zu Nürnberg unter der Bezeichnung „Ludus de creacione mundi nro 7060"[2]). Das Spiel ist für drei Tage eingerichtet, umfasst die heilige Geschichte von der Weltschöpfung bis zu Ostern (mit einem sehr interessanten Schlusssatz) und beschäftigte wohl über 200 Personen.

Wir gewinnen einen sehr intimen Einblick in die Spielweise, in das Scenar, durch reichliche Angaben, es fehlt nicht an echt volkstümlichen

1) Vergleiche „Litterarisches Jahrbuch", herausg. von Alois John, I. Bd., Eger 1891: „Neuere Dialektdichtungen".

2) Vgl. darüber Bartschs ausführliche Beschreibung in Pfeiffers Germania III (1858, Seite 267—297) und „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1859, S. 88 f., S. 130 f. und S. 168 f.

Figuren und Apostrophen an das Publikum, an drastischen Scenen aus dem Leben des Mittelalters; die Sprache ist originell, volkstümlich, ohne in allzu grosse Derbheiten zu verfallen. Angaben über Einteilung des Lokals und Arrangements fehlen, doch werden wir uns dasselbe am Marktplatz, von den auf Tribünen befindlichen Zuschauern umgeben, vorzustellen haben. Der Marktplatz, die Stadt selbst war die Bühne, deren nähere Einrichtungen nicht zu ersehen sind. Dagegen finden sich wieder in den Ausgabebüchern Notizen, die uns über die Schauspieler (Zünfte, Bürger, Schüler der Stadtschule) und das Kostüm einiges verraten. So heisst es 1465: „auff gotsleichnam geben den spilleuten 40 groschen zu vertrincken; item 2 groschen den Rittern; item dem hutel Sneyder 2 groschen für Adams und Evas rock zu pessern, item 3 groschen für rynglein zu dem stern. 1475 4 groschen den „Trumetern und Spilleuten zu trinken, item den reymern und rittern 40 groschen von dem spil zu vertrinken." Auch im XVI. Jahrhundert setzen sich diese Spiele aus der hl. Schrift fort, wie uns Kriegelsteins Chronik belehrt: 1537 das spil vom verlornen Sohn, 1538 Susanna und Judith, 1543 Jacob und seine Söhne, 1549 die Historia vom Propheten, 1585 das gespiel von der Rebecca; allerdings fehlten auch weltliche Einlagen nicht, so: 1545 das spil oswaldi, 1550 der reiche Mann, 1557 Ritter Galieni, 1629 Andreas, der ungarische König, mit seinem getreuen Statthalter Bauchano u. s. f. Diese weltlichen und öffentlichen Volksspiele gingen im XVII. Jahrhundert in die Räume der Stadtschule über, wo sie unter der Leitung der Jesuiten reichlich Allegorie und Symbolik annahmen. Dr. Georg Schmidt hat seinerzeit auf derartige Spielzettel Egerer Jesuitendramen aufmerksam gemacht und auch einige Titel angegeben („Apollo im Chore der Musen erquickt den Kriegsgott Äneas; Faustus, ein adeliger Engelländer (1739), Garindus des wider ihn von seinen Missgönnern geschmiedeten Unglücks der allermildeste Rächer (1752), der mit Gift erloschene Blutdurst Dyonisii, Wüterichs von Sizilien etc. etc. Einer persönlichen Mitteilung des Herrn Baron Juncker in Breslau verdanke ich auch die Notiz, dass diese Spiele, auch die Frohnleichnamsspiele, noch im XVII. Jahrhundert in Eger gebräuchlich waren. So wurde bei Paul Junkher gegeben: Die Comedia mit der von Abraham verstossenen Hagar nebst ihrem Sohne Ismael, ferner Abrahams und Abels Opfer etc.

Von allen diesen geistlichen und weltlichen Volksspielen des Mittelalters ist uns heute bis auf die oben citierten Stellen aus den Ausgabebüchern und dem Text des Egerer Frohnleichnamsspiels nichts erhalten. Litterarhistorisch interessant für die Geschichte des deutschen Volkslieds und des protestantischen Kirchenlieds und den Einfluss des Humanismus auf die Literatur Westböhmens ist das Buch von R. Wolkan: Böhmens Anteil an der deutschen Litteratur des XVI. Jahrhunderts (Prag, A. Haase), von dem der erste Teil „Bibliographie" (1890) 401 Nummern von neuen Mären, neuen Liedern, Predigten, Übersetzungen der Andria und des Eunuchus

von Terenz u. A. bringt. Der zweite Teil (1891) giebt 17 ausgewählte Texte, der dritte wird eine zusammenfassende Darstellung der Litteratur Westböhmens im XVI. Jahrhundert bringen.

Damit sei unsere flüchtige Musterung und literarische Übersicht über die bisherige Thätigkeit auf dem Gebiet der Volkskunde im Egerlande abgeschlossen. Wir sehen alle Seiten des Volkstums bald eingehender, bald flüchtiger beachtet, aber auch oft klaffende Lücken. Eine von der bisherigen Lässigkeit abweichende systematische und wissenschaftliche Zusammenfassung und Bearbeitung ist dringend geboten. Insbesondere ist die Herausgabe eines Sagenbuches und einer grundlegenden Arbeit über das heute fast entschwundene Volkstum im Egerland als nächste Arbeit ins Auge zu fassen. Nur einigermassen vermag das von dem hochverdienten Dr. Georg Schmidt gegründete „Egerländer Museum“, mit seiner Bauernstube eine Erinnerung wachzurufen an die reiche Fülle echten deutschen Volkslebens, wie es in diesem Gau einst bestanden hat.

Eger.

Kleine Mitteilungen.

Zahlen- und Monatsnamen als Personennamen.

Herr Dr. Mordtmann, deutscher Konsul in Salonik, schreibt mir: Es giebt einen türkischen Namen jirmi sikiz tschelebi = Monsieur 28, den Hammer nicht recht erklärt .... im Neugriechischen kommt ein gleichbedeutender Name vor: Βεντότης = venti otti: dies führt nach Italien .... ich kenne nur etwas, das damit in Verbindung stehen dürfte: den „Februarmonat“. — Es ist klar, dass „Herr 28“ nur eine, mit besonderer Absicht oder nur aus Scherz gewählte Bezeichnung für „Herr Februar“ ist. Dieser Monat wird in der That in zahlreichen Sprachen als Personenname verwandt. Hier sei nur das weniger leicht Zugängliche davon erwähnt: das arabische *schubāṭ*, das ich in Syrien, wo es meist *schbāṭ* und daneben *sbāṭ* gesprochen wird, mehrfach als Personennamen gefunden habe. Knüpfen sich doch auch im arabischen Orient an diesen Monat besondere Vorstellungen, wofür hier als Gewährsmann nur der ausgezeichnete Kommentator des arabischen Wörterbuches des Fīrūzābādī angeführt sein mag, der in seinem *tadsch el-ʿarūs* Bd. V S. 149 u. d. W. *sabbaṭ* sagt: *subāṭ* und *schubāṭ* Name eines Monats im Griechischen [in Wirklichkeit ist es ein altsemitisches Wort, das noch im Hebräischen und Armenischen vorkommt], vor dem *aḏār* (d. i. März), zwischen dem Winter und dem Frühling; *el-azharī* sagt: dieser Monat gehört zum Winter; in ihm wird der Tag voll, dessen Bruchteile auf mehrere Jahre entfallen, und wenn dieser Tag in diesem Monat voll wird, so nennen die Leute in Syrien das Jahr *ʿām el-kebīs* (Schaltjahr);

wird in einem solchen Jahre ein Kind geboren oder kommt jemand aus einem Orte an, so hält man das für gleichbedeutend. Von anderen syrisch-christlichen Monatsnamen ist mir keiner als Benennung von Personen bekannt.

Von den Monaten des islamischen Jahres sind mir folgende vorgekommen: 1) *ramadân*, am häufigsten; eine nicht unbedeutende muslimische Familie, die über Syrien zerstreut ist, führt heut diesen Namen und er kommt schon in älterer Zeit vor (so z. B. ein Traditionslehrer *ramadân ibn 'ali* um 500 d. Fl. = 1106/7 bei dem arabischen Geographen Jâkût I 217); 2) *scha'bân*, wohl mehr bei den türkisch redenden Bewohnern Nordsyriens; dort hörte ich als Namen: *ḳara scha'bân*, der schwarze Scha'bân; 3) *Muḥarrem*, kam mir nur in einem Exemplar vor: einem türkisch-arabischer Mischfamilie entsprossenen *Muḥarram bey*; 4) *ṣafar*, nicht nur bei Türken üblich, bei denen ich Sefer Pascha fand. Bei 1, 3 und 4 ist die Verwendung des Monatsnamens leicht erklärlich: der Fastenmonat Ramaḏân hat für den Muslim einen eigenen Zauber: das Heraustreten dieses Monats aus dem gewöhnlichen Geleise, sein Charakter als Ferienmonat, in dem an ernstliches Arbeiten kein Mensch denkt, das reichliche und fette Essen, mit dem man sich, nach den mehr oder minder gewissenhaft durchfasteten Tagen, nachts den Magen verdirbt, die derben Spässe des Karagöz-, oder wie man in Syrien sagt, Karaküz-Schattenspieles, prägen ihm im Gemüt des heranwachsenden Muslims einen besonderen Charakter auf, und die ganze islamische Welt hat für diesen Monat, trotz der mancherlei Leiden, die er mit sich bringt, eine besondere Sympathie: wie sollte man da nicht gerade ihn als Personennamen wählen? No. 3, der Muḥarram, ist der erste Monat im Jahre und hat daher sein Ansehen. No. 4 hat den Beinamen *ṣafar el-chair*, der Glücks-Safar, und empfiehlt sich deshalb abergläubischen Gemütern. Nur für No. 2 scheint eine besondere Veranlassung nicht vorzuliegen.

Von ostasiatischen Sprachen kennt, nach gütiger Mitteilung des Herrn Professor Arendt, das Chinesische den „Schaltmonat" und die Zahl Siebenundsiebenzig als Personennamen.

Es versteht sich, dass diese Notizen eben nur solche sein und das, durch die Mitteilung des Herrn Mordtmann in Erinnerung Gebrachte, kurz fixieren wollten. Der einzelne wird hier das gesamte Material nur schwer sammeln können. Giebt ein jeder, was er aus Studien oder Beobachtungen hierzu beitragen kann[1]), so wird in absehbarer Zeit genügendes Material vorliegen, damit ein Berufener die Frage nach Verwendung der Monatsnamen und Zahlen als Personennamen systematisch und einigermassen erschöpfend behandeln kann.

Von Herrn Mordtmann ging mir unter dem 24. Juli v. J. noch folgende Mitteilung zu:

---

1) [Es sei vorläufig hier verwiesen auf A. Pott, Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten. Leipzig 1853. S. 284—286, 538—543. Vilmar, Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. Marburg 1855. S. 29, 57. Fr. Becker, Die deutschen Geschlechtsnamen. Basel 1864. S. 12. Andresen, Die deutschen Familiennamen. Mülheim a. d. Ruhr 1862. S. 19. Hoffmann v. Fallersleben, Breslauer Namenbüchlein. Leipzig 1843. S. 16. (Geisheim) Berliner Namenbüchlein. Berlin 1855. S. 20. Hoffmann v. F., Braunschweiger Namenbüchlein. Braunschweig 1867. S. 14. Fröhner, Karlsruher Namenbuch. Karlruhe 1856. S. 51. Knorr, Die Familiennamen des Fürstentums Lübeck. Eutin 1882. II, 36. Kehrein, Nassauisches Namenbuch. 1862. S. 14. A. Matthias, Niederrheinische Familiennamen. Düsseldorf 1886. S. 6. S. Kleemann, Die Familiennamen Quedlinburgs. Quedlinburg 1891. S. 158. Cämmerer, Thüringische Familiennamen Arnstadt 1855. I, 15. D. Red.]

Unter der mohammedanischen Bevölkerung der Türkei kommen folgende Monatsnamen als Personennamen vor:

Moharrem, der erste Monat des mohammedanischen Mondjahres.

Redscheb, *Schaban*, *Ramazan* } der 7., 8. und 9. Monat desselben.

Diese drei Monate bilden zusammen einen besonderen Abschnitt des Jahres: sie werden volkstümlich als „das Quartal“ (*ütsch ailar*) bezeichnet und gelten als „gesegnete Monate“ (schuhur-i-mubareke). v. Diez, Denkwürdigkeiten von Asien 2, 465, bemerkt „Die drey Monate Redscheb, Schaban und Ramazan werden besonders in Ehren gehalten. In letztern fällt das grosse Fasten der Mohammedaner. Viele fangen es schon im Redscheb an und setzen es bis zu Ende des Ramazan fort. Man hält sie aber in Verdacht, dass sie sich nur so stellen, um sich der Esslust in allen drey Monaten ungesehen zu überlassen. Dies hat zu folgendem Sinngedichte Gelegenheit gegeben:

„Bilde dir nicht ein, o Monat Redscheb, dass sie (jene Andächtigen)
den Schaban halten!
Hier giebt es Heilige, welche den Ramazan verschlucken [1].“

Noch heute giebt es Strenggläubige, welche während des ganzen gesegneten Quartals fasten und beten, freilich wohl nur in geringer Zahl.

Wenn ich mich nicht täusche, sind diese vier Namen besonders in Rumelien, und wiederum die Namen Redscheb und Schaban in Albanien und Bosnien häufig.

Von Festen entlehnt sind die Namen *Baïram* (nicht zu verwechseln mit *Behram*!) und *Mevlud*. Letzterer ist nicht häufig. Mevlud bezeichnet das Geburtsfest des Propheten, das von Murad III. im Jahre 1558 eingesetzt und am 12. Rebi I begangen wird (v. Hammer, Des Osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung 1, 468 ff.).

Mit „Baïram“ der Bedeutung nach identisch ist der arabische Name „Mu'îd“. Schon weiter ab liegt der Name *Kadrî*: so heisst derjenige, welcher am 27. Ramazan, dem Tage der „Kadir getschessi“, der heiligen Nacht, geboren ist.

Von Wochentagen werden, soviel mir bekannt, keine Namen abgeleitet. Parallelen zu den vorstehenden Namensbezeichnungen dürften sich bei allen Völkern finden. Bei den Griechen und Römern scheint ausser *Januarius* kein Monatsname als Personenname vorzukommen; wohl aber dürfte Καλανδίων den bezeichnen, der an den Kalenden des Jahres zur Welt gekommen ist (Καλάνδα, neugriechisch = 1. Januar [2]). Nach den Wochentagen sind benannt

Παρασκευή, neulateinisch *Veneranda*, = Freitag,
Sabbatius, Sambatius, = Samstag,
Κυριακός, Κυριακή, = Sonntag.

Von diesen sind Παρασκευή und Κυριακός, letzterer in Ableitungen noch heute üblich; alle drei tauchen erst spät auf und sind jüdisch-christlichen Ursprungs. Dasselbe gilt vermutlich auch für *Januarius* und Καλανδίων.

Berlin. Martin Hartmann.

---

1) Dagegen drückt sich der alte Thomas Smith, De moribus ac institutis Turcarum Oxonii 1674 S. 45. so aus: non desunt qui jejunandi tempus, stultâ apud Dominum meriti opinione, mense superiori incipiunt, sed non ultra limitem finalem a Mohammedo fixum extendendum est.

2) Vgl. den armenischen und persischen Namen *Nevruz* = Neujahr.

Die drei heiligen Jungfrauen zu Meransen.

In meiner Sammlung „Sagen aus Tirol“ (2. Aufl. Innsbruck 1891) schrieb ich: „Auch in Latzfons soll die Legende von den drei hl. Jungfrauen bekannt sein und alte Leute haben gesagt, dass sie in einer Felsenkapelle vor den wilden Heiden, die sie verfolgten, Zuflucht gefunden haben.“ S. 31. — Bei späterem Nachgehen fand ich diese Überlieferung bestätigt, ohne weitere Züge dieser Sage zu erhalten, erfuhr aber, dass zur Zeit der Dürre die Latzfonner nach Meransen wallfahrten, um Regen zu erbitten, oder zur Zeit epidemischer Krankheiten dort Hilfe zu suchen. Da diese Kreuzgänge in sehr alte Zeit zurückreichen, ist ein früher Kult der sagenhaften Heiligen an beiden ziemlich fern liegenden Orten, eine Verbindung zwischen beiden nicht zu leugnen.

Prof. W. J. Heyl hat im „St. Kassian-Kalender für 1891“ einen Aufsatz „Eine Volkssage aus dem Eisackthal. Die drei Jungfrauen von Meransen“ S. 57—61 veröffentlicht, den wir, was Latzfons betrifft, in bündigerer Form mitteilen, denn die Legende von Meransen ist ausführlich in meiner Sammlung, S. 29—31, gegeben und auf die einschlägige Litteratur, S. 596, verwiesen. Nach Heyl ritt in uralten Zeiten ein heidnisch Volk von Morgen her, dessen vorderster einen Götzen mit drei Köpfen trug, wie dieser noch heute zum ewigen Gedächtnis zu Brixen als Standbild zu sehen ist. Drei königliche Jungfrauen flohen vor ihnen auf den Berg, wo Latzfons liegt. Hier wohnten sie einige Zeit verborgen, beteten und fasteten und gaben viel Almosen, denn sie waren sehr reich. Der heidnische König erfuhr aber ihren Zufluchtsort und wollte sie fangen lassen. Die Königstöchter wurden aber gewarnt und flohen gegen Meransen. Am frühen Morgen, als sie den Berg halb bestiegen hatten, rasteten sie ermattet auf einem Steine. Es wird nun die Erhörung ihrer Gebete und die bekannte Legende, wie sie an Meransen haftet, berichtet. Heyl teilt dann die Sage, wie sie in Latzfons erzählt wird, folgendermassen mit.

In uralter Zeit brachen Kriegsstürme und Drangsale über Wälschland herein und die Christen wurden mit Feuer und Schwert verfolgt. Damals lebten drei fromme Schwestern dort und suchten ihr Heil in der Flucht und kamen gegen Säben, wo ein Bischof wohnte. Deshalb nahmen sie ob Säben in Latzfons ihre Wohnung und pflogen eifrigen Gottesdienst. Wie dies die Latzfonner, die noch blinde Heiden waren, sahen, verhöhnten und bedrohten sie die frommen Jungfrauen. Da sprach einmal die älteste zu den Götzendienern: „Weil ihr uns, die euch nur Gutes gethan haben, so kränkt, gehen wir fort. Aber schwere Zeiten werden über euch und eure Kinder kommen und nie werden diese Ruhe und Frieden haben, bis sie uns im Grabe besuchen und eure Unbill sühnen.“ Dann schnallten sie ihre Bündel und zogen auf den Berg von Meransen.

Die Latzfonner hatten nun böse Jahre; Krankheiten, Unwetter und Misswachs hörten nicht auf. Da gedachten sie traurig der drei Jungfrauen und wünschten sie zurück.

Sie bekehrten sich, bauten eine Kirche und zogen mit ihrem frommen Priester nach Meransen, um der Jungfrauen Fürbitte zu erflehen. Sie fanden aber dieselben nicht mehr am Leben, hörten aber von ihren Wunderthaten viel erzählen. Da beteten sie mit grösster Andacht und siehe, von nun an war in Latzfons Misswachs, Hungersnot und Siechtum verschwunden. Die drei hl. Jungfrauen standen weit und breit in höchsten Ehren. Wallfahrer kamen aus Nah und Fern.

Merkwürdig ist, dass die drei Jungfrauen im Ablassbriefe von 1500 den 11 000 Jungfrauen der hl. Ursula beigezählt wurden. Hochverehrt war auch die Stätte „zur Linde“ („Jungfrauenrast“), wo die drei Heiligen ihre Rast gehalten hatten. Seit 1515 fanden zahlreiche Wallfahrten und Bittgänge mit Kreuzen und Fahnen statt und an Opfern für die Kirche in Meransen war kein Mangel.

Die alte fromme Verbindung zwischen Latzfons und Meransen dauerte bis in die neueste Zeit fort. Die Latzfonner suchten in allen Drangsalen Hilfe bei den drei Jungfrauen. Als man im Jahre 1861 fürchtete, dass wegen anhaltender Trockenheit auf Feldern und Äckern alles zu Grunde gehe, ward ein Kreuzgang auf Meransen unternommen. Um Mitternacht zog man aus dem hochgelegenen Dorfe; in der schon Ulrich v. Lichtenstein bekannten Mahr (Merre) beschritt der Priester ein Reitpferd und nun ging es über Brixen und Schabs nach Mühlbach, von wo sich der steile Weg nach Meransen abzweigt. Der den Bittgang führende Priester erzählte mir, dass er manchmal auf dem Rosse einschlummerte, viele Beter seien schlafbefangen mechanisch weiter marschiert. Kein Wunder bei dem nächtlichen Zuge, der wenigstens sieben Stunden Weges zurücklegen musste. Nach einem folgenden Bittgange ward das Gebet von den Jungfrauen erhört und bei der Heimkehr fiel so überreicher befruchtender Regen, dass eine ausserordentlich reiche Ernte folgte.

Auch die Valser wallfahrten häufig zum heiligen Baume und zum Brünnlein auf der Jungfernrast. Als die Bittgänge nach Meransen mehr und mehr aufhörten, fing das Brünnlein auf der Rast zu schwinden an und mit dem letzten Wallfahrer wird es ganz versiegen. Sobald dies geschieht, naht der jüngste Tag mit dem Antichrist.

Der auch verbreitete Glaube, dass die drei Jungfrauen aus Augsburg geflohen seien, weist auf Bayern, wo der Kult der drei Jungfrauen am verbreitetsten war, wie Panzer und Sepp nachwiesen. Da das Hochstift Augsburg viele Besitzungen in Tirol hatte und früher die regste Handelsverbindung zwischen dieser Stadt und Bozen herrschte, ward früher bei uns Augsburg für die Hauptstadt Bayerns angesehen.

Im alten Kirchlein von Clerant auf dem Mittelgebirge bei Brixen sieht man unter den alten Fresken auch die drei Jungfrauen, welche die Namen: S. Ampet, S. Gewer und S. Bruen tragen.

An die Heiligen in Meransen knüpft sich auch eine neuere Sage. Als die Franzosen 1809 gegen Meransen vorrückten und die Jungfrauenrast erklommen, qualmte der Berg und es erschienen die Heiligen in blendendem Scheine und drohten den Feinden, die erschrocken rasch die Flucht ergriffen.

Gufidaun bei Klausen in Tirol. Ignaz Zingerle.

Lügenreime.

1. Aus Ostfriesland.

Ik wil jo wat fertellen
un lêgen, wat ik kan:
Ik sag 'n mölen flêgen,
de müller d'r agter an. —

As ik in Lammerdiden kwam,
sag ik dâr so'n grôt wunner an:
Pûskatje sat bi 't für un spun,
dat kalf lag in de wêg un sung,
de hund, de karn de botter,
de fleddermûs, de fêgd' dat hûs,
de swâlfkes drogen de drek derût
mit hör fergüllen flögelkês. —
Sünd dat nêt dikke lögentjes?

jo = euch. lêgen = lügen. Lammerdiden = Lombardei. karn, verkürztes Prät., für karnde, zu karnen: buttern.

---

2. Aus Meiderich, Reg.-Bez. Düsseldorf.

„Küklekûk", seed ussen Hahn,
truck sîn Stêfels mit Sporen ân,
gung dermit na fräen
na Lapedäen
Äss ick van Lappedäen kôm,
hôr äss, watt ick dŏ vernôm:
Die Kuh, die sât bë 't Für un spunn,
datt Kalw, datt lâg in de Wieg un sung,
denn Hund, denn kann' de Botter,
die Katt', die wies die Schottle.
Die Flerr'mûs, die kerr'n et Hûs,
die Schwalf, die drôg denn Dreck herût,
die Krai sât upp ett Hecken
un sagg, ett wor'n all Gecken.
Die Sôg lâg achter denn Omend
un sagg, ett wor gelogen.

Varianten eines in Niederdeutschland verbreiteten Lügengedichtes, vgl. Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland, herausgegeben von Ph. Wegener. Leipzig 1879. S. 94—97. K. Simrock, Das deutsche Kinderbuch. Frankfurt a. M. 1857. Nr. 463 bis 465.

Meiderich. C. Dirksen.

Kindergeschichte vom armen Jan.

Ostfriesisch.

Jan wul pankôk bakken.
Pankôk fung an t' schören.
do lêp Jan na de dören.
Dören wassen to,
do lêp Jan na de ko.
Ko wul hum stöten,
do lêp Jan na de nöten.
Nöten wassen rund,
do lêp Jan in d' strunt.

Strunt was so nat,
do lêp Jan na d' stad.
Stad was so grôt,
do lêp Jan sük dôd.

Vs. 2. t' = to — 9. Strunt, Dreck.

C. Dirksen.

Mittelalterliche Wunder- und Schatzsagen aus Tirol.

Aus dem reichhaltigen Aktenbündel A VII 29 des Statthaltereiarchivs in Innsbruck habe ich in der Zeitschr. f. d. Altertum, Anz. 15, 144 und Z. 36, 51—53 bereits mehrere Stücke mitgeteilt; ich lasse hier zwei weitere grössere Beiträge zur Kenntnis tirolischen Volksglaubens folgen, die durch den Inhalt für sich selbst sprechen. Sie sind aber auch in Hinsicht auf die Form nicht uninteressant, daher biete ich sie in diplomatisch genauer Abschrift. Zwei kurze Proben, die hier klein gedruckt erscheinen, brachte die genannte Zeitschrift[1]).

Der hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg am Ausgange des 10. Jahrhunderts, wird in Ober- und Niederbayern, sowie im angrenzenden Teile von Franken, Oberösterreich und Osttirol viel verehrt. Aus einem oberbayerischen Wallfahrtsorte des Landgerichts Haag berichten die unten folgenden Wunderaufzeichnungen, die ich vollständig gebe. Das Eingangswort item deutet übrigens auf andere derartige Aufschreibungen hin, die nicht mehr vorhanden sind.

Noch merkwürdiger und kulturhistorisch wichtiger sind die leider nicht mehr vollständigen, von nekromantischem Hokuspokus begleiteten Aufzeichnungen über Schätze in Tirol. Sie bieten ein interessantes Seitenstück zu den Sagen, welche Reg.-Rat I. v. Zingerle aus derselben Quelle geholt und in der Zeitschr. f. deutsche Philologie 18, 321 f. veröffentlicht hat.

1. Auf vier Blättchen eines jedenfalls erst später zusammengenähten Heftchens stehen nun die folgenden Aufzeichnungen über Wunder S. Wolfgangs:

Item das sint dy zaichen des heyligen hern sant Wolfgang in dem pueckholcz an Swindacher pfarr und in Hager graffsachft (so!).

Item zw dem ersten mal ist ain stain gefallen auf ain kindt das man das kind für dott umb hat zogen auf ain stun (? dr O Redlich: stund) also hat dy mueter sand wolfgang an gerüeft und das kind ab zewegen mit wachs also ist das kind frisch gesunt worden und der stain hat X lb. swere.

Item Wilhalm von Tolcz[2]) ist VII jär plint gewesen der hat sant wolfgang versprochen I lb. wachs ist gesnnt worden.

Item schmid von Rot der ist XVIII jar grob zeprechen gewesen das jm chain arcz wolt helffen da versprach er sant wolgan ain pfund wachs da ware er frisch gesunt.

Item ain edlig fraw von Osterreich dy hat in IX jaren nit geret also hat sy sich versproch. gan dem lieben herrn sant Wolfgang mit zwein almosen alspald sy in dy kirchen kam da ware sy frisch gesunt.

---

1) Dem Aktenbündel ist ferner einverleibt eine lateinische Abhandlung über die Wissenschaften von Mag. Joannes Hellerus Aenipontanus, d. d. Friburgi 14. März 1581. ein lateinischer Psalmenauszug und eine „oratio de fortuna".

2) Tölz an der Isar.

Item mer ain edlig fraw von Osterreich dy hat in XV jaren nit gesechen da versprach sy sant wolfgang ain sum gelcz in den stöck da wart sy frisch gesunt wider stat.

Item Hanns Lindmair von Freyssing der ist XIIII jar geprochen gewesen der hat sich versprochen gan sant wolfgang mit seinen punt alspald das geschach da wart er frisch gesunt.

Item ain man von Dyefurt der ist zway jar plint gewesen der hat sich versprochen gan sant wolfgang mit aim pfund wachs alspald das geschach, da wart er frisch gesunt an seinen augen.

Item Jorg von Semlhueb der ist gross zeprochen gewesen der versprach sant wolfgang ain pfund wachs alspald das geschach da wart er frisch gesunt.

Item ain fraw ist swanger gewesen dy hat dragen XIIII wochen und ist des nider kumen also das chain leben in dem kind nit was, da versprach dy mueter das kind gan dem lieben herrn sant wolfgang mit wachs abzewegen alspald das geschach da wart das kind krismet und däuft.

Item Jorg Ganskopff der ist gros geprochen gewesen das ym chain arcz mocht helffen da versprach er sant wolfgang ain lb. wachs und seinen punt alspald das geschach da wart er frisch gesunt.

2. Auf zwei Blättchen kl. 8°, mit Faden geheftet und ebenfalls von ca. 1400, steht: .... man tarno dem abegat dar auf ligent stain. darunder grab fünf schuch so vindest du grossen schacz.

In Tryendnergassen an der obern cher mit iren welffen dy sind goldes vol zw der heyligen stat zw der alten pruckke pey der purck hawbt da sind zway grab dar, in ist ein stain mit ainem chrawcz darunder grab fünff schuch so vindest ainen grossen schacz, da selben ist ein prun, der entspringt und flewst dar inne vindest dw ainen schacz mysch auch von dannen vier schuch und grab drey schuch tieff da vindest dir vyl goldes.

Auf dem Melten do ist rozhawpt vnd ain chraücz da enzwischen grab X schuch da vindtst dü tysch gulden mit aller zirde und XV haffen voll golds und silber. Daselben such ein chycz ergraben an ainem stain dar under grab siben schuch so vindest dw XI sawm goldes. Da engegen such ainen grehoten (?) menschen an ainem stain grab gen der sunn ze mitten tag X schuch da vindest du ain gulden tysch mit aller czyrde und ain chamer vol schäcz. daselben such ainen stain ain horn (?) ergraben da grab III schuch gen dem tayl do dy sunn ze mitten tag stet da vindest dü XI müt goldes und silbers.

In sand Lareneczy pharr an der stat no[1]) (?) da ist ein hol und ain stain dar in ist gen der sunne vnderganckch ain ros vol goldes und drey mawl und ein ochssen[2]) vol goldes und silbers.

In dem Intal zw dem Hallein do sind zwo swester junckchfrawen dye ze prich ze den prusten so vindest dü vyl goldes.

Ze Triendt da such ain hirssen in ainem necze ergraben dar vber grab und zeprich auch den hirssen, so vindest du vyl goldes; daselben such zwen tritt ains menschen und zwen wagen grab dar vber vnder drey schuch so vindest dw grosses gut und zw dem vorderen tayl da mis vier schuch so vindestu grossen schacz.

Auf dem perg Burdana da such ainen essel vnd mys von seinem hawpt XV schuch so vindestu grossen schäcz.

---

1) übergeschrieben: da ist ein prunen pey des chunigs palast.
2) „ vnd III man.

Da der Czyler[1]) entspringt da such zway chräwcz vnd zwo slangen und mys von irem zagl vier schuch da vindest du grossen schacz.

An dem end ze Triend so such zwo slangen hawbt an ainem stain ergraben dar vnder grab da vindest du vyl guldein trinkchfas vnd mys da von vier schuch so vindstu zwyualtigen schacz.

Ye mach ein chräwcz vnder dy augen et dic amen † amen † amorum † et ille deus adonay q dedit gratiam Joseph in egypto vnd mer graciaz in conspectu omni qui me respiciunt in nomine et patris et filij et spiritus sancti amen. pater noster.

Ohne mich weiter in Erklärungen und Deutungen einzulassen, bemerke ich, dass die übergeschriebene Angabe „da ist ein prunen pey des chunigs palast" vielleicht auf den „haidennisch kunig des gepirges Arostoges" geht, dessen Fabel I. v. Zingerle aus einer gleichalterigen Handschrift des Statth.-Archivs zu Innsbruck gezogen hat, Z. f. d. Ph. 18, 323. — Meine Quelle ist der Rest eines Heftes, dessen übrige Teile verloren sind, die Ränder und teilweise auch die Textspatien des Blättchens tragen Federproben von späterer Hand.

Bielitz in Österr. Schlesien. Dr. S. M. Prem.

Bücheranzeigen.

Die Sagen des Elsasses, getreu nach der Volksüberlieferung, den Chroniken und andern gedruckten und handschriftlichen Quellen, gesammelt von August Stöber. Neue Ausgabe, besorgt von Curt Mündel. Erster Teil: Die Sagen des Ober-Elsasses. Strassburg, Heitz und Mündel, 1892. S. XV. 151. 8°.

Es ist erfreulich, dass dieses Werk des um deutsches Leben im Elsass hochverdienten August Stöber nach seinem Tode in einer neuen und vermehrten Ausgabe wieder erscheint. Die Sagen des Elsasses von Stöber erschienen zuerst St. Gallen 1852 (Neue Titelausgabe 1858). Der treue Sammler hat dann in der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde von J. Wolf, und besonders in seiner Alsatia viele Nachträge gegeben. Alles dieses und eigenes Neues ist von dem jetzigen Herausgeber C. Mündel dem Buche eingefügt worden. Dazu sind dankenswerte Quellennachweise und Anmerkungen gekommen, die den Wert der Ausgabe erhöhen.

Der zweite Band, die Sagen des Unter-Elsasses, soll Anfang 1893 erscheinen. Derselbe wird auch ein Sachregister bringen, das allen Sagensammlungen zu wünschen wäre. K. Weinhold.

Schlern-Sagen und Märchen von Martinus Meyer. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung 1891. S. 268. 8°.

Das Buch wird „Sommerfrischlern" am Fusse des Schlern Vergnügen machen. Der Verfasser, ein guter Zeichner und Aquarellmaler, giebt uns gelungene

1) Ziller in Tirol.

Landschaftsbilder, zeigt feine Beobachtungsgabe für das Sinnen und Leben des Volkes, das er uns treu und mit Glück erzählt, — aber echte Sagen und Märchen begegnen uns selten im Buche, wenn sie auch oft die Grundlage der hübschen Erzählungen bilden. Der grösste Teil giebt uns anmutende Phantasieen des talentvollen Schriftstellers. Zu bedauern ist, dass wir hier manchen Stellen begegnen, die aus der Luft gegriffen sind und weiter dringen werden. Dies gilt von dem „Hauensteiner-Tann“, der im Buche eine Hauptrolle spielt. Im Vorworte heisst es „der hochromantischen Waldidylle, schon in ältester (!) Zeit unter dem Namen der „Hauensteiner-Tann“ bekannt“. S. 157 liest man „vordem von mächtigen, Jahrhunderte alten Stämmen bewachsen war und schon in den alten Heldenbüchern als der sagenhafte und mythenreiche Hauensteiner-Tann gefeiert und besungen worden ist“. S. 264 „So hatte Wolf Dietrich (sic) von Bern sein unbesiegbares Schwert und sein undurchdringlich Panzernetz von den Zwergen des Hauensteiner-Tanns erhalten“. Wir würden dem Verfasser sehr dankbar sein, wenn er uns die Quellen, aus denen er dies geschöpft hat, nennen würde. — Unseres Wissens kommt der genannte Tann erst in Oswald v. Wolkensteins Gedichten vor. — In der reizenden Erzählung „Margarethas Schwan“ S. 243 ist das alte, längst widerlegte Märchen, dass Oswald v. Wolkensteins Frau vor ihm gestorben sei, wiederum aufgetischt. — So Schönes das Buch auch als Dichtung bietet, für die Forschung ist es ohne Wert.

Gufidaun. Ignaz Zingerle.

Le Folklore Wallon par Eugène Monseur. (Bibliothèque Belge des connaissances modernes. vol. VI.) Bruxelles, Ch. Rosez (1892). S. XXXVI. 144. 8°.

Der eifrige Leiter der Société du Folklore wallon, Hr. Prof. Monseur von der Brüsseler Universität, beantwortet in diesem empfehlenswerten Büchlein zuerst die Frage: Q'est-ce que le Folklore? Am Schluss dieser interessanten Einleitung erklärt er den Folklore als einen Trümmerhaufen aus allen Zeitaltern, vergleichbar den Pflanzenabdrücken auf Steinkohlen und den Knochen vorsündflutlicher Tiere. Er lässt die ganze alte Menschheit wieder aufleben. Man muss diese Trümmer sammeln und studieren; sammeln, weil sie bald verschwunden sein werden, studieren, weil in einem albernen Dorfaberglauben ebenso wie in einer Erzählung aus dem innersten Afrika sich die Lösung eines dunkeln Problems der moralischen Geschichte des Menschen finden kann. Den Hauptteil des Buches bilden Proben des wallonischen Folklore, nach Kapiteln geordnet, und in naher Beziehung zu dem Questionnaire de Folklore (Liège 1890), den wir in unserm I. Bande S. 454 angezeigt haben. Ein Register kommt der Benutzung des Buches sehr zu statten.

K. Weinhold.

The Folk-lorist. Journal of the Chicago folk-lore society. Vol. I. no. 1. July 1892. Chicago. Fletcher S. Bassett, editor. S. 82. 8°.

Die Chicago Folk-lore Society hat sich im Dezember 1891 gebildet, um die Volksüberlieferungen hauptsächlich der Landschaften im Westen der Alleghenies zu sammeln und zu veröffentlichen. Das vorliegende Heft soll der Vorläufer einer regelmässig erscheinenden Zeitschrift sein. Aus dem Inhalt desselben heben wir heraus: Nachlese in Mexikanischer Volkskunde, von L. Aymé; die Geschichte von

dem Geistertanz mit zwei dazu gehörigen Liedern in Siouxsprache mit englischer Übersetzung von G. Sword; zur Negervolkskunde; Volkstümliches aus Illinois (hübsch erzählt von Helen M. Wheeler); der böse Blick (the evil eye) von Rabbi Em. Hirsch.

Wir wünschen der Gesellschaft und ihrer Zeitschrift das beste Gedeihen.

K. Weinhold.

Die Treue im Spiegel der Spruchweisheit. Von Leonhard Freund. 1. Deutsche Sprüche und Sprüchwörter. Zweite, durch Nachträge vermehrte Ausgabe. Leipzig, Kösslingsche Buchhandlung (H. Graf) 1892. S. 50. 8°.

Das kleine Heft ist auch als Volksweisheit und Weltklugheit. Studien auf völkerpsychologischen und socialethischen Gebieten, Heft 1, etwas anspruchsvoll bezeichnet. Es sind darin unter einer Zahl von Kapiteln deutsche Sprüche und Sprüchwörter gesammelt, die sich auf Treue und Untreue, in einer sehr weiten Bedeutung dieser Worte, beziehen. Als Schluss ergiebt sich dem Verfasser, dass Treue, Ehre und Wahrheit bewegende Kräfte des deutschen Lebens sind. Franzosen, Italiener, Russen sollen später unter jenem Gesichtspunkt behandelt und darauf kurz auch Finnen, Ungarn und Chinesen untersucht werden auf Treue und Ehre im Spruch.

K. W.

Abhandlungen von A. Treichel.

Herr A. Treichel, Rittergutsbesitzer auf Hoch-Paleschken in West-Preussen, unser geschätztes Mitglied, hat uns kürzlich eine Reihe seiner Aufsätze gütigst geschickt, welche in Preussischen Zeitschriften erschienen sind. Wir wollen auf einige derselben, die unser Gebiet berühren, aufmerksam machen.

Provinzielle Sprache zu und von Tieren und ihre Namen (aus der Altpreuss. Monatsschrift Bd. XXIX. Heft 1. 2): eine sehr reichhaltige Sammlung. Wir machen besonders auf den Abschnitt von den Hundenamen aufmerksam.

Provinzielle Kegelrufe. — Sprüche beim Binden und Hänsen (Altpreuss. Monatsschr. Bd. XXVI. Heft 5. 6).

Dialektische Rätsel, Reime und Märchen aus dem Ermlande. (Ebd. Bd. XXVII. Heft 3. 4.)

Das Beutnerrecht von Gemel, Kr. Schlochau. (Zeitschr. des histor. Vereins für den Reg.-Bez. Marienwerder. Heft 23), Abdruck eines Beutner (Bienenzüchter)-Weistums von 1689, mit Bemerkungen. Zu der angeführten Litteratur wäre nachzutragen

Ölrichs, Das Büthenerrecht im Lande Lauenburg und Bütow. Berlin 1792.

Litteratur des Jahres 1891.

Von Dr. **Max Laue.**

(Fortsetzung.)

Die nichtgermanischen Völker Europas.

I. Graeco-Italiker.

1. Äusseres Leben.

Lübker, Reallexikon . . . hrsg. v. Erler. 7. verb. Aufl. Leipzig, Teubner. VI, 1332 S. M. 14,00.

—, Lessico ragionato della antichità classica, della sesta edizione tedesca tradotto con molte aggiunte e correzioni da Carlo Murero. Roma, Forzani e compagni. 8°.

Nettleship & Sandys, Dictionary of classical antiquities, adapted from the work of professor Seyffert. London, Sonnenschein. 4°. 710 S. 21 sh.

Smith, Wayte, Marindin, A dictionary of Greek and Roman antiquities. 3rd ed. revised and enlarged. I. London, Murray.

Pauli, Altitalische Forschungen. 3. Bd. [Bd. 1: 1885, 2: 1886]. Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler. gr. 8°. (IX, 470 S. mit 2 Lichtdrucken und 7 zinkographischen Tafeln.) Leipzig, J. A. Barth. M. 40,00. [Darin als besonderer Abschnitt „Das Volk".]

Barrili, Gli antichissimi Liguri. (Ateneo ligure XII, 7—46.)

Brugmann, Umbrisches und Oskisches. (S.A.) Leipzig. 39 S.

Griechische und römische Portraits nach Auswahl und Anordnung von Hein. Brunn und Paul Arndt, hsg. von Ferd. Bruckmann. 1. Lief.: Taf. 1—10 mit Textbeil. München, Verlagsanstalt f. Kunst und Wissenschaft. fol. M. 20,00.

Curtius, Das menschliche Auge in der griechischen Plastik. (Sitzungsber. d. Kgl. Akad. d. Wissensch. 35, 691.)

Becker, Bienenzucht und Bienenkenntnis der Griechen und Römer im Altert. nach Columella bearb. M. e. Vorwort v. Dzierzon. Nördlingen, Beck. IV, 42 S. M. 0,80.

Schaafhausen, Die Schneckenzucht der Römer (Jahrbücher d. Altertumsfreunde des Rheinlandes 90, 208).

Rhode, thynnorum captura quanti fuerit apud veteres momenti. Leipzig, Teubner. 79 S. M. 2,00.

Buschan, Das Bier der Alten. (Ausland Nr. 47.)

Hirschfeld, Die Entwickelung des Stadtbildes. Im Altertum nachgewiesen (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 24, 277—302.)

Kiepert, Die alten Ortslagen am Südfuss des Idagebirges. (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 24, 290—303.)

Jaspar, Studien über die Altertümer von Pergamon I. (*Ἑλλας* 3, 159.)

Bazin, Nimes gallo-romain. Guide du touriste-archéologue. Nimes, Michel. (2 Bl., III, 300 S., 1 Bl.) = Villes antiques p. Bazin. Bd. 1.

—, Vienne et Lyon gallo-romains. Paris, Hachette e Co. (XII, 407 S., 2 Pl., 1 Taf.) = Villes antiques p. Bazin. Bd. 2.

de Marchi, Ricerche intorno alle 'Insulae' o Case a Pigione di Roma antica. Con una tavola. Memoria presentata al Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere nell' adunanza del 14. maggio 1891. Milano. IV, 63 S.

Dübi, Studien zur Geschichte der römischen Altertümer in der Schweiz. Programm, Bern, Huber. 4°. 42 S. fr. 1,50.

Back, Römische Spuren und Überreste im oberen Nahegebiete. 1. Abt. Programm. Birkenfeld. 8°. 91 S.

Mertz, Der Römergang in Köln. (Mit 5 Abb. im Text.) (Jahrb. d. Altertumsfr. d. Rheinl. 90, 67.)

Lewis, Roman antiquities of Ratisbon and Augsburg. (Archaeol. Journal No. 190.)

Király, Ulpia Trajana Augusta Colonia Dacica Sarmizegetusa Metropolis. Dacia fövárosa, a mai Várhely Hunyadmegyében. Budapest, Verl. d. Athenäums. 178 S. (vgl. Ung. Revue 1891, 743.)

de La Chauvelays, Les armes et la tactique des Grecs devant Troie. (Le Spectateur militaire, 15 avril, suite le 1er et le 15 mai, 4e art. le 1er juin)

Luebeck, Seewesen der Griechen und Römer. II. Teil. (Johanneumprogramm Hamburg 1891.) 48 S., 3 Taf. 4° [1. Teil 1890.] M. 3,00.

Assmann, Kritisches in Sachen des antiken Seewesens. (Berliner philol. Wochenschr. 14. Jahrg., Nr. 37—40.)

Buresch, Die Ergebnisse der neueren Forschung über die alte Triere. (Wochenschr. f. class. Phil., Sp. 23—28, 79, 86, 107—110, 193—197.)

Pollack, Hippodromica. Ing.-Diss. Leipzig, Ruhl. 1890. 8°. 112 S. M. 2,50. [Fahrkunst der Alten.]

Schlieben, Römische Reiseuhren. (Annal. d. Ver. f. Altertumskunde. Nassau. 23. Jahrg.)

Bohatta, Gasthäuser im Altertum. (Westermanns ill. Monatshefte 70, 836)

Téglás, Tanulmányok a rómaiak daciai aranybányászatáról. (Studien über den dacischen Goldbergbau der Römer. Die ethnographische und administrative Organisation des Goldbergbaues der Römer.) Budapest, Akad. 99 S.

Rössler, Die Bäder der Grenzkastelle. Im Anschluss an „Das Römerbad in Riekingen bei Hanau, ein Rekonstruktionsversuch". (Westdeutsche Zeitschrift IX⁴, 315.)

Stein, Über Piraterie im Altert. 1. Teil: Zur Gesch. der Piraterie bis auf d. Begründung der römischen Weltherrschaft. A. Bis zum Jahre 227. Gymn.-Progr. v. Köthen. 4°. 34 S.

Fisch, Die Walker oder Leben und Treiben in altrömischen Wäschereien. Mit einem Exkurs über lautliche Vorgänge auf dem Gebiete des Vulgärlatein. Berlin, Gärtner. IV, 39 S. M. 1,20.

2. Inneres Leben.

a) Lebenssitte und Recht.

Mitteis, Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs. Mit Beiträgen zur Kenntnis des griechischen Rechts und der spätrömischen Reichsentwickelung. XIV, 562 S. gr. 8°. M. 14,00.

Brieger, Die Verfassungsgeschichte von Athen nach Aristoteles neu aufgefundener Schrift. (Unsere Zeit 1891², 18.)

Ciccotti, Le instituzioni pubbliche Cretesi. (Studi e documenti di storia e diritto. 12³·⁴, 205.)

Stahl, Über athenische Amnestiebeschlüsse. (Rheinisches Museum für Philologie. N. F. 46, 250.)

—, Nachträgliches über athenische Amnestiebeschlüsse (ebenda 481).

Szanto, Zum Gerichtswesen der attischen Bundesgenossen. (Mitteil. d. K. deutsch. archäol. Inst., Athen. Abt. XVI, 30.)

Pomeranz, La Grèce et la Judée dans l'antiquité. Coup d'œil sur la vie intellectuelle et morale des anciens Grecs et Hebreux. I p. Paris, Jouaust. 99 S.

Caetani Locatelli, Miscellanea Archeologica. Roma, tip. d. r. Accad. 293 S.

Wissowa, De feriis anni Romanorum vetustissimi observationes selectae. Marburg. 4°. 15 S.

Bonghi, Die römischen Feste. Illustr. von G. A. Sartorio u. Ugo Fleres. Deutsch v. Alfr. Ruhemann. (Autoris. Ausg.) Wien, Hartleben. V, 216 S. gr. 8°. M. 8,00.

Pohlmey, Der römische Triumph, der Triumph im allgemeinen, der Triumph des Ämilius Paullus, Germanicus, Titus. Gütersloh, Bertelsmann. 8°. M. 1,00.

Segrè, Studio sulla origine e sullo sviluppo storico del colonato romano. (Archivio giuridico XLVI, 261.)

Mommsen, Die attischen Skirabräuche. (Philologus 50, 108.)

Blümner, Bilder aus dem altgriechischen Leben. (Nord und Süd 59, 350.)

v. Löher, Zustände im römisch-deutschen Kulturland. S.-A. München. 22 S.

Ronca, Principali elementi e caratteri della cultura e poesia latina del medio evo. Roma, Loescher. 182 S. M. 4,00.

Leadman, Roman Sepulchral Urns at Aldborough. (Reliquary, N. S. 5, 237.)

Klötzer, Die griechische Erziehung in Homers Ilias und Odyssee. Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehung im Altertum. Zwickau. Zückler. 29 S. (Leipzig. Ingaug.-Diss.) 4°. M. 1,25.

Stadelmann, Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern. Triest, Schimpff. 216 S., 1 Bl. M. 3,00.

b) Glaube und Aberglaube.

Dyer, Studies of the Gods in Greece. London, Macmillan. 462 S.

Immerwahr, Die Kulte und Mythen Arkadiens. 1 Bd. Die arkadischen Kulte. gr. 8°. VIII, 288 S. M. 4,00. Leipzig, Teubner.

Ohnefalsch-Richter, Die antiken Kultusstätten auf Kypros. Diss. Leipzig 1891. 57 S., 3 Kart., 15 Taf. 4°.

Beer, Heilige Höhen der alten Griechen und Römer. Eine Ergänzung zu Freiherr von Andrians Schrift „Höhenkultus". Wien, Konegen. X, 86 S. M. 2,00.

Reichenberger, Die Entwickelung des metonymischen Gebrauchs von Götternamen in der griechischen Poesie bis zum Ende des alexandrinischen Zeitalters. Karlsruhe, Braun. 118 S. M. 2,40.

Abraxas. Studien zur Religionsgeschichte des späteren Altertums. (A. u. d. T.: Festschrift Hermann Usener . . . dargebracht vom klassisch-philologischen Verein zu Bonn.) Leipzig, Teubner. VI, 221 S.

Ballhorn, Der Zeustypus in seiner Ausgestaltung durch Phidias. Hamburg, Verlagsanstalt. M. 0,80. (Samml. wissensch. Vorträge.)

Lovatelli, Römische Essays. Autorisierte Übersetzung. Mit einem Vorwort von Eugen Petersen. Leipzig, Carl Reissner. VIII, 233 S. [Darin Thanatos; Amor und Psyche; Die Rose im Altertum; Parvula; Schlaf und Hypnotismus; Isiscult; Sonnenuntergang; Monte Pincio.]

Beurlier, De divinis honoribus, quos acceperunt Alexander et successores eius. Thesis. Paris, Thorin. 152 S. 8°.

—, Le culte impérial, son histoire et son organisation depuis Auguste jusqu'à Justinien. Paris, Thorin. 3 Bl., 357 S. M. 7,50.

Beaudouin, Le culte des empereurs dans la Gaule narbonnaise; 1er art. (Annales de l'Enseignement supérieur de Grenoble. T. III. no. 1.) [Dasselbe S A.: Grenoble, Allier père et fils. 74 S]

Boissier, La fin du paganisme. Etude sur les dernières luttes religieuses en Occident au IV. siècle. 2 vol. Paris, Hachette. VII, 464 u. 520 S. 15 fr.

Preuner, Jahresbericht üb. d. Mythologie a. d. J. 1876—1885. 4. H. (Jahresb. üb. d. Fortschritte d. klass. Altertumswissensch. Suppl.-Bd. [25. Bd.], 5. H) Berlin, Calvary. IV, S. 385-512.

Ausführliches Lexikon d. griech. u. röm. Mythologie, im Ver. m. Birt, Crusius, Deecke etc., herausg. v. W. H. Roscher, 19 Lfg. Leipzig, Teubner. 2. Bd. Sp. 161 bis 320. Lex. 8°.

Goerres, Studien zur griechischen Mythologie. 2. Folge. Berlin, Calvary. 283 S. (= Berliner Studien f. klass. Phil. u. Archäol. XII, 1.) M. 9,00.

Zipper, Mitologja Greków i Rzymian dla młodzieży, wyd. II. Lwów 1891. VIII, 216 S.

Schjött, Mythologiske studier. I Zeus. Athamas. Apollo. (Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandl. for 1891. No. 7.) Christiania, Dybwad. 19 S. 50 Öre.

Stützle, Das griechische Orakelwesen und besonders die Orakelstätten Dodona und Delphi. (2. Abteil.) Programm Ellwangen. 83 S. 4°.

Χρησμοὶ Σιβυλλιακοί, Oracula Sibyllina recensuit Al. Rzach. Leipzig, Freytag. XXI, 321 S. gr. 8°. M. 12,00.

Taylor, The Eleusinian and Bacchic mysteries: a dissertation; ed. with introd., notes, emendations and glossary by Al. Wilder; il. by A. L. Rawson. 4 ed. New York, Bouton. 5, 258 S. 8°.

Kraszenników, Rimskie municipaliye žrecy i žricy. Etnografičeskoe izsljedovanie. Peterburg. Nowoje Wremja. 1 Rub. 75 Kop. [Römische Municipalflamines.]

Stengel, Die Opfer für Flussgötter. (Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd 143, 449.)

Siemering, Behandlung der Mythen und des Götterglaubens bei Lukrez. (Progr. Tilsit. 18 S. 4°.)

Macdonald, Inscriptions relating to sorcery in Cyprus. (Proceedings of the Society of Biblical Archaeology, XIII, 4.)

Schmidt, Alte Verwünschungsformeln. (Neue Jahrb. f. Phil. u. Pädag. 143, 561.)

Lovatelli, Di una mano votiva in bronzo. (con tav.) (Monumenti ant. I, 2.)

Dupouy, Médecine et mœurs de l'ancienne Rome. Paris. 432 S. 18°. M. 3,50.

Puschmann, Jahresbericht über die Medicin bei den Griechen und Römern (Schl.) (Jahresber. üb. d. Fortschr. d klass. Altertumswissensch. 64, 321.)

c) Sprache.

Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. 2. Aufl. 2 Teile. Berlin, Dümmler. M. 2,80.

Die Verbreitung der griechischen Sprache im pontischen Küstengebiete. (Ztschr. d Ges. f. Erdkunde 24, 317.)

Fürst, Glossarium graeco-hebraeum od. der griechische Wörterschatz der jüdischen Midraschwerke. Ein Beitrag zur Kultur- und Altertumskunde. Strassburg, Trübner. 216 S. gr. 8°. M. 6,00.

Zur **Aussprache** des Altgriechischen. (Grenzboten 1891², 613.)

Müller, Der Philhellenische Verein und die Frage der Aussprache des Griechischen. (*Ἑλλας* 3, 403.)

Télfy, Die hellenische Aussprache in der ungarischen Akademie. (ebenda 3, 392.)

Modestow, Die Frage der griechischen Aussprache. St. Petersburg. 27 S. [russisch.]

Ferrette, La question du grec résolue. (*Ἑλλας* 3, 306.)

Télfy, Die Betonung des Hellenischen. (ebenda 1, 13.)

Audouin, Étude sommaire des dialectes grecs littéraire (autres que l'attique) Homérique, Nouvel-Jonien, Dorien, Éolien. Avec une préface par O. Riemann. Paris 1891. Klincksieck. 304 S. kl. 8°. (A. u. d. T.: Nouvelle collection à l'usage des classes XX.)

Σκία, *Περὶ τῆς Κρητικῆς διαλέκτου. Ἐν Ἀθήναις. Ἐκ τοῦ τυπ. Σακελλαρίου.* 1 Bl., 167 S.

Meister, Herkunft und Dialekt des griechischen Teiles der Bevölkerung von Eryx und Segesta. (Philologus 49, 607.)

Zuretti, Sui dialetti letterari greci. Torino, Bona. VI, 33 S. L. 1,50.

Boisacq, Les dialectes doriens Phonétique et morphologie. Thèse d'agrégation. Paris, Thorin. Liège, Vaillant-Carmanne. XII, 220 S. Fr. 6,00.

Hey, Semasiologische Studien. gr. 8°. 128 S. M. 3,20.

Murchau, Zur Etymologie griechischer Städtenamen Gymn. Brandenburg a H. Programm. 1891. 1 Bl, 16 S. 4°.

Meister, Drei böotische Eigennamen. (Kuhns Zeitschr. f. vergl. Sprach 31, 309.)

Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. Ein Versuch. Leipzig, Teubner X, 141 S M. 0,80.

Monceaux, Le Latin vulgaire, d'après les dernières publications. (Rev. d. deux mondes 106, 429.)

Bücheler, Altes Latein. (Rhein. Museum f. Philol. N. F. 46, 233.)

Studemund, Studien auf d. Gebiete des archäischen Lateins. 2. Bd. Berlin, Weidmann. VII, 436 S. M. 9,00.

Keller, Lateinische Volksetymologie und Verwandtes. Leipzig, Teubner. X, 387 S. — M. 10,00.

v. Semennoff, Etymologisches über einige römische Personennamen. München. 5 S.

Otto, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer ges. u. erkl. Leipzig, Teubner. 1890. XLV, 436 S. M. 10,00.

d) Poesie.

Bethe, Thebanische Heldenlieder. Untersuchungen über die Epen des thebanisch-argivischen Sagenkreises. Leipzig, Hirzel. VI, 191 S. M. 4,00.

Knaack: Marx, Griechische Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes. (Berliner philol. Wochenschr. X, 37.)

Müller, Die neueren Arbeiten auf dem Gebiete des griechischen Bühnenwesens. Eine krit. Übersicht. (Philologus, N. F. 6 Suppl., 1. Heft.)

Weissenfels, Die Entwickelung der Tragödie bei den Griechen. Gütersloh, Bertelsmann. 2 Bl., 85 S, 1 Bl. (= Gymn.-Bibl. H. 3.) M. 1,20.

II. Etrusker.

Duhn, Osservazioni sulla questione degli Etruschi. (Bull. di paletnologia XVI, 108.)

Lindenschmit, Das etruskische Schwert ... von Hallstadt. (Arch. f. Anthr. 19, 309.)

Seemann, Die Kunst der Etrusker nach den Forschungen unserer heutigen Wissenschaft als Suppl. zur allgemeinen Kunstgeschichte. Dresden, Hoffmann. 1890. 76 S. 26 lith. Taf. M. 6,00.

Bologna, Sepolcro etrusco. (Notizie degli scavi 1890. sett.)

Körte, I rilievi delle urne etrusche. Vol. II. Roma, tip. d. r. accademia dei Lincei 1890. VII, 141 S., 57 Taf. 4°.

III. Basken.

Rhys and **Webster,** The Celt-Iberians. (The Academy, Nr. 1012)

Piñol, Iberia protohistórica y rectificaciones de algunos hechos históricos, desde los atlantes, bereberes y otros pueblos . . . Valladolid, J. Pastor. 4°. Cuaderno 1. Páginas 1 á 96. 1 pes [Vollständig in 3 Heften.]

Bladé, Les Vascons avant leur établissement en Novempopulanie. (Rev. de l'Agenais. Mars. Avril.)

—, Les Vascons espagnols depuis les dernières années du VI[e] siècle jusqu'à l'origine du royaume Navarre. Agen, Lamy. 100 S.

—, Géographie historique de la Vasconie espagnole jusqu'à la fin de la domination romaine. (Rev. de Gascogne 1891.)

Stempf, Besitzt die baskische Sprache ein transitives Zeitwort, oder nicht? Bordeaux, Riffaud. 16 S. 8°.

Stempf, La langue basque possède-t-elle, oui ou non, un verbe transitif? Traduit de l'allemand avec quelques modifications. Bordeaux, impr. Riffaud. 15 S. 8°.

Victor Hugo et la langue basque. (Rev. de linguistique et de phil. comp. avril 1891.)

Saint Julien d'Antioche, pastorale en langue basque publ. conformément à un ms. appart. à la bibl. de la ville de Bordeaux (hrsg. v. Victor Stempf & Julien Vinson). Bordeaux, Moquet. 2 Bl., XX, 212 S., 3 Bl. (= Collection de pastorales basques No. I.)

Vocabulaire basque recueilli par un pèlerin de Saint Jacques en 1726. (Revue de linguistique et de philol. comp. april 1891.)

IV. Kelten.

1. Allgemeines.

a) Zeitschriften.

Revue celtique. Fondée par H. Gaidoz 1870—1885. Publiée sous la direction de H. d'Arbois de Jubainville ... avec le concours de J. Loth ..., E. Ernault ... et de plusieurs savants des îles britanniques et du continent. G. Dottin ... Secrétaire de la redaction. Tome XII. Paris, Bouillon 1891.

No. 1. Janvier: H. d'Arbois de Jubainville, Recherches sur la plus ancienne histoire des Teutons. — de la Villemarqué, Anciens Noëls bretons. — Stokes, The second battle of Moytura. — Thédenat, Noms gaulois, barbares ou supposés tels dans les inscriptions. — Nettlau, Notes on welsh consonants. — Mélanges: Textes irlandais publiés par E. Windisch. — H. d'A. d. J., Donnotaurus. — Reinach, Les Hyperboréens. H. d'A. d. J., Saint Denis portant sa tête sur la poitrine. — Bibliographie: H. D'A. d. J., Recherches sur l'origine de la propriété foncière et des noms de lieux habités en France. — Chronique.

No. 2. Avril: Nutt, Les derniers travaux allemands sur la légende du Saint-Graal. — Nettlau, Du texte irlandais intitulé Togail Bruidne da Derga et des récits qui s'y rattachent. — Thédenat, Noms gaulois, barbares, ou supposés tels, tirés des inscriptions. — Luzel, Sacramant ann nouenn, „L'extrême-onction", conte breton. — Mélanges: Loth, Acigné, Aguénéac. — Guaroimaou, Goariva.

— Hartwell Jones, Les romans d'Arthur — Bibliographie: Pinkerton, Vies des Saints d'Ecosse, nouvelle édition par W. M. Metcalfe. — Chronique.

No. 3. Juillet: de Barthélemy, Le monnayage du nord-ouest de la Gaule — d'Arbois de Jubainville, Comment le druidisme a disparu. — Stokes, Vie de saint Féchin de Fore. — Thédenat, Noms gaulois, barbares, ou supposés tels, tirés des inscriptions. — Nettlau, Notes sur les consonnes galloises. — Mélanges: Loth, Remarques sur les noms de lieu en ac en Bretagne. — Ledenes. — Chronique.

No. 4. Octobre: Ernault, Noms bretons des points dans l'espace. — Stokes, Seconde vision d'Adamnan. — Nettlau, Etude sur le texte irlandais du Togail Bruidne Da Derga. — Mélanges: Meyer, Mots que le vieil irlandais a emprunté au vieux norrois; à l'anglo-saxon; au latin; à l'ancien français. — Chronique. — Post-Scriptum. — Table, par E. Ernault des mots étudiés dans le tome XII de la Revue Celtique.

b) Aufsätze und Abhandlungen.

α) Äusseres Leben.

Schaaffhausen, Die Kelten. (Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Vereins d. Altertumsfreunde der Rheinlande am 1. Okt. 1891.) Bonn, Marcus.

de Tourville e **Demolins,** Les Celtes. — Leur installation. (Science sociale. 6. année. Tome XI, 379.)

Bertrand, Nos origines. La Gaule avant les Gaulois d'après les monuments et les textes. Seconde édition entièrement remaniée. Avec notes-annexes de Collignon, Hamy, Berthelot, Piette et Reinach. Accompagnée de 195 figures ou planches et de quatre cartes. Paris, Leroux. XV, 349 S., 4 Kart.

Waifs and strays of Celtic Tradition. Argyllshire Series. No. III.: Folk- and Hero-Tales. Collected, edited, translated and annotated by ... Mac Dougall. With an introduction by ... Nutt. London. Nutt. 8° XXIX, 311 S. — No. IV.: The Fians: Stories, Poems and Traditions of Fionn and his Warrior Band. Collected entirely from Oral Sources by John Gregorson Campell ... With Introduction and Bibliographical Notes by ... Nutt. XXXVII, 292 S.

Olivier, La mardelle de Moladier. (Annales Bourbonnaises, 5, 235.) ['étage sonterrain des premiers habitations gauloises'.]

Eck, Les deux cimitières gallo-romains de Vermand et de Saint-Quentin. Récit complet des fouilles faites durant les années 1885, 1886 et 1887. Paris, Leroux. Avec 1 Plan, 1 Planche ... et 20 Planches en noir. 311 S.

β) Inneres Leben.

Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France: la Gaule romaine. Revue et complétée sur le manuscrit d'après les notes de l'auteur, par C. Jullian. Paris, Hachette — Fr. 7,50.

Arbois de Jubainville, De quelques termes du droit public et du droit privé qui sont communs au celtique et au germanique. (Mémoires de la soc. linguistique de Paris 7, 286.)

Fitzgerald, Sur quelques origines de la tradition celtique. I. Sources historiques. (Rev. des trad. pop. 6, 193.)

Schuré, Paysages historiques de France. 4. Les Légendes de la Bretagne et le Génie celtique, Saint Patrice, Merlin, Taliésinn. (Rev. d. deux mondes 106, 864.)

Bechstein, Der Donon und seine Denkmäler. (Jb. f. Gesch., Spr, Litt. Elsass-Lothringens 7, 1.)

Zimmer, Keltische Beiträge 3. (Zeitschr. f. deutsch. Altertum. 35, 1.)

—, Keltische Studien. (Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 32, 2.)

Denis, Retour à la superstition dans les premiers siècles de notre ère. (Annales de la Faculté des Lettres de Caen 6, 1.)

Nutt, Les derniers travaux allemands sur la légende du Saint Graal. (Rev. Celtique 12, 1. 2)

Rhŷs, Studies in the Arthurian legend. Oxford, at the Clarendon press. VIII, 411 S.

---

d'Arbois de Jubainville, Les témoignages linguistiques de la civilisation commune aux Celtes et aux Germains pendant le V^{e} et

IVᵉ siècle avant J.-C. (Rev. arch. III série Mars, Avril) XVII, 187 S.

Schmidt, Zur keltischen Grammatik. (Indogerman. Forschungen. Bd. I, H. 1. u. 2.) Strassburg, Trübner. 2 Bl., 39 S. [auch Leipziger Ing. Diss. 1891.)

Holder, Alt-Celtischer Sprachschatz. Leipzig, Teubner. 1. Lief.: A — Atep-atu-s. 256 Sp. gr. °. Fr. 8,00.

Duplan, Patois de Bigorre. Langue primitive d'où toutes les langues celtiques se sont formées. Vocabulaire de six langues comparées, à l'usage des étudiants et des philologues étymologistes. Tarbes, Larrien. 129 S. à 6 col. — Fr. 5,00.

Pothier, Étude expérimentale de quelques mots antiques de l'époque préromane. (Mémoires de l'Ac. de Nimes. VII, 13.)

d'Arbois de Jubainville, Les noms gaulois chez César et Hirtius de bello Gallico ... avec la collaboration de Ernault et Dottin. 1. Série. Les composés dont rix est le dernier terme. Paris, Bouillon. XV, 259 S. — Mk. 4,00.

—, Les noms gaulois ... terme. (Revue archéologique, Juillet-Août, Sept.-Oct.) vgl. auch Revue critique, no. 49.

Thédenat, Noms gaulois barbares ou supposés tels tirés des inscriptions 12, 131, 254, 354.

d'Arbois de Jubainville, Recherches sur l'origine foncière et des noms de lieux habités en France. Paris 1890.

Williams, Die französischen Ortsnamen keltischer Abkunft. Ing. Diss. Strassburg. Strassburg, Heitz. 87 S. M. 2,00.

2. Iren, Gälen, Walliser.

Die **Bevölkerung** Irlands. (Deutsche Rundschau f. Geogr. 13, 468.)

Mac Lean, The Ancient Peoples of Ireland and Scotland considered. (Journ. of the anthr. Inst. of Great Britain 20, 154.)

Zimmer, Über die frühesten Berührungen der Iren mit den Nordgermanen. (Sitzungsber. d. Königl. preuss. Ak. d. Wiss. XVI.)

Rhys, The spread of Gaelic in Scotland. Being the Fifth Rhind Lecture. (The Scotish Review 17, 332.)

—, The peoples of ancient Scotland. Being the Fourth Rhind Lecture. (ebenda 17, 60.)

Moore, The Folk-Lore of the Isle of Man, being an account of its Myths, Legends, Superstitions, Customs and Proverbs. London, Nutt. (Isle of Man, Brown & Son.) X, 192 S. S. 1, 6.

Rhys, Manx Folk-Lore and Superstitions. (Folk-Lore 2, 284.)

Peacock, Notes on Professor J. Rhys Manx Folk-lore and Superstitions. (Folk-lore 2, 509.)

Shore, Characteristic Survivals of the Celts in Hampshire. (Journ. anthr. Inst. of Great Britain ... 20, 3)

Gaidoz, Ransom by Weight. (Am Urquell, 2, 2. 3. 4.) [Lösegeld durch Gewicht.]

Zimmer, Ossin und Oscar. Ein weiteres Zeugnis für den Ursprung der irisch-gälischen Finn-(Ossian-) Sage in der Vikingerzeit. (Zeitschr. f. deutsch. Altert. 35, 252).

White, An Irish Superstition. (Notes & Queries 12, 85.)

Mansergh, An Irish Superstition. (ib. 213.)

White, Irish Superstition. (ib. 245.) (ib. 362.)

C. C. B., Irish Superstition. (ib. 455.)

Gregor, The Horse in Scottish Folk-lore. (Extr. de Banffshire field club.) 10 S.

Musters, Superstitions du sud du pays de Galles. (Rev. des trad. pop. 6, 485.)

Nutt, The Study of Celtic in Scotland. (Academy, nr. 1010, 1011.)

Hayden, An introduction to the study of the Irish language Text, translation and glossary. Dublin, Gill. 74 S. — 2 sh. 6 d.

Gaidoz, Notes sur l'étymologie populaire et l'analogie en irlandais. (Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 32, 310.)

Meyer, Loanwords in early Irish. (Rev. celtique 12, 460.)

Moore, The surnames and place-names of the isle of Man, with an introduction by J. Rhys. London, Stock. [Ausf. Kritik v. Zimmer: Gött. gel. Anz. Nr. 18.]

K. [eegan], The restrictions and obligations of Cuchullaind. A heroic tale translated from the Irish, and now first published. (Fashion and Fancy. Saint Louis V. Mai 1891.)

Hyde, Beside the fire, a collection of Irish gaelic folk tales, with notes by Alfred Nutt. London, Nutt. 8°. LVIII, 203 S. 7 sh. 6 d.

Gaelic **Historical Songs.** (The Scotish Review 18, 301.)

Rhys, Welsh fairies. (The nineteenth Century 30², 564.)

Blind, Neue Funde von Volksmärchen in Shetland und Wales. (Voss. Zeit. 5—10.)

d'Arbois de Jubainville, Littérature épique de l'Irlande. Maladie de Cûchulainn et unique jalousie d'Émer (femme de ce héros). III. (Revue de linguistique et philol. comp. 24, 221.)

3. Bretonen.

Quellien, la Bretagne armoricaine C. R. par A. Dupuy. (Annales de Bretagne. VIe année, t. VI, n. 2. Janvier 1891.)

Le **Gonvello,** Vie populaire du pénitent breton Keriolet. (1602—1660) Vannes, Lafolye. 69 S.

Le Gall La Salle, L'Héritage de Jacques Ferruel, scènes de la vie agricole, illustrations de M. J. Even. Paris, Hachette. 223 S. [Haute-Bretagne.]

Le Gouvello, La Légende populaire de Keriolet. (d'après des recits bretons inédits.) Vannes, Lafolye. 80 S. (Extr. de la Revue des provinces de l'Ouest.)

—, La Légende de Keriolet dans le pays d'Aurais. (Rev. historique de l'Ouest 7².)

Sébillot, Légendes chrétiennes de la Haute-Bretagne. (Rev. de Bretagne, de Vendée et Anjou 5⁴.) suite (ib. 5⁶.) (ib. 6³.)

Lavenot, La légende du diable chez les Bretons du pays de Vannes, (Rev. des trad. pop. VI, 7–11.)

Chardin, Les Poissons fantastiques. I. Le Poisson Nicole. [Haute-Bretagne.] (Rev. des trad. 6, 142.)

—, Croyance bretonne. (ib. 6, 607.)

J **'Goélands'** in Brettagna [Sturmverkündende Möven.] (Archivio delle tradizioni 10, 124.)

Punech, Le Mabinogion et la légende galloise. (Annales de la Bretagne 4, 452.)

Loth, Remarques sur les noms de lieux en-ac en Bretagne. (Revue celtique 12, 386.)

Moal, Supplément lexico-grammatical au Dictionnaire pratique français-breton du colonel A. Tronde (éd. 1869), en dialecte de Léon. Landerneau, Desmoulins. V, 525 S.

Ernault, Noms bretons des points de l'espace. (Revue celtique 12, 413.)

Villemarqué, La poésie populaire dans la Haute-Bretagne. (Bull arch. de l'ass. bret. 7, 207.)

Chansons populaires bretonnes: Er Plah ionank tromperez: la jeune Fille parjure. (Rev. de Bretagne, de Vendée et d'Anjou 6, 232 f.) Er Plah diès de Zimécin: la fille difficile à marier par Yan Kerhlen. (ib. 422.) Hun ar mabik e Kraouck Bethleem: le Sommeil de l'Enfant. — Jésus dans la crèche de Bethléem par le Barde du Menez Bré. (ib. 5, 47.) L'Aguila-neuf ou la Quête des Etrennes par Yan Kerhlen. (ib. 149.) La belle Jeanette v. Dems. (ib. 239.) Petit Jean le bon garçon. Ders. (ib. 380). Chant pour l'installation de M. le chanoine d. Le Pon à Plougrescant (Côtes-du-Nord) par le Frère Barde du Menez Bré. (ib. 485.)

Gaidoz, Chansons populaires de la Basse-Bretagne XXV. (Mélusine V⁷.⁸.)

Ernault, Chansons populaires de la Basse-Bretagne. (Mélusine V¹⁰.)

Sébillot, Le Rossignol, chanson de la Haute-Bretagne. (Rev. des trad. pop. VI⁵, 277.)

—, chanson de la Haute-Bretagne. (ib. 77, 78.)

—, Renaud et ses femmes. [Haute-Bretagne.] (ib. VI¹.)

—, Contes de Marins recueillis en Haute-Bretagne. (Archivio 10, 103, 169.)

—, Contes . . . S. A. 8°. 60 S.

Luzel, La femme du Diable, conte breton. (Rev. de Bretagne et d'Anjou V².)

La Villemarqué, Anciens noëls bretons. (Rev. celtique 12, 20.)

Leroux, Rapports entre la musique bretonne et la musique orientale. (Rev. de Bretagne, de Vendée et d'Anjou 5³.)

V. Romanen.

1. Allgemeines.

Revue des langues romanes. Publiée par la société pour l'étude des langues romanes. IV. Série, 5. tome. (tome XXXV. de la collection.) Montpellier, au bureau ... de la société; Paris, Maisonneuve 1891.

V, 1: Exilac, Lou Ron pouétsicou. Fragman doù 7mou chant. (Dialecte de Saint-Maurice-de l'Exil) (Isère). — Fourès, Poésies lauragaises. — Blanc, Vocabulaire provençal-latin. — Chabaneau, Fragment d'un chansonnier provençal. — Söderjheim, La dama sanza mercede, version italienne du poème d'Alain Chartier: La belle dame sans mercy. — Ménage, Lettres à Magliabecchi et à Carlo Dati, publiées par L.-G. Pélissier. — Pélissier, Notes pour les lettres de Dom de Vic — Bibliographie. — Necrologie.

V, 2: Camus, Notices et extraits des manuscrits français de Modène. — Fourès, Les jeux des enfants en Lauraguais. — Ders., Voucabulari anatoumic e de las malautios del Lauragués. — Jourdanne, Jammeto. — Brissaud, Chant de noces de l'Agenais. — Blanc, A propos de l'expédition en Sardaigne de Guillaume II, vicomte Narbonne. — Castets, Il Fiore et ses critiques. — Chronique. — Errata

V, 3: Pélissier, Les amis d'Holstenius. — Chabaneau, La langue et la littérature du Limousin. — Roque-Ferrier, Une poésie montpelliéraine de Théodore Hipert. — Marchot, Etymologies liégeoises (suite). — Harvey, L'état de la population française du Canada. — Bibliographie. — Périodiques. — Chronique. — Errata.

V, 4: Novati, Nouvelles recherches sur le roman de Florimont. — Pelissier, Les Amis d'Holstenius. — Revillout, La Légende de Boileau. — Lagarenne, Quatre fables de Lafontaine en saintongeais. — Blanc, Le groupe et de Sanctus — Constans, A propos d'un compte rendu du Roman de Thèbes. — Pélissier, Manuscrits provençaux de Marseille. — Ders., Épitaphe anacyclique de Richelieu. — Bibliographie. — Errata — Table des matières.

Iserloh, Darstellung der Mundart der delphinatischen Mysterien. Bonn. Inaug.-Diss. Univ.-Druckerei v. Georgi. 61 S., 1 Bl.

Barth, Laut- und Formenlehre des Waldensischen. Ing.-Diss Bonn

Meyer, Le langage de Die au XIIIe siècle. (Romania 20, 70.) [Vgl Censier de l'évêché de Die, à Die, Montmaur et Aurel. Document du XIIIe siècle, en langue vulgaire, annoté et publié par J. Brun-Durand. Lyon, Brun 1890. 71 S. (Extrait du Bull. de l'académie delphinale. 4e série, t III.)]

Bos, Glossaire de la langue d'Oïl. (XIe — XIVe siècles.) Paris, Maisonneuve ...) XX, 466 S.

Suchier, Le Français et le provençal. Traduction par P. Monet. Paris, Bouillon. IX S., 1 Bl, 224 S. [Org. im Grundriss d. rom Philol. Bd. I.]

Wesemann, Über die Sprache der altprovenzalischen Handschrift Acq. nouv. Franç. No. 4138 der Bibliothèque Nationale zu Paris. Ing.-Diss. Halle. 43 S.

Restori, Litteratura provençale. Milano. Hoepli. VIII, 220 S.

Kalepsky, Von der Negation im Provenzalischen. (Progr. II. höhere Bürgerschule Berlin.) 26 S., 1 Bl. [auch Ing.-Diss. v. 14. März 1891.]

Chabaneau und Reynaud, Légendes pieuses en provençal de XIIIe siècle. (Revue des langues romanes 4.)

Doncieux, La Pernette, origine, histoire et ristitution critique d'une chanson populaire romane. Paris. 52 S. [= Sep.-Abdr. aus: Romania 20, 86.]

P. M., Les trois Maries, cantique provençal du XVe siècle. (Romania 20, 139.)

2. Spanier und Portugiesen.

Die **Balearen.** In Wort und Bild geschildert. 7. Bd. Die eigentlichen Balearen. Leipzig, Brockhaus. 463 S.

Die **Insel Menorca.** II. Specieller Teil ebenda. 4°.

Chabás, Los Mozárabes valencianos. (El Archivo. Valencia. 5, 6.)

Fernández y González, Ampliación sobre los Mozárabes valencianos. (ebenda 28.)

Mélida, La Torre inclinada da Zaragoza. (ebenda 5, 240.)

Pérez de la Sala, Costumbres españolas en el siglo XVII. (Revista de España 134, 425, 524; 135, 192, 830.)

Cadie, Impôt du sang dans les Pyrénées. (Rev. des Pyrénées 3, 1041.)

Blutsteuer in den Pyrenäen. (Tägl. Rundschau, No. 197.)

Vidart, Las coridas de toros. (La España moderna, Abril, pág. 69.)

Simonet, La Mujer árabigo-hispana. (El Archivo 5, 265.)

Romero, Médicos y jueces. (Revista de España. Agosto.)

Flaubert, La Leyenda de San Julián Hospitalario. (España nuova, Abril. p. 150.)

Adivinaçoes (O Elvense, n. 1062. 12. apr.)

d'Almada y Soreiro de Brito, Collecção de requebros ou remates de algunas modas de roda. (O Elvense XI, 14. Mai.)

Basset, Le pont de Misarella (Portugal). (Rev. des trad. pop. 6, 490.)

Bell, Gramática de la lengua castellana destinada al uso de los Americanos. Edicion hecha sobre la última del autor con extensas notas y con copioso indice alfabético de D. Rufino José Cuervo. Paris, Roger y Chernoviz VIII, 364 u. 112 S.

de Mugica, Gramática del castellano antiguo. Primera parte. Fonética. Leipzig, Reisland. VI, 86 S.

Baist, Die arabischen Laute im Spanischen. (Romanische Forschungen IV, 3, 345.)

Lenz, Zur spanisch-amerikanischen Formenlehre. (Zeitschr. f. rom. Philol. 15, 518.)

Dietrich, Les parlers créoles des Mascareignes. (Romania 20, 216.)

Schuchardt, Kreolische Studien. IX. Über das Malaioportugiesische von Batavia und Tugu. (= Sitzungsber. d. Ak. d. Wiss.) Wien, Tempsky, 256 S. M. 4,50.

de Rato y Hevia, Vocabulario de las palabras y frases bables que se hablaron antiguamente y de las que hoy se hablan en el principado de Asturias, seguido de un Compendio grammatical. Madrid, Hernandez 1891. XXV, 147 S., 1 Bl.

Escrig y Martinez, Diccionnario valenciano castellano ... y un ensayo de ortografía lemosino-valenciana, por una Sociedad de literatos, bajo la direccion de D. Constantino de Llombart. Cuaderno 20. (Paginas 801 à 840.) Valencia, Paschal Aguilar. 4°. 1 y 1,25.

Caballerio y Rubio, Diccionnario de modismos, voces populares y frases hechas puramente castellanas; ... primero y único de su género en España, coleccionado y explicado. Cuaderno 2. [paginas 25 à 48.) Madrid, F. Garcia Herrero. En 4° mayor, à 2 columnas. 0,50 y 0,75.

Skarbi, Monografia sobro los Refranes, Adagios y Proverbios Castellanos y las obras ó fragmentos que expresamente tratan de ellos en nuestra lengua, obra premiada. Madrid, Huèrfanos. 414 S.

Valbuena, Ripios vulgares. 260 S. 3 y 3,50.

de Castro, Curiosidades linguisticas. (España nuova. Marzo.)

J. L. de V., Nomes populares dos dedos da mão. (Revista Lusitana II, 181.)

Pires, Calendario rural (ib. II, 120.)

Cels Gomis, Botánica popular ab gran nombre de confrontacions ... Barcelona, Alvar Verdaguer (157 S., 1 Bl.) = Folk-Lore Catalá. Biblioteca popular de la associació d'excursions catalana. vol. IV.

Pires, Tradiçoes portuguezas: Conceito popular da Sereia. (Archivio delle trad. pop. 10, 119,)

de Vasconcellos, Poesia amorosa do povo portuguez. Lisboa, Carvalho. 144 S.

Folk-lore portuguez: romance. (O Elvense 5. 9. Apr. 1891.)

de Vasconcellos, Estudos sobre o Romanceiro peninsular. (Revista Lusitana 2, 156.)

Pagès, La Version catalane de l'Enfant sage. (Études rom. déd. à G. Paris. 181—194.)

Pires, Cantos populares do Alemtejo recolhidos da tradição oral. (A Sentinella da Fronteira. Elvas. An. XI, 5. Apr. — 1. Sept.)

—, Cantos populares alemtejanos: remates ou requebros. (O Elvense XI.)

—, Cantos populares do Minho. (ib.)

—, Cantos populares do Douro. (ib.)

—, Cantos populares de Traz-os-Montes. (ib.)

—, Os cinco sentidos. [Volkslied aus Traz-os-Montes.] (ib. 28. Mai.)

Siles, Sonetos populares. Madrid, Hernández. 30 S. 1 y 1,25.

Meyer, Nouvelles catalanes inédites. (suite et fin.) (Romania 20, 193, 581.)

de Puimaigre, Les vieux auteurs castillans. Histoire de l'ancienne littérature espagnole. 2. série. Paris, Savine. 322 S. fr. 3,50.

3. Nord- und Südfranzosen.

a) Äusseres Leben.

Hoefft, France, Franceis und Franc im Rolandsliede. Ing.-Diss. Strassburg, Trübner. 74 S. gr. 8°. M. 2,00.

Levasseur, La population française. Histoire de la population avant 1789 et démographie de la France comparée à celle des autres nations au XIX[e] siècle préc. d'une introduction sur la statistique. T. 1—3. Paris, Rousseau 1889—1892. 3 Bde. I. 1889. (2 Bl., XLVII, 468 S., 3 Kart.) II. (1891. 3 Bl., 533 S., 3 Tab.) III. 1892 (2 Bl., 569 S., 1 Tab.)

Richet, La dépopulation de la France. (Rev. scient. 1891[1], 145.)

—, L'accroissement de la population française. (ebenda 518).

de Varigny, La dépopulation de la France. (ebenda 1891[1], 144.)

Frankreichs **Entvölkerung.** (Tgl. Rundschau[B] 1174.)

Die **Bevölkerung** der Kanalinseln. (Globus 60, 176.)

de Claparède, Die Insel Porquerolles. [Hyèrische Inseln.] (Bull. Soc. Neuchateloise de Géogr. VI.)

Boissonade, Essai sur la géographie historique et sur la démographie de la province d'Angoumois du dix-septième siècle au dixneuvième. Angoulême, Coquemard.

Gould S. Baring, Im Troubadour-Land: A Ramble in Provence and Languedoc. Illustrated by J. E. Roger. 8°. 340 S. London. Allen. 22 sh. 6 d.

Gaidoz, Die französischen Thäler Piemonts. (Globus 59, 3.)

Lapouge, Cranes Modernes de Montpellier. (L'Anthropologie II. 1.)

Die künstliche **Verunstaltung** der Köpfe in Europa. (Globus 59, 118.)

Loubier, Das Ideal der männlichen Schönheit bei den altfranzösischen Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts. Halle, Kaemmerer & Co. Ing.-Diss. 1890. 142 S., 1 Bl.

Voigt, Das Ideal der Schönheit und Hässlichkeit in den altfranzösischen Chansons de geste. Ing.-Diss. Marburg. 61 S.

Egli, Über eine Genfer Thonlampe mit dem Symbol des Fisches. (Anz. schweiz. Altertumskunde No. 4.)

de Verneilh, Causeries archéologiques. — Sarlat et ses vieilles maisons. (Bull. d. l. soc. hist. et archéol. du Périgord 18, 278.)

Le Carquet, Les Chapelles. I. Les clefs de saint Tujen, préservant de la rage. (S. A. Bull. d. l. Soc. archéol. de Finistère.) Quimper, Contonnte. 8°. 15 S.

Meyer, Die Stände, ihr Leben und Treiben, dargestellt nach den altfranzösischen Artus- und Abenteuerromanen. (= Ausgaben und Abhandl. a. d. Gebiete d. roman. Phil. No. 79.) M. 3,50.

Bernier, Essai sur le tiers état rural, ou les paysans de Basse-Normandie au XVIII[e] siècle Thèse. XVI, 317 S. Mayenne, Nézan.

Brutails, Étude sur la condition des populations rurales du Roussillon au moyen âge. Paris, Imp. nat. 1891. XLIV, 314 S. — M. 7,50

Ledieu, Les vilains dans les œuvres des trouvères. Paris, Maisonneuve. 1890. (= Collect. intern. de la Tradition. VIII.) 8°. VII, 114 S. Fr. 3,00.

Les anciennes **mesures** de Cambrai et du Cambresis. (Mém. d. l. soc. émul. Cambrais. 46, 33—52.)

b) Inneres Leben.

α) Recht und Sitte.

Baist, Le duel juridique depuis son origine et dans la chanson de Roland. (Romanische Forschungen 5[2].)

Pasquier, Coutumes municipales de Foix sous Gaston Phoebus, d'après le texte roman de 1387. Toulouse, Privat. 46 S. 8°.

Bourciez, Les mœurs polies et la littérature de cour sous Henri II. Paris. 487 S.

Daudet, Costumbres de Paris. (España nuova. Febrero. pag. 51.)

Folk-Lore parisien: Harou, Miettes de Folklore parisien. XIV. (Rev. des trad. pop. 6, 21.) VII. Blason populaire au XVII. siècle. (ib. 494.) XV. Certeux, Les Messes. (ib.

533.) XVI. Chéquillaume, Voirie de Paris. (ib. 534.) XVIII. Certeux, Les Epouvantails des enfants. (ib. 663.)

Bourchenin, Contribution au Folk-lore du Béarn. (ib. 6, 108, 732.)

Noguès, Les mœurs d'autrefois en Saintonge et en Aunis. Saintes, Secrétariat de la Commission des Arts. 8°. VIII, 177 S. Fr. 3,50.

Fertiault, Les Charivaris. V. Le Charidane en Saintonge. (Rev. des trad. pop. 6, 429.)

Orain, Curiosités, croyances et superstitions de l'Ille-et-Vilaine. Rennes, Oberthür. 16 S.

Rosapelly, Au pays de Bigorre. Us et coutumes. Paris, Champion. 92 S. M. 2,50.

Morel-Retz, Une Coutume dijonnaise. (Rev. des trad. pop. 6, 565.)

Pérot, Les vieux usages du Bourbonnais. I. Le Bourlois. Les Coqs en pâte. (Rev. des trad. pop. 6, 685.)

de Lazarque, Folk-lore de Lorraine. (ib. 6, 6.)

Mason (Amelie Gear), The Women of the French Salons. 8°. 286 S. 25 S.

Franklin, La vie privée d'autrefois. Arts et métiers, modes, mœurs, usages des Parisiens du XII^e^ au XVIII^e^ siècle d'après des documents originaux ou inédits. Paris, Plon, Nourrit et C^ie^.
1. Les médicaments. 269 S.
2. Variétés gastronomiques. 280 S.

Robinson, Private Life in France in the Fourteenth Century. (The Fortnightly Review 50, 244.)

Descubes, Coutumes de Mariages. IX. Corrèze. (Rev. des trad. pop. 6, 615.) [Hochzeitsbrauch in Argentat.]

Henninger, Sitten und Gebräuche bei der Taufe und Namengebung in altfranzösischen Dichtungen. Halle, Kaemmerer. Ing.-Diss. 87 S.

Momméja, Les plates-tombes du moyen-âge. Essai d'esthétique archéologique. (Bull. archéol. et hist. d. l. soc. arch. de Tarn-et-Garonne XVIII, 189.)

Spitzer, Französische Kulturstudien. 1. Beiträge zur Gesch. des Spieles in Alt-Frankreich. Heidelberg, Winter. 54 S. M. 1,60. [auch Ing.-Diss. Heidelberg.]

La **festa** di maggio in Arras. (Archivio delle trad. pop. 10, 276.)

Piaget, La Cours amoureuse dite de Charles VI. (Romania 20, 417.)

β) Glaube und Aberglaube.

αα) Frommer Glaube.

Sabarthés, Le pèlerinage et le culte des Saints avant la Révolution dans le Narbonnais. (Rev. des Pyrénées 3, 18.)

Fertiault, La Prière du Cathère en Champagne. (Rev. des trad. 6, 493.)

Binder, Saint Blaise IV. (Rev. des trad. 6, 479.)

Mistral, Le Légende de sainte Anne. (ib. 6, 528.)

Sébillot, Légendes chrétiennes de la Haute-Bretagne (Rev. de Bretagne de Vendée et d'Anjou 5, 322, 329, 370, 380, 479, 484; 6, 69, 239, 482.)

Doncieux, Le Cycle de sainte Marie-Madeleine dans la chanson populaire. (Rev des trad. 6, 257.)

Lavenot, La Légende du Diable dans le pays de Vannes. (Rev. des trad. 6, 166.)

Arnaudin, Quelques usages de la Semaine sainte. II. Dans les Landes. (ib. 330.)

Le Bournislen, Le premier dimanche de Carême. II. Dans l'Artois et Boulonnais. (ib. 309.)

Morin, Fontaines guérissantes de l'Aube. (ib. 607.)

de la Porterie, La Fontaine de saint Jean-Baptiste à Lussagnet (Landes). (ib. 560.)

Renier, L'erba prodigiosa di S. Giovanni. (Archivio delle trad. pop. 10, 73.)

de la Chenelière, Les Charités en Normandie (Rev. des trad. 6, 423.) [Eine Brüderschaft.]

ββ) Heidnisches und Aberglaube.

Morillot, Transformation et remplacement des monuments du paganisme en Bourgogne. (Bull. de l'hist. religieuse de Dijon 9, 197, 257, 277.)

—, Une idole dans une source. (ib. 295.)

Florus, Monuments mégalithiques de la région du Rê-de-Sol. (Annales Bourbonnaises 5, 334.)

Plytoff, Les sciences occultes. Paris. 8°. avec 174 fig. Fr. 3,50.

Morin, Oraisons superstitieuses interdites au XVI^e^ siècle. (Rev. des trad. 6, 691.)

Pellisson, Superstitions béarnaises. (ib. 154.)

Le Carguet, Superstitions du Cap-Sizun. IV. La Malechance. V. La Semaine blanche. VI. Le Phares. (ib. 659.)

Traditions et superstitions du Dauphiné. (ib. 149, 307.)

Fouju, Coutumes de Noël etc. Les bêtes parlent. (ib. 726.) [aus Châteaudun.]

Blacque, Seconde vue et intersignes. III. Enterrement vu à l'avance. (ib. 398.)

de Lazarque, Folk-Lore de Lorraine: la Massue. (ib. 363.)

Sébillot, Traditions et superstitions de la Boulangerie. Paris, Lechevalier. 30 Bl., 70 S., 1 Portr.

Saint-Marc, Traditions, Proverbes et Dictons Poitevins. Saint-Maixen, Reversé. 1890. 23 S.

Thuriet, Traditions populaires du Doubs. Paris, Lechevalier. 8°.

Schiavo, Fede i superstizione nell' antica poesia francese. (Zeitschr. f. roman. Phil. 15, 289.)

Sébillot, Traditions et superstitions du Bas-Languedoc. (Rev. des trad. 6, 548.)

Bouchenin, Contribution au Folk-Lore du Poitou. (ib. 570.)

Reymond, Traditions et superstitions de la Provence. (ib. 601.)

Meyrac, Traditions, légendes et contes des Ardennes. Charleville, Ardennais. 612 S. Fr. 10,00.

Orain, Curiosités, croyances et superstitions de l'Ille-et-Vilaine. Laillé. Rennes, Oberthür. 16 S.

γγ) Hexenwahn.

Fournier, Une épidémie de sorcellerie en Lorraine au XVI[e] et XVIII[e] siècles. (Annales de l'Est 5, 228.)

Blanchard, Sorcellerie dans les Hautes-Alpes. (Rev. des trad. 6, 248.)

Durieux, Sorciers et Sorcières à Cambrai. (Mém. soc. émul. Cambrai 46, 119.)

Badel, D'une sorcière qu'aultrefois on brusla dans Saint Nicholas. Nancy, Berger, Levrault et C[ie].

Millien, Le bon Dieu de Saint-Georges. Histoire d'un sorcier. (Rev. des trad. 6, 667.)

δδ) Volksmedicin.

Salmon, Remèdes populaires du moyen âge. (Études rom. dédiées à G. Paris, 253.)

Manheimer, Etwas über die Ärzte im alten Frankreich. (Romanische Forschungen 6, 581.)

Broussolle, Médecins et chirurgiens dijonnais au XVIII[e] siècle. (Rev. bourgignonne de l'enseign. supér. tome 1. no. 1.)

de Launay, Médecine superstitieuse. IV. En Anjou. (Rev. des trad 6, 422.)

εε) Sagen.

Ploix, Le surnaturel dans les Contes populaires. Paris, Leroux. IV, 211 S. Fr. 3,50.

Foujou, Les Précurseurs de nos études. VII. Légendes normandes du musée de Dieppe. (Rev. des trad. 6, 415.)

Mushacke, Das Elfenreich im französischen Epos . . . Krefeld, Gymn.-Progr.

Chardin, La Danse des fées. I. Ile de France. (Rev. des trad. 6, 530.)

Bon, La Danse des fées, légende d'Auvergne. (ib. 183.)

Chardin, Mélusine en Champagne. (ib. 296.)

Harou, Origine des roses mousseuses, légende d'Anvers. (ib. 182.)

Foujin, Légendes et superstitions préhistoriques. VII. Pierre de St. Martin d'Assevilliers. VIII. Les pierres qui tournent. [Eure et Loire.] (ib.)

Courthion, Légendes valaisannes. (ib. 345.)

Destriché, Les Roseaux qui chantent. (ib. 500.)

Lefebvre, La Légende du trou sans fond. (ib. 616.)

Marchot, L'histoire de la voix qui revient. (ib. 678.)

Pineau, Les Ponts du Diable: Le pont de Gençay. (ib. 403.)

Ortolan, Les Ponts (suite): Légende du pont de la Calade à Saint-Raphaël. (ib. 359.)

Sébillot et **Lebrun,** Le Peuple et l'histoire. VI. La Légende napoléonienne. (ib. 6, 385, 605.) VII. Sébillot, 1815—1886. (ib. 531.)

Brueyre, Le Petit Homme rouge et Napoléon. (ib. 25.)

Chasles, Légendes beauceronnes. Chateaudun, Lecesne.

Seves, I soursiers, leggenda delle Alpi Cozie. (Le cento città italiane. Suppl. al Secolo XXVI, no. 8970.)

Lutel, La Légende de Champagne. Paris, Lemerre.

Le Bourdellès, La légende du Toul-ar-serpant. (Société Archéol. du Finistère. XVII. 8. 9.)

Lonail, Le mené et sa légende. (Rev. des provinces de l'Ouest 1, 8.)

γ) Die Sprache.

αα) Allgemeines.

Claus, Die geographische Verbreitung der französischen Sprache. (Sep.-Abdr.) Tübingen, Fues. 21 S. gr. 8°. M 0,80.

Hovelacque, Les limites de la langue française. (Rev. de linguistique et de phil comparée. Juillet.)

Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. 1. Teil: Die Sprachgrenze im Jura. Basel und Genf, Georg. VII, 80 S., 1 Kart. M. 3,00.

Die romanische **Sprache** der Westschweiz. (Schweizerische Rundschau.)

Vinson, La langue française en Indo-Chine par A. Aymonier. (Rev. de linguistique et de philol. comparée. Avril 1891.) [vgl. Rev. scientif. 1, 289, 328.]

Dietrich, Les parlers créoles de Mascareignes. (Romania 20, 216.)

Französisch-arabische Mischsprache in Algerien (Globus 59, 62.)

Legendre, La langue française au Canada. Quebec-Darveau petit. 179 S.

Kassewitz, Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen. Ing.-Diss. Strassburg. 119 S.

Leithäuser, Gallicismen in niederrheinischen Mundarten. I. Realgymn.-Progr. Barmen.

Keiper, Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmunde. Progr. Zweibrücken.

Hatzfeld et **Darmsteter,** Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVII^e siècle jusqu'à nos jours. Fasc. 6. Paris, Delagrave. Fr. 1,00.

Espagnolle, L'origine de notre vieille langue ou du galou. „Spécimen de cet ouvrage". Paris, Mersch. 46 S.

Matzke, Dialektische Eigentümlichkeiten in der Entwickelung des mouillierten l im Altfranzösischen. (Publ. of the mod. lang. assoc. of America V, 2.)

Garrigou, Observations de Linguistique. (Rev. des Pyrénées 3, 853.)

ββ) Einzelne Dialekte.
[alphabetisch geordnet.]

Revue des patois gallo-romains. Recueil trimestriel publié par Gilliéron et Rousselot. Tome IV. Paris, Welter. 1891.

No. 13. (Janvier): Passy, Patois de Sainte-Jamme (Seine-et-Oise). — Marchot, Les patois du Luxembourg central. — Dion. Patois de Lachaussée (Meuse). — Rabiet, Lettre de Jean Tiercelet sur le chemin de fer de Châtillon à Besançon. — Edmont. Lexique Saint-Polois (suite). — Chronique.

No. 14 et 15. (Avril-Juillet): Patois de Cellefrouin. Etude expérimentale des sons. L'abbé Rousselot. (Les modifications phonétiques du langage étudiées dans le patois d'une famille de Cellefrouin [Charente]).

No. 16. (Octobre): Rousselot, La Méthode graphique appliquée à la recherche des transformations inconscientes du langage. — Koschwitz, La Phonétique expérimentale et la Philologie franco-provençale. — Camélat. Le Patois d'Arrens. — Roussey, Le conte le Jean qui danse (Patois de Bournois, Doubs). — Edmont, Lexique Saint-Polois (suite). — Chronique. — Tables.

Gilliéron, Remarques sur la vitalité phonétique des patois. (Études rom. déd. à G. Paris, 459.)

Caro, Syntaktische Eigentümlichkeiten bei der französischen Bauernsprache im roman champêtre. Berlin, Mamroth. Ing.-Diss. 41 S., 1 Bl.

Horning, Zur Lautgeschichte der ostfranzösischen Mundarten. (Zeitschr. f. roman. Philol. 14, 376.)

Bigarne, Patois et Locutions du Pays de Beaune. Contes et légendes. Chants populaires. (Paroles et Musique.) Beaune, Batault. XIX, 250 S., 1 Bl., 21 S. Noten.

Uchard, Les lamentations d'un pauvre laboureur de Bresse. Poème en patois bressan du XVII^e siècle, édité avec une introduction et un glossaire par Ed. Philipson. Paris, Welter. 50 S.

Schwob, Le jargon des Coquillars en 1455. (Mémoires de la Soc. de linguistique de Paris VII. 3.)

Chapuis, Récit en patois des Crans [Jura]. (Rev. de phil. franç. et prov. 4, 3.)

Gauchat, Le Patois de Dompierre. Thèse. Zürich. 70 S., 2 Taf. [auch in: Zeitschr. f. roman. Philol. 14, 397 mit Karte.]

Guérin, Textes en patois de l'île d'Elle (Vendée). (Rev de phil. franç. et prov. 4 [3]).

Dagnet, Le patois fougerais (dialecte hautbreton). Essai de grammaire. Laval, Bonnieux. 90 S.

Fleury, Essai sur le patois normand de la Hague. Pétersbourg, 1886. (2 Bl., IV S.,

1 Bl., 368 S.) [Supplement u. d. T.:] La presqu'île de la Manche et l'archipel anglo-normand. Essai sur le patois de ce pays. Supplem. ... par Fleury. Paris, Maisonneuve, 1891. (1 Bl, 56 S.) [S. A. aus: Mém. de la Soc. de Cherbourg.]

Ferrand, Termes du patois de Jons. (Isère) (Rev. de phil. franç. et prov. 4³.)

Villefranche, Essai de grammaire du patois lyonnais. Bourg, Impr. Villefranche. XXI, 309 S., 1 Bl.

Nizier du Puits pelu, Dictionnaire étymologique du patois lyonnais. 5 fasc. Lyon, Lechevalier.

Dagüet, Le Patois Manceau. Telqu'il se parle entre Le Maus et Laval. Étude sur les Sons, les Articulations et les Mots particuliers au Manceau, et la Phraséologie Mancelle. „Houbilles et Birouilles". Nouvelle, en patois manceau p. Amand Dagüet. Laval, Bonnieux. 1 Bl., XIII, 180 S.

Bonnardot, Trois textes en patois de Metz: Charte des chaiviers; La grosse enwaraye; Une figuve recreative. (Etudes rom. ded. à G. Paris, 331.)

Jouancoux et **Devauchelle,** Etudes pour servir à un glossaire étymologique du patois picard. 4°. 228 p. Amiens, imp. Jeunet. Fr. 7,00.

Logie, Some peculiarities of gendre in the modern Picard dialect. (Modern language notes 6².)

Rivière, Patois de St.-Maurice de l'Exil, Loucayion de Plitoncourt. (Rev. de philol. franç. et prov. 4⁴.

de Vinols, Vocabulaires patois vellavien-français et français-patois vellavien, publiés par la Société d'agriculture, sciences, arts et commerce du Puy. Le Puy, Prades-Freydier. 211 S.

Fertiault, Dictionnaire du language populaire verduno-chalonnais, lettre C. (Rev de philol. franç. et qrov. 4. 4.)

γγ) Namen.

Devaux, Etymologie des noms de Septème, Oytier et Diemoz [Isère]. (Bull. d'hist. ecclés. et d'arch. de Valence, Grenoble et Viviers. 11, 177.)

Bourlier, Glossaire étymologique des noms lieux du département de la Côte d'or. (Bull. d'histoire religieuse de Dijon 9, 245.)

Ricouart, Etudes sur les noms de lieux du Pas-de-Calais (Mém. de l'acad. d. sciences, l. e arts d'Arras 2. XVIII.)

Rébouis, Des prénoms usités au moyen-âge dans la region Garonnaise. Raymond VII et Castelsarrasin. (Bull. archéol. de Tarn-et-Garonne XVIII, 289.)

Les **prénoms** d'hommes et de femmes [du compte de la Balme]. (Soc. Savoisienne d'histoire et d'archéologie 30, 393.)

Prénoms de femmes à Chaumont. (ib. 452.)

Zimmer, Beiträge zur Namenforschung in den altfranzösischen Arthurepen. (Zeitschr. f. franz. Spr. u. Litt. XIII, H. 1—3.)

Keiper, Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund. 2. verm. und verb Aufl Kaiserslautern, Gotthold. 88 S. M. 1,00.

Il **nome popolare** di un carnefice nella Riviera Francese. (Arch. delle trad. pop. 10, 124.)

Sacaze, La flore populaire de Luchon. (Revue des Pyrénées 3, 105.)

Joret, Bibeux. [Name der Daucus carota im pays de Bray.] (Romania 20, 286.)

Chamberlain, Folk-etymology in Canadian French. (Modern language notes 6⁴.)

Langlois, Adserum, innoctem, demane. (Romania 20, 285.) [zur Erklärung des Patois im dép. de la Meuse.]

Geijer, Cabaret ['tête de bélier'] (Romania 20, 462.)

δδ) Sprichwörter und Redensarten.

S.[ébillot], Proverbes. (Rev. des trad. pop. 6, 436.]

Haron, Proverbes liégeois. (ib. 6, 485.)

Thuriet, Proverbes judiciaires. Paris. Lechevalier. XII, 181 S. Fr 10.00.

Rosières, Ancienneté de quelques locutions usuelles. (Rev. des trad. 6, 321.)

Matile, Explication de quelques proverbes et locution de la langue française. (Taalstudie 11.)

Dulac, Un dicton gascon dans Montaigne: Bouha prou bouha. Réponse aux solutions de l'abbé L. Louture. Tarbes. 18 S.

Gridata dei venditori di pomi in Normandia (Arch. trad. pop 10, 124.)

Delboulle, Avoir des crignons, des grésillons ou des grillons dans la tête. (Romania 20, 287.)

Bézier, Blason populaire de la Loire-Inférieure. (Rev. trad. pop. 6, 368, 618.)

δ) Poesie.

αα) Allgemeines.

Paris, Les origines de la poésie lyrique en France. (Journ. des savants. Décembre.)

Ducros [= Recension von Jeanroy], Les origines de notre poésie lyrique. (Rev. pol. et litt. 1891 1, 27.)

Tiersot, Histoire de la chanson pop. en France. (Zeitschr. f. frz. Sprache u. Litt. 12.)

Naetebus, Die nichtlyrischen Strophenformen des Altfranzösischen. Ein Verzeichnis, zusammengestellt und erläutert. Leipzig, Hirzel. 227 S. 8°. 1 Tab. fol. M. 5,00.

ββ) Lieder.

Crane, Chansons populaires de la France. A selection from French popular ballads ed. w. introd. a. notes. New York, Putnam's sons (1891). (2 Bl., XXXIX, 282, VII S.) = Nuggets, Knickerbocker vol 32. 1 Doll. 50 c.

Brakelmann, Les plus anciens chansonniers français (XII. siècle) publiés d'après tous les manuscrits. Paris, Bouillon 1870—1891. III, 228 S.

Bouvier, Les Chansons du peuple. Paris, Marpon et Flammario. 339 S. avec portr. Fr. 3,50.

Flach, Le Compagnonnage dans les chansons de geste. (Études romanes dédiées à G. Paris. S. 141.)

Ernault, Un vieux cantique sur sainte Anne d'Auray. (Société archéol. du Finisterre 18. 4.)

Courage du Parc, Chants populaires de la Normandie. (Etudes romanes d. à G. Paris II, 45.)

Fagot, Folklore du Lauraguais [Languedoc]. I: Chants speciaux: Poésies pastorales; Pastourelles; Poésies religieuses, Noëls. Albi, Amalric. 48 S.

Fourés, Les jeux des enfants en Lauraguais. (Rev. des langues Romanes. Montpellier. Avril-Juin.)

Sébillot, Renaud et ses femmes. II. Haute-Bretagne. (Revue des trad. pop. 6, 34.)

Barbet, Chansons du renouvellement de l'année. I. Lou bon an. (ib. 48.)

Danjon, La Fête des Rois. XV. Chansons des rois à Caen. (ib. 22.)

Bernard, Le vieux Mari. I. pays de Caux. II. Sébillot, Haute-Bretagne. (ib. 77. 78.)

Montet, La chanson de Bricou IV (ib. 102); Desrousseaux, V. Version de Lille. (ib. 107); Basset, VI. (suite) (ib. 371); Defodon, VII. Randonnée (ib. 373); Cornelissen, VIII. Campine. Anversoise; Basset, IX. (ib. 501.)

Pommerol, Le Roi d'Angleterre. III. V. de l'Auvergne. (ib. 116.)

Tiersot, Pastiches de chansons populaires II. (ib. 140.)

Rufflé, Chansons des livrées. I. Ariège (ib. 146.)

Morin, Deux rondes d'enfants. Aube. (ib. 181.)

Walhen, La bonne Femme ès preunes. I. Normandie. II. S.[ébillot], Haute-Bretagne. (ib. 207. 208.)

Le **Cycle** de sainte Marie-Madeleine dans la chanson populaire. Appendice à ce Cycle. Erratum. (Doncieux) (ib. 257, 474, 604.)

Sébillot, Le Rossignol. I. Haute-Bretagne. (ib. 277.)

Tiersot, Si j'étais hirondelle. I. Forme morvandelle. II. Forme normande. (ib. 332.)

Lecocq, Deux chansons bourguignonnes. I. Le Frère et la sœur. II. Le Galant de village. (ib. 393.)

Tiersot, Notes sur ces chansons. (ib. 396.)

Danjon, Le Mal Marié, version normande. (ib. 466.)

Barbet, La Chanson de Petignots, pays de Montbéliard (ib. 477.)

Millien et **Penavaire,** La Chanson du laboureur. Nivernais. (ib. 527.)

Sébillot, La Noizille. I—III. Versions de la Haute-Bretagne et de la Champagne. (ib 541.) IV. V. Fertiault, De la Charente. (ib. 544.)

—, La Fille soldat I. II. Versions de la Haute-Bretagne. (ib. 580.)

Doncieux, La Belle dans la tour, version boulonnaise. (ib. 603.)

Danjon, Le Voyage du rossignol. I. Version normande. (ib. 644); II. Sébillot, Haute-Bretagne. (ib. 645); Tiersot, Bourgogne. (ib. 646.)

Joli capitaine. I. Pommerol, de l'Auvergne (ib. 681). II. Sébillot, Ille-et-Vilaine. (ib. 690.)

Sébillot et **Tiersot,** Beau marinier. I. Vers. de la Haute-Bretagne. (ib. 716.)

Brissaud, Chants de noces de l'Agenais. (Rev. des langues romaines. Montpellier. Avr.-Juin.) (auch: Rev. des Pyrénées 3, 1625.)

Chanson à la vierge en vers français et latins alternées. (Romania XX.)

Lamy, Poésies en patois cambresien. (Mém. soc. émul. 46, 143.)

γγ) Geschichten.

Pineau, Les contes populaires du Poitou. Paris, Leroux. V, 316 S. Fr. 5,00.

Wistasse le Moine. (Roman d'Eustache le Moine) Altfranzösischer Abenteuerroman d. XIII. Jhs. nach d. einzigen Pariser Handschrift v. neuem hrsg. v. Wendelin Foerster u. Joh. Trost. Halle, Niemeyer. XXXI., 88 S. = Romanische Bibliothek, herausg. v. Wendelin Foerster. No. 4.

Das **Adamsspiel.** Anglonormann Gedicht d. XII. Jhs. m. einem Anhange. Die fünfzehn Zeichen des jüngsten Gerichts, hrsg. v. K. Grass. ebenda. VIII, 173 S., 1 Bl. = Rom. Bibl. No. 6.

Walter [Gautier] v. Arras, Ille und Galeron. Altfranzösischer Abenteuerroman d. XII. Jhs. nach d. einzigen Pariser Hs. hrsg. v. Foerster. ebenda. XLVIII, 244 S. = Rom. Bibl. No. 7.

Köhler, Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und Blindschleiche und sein französisches Original. (Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 1, 1.)

Basset, Allusions à des contes populaires. (Rev. des trad. pop. 6, 30, 243, 665.)

Callon, Saint Pierre et le Veuf, conte de la Vallée d'Aspe. (ib. 112.)

Lacuve, Les cent Ethius, conte poitevin. (ib. 143.)

Morin, Contes troyens (suite) (ib. 481.)

Pineau, Contes du Maine. (ib. 584.)

Marchot, Le blanc Cheval, conte du Luxembourg. (ib. 613.)

Deux contes de la Haute Bretagne. I. Gautier, Les enfants, qui n'ont pas vu le jour. II. Bergerat, Le Mouchoir blanc. (ib. 751, 752.)

δδ) Drama.

Husserl, Zur Entwickelungsgeschichte des französischen Dramas. Progr. Brünn. 13 S.

Larroumet, La Comédie en France au moyen-âge d'après un ouvrage récent. (Rev. des deux mondes 108, 814.)

Piolin, Le théâtre chrétien dans le Maine, au cours du moyen âge. (Rev. hist. et archéol. du Maine 29, 24, 209, 249.)

Veuclin, Comédiens nomades du XVIII[e] siècle. Bernay, Veuclin. 4 S.

ε) Musik.

Galino, Musique et versification françaises au moyen-âge. Leipzig, impr. A. Pries. Ing.-Diss. 39 S.

Coquard, de la musique en France depuis Rameau. Paris. XLIV, 294 S. — Fr. 3,50.

Tiersot, Mélodies populaires des provinces de France, recueillies et harmonisées. deuxième série. Paris, Henquel.

4. Wallonen.

Questionnaire de Folklore publié par la Société du Folklore Wallon. Liége, Vaillant-Charmanne. 155 S.

Hock, Moeurs et coutumes bourgeoises; Liége sous le régime hollandais 1820 à 1830 avec une préface par A Micha. Tome VI. Liége, Vaillant-Charmanne. XIII, 187 S.

Harou, Coutumes scolaires. IV. En Belgique. (Rev. des trad. 6, 56.)

—, Coutumes des mineurs belges. (ib. 436.)

Claeys, Le bourreau de Gand; suite: endroits où se faisaient les exécutions capitales; instruments employés par le bourreau. (Messager des sciences hist. de Belgique. 1[re] livr.)

Durieux, Les Rosières de Cambrai. (Mémoires de la soc. d'ém. de Cambrai 46, 1.) [Als Sep.-Abdr.: Cambrai, Régnier frères 36 S.]

Colson, Questionnaire des enfantines et jeux. Liége. 32 S.

Harou, Les Mines et les Mineurs. XI. Superstitions diverses (Belgique.) (Rev. des trad. 312.)

—, Notes sur les routes en Belgique. (ib. 649.)

Lemoine, Le tirage au sort en Belgique. (Tradition V[1].)

Appunti sulla idrofobia nel Belgio. (Archivio delle trad. 10, 125.)

Come si leghi la febbre nel Belgio. (ib. 10, 277.)

Wilmotte, Etudes de dialectologie wallone. [S. A. aus Romania.] Paris, Bouillon. — Fr. 5,00.

Dellnotte et **Nolen,** Dictionnaire des idiotismes, néerlandismes, gallicismes, proverbes et expressions proverbiales figurées et familières de la langue néerlandaise et de la langue française. (Néerlandais - français. Gande, Hoste. 312 S. — Fr. 2,50.

Dejardin, Dictionnaire des Spots ou Proverbes wallons. T. I. (Liége 1891.)

Defrecheux, Vocabulaire des noms wallons d'animaux. (Liège, Luxembourg, Namur, Hainaut) avec leurs équivalents latins, français et flamands. 2. éd. Liége, Vaillant-Charmanne. VIII, 200 S. — Fr. 2,50.

O-n Dumant a maryatch, saynete wallonne par A. Vierset. Transcrite dans une graphie phonétique et commentée philologiquement par P. Marchot. Paris, Bonillon. 23 S.

Les insultes du patois flamand de Bruxelles. (Langues et dialectes. 1. Mai.)

Marchot, Le patois de St.-Hubert. (Luxembourg, Belgique) Phonétique et vocabulaire. (Rev. de phil. franç. et prov. 4³.)

Marchot, Etymologies liégoises. (Rev. des langues rom. 34, 426.)

—, Etymologies wallonnes. (Rev. des patois gallo-romans 12.)

Wilmotte, Gloses wallones. (Études rom. déd. à G. Paris 239.)

Witteryck, Contes populaires. (Annales de la Société d'émulation pour l'étude de l'histoire et des antiquités de la Flandre. 5, 1.)

5. Italiener.

La Calabria. Monteleone. [Vgl. I, S. 358.]

An. III. n. 4. 15. Dicembre: Julia, Contrasti. — Moscato, Canti popolari di S. Lucido. — Marzano, Usi e Costumi ... di Laureana di Borrello. — Bruzzano, Canzone albanese di Vena. — Ortona, S. Franc. di Paola nella trad. della Calabria.

n. 5. 5. Genn. 1891: Julia, Contrasti. — Coppola, Canti popolari di Malvito. — Catenacci, Canti e Giuochetti infantili. — M.[oscato], Indovinaglie di S. Lucido. — Il Falegname, Novelli pop. di Mantineo.

n. 6. Febb: Marzano, Usi e Costumi ... di Laureana di Borrello. — Tacconi, Canti della Sila. — Galati, Farsa popolare di Acquaro. — Capialbi, Novellina greca di Roccaforte. — [Moscato], Giuochi di S. Lucido.

n. 7. Marzo: C.[apialbi] e B.[ruzzano], Racconto greco di Roccaforte. — De Giacomo, Canti di Malvito. — Catenacci, Canti e Giuochetti infantili.

n. 8. 15. aprile 1891: Agostino, Usi e Costumi di Serra di S. Bruno. — Moscato, Canti di S. Lucido. — Bruzzano, Novellina albanese di Barile. — Taccone, Leggende jonadesi. — Bonelli, Canto per la notte di Natale in S. Gregorio inferiore. — Il falegname, Novellina popolare di Piscopio.

n. 9. 15. maggio: Moscato, Canti di S. Lucido. — Ortona, S. Francesco di Paola nelle tradizioni popolari di Calabria. — Agostino, Usi e Costumi di Serra S. Bruno. — Bonelli, Canti religiosi di S. Gregorio Inferiore. — Galati, Farsetta di Acquaro.

n. 10. 15. giugno: De Fazio, Indovinelli nicastresi. — Bruzzano, Novellina greca. — Manfrida, Il cuculo, leggenda di Capistrano.

n 11. 15 luglio: Mesiani, Canti popolari di Jatrinopoli. — Agostino, Usi e costumi di Serra San Bruno. — Bruzzano, Novellina greca. — Moscato, Indovinelli di San Lucido. — De Cristo, Canti pop. di Cittanova.

n. 12. 15. Agosto: Bruzzano, Novellina greca di Roccaforte. — Scalfari, Usi e costumi dei villani del Monteleonese.

An. IV. n 1. 15. sett: Marzano, Usi e costumi ... di Laureana di Borrello. — Scalfari, Usi e costumi ... La mietitura. — P. P., Canti popolari di S. Caterina di Badolato. — Il falegname, Novellina popolare di Favelloni.

n. 2. 12. ottobre: Marzano, Usi e costumi ... di Laureana Borrello. — Marinaro e Bruzzano, Le tre sorelle, novellina albanese di S. Nicola dell' Alto, testo, riduzione in caratteri greci, versione letterale italiana. — De Giacomo, Credenze, Usi e Costumi dei villani di Cetraro, nel circondario di Paola. — P. P., Canti di Santa Caterina di Badolato. — Canti di Pantone.

a) Äusseres Leben.

Gemelli, I primissimi abitatori dei dintorni di Como, conferenze tenuta nella sede sociale dell' associazione comense fra gli impiegati civili la sera del 7. aprile 1891. Como, Cavalleri. 22 S.

Vuillier, La Corse. (Le tour du monde, S. 209.)

—, La Sardaigne. Texte et dessins inédits. (ib. 145.)

Bölsche, Im sizilianischen Spreewald. Eine

Sommerfahrt zu den Papyrus-Stauden von Syrakus. (Tägl. Rundschau [u], 1022.)

Dotta, Longevità nel Cantone Ticino. (La Libertà, n. 42.)

Statuti della Società dei Mercanti di Monza ora per la prima volta messi a stampa, trad. in ital., corredati di note e di tav. p. c. di cittadini monzesi. Monza, Corbetti (XII, 243 S., 1 Taf., 2 Facs.) 4°.

Cerasoli, Censimento della popolazione di Roma dall' anno 1600 al 1739. (Studie e documenti di storia e diritto 12, 169.)

b) Inneres Leben.

α) Recht und Sitte.

Sartori = Montecroce, Die Thal- u. Gerichtsgemeinde Fleims und ihr Statutarrecht. Im Anhange: 1. Il quadernollo della communità (1533/34). 2. Beitrag zu einer Bibliographie der italienisch-tirolischen Statuten. Innsbruck, Wagner. VIII, 223 S.

Cianci, I campi pubblici di alcuni castelli del medio evo in Basilicata. Studio giuridico feudale c. docum. Napoli, Pesole. 176 S., 1 Bl.

Dresdner, Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. u. 11. Jh. Breslau, Koebner. 392 S. — M. 10,00.

Floeke, Italisches Leben Geschichten und Abenteuer aus alten Skizzenbüchern. Stuttgart, Cotta. M. 5,00.

Lumbroso, Spigolature di usi, credenze, leggende V. VI. (Archivio trad. pop. 9.)

Pitré, Il pesce d' Aprile. Palermo. 25 S

Rosa, Tradizioni e costumi lombardi. Bergamo, Cattaneo. 107 S.

de Nino, Usi e Costumi Abruzzesi. Vol. V. Mattie e Rimedii. Firenze, Barbèra. — L. 2,50.

β) Glaube und Aberglaube.

Moderne **Geissler** in Sizilien. (Globus 59, 224.)

A Curious **Custom** [Procession] in Sicily. (Foreign Office Report No. 813. Italy) [nach: Journ. anthr. Inst. of Great Britain 20, 364.]

Moderne **Heiden** im nördlichen Italien. (Globus Nr. 18.)

Aberglaube in Mittelitalien. Hexen. Religiöse Tättowierung. Teufel. Allerlei Geister. (Globus 59, 341.)

Riccardi, Pregiudizi e superstizioni del popolo modenese. (Archivio per l' antropologia e la etnologia 20, 3.)

Panizza, I processi contro le streghe nel Trentino. (Arch. trentino 8, 131; 9, 49.)

Bürkli-Wyss, Eine Mailänder Hexengeschichte 1891. (Globus 60, 174 f.)

Piccarolo, La bella Galiana, leggenda viterbese. Alba, Vertamy. 52 S.

γ) Sprache und Dialekte.

Archivio glottologico italiano diretto da G. J. Ascoli. Roma . . . 1891.

XII, 1: de Lollis, Dell' influsso dell'-i o del j postonico sulla vocale accentata in qualche dialetto abruzzese. — Ascoli, Appendice ai 'Saggiuoli diversi'. — Morosi, L'odierno linguaggio dei Valdesi del Piemonte. — Ders., Il dialetto franco-provenzale di Faeto e Celle, nell' Italia merdionale. — Andrews, Il dialetto di Mentone, raffrontato al provenzale e al ligure. — Pieri, Fonetica del dialetto lucchese, con appendice lessicale. — Ascoli, indarno, endar.

Sessa, Dottrina popolare in quattro lingue (Italiana, Francese, Inglese, Toscana, Tedesca.) I. Espressioni famigliari e Motti popolari. II. Frasi commerciali. III. Proverbi. Milano, Hoepli. 4, 211 S.

Demaria, Curiosità del vernacolo bleniese (dialetto locale). Bellinzona, Tip. cantonale. 58 S. — Fr. 1,00.

Pirandello, Laute und Lautentwickelung der Mundart von Girgenti. Halle a. S., Buchdr. d. Waisenhauses. 2 Bl., 52 S. = Ing. Diss. Bonn. gr. 8°. — M. 2,00.

Pieri, Fonetica del dialetto lucchese. Appendice. Appunti lessicali. (Arch. glott. XII, 107.)

(Pullè), Letteratura del dialetto di Modena. Vol. I. (Bologna: Romagnoli Dall' Acqua) = Scelta di curiosità letterarie ined. o rare . . . da Carducci. Disp. 242.

Rocco, Di alcune voci napoletane usate dal Tansillo. (Atti dell' Academia Pontaniana 21, 15.)

Pariset, Vocabolario parmigiano-italiano. Disp. 21. (S. 637—716); 22. (717—796). Parma, Ferrari e Pellegrini. à Disp. 0,50.

Gavuzzi, Vocabulario piemontese-italiano. Torino, Roux. XII, 692 S. — L. 5,00.

Guarnerio, Postille sul lessico sardo. (Romania 20, 56.)

Avolio, Del valore fonetico del digramma ch nel vecchio siciliano. Palermo. 33 S. [S. A. aus: Archivio storico siciliano. n. s. XV.]

de Gregorio, Capitoli della prima compagnia di disciplina di san Nicolo in Palermo del sec. XIV. in volgare siciliano, publicati per la prima volta da un codice della Bibl. Naz. di Palermo con illustrazioni storico-litterarie e filologiche. Palermo, Clausen. 43 S.

Rosa, Etimologia di alcuni nomi locali di Val di Susa. Alessandria, Chiari e Filippo. 15 S.

Ninni, Materiali per un vocabulario della lingua rusticana del contado di Treviso, con l' aggiunta sopra le superstizioni, le credenze ed i proverbi rusticani. Serie I. Venezia, Longhi e Montanari. 124 S. Serie II. ib. 192 S.

Avanzi dell' antico dialetto triestino, cioè i sette dialoghi piacevoli pubbl. dai Mainati, un sonetto ed altri cimeli linguistici, con prefazione, traduzione moderna e annotazioni critiche-esegetiche di Schatzmayr. Trieste, Balestra. 143 S. — L. 2,50.

Bertanza e **Lazzarini,** Il dialetto veneziano fino alla morte di Dante Alighieri (1321): notizie e documenti editi e inediti. Venezia, tip. di M. S. fra Compositori tipografi. XIV, 88 S. 4°.

d) Poesie.

Zeitschrift: **Rassegna di Letteratura Popolare e Dialettale.** Diretta da A. Menghini, A. Parisotti, F. Sabatini. Si pubblica ogni mese. Direzione e Ammistrazione, Piazza Pollarola. Roma. Direttore proprietario responsabile Francesco Sabatini.

Maruffi, La poesia popolare italiana. Appunti bibliografici. (Rivista delle biblioteche III, 68.)

Contributo alla bibliografia delle rime volgari dei primi tre secoli. (Il Propugnatore 22.)

Volpi, Poesie popolari italiane del secolo XV. Verona, Tedeschi. 18 S. (Estr. dalla Bibl. d. scuoli it. vol. IV, no. 3.)

Pitrè, Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane. Vol. I. II: Canti popolari siciliani. Seconda edizione. 2 Bde. (XXIII, 438; 487 + 46 S. à Lire 5,00. Palermo, Clausen.

(Carmi), Canti popolari emiliani. (Nozze Carmi-Niemack.) 16 S.

Cian, Saggio di canti popolari Logudoresi. Palermo. (Nozze Bernardi-Calbo.)

Menghini, Antichi proverbi in rima. Bologna. 15 S. (Estratto dal Propugnatore. NS. vol. III; parte II: fasc, 16. 17.)

Pitrè, Curiosità popolari tradizionali pubblicate per cura ... vol. X: Saggio di Novelline, Canti e Usanze popolari della Ciociaria. Per cura del dott ... Tozetti. Palermo, Claussen. VIII, 108 S.

Mango, Novelli popolari sarde. ib. 144 S. — L. 4,00.

La Via-Bonelli, Motteggi popolari Nicosiani e Sperlinghesi. ib. 11 S.

Armaforte, Due racconti siciliani. (Arch. trad. pop. 10[1].)

d'Ancona, Origini del teatro italiano, libri tre con due appendici sulla rappresentazione drammatica del contado toscano e sul teatro Mantovano nel sec. XVI. 2. ed. riv. e accr. 2 vol. Torino, Loescher. 2 Bde. (3 Bl., 670; 2 Bl., 626 S.) L. 20,00.

ε) Musik.

Bertolotti, Musici alla corte dei Gonzaga in Mantova dal sec. XV. al sec. XVIII. Notizie e documenti raccolti negli archivi mantovani. Milano, Ricordi. [1890]. 180 S.

6. Rhaetoromanen.

a) Zeitschriften.

Pagine Friulane. Udine. Anno III.

n. 9. 15. Nov. 1890: del Torre, L' ombre nere fûr dal pozz dirocàd de' Çhase del Bosch, leggenda.

n. 10. 7. Dicem. 1890: Barnaba, Costumanze nuziali nel comune di S. Vito di Tagliamento. — O.[stermann], L' origin da' Sucete.

Anno IV. n. 1. 5. Aprile 1891: C, Il mulin a vint, fiabe sintùde a S. Zorzi di Nojar. — O.[stermann], Legenda de mont Ambrusèt o Çhampon.

n. 2. 26. Aprile: O, Leggenda dell' Abazia di Maggio.

n. 4. 14. Giugno: Galerio, Il linguaggio dei bambini in Friuli, lettera al dott. Vincenzo Joppi. — Pre Nadal Sale, Saggio nel dialetto di Forni.

n. 5. 11. Luglio: Napoleon a Çhampfuarmid. — O., Legende del Çhisçhel di Pinzan.

n. 6 16. Agosto: Gortani, Il prin Gialt a Glemone, fiaba. — Z., Il puint del diàul sul Nadison, leggenda friulana. — (Sulla copertina:) Le villotte friulane. — S. E., il Conte F. Coronini e le leggende pop. del Goriziano.

n. 7. 20. Sett.: Joppi, Vita privata e costumanze udinesi nel sec. XIV. — G. B, Il favri bacàn, fiaba del ciclo dei viaggi di G. C.

n. 8. 1. Ottobre: Pocar, La rocca di Monfalcone, storia e leggenda. — I tre fints magos, fiaba raccolta a Porpetto. — (Nella copertina:) Ascoli, I nomi locali.

Annalas della societad rhaeto romanscha. 5. annada. Ediziune proprietad della societad. Cuera [Chur]. Stampa da Manatschal & Ebner 1890. 408 S. gr. 8°. Fr. 8,00.

Garelli, Lena del Rociamlon. Comedia. Vaudeville in duos Acts. Vertida dal dialect Piemontais tres S. Caratsch. — Bardola, L' Epiphania u l' appariziun. Legenda composta in rima — Material historic: I. Muoth, caschun e descriptiun del Tumult u Ujarra dels de Sagoign 1701. II. Plaids de cumin. 1. Muoth, Plaid d' abdicaziun, tenius dad in mastral alla fin dil davos tschentaner. 2. Çaviezel, Plaid teneu sin cumin grond a Trin 1700 da mastral Brincatzi Caprez da Trin. 3. Caviezel, Plaid, teneu da mastral J. Cahenzli sin cumin grond a Trin, anno 1710. 4. Caviezel, Discurs da mastral Gion Benadetg Cawiezel, teneu avaunt il cumin graund d'Ortenstein a Tumel 1798. 5. Caviezel. Discurs ner Plèd da Landamma Franzesc Cawiezel, teneu siu cumin graund d'Ortenstein a Tumel 1840. III. Caviezel, Üna charta da Blasius Alexander, del an 1622. IV. Muoth, Products de litteratura vulgara (Observaziun.) Il Litgun de Sagogn. — Provas da dialects. I. Malloth, Ün process. (Dialect da Samagnun.) II. 1. Ser Reverenda Clo Juvalta à Bravuogn, discuors salvo alla conclusion d'la scola, 21 Avregl 1890 (dialect da Bravuogn.) 2. Toast salvo alla festa d'infaunts 1885 par Sigr. Rev. Juvalta à Bravuogn. — Scoperta d'alchüns defetts chi regnan in nossas familias, et chi non sun tegnüts per bler mal. Da ser mastral Florin Pitsch da Müstair p. m. Publicaziun pervegnida da Rev P. Justiniau Lombardin a Müstair. — Nolfi, L' invasiun francesa et austriaca in Vall Müstair nell' ann 1799. — Capeder, Extract or digl protocoll digl ludevel cumegn de Barvogn. Publitgia segond la chronica manuscripta de Podestat Pol Tini de Casti. — M. Legns. Publ. cun remarcas. — Mathis, Il pouver Orv Schwarz! — Mathis, Una Marenda nella Valleta da Samedan! — Mathis, La Predgia da Giunfr' Annetta et ils ögls crègns e fazöl alv da Sar Gianin! — Mathis, Annetta Margretta! — Bühler, L'Indian Grischun. — Vinzens, La Dertgira nauscha. Documents pri or d' in Copial de P. A. Spescha a Chiltgiadira (Trun). — Poesias. Sonetto per . . . Publ. cun remarcas da C. P. — Mathis, Las fantschellas da temp vegl e las fantschellas d' hoz indi! — Mathis, Las lavunzas in Engiadina e las lavunzas a Genova! — Lanz, Botta e rasposta. (Dialect da Baiva). — Balastèr, Il piz mezzaun, in meditatiuns d'utuon. — Bardola, Silvester nel' ester. — Bardola, La cura da Bombast. — Necrologs. — Colleczìun da plaids rhätoromanschs specialmein da noms locals raccolts nella vallada st. gallaisa del Rheno tras Signur Maggior Hilty a Sevala, ellaborada in romaunsch e surdada alla stampa tras Maggior Ths. Gross a Cuera. Communitad Sennwald, Gams, Grabs, Buchs, Sevelen, Wartau. — Donaziuns pigl archiv della Societad. — Rapport finanzial. — Register dels commembers.

b) Aufsätze und Abhandlungen.

Die **Rhätoromanen** in Graubünden. (Globus 59, 384.)

Unterforcher, Rätoromanisches aus Tirol. (Progr. Eger.) 42 S. 8°.

Moroder, Das Grödenerthal. St. Ulrich in Gröden 1891.

Occioni-Bonafons, Usi matrimoniali: documento inedito friulano. Udine. 4°. 12 S.

Ostermann, Superstizioni, pregiudizi e credenze popolari relativi alla cosmografia, geografia fisica e meteorologia. Capitolo di saggio d' un' opera in corso di stampa sui

costumi, usi, superstizioni o credenze del popolo friulano. Udine, Doretti. 81 S. [Estr. d. Giornale 'In Alto'. Anno 1, 2.)

Gallerio, Il linguaggio dei bambini in Friuli. Udine. 8 S. [S. A. aus Pagine friulane.]

Götzinger, Die romanischen Ortsnamen des Kantons St. Gallen. Freiburg Ing.-Diss. St. Gallen, Huber. IV, 91 S. – Fr. 3,00. [mit Karte.]

—, Die romanischen Ortsnamen . . . (Globus 60, 223.)

Fischer, Die romantische Sprache der Westschweiz. (Schweiz. Rundschau. Nr. 11.)

Stella, Versi friulani, ed. Joppi. (Nozze Pognici-Dianese ed. Del Negro.) Portogruano, Ditta Castion. 11 S.

Tuor, Poësias romonschas translatadas ed originalas. P [I.], II. Cuera, Stampa de Frars Casanova. 2 Bde. (48, III: 49—96, III S.)

Nies tschespet. Bibliotheca romanscha ed. da Decurtins. No. I: Bundi, Il viadi a Jerusalem, ed. da Florin Berther. XIII, 51 S. Basel, stamp. d' il Basler Volksbl. 1891.

Guidotti, Colleziun da Proverbis rhaetoromanschs. (Arch. trad. pop. 10, 554.)

v. Travers, Joseph. Engadinisches Drama des XVI. Jhs. Hrsg. u. m. Glossar vers. v. Jakob Ulrich. Zürich, Dr. v. Zürcher u. Furrer. VIII, 43 S. 4°.

7. Rumänen.

Neue romänische geographische und ethnographische Litteratur. (Globus 60, 336.)

11 Millionen Romaenen. [Statistik] (Romaenische Forschgn. 7, 137.)

Tamm, Über den Ursprung der Rumänen. Ein Beitrag zur Ethnographie Südosteuropas. Bonn, Strauss. (2 Bl., 150 S.)

Xenopol, Geschichte der Romänen im trajanischen Dacien. (Rom. Revue 7, 11. 12.)

Harta etnografică a regatului Ungar după Andree şi a Românilor de la dunare. (Rom. Forschgn. 7, 156.)

Die Ungarischen Rumaenen und die ungarische Nation. Antwort der Hochschuljugend Ungarns auf das Memorandum der Rumänischen Universitätsjugend. Budapest, im Juli 1891. (78 S.)

Zur Lage der Rumänen in Ungarn. (Rom. Rev. 7, 65.)

Architektonische Streifzüge in Rumänien. (Romänische Wochenschr. hrsg. v. Reiniger. Bucuresci I, Nr. 1.)

Dische, Über Hochzeitsbräuche bei den Romänen. (Rom. Revue 7, 309, 418) ist Recension von: Nunta la Români. Studiu istorico-etnograficu comparativu de S. Fl. Marian. Editiune a Academiei române. Bucuresci, Götel 1890.

Marienescu, Baba Dokia, eine volksmythologische Gestalt der Rumänen. (Anz. Ges. f. Völkerk. Ungarns 1, 1.)

—, Az áldozatok. Román népmythologiai képek és szokások. (Ethnographia, II évfolyam, 1 füzet.)

Mangiuca, Dacoromanische Sprach- und Geschichtsforschungen. 1. Theil. Selbstverl. d. Autors. Oravicza, Wunder. 235 S., gr. 8°. — Fl. 1,50.

Xenopol, Eléments grecs anciens dans la langue roumaine. (Le Muséon 5.)

Voileanŭ, Codicele Mateiu Voileanu. 1891.

Taverny, Phonétique roumaine: le traitement de tj et du suffixe ulum, ulam en roumain. (Étud. rom. déd. à G. Paris, 267.)

Gaster, Chrestomathie Roumaine. Textes imprimés et mss. du XVI. au XIX. siècle. Specimens dialectales et de littérature populaire, accompagnés d'une introduction, d'une grammaire et d'un glossaire Roumain-Français. Lipsk, Brockhaus. 2 t. CXLIX, 368. VII, 562 S. — M. 18,00.

Manliu, Crestomatia Română. Bucuresci.

—, Antologia Română. ib.

Texte Macedo-Române. Basme şi poesii popolare de la Crušova, culese de Obedenaru, publicate după manuscrisele originale, cu un glossar complet, de Bianu. Bucarest IX, 388 S. [zwei Geschichten und zwei Volkslieder aus Crušova in Macedonien.]

Morariu, Die romänische Litteratur der Bucovina. (Romaen. Forschungen 7, 34, 174, 301, 409, 514, 633.)

Carmen Sylva a Venezia e la poesia popolare rumena. (L'Illustrazione popolare. Milano, 23. Agosto 1891.)

Hârsu, Macedo-romänische Volkslieder. VIII—XXI. (Rum. Forschungen 7, 199. 329.)

Vacaresco, La via alla felicità, canto popolare rumeno, trad. in tedesco da Carmen Sylva e ritradotto in italiano da Anna

Miliani Vallemani. (L'illustr. pop. 13. Sett. 1891.)

Prexl, Rumänische Volksromanzen übers. (Z. f. Volksk. III, 300.)

Alecsandri, Ring und Tuch, Volkslied übers. v. Fischer. (Romaen. Forschgn. 7, 49.)

Marienescu, aus der Samml. „Poesii pop.“: Die Hochzeit der Geschwister übers. von Fischer. (ib. 7, 432.)

Mailand, Der „Fluch“ in der siebenbürgisch-rumänischen Volkspoesie. (Zeitschr. f. Volkskunde 3, 208.)

Heinzendorf, Die geizigen Brüder. Rumänisches Volksmärchen aus Süd-Ungarn. (Romaen. Forsch. 7, 214.)

Pop Reteganul, Des Teufels Weihrauch. Volksmärchen. Deutsch v. G. Eremia. (Romaen. Forsch. 7, 331.)

VI. Neugriechen und Albanesen.

Kuhlenbeck, Der gegenwärtige Verfall des Hellenismus in Deutschland und seine Ursachen. (*Ἑλλας* 3, 300.)

v. Bellheim, Die modernen Griechen. (Aus allen Weltteilen 22⁹.)

Die **Bevölkerung** Griechenlands. (Deutsche Rundschau f. Geogr. 13, 182.)

Asmussen, Die Mainoten. (Aus allen Weltteilen 22[11].)

Σπυριδῶνος Παγανέλη, Πέραν τοῦ Ἰσθμοῦ. Πελοποννησιακαὶ ἐντυπώσεις καὶ ἀναμνήσεις ... Ἐν Ἀθήναις, Κασδόνης. 1891 (354 S., 6 Taf.) [*Βιβλιοπωλεῖον τῆς Εστίας.*]

Melena [= Marie v. Schwarz], Erlebnisse und Beobachtungen eines mehr als 20jährigen Aufenthaltes auf Kreta. Mit 14 Phototypien und 1 Karte. Hannover, Schmorl. 296 S.

Krumbacher, Griechen im heutigen Italien. (Neueste Münchener Nachrichten, 14. Febr. 1891.)

Néophytos, Le Grec du Nord-Est de l'Asie Mineur au point de vue anthropologique [enth. Schädelmessungen] (L'Anthropologie 2, 1.)

Millet, Souvenirs des Balkans, de Salonique à Belgrade et du Danube à l'Adriatique. Paris, Hachette.

Ornstein, Silberfarbiges Haar in Griechenland. (Zeitschr. f. Ethnologie XXIII, 346.)

Knoop, Die Influenza. [Griechischer Aberglaube.] (Zeitschr. f. Volkskunde 3, 261.)

Meyer, Albanesische Studien. III. Lautlehre der indogermanischen Bestandteile des Albanesischen. (Sitzungsber. d. Ak. d. Wiss. hist.-phil. Klasse 125.)

Muller, Historische Grammatik der hellenischen Sprache, oder Übersicht des Entwickelungsganges der altgriech. zu den neugriech. Formen, nebst einer kurzen Gesch. der mittlern und neuesten Litteratur . . . 1. Bd. Grammatik. Leiden, Brill. (V, 225 S.) A. u. d. T: Hellenische Bibliothek. T. 1.

Hatzidakis, Zur Geschichte des Mittel- und Neugriechischen. (Zeitschr. f. vergl. Sprachf. v. Kuhn 31, 103.)

—, Zur Abstammungsfrage des Neugriechischen. (*Ἑλλας* 3, 1.)

Thumb, Die neugriechische Sprache und ihre Erlernung. (ib. 3, 459.)

Müller, „Wie spricht man in Athen?“ Echo u. s. w. von Jannaris (ib. 299.)

Pavolini, Über Dvanda-Composita im Neugriechischen. (ib. 290.)

Σχίας, Περὶ τῆς Κρητικῆς διαλέκτου. Athen, Leipzig: Liebisch. M. 3,50.

Meyer, Etymologisches Wörterbuch d. albanesischen Sprache. Strassburg, Trübner. XIII, 522 S. M. 12,00.

Babuder, Considerazioni sulla poesia popolare in generale, con ispeciale riguardo a quella della Grecia moderna. (Progr. Capodestria. 61 S.)

Pavolini, Verbesserung zu Passow, Carmina popularia Graeciae recentioris. (*Ἑλλας* 3, 295.)

Krumbacher, Griechische Volkslieder. (Allg. Zg.[B] no. 10.)

Mitkos-Beni-Suef, Albanesische Lieder. Deutsch v. Jarnik. (Zeitschr. f. Volksk. 3⁴.)

Jarnik, Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übers. (ebenda 184, 218, 264.)

Boltz, König Schlaf im aeginetischen Märchen. (*Ἑλλας* 3, 284.)

VII. Lettoslaven.

1. Letten und Litauer.

Ethnographische Beilage des Lettischen Tageblatts: **„Deenas Lapas“** peelikums. 1891. Riga.

I. Latweeschu diswe un waloda — Latweeschu tautas ehdeeneem. — Rad neezibas nosaukumi — Wardnizas druskas. — No kureenes zehluschees wahrdi „ligho“ un „lighawa“? — Teiksmainas latwju wirsaitis. — Rakati par leischu etnografiju. — 1879—1890. — Tautas atimologija.

III. Laatweeschu tautas ehdeeni. — Wardnizas druskas. — Par weleem. — Swehtku laiki mahntizibas atleekâs. No. D. Osolina. — Jann-Rosê III. Tautas teikas un nostahsti. — Mums peesuhtitas schadas grahmatas un lai praksti.

Wolter, Novye trudy i materialy po latyšskoj etnografii, odbitka z zesz. VII kwartalnika Etnografičeskoe Obrozrênie. 9 S. [lettische Ethnographie.]

Ulanowska, Łotysze Inflant polskich apo szczególności z gminy wielonskiej powiatu rzezyckiego. (Les Lettons de la Livonie polonaise.) (Zbiór wiadomości do Antropologii Kraj. III parttie, S. 181.) [Auch als Sep.-Abdr. Kraków, 103 S.]

Sylwestrowicz, Wiadomości o świeceniu łuczywem w chatach wiejskich na Litwie. (Note sur l'éclairage par la résine les chaumières de la Lithuanie) (ib. S. 44.)

Lohmeyer, Ein Bericht über Reste des lettischen Heidentums. (Sep.-Abdr. a. d. Mitt. d. Littauischen litt. Ges. III, 16.)

Basset, Le Culte du marteau. I. Chez les Lithuaniens: le soleil captif. (Rev. trad. pop. 6³.)

Lerchis - Puszkajtis, Baśnie ludowe (po łotewsku). Cześć I. Mitau. XI, 188 S. [Volksfabeln.]

—, Łotewskie basnie ludowe. Cześć II. 93 S. Cześć III. 52 S.

2. Slaven. Allgemeines.

a) Zeitschriften.

Wisła. Miesiecznik gieograficzno-etnograficzny. Tom V. Rok 1891. Warszawa. Skład główny w księgarni M. Arcta, Nowy-Swiat 53. 1891. gr. 8°. 4 Bl., 1029 S., 5 Taf.

I. Wiercieński, Próbki szperán po archiwach. — Smoleńcówna, Grydzieciçcie. — Kowtyński, Ze starejksiazki. — Karłowicz, Raz jezcze do „Brzozy Gryzynskiej“. — Jastrębowski, Sobótka we wsi Mikulowice. — Iks, Kopernacka. — Karłowicz, Podanie o Madeju. — Wawrzeniecki, Okienka w chatach. — Ders., Zakończenia dachów. — Biegeleisen, Motywy ludowe w balladzie Mickiewicza „Lilje“. — Jabłonowski, Najnowsze teorje hereldyczne pochodzenia polskiego społeczeństwa szlacheckiego, z stanowiska etnograficznego. — Zabawki dziecięce. — Mo . . . ow, Bajkazagadka o zabitym kochanku. — Wieśniak z Radzyńskiego.— Dowgird, Bulawa kamienna. — Sembrzycki, Zagadki mazurskie. — Karłowicz, Piosnka o babuleńce i jej koziołku. — Poszukiwania: I. Leczictwo ludowe. Przyczynki prof. d. Malinowskiego, dra d. Czarkowskiego. II. Nasz obszar etnograficzny, III. Kula. IV. Chata, Paweł Plichta. V. Przysłowia. VI. A pochylone, Sz. Jastrzębowski. VII Zwyczaje prawne. VIII. Pismo obrazowe, St. Ciszewki. IX. Nawoływania. X. Nazwy topograficzne. XI. Pilcalnie, L. Krzywicki. XII. Niecenie ognia, St Ciszewski, M. Wawrzeniecki. XIII. Naszwy Krów, Z. Rokossowska. XIV. Pisanki, Z. Gloger, S. Ciszewski. XV. Żydzi na prowincji. XVI. Liście makowe, Z. Rokossowska, M. Dowojna-Sylwestrowicz. XVII. W sprawie czytelnictwa ludowego, Z. W. XVIII. Sobótka, Kwestjonarjusz, Rafał Lubicz. — Bibljografja krytyka i wiadomósci biezace.

II. Orzeszkowa, Ludzie i kwiaty nad Niemnem. — Méyet, Kilka słów o szkolach zawodowych w Zakopanem. — Karłowicz, Dyngus i śmigus. — Jeleńska, Wieś Komarowicze w pow. Mozyrskim. — Korotyński, Wrozby z kichania. — Żmigrodzki, Historja swatyki. — Wiśniewski, Przesady złodziejskie. — Achelis, Rozwój etnologji nowo-

czesnej. — Biegeleisen, Uzupełnienia do artykulu: Motywy ludowe w balladzie Mieckiewicza „Lilje". — Černy, Za pieśnia luzycka, notatki z wędrówek po Łuzycach. — Poszukiwania: I. Medycyna ludowa. Przyczynski A. Milewskiej, R. Lubicza. II. Nasz obzar etnograficzny, M. Dowojna-Sylwestrowicz. III, Kula, R. Lubicz, Sz. Jastrzębowski. IV. Chate. V. Przyslowia. VI. A pochylone. VII. Kwestjonarjusz prawny. VIII. Pismo obrazowe. IX. Nawolywanie zwierzat, Z. Rokossowka. X. Do slownika nazw topograficznych, P. Plichta, Zniszczyński. XI. Pilkalnie. XII. Niecenie ognia przez tarzie, Rafal Lubicz, Krzesiwo i hubka, W. Plawińska. XIII. Naszwy krów i wolow. XIV. Pisanki Al. P. XV. Zydzi na prowincji. XVI. Liście makowe. XVII. Czytelnictwo ludowe. XVIII. Sobótka. Rola kota w Sobótce, L. Lissowski. — Bibljografja, krytyka i i wiadomości biezace.

III. Jeleńska, Wieś Komarowicze w pow. Mozyrskim (dok.). — Nalkowski, Kronika gieogroficzna. — Krzywicka, Gri i zabawy ludowe w Rościszewie. — Wawrzeniecki, Cepy. — Lubicz, Dwa zamawiania strozytne. — Sumcow, Boginki-Mamuny. — Achelis, Rozwyj etnologji nowoczesnej (d. c.). — Polaczek, Z podán i wierzeń ludowych. — Bogdanowiczówna, O lalkach. — Poszukiwania: I. Lecznictwo ludowe. Przyczynki Pawla Plichty, Z. Wasilewskiego, A. Wiśniewskiego. II. Nasz obszar etnograficzny. III. Kula, Rafal Lubicz. IV—VIII. Chata: przyslowia: a pochylone: zwyczaje prawne; pismo obrazowe. IX. Zwierzęta i rośling w pojęciach ludowych, L. Czarkowski. X. Naszwy topograficzne, M. Wawrzeniecki, Z. Wasilewski. XI. Pilkalnie. XII. Miecenid ognia. XIV. Pisanki, Rafal Lubicz. XV. Żydzi na prowincji. XVI. Liście makowe, Jadwiga Koskówna, R. L. XVII. Czytelnictwo ludowe. XVIII. Sobótka, Wincenty Ronisc. — Bibljografja, krytyka i wiadomości biezace.

IV. Ronisz, Wieś Dreglin w Sierpekiem. — Matlakowski, Dyngus i śmigus. — Zawiliński, Z Archiwum parafjalnego. — Nalkowski, Kronika gieograficzna za r. 1890 (dokończenie). — Udziela, Dozynski w Dobrzechowie w Galicji 50 lat temu a teraz. — Zawiliński, Ulamek polskiej „Lenory". — Ciszewski, Próbki poezji ludowej chorwacko-serbskiej. — Achelis, Rozwúj etnologii nowoczesnej. — Krzywicki, Spostrzezenia nae barwa wlosów i oczu. — Sembizycki, Ziemie pólnocne i zachodnie kraju zudwińskiego i ich granice. — Jastrzębowski, Przyczynek do wierzeń ludu o zyciu pozagrobowem i legienda o ‚Matusinej Dusy". — Ciszewski, Folklorystyka chorwacko-serbska, przeglad historyczno-bibljograficzny. Poszukiwania. I. Lecznictwo ludowe. Przyczynki Siarkowskiego, Lissowskiego, Króla. II. Nasz obszar etnograficzny. III. Kula. Przyczynki Jastrzębowskiego. IV. Chata. Przyczynki Cerchy. V. Pryslowia. VI. Materjaly do a pochylonega Matlakowki i Lubicz. VII. Zwyczaje prawne. J K. VIII. Pismo obrazowe. Matuszewski. IX. Zwierzęta i rośliny w pojęciach ludowych. Karłowicz, Siarkowski, Matlakowski i Dembowski. X. Nazwy topograficzne. Jastrzębowski. XI. Pilkalnie. XII. Niecenie ogna. J. K. XIII. Pamięć o zmarlych. XIV. Pisanki. J. K. XV. Żydzi na prowincij. XVI. Liście makowe. S., K., L. XVII. Czytelnictwo ludowe XVIII. Sobótka. Przyczynki Mieczyslawa Dowojny-Sylwestrwicza. W. O., T. J., L. Z, Jana Karłowicza-Szczęsnego Jastrzębowskiego i Leona Lissowskiego. — Bibljografja, krytyka i wiadomości biezace.

b) Abhandlungen.

Smirnów, Zadači i znaczenie městnoj etnografii-kazán. 1891 [Bedeutung lokaler Ethnographie.]

Nehring, Die ethnographischen Arbeiten der Slaven. (Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. I.)

Boguslawski, Szkice litowindyjskie II. Teorja nazwik na awa. Krakow. S.37—229. Fl.2,00. [Litowindische Studien.]

Bidermann, Übersicht der Slavenreste in Tirol. 1, 2. (Globus 59, Nr. 19/20.)

Grabow, Slovenische Forschungen über Tirol. (Globus 60, 220.)

Krauss, Slavische Feuerbohrer. (Globus 59, 140, 317.)

Brückner, Mythologische Studien. (Arch. f. slav. Phil. 14².)

Senf, Das heidnische Kreuz und seine Verwandten zwischen Oder und Elbe. (Arch. f. Anthropol. 20 1. 2.)

Machal, Nákres Slovanského bájesloví. Praga,

Szymaczek. 224 S. Fl. 2,20. [Slavische Mythologie.]

Udziela, Wiek dziecięcy w medycynie ludowej. Tarnów. 57 S. [Das Kindesalter in der Volksmedicin.]

Weisker, Slavische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen, aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten. Rathenow, Babenzien. 44 S. M. 1,00.

Kühnel, Die slavischen Orts- und Flurnamen der Oberlausitz. Ges. u. erkl. [Aus „Neues Lausitz. Mag."] 1. Heft. 53 S. Lpz., Köhler. M. 1,00.

Celakowsky, Slovanské národni pisně a zpěvy litevské. Wyd. II. Praga, Kober. S. 171 bis 502. Fl. 0,80. [Slavische und litauische Volkslieder verglichen.]

3. Westslaven.

a) Zeitschriften.

Zbiór wiadomosci do antropologii krajowej. Wydawany staraniem komisyi antropologicznej akademii umiejętnósci w Krakowie. Tom XV. (Z. 5. tablicami rysunkowemi, 36 rysunkami w tekscie, dwiema mapami i jedna tablica graficzna). Kraków. Nakladem akademii umiejętnosci. 1891. (3 Bl., 98 S., 1 Bl., 39 S., 1 Bl., 282 S., 5 Taf., 1 Kart., 1 Tab.):

I. Dzial archeologiczno-antropologiczny. 1. Ossowski, Sprawozdanie drugie z wycieczki paleoetnologicznej po Galicyi w. r. 1890 (tablic osobnych 5 i 36 rysunków w tekscie. 2. Ders., O grobach niecialopalnych w Myszkowie (11 figur w teksie). II Dzial Antropologii w scislejszem znaczeniu. 1. Zakrzewski, Wzrost w Królestwie Polskiem. Przyczynek do charakterystyki fizycznej Polaków (z 2 mapkami i 1 tabliçą graficzna III. Materyjaly etnologiczne. 1. Kopernicki, Gadki ludowe górali bieskidowych z okolic Rabki. 2. Mieczyslaw Dowojno-Sylwestrowicz, Wiadomosć o swieceniu luczywem w chatach wiejskich na Litwie. 3. Kosiński, Niektóre zabobony i przesady ludu polskiego z okolic Makowa i Andrychowa. 4. Udziela, Lud polski w powiecie Ropczyckim w Galicyi. 5. Ulanowska, Lotysze Inflant Polskich, a w szczególnosci z gminy Wielońskiej powiatu Rzezyckiego. Obraz etnograficzny.

Český Lid.
Vol. I. 1891.

1. Tyršova, La broderie nationale dans l'exposition du royaume de Bohême (avec 4 fig.). — Bartoš, Les superstitions et coutumes dans la vie rurale en Moravie. — Koula, Sur le costume slovaque (avec 5 fig.). — Hostinský, Notre chanson populaire profane. — Hraše, Maison des prières des Frères bohêmes à Náchod (avec 1 fig.). — Matiegka, Les tombeaux des squelettes aux jambes repliées en Bohême (avec 2 tables). — Vykoukal, La cuisine paysanne dans le district de Český Brod. — Koštál, L'ondin dans la tradition Bohême. — Vavra, Les nouvelles archéologiques (avec 1 fig.). Un extrait du livre des témoins à Beroun. — Pittnerová, La vie dans les montagnes de Zdár. Les anciennes coutumes dans les environs de Domazlice. — I. Le baptême. — II. Les noces. — Černý, Coup d'œil sur les travaux de folk-lore des Serbes Lusaciens. — Nováček, Rapport sur le bornage des champs près de Polepy (Bohême). — L'hocquet dans la tradition populaire. — Revue des livres. — Revue des journaux. — Bibliographie. — Correspondance et nouvelles. — Demandes et reponses.

b) Äusseres Leben.

de Zmigrodski, Bibliographie du Folk-lore en Pologne. (Rev trad. pop. 6⁴.)

Über eine polnische **Gesellschaft für Volkskunde Galiziens** (Präsident: Kopernicki [† 25. Sept. 1891] s. Am Urquell 2, 180.

Jelinek, Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. I. (Mitteil. d. anthr. Ges. in Wien XXI¹.)

Weltzel, Besiedelung des nördlich der Oppa gelegenen Landes, nach Urkunden und amtlichen Aktenstücken bearbeitet. Teil II. Leobschütz, Kolbe. 171 S. M. 1,00.

Kvacsala, Beiträge zur Geschichte der Slovaken. (Ung. Revue 11, 840.)

Wiadomosci statystyczne o stosunkach krajowych, wydane przez krajowe biuro

statystyczne, pod redakcja prof. dra T. Pilata. T. XIII. Lwów. 159 S. 4°. Fl. 2,00. [Bevölkerungsstatistik von Galizien.]

Ossowski, Sprawozdanie drugie z wycieczki paleontologicznej pro Galicyi w. r. 1890. (Odb. ze Zbioru wiad. do antrop. kraj. Krakow 1891.) 89 S. Fl. 1,50. [Rechenschaftsbericht über eine anthropol. Reise in Galizien.]

de Zmigrodski, Le Folk-lore polonais. Cracovie et ses environs. IV. La Médicine. (Tradition 5⁸.)

Kolberg, Przemyskie Zarys etnograficzny, kosztem muzeum imienia Dzieduszyckich w Lwowie z pośmiertnych materijalów wydal Dr. J. Kopernicki Z protretem autora i 4 rycinami. Kraków. XX, 242 S.

Zakrzewski, Wzrost w Krolestwie Polskim. Przyczynek do charakterystyki fizycznej Polaków. (La taille moyenne dans le Royaume de Pologne.) (Zbiór wiadomości do Antr. Krak. II. S. [1—39]. Dass. auch als Sep.-Abdr. Kraków. 39 S., 2 Kart., 1 Taf.

Listy z českých dějin kulturních. Sapsal Dr. Čeněk Zíbrt. V Praze Jos. R. Vilímek. 123 S. 8°. Dejiny kroje v zemích českých až po války Husitské. Sepsal Dr. Čeněk Zíbrt. I. Svazek: Dola nejstarši až do polovice stoleti XIII. V Praze, Simaček. 132 S. II. Svazek: Rytířske odění v zemích českých ve ctoletí XIII. a. XIV. S. 135 bis 274. [Blätter a. d. böhmischen Kulturgesch. Gesch. d Tracht in den böhmischen Landen bis zu den Hussitenkriegen. 1. Heft: Die älteste Zeit. 2. Heft: Ritterkleidung in den böhmischen Landen im 13. und 14. Jahrhundert.]

Novaková, Kroj lidový a národni vyšívání na Litomyšlsku. Olomuniec. Fl. 0,80. [Kostümkunde.]

Odrzywolski, Zabytki przemyslu artystycznego w Polsce. Zesz. 2. Kraków. 6 tabl. 7—12) fol. Król. Fl. 1,20. [Denkmäler des Kunsthandwerks in Polen.]

Ossowski, O ceramice domowej w okresie grobów Kamiennych skrzynkowych. (Odb. z. Wiadom. num.-arch.) Kraków 1891. 16 S. 4°. Fl. 0,30. [Steinkastengräber.]

Sembrzycki, Auffindung der alten Burg Oneda. (S.-A. Altpr. Monatsschr.) 6 S.

Luszczkiewicz, Przyczynek do historyi architektury domu szlacheckiego w Polsce 16. wieku. ['Wohnhaus des Polnischen Edelmanns im 16. Jahrhundert.'] (Denkschr. d. Krakauer Akad. 16—18, 193.)

Luszczkiewicz, Restes d'une maison du style renaissance à Krosno, devant de l'année 1525. (S.-A. Bull. de l'acad. de sciences.) Krakau. 78—80 S. 8°.

Weger, Rybnikářstvi a rybářstvi na panstvi Pardubickém. (Výročent zpráva c. k. vyšší školy reální v Pardubicích zar. 1890.) Pardubice. 28 S. 8°. [Über die Fischer in Pardubiz.]

c) Inneres Leben.

α) Lebenssitte.

Krauss, Zwischen Narowa und Niemen. Baltische Erzählungen und Skizzen. Libau. 189 S.

Gloger, Popas w Slawopolu, z rysunkami. Warszawa. 69 S.

Udziela, Lud polski w powiecie ropczyckim w Galicyi. (Le peuple polonais dans le district de Ropczyce, en Galicie. (Zbior wiad. Antr. Krak. III, S. 53—180.)

Pamjatnaja knižka Plockoj gub. na 1891 g. Plock. 20 S. 1 Rub. 50 Kop. [Gedenkbuch des Gouvernements P.]

Pamjatnaja knižka Ljublinskoj gub. no. 1891 gol. Lublin. 496 S. 1 Rub. [Gedenkbuch d. Gouv. L.]

Černy, Luzické obrazky. Praga. 155 S. Fl. 0,50. [Lausitzer Bilder.]

Karlowicz, Die Liebestaufe bei den Polen. (Am Urquell II 1. 2)

Schwela, Die 'grosse' wendische Hochzeit. (Zeitschr. f. Volkskunde. H. 9—12.)

Ossowski, O grobach niecial opalnych w Myszkowie. [Sépultures par inhumation à Myszków] p. 89—98. (Zbior wiad. antr. Krak.)

Gloger, Zabawy, gry, zagadki, z arty i przypowieści z ust ludi i ze starych ksiazek. (Skarbczyk II.) Warszawa. 76 S. 12 Kop. [Spiele, Fabeln und Erzählungen aus dem Volksmunde.]

de Zmigrodzki, Les Mines et les Mineurs. XIII. Coutumes, croyances et chansons des mineurs polonais. (Rev. trad. pop. VI⁶.)

β) Glaube und Aberglaube.

Lubicz, Sobótka. (Wigilja św. Jana Chrzciciela dnia 23. czerwca. Obchod Sobótki.) Kwestjonarjusz. (Odb. z. t. V. Wisly.) Warszawa. 11 S. [Johannisfest in Polen.]

v. Zittwitz, Kastellanei und Kirche zu Ritschen, Kreis Brieg. Ein Beitrag zur polnischen Religions- und Kulturgeschichte. (Ausland 64, Nr. 46.)

Zibrt Vinceus, Listy z českych dějin kulturních. [Blätter zur böhmischen Kulturgeschichte.] Prag, Vilímek. 123 S.

Weineck, Glaube und Brauch in der Umgegend von Lübben und Luckau. (Mitteil. niederl. Ges. f. Anthr. 2, 133.)

Krauss, Böhmische Korallen aus der Götterwelt. (Ausland 64, 1—3.)

Teige, Ruznočtení legend o českých svatých z rukopisů kr. dvorní a státní knihovny mnichovské. (Sitzungsber. der Böhm. Ges. d. Wiss. zu Prag. Phil.-hist. Klasse. S. 51.)

Moser, Die Lut'chen, nach wendischen Sagen mitgeteilt. (Leipz. Tagebl. 85, 228.)

Veckenstedt, Wendische Sagen der Niederlausitz. (Zeitschr. f. Volksk. 3, 182, 215, 262.)

Zmorski, Baśń o Sobotniej górze z podań szląskich. Warszawa 20 S. [Sagen vom Zobtenberg in Schlesien.]

Kosinski, Niektóre zabobony i przesady ludu polskiego z okolic Makowa i Andrychowa. [Quelques superstitions et préjugés du peuple polonais des environs de Maków.] (Zbiór wiadom. antr. kraj. III, 46.)

Knoop, Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. (Ztschr. f. Volksk. III, 148.)

Böhmischer **Jagdaberglauben.** (Globus 59, 61.)

Majewski, Bocian w mowie i pojeciach ludu naszejo. Warszawa. [Der Storch in der Vorstellung des Volkes.]

Totenfetische (Am Urquell II, 179.) [Juden knochen gegen Typhus in Rzeszow (Galizien).]

Udziela Marjan, Medycyna i przesady lecznicze ludu polskiego, przyczynek do etnografji polskiej. (Bibl. Wisly. VII.) Warszawa. 288 S. 85 Kop. [Volksmedizin in Polen.]

Kaindl, Bida [Das Unglück. In Galizien]. (Am Urquell II, 207.)

Sumców, Kolduny, vêdvmy i upyri. Przewodnik bibljograficzny. Charków. 50 S. [betr. Hexen].

γ) Sprache.

Malinowski, Studja nad etymologja ludowa. (Prace filologiczne III, 3.)

Matyás, Slowniczek gwary ludu zamieszkujacego wchodniopoludniowa najblizsza okolice Nowego Sacza. Kraków. 17, 1 S. [Wörterbuch der Volkssprache von Neu-Sandez.] (Sprawozdania kom. jez. 4.)

Sierakowski, Slowniczek gwary ludowej z okolic Pinczowa. (Sprawozdania kom. jezykowej Ak. Umiej. 4.) Krakow. 6 S. [Dialekt von Pinczów.]

Zloza, Zbiór wyrazów uzywanych w okolicach Chocholowa. (Sprawozdania ... 4.) [Dialekt von Chocholow.]

Botnicki, Slowniczek wyrazów obcych i wyrazeń oraz zwroty i przyslowia cudzoziemskie uzywane w prasie peryodycznej i w mowie potocznej polskiej. Zebral i ulozyl ... [Wörterbuch fremder Ausdrücke und Ausdrucksweisen.] Berlin, Behr. 2 Bl., 136 Sp. 8°. M. 1,20.

Zloza, Zbiór wyrazów uzywanych w okolicach Chocholowa. (Odb.) Krakow. 12 S. [Samml. von Volksausdrücken.]

Rzeszowski, Spis wyrazow ludowych z okolic Zywca. (Sprawozdania ..., 4.) [Mundart der Umgegend von Saybusch.]

Matlakowski, Zbiór wyrazów dawnej ziemi czerskiej. (ib. 4.) [Mundart der Landschaft Czersk.]

Kosinski, Niektore wlaściwości mowy pisarzowickiej (ib. IV, 1—35). [Einige Eigentümlichkeiten der Mundart von Pisarzowice.]

Berka, Slownik kaszubski porównawczy. (Prace filologiczne III, 3.) [Kassubisches Wörterbuch.]

Pribik Jan, O parataxi a hypotaxi v prostonárodních pohádkach a o slohu jejich. Karlin 1890.

Tomanek, Über den Einfluss des Čechischen auf die deutsche Umgangssprache in Österreichisch-Schlesien, bes. von Troppau und Umgebung. Progr. Troppau. 39 S.

Dembowski, Verzeichnis von Wörtern und Redensarten, die in der Tatragegend üblich sind, als Ergänzung früherer Sammlungen: Spis wyrazów wyrazeń uzywanych na Padhalu, jako uzupelnienie poprzednich. zbiorów (Sprawozdania ... 4.)

Kvacsala, Beiträge zur Geschichte der slovakischen Sprache. (Ungar. Revue 11.[10])

Kühnel, Die slavischen Orts- und Flurnamen

der Oberlausitz. II. (Neues Lausitz. Mag. 67, 43.) [Forts zu Th. 1 (ib. 66.)]

Weisker, Slavische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten. Rathenow, Babenzien. IV, 44 S. — M. 1,00.

Knothe, Zur Orthographie deutscher, wie wendischer Ortsnamen. (Leipz. Zg. B. No. 9.)

J. Poesie.

Erbrich, Straduna, Polnische Volkslieder der Oberschlesier. Breslau, Max & Co. XIV, 98 S.

Suesser, Szkice z literatury zargonowej. II. Pieśni ludowe Lwów 1891. 11 S. [Jargonlitteratur, Volkslieder]

Krauss, Die Prinzessin von England. Eine Volksballade der Slovaken. (Am Urquell II.[1])

Kopernicki, Gadki ludowe górali beskidowych z okolic Rabki. [Récits populaires des montagnards des Beskides, aux environs de Rabka] (Zbiór wiadomósci Ant. kraj. III, 1—43.)

Skrzynska, Kobieta w pieśni ludowej. (Bibljoteka Wisly, VIII.) Warszawa. 100 S. 40 Kop. [Die Frau im Volksliede.]

Kasprowicz, Swiat sie kónczy, dramat z zycia ludu wielkopolskiego w 5- iu odslonach. Nakladem autora. Lwów. 126 S. 60 Kop. [Volksdrama.]

Kraus, Das böhmische Puppenspiel vom Doktor Faust. Abhandl. u. Übers. Breslau, Koebner. VI, 169 S.

4. Ostslaven.

Die russische Zeitschrift für Volkskunde ist:

Zivaja starina. Periodičesko izdanie. St.Petersburg. III. Heft. 268 S. Lex. 8°.

a) Äusseres Leben.

Die **Bevölkerung** des russischen Reiches. [Deutsche Rundschau f. Geogr. u Stat. 13, 372.)

Russia: its people and government. (Quaterly Review. January.)

Zbanków, Babja storona. Statistiko-etnografičeskij očerk. Kostroma. 1 Rub. [Beschreibung Russlands.]

Wladimirski Budanów, Naselenie jugozapadnoj Rossii ot poloving XV v. do Ljubliuskoj Unii. Kijów. [Die Besiedelung des sw. Russlands.]

Turczyński, Straszna druzyna, obraz Hculszczyzny z przeszlego stule cia. Krakow. 157 S. 8°. [Ein ruthenisches Karpatenvolk.]

Perejaslavl **Zaljesskij.** Materialy dlja istorij Danilova monastyra i naselenija gorola XVII stoljetija. Moskwa. 110 S. 4°. [Die Besiedelung des russischen Klostergebiets Danilow.]

Lewicki, Očerki starinnago byta Volyni i Ukrajny. Zesz. II. (2. Materi prestupnicy. 3. Prevelebnyi svat.) Kijów. 32 S. [Früheres Leben in Wolynien.]

Starików, Istoriko-statističeskij očerk orenburgskago kazač'jago vojska, s priloženiem stati o domašnem bytě orenburgskich kazakov, risunkov so znamen i karty. Orenburg. 2 Rub. [Kosaken in der Umgegend von Orenburg.]

Martynów, Donskoe dvorianstvo i zaselenie ih semel krestjanami. (Szkic historyczny) Peterburg 15 S. (Odbitotylko 35 egzempl.) [Die Besiedelung am Don.]

Lender, Volžskij sputnik. Z mapa. Wyd. II. Peterzburg. VI, 276 S. 75 Kop. [Wolgaführer.]

Kirpicznikow, K voprosu o drevne-russkih skomorohah. Peterzburg. 22 S.

Astyrew, Na taěžnych progalinach. Očerk žyzny naselenija vostočnoj Sibiri. Moskwa. 458 S. 1 rub., 75 Kop. [Über die Besiedelung Ostsibiriens]

Materialy dlja izučenija ekonsmičeskago byta gosudarstvennych krestjan i inorodcev za padnoj Sibiri XII, 2. Peterburg. 406 S. [Besiedelung Westsibiriens.]

Jadrinców, Sibirskie inorodcy ih byt i sovremennoe polozenie. Etnografičeskija i statističeskija izslědovanija. Peterburg. 308 S. Rub, 2,00. [Über die Lage der Ansiedler in Sibirien.]

Staehr, Über Ursprung, Geschichte, Wesen und Bedeutung des russischen Artels. Ein Beitrag zur Cultur- und Wirtschaftsgeschichte des russischen Volkes. II. Geschichte. (211 S.) Ing.-Diss. Dorpat.

Tarnowska, Vorovki. Antropologičeskoe izsljedovanie. Peterburg. 79 S. [Athrop. Untersuchungen.]

Iwanowsky, Über die pathologisch-anatomischen Erscheinungen bei einer in Chankow endemischen Krankheit. (Festschr. Rudolf Virchow gewidmet III, 235.)

Zapiski Imp. russkago geogr. obščestva po otdêleniju etnografii. T. XX. Smolenskij etnografičeskij sbornik. Ulozyl Dobrowolski Cz. I. Peterburg. XXVII, 716 S. [Ethnographische Sammlung betr. Smolensk.]

Putevoditel po muzeju Imp akademii nauk po antropologii i etnografii. Peterburg. IV, 70 S. 30 Kop. [Führer durchs Museum.]

Sbornik snimkov s predmetov drevnosti, nachodjaščichsja v Kievje v častnych rukach Kiew. 31 S. 4°. 12 Taf. [Archäologische Gegenstände von Kiew.]

b) Inneres Leben.

α) Sitte und Recht.

Kovalevsky, Modern Customs and Ancient Laws of Russia, being the Ilchester Lectures for 1989—90. London, Nutt

Tenze, Čerty nravov iz russkago byta v. XVII v. Kazań 1891. 20 Kop. [Russisches Leben im 17. Jahrhundert.]

Böhling, Aus nordrussischen Dörfern. Erlebtes und Studirtes. Minden, Köhler. M. 1,00.

Bučetič, Istoričeskie očerki goroda Saratov i ego okrugi. sostavlennye A. J. Šachmatovym. Heft 1. Saratov. XI, 205, 15 S. [Stadt Saratov.]

Volkov, Rites et usages nuptiaux en Ukraine. (L'Anthropologie II, 408.)

Kupczanko, Hochzeitsgebräuche der Weissrussen. (Am Urquell II, 137, 161.)

Pamjatnaja, knizka Sědleckoj gub. na 1891 god. [Siedlce 1891, w oddziale II, str. 23 bis 346, zamieścila p. Janczuka-Wesele maloruskie w parafji Kornickiej ...] (Gedenkbuch des Gouvernements S.) [enthält einen Aufsatz über eine kleinrussische Hochzeit.]

Gurwitsch, Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Sprichwörtern des russischen Volkes. (Mittel-Russland.) Mitgeteilt von Veckenstedt. (Zeitschr. f. Volksk. III 343, 382.)

Nelidowa, Dobraja i zlaja žena po narodnym kartinkam, zakljnčajuščimsja v izvêstnom izdanii senatora Rovinskago. Soobščenie, sdêlannoe v očerednom zasêdenii obščestva arheologii, etnografii i istorii II-go aprêlja 1891. Kazań. [Die gute und die schlechte Frau nach Volksdarstellungen.]

β) Glaube und Aberglaube.

Ostpreussische **Lippowaner.** (Globus 60, 334.)

Sapozników, Samosožženie v russkom raskoljé. Moskwa 1891. 170 S. 1 Rub. 50 Kop.

Lozinski, La madone de Busowiska. Moeurs houtsoules Adaption par M-me Marguerite Poradowska. (Revue de deux mondes, S. 83—130). [Houtsoulen- Ruthenen in den Karpathen.]

Garszyn, Syhnal albo razkaz ab tom, jak dabro peremahlo zlo u czalawieka. Perelozeno, z malymi peremienami z razkaza wsewoloda Garszyna. Moskwa. 32 S. [Macht des Guten über den Teufel.]

v. Stenin, Vorstellung des russischen Volkes vom Tode. (Globus 50, 236.)

Kosinski, Niektóre zabobony i przesady ludu polskiego z okolic Makowa i Andrychowa (Odb ze Zbioru wiad. do antr kraj.) 7 S. [Volksaberglaube.]

Sumców, Koldung, vjedmy i upyri. Charków. 50 S [Spukgeister.]

Zagoskin, Vrači i vračebnoe djelo v starinnoj Rossij. Kazan 72 S. 50 Kop. [Ärzte im alten Russland.]

Kupczanko, Volksmedizin. Krankeitsbeschwörungen bei russischen Bauern in der Bukowina. (Am Urquell II, 1—4.)

Jaszczurzynski, O prevraščenijah v malorusskih skazkah. Kijów. 32 S.

Ziegler, Ali Baba i 40 rozbójników opracowal po części wedlug niemieckiego oryginalu, a po części wedlug podań ludowych Z. Z. Warszawa. 45 S. 15 Kop. [Märchen.]

γ) Sprache.

Sokolów, Russkija imena i prozwišča v XIII věkě. Kazań. 16 S. 10 Kop. [Namen im im 18. Jh.]

Slovar' russkago jazyka sostavlennyi vtorym otděleniem Imper. Akad. Nauk. Vypusk. [Wörterbuch der russischen Sprache zu-

sammengestellt v. d. 2. Section d. Kais. Ak. d. Wiss. Lfg. 1.] S.-Peterburg. 4°. Lief. 1.

δ) Poesie.

Lederle, Solovuško, sbornik russkih hudožestvennyh i narodnyh pêsen. Z rysunkami M. Klodta. Peterburg. 80 Kop. Wydrukowano w nim 44 pieśni ludowe wielkorossyiskie. [Sammlung russischer Volksdichtungen.]

Balakirew, Sbornik russkich narodnech pêsen. Peterburg. 9 S. 3 Rub. [Sammlung russischer Volkslieder.]

Sorokin, Svadby i svadebnyja pêsni u malorussov i velikorossov m. Dmitrovki Aleksandryjskago uêzda Hersonskoj gub. Kiiów. 54 S. [Gross- und kleinrussische Lieder.]

Lisowski, Opyt izučenija malorusskih dnm. Poltawa 1890. 58 S. [Kleinrussische Volkslieder.]

Lysenko, Zbirnyk ukraiňskych piseń. Zesz. I. Kijow. 95 S. 4°. [Ukrainische Lieder.]

Gerber, Great Russian Animal Tales. — A Collection of Fifty Tales, with an Introduction, a Synopsis of the Adventures and Motives, a Discussion of the same, and an Appendix. Baltimore. Published by the Modern Language Association of America XII, 112 S.

Tichonrawów, Piat bylin po rukopisiam XVIII vêka. Moskwa. [Volkserzählungen des 18. Jhs.]

Gizowski, Jelena, rzecz osnuta natle stosunków ludowych na Bukowinie. Lwów. 144 S. Fl. 0,60. [Die Volkszustände in der Bukowina schildernde Erzählung.]

Vorobeva, O dvuchsotlêty komedijnago děla v Rossii. (Russkij Archiv 3, 570.)

Kaufman, o Russkow teatr v Sêvepozapadnom kraě. (Russkij Archiv 3, 448.)

ε) Musik.

Schneider, Pflege der Musik in Russland. (Unsere Zeit, 5. Heft.)

Famincyn, Domrá i srodnye ej muzykalnye instrumenty russkago naroda: Balalajka, kolza, bandura, torban, gitara. Istoričeskij očerk s mnogoč islennymi risunkami i notnymi primêrami. Peterburg 1891. 3, III, 128, 14 S. 4°. [Volksmusikinstrumente.]

5. Südslaven.

Zeitschriften für Volkskunde:

1. Bulgariens: Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i Knniznina. Sofija 1891. IV. Bd. 4°. 969 S. mit mehreren Tonfarbendruckbildern. [Sammelwerk für Erzeugnisse des Volksgeistes, für wissenschaftliche und schöngeistige Litteratur, hrsg v. Ministerium für Volksaufklärung.]

Ausserdem für bulgarische Volkslitteratur: Periodičesko spisanie na blgarskoto knizovno druzestvo v. Srjedec. Pod redakcijata na V. D. Stojanova. God osma. kn. XXXVII i XXXVIII. Srjedec. 1891. 342 S. gr. 8°. [Zeitschr. d. bulgar. litterar. Gesellschaft.]

2. Serbiens: Letopis matice srpske. [Jahrbuch d. serbischen Muttervereins.] 1. Heft. Neusatz 1891. 130 S.

a) Äusseres Leben.

Jireček, Das Fürstenthum Bulgarien. Seine Bodengestaltung, Natur, Bevölkerung, wirtschaftliche Zustände, geistige Kultur ... Mit 42 Abb. und 1 Karte. Prag, Tempsky. XVI, 573 S. — M. 14,00.

Ireček, Etnograficeski proměnenija v bulgarija ot osnovanieto na knjazestvoto. (Sbornik za narodni ... Naučen otdel 5, 500.) [Ethnographische Veränderungen seit Entstehung des Fürstenthums.]

Z., Zwei Sandzake [Bezirke]. (Periodičesko spisanie XXXVI, XXXVII und XXXVIII.)

Kaindl, Ethnographie und Folklore der Bukovina. (Rom. Forsch. 7, 186.)

—, Die Besiedelung der Bukovina. (Mitt. d. k. k. geogr. Ges. Wien. Nr. 7.)

Berghaus, Die „Zadrugen“ in Bulgarien. (Mit Abb.) (Aus allen Weltteilen 2, 10.)

Lay, Kulturhistorisch-ethnographischer Atlas d. Königr. Serbien. Wien, Gerold. 4°.

Weigand, Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung. [Erforschung der Sprache und Ethnographie der Zinzaren (Makedo-Romanen), dabei in

Makedonien Walachenenklave gefunden.] 4 Lichtdrucke. 8°. M. 3,00.

Glück, Ergebnisse der Körpermessungen von 140 bosnisch-herzögischen Soldaten. (Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini 1891, 2. 3.)

Krauss, Das Tättovieren bei den Südslaven. Mit Abb. (Globus 59, 72.)

Trinkgefässe, in Bosnien und im Herzögischen. (Am Urquell II. 2.)

v. Grienberger, Bosnische Holzthüren. (Kunstgewerbeblatt, Juni.)

Peez, Mostar und sein Kulturkreis. Ein Städtebild aus der Herzegovina. Leipzig, Brockhaus. VIII, 245 S., 1 Bl. — M. 4,00.

b) Inneres Leben.

Tichów, Materialy dlja istorii razvitija slavjanskago žilišča. Bolgarskij dom i otnosjaščijasja k nemu postrojki po dannym jazyka i narodnyh pěsen. Kazań. 52 S. [Geschichte und Entwickelung des slavischen Lebens. Bulgarisches Haus ...]

Tulkuvanija na prirodni javlenija razni narodnija věrvanija prokobjavanija. (Sbornik za narodni umot. 5. Narodni umotvorenija S. 109—218.) [Bulgarische Volksgebräuche.]

Sprache, Sitten, Gebräuche und Volksglaube. (Periodičesko spisanie XXXVII, 243—263.)

F. S. K., Frauenkauf bei den Südslaven. (Am Urquell 2, 136.)

Vid Vuletic Vukasovic, Narodni običaji na otoku Korčuli. I. Moreška. II. Debeli Kraj. [Volksbrauch auf der Insel Curzola.] Agram 1891.

Krauss, Liebeszauber in Bosnien. (Ausland 64, Nr. 52.)

Das **Alpdrücken.** [In Bosnien und im Herzogland.] (Am Urquell II, 6.)

Delic, Zauberglaube. (Glasnik zemaljskog muzega u Bosni i Hercegovini 1891[2].)

F. S. K., Der Eid im Volksleben. Aus Montenegro und dem Herzögischen. (Am Urquell II, 142.)

Kaindl, Baba Jaudocha-Dokia. Volksglaube aus der Bukowina. (ib. 150.)

Zorko, Volksglaube. (Glasnik ... 1891[1].)

Kalina, Studyja nad historyja języka bulgarskiego. Cześć II. [Studien zur Geschichte der bulgarischen Sprache.] (Rozprawy Akademii Umiejętnósci. Wydzial filolog. 1891, 396—592.)

Masing, Zur sprachlichen Beurteilung der macedonischen Slaven. 1. Vertretung von tj durch dj. Ing.-Diss Dorpat. 4°. III, 106 S.

Oblak, Das älteste datierte slovenische Sprachdenkmal. (Arch. f. slav. Phil. 14, 2.)

Bulgarski narodni pěsni sobrani od bratja Miladinovci Dimitrija i Konstantina i izdani od Konstantina, v Zagreb na 1861 godina. Vtoro izdanie ot Mitra, spruga na D. Miladinov. [Bulgarische Volkslieder] Sofija, Liberalnij Klub. XIII S., 1 Bl., 548 S.

Pěsni periodičeski i religiozni. (Sbornik za narodni ... 5. Narodni umotvorenija. (S. 3—103) [bulgarisch.]

Guslaren und Reigenlieder. (Periodičesko spisanie ... 37, 294.)

Millien, Chants populaires de la Grèce, de la Serbie et du Monténégro Paris, Lamerre. III, 175 S. [in französischen Versen.]

Ivanov, Novoselo im Vidiner Kreise. (Periodičesko spisanie ... 36.)

Kosla Risticz i Wasa Lončarski, Srpske narodne pripovetke. Skupili po Banatu ... Nowy sad. 92 S. [Serbische Sprichwörter.]

Vrcevics, Südslavische Volkserzählungen. (Globus 59, 252.)

Krauss und **Dragičevic,** Die Menschwerdung des heiligen Panteleimon. Ein Guslarenlied der Altgläubigen in Bosnien (Am Urquell II, 1.)

VIII. Fennotataren.

1. Allgemeines und verschiedene Völker.

Hansen, Über Einwanderungen in Skandinavien. (Det Norske Geografiske Selskabs Arbog. II.)

Retzius, Das Gehirn eines Lappländers. (Int. Beitr. z. wissensch. Med. Festschr. Rud. Virchow gewidmet I, 41.)

Halász, Svéd-lapp nyelv. IV. Déli-lapp szótar. [Die schwedisch-lappische Sprache. IV. Süd-

lappisches Wörterbuch.] Budapest, Akademie. 264 S.

Schwanenflügel, Kalevala, Finnernes National-Epos. En kulturhistorisk Skitse. Kopenh. Høst. 62 S. Kr. 2,00.

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkte betrachtet. (Jul. Krohns finnische Litteraturgeschichte I, 1.) Übers. von O. P. (Z. f. Volkskunde III [7—12].)

Heilige Haine der Finnen. (Globus 59, 350.)

Alcenius, Hatte Schweden eine finnische Urbevölkerung? (Geografiska Föreningens Tidskrift III [14].)

Karsikot. Die entästeten Bäume in Finnland. (Globus 59, 313.)

Varonen, Suomen kansan muinaisia taikoja. I. Metsästys taikoja. Helsingfors. 243 S. [Jagdabenteuer.]

Reuter, Finlands natur, folk och kultur. En öfverblick. Stockholm, Fritze. 173 S. Kr. 2,75.

Gurt, Sammlung von Materialien zur Kenntnis esthnischer Volkssagen. [russ.] (Zapiski imp. Ak. nauk 64, 138—137.)

Pinegin, Svadebnyja obyčai kazanskik tatar. Kazań. 20 S. [Hochzeitsbräuche d. Tataren.]

Tronów, Materialy po antropologii i ětnologii Kirgiz. Peterburg. 42 S.

Dingelstedt, Le régime patriarcal et le droit coutumier des Kirghiz d'après l'étude entreprise sous les auspices du gouvernement russe par le général Grodekoft. XLXI, 96 S. Lausanne, Duvoisin. — Fr. 3,00.

Michaijlow, Obrjady i obyčai Čuvaš. Peterburg. 42 S. [Gebräuche und Sitten der Tschuvassen.]

2. Magyaren.

Die ungarische Zeitschrift für Volkskunde ist: [früher „Ethnologische Mitt. aus Ungarn".]

Anzeiger der Gesellschaft für Völkerkunde Ungarns. Redigiert Anton Hermann und Ludwig Katona 1. Jahrg., 1 H. 1891. — Anderer Titel: Ethnographia A Magyar órszagi Néprajzi Társaság Ertesitöje Szerkestik. Herrmann Antal et Katona Lajos. Megjelenik augusztust és széptembert Kivéve minden hónap elyén. Budapest. A Magyarországi Néprajzi Társaság Kiadása. I, 1. Januar 1891: Mitteilungen der Redaktion. — Leland: Aus dem Begrüssungsschreiben an die Gesellschaft. — Kálmány, Kosmogonische Spuren in der magyarischen Volksüberlieferung. — Réthy, Die Armenier in Ungarn. — Marienescu, Baba Dokia. — Czambel, Zur Kritik der Editionen slovakischer Volksdichtungen. — Strausz, Fremd zu Hause. (Aus Ungarn ausgewanderte Bulgaren.)

Keleti, Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung 1890. (Ung. Revue 11, 282.)

Volkszählung und Magyarisierung in Ungarn. (Globus 60, 112)

Mocsáry, Über die Nationalitätsfrage. (Romaen. Forsch. 7, 26.)

Lakits, Die Landnahme der Ungarn und die Astronomie. (Ung. Revue 11, 732.)

Vámbéry, Ein ungarischer Volksstamm. (ib. 12, 4.)

Schuhmacher, Aus dem modernen Ungarn. Kulturhist. und polit. Skizzen. Hamburg, Verl.- u. Dr.-A.-Ges. 70 S. = H. 1881/82 der deutschen Zeit und Streitfragen.

Schuchardt, Romano-Magyarisches. (Zeitschr. f. rom. Phil. 15. 1. 2.)

v. Wlislocki, Die Szekler und Ungarn in Siebenbürgen. Hamburg, Verlagsanstalt. M. 0,80.

Diner, Ungarische Fayencen u. Töpferwaren. (Kunstgewerbeblatt. NF. 2, 25, 47.)

Ballagi, Budapest vor 170 Jahren. (Ung. Revue 1891, 75.)

Kubinyi, Die volkswirtschaftlichen u. Kulturzustände im 'Arváer Comitat. (Ung. Rev, 11, 630.)

Magyarische **Kultur** und Litteratur. (Romaen. Rev. 7, 229.)

Magyarische **Subjektivität.** (ib. 18.)

Ballagi, Eheschliessungen in Ungarn im XVII. Jh. (Ung. Rev. 11, 269.)

Schmidt, Die Kingasage. (ib. 82.)

Wlislocki, Magyarischer Liebeszauber. (Aus dem Kalotaszeger Bezirk) (Am Urquell II[8].)

Balassa, Klassifikation und Charakteristik der ungarischen Mundarten. (Ung. Rev. 11, 93.)

—, A magyar nyelvjárások osztályozása és jellemzése. [Ungarische Mundarten, Klassif. u. Char.] Budapest, Akademie. 150 S. mit Karte der Mundarten.

Benedek, Az erdélyi részek helységnévtára. A legújabb közigazgatási . . . beosztás szerint közkivatalok és magánosok hasznlatára összeállitotta. Kolozsvar, Stein. [Der siebenbürgischen Landesteile Ortsnamensverzeichnis gemäss d. neuesten admini-

strativ. . . . Einteilung zum Gebrauch f. Behörden und Private. Klausenburg.] 1 Bl, 245 S.

Popp, Der Ursprung des Argirus-Märchens. (Ung. Revue 11, 223.)

Katona, Parallelen zu unsern magyarischen Märchen und anderweitigen volkstümlichen Erzählungen. (Ethnographie II, 1.)

Thewrewk, A magyar zene tudományos tárgyalása. [Die wissenschaftliche Behandlung der ungarischen Musik.] Budapest, Akademie. 24 S.

3. Türken.

Garnett, The Women of Turkey and their folk-lore. With concluding chapters on the origins of matriarchy by John S. Stuart-Glennie ... Theil II. The Jewish and moslem women. London, Nutt. XVI, 616 S. 16 sh.

Ameer Ali, The Real Status of Women in Islâm. (The nineteenth century 30, 387.)

Sumców, K voprosu o proishoždenii pêsni i obrjada „Saja". (Odb. z. Russ. fil. Vêstnika.) Warszawa. 9 S. [türkisches Fest.]

Anciaux, Les confréries musulmanes. (Rev. critique 25. nr. 43.)

Carnoy et Nicolaïdes, Le Folk-lore de Constantinople: 1. Superstitions et Croyances des Turcs. (Tradition V. 2.)

Solaïman dans les légendes musulmanes. (Rev. des trad. pop. VI[3].)

Die **Besermianer** in Russland. (Globus 59, 192) [wotjakisch sprechende Türken.]

Bent, The Yourouks of Asia Minor (Journ. anthr. Inst. Great Britain 20, 269.) [türkischer Nomadenstamm.]

IX. Juden.

1. Äusseres Leben.

Aufsätze und Recensionen über Neuerscheinungen in: **Jüdisches Litteraturblatt.** Wissenschaftliche Beilage zur 'Israelitischen Wochenschrift' hrsg. v. Rahmer. Magdeburg. (Leipzig, Friese.) Bd 20. fol.

Alsberg, Die Rassenmischung im Judentum. Hamburg, Verlagsanst. 40 S.

Babad, Die Rassenmischung im Judentum. (Ausland 1891, Nr. 43.)

Graetz, History of the Jews. Authorised English translation by Miss B. Löwy. I. II. London, Nutt. 1891.

de Moor, L'histoire primitive d'Israel, d'après les documents Égiptiens et Héthéens (Rev quest. hist. Octobre.)

Bois, Alexandre le Grand et les Juifs en Palestine. (Rev. de théol. et de philos. 24, 78.)

Rodocanachi, Le Saint-Siège et les Juifs: le Ghetto de Rome. Paris, Firmin-Didot.

Aronius, Regesten zur Gesch. der Juden im fränkischen und deutschen Reiche bis zum Jahre 1273. III [– 1226.] Berlin, Simion.

Wyking, Die Juden Berlins. Nach historischen Quellen bearbeitet. 2. Aufl. Leipzig, Uhl. 104 S.

Kaufmann, Die Märtyrer des Berliner Autodafés von 1510. (Mag. f. Wiss. d. Judentums 18, 48.)

Otto, Die Juden zu Wiesbaden. (Annal. des Ver. f. Altertumsk. v. Nassau 23.)

Lewin, Die Juden in Freiburg im Breisgau. Trier, Maas. 110 S. M. 2,25.

Debré, The Jews in France. (Jewish Quarterly Review. No. 11.)

d'Estrées, Les Juifs à Paris sous le règne de Louis XV. (Revue du monde latin 25, 44, 137.)

Kahn, Documents inédits sur les Juifs de Montpellier au moyen âge. (Rev. des étud. juives 22, No. 44.)

Loeb, Notes sur l'histoire des Juifs en Espagne. (ib. 22, 104.)

Kaufmann, Notes sur l'histoire des Juifs de Venise. (ib. 21, 289.)

Conder, The Oriental Jews. (The Scottish Review 18, 1.)

Die **Juden** von Tiberias. (Globus 59, 62.)

Lehr, Les institutions militaires des Hébreux (Rev. chrètienne 38 NS, VIII. IX, 859.)

2. Inneres Leben.

Saitschik, Beiträge zur Gesch. d. rechtlichen Stellung der Juden, namentlich im Gebiete des heutigen Österreich-Ungarn vom 10. bis 16. Jahrh. Frankfurt, Kauffmann. 59 S. — M. 2,00.

Bloch, Das mosaisch-talmudische Erbrecht. Leipzig, Fock. 70 S. — M. 2,00.

Jacobs, Three centuries of the Hagin family. (Jewish Quarterly Review no. 12.)

Gunning, J. H., De Chasidim, Eene Bladzijde uit de geschiedenis van het hedendagsche Jodendom. Eene Voorlezing. Mit vele Aanteekeningen. Te Groningen by J. B. Wolters. (2 Bl., 99 S.) gr. 8°. f. 1,25.

Bloch, Die Generalprivilegien der polnischen Judenschaft. (Zeitschr. hist. Ges. Posen VI.[2])

Aleksiejev, Očerki domašnej i obščest vennoj žizni Evreev ich věroučenie, prazdniki, obrady, talmud i kagal. 3. Ausg. Novogrod. [Häusliches und öffentliches Leben der Juden.]

Reinach, Un épistole de la vie des Juifs polonais au XVIII. siècle. Paris, Cerf. 7 S.

Mereine Coen, Costumi degli Israeliti di Russia e Polonia. Parma, Ferrari e Pellegrini. 1890. 44 S. L. 0,70.

Basset, Les Pourquoi. LVIII. Pourquoi les juifs ne mangent pas de porc. (Rev. trad. (Rev. trad. pop. 6, 727.)

Kukelsztejn, Zbiór anegdod z zýcia zydowskiego. (Po hebrajsku.) Wilno. 31 S. [Anekdoten aus dem jüdischen Leben.]

L., Polygamy among the Jews. (Calcutta Review 186, 414.)

Vernet, Les papes ont-ils toléré la bigamie juive? (L'université catholique 7, 638 bis 647.)

Meyerson, La coupellation chez les anciens juifs. (Rev. scientifique 1891[1], 756.)

Winternitz, Das Kind bei den Juden. (Am Urquell II, 1. 2.)

Der jüdische **Fischtanz.** (Globus 60, 128.) [Hochzeitsbrauch der spanischen Juden.]

Heinecke, Le carneval des Juifs galliciens. (Rev. trad. pop. VI.[2])

Eerdmans, Melekdienst en vereering van hemellichamen in Israël's Assyrische periode. Ing.-Diss. Leiden. XII, 156 S.

Friedlaender, The Jewish Religion London. Patl. 522 S. — sh. 5,00.

Lévi, Les Juifs et l'Inquisition dans la France méridionale. Extraits de la Practica de Bernard Gui. (A . . . M. Joseph Derenbourg . . .) Versailles, Cerf. 20 S.

Spinner, Totenrufen der Juden. (Am Urquell II, 112.)

Schiffer, Sündenkauf (ebenda II, 165, 181.)

Spinner, Jüdische Legenden (ebenda II, 209.)

Perles, La légende d'Asnath fille de Dina et femme de Joseph (Rev. des études juives 22, 87.)

Lévi, Le Juif de la legende (ib. 22, 230.)

Mendl, Über den Ursprung der Sage vom ewigen Juden. (Allg Zeitg. d Judentums 55, 33 f.)

Sprichwörter deutscher Juden. (Am Urquell II.) galizischer Juden (ebenda 112, 131, 178.)

Kalischer, Parabel und Fabel bei den alten Hebräern. Erlangen, Ing.-Diss. Berlin, Mosse 40 S., 1 Bl.

Berensztein, Magazyn zydowskich pieśni ludowych (po hebrajsku). Bordyczów. 73 S. [Jüdische Volkslieder.].

Dalman, Jüdisch-deutsche Volkslieder aus Galizien und Russland. 2. Ausg. Berlin, Ev. Vereinshaus-Buchh (VIII, 73 S.) [-Schriften des Inst. Judaicum. No. 12.]

X. Zigeuner.

Journal of the Gypsy-Lore Society. Volume II. (January 1890 bis April 1891.) Edinburgh, Printed at the University Press by J. and A. Constable [vgl. Zeitschr. Ver. Volksk. I, 368.]

II, 5. January 1891: Meyer, On the Irish origin and the age of Shelta. — Bonnel, A Gypsy piper. — Kopernicky, Polish Gypsy folk-tales. — von Sowa, Statistical account of the Gypsies in Carniola. — Bacchar, Gypsy acrobats in ancient Africa (Continued) — Mac Ritchie, Scottish Gypsies under the Stewarts (Continued). — von Sowa, A vocabulary of the Slowak-

Gypsy dialect. P-Sas. — Reviews. — Notes and Queries.

II, 6. April 1891: Leland, Shelta. — von Sowa, O phúro sasos. A Slovak-Gypsy Tale. — Kopernicki, The witch. A Polish Gypsy Folk-Tale. — Mac Ritchie, Scottish gypsies under the Stewarts. — de Zieliński, Notes on the gypsies of Russia. — Burton, An episode from the life of Sir Richard Burton — Reviews. — Notes and Queries.

III. 1. Juli 1891: Groome, Franz von Miklosich (With Portrait.) — Ranking, The language of the Gypsies in Russia. Translated from Boehtlingk and Grigorieff. — Herrmann, Hungarian and Wallachian Gypsy rhymes — Sampson, Two Shelta stories. — Mac Ritchie, A glance at the Servian Gypsies. — von Wlislocki, The witches of the Gypsies. — Pincherle, Italian ‚Zingaresche'. — von Sowa, A vocabulary of the Slovak-Gypsy dialect. (Sas-Thov.) — Reviews, notes and queries.

III, 2. October 1891: A selection of Gypsy portraits. — Sampsón, Romani Flotsam. — von Sowa, Three Slovak Gypsy tales. — Lovarini, Remarks of the ‚Zingaresche'. — Strachey, Shakspere and the Romany. — Karpeles, Statistical account of the Gypsies in Austria proper. — Two Gypsy songs from Neu-Pest — Sarmai, Remarks on the ‚csárdás' dance. — de Zieliński, Notes on the nomadic Gypsies of Poland. — Roberts, An old king and his three sons in England. A Welsh-Gypsy Tale. — Reviews, notes and queries.

v. Hellwald, Die Zigeuner, ihr Leben und Treiben. (Beitr. z. Anthr. u. Urgeschichte Bayerns IX [6]).

Meyer, Zigeuner. (Neue freie Presse, Wien, n. 9713.)

Plohinsky, Cygane staroj Malorossii po archionym dokumentam. [Zigeuner Kleinrusslands.]

v. Wlislocki, Handarheiten der ungarischen Zeltzigeuner. (Globus 1891. Nr. 18.)

—, Zigeunertaufe in Nordungarn. (Am Urquell II, 1.)

—, Taufe bei den Zigeunern Südungarns. (Zombor és Vidéke 1891. No. 38 [nach Journ. of Gypsy lore soc. 3, 181.])

—, Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner. Münster i. W., Aschendorff. — M. 3,00. XIV S.. 1 Bl., 184 S. [= Darstellungen a. d. Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte Bd IV.]

Leland, Gypsy sorcery and fortune telling. Illustrated by numerous incantations, specimens of medical magic, anecdotes and tales copiously illustr. by the author. London, Fisher Unwin. XVI, 271 S. gr. 4°.

v. Wlislocki, Urmen, Schicksalsfrauen der Zigeuner. (Am Urquell II*.)

—, Amulette und Zauberapparate der ungarischen Zeltzigeuner. (Globus 59, 257.)

—, Feuerzauber der Zigeuner. (Ethnographia IX.)

—, Zauber mit Blut bei den Zigeunern. (Am Urquell III.)

—, Wesen und Wirkungskreis der Zauberfrauen bei den siebenbürgischen Zigeunern. (Ethnolog. Mitth. aus Ungarn II, 2—5.)

Gipsy **charms.** (Notes and Queries, 23. Mai.)

Märchen in Saxo Grammaticus.

Von **Axel Olrik.**

3. Die Königstochter im Hügel.

Saxo, VII. Buch, S. 351—52: Ein wilder schwedischer Seeräuber, namens Gunnar, landet im Jather (Jedder) an der Südküste Norwegens und verheert das Land entsetzlich. Der alte norwegische König Regnald zieht gegen ihn, zuvor aber lässt er eine unterirdische Höhle einrichten und verbirgt da seine einzige Tochter Drott nebst Dienern und Speise für lange Zeit, und versteckt hier auch seine zwei trefflichen Schwerter. Gunnar erschlägt den König Regnald und giebt zum Spott den Norwegern einen Hund zum König; dann sucht er überall nach der Prinzessin; endlich hört er einmal Menschenstimmen unter der Erde, er lässt graben und findet die Höhle; die Diener werden erschlagen und die Königstochter und der Schatz weggebracht; nur die Schwerter hat sie also versteckt, dass er sie nicht findet. Sie wird gezwungen, sein Weib zu werden und gebiert ihm einen Sohn Hildeger.

So lautet die Sage bei Saxo, der Anfang seiner Hildebrandsage. Auch die isländische Fassung derselben Sage, die Asmundar saga kappabana, kennt die Königstochter (in der Prosa Hildr genannt, aber Drott in einer Strophe), sowie die Geburt ihrer zwei Söhne von verschiedenen Vätern, und die Verbergung der zwei Schwerter des Königs Regnald, welche seinen Enkeln verhängnisvoll werden. Die unter der Erde eingerichtete Höhle kommt jedoch hier nicht vor; wir treffen sie aber in nordischen Märchen und Volkssagen.

Eine dänische Volkssage erzählt: Ein König auf Fühnen hatte drei schöne Töchter; drei wilde Kämpen warben um sie, wurden aber abgewiesen. Sie drohten sich zu rächen. Daher machte der König in einem Hügel eine Grube und setzte seine drei Töchter hinein mit Speise für lange Zeit. Die Kämpen kamen wieder, erschlugen den alten König und suchten überall nach den Jungfrauen; endlich wurden sie durch das Bellen eines kleinen Hundes, den sie bei sich hatten, entdeckt, und die Kämpen gruben. Als aber die jüngste Königstochter die Männer erblickte, erstach sie sich selbst mit einem Messer, und so thaten auch ihre Schwestern. Noch heute hört man, wie die Kämpen als Gespenster über den Hügel wegfahren und

an einer Südseite sieht man drei kleine Lichter; auch den Hügel des Königs zeigt man am Meeresufer und die kleineren Hügel seiner Mannen ringsum[1]).

Ein weit verbreitetes dänisches Märchen beginnt folgendermassen: Der „Hyldekong“ wirbt um des „Vindekongs“ Tochter (oder der Englandskönig um des Dänenkönigs Tochter), bekommt aber einen Korb und droht mit Krieg. Der König verbirgt in eine im Hügel ausgegrabene Stube die Tochter mit ihren Dienerinnen, ihrem Hund und genügender Speise für sieben Jahre[2]). Sieben Jahre lang sitzt die Königstochter im Hügel (gewöhnlich sterben dann die Dienerinnen vor Hunger), dann gräbt sie sich heraus und kommt unkenntlich zu dem Schlosse ihres Vaters, wo ihr alter Liebhaber, der aufgegeben hat, sie zu finden, ein anderes Mädchen heiraten soll. Das folgende Hauptstück des Märchens, wie sie seine Braut wird, geht uns in dieser Verbindung nicht an.

Dieses Märchen ist in Dänemark sehr verbreitet[3]) und kommt auch in Schweden vor[4]); in Norwegen ist es bezeugt[5]) und im isländischen Volksmärchen von Festram und Isól erkennen wir trotz neuerer Änderungen die „Königstochter im Hügel“ wieder[6]). Südlicher als in Dithmarschen (Müllenhoff No. 5 = Grimm No. 198) kommt — meines Wissens — dieses Märchen (Begräbnis im Erdhügel und die alte Braut in der Kleidung der neuen) nicht vor; es scheint original nordisch zu sein.

Ein dänisches Volkslied mag noch erwähnt werden, „König Görels Tochter“[7]): Der König lässt seine Tochter mit ihrer Bedienung in eine unterirdische Wohnung im Walde bringen, damit kein Jüngling sie verführe; ein Knecht verrät es aber dem Grafen Henrik, und diesem gelingt es, als Mädchen verkleidet, in ihren „Waldsaal“ zu kommen. Dieses Lied, eine Umdichtung des alten dänischen Heldenliedes von Hagbard und Signe, ist ohne Zweifel jünger als die Geschichte Saxos, und interessiert uns nur als ein Zeugnis, wie sich das Hügelmotiv von einer Dichtung zur anderen verbreitete.

Unter den drei andern Sagen ist die Erzählung Saxos die am frühesten niedergeschriebene, aber sie kann nicht die Urform des Erdhügelmotivs

1) Thiele, Danm. folkesagn I 9, und vollständiger Welcker, Zoegas Leben I 211.

2) Zwei Varianten sagen nur: ein König, oder ein Edelmann, ehe er in den Krieg zog, verbarg in einem Hügel seine drei Töchter. Die Zahl der Dienerinnen ist bald eine, bald zwei, oder sieben.

3) S. Grundtvig, Gamle danske minder II No. 5 und 308; Molbech, Eventyr 1. 88; Berntsen, D. folkeæventyr I No. 23; Kamp, D. folkeæventyr I No. 8; Kristensen, Jyske folkeminder V No. 8—9; Kristensen, Folkeæventyr af folkemindesamf. No. 37; Kristensen, Skattegraveren IX 185, 566; und noch vier ungedruckte Varianten (S. Grundtvig 48).

4) Cavallius och Stephens, Sv. folksagor No. 16.

5) N. M. Petersen, Den danske literaturs historie V, 1 S. ² 134.

6) Arnason, Islenzkir þjóðsögur II 315—26. Ähnliche Umgestaltungen bisweilen auch in Schweden.

7) Syv. No. 11; Abrahamson No. 175; Grimm, Altdän. Heldenlieder No. 10.

sein. Denn wo dies entstanden ist, muss es für die ganze Erzählung etwas zu bedeuten haben; in Saxo hat es gar keine Bedeutung: er endet damit, dass Gunnar sich der Königstochter durch Gewalt bemächtigt, — was er auch ohne dieses Motiv gethan hätte! Das Hügelbegräbnis ist also kein Motiv der Handlung, sondern nur ein Motiv der Ausschmückung; dergleichen Staffierung findet sich mehrmals in derselben Sage; der Hundkönig in Norwegen ist eine solche, eine andere ist die Schilderung eines Wiking Rotho, „er band bisweilen den rechten Fuss eines Mannes an die Erde und den linken an einen niedergebogenen Baum fest und liess ihn so zerreissen.“ Hier sehen wir Entlehnung aus der wohlbekannten klassischen Sage von Theseus und Sinis zur Ausschmückung verwendet.

In der dänischen Volkssage und dem nordischen Märchen ist die Bedeutung des Begräbnisses viel grösser. Ohne dieses existierte die Volkssage überhaupt nicht, während das Märchen durch den Verlust desselben nur modificiert würde. Das Märchen kann auch aus entscheidendem Grunde nicht seine Quelle sein, denn die Märchendichtung muss es aus einer Wirklichkeits-Vorstellung geholt haben. Wenn nun das Märchen nordisch ist, ist die Wirklichkeit wahrscheinlich auch nordisch; und dann liegt es auch nahe, sie in den grossen Grabhügeln Dänemarks aus dem Steinalter zu suchen. Die Bedeutung dieser Steinstuben in Erdhügeln als Motiv dänischer Volkssagen habe ich schon anderswo hervorgezogen (Dania I 244), und es darf uns nicht Wunder nehmen, dass auf den ebenen Feldern Dänemarks diese Steinmonumente die Aufmerksamkeit erregten und zur Erklärung durch Volkssagen einluden. Ein solcher Erklärungsversuch ist die Sage von den drei verborgenen Königstöchtern. Dass diese Sage primitiv und nicht ein Reflex höherer Dichtung sei, ist mir wahrscheinlich, auch weil die drei von Räubern verfolgten Jungfrauen ein Volkssagenmotiv sind; die höhere Dichtung, Märchen oder Lied, wird immer eine einzelne Person hervorheben, und so thut auch unser Märchen[1]). Ein anderes Kennzeichen ist, dass der Hund im Hügel (welcher in der Volkssage seine Herrin verrät) auch in einem grossen Teil der Märchenaufzeichnungen wiedergefunden wird, ohne jedoch so bedeutend zu sein; das Märchen hat hier eine Einzelheit festgehalten, die Bedeutung aber nicht.

Saxos Sage von Drott im Hügel scheint beim ersten Anblick der Volkssage entlehnt; denn auch hier treffen wir den Angriff des wilden Räubers und schliesslich die Entdeckung der Königstocher; der Umstand, dass Gunnar ihre Stimme im Hügel hört, könnte dem Bellen des Hundes entsprechen. So gewiss scheint mir die Sache doch nicht: nur eine Königstochter mit ihrer Dienerschaft entspricht viel genauer dem Märchen; und dass die eigene Stimme sie verrät, ist ein weit schwächeres Motiv als das

1) Wenn zwei dänische Märchenvarianten drei Töchter nennen, muss das aus der Volkssage entlehnt sein.

Bellen des Hundes, welches die Drottsage, wenn sie es gekannt, wohl auch verwendet hätte. Der Zusammenhang ist dann

Volkssage

Märchen Saxo

oder wahrscheinlicher

Volkssage — Märchen — Saxo.

4. Jugend des Königs Jarmunrik.

Nur der letzte Teil des Lebens Jarmunriks (Ermanrichs) entspricht den Eddaliedern von Jǫrmunrekr, und nur ein paar Züge, die Ermordung seiner Neffen und der Ermanriksschatz, finden sich in deutschen Quellen wieder. Seine ganze Jugendgeschichte kommt nur bei Saxo vor (VIII. Buch, S. 408—411): Der König Syward ist zuerst in Schonen vom Schwedenkönig Götar überwunden, und dann auf Fühnen von Slaven erschlagen; sein junger Sohn Jarmunrik und seine zwei Töchter werden gefangen. Die zwei Mädchen werden nach Deutschland und Norwegen verkauft, der Königssohn lebt in Sklaverei am wendischen Königshofe und arbeitet sich zu einer höheren Stufe herauf; König Ismar war ihm gut, nur die Königin konnte ihn nicht leiden.

Als einst der König zu der Beerdigung seines Bruders ausgezogen war, beschloss Jarmunrik, sich zu befreien, und hielt mit seinem Pflegebruder Gunne deshalb Rat; dann verfertigte er aus Wolle und Zweigen eine Puppe, wie die, welcher die Bauern sich bedienen, um die Vögel zu verscheuchen, setzte einen lebendigen Hund hinein und zog dieselbe mit seinen eigenen Kleidern an. Darauf nahm Jarmunrik den Schatz des Königs und verbarg ihn; Gunne aber ging in das Schloss mit seiner Puppe, und als der Hund anschlug und die Königin fragte, was das sei, antwortete er, es sei sein Genosse, der wahnsinnig geworden sei, und die Königin hiess ihn denselben hinausbringen; er trug die Puppe hinaus und legte sie in ein Bett. Der wirkliche Jarmunrik ging in die Wachtstube, überwältigte die Wächter durch einen starken Trunk, schlug dann ihre Köpfe ab und legte dieselben — ihnen zum Spotte — an ihre Hintern. Die Königin hörte den Lärm und steckte den Kopf zur Thür hinaus, um zu sehen, was los wäre; Gunne aber stand da und gab Acht und tötete sie sogleich; sterbend drohte sie ihnen: „Wenn ich noch leben könnte, solltet ihr nie mit dem Leben wegkommen!“ Nun fahren Jarmunrik und sein Genosse zum Trauerschmaus und zünden das Gebäude an. Von den Gästen verfolgt, fliehen sie erst zu Pferd und dann zu Fuss, bis sie einen Fluss erreichen; als die verfolgende Schar auf der Brücke reitet, stürzt diese zusammen, und wer nicht seinen Tod in den Wellen findet, wird von den Schwertern der

beiden Dänen zerhauen. Sie erreichen nun leicht das Meeresufer und finden ein kleines Fahrzeug; noch auf der hohen See hörten sie die Wenden am Ufer laut rufen: wenn sie nur zurückkehren wollten, sollten sie das Königtum bekommen, bei ihnen sei es Gesetz, dass, wer den König tötete, selbst König werden sollte. Aber sie segelten nach Dänemark. — In seinem Vaterlande fand Jarmunrik seinen Oheim Buthle als Reichsverweser, dieser aber gab nun ihm die Königswürde. Zuerst erschlug er König Götar und unterwarf Schweden, dann besiegte er die Wenden; vierzig Gefangene liess er mit Wölfen zusammen hängen, „wie es einst mit Vatermördern Sitte war“, um ihre Raubzüge gegen die Dänen zu rächen. Während Jarmunrik die Ostseevölker plünderte, empörten sich die Wenden und plünderten in Dänemark; Jarmunrik begegnete ihrer Flotte und schlug sie; ihre Häuptlinge liess er, Riemen durch die Schenkel gezogen, von wilden Stieren, die von Hunden gejagt wurden, durch Moor und Hügel fortschleppen. — Hier beginnt die gewöhnliche Ermanriksage: von seinem Schlosse und seinen Reichtümern, vom Ratgeber Bikke u. s. w.; nur einmal hören wir, dass die Wenden sich nochmals empören, und ihre Häuptlinge, Riemen durch die Schenkel gestochen, von Pferden zerrissen werden.

Diese ganze Jugendgeschichte Jarmunriks und alle die Wendenereignisse haben mit der übrigen Jarmunrikgeschichte Saxos keinen Zusammenhang; sie kann also nicht aus ihr entwickelt sein. Ihr Schöpfergeist ist ein unersättlicher Hass gegen die Wenden. Einen solchen Hass kennen wir nur in dem grossen Vertilgungskrieg der Wenden und der Dänen in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Dass die Dichtung so neu ist, erklärt uns auch, dass sie poetisch noch so formlos ist: der Erzähler kann zuletzt nur die schon einmal benutzte Wendenstrafe wiederholen. Alle Feldzüge Jarmunriks gegen die Wenden sind garnicht poetisch geformt, sie sind bloss eine Reihe von Bestrafungen der Todfeinde, nur ein Verzeichnis der Grausamkeiten, durch welche die heimgesuchten Dänen sich zu rächen wünschten. Die Jugendsklaverei Jarmunriks ist dagegen eine zusammenhängende Geschichte, und sie muss ihre litterären Vorbilder gehabt haben.

Ich wage es zu sagen: die Vorbilder scheinen nur die **Märchen von Unholden** zu sein. Setzen wir statt „Wenden“ die „Unholde“ ein und gehen wir der Geschichte nochmals nach: Zwei Menschenkinder sind in Sklaverei der Unholde gekommen; einmal ist der Unholdvater ausgegangen, die Hexe ist zu Hause und soll die Menschenkinder hüten. Sie machen eine Puppe, die anstatt des einen Genossen im Bette liegt und deren Stimme als die seinige gilt; er selbst raubt den Schatz der Unholde und flieht; die Hexe steckt den Kopf durch die Thür hervor, in demselben Augenblick wird er abgeschlagen; die zwei Menschenkinder flüchten, und erst jenseit des Flusses sind sie sicher; die Unholde stehen zuletzt am Meeresufer und rufen, ob die Menschenkinder nicht zurückkommen wollen;

— dies scheint ja eine ganze Reihe von Märchensituationen zu sein. Ein einzelnes durchaus entsprechendes Märchen kennen wir nicht, sondern eine Gruppe von Märchen, wo zwei Menschenkinder bei den Unholden dienen und von ihnen weglaufen, oder wo das Menschenkind die Unholdschätze wegstiehlt und oft zugleich die Unholde tötet. Die Vorstellung von einem Flusse, welcher die Unholdenwelt von der Menschenwelt trennt, kommt oft in unsern Märchen vor; oder der Mensch segelt über die See hinweg, und die Unholde stehen am Ufer und rufen ihm nach, wann er zurückkomme? Die Tötung in der Thür kommt in einem norwegischen Märchen vor: „Dann wunderten sich die Unholde, wer da wäre und mitspräche; und sie gingen es zu sehen; als sie aber in die Thür kamen, sass Smörbuk da droben und warf Mühlensteine und Tannenwurzel ihnen auf den Kopf und tötete sie; dann nahm er alles Gold und Silber und zog heim zu seiner Mutter[1]." In einem andern norwegischen Märchen steht der Mensch mit dem Zauberschwert in der Hand und schlägt den Kopf des Unholden ab, indem er durch die Thür hereintritt[2]).

Nur ein einziges Motiv ist noch zu beleuchten. Die Puppe „wie eine Vogelscheuche" mit einem lebendigen Hunde ist ein so unpraktisches Werkzeug, dass es nicht nur in der wirklichen Welt unmöglich ist, sondern auch in der poetischen nicht ursprünglich eine so horrible Form haben kann. Nun ist die Frage: Wo ist ihre ältere einfachere Form? Auch hier müssen wir zu den Unholdmärchen gehen. Die Puppe, welche für eine Person ausgegeben und als solche ins Bett gelegt wird, so dass auch ihre Stimme für die des Menschen gilt, entspricht dem Märchen, wo der Knabe vom Unholde entflieht und das Mädchen dann in sein Bett eine Puppe von Stroh legt, die sie an seiner Stelle zu antworten zaubert[3]); nach anderen Fassungen ist es ein Stück Brennholz im Bette, oder Bettdiele und Bettschere antworten, oder die Puppe am Ofen, oder die Puppe im Bette, eine andere in der Stube, eine dritte in der Vorstube[4]) und dergl. Die Erklärung des sinnlosen Hundes in Jarmunriks Puppe ist die, dass sie eine rationalisierende Umbildung ist und die zauberhafte Sprechfähigkeit der Märchen-Puppen repräsentiert.

Die Sage von der Jugend des Königs Jarmnurik ist demnach im ganzen eine Vermenschlichung der Unholdmärchen. Der Hass der Dänen gegen die Wenden war zu jener Zeit, als die zwei Völker miteinander so stritten,

1) Asbj. og Moe I No. 52 und 1 ² 388.

2) Asbj. og Moe I No. 9. „De tre prinsesser i Hvidtenland". Dieses Märchen ist sonst eines der zu dem Anfang der Sigridsage besprochenen Märchen.

3) Ungedrucktes Märchen (S. Grundtvig 27 l.).

4) S. Grundtvig 28 c (= Danske folkeæventyr I No. 5); 27 c; 27 a; Cav. & Stephens 14 B mit Anm. 2 und 6; Krücke und Schieber am Ofen (Grundtvig 27 q). In vielen andern Varianten kommen (wie bei Grimm, Km., III 97 No. 56) drei Bluttropfen oder drei Spuckflecken vor: Grundtvig 27 l, o, Cavallius & Stephens 14 B mit Anm. 45; Asbj. I No. 77.

dass das eine oder das andere vernichtet werden musste, so wütend, dass keine andere Dichtung als die primitive vom Kampfe der Menschen gegen die Unholde ihn ausdrücken konnte. Wie der Kampf auf Leben und Tot gegen feindliche Nachbaren wahrscheinlich zum grossen Teil den Ursprung solcher Märchen bildet, wenden sie sich in Fällen, wie in diesem, zu denselben menschlichen Verhältnissen zurück.

Wir haben nun das Verhältnis zwischen den von Saxo erwähnten Sagen und den Volksmärchen gesehen. Hinter seinen alten Helden des dänischen Volkes blickten hier und da die seltsamen Bilder der Märchenwelt hervor. Wir folgten der Amlethnovelle, wie sie aus dem Morgenlande hervorquoll, sich zerstreute, und wie die zerstreuten Teile sich wieder kreuzten, indem man sich bestrebte, eine Erzählung mit dänischer Färbung zu schaffen; wir fanden die morgenländische Novelle im Lauf ihrer Wanderungen nach Westen und ihrer verschiedenen Niederlassungen. Wir erblickten eine Reihe von Märchen hinter andern Erzählungen: die Hundsbraut, die entführten Königstöchter, die Königstochter im Hügel, die Flucht von den Unholden und den Raub des Unholdenschatzes. Hier fanden wir kein Märchen in seiner Entwickelung; die uns bekannten Märchen liegen schon den Heldensagen Saxos voraus; auch die speciell dänischen Märchengattungen zeigen sich als schon existierend: „Königstochter im Hügel“ und „Allerliebster Freund“.

Die Verwertung der Märchenmotive in der Heldensage scheint sehr neu; in der isländischen Litteratur findet sich keines der besprochenen Motive wieder. Wenn auch diese Umdichtung der Heldensage auf die letzten Jahrhunderte, ja vielleicht auf das letzte Jahrhundert vor Saxos Zeit beschränkt ist, ist sie doch eine bedeutende poetische Thätigkeit. Sie hat die alte Heldendichtung mit wenigstens einem Paare der schönsten Gestalten bereichert (Othar und Sigrid) und auch in der Jugendgeschichte Jarmunriks hat sie eine neue Erzählung geschaffen; in diesen beiden Sagen besteht die Schöpfung in einer durchgreifenden rationalisierenden Umdeutung der Märchenmotive. Die Drottsage dagegen verwertet solche als eine Ausschmückung, und die Amlethsage nimmt in sich eine ganze morgenländische Anekdote auf ohne irgendwelche wesentliche Änderung. Geändert oder nicht geändert brechen sich die Märchen den Weg in die Litteratur. Diese Einwirkung steht nicht vereinzelt da. Wir brauchen nicht nach England zu gehen, wo das mit Saxo gleichzeitige Leben Offas (Müllenhoff, Beovulf 78) den Anfang des Märchens vom Mädchen ohne Hände, oder wie ich lieber sagen möchte, von dem Aschenputtel, in sich aufnimmt. Die dänischen Volkslieder des Mittelalters wimmeln von Märchenmotiven der Verzauberung und Erlösung, und auch in ihrer poetischen

Auswahl des täglichen Lebens scheint es oft, als ob die Märchenwelt dahinter stecke. Ebenso nimmt die mittelalterliche Litteratur Islands Märchen in sich auf. Aber diese Verhältnisse erfordern besondere Untersuchungen.

Kopenhagen.

Ein Kapitel aus dem Aber- und Geisterglauben der Chinesen.

Von C. Arendt.

(Schluss.)

5.

Bei der fünften Erzählung will ich mich kürzer zu fassen suchen. Ich halte dieselbe, obwohl vielfach interessant, überhaupt für weit oberflächlicher concipirt, als irgend eine der andern. Ich habe sie überdies bereits, wenn auch von einem ganz andern Gesichtspunkte aus, in englischer Bearbeitung im Jahre 1886 — bekannt gemacht, kann man freilich kaum sagen, denn die „Zeitschrift der Orientalischen Gesellschaft in Peking“, in welchem sie in Bd. I. S. 55—59 erschienen ist, dürfte kaum weiteren Kreisen zu Gesichte gekommen sein.

Wir lesen im 108. Kapitel der romantischen „Geschichte der Drei Reiche“, aus welcher bereits meine zweite Erzählung entnommen war, dass Chuko Ch'üĕ, der Premier-Minister des Staates Wu, sich durch Grausamkeit, Willkür und Hochmut auch dem Landesfürsten Sun Liáng gegenüber so verhasst gemacht hatte, dass der König in Übereinstimmung mit einem andern hohen Würdenträger, namens Sun Chün, den Tod des gewaltigen Ministers beschlossen hatte. Er sollte zu einem Gastmahl im Palast eingeladen und dabei ihm von gedungenen Meuchelmördern der Garaus gemacht werden.

Um dieselbe Zeit — im Jahre 253 n. Chr. — hatte Chuko Ch'üĕ an einer Anzahl Soldaten, welche vor seinem Palaste Wache standen, aus einem geringen Anlass (weil sie einen — sich in der Erzählung höchst mysteriös ausnehmenden — Fremden unbemerkt in den Palasthof hatten schlüpfen lassen) die standrechtliche Hinrichtung zum Vollzuge gebracht. Zugleich mit ihnen war auch der Fremde hingerichtet worden.

Als Chuko Ch'üĕ in der folgenden Nacht schlaflos auf seinem Bette lag, wurde er plötzlich durch ein einem Donnerschlage ähnliches Geräusch erschreckt: der mittlere Balken des Hausdaches war ohne ersichtliche

äussere Veranlassung auseinander geborsten. Zu seiner Lagerstatt zurückgekehrt, glaubte er wahrzunehmen, wie der Fremdling und die Soldaten, welche er hatte hinrichten lassen, ihre eigenen Köpfe in ihren Händen haltend, sich seinem Bette näherten und ihr Leben von ihm zurückforderten. Er verfiel darauf in eine mehrere Stunden währende Ohnmacht. Als er sich am folgenden Morgen waschen wollte, verbreitete das Wasser einen starken Blutgeruch. Er liess das Wasser vielmals wechseln, aber es half alles nichts, der Geruch des Blutes war nicht zu vertreiben.

Gerade in diesem Augenblick langte vom König die Einladung zu dem Weingelage im Palast an, bei welchem, wie bereits erwähnt, beschlossen war, den Chuko Ch'üĕ zu töten. Er aber bestellte arglos seinen Wagen, um der Einladung nachzukommen. Als er jedoch im Begriff stand, den Wagen zu besteigen, kam plötzlich ein gelber Hund auf ihn zugerannt und zerrte ihn, unaufhörlich winselnd, am Saum seines Gewandes, als wenn er ihn zurückhalten wollte. Chuko Ch'üĕ jagte das Tier fort und liess sich auch durch eine weitere unglückliche Vorbedeutung — wir brauchen diesen Teil der Geschichte nicht im Einzelnen zu verfolgen — nicht abhalten, den Palast des Königs zu betreten. Dort wurde er in der That mit noch einem Freunde ermordet. Die Körper der Getöteten wurden in Matten eingewickelt und in einen Graben ausserhalb der Stadtthore geworfen.

Inzwischen befand sich des ermordeten Chuko Ch'üĕ Weib, nichts Böses ahnend, in dem Palast ihres Gatten, als plötzlich eine ihrer Dienerinnen in das Zimmer eintrat. Wie kommt es, sagte die Frau zu dem Mädchen, dass du heute am ganzen Körper nach Blut riechst? Da fing das Mädchen an, die Augen zu verdrehen und die Zähne zu fletschen, während es mit einem gewaltigen Satze so hoch sprang, dass es mit dem Scheitel die Zimmerdecke berührte, während es gleichzeitig rief: „Ich bin Chuko Ch'üĕ; ich bin auf Anstiften des ruchlosen Sun Chün ermordet worden.“ So sprach sie, denn der Geist ihres gemordeten Herrn war in sie gefahren. Da fing Chuko Ch'üĕs Weib und alle Mitglieder des Hausstandes zu weinen an. Nicht lange darauf wurde das Haus wirklich von bewaffneten Soldaten umzingelt, und alle Insassen desselben, einschliesslich der Frau Chuko Ch'üĕs, wurden gefesselt auf den Richtplatz geschleppt und dort auf der Stelle enthauptet. Diese Ereignisse, insoweit sie auf dem Boden der nüchternen Wirklichkeit stehen, fanden im zehnten chinesischen Monat, d. h. im November oder Dezember 253 n. Chr statt.

Die Geschichte, insofern sie sich im Gebiete des Aber- und Geisterglaubens bewegt, erscheint mir trotz des mannigfaltigen Interesses, welches sie bietet, ziemlich zerfahren, und der innere Gehalt durch äusserliche Effekte mehr verwischt, als gehoben. Was der „Fremdling“, welcher im chinesischen Text als ein ganz rätselhaftes Individuum auftritt, eigentlich soll, bleibt unklar. Das nach Blut riechende Waschwasser wird den

europäischen Leser lebhaft an die erste Scene des fünften Aktes des Shakespeareschen Stückes erinnern, aber, wie ich dies bereits in meinem Aufsatz in der Pekinger Zeitschrift nachgewiesen habe, darf man diese Analogie nicht zu weit verfolgen wollen. Wenn Lady Macbeth ruft: „Noch immer riecht es hier nach Blut", so ist das mit dem nach Blut riechenden Waschwasser in der chinesischen Erzählung durchaus nicht auf gleiche Stufe zu stellen, denn dass nach der Absicht des chinesischen Schriftstellers der Blutgeruch nicht als ein eingebildeter, sondern vielmehr als ein wirklich vorhandener zu verstehen ist, ergiebt sich nachher zur Evidenz aus dem nach Blut riechenden Mädchen, bei welchem eine rein psychologische Erklärung aus der Seele der Frau des ermordeten Ministers heraus ja ganz ausgeschlossen ist. Jedoch dies Alles nur beiläufig.

Im Rahmen meiner speziellen Erörterung und meines Themas interessirt uns hier diese arme Magd hauptsächlich insofern, als sie von dem Geiste des ermordeten Chuko Ch'üĕ besessen ist und dieser Geist in eigener Person aus ihr redet.

Dass der Geist des Ermordeten nicht in den Mörder, wie in unserer Nr. 3, sondern auch in einen anderen, für seinen Endzweck geeigneten Körper fahren kann, wissen wir schon aus Nr. 4; der typische Unterschied besteht aber hier in dem Endzweck; es handelt sich in diesem einzigen von den sechs Beispielen, welche es mir zusammenzubringen gelungen ist, nicht um Ausübung der Rache, aber auch nicht etwa um den Schutz oder die Warnung der gleichfalls gefährdeten Angehörigen, sondern nur um das Bedürfnis der Mitteilung des Geschehenen an dieselben, und insofern steht in dieser, wie in anderer Hinsicht, unsere Nr. 5 ganz vereinzelt und für sich da, und sie ist weniger in sich geschlossen und weniger charakteristisch für den von mir behandelten Vorstellungskreis, als irgend eine der fünf anderen, welche uns bis auf eine, nämlich die von dem „Ermordeten Mantel" — zu welcher ich jetzt übergehe und auf welche ich den höchsten Wert lege — bereits alle bekannt sind.

6.

Diese meine sechste und letzte Geschichte nun, welche uns den volkstümlich-chinesischen Sühnegedanken in seiner dritten Form, und zwar in einer ganz eigentümlichen und von allem Bisherigen durchaus abweichenden Ausgestaltung zur Anschauung bringen wird, bildet den Schluss des 84. und den Anfang des 85. Kapitels des Tung Chou Liĕ-kuŏ. Ich kann nicht leugnen, dass diese Geschichte, als ich sie vor Jahren zum ersten Mal kennen lernte, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, und dass sie mir auch jetzt, wo ich sie aus ihrem Versteck hervorgesucht habe, wieder als ungewöhnlich wirkungsvoll in ihrem Aufbau und ihrer Entwicklung erschienen ist.

In der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts vor Christus hatten in dem grossen Königreich Tsin, welches im wesentlichen der heutigen Provinz Shansi entsprach, vier altadelige Familien und deren Chefs fast alle Gewalt an sich gerissen, während die Hausmacht des Königs gänzlich gesunken war. Es waren dies die Familien Chĭ, Chao, H'an und Wei. Die drei letztgenannten sind später selber zu königlichen Ehren gelangt, indem sie die Könige von Tsin entthronten und das Land unter sich teilten. Zu der Zeit aber, von der wir jetzt reden, war die Familie Chĭ die mächtigste von allen; an ihrer Spitze stand Chĭ-yáo, oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Chĭ-pó, d. h. der Graf Chĭ. Diesem war es gelungen, die Chefs der Familien H'an und Wei zu bereden, ihm bei einem Feld- oder richtiger vom Zaune gebrochenen Raub- und Eroberungszug gegen das Familienoberhaupt von Chao, Chao Hsiángtszĕ oder Chao Wuhsü mit Namen, ihre Unterstützung zu leihen. Chao Wuhsü wurde in der Stadt Tsinyang belagert und ein in der Nähe derselben vorbeifliessender Fluss in ein anderes Bett geleitet, um diesergestalt die Stadt zu überschwemmen. Die Unternehmung wäre auch von Erfolg gekrönt gewesen, wenn nicht im letzten Augenblick H'an und Wei, die überhaupt nur durch die Umstände gezwungen sich an Chĭpó angeschlossen hatten, von diesem abgefallen wären und sich gegen ihn gewandt hätten. Durch Durchstechen eines Dammes wurde das Wasser des abgegrabenen Flusses gerade auf Chĭpós Lager losgelassen und dadurch letzterer zur Flucht gezwungen, welche nur mittels eines kleinen Bootes bewerkstelligt werden konnte. Auf der Flucht aber fiel er seinem ergrimmten Gegner Chao Wuhsü in die Hände, welcher ihm alsbald den Kopf abhieb. Von da aus zogen die Sieger nach der Stadt, in welcher die übrigen Mitglieder der Familie Chĭ wohnten. Die Häuser derselben wurden umzingelt und sämtliche Insassen derselben ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergemacht. Auch diese Ausrottung der ganzen Familie seines Feindes genügte dem Chao Wuhsü noch nicht zur Befriedigung seines Hasses. Er liess Chĭpós Schädel mit Lack überziehen und benutzte ihn als Trinkschale, um sich seines Triumphs beständig zu erinnern. So wenigstens wird in den von mir verglichenen chinesischen Geschichtswerken erzählt, der Verfasser unseres Romans aber macht daraus ein Nachtgeschirr, so dass es sich also hier um eine schmachvolle Behandlung des Feindes noch über dessen Tod hinaus handelt.

Diese streng geschichtlichen Ereignisse fallen in das Jahr 453 vor unserer Zeitrechnung.

Die wenigen getreuen Anhänger Chĭpós, darunter vor allen ein gewisser Yüjang, waren nach der unglücklichen Wendung der Dinge bei Tsinyang in die unwegsamen Schluchten des Shĭ²-shĭ⁴-shán, d. h. des Steinhöhlengebirges geflohen. Als aber Yüjang den weiteren Verlauf der Ereignisse erfuhr, beschloss er an Chao Wuhsü für seinen Herrn, den

unglücklichen Chĭpó, „der noch nach dem Tode einer so schmählichen Behandlung seitens seines Mörders ausgesetzt war“,[1]) Rache zu nehmen. Er nahm einen andern Namen an und verdingte sich als Arbeiter. So fand er Gelegenheit, sich mit einem kurzen, scharfen Dolche bewaffnet, in das Haus Chao Wuhsüs, des Mörders seines Herrn, unbemerkt einzuschleichen. Dort lauerte er versteckt in einem abgelegenen, für gewöhnlich leerstehenden Raume[2]) dem Hausherrn auf. Als nun Chao Wuhsü diesen Raum betrat, „kam“, wie es ganz wörtlich in dem chinesischen Original heisst, „eine plötzliche Bewegung über sein Herz“.

Ich mache auf diesen kleinen Zug in der Erzählung besonders aufmerksam, denn er giebt den Schlüssel zu ihrem Verständnis. Der Rachedurst ist etwas dämonisches und wird von dämonischen Mächten und Kräften unterstützt und zum Ziele geführt. In dem Augenblick daher, wo Chao Wuhsü in Yüjangs Nähe kommt, ohne doch noch von seiner Anwesenheit die geringste Ahnung zu haben, tritt er in den dämonischen Bannkreis der gegen ihn gerichteten Rachegelüste ein, und kann seinem Schicksal nicht mehr entrinnen.

Die eigentümliche Regung, die ihn überkommen hat, veranlasst nun den Chao Wahsü, den Raum durchsuchen zu lassen. Yüjang wird aus seinem Versteck hervorgezogen, die Waffe gefunden. Befragt, leugnet er nicht die meuchelmörderische Absicht, in der er hergekommen. Die Leute Chao Wuhsüs dringen nun in letzteren, mit dem Entlarvten kurzen Prozess zu machen, aber Chao Wuhsü sagt: „Dass Yüjang für seinen verstorbenen und der Nachkommenschaft beraubten Herrn, Chĭpó, Rache nehmen wollte, ist ein Ausfluss seiner treuen Gesinnung, ihn aus solcher Ursache zu töten, würde mir Unheil bringen.“ Er befahl daher seinen Leuten, ihn unbehelligt nach Hause gehen zu lassen. Ehe aber Yüjang sich auf den Weg machte, fragte er ihn noch: „Wirst Du nun von jetzt an, nachdem ich Dich begnadigt habe, Deine Rachegedanken ein- für allemal aufgeben?“ Yüjang antwortete: „Dass Du mir das Leben schenkst, ist Dein freier Entschluss und Deine persönliche Güte; dass ich aber Rache nehmen muss, ist die Forderung eines Prinzips und meine moralische Pflicht.“ Die Leute Chao Wuhsüs ermahnten ihn nun nochmals, den Yüjang unschädlich zu machen, Chao Wuhsü aber sagte: „Ich habe ihm einmal mein Wort gegeben; kann ich es brechen? Es genügt, wenn ich ihm in Zukunft sorgfältig aus dem Wege gehe.“

So ging denn Chao Wuhsü nach Tsinyang zurück, Yüjang aber in sein eigenes Haus, wo er seinen Racheplänen weiter nachsann. Er beschloss, den Chao Wuhsü auch in Tsinyang aufzusuchen. Um aber unentdeckt zu bleiben, schor er sich Bart und Augenbrauen und gab seinem Körper durch

1) Anspielung auf den Gebrauch, den Chao Wuhsü von Chĭ-pós Schädel gemacht hatte.

2) Nämlich dem Abort.

Anwendung ven Lack das Aussehen eines Aussätzigen. So verändert, begab er sich auf die Strasse und mischte sich unter die Bettler. Seine eigene Frau, die ihn überall suchte, erkannte zwar seine Stimme, als sie ihn aber selbst sah, sprach sie: „Das ist seine Stimme, aber es ist nicht sein Selbst“, und ging wieder von dannen. Indessen fühlte sich Yüjang so doch noch nicht ganz sicher; er verschlang Holzkohlen, um seine Stimme zu entstellen und rauh zu machen. Als er nun wieder bettelte und seine Frau wieder bei ihm vorüberging, erschien er ihr als ein gänzlich Fremder, aber einer seiner früheren vertrauten Freunde erkannte ihn dennoch. Yüjang begab sich nun, um keinen weiteren Entdeckungen ausgesetzt und dem Opfer seiner Rache näher zu sein, nach Tsin Yang, wo er fortfuhr zu betteln.

Nun aber hatte Chao Wuhsü den Befehl gegeben, über das, wie vorher erwähnt, bei der Belagerung von Tsin Yang neu ausgegrabene Flussbett eine Brücke zu bauen. Als der Brückenbau fertig war, beschloss er, sich selbst hinzubegeben, um ihn in Augenschein zu nehmen. Yüjang, welcher von dieser Absicht Chao Wuhsüs Kenntnis erlangt hatte, versteckte sich nun, wiederum mit seinem Dolche bewaffnet, unter einem Brückenpfeiler, wo er sich unbeweglich hinlegte wie ein Toter. Als Chao Wuhsüs Equipage sich der Brücke näherte, fing das Pferd, mit dem sie bespannt war, an kläglich zu wiehern und wollte trotz aller Peitschenhiebe nicht weiter. Dies galt als böse Vorbedeutung, nach dem Sprüchwort: „Ein edles Ross lässt seinen Herrn nicht zu Schaden kommen (Liáng-ma pu-hsién ch'i chú).“ Chao Wuhsü liess unter der Brücke nachsuchen. Man meldete ihm, man habe dort nur einen Toten liegen gefunden. Chao Wuhsü aber belächelte diese Meldung und ahnte gleich, dass es niemand anderes als Yüjang sei. Als ihm darauf der Mann, der seine Verstellung als Toter nicht länger aufrecht erhalten konnte, vorgeführt wurde, erkannte er, trotz aller künstlichen Veränderungen, die Yüjang mit sich vorgenommen hatte, doch seinen alten Feind. Nachdem er ihm seinen Undank vorgehalten, befahl er, ihn zu töten. Da fing Yüjang laut an zu weinen und mit Blut untermischte Thränen entströmten seinen Augen. Verwundert fragte man ihn, ob er denn aus Furcht vor dem Tode weine. „Nicht desshalb,“ erwiderte Yüjang, „sondern weil nach meinem Tode niemand mehr da sein wird, um für meinen Herrn Rache zu nehmen.“ Da entgegnete Chao Wuhsü: „Zum zweiten Male begnadigen kann ich Dich nicht, aber einen ehrenvollen Tod will ich Dir in Anerkennung Deiner treuen Gesinnung gewähren.“ So sprechend, gürtete er sich sein eigenes Schwert ab und überreichte es dem Yüjang, damit dieser sich selber den Tod gebe. Da sprach Yüjang: „Ich habe gehört, dass ein treuer Unterthan sich nicht scheut, wenn nötig, sein Leben dahin zu geben, dass aber auch ein erleuchteter Fürst einen treuen Unterthan in der Betätigung seiner treuen Gesinnung nicht behindert. Um mein Leben bitte ich nicht zum zweiten Male, mir hast Du genug Milde bewiesen, aber nachdem meine beiden

Anschläge vereitelt worden sind, ist mein Groll durchaus unbefriedigt geblieben. Ich bitte Dich daher, Dir Deinen Mantel auszuziehen und ihn mir zu überlassen, damit ich danach steche und meine Rache wenigstens sinnbildlich stillen kann. Wenn ich dann sterbe, werde ich im Tode die Augen zu schliessen vermögen.“ Chao Wuhsü willfahrte dieser eigentümlichen Bitte des Mannes, entkleidete sich seines reichgestickten Mantels und liess ihn durch seine Begleiter dem Yüjang überreichen. Yüjang stand da mit gezücktem Schwerte, sah mit zornigen Blicken auf den Mantel, als hätte er den Chao Wuhsü selber vor Augen, machte dann einen dreimaligen Anlauf und stach mit den Worten: „So denn nehme ich nunmehr Rache für den Chĭpó, dessen Gebeine unter der Erde modern“, dreimal mit der spitzen Waffe in das Gewand. Darauf stürzte er sich selbst in das Schwert und verschied auf der Stelle. Die Brücke, in deren Nähe sich dieser Vorfall ereignete, und welche zuerst den Namen der „Roten Brücke“ erhalten hatte, heisst seitdem im Volksmunde „die Brücke des Yüjang.“

Den Chao Wuhsü hatte bei jedem Hiebe, den Yüjang gegen den Mantel führte, ein kalter Schauer durchzittert; er befahl jetzt seinem Gefolge, den Leichnam ehrenvoll zu bestatten. Als ihm aber darauf sein auf die Erde gefallener Mantel von seinen Gefolgsleuten überreicht wurde, zeigten sich an den drei Stellen, wo Yüjang mit dem Schwerte hineingestossen hatte, frische Tropfen roten Blutes. Dies war — so heisst es ausdrücklich im Original — eine Wirkung der intensiven treuen Gesinnung des Yüjang gewesen. Ich muss jedoch bemerken, dass „Wirkung“ das hier im chinesischen Text gebrauchte Wort kan^3 nur sehr unvollkommen wiedergiebt, denn kan^3 drückt, wie auch das Zeichen dafür selber andeutet, allemal eine Einwirkung auf das Herz und Gemüt des anderen aus, weshalb es beispielsweise auch „dankbar sein“ bedeuten kann. Chao Wuhsü aber wurde durch den Anblick des blutbefleckten Mantels im Innersten dermassen erschüttert, dass er vom selbigen Tage an zu kränkeln anfing. Er sollte nicht wieder genesen, sondern verstarb nach Verlauf von wenig mehr als einem Jahre.

Nachtrag.

Meiner Frau verdanke ich die erstaunliche Entdeckung, dass zwei der von mir in meinem Aufsatz über den Aber- und Geisterglauben der Chinesen wiedergegebenen, bezw. berührten Geschichten bereits seit Jahrzehnten in die deutsche Litteratur übergegangen sind. Meine zweite Erzählung — diejenige von Sun T'sê und Yüchí (oben S. 261—264) — bildet den Stoff der von Paul Heyse im Jahre 1856 verfassten Novelle in Versen:

„König und Priester“ (s. Paul Heyse, Gesammelte Werke. Novellen in Versen. 1. Bd. 4. Aufl. Berlin 1889. S. 147—165). Der Dichter hat sich hier dem Original getreu angeschlossen; er benutzte zu seiner Bearbeitung die französische Übersetzung eines Teiles der „Geschichte der drei Reiche“ von Th. Pavie (San-koué-tchy. Histoire des Trois Royaumes. Roman Historique. Traduit par Théodore Pavie. 2. Bd. Paris 1851. S. 269—281). Die von mir auf S. 267 nur andeutungsweise berührte Geschichte der schönen Hsüan Chiang ferner hat Heyse in der bereits im Jahre 1852 gedichteten Novelle „Die Brüder“, welche in demselben Bande seiner Werke (S. 39 bis 53) abgedruckt ist, in ausgezeichneter Weise, wenn auch in einer von der chinesischen Originalerzählung wesentlich abweichenden Form bearbeitet. Diese Abweichungen beruhen aber zunächst weniger auf bewusster Absicht, als auf der Unvollständigkeit der von dem Dichter benutzten Quelle. Diese nämlich ist in dem „Schi-King, Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet von Friedrich Rückert. Altona 1833“ zu suchen, woselbst sich die fünf Stücke: „Die unzufriedene Königsbraut Swen-Kiang“; „Swen-Kong und Swen-Kiang“; „Die Königin Swen-Kiang ist um ihre beiden Söhne besorgt“; „Ausgang der Liebesbethörung“ und „Verwilderte Zucht“ (S. 57—63) auf diesen Stoff beziehen.

Die Umwandlungen, welche die Geschichte der Hsüan Chiang (bei Rückert Swen-Kiang, bei Heyse Swen-Kjang, beides in durchaus zu billigendem Anschluss an die ältere, und noch jetzt mittelchinesische Aussprache) bei den beiden deutschen Dichtern erfahren hat, scheinen wohl zu einer kleinen litterar-historischen Studie geeignet; da aber unsere Zeitschrift hierfür des nicht in die „Volkskunde“ gehörigen Stoffes wegen nicht das passende Organ ist, beabsichtige ich, eine kleine, diesen Gegenstand behandelnde Arbeit an einem anderen Orte zu veröffentlichen.

Der Umstand, dass keinem meiner Zuhörer bei meinen über chinesischen Aberglauben im Verein für Volkskunde gehaltenen Vorträgen die Heyseschen Novellen eingefallen sind, beweist von neuem, wie schwer sich chinesische Namen dem europäischen Ohr einprägen. Hierin liegt in der That ein Hauptgrund, weshalb sich chinesische, auch noch so anregende Stoffe, so schwer bei uns einbürgern, und im allgemeinen nur auf geringe Teilnahme rechnen können.

Berlin, im Oktober 1892. **C. Arendt.**

Handwerksbrauch in der Iglauer Sprachinsel in Mähren.

Von **Franz Paul Piger.**

(Schluss.)

VII. Die Wanderschaft der Tuchmacher.

Nicht lange duldet es den jungen Gesellen in der heimatlichen Stadt. Hat er etwa ein Jährlein bei einem Meister gearbeitet, so treibt es ihn hinaus in die weite Welt, denn wer die Welt nicht gesehen, bleibt ein „Linkmichl“ (ungeschickter Mensch) sein Leben lang. Gern holt er sich daher das Wanderrecht und schickt sich an, zum Thore hinauszuziehen, den „Bünggl“ (Bündel, Felleisen) auf der Schulter, um die Lenden eine breite Binde mit langer Quaste. Nur Muttersöhnlein freuen sich nicht darauf. Alle Poesie der Fusswanderung mit ihren Abenteuern thut sich vor dem fröhlichen Wandergesellen auf und unzählige Volkslieder wissen davon zu erzählen.

Die Wanderschaft ging gewöhnlich nach Deutschland oder den gewerbetreibenden Städten Ungarns, die zum grössten Teile deutsch waren. Dass er sich oft mit „Fechten“ behelfen und manchmal wohl auch bei der „grünen Bettfrau“ sich in die Herberge legen musste, that seiner Fröhlichkeit keinen Eintrag. Nur selten machte sich einer den Bettel zum Gewerbe und bildete sich zum Stromer aus. Gewöhnlich entschuldigte ein solcher mit Kurzsichtigkeit, die dem Tuchmacher, da er die Farben genau unterscheiden muss, die Ausübung seines Handwerks unmöglich machen kann, seine Beschäftigungslosigkeit. Am besten ging es dem Wandergesellen in Städten, in denen das Tuchmachergewerbe blühte. Seiner Bedeutung wohl bewusst, schritt er stolz durch die Gassen der Stadt, der Herberge zu, den Bünggl vorschriftsgemäss auf der linken Schulter; dort fand er gewöhnlich schon wandernde Brüder. Der Zunächstsitzende musste ihm den Bünggl abnehmen und selben dem Herbergsvater übergeben, der dann von dem Ankömmling nach Vorschrift gegrüsst wurde. Mit Gruss und Handschlag wurde sodann der „Eingewanderte“ von allen Anwesenden empfangen und das trauliche „Du“ tönte ihm entgegen, mochten seine neuen Kameraden auch vom Rhein oder von der Nord- und Ostsee sein. Erzählungen und Schnurren, die mit Liedern abwechselten, vertrieben dem sorglosen Völklein die Zeit. Waren Landsleute im Orte, so steuerten sie Geld zusammen, um ihn an einem Abende „auszuschenken“ (bewirten). Die Vermittlung zwischen Meister und Gesellen übernahm der Herbergsvater. Brauchte der

Meister einen eingewanderten Gesellen, so schickte er zwei Groschen in die Zechhütte (Herberge).

Die Knappen hatten viel von den fahrenden Schülern sich angeeignet. Sie fingen auch manches Studentenlied auf. So lassen sie drei Tuchknappen über den Rhein ziehen und bei der Frau Wirtin einkehren. Auch das Lied vom Tabak und manch anderes war ihnen geläufig. Aber noch mit ganz anderen Elementen kamen vielgewanderte Burschen in Berührung. Das Bedürfnis, eine geheime Sprache zu haben, machte sie mit der Gaunersprache, dem Jenischen, vertraut, sie lernten schmusen. Sie freuten sich, wenn sie, ohne dass man sie verstand, vom Brod (lechem) reden konnten, das sie gefochten (getalft), vom Branntwein (sorof), den sie dafür eingetauscht, und wenn sie ungescheut über des Meisters (bost) und der Meisterin (krone) Schwächen sich unterhalten durften[1]).

Oft genug mochte es vorkommen, dass der Wanderbursche seine Heimatstadt nicht mehr sah. Es machten daher die Tuchscherer, die lange mit den Tuchmachern eine Zunft gebildet und selbst meist aus Deutschland eingewandert waren, das Scherkind (Tuchschererlehrling) darauf gefasst, indem sie ihm häufig bei der Aufnahme folgenden Mahnspruch erteilten:

Ob ich gleich soll und muss mein Vaterland verlassen,
Geh' ich doch willig fort und reise fremde Strassen.
Sterb' ich in fremdem Lande,
Ruh' ich doch in solchem Sande
Wie in meinem Vaterlande.

Nicht selten erwarb der Knappe in einer fremden Stadt das Meisterrecht und siedelte sich daselbst an. Des Meisters Töchterlein liess ihn gar oft seiner Lieben daheim vergessen. Nur ungern sah man einen wackern Gesellen scheiden, und manche Schürze mochte dabei nass werden. Volkslieder wissen davon zu erzählen. Doch in der Regel kehrte der Bursche, so gern er in die Fremde gegangen, wieder ebenso gern heim. Längere Zeit wusste er sich fremdartig zu gehaben und kannte wohl auch einige Brocken einer fremden Sprache oder auch nur einer Mundart, oder hatte gar einen verschnürten Rock und aufgewichsten Schnurrbart und wurde so der Gegenstand der Bewunderung nicht nur bei Lehrlingen und jungen Gesellen, sondern verursachte auch bei den Meistern einiges Aufsehen. Doch bald trat die Alltäglichkeit an ihn heran und zwang ihn gleich den andern hinter den Wirkstuhl. Nimmer aber konnte er die Zeit seiner Wanderschaft vergessen, sie blieb seine liebste Erinnerung.

VIII. Der Einfluss des Handwerks auf die Sprache.

Dass ein Handwerk, das fast die Hälfte der städtischen Bevölkerung mittelbar oder unmittelbar beschäftigt, auf das geistige Leben und

1) Zu diesen Ausdrücken vergl. man Avè-Lallemant, Deutsches Gaunertum, 3. Teil.

besonders auf die Sprache einwirkt, ist selbstverständlich. Spielen ja selbst die Kinder in Handwerkerstädten zumeist Handwerkerspiele. Auf die allgemeine Schriftsprache konnte das Tuchmacherhandwerk keinen besonderen Einfluss ausüben. Man könnte höchstens hieher rechnen: verzotteln, herunterhaspeln. Auch in der eigenen Stadt kann ein nicht allgemein verbreitetes Handwerk die Sprache nicht stark beeinflussen. Man sagt wohl agwirkt (abgewirkt) von einem, der mit seinem Gelde oder seinem Verstande fertig geworden, man nennt einen täppischen Menschen Motscher[1]), weil die Tuchmacher viel in verschiedenen Flüssigkeiten ohne sichtlichen Erfolg herumhantieren, doch vielmehr derartige Ausdrücke lassen sich nicht finden. Desto grösser ist aber der Einfluss allgemein vorkommender Handwerke, wie das der Zimmerleute, Schmiede, Tischler, Schuster, Schneider, Gerber, Bäcker u. s. w. Man spricht von „über die Schnur hauen“, „verklopfen“, „in die Zange nehmen“, von „abgehobelten“ und „nicht abgehobelten Menschen“, von „alles über denselben Leisten schlagen, einfädeln, durchgerben, altbackenen Ansichten“ u. s. w. u. s. w.

Dieses möge genügen, vielleicht wird es einst gelingen, für jedes Handwerk seinen besonderen Einfluss auf unsere Sprache nachzuweisen.

B. Gerber.

Man unterschied Weissgerber, Lederer und Loh- und Rotgerber. Die Lederer verfertigten Sohlleder und die Loh- und Rotgerber Oberleder. Heutigen Tages ist diese Unterscheidung kaum mehr anzuwenden. Auch bei den Gerbern zeigen die Gesellen mehr Anhänglichkeit an die Zunftgebräuche als die Meister. Erstere haben daher, als der Zunftzwang im Jahre 1859 zu bestehen aufgehört hatte, sofort Bruderschaften gebildet zur Unterstützung armer Brüder und in diese das Meiste von dem zünftlerischen Treiben herüber gerettet. Diese Bruderschaften geben noch heute Gesellenscheine aus, die den Meistern und der Behörde gegenüber wertlos sind, dem Inhaber aber bei jeder Bruderschaft eine nicht unbedeutende Unterstützung sichern. Kommt der notleidende Geselle an Wochentagen, so bekommt er hierzulande 80 Kreuzer, an Samstagen, an denen der Lohn ausgezahlt wird, das Doppelte. Mir kam zufällig ein solcher Gesellenschein vor Augen. Er lautet:

„Wir ehrsame Loh- und Rotgerbergesellen bestätigen hiermit, dass Bruder N. aus Z. im Jahre 1881 vor offener Lade und von rechtschaffenen Gesellen freigesprochen wurde. Urkund dessen sind unsere eigene Unterschriften.“ Selbst tschechische Bruderschaften geben deutsche Gesellen-

1) Man vergleiche das süddeutsche G'matsch, welches dasselbe bedeutet wie das lateinische tabes.

scheine aus, damit ihre Mitglieder in Kärnten, Steiermark, Nieder- und Oberösterreich, wo man auch noch auf das Zunftwesen hält, Ansprache und gegebenen Falles Unterstützung finden. In früherer Zeit hatte der Zünftler vor dem Arbeiter, den etwa der Meister bei der Gerberei verwendete, gesetzlich Vorrechte. Sobald einmal die Haut in die eigentliche Werkstätte kam, durfte sie nur mehr der Geselle anrühren. Aber auch heute wissen die Zünftlerischen demjenigen Gesellen, der sich nicht in ihre Bruderschaft aufnehmen liess und also kein Vertrinken gab, das Leben sauer zu machen. Sie wissen es, besonders wenn sie in der Werkstätte die Mehrzahl bilden, so einzurichten, dass der Nichtzünftlerische die unbeliebteste Arbeit erhält, am ungünstigsten Platze seiner Arbeit obliegen muss und was der Plackereien mehr sind. — Die Gerber thun mit ihren Zunftgebräuchen besonders geheimnisvoll, und nur mit Mühe konnte ich etwas Näheres über ihr Treiben erfahren, denn Geheimhaltung scheint bei ihnen Gebot zu sein.

Die Auflage zum Zwecke der Beitragsleistung halten die Loh- und Rotgerber wie die meisten Gesellenbruderschaften alle 4 Wochen am Nachmittage eines Sonntags, wobei auch die Aufnahme neuer Mitglieder stattfindet.

Die Vorstandschaft besteht aus dem Altgesellen, dem Kumpan (Stellvertreter) und dem Junggesellen, der verschiedene Dienstleistungen zu versehen hat. Der Altgeselle schlägt vor einer Rede dreimal mit der Faust auf den Tisch, der Kumpan zweimal und der Junggeselle einmal wie alle bereits aufgenommenen Brüder. Wer noch nicht aufgenommen ist, darf auf den Tisch nicht aufschlagen.

Mir liegt ein gar fehlerhaft geschriebenes Büchlein vor, in welchem die Regeln der Bruderschaft enthalten sind, die derjenige auswendig lernen muss, der aufgenommen werden will. Diesem Büchlein folgend, will ich, nachdem ich da und dort Belehrung geschöpft, dem Leser sagen, was man alles wissen muss, um ein richtiger zünftiger Loh- und Rotgerber zu sein.

Wenn man auf die Reise geht, so muss man immer Hut und Stock haben und auf dem Hute ein Tuch oder eine Masche. Beim Einwandern in eine Stadt trägt man den Berliner auf der linken Schulter und den Stock ebenfalls in der linken Hand, der Rock ist auf drei Knöpfen zugeknöpft. Wenn man bei einem Meister vorspricht, lässt man den Berliner draussen vor der Thür, der Riemen ist gegen die Wand gerichtet. Kommt man in das Zimmer, so grüsst man den Meister, je nachdem die Zeit ist, den Stock in der linken Hand haltend, den Rock auf drei Knöpfen zugeknöpft, der Hut wird ein wenig gehoben. Jede Rede und Gegenrede beginnt mit den Worten: „Mit Gunst!“ Der Geselle tritt vor den Meister und sagt: „Loh- und Rotgerbermeister und Gesellen lassen Sie grüssen

wegen ehrsamen Handwerks". Darauf erwidert der Meister: „Ich weiss nichts anderes." Jetzt erst fragt der Geselle um Arbeit an.

Wird der Geselle angenommen und kommt er in die Werkstätte, wo die Gesellen arbeiten, geht er zum ersten hin und spricht: „Erlaub' Bruder, ist Er ein Geselle?" Darauf antwortet dieser: „Zum Erlauben: Bin ich." Sodann fragt er wieder: „Erlaub Bruder, was bist Du für ein Landsmann?" Der Angeredete beantwortet die Frage und stellt dieselbe Gegenfrage. Das Gleiche thut man jedem andern Gesellen gegenüber, indem man von dem einen zum andern geht, aber immer nach der rechten Seite hin. Erst nachdem dies abgethan, erhält der neue Geselle seine Arbeit zugewiesen.

Kommt man auf die Herberge, wohin übrigens der Handwerksbursche meist zuerst seine Schritte lenkt, so fragt man vor allem, ob hier Gesellen sind. Wird dies bejaht, legt man den Berliner auf die Bank oder auf den Fussboden, den Riemen wieder der Mauer zugewendet. Ist der Altgeselle anwesend, der den Ehrenplatz inne hat und daher von dem Ankömmling sogleich erkannt wird, so tritt dieser zu ihm hin und sagt: Hui Gerber! worauf jener antwortet: Hui! Hierauf geht man zu dem zunächstsitzenden Gesellen, klopft mit der Faust einmal auf den Tisch auf und spricht: „Erlaub', bist Du ein Bruder?" Auf das hin stehen alle Gesellen auf und der Angeredete erwidert: „Zum Erlauben, bin ich." Darauf der Ankömmling: „Erlaub' Bruder, was bist Du für ein Landsmann?" Dasselbe wird gegengefragt. So stellen sich die Gesellen einander vor, indem der Angekommene von einem zum andern geht, aber wieder nach der rechten Seite hin, und nie über den Tisch mit einem spricht. Ist einer der Gesellen ohne Rock oder mit Essen oder Kartenspiel beschäftigt, so muss man warten, bis der betreffende Geselle den Rock angezogen, das Essen oder das Kartenspiel zu Ende ist. Giebt Dir einer zu trinken, heisst es in den Vorschriften, so sage Prust! (prosit!) oder wie man auch anders sagt, wenn Du aber das Glas aufstellst, so klopfe auf und reiche die ganze Hand beim Biertrinken, die zwei Mittelfinger beim Weintrinken, den kleinen Finger und Daumen und dann die ganze Hand beim Schnapstrinken. Will ein Geselle mit dem Angekommenen Bruderschaft trinken, so hat dies folgendermassen vor sich zu gehen:

A.: Ich sage mit Gunst! für was erkennst Du mich?

B.: Ich sage mit Gunst! für einen rechtschaffenen Loh- und Rotgerbergesellen. Ich sage mit Gunst! für was erkennst Du mich?

A.: Ich sage mit Gunst! für dasselbe.

Hiernach wird auf den Tisch geklopft, mit den Gläsern zusammengestossen, Bruderschaft getrunken, dann wieder aufgeklopft und je nach dem Getränk die Hand gereicht.

Bevor ein Zugereister in die Bruderschaft aufgenommen wird, muss er 14 Tage in der betreffenden Stadt in Arbeit stehen. Sodann wird er auf dieselbe Weise aufgenommen, wie ein Einheimischer, den der Meister freigesprochen. Die Aufnahme findet, wie bereits oben gesagt wurde, bei der Auflage statt, die alle vier Wochen abgehalten wird. Ehe der Zugereiste oder der heimische Bittwerber in die Gesellenstube eingelassen wird, fragt der Altgeselle dreimal: „Mit Gunst Brüder! Ist dem einen oder andern etwas bekannt, was des Meisters und der Gesellen Treu und Ehr' anlangt, so bringe er es vor und verschweige es nicht. Zum erstenmale, zum zweitenmale, zum drittenmale! Verschweigt er es für dieses Mal, so verschweige er es für immer und allemal, damit Friede und Einigkeit unter uns bestehe.“ Hat niemand etwas gegen den Aufzunehmenden einzuwenden, so fährt der Altgeselle fort: „Mit Gunst Bruder Junggesell', wirst du so gut sein und mir die Zugereisten (Lehrlinge), welche schon über 14 Tage arbeiten, hereinrufen?“

Nachdem diese eingetreten sind, schreitet der Junggeselle vor den Tisch, auf dem die offene Bruderlade steht, klopft einmal auf den Tisch und sagt: „Bruder Altgesell! Hier haben wir einen Zugereisten (Ausgelernten), der den rechtschaffenen Loh- und Rotgerbergesellen beitreten will.“ Sodann tritt der Junggeselle ab, wenn der Aufzunehmende nicht etwa ein Lehrling ist, dem er vielleicht nachhelfen muss. Ist der Aufzunehmende ein Fremder, so ist die richtige Beantwortung der Fragen des Altgesellen, welche auch Spitzfragen heissen, ein Beweis, dass der Bittwerber bereits anderswo ein richtiger Geselle war. Es entspinnt sich also zwischen dem Altgesellen und dem fremden Gesellen folgendes Zwiegespräch, wobei jede Rede und Gegenrede wieder beginnt mit den Worten: Mit Gunst!

Altgeselle: Was ist dein Begehren, dass du hier bei der Bruderschaft erscheinst?

Fremder: Was jedem rechtschaffenen Loh- und Rotgerbergesellen widerfahren ist, soll auch mir widerfahren.

Altg.: Was willst du zum Besten geben für die Bruderschaft?

Fr. sagt was er geben will.

Altg.: Was bist du für ein Landsmann?

Fr. sagt es.

Altg.: Bist du ein Meisterssohn oder ein Gelernter?

Fr. sagt es.

Altg.: Wie lange lernt man bei euch?

Fr.: Drei Jahre.

Altg.: Sage mir deine drei Werkstätten, in denen du zünftig über 14 Tage gearbeitet hast?

Fr. sagt sie.

Altg.: Wird dort auch Handwerksbrauch gehalten?

Fr.: Weiss nichts Anderes.

Die vorausgehenden Fragen ist jeder imstande zu beantworten. Von nun an folgen aber die eigentlichen Spitzfragen, die nur ein Zünftiger richtig zu beantworten weiss.

Altg.: Was hat dir der Meister auf den Weg gegeben?

Fr.: Einen Gruss, den ich noch nicht ausgerichtet habe. Den will ich nun ausrichten. Meister und Gesellen aus N. (nennt die Stadt, in der er zuletzt in Arbeit gestanden) lassen euch grüssen wegen ehrsamen Handwerks.

Altg.: Ich werde den Gruss bei der nächsten Bruderschaft ausrichten.

Altg.: Wo hast du gelernt?

Fr.: Bei einem zünftigen Loh- und Rotgerbermeister.

Altg.: Worauf hast du das Handwerk gelernt?

Fr.: Auf Leder und Holz.

Altg.: Womit hast du das Handwerk gelernt?

Fr.: Mit Stahl und Eisen.

Altg.: Womit war die Stube bestreut bei deinem Gesellenmachen?

Fr.: Mit lauter rechtschaffenen Loh- und Rotgerbergesellen.

Altg.: Warum wanderst du mit dem Berliner auf der linken Schulter ein?

Fr.: Weil es Handwerksgebrauch und Gewohnheit ist.

Altg.: Warum trägst du die gelbe Rolle[1])?

Fr.: Zum Zeichen des ehrsamen Handwerks.

Altg.: Warum trägst du die gelbe Schürze?

Fr.: Dem Meister zum Ruhm', den Gesellen zur Ehr'.

Altg.: Wo hat das Schild gehangen? (Das Schild ist das Wappen der Loh- und Rotgerber und besteht aus einem Bottich, darüber senkrecht ein Falz vom Streich- und Schabeisen überkreuzt).

Fr.: Es hat nicht gehangen, sondern zwischen Tisch und Decke geschwebt.

Altg.: Wieviel Lichter haben gebrannt bei deinem Gesellenmachen?

Fr.: Zwei. Eines zum Tabakanzünden und eines zu Ehren der Bruderschaft.

Altg.: Bei was bist du zum Gesellen gemacht worden?

Fr.: Bei Bier, Wein und Schnaps.

Altg.: Wer hat dich zum Gesellen gemacht?

Fr.: Eine rechtschaffene Bruderschaft.

Altg.: Was für einen Rock hat der Altgeselle gehabt, als du bist zum Gesellen gemacht worden?

Fr.: Gerade einen solchen wie du und ich und hätte ich gewusst, dass

1) Die Rolle ist der Berliner, der nach der Farbe der Lohe gelb sein muss und vom Ellenbogen bis zur Spitze der Hand reicht.

du so neugierig bist, so hätte ich einen Knopf von den dreien abgeschnitten und ihn zum Beweise mitgebracht.

Altg.: Was hat der Altgeselle an deinem Leibe gethan, wie du bist zum Gesellen gemacht worden?

Fr.: Er setzte mir den Hut auf den Kopf, gab mir den Stock in die linke Hand und sprach: Damit kannst du reisen zu Wasser und zu Land und begegnest du einem Gerber, so alt wie der Mährerwald, und hat er einen Bart bis auf die Schuh, so heisst es Bruder, du und du.

Kann der Fremde diese Spitzfragen beantworten, so wird er gleich aufgenommen, sonst muss er noch bis zur nächsten Bruderschaft lernen. Spitzfragen werden von Gesellen einander auch in der Herberge oder auf der Landstrasse gestellt. Kann einer in der Herberge die Spitzfragen nicht beantworten, erhält er kein Bruderschaftsgeschenk, kann er sie mangelhaft, muss er Strafe zahlen. Haben auf der Landstrasse durch Beantwortung der Spitzfragen zwei Gesellen sich gegenseitig als rechtschaffene Zunftbrüder erkannt, so fühlen sie sich als Freunde und unterstützen einander redlich durch Rat und That, soweit sie es vermögen. Diese Kenntnisse genügen, um ein wackerer Loh- und Rotgerbergeselle zu sein. Die erwähnten Vorschriften enthalten nichts Weiteres.

C. Maurer und Zimmerleute.

Maurer und Zimmerleute waren nie sehr angesehen unter den Handwerkern, die fast geneigt waren, jene für blosse Arbeiter zu betrachten, denn selten mochte sich ein Maurer oder Zimmermann zu einigem Wohlstande aufschwingen. Doch auch sie halten noch an dem alten Zunftgebrauche fest und werden noch lange daran festhalten, da sie nicht Gefahr laufen, von den Fabriken verdrängt zu werden wie unsere armen Tuchmacher und andere Handwerker.

Maurer und Zimmerleute sind Geschwisterkinder und gehen an manchen Orten auch nur eine Innung ein, aber nichtsdestoweniger sind sie gar eifersüchtig aufeinander. Wenn sie am Frohnleichnamstage mit den übrigen Zünften mit „ihrem Fahn“ ausrücken, so streiten sie regelmässig um den Vortritt. Die Zimmerleute thun sich viel zugute auf ihren Patron, den hl. Josef, den Nährvater Christi, der auch ein armer Zimmermann gewesen und dem Christus selbst die Schnur gehalten haben soll. Die Maurer hingegen, die nur den hl. Rochus zu ihrem Schutzherrn haben, sagen, ihre Zunft sei die ältere, sie reiche bis in die Römerzeit zurück und habe früher bloss Adelige als Mitglieder aufgenommen. Man sieht deutlich, dass in unseren Maurern noch eine dunkle Erinnerung an die Bauhütten des Mittelalters fortlebt.

Die Zunftgebräuche sind teilweise dieselben wie bei Tuchmachern und Gerbern. Bei Maurern und Zimmerleuten wird dreimal im Jahre Auflage gehalten und dadei werden auch Lehrlinge, wenn sie vom Meister freigesprochen sind, in ihre Bruderschaft aufgenommen.

Doch viel wichtiger als die Zunftstube ist für Maurer und Zimmerleute der Bauplatz. Er gilt als geweihter Raum, in dem jedes unanständige Benehmen, jedes kecke Wort verpönt ist. Wer flucht und schwört oder Uneinigkeit stiftet, wird nicht geduldet, die Mitgesellen selber fordern seine Entlassung. Schon die Gefahr, die mit jedem Bau verbunden ist und jeden Augenblick einen aus der Brüder Mitte wegraffen kann, verleiht dem ganzen Gebahren der Maurer und Zimmerleute bei einem Baue einen gewissen Ernst. Es gehen daher auch, bevor der Bau begonnen wird, alle, die dabei beteiligt sind, in die Kirche, um Glück und Segen zu erflehen.

Will ein Wandergeselle am Bau um Arbeit einsprechen, so lässt er Stock und Felleisen draussen, wie die anderen Gesellen, vor der Thür. Vor allem muss er den Baumeister um Aufnahme bitten, und erst wenn diese gewährt ist, dürfen ihm die Gesellen Red' und Antwort stehen. Der Aufgenommene muss jedem die Hand reichen, selbst wenn er einen Feind treffen sollte, denn auf dem Bauplatze darf sich kein Groll äussern.

Die tägliche Arbeit verläuft nicht so eintönig, als sich es mancher vorstellen mag, der an einem Bau vorübergeht. Mit dem Gebete: „In Gottes Namen fang' ich an, Gott soll uns segnen diesen Tag, dass uns kein Unglück g'schieht“ beginnen Maurer und Zimmerleute in aller Frühe ihr Tagewerk. Der Polier untersucht jedesmal die Gerüstbalken, hier Landenen (lange Tannen?) genannt, ob sie nicht eine ruchlose Hand eingesägt und ob das Gerüst überhaupt nicht überlastet sei. Jedem teilt er sodann nach seiner Kraft und Einsicht die Arbeit zu. Wird ein Bau ausserhalb der Stadt aufgeführt, so erlaubt er auch ab und zu Gesang.

Viel verspottet wird die Langsamkeit der Maurer und Zimmerleute. Zu der langsamen Bewegung der Säge brummen, wie die böse Welt behauptet, die Zimmerleute gern:

Wenn's — nur — Gott — gab,
Dass — bald — Nacht — war.

Wegen der Unkosten und Ungelegenheiten, die Maurer und Zimmerleute verursachen, hört man öfters den Stossseufzer:

Behüt' uns Gott vor teurer Zeit,
Vor Maurer und vor Zimmerleut'.

Dem Trunke sind Maurer und Zimmerleute nicht abhold, wenn sie sich auch zu bescheiden wissen.

Ein Vierzeiliger sagt von ihnen:

Maurer und Zimmerleut'
San rechte Lump'n,
Wenn sie ka Geld nit hab'n,
Gehn's zu der Pump'n.

Der Maurer und der Zimmermann sagt aber zum Wirte nicht: „Schenk noch eins ein", wie die anderen Leute, sondern: „Bind' no ans ån".

Auch ihre Ängstlichkeit, besonders die der Maurer, wird öfters verspottet. Der Ausdruck: „Kaspar raum' dei' Zeug z'samm", den ein Maurer zu seinem Kameraden vor einer Einsturz drohenden Mauer gethan haben soll, ist hier sprichwörtlich für das Aufgeben einer misslichen Sache.

Grössere und kleinere Festlichkeiten unterbrechen das Einerlei des Tagewerkes, vor allem die Grundsteinlegung und die Aufrichtung des Dachstuhls. Die dabei üblichen Gebräuche sind bekannt und überall in Deutschland gleich.

Unter den Liedern, die bei dem Richtfest gesungen werden, sticht das Maurerlied hervor, das jeder ordentliche Maurer kennen muss. Es lautet:

Im Sommer und im Mai
Hammer und Köll' erscheint.
Die Nachtigall thut singen,
Das Meistergeld thut klingen,
Da hebt sich eine Lust
In unsres Herzens Brust.

Man zieht die Schnur hinaus
Nach Regel und Handwerksbrauch,
Den Zirkel zum Abstecken,
Den Zollstab zum Abmessen
Die rechte Läng' und Weit',
Die Höh' ist auch dabei.

Wo kommen Kirchen her,
Häuser, Schlösser noch vielmehr?
Die Häuser auf die Bürsten (Pfähle)
Wir aufbauen müssen,
Auf Moos und trock'nes Land,
Ist unser Handwerksstand.

Kaum ist ein Bau vorbei,
Da giebt's viel Schmauserei,
Viel z' essen und zu trinken,
Gebrat'ne Würst' und Schinken,
Gut Bier und auch ein' Wein,
Da möcht' ein jeder Maurer sein.

Die letzte Strophe wissen die Maurer gegebenen Falles folgendermassen umzuändern:

Kaum ist ein Bau vorbei,
Da giebt's ka Schmauserei,
Nichts zu essen und nichts zu trinken,
Keine Würst' und keine Schinken
Kein Bier und auch kein' Wein,
Der Teufel möcht' da Maurer sein.

Nur selten lässt ein geiziger Bauherr diesen Spott über sich ergehen. Das Lied der Zimmerleute ist dem der Maurer ähnlich, nur erscheint statt des Hammers und der Kelle die Axt und das Beil.

Zur neugriechischen Volkskunde.

Von Dr. **Albert Thumb.**

III. Der Klidonas.

Wir haben früher (Zeitschr. II, 285—293) verschiedene Formen volkstümlicher Mantik besprochen, die mit dem Mirenglauben in Zusammenhang stehen. Eine solche Beziehung fehlt vollständig bei einer andern Orakelform, die in ganz Griechenland verbreitet ist und sich in ihren Grundzügen direkt an die Mantik der Alten anknüpfen lässt: ich meine den sogenannten *Κλήδονας* (Klidonas).

Soweit Mitteilungen aus Ägina in Betracht kommen, berichte ich wiederum nach *Ἡρειώτης* (2. Programm p. 3—11).

Das Wort *κλήδονας* ist uralt: es ist das altgriechische *ἡ κληδών* bezw. *κλεηδών*, das bei Homer in der Bedeutung „Vorzeichen, Vorbedeutung" begegnet, z. B. Odyss. 18, 117. Herodot, Äschylus, Sophokles kennen das Wort in derselben Bedeutung; die späteren haben Ableitungen dazu gebildet wie *κληδονίζω* „eine Vorbedeutung geben, als eine Vorbedeutung aufnehmen", *κληδονισμός* „Wahrnehmen eines Vorzeichens aus zufälligen Worten und Lauten", *κληδονιστής*, *κληδόνισμα*. Das zu grunde liegende Wort *κληδών* hat im Neugriechischen[1]) eine etwas abweichende Umbildung erfahren: statt **ἡ κληδόνα*, wie wir nach sonstiger Analogie erwarten, entstand *ὁ κλήδονας* mit Zurückziehung des Accents und Geschlechtswechsel: die Ursachen dieser Umbildung sind mir nicht ganz aufgeklärt: an die Form **ἡ κληδόνα* erinnert vielleicht noch das in Thessalien neben *ὁ κλή-*

1) In mittelgriechischen Texten ist das Wort bis jetzt nicht belegt; wenigstens geben weder Ducange noch Sophokles (Greek Lexicon of the Roman and Byzantine periods. 1888) Belege. Das Wort taucht erst in der neugriechischen Volkssprache wieder auf.

δονας gebräuchliche *τὰ κλήδονα*. Von den Ableitungen scheint in der heutigen Sprache nichts mehr zu existieren. Die Bedeutung des Wortes verschob sich im Neugriechischen in der Weise, dass es auf eine ganz bestimmte Art von Vorzeichendeutung eingeschränkt wurde.

Das Johannisfest ist der allgemein übliche Tag für den *κλήδονας*[1]); in Thessalien, wo er eine wesentlich andere Gestalt hat, ist der 1. Mai dazu bestimmt[2]), auf Cypern der 1. bezw. 3. Mai[3]). Auf Ägina sind zwei Tage dazu ausersehen, das Fest Johannis des Täufers[4]) und der Himmelfahrtstag. Der Klidonas ist überall (auch in Thessalien) Sache der Mädchen; die Burschen dürfen nicht daran teilnehmen, können sich jedoch von Mutter oder Schwester vertreten lassen, indem sie diesen irgend einen kleinen Gegenstand als „Zeichen“ (s. unten) geben.

Ein Mädchen[5]), welches die Vorbereitungen übernommen hat, sammelt zunächst am Vorabend von allen Teilnehmerinnen kleine Abzeichen (*σημάδια*) ein, wie Ringe, Münzen und dergl., und wirft dieselben in einen Krug, der bis dahin noch nicht benutzt wurde (*ἄσυρτο*[6]) *κανάτι*); der Krug wird hierauf mit „unbesprochenem“ Wasser (*ἀμίλητο*[7]) *νερό*) gefüllt, d. h. mit solchem Wasser, das vom Brunnen geholt werden musste, ohne dass die Wasserträgerin irgend ein Wort wechselte — eine nicht ganz leichte Leistung, wenn man das lebhafte Treiben griechischer Schönen am Dorfbrunnen kennt. Auf Kreta holt ein Knabe das *ἀμίλητο νερό*; als *σημάδια* werden Früchte (Birnen, Äpfel), die mit einem Zeichen versehen sind, in den Krug geworfen[8]). Auch in den *Νεοελλ. Ἀνάλ.*, wo leider eine Angabe der Herkunft fehlt, wird ähnliches mitgeteilt, dass man nämlich mit Goldstreifen verzierte Äpfel gebrauche, die mit besonderen Kennzeichen versehen werden. Mit einem Frauenfez oder einem roten Tuch wird der Krug bedeckt, mit Myrten und Lorbeer geschmückt (Passow), dann mit Hilfe eines Zweiges der Brustbeere (*ζιζυφιά*) zugebunden, wobei noch gar die Enden des Zweiges mit einem Hängeschloss geschlossen werden. Zu dieser Ceremonie spricht man die Verse:

---

1) s. Passow Carmina popularia Graeca p. 614. Jeannarakis, Kretas Volkslieder p. 340. *Νεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα* I 338. *Κανελλάκης, Χιακὰ Ἀνάλεκτα* (Athen 1890) p. 321.

2) *Ἑστία* 1890 (I) 268.

3) *Σακελλάριος, Τὰ Κυπριακά* I (1890) p. 709. Auf Cypern nennt man den Gebrauch *τραγοῦδι τοῦ Μᾶ* „Mailied“; doch begegnet das Wort *κλήδονας* in dem von *Σακελλάριος* II 180 mitgeteilten Lied, das während der Ceremonie gesungen wird.

4) daher *Ἅϊ-Γιαννιοῦ τοῦ κλήδονα* oder *Ἅϊ-Γιαννιοῦ ποῦ βαίνουνε τὰ ῥιζικά* („Johanni, wo man die *ῥιζικά* [s. u.] legt“) genannt.

5) Nach Pervanoglu, Kulturbilder aus Griechenland (Leipzig 1880) p. 84 werden zwei Mädchen damit betraut.

6) Derselbe Ausdruck auch *Νεοελλ. Ἀνάλ.* a. a. O.

7) Solches Wasser spielt auch sonst eine Rolle, vergl. z. B. Wachsmuth, Das alte Griechenland in neuen, p. 53. Bekanntlich begegnet es auch im deutschen Volksglauben.

8) Jeannarakis a. a. O.

Κλειδώσατε τὸν κλήδονα μὲ τ' ἅϊ-Γιαννιοῦ[1]) τὴ χάρι
Αὔριο θὰ φανερωθῇ ποιὸς εἶνε ῥιζικάρις.

„So schliesset nun den Klidonas; sei gnädig uns Johannis!
Denn morgen wird es offenbar, wem Glück von uns beschieden."

Während der Nacht bleibt der Krug im Freien stehen, „damit ihn die Sterne schauen"[2]), wird aber vor Sonnenaufgang ins Haus gebracht, weil man fürchtet, dass die Sonnenstrahlen die gute Wirkung wieder aufheben könnten. Übermütige Burschen machen sich oft das Vergnügen, den Krug verschwinden zu lassen und so die armen Mädchen zu kränken: denn alles war dann umsonst — *χύνουν καὶ ταὐγὰ καὶ τὰ καλάθια* „sie verlieren die Eier samt dem Korb"[3]). An manchen Orten bestellt man daher zwei Mädchen zur Wache[4]).

Am Morgen des Festtages[5]) versammeln sich die Mädchen und Mütter, um den Hauptteil des Klidonas vorzunehmen. Ein Knabe, der mit einem roten Tuch bedeckt wird, hat die Aufgabe, den Krug zu öffnen[6]). Zur Eröffnung des *κλήδονας*, d. h. während der Verschluss des Kruges gelöst wird, spricht eines der Mädchen ein Distichon, das auf Ägina so lautet[7]):

Ἀνοίξετε τὸν κλήδονα μὲ τ' Ἅϊ-Γιαννιοῦ τὴ χάρι,
Σήμερα φανερώνεται, ποιὸς εἶνε ῥιζικάρις.

„So öffnet nun den Klidonas: sei gnädig uns, Johannis,
Denn heute wird es offenbar, wem Glück von uns beschieden."

Was den Mädchen eigentlich die Hauptsache ist, verrät deutlich eine andere Fassung[8]) des Spruches, die bei geringer Abweichung des ersten Verses[9]) also schliesst:

σήμερα φανερώνεται ὁ νιὸς ποῦ θὰ μὲ πάρῃ
„Heute wird mir kund gethan der Mann, der mich wird nehmen."

Aus zwei Distichen besteht der einleitende Spruch auf Kreta, der nach der genaueren Fassung von Jeannarakis (Kretas Volksl. Nr. 309) lautet:

---

1) bezw. *μὲ τοῦ Χριστοῦ τὴ χάρι*, je nach dem Tage (s. oben).

2) *γιὰ νὰ τὸ ἰδοῦνε τἀστέρια* (Ägina und nach den *Νεοελλ. Ἀνάλ.*), *ἀστροφεγγιάζεται* (Kreta).

3) Dieser Zug nach den *Νεοελλ. Ἀνάλ.* a. a. O. und nach Bent p. 161 (Ios).

4) Passow a. a. O.

5) 3. Mai in Cypern.

6) Dieser Zug wird nur aus Ägina besonders hervorgehoben.

7) Von *Ἠρειώτης* wird zwar nicht besonders erwähnt, dass der Spruch in diesem Moment gesagt werde, aber da er Nr. 1 der *ῥιζικά* (s. unten) ist, so besteht darüber kein Zweifel.

8) *Νεοελλ. Ἀνάλεκτα* a. a. O. p. 334.

9) *'ςτ' Ἅϊ-Γιαννιοῦ.*

Ἀνοίξετε τὸν κλήδονα ’ςτ’ ἅϊ-Γιαννιοῦ τὴ χάρι
Καὶ σήμερο θενὰ βρεθῇ ἀποῦ ’νε ῥιζικάρις.
Καὶ πάλι ξανανοίξετε νὰ βγῇ καὶ τὸ δικόν τση
Τσῆ καλομοίρας καὶ ξαθῆς νὰ βγῇ τὸ ῥιζικόν τση[1]).

(V. 1. 2 wie oben. 3. 4: „Und öffnet nun zum zweitenmale, auf dass ihr eigenes, der Glücklichen, Blonden Schicksalslos herauskomme“).

Nach dieser Einleitung sagt ein Mädchen irgend eines der vielen Disticha auf, die speciell für den *κλήδονας* (wenigstens auf Ägina) im Volksmund geläufig sind; inzwischen holt der Knabe[2]) ein *σημάδι* hervor, das der Besitzerin übergeben wird; in jenem aufs Geratewohl gesagten Spruche erkennt man eine Andeutung des künftigen Schicksals. Dieses Spiel wird wiederholt, bis alle „Zeichen“ wieder in die Hände ihrer Besitzerinnen gelangt sind.

Nur in unwesentlichen Dingen finden wir in andern Gegenden kleine Abweichungen: z. B. während das *σημάδι* gezogen wird, ruft ein Mädchen einen beliebigen herbei, auf dass er irgend eines der zahlreichen Distichen sage, die von Liebe handeln[3]). Nach den *Νεοελλ. Ἀνάλεκτα* singen die Mädchen selbst der Reihe nach allerhand Disticha, während die Lose gezogen werden[4]).

Auf Ägina, wie gesagt, bestehen ganz bestimmte Sprüche „*ῥιζικά*“, die nur für diesen Zweck gebraucht werden. Aus der Sammlung von *Ἡρειώτης* teile ich einige mit. Sie versetzen uns gewöhnlich in eine genau gezeichnete Situation; eine so allgemeine Verheissung wie Nr. 3 bei *Ἡρειώτης* ist wohl nur eine Art Einleitung zu den folgenden Sprüchen, von denen gleich der erste zu den grössten Hoffnungen berechtigt:

Ἀνοίξετε τὴς κάμαρες καὶ στρῶστε τὰ βελοῦδα,
Γιὰ νὰ περάσ’ ὁ βασιλιᾶς μὲ τὴ βασιλοποῦλα.
(„Öffnet die Kammern und leget Sammetteppiche,
Damit der König vorbeiziehe mit der Königstochter“).

---

1) Varianten bei Passow (bezw. Bybilakis): V. 2. *σήμερον. ῥιζικάρη.* 3. *καὶ πάλιν τὸν ξανοίξετε. δικό τση* (*δικότζη B.*). 4. *ξανθῆς. νὰ δγῇ.* (*ναϊδῇ. ῥιζικότζη B.*). Die Varianten bei Passow (mit Ausnahme von *νὰ δγῇ*) sind eine Folge von ungenauer Aufzeichnung der gesprochenen Sprache. — Das zweite Distichon des Spruchs hat *Ἡρειώτης* mit unerheblicher Abweichung als selbständigen Spruch angeführt (unter Nr. 3):

Καὶ πάλι ξανανοίξετε νὰ βγῇ καὶ τὸ δικό της
Τῆς καλομοίρας τῆς κυρᾶς τὸ χρυσό ῥιζικό της.

[Diese Aufzeichnung giebt übrigens nicht genau den Dialekt von Ägina wieder.]

2) Ein Mädchen auf Kreta und sonst, s. Jeannarakis und Passow; ein „kleines“ Mädchen nach den *Νεοελλ. Ἀνάλ.* und *Σακελλάριος* a. a. O. Ich bemerke beiläufig, dass auch im Altertum zu solchen Zwecken „keusche Knaben“ verwendet wurden.

3) Jeannarakis a. a. O., Passow a. a. O.

4) Ähnlich auf Cypern; die einleitenden Verse sind andere als die oben angeführten, s. *Σακελλάριος* II 180.

Vornehmlich ist es die künftige Ehe, von denen die meisten Sprüche handeln. So wird auf die Aussteuer angespielt (Nr. 6):

Ψαλίδι, χρυσοψάλιδο, ποῦ κόβεις τὰ βελοῦδα,
Κόθεις τῆς νύφης τὰ προικιά καὶ τοῦ γαμπροῦ τὰ ῥοῦχα.

(„Schere, goldene Schere, die du Sammet schneidest,
Du schneidest die Aussteuer der Braut und des Bräutigams Kleidung")

oder ihre Pracht hervorgehoben (Nr. 7):

Πάπλωμα, χρυσὸ πάπλωμα σοῦ ῥάβουνε 'ς τὴν Πόλη
Καὶ δὲ 'ς τὸ ξετελειώνουνε ἑξῆντα δυὸ μαστόροι.

(„Eine Decke, eine goldene Decke nähen sie dir in der Stadt[1])
Und nicht vollenden sie dir zweiundsechzig Meister").

Einer andern wird ein Gatte aus fremdem Land verheissen (Nr. 14):

Ἕνα καράβι ἔρχεται ἀπὸ τὴν Ἐγγλητέρα
Καὶ φέρνει τὰ στεφάνια σου, ἄσπρη μου πελιστέρα·

(„Ein Schiff kommt her von England
Und bringt dir, weisse Taube, deinen Brautkranz mit")

oder es wird einem jungen Manne ein „weisses Täubchen" aus England in Aussicht gestellt (Nr 16, ganz ähnlich Nr. 15):

Ἕνα καράβι ἔρχεται ἀπὸ τὴν Ἐγγλητέρα
Βαστάει καὶ 'ςτὴ πρύμνη του μιὰν ἄσπρη πελιστέρα.

Auch rühmt man die vornehme Schwägerschaft der künftigen Ehe (Nr. 13):

Ἀφ' τὴ μιὰν ἄκρη τοὐρανοῦ ὅσο νὰ πᾷς 'ς τὴν ἄλλη
Συμπεθεριὸ ἐκάμαμε μὲ κυρὰ μεγάλη.

(„Bis du von einem Ende des Himmels zum andern gehst[2]),
Sind wir verschwägert mit einer grossen Frau").

Scherzhaft ist die Strophe, wo einem heiratssüchtigen Mädchen Erfüllung ihres Wunsches in Aussicht gestellt wird, wenn sie nur ruhig warte (Nr. 24):

Κάσε, κόρη, μὴ σπουδάζῃς,
Κι' ὁ καιρὸς θελὰ σοῦ φέρῃ
Δαχτυλίδι μέσ' τὸ χέρι
Δαχτυλίδι κι' ἀρρεβῶνα
Καὶ 'ςτὴ κεφαλὴ κορώνα.

(„Bleib sitzen, Mädchen, arbeite nicht;
Die Zeit wird dir doch bringen
Ein Ringchen an den Finger,
Ein Ringchen und Verlobung
Und auf das Haupt den Brautkranz").

1) d. i. Konstantinopel.
2) Der Vordersatz ist mir nicht recht klar.

Das Glück heimlichen Liebesgenusses erhofft eine andere aus dem Spruch (Nr. 21):

> *Σὲ παλεθύρι κρέμεται παλληκαριοῦ ζωνάρι*
> *Καὶ κοπελιᾶς 'ποκάμισο μὲ τὸ μαργαριτάρι·*
> („Am Fenster hängt eines Pallikaren Gürtel,
> Und eines Mädchens Hemd mit dem Perlenschmuck").

Und dieses Glück wird noch gesteigert durch die Verheissung eines unschätzbaren Perlenschmuckes (Nr. 19):

> *Μαργαριτάρ' ἀχτίμωτο κρέμεται 'ςτὸ λαιμό σου,*
> *Παλληκαράκι λεύτερο κοιμᾶται ςτὸ πλευρό σου.*
> („Ein unschätzbarer Perlenschmuck hängt an deinem Halse,
> Ein freier Pallikare schläft an deiner Seite.")

Doch nicht alle Verheissungen beziehen sich auf die künftige Ehe, auch andere Dinge werden in Aussicht gestellt, vor allem Reichtum, grosser Grundbesitz, Schätze, Dienerschaft:

> (Nr. 8.) *'Ανέβ' ἀπάνω 'ς το βουνὸ καὶ κύτταξε τοὺς κάμπους*
> *Κι' ὅσα ζευγάρια κι' ἂν ἰδῇς νὰ ἦνε τοῦ ῥιζικοῦ σου.*
> („Geh hinauf auf den Berg und betrachte die Felder,
> Und soviel Gespanne du siehst — alles sei dir vom Glücke beschieden.")

> (Nr. 18.) *Ἕνα καράβι ἔρχεται μὲ στάρι μὲ κριθάρι*
> *Καὶ τἀποσκινίδια του ὅλα μαργαριτάρι*
> („Ein Schiff kommt mit Getreide, mit Gerste,
> Und seine Spreu sind lauter Perlen.")

> (Nr. 22.) *Ὅσες τρύπες ἔχει ἀλόργος*
> *Τόσους σκλάβους νἀποτάξῃς.*
> („Wie viele Löcher das Sieb hat,
> So viele Sklaven sollst du dir unterthan machen.")

Ein bequemes Leben hat ein Mädchen zu erwarten, wenn ihm folgende Verse zufallen (Nr. 11):

> *Κάσε, κόρη, σὰν κάθεσαι τὰ χέρια σταυρωμένα*
> *Κ' ἡ μοῖρα σου κ' ἡ τύχη σου δουλεύουνε γιὰ σένα.*
> („Bleib sitzen, Mädchen, wie du sitzest mit gekreuzten Händen,
> Deine Mire und dein Glück arbeiten für dich.")

Ein solch' glückliches Ding braucht nicht zu arbeiten: das besorgt die Mire für sie, gerade wie es in einem Märchen erzählt wird[1].

Kriegerischer Ruhm wird dem Pallikaren zu teil, dem die stolzen Verse verkündet werden (Nr. 2):

---

1) B. Schmidt, Neugr. Volksmärchen Nr. 1.

Καὶ πάλι ξανοίξετε νὰ βγῇ ὁ χαριτωμένος,
Μ' ὅλα τὰ κάστρα πολεμᾷ καὶ βγαίνει κερδεμένος.
(„Und wieder öffnet, damit herauskomme der Herrliche,
Mit allen Schlössern führt er Krieg und siegreich kehrt er heim.")

Einige der Sprüche sind mir nicht recht verständlich; es werden bestimmte Gegenstände angeredet:

(Nr. 25.) *Γοῦρνα μου πελεκητή*
Μαρμαρένια καὶ χυτή
Κάθε τέτοιο τὸ καιρό
Κάνεις κρύο τὸ νερό.
(„Mein schön gemeisseltes Becken,
Aus Marmor und wie gegossen,
Jedesmal in solcher Zeit
Machst du kühl das Wasser.")

(Nr. 26.) *Ἀσημένιο μου στελέτο,*
Θὰ στεφανωθοῦμε φέτο.
(„Mein silbernes Stilett,
Wir werden dieses Jahr noch Hochzeit haben.")

(Nr. 27.) *Ἀσημένιο μου ῥολόϊ*
Ποῦ εἶσαι μέσ' τἀρχοντολόϊ.
(„Meine silberne Uhr,
Du bist in vornehmer Gesellschaft[1].")

(Nr. 28.) *Ἀσημένιο μου μαχαῖρι*
Σὲ καλ' ἀντρειωμένου χέρι
(„Mein silbernes Messer,
In recht tapferer Hand.")

(Nr. 29.) *Κάνιστρό μου γουργουλᾶτο*
Καὶ τριαντάφυλλα γεμᾶτο

(mir unklar wegen des *κάνιστρο* 'Korb' und *γουργουλᾶτο* 'glu-glu-machend' von einem enghalsigen Gefässe).

(Nr. 30.) *Ἀσημένια μ' ἀλυσίδα,*
Μέρες ἔχω ποῦ δὲ σ' εἶδα.
(„Meine silberne Kette,
Seit Tagen sah ich dich nicht.")

Inwiefern Nr. 25. 29. 30 zum *κλήδονας* gehören, weiss ich nicht. Bei Nr. 26. 28 müssen wir uns wohl in der Anrede die Besitzer der betreffenden Gegenstände (*σημάδια* s. oben) denken; für diese passen dann die angefügten Worte und können als Omen aufgefasst werden.

1) *ἀρχοντολόϊ* „die Honoratioren".

Wie wir sehen, sind alle diese Sprüche glückverheissend — ein menschlich begreiflicher Zug; will doch niemand mit eigenem Munde Unheilvolles aussprechen, denn nomen est omen[1]).

Die Sprüche, von denen wir eine Reihe mitgeteilt haben, heissen *ῥιζικά*; so heissen aber auch die *σημάδια*, jene Gegenstände, die als Zeichen der einzelnen Teilnehmer in den Krug gelegt werden; daher „*δὸς μοι ῥιζικό νὰ σοῦ βάνω 'ς τὸν κλήδονα*“ „gieb mir ein *ῥιζικό*, damit ich es dir in den Klidonas lege“, „*βαίνω νὰ ἰδῶ τὸ ῥιζικό μου*“ „ich lege ein, um mein *ῥιζικό* (Schicksal) zu sehen“, oder kurz „*βαίνω τὰ ῥιζικά*“ „ich lege die *ῥιζικά*“. Da nun die Orakelsprüche sozusagen mit dem Hervorholen der *σημάδια* wie Lose gezogen werden, so kann man mit Doppelsinn sagen *βγάνουνε τὰ ῥιζικά* oder *βγαίνω νὰ ἰδῶ τὸ ῥιζικό μου* „Man zieht die *ῥιζικά* (d. h. Schicksalslose)“, „ich ziehe, um mein *ῥιζικό* zu sehen“.

Das Wort *ῥιζικό*[2]) hat interessante Bedeutungswandlungen durchgemacht, die ich kurz skizzieren will: zunächst bedeutet das Wort, seinem Ursprung aus *risico* (*rischio*) entsprechend „Wagnis“ *periculum malum* (Passow, Carm. pop. Index s. v.), dazu das Verbum *ῥιζικάρω audere*[3]). Einen allgemeineren, wenn auch dem Grundwort immer noch nahestehenden Sinn erhält *ῥιζικό* durch die Bedeutung „Geschick“ „Schicksal“ (*τὸ ῥιζικό μου εἶνε νὰ πάθω αὐτό* „es ist mein Schicksal, das zu erdulden“); es wird personificiert gedacht in Wendungen wie „*τί λέει τὸ ῥιζικό σου*“ „Was sagt dein Schicksal“. Erst durch den Zusatz eines Adjektivs wird das neutrale Wort näher bestimmt: *τὸ καλὸ, τὸ ὄμορφο, τὸ χρυσὸ ῥιζικό* „Glück“, *τὸ κακὸ, τὸ ἄσχημο ῥιζικό* „Unglück“, wozu die allgemein üblichen Adjektiva *καλορίζικος* und *κακορίζικος*[4]). Weiter bedeutet *ῥιζικό* auch den einzelnen Schicksalsspruch, insbesondere die oben mitgeteilten Zweizeilen, dann den Gegenstand, der als *σημάδι* beim *κλήδονας* verwendet wird (s. oben); letztere Bedeutung entwickelte sich mit dem brachylogischen Gebrauch von *β(γ)αίνω τὰ ῥιζικά = β(γ)αίνω τὰ σημάδια νὰ μάθω τὸ ῥιζικό μου*[5]).

Die media vox *ῥιζικό* hat auch die bestimmte euphemistische Bedeutung „Glück“ bekommen, so z. B. Jeannarakis, Kretas Volksl. Nr. 176, 2; aber auch das Pendant dazu „Unglück“ darf uns nicht wundern, cfr. Paspatis, *Χιακὸν Γλωσσάριον*, p. 312. Doch bedeutet das von *ῥιζικό* abgeleitete *ῥιζικάρις* ganz allgemein „glücklich“ (cfr. Korais, *Ἄτακτα* II 320),

1) Auf Cypern werden freilich auch Disticha mit schlimmer Vorbedeutung vorgetragen, vgl. *Σακελλάριος* a. a. O.

2) *ῥίζικο* Ducange, das B. Schmidt verwirft, auch bei Jeannarakis, Kretas Volksl. Nr. 176, 2 und Index s. v.

3) In derselben Bedeutung ist das Verb ins Albanesische übergegangen, vergl. G. Meyer, Wörterbuch der albanes. Spr. s. v. *rizikonem*.

4) cf. Korais, *Ἄτακτα* II 166.

5) Dieselbe Bedeutung (= *σημάδι τοῦ κλήδονα*) hat das Wort *κλήδονας* in einem Distichon bei Passow Nr. 1023: *τὸν κλήδονά μου ἔρριξε κτλ.*

also dasselbe, was *καλορίζικος*. Diese Bedeutung können wir auch für Ägina in dem oben (p. 395) mitgeteilten Vers feststellen[1]). So hat also ein Wort seine ursprüngliche Bedeutung nahezu ins Gegenteil verwandelt; von *ῥιζικό* „gefährliches Wagnis" kommen wir zu *ῥιζικάρις* „der glückliche" — eine volkspsychologische Illustration zum Sprüchwort „fortes fortuna adiuvat".

Wir kehren zu den Gebräuchen des *κλήδονας* zurück. Nachdem man auf die geschilderte Weise die Zukunft der Unverheirateten erforscht hat, folgt der *κλήδονας* für die Eheleute nach dem gleichen Verfahren; aber er hat nur den Zweck der Unterhaltung und besteht in scherzhaften Spottversen oft nicht sehr anständigen Inhalts. Auf einem Schweine zu reiten:

Καβάλλα τὸ χοῖρο
Καὶ φέρε γῦρο
(„Besteige das Schwein
Und reite herum"),

oder einen Esel zu hüten:

Ἔπαρε ψωμὶ κι̯' ἀγγοῦρι
Κι̯' ἄϊντε φύλα τὸ γαϊδοῦρι
(„Nimm Brod und Zwiebel
Und hüte doch den Esel"),

und andere liebliche Dinge:

Πάρ' τὴ λεπίδα
Καὶ ξύσ' τὴν κασίδα
(„Nimm das Messer
Und schabe den Grind")

werden spottweise den armen Eheleuten zugerufen; hier ist die eigentliche Beziehung zum *κλήδονας* ganz verwischt.

Was wir bis jetzt dargestellt haben, bildet gewissermassen nur ein Vorspiel zum Hauptteil des Klidonas. Das Wasser, das unter den beschriebenen Ceremonieen geweiht und verwendet wurde (*ῥιζικόνερο* „Schicksalswasser") hat geheimnisvolle Kraft. Man giesst es zur weiteren Verwendung in eine flache Schüssel; jedes Mädchen wirft zwei Gerstenkörner hinein, die es dem Maienstrauss[2]) entnommen hat. Die beiden (nicht enthülsten) Körner vertreten das Mädchen und seinen Geliebten; wenn sie aufeinander zuschwimmen und zusammenstossen, so ist das ein

1) Passow deutet den betreffenden Spruch in seiner Sammlung (Dist. Nr. 85) mit „qui periculum alicuius rei init". Diese Bedeutung hat dort das Wort sicher nicht; nur liesse sich streiten, ob nicht *ῥιζικάρις* etwa den unbestimmten Sinn hat „einer, dem ein Schicksalsspruch zuteil wird".

2) *Μάης*, Blumenstrauss, der am ersten Mai an der Hausthüre aufgehängt wird.

glückverheissendes Zeichen; fliehen sie einander, so haben des Mädchens Wünsche keine Aussicht auf Erfüllung.

Näheren Aufschluss über den Namen des Zukünftigen giebt ein anderes Mittel: das Mädchen nimmt einen Schluck Schicksalswasser in den Mund (oder giesst etwas davon in den Schuh)[1]), tritt vor das Haus und wartet, bis es einen (männlichen) Namen zu hören bekommt — es ist der Name des vom Schicksal bestimmten Gatten[2]). Wenn nun gar dieser Name mit dem des schon erwählten Geliebten identisch ist, so besteht natürlich sichere Aussicht auf Vereinigung der Liebenden. Treffen aber Schimpfworte des Mädchens Ohr, so erblickt man darin eine schlimme Vorbedeutung.

„Manchmal trinken die Mitspielenden das in dem Gefäss befindliche Wasser aus, und wenn bei dem Annähern der Lippen das Wasser zu schäumen und zu kochen scheint, so ist dies ein gutes Zeichen für den Trinkenden; wenn hingegen das Wasser ruhig und klar bleibt, so ist nicht viel Gutes zu erwarten“ (Pervanoglu, Kulturbilder, p. 85).

Auch der Brauch des Bleigiessens ist auf Ägina bekannt; man giesst das flüssige Metall in ein mit *ῥιζικόνερο* gefülltes Gefäss. Ganz gleich ist die Verwendung des Eiweisses[3]): man schüttet es ebenfalls in jenes Wasser, um dann aus den Formen, die das Eiweiss annimmt, eine Deutung herauszuklügeln: wenn z. B. der Liebhaber ein gebildeter Mann (*διαβασμένος* „belesen“) sein wird, so werden sich die Umrisse eines Mannes zeigen, der ein Buch in der Hand hält oder schreibt; oder das Eiweiss formt sich zu einem Schifflein, in dem ein Mann das Steuer führt — ein Seemann wird dadurch als Gemahl verheissen[4]).

Wenn auf diese Weise nicht nur über die Frage einer künftigen Ehe im allgemeinen, sondern auch über Name und Stellung des bestimmten Gatten das Schicksal befragt ist, sucht man weiter Antwort darauf, bis wann ein Mädchen seine Verheiratung zu erwarten hat. Ein Orakel, welches diesen Zweck verfolgt und gleichfalls zum Klidonas gehört, wird in den *Νεοελλ. Ἀνάλ.* a. a. O. mitgeteilt: am Nachmittag des Klidonastages werden die *σημάδια* wieder in den mit *ῥιζικόνερο* gefüllten Krug geworfen, der Krug wird an einem Dreiweg aufgestellt, und die Mädchen ziehen wieder unter Absingen von Distichen ihre *σημάδια* heraus. Hierauf schneidet sich das orakelsuchende Mädchen eine Distel, brennt sie etwas an und setzt den Zweig dem Nachttau aus: wenn die Distel in der Nacht aufblüht,

1) So auf Ios nach Bent.

2) Ebenso in den *Νεοελλ. Ἀνάλ.* a. a. O. p. 334. Ebenda wird der Ausdruck *ἀμίλητο νερό* im Zusammenhang mit dem erzählten Brauch erklärt: das Wasser werde *ἀμίλητο* genannt, weil man nicht sprechen könne, solange man es im Munde habe. Die oben, p. 393, gegebene Erklärung ist allgemeiner, d. h. sie stimmt für alle Fälle und ist daher richtiger.

3) Auch auf Ios nach Bent, p. 162.

4) Das letztere nach *Νεοελλ. Ἀνάλ.* a. a. O.

dann schliesst das Mädchen daraus, dass es innerhalb eines Jahres Braut sein wird[1]).

Ich habe bereits oben auf eine wesentlich verschiedene Form des *κλήδονας* aufmerksam gemacht, wie sie in Thessalien und zwar zwischen Agrapha, Pharsala und Trikkala bekannt ist. Darüber berichtet *Χριστοβασίλης* in der *Ἑστία* 1890 (I) 268 f.

Das Wort *κλήδονας* bezeichnet daselbst nicht nur eine bestimmte Art von Gebräuchen zur Erforschung der Zukunft, sondern auch und vor allem die Weihung der Quellen und Brunnen, die am 1. Mai stattfindet. Diese Wasserweihe des 1. Mai (*πρωτομαγιά*) gehört derselben Kategorie von Gebräuchen an, wie die Flurumgänge und Verwandtes.

Früh am Morgen versammeln sich die 7- bis 10jährigen Mädchen des Dorfes festlich geschmückt in Gruppen von je fünf, von denen jeweils die jüngste die „Braut“, die übrigen das „Brautgefolge“ darstellen. Jene ist aufgeputzt, wie wenn sie wirklich Hochzeit hätte; so trägt sie den roten Schleier wie eine rechte Braut; sie wird von zweien der Kinder geführt, während die beiden andern vorangehen, einen irdenen Krug (*στάμνα*) an den Henkeln haltend. Der Krug wird mit „unbesprochenem“[2]) Wasser angefüllt, kleine Gegenstände von Burschen und Mädchen werden hineingeworfen, Zweige von allen Bäumen und Sträuchern gesammelt und gleichfalls in den Krug gelegt. So ziehen die Kinder zu jedem Brunnen und jeder Quelle des Dorfes. In jeden Brunnen wird der Krug zur Hälfte ausgeleert und dann wieder aufgefüllt, wobei die Braut sich fortwährend verneigt (*προσκυνᾷ*), die übrigen eine Art Weihelied singen:

Πηγάδι Μεσδανίτικο[3])
Δός μου νερό
Δός μου δροσιά,
Νὰ βάλωμε τὰ κλήδονα
Τὴν Πρωτομαγιά
Καὶ πάλι νὰ τὰ βγάλωμε
Τ᾽Ἅϊ-Θανασιοῦ τὸ γιῶμα

„Mesdanis heimatlicher Quell,
Gieb frisches Nass,
Gieb Himmelstau;
Wir werfen ein den Klidonas
Am ersten Mai
Und holen ihn am Morgen drauf,
Am Tag des Athanasius.“

---

1) Ebenso auf Ios nach Bent a. a. O.
2) Hier *ἄκριτο* genannt.
3) bezw. *Καλυβιώτικο* u. a., je nach dem Namen des Dorfes (*Μεσδάνι*, *Καλύβια* etc.).

Κλώτσα, νύφη μ', κλώτσα,
Κλώτσα τὸ κρεντῆρι,
Ν' ἁγιάσουν τὰ πηγάδια,
Ν' ἁγιάσ' ἡ κόσμος οὖλος,
Ν' ἁγιάσ' ν καὶ τὰ ποτάμια.

(an das Mädchen gerichtet, das die Braut darstellt)

„Stosse, Braut, zerstosse,
Stosse ein den Eimer[1]),
Zur Weihe unsrer Brunnen,
Zur Weihe der ganzen Welt,
Zur Weihe auch der Flüsse."

Auch während die Mädchen von einem Brunnen zum andern ziehen, werden verschiedene Lieder gesungen; ich unterlasse es, die Texte mitzuteilen, da sie zur Feier selbst nur in loser Beziehung stehen.

Am folgenden Tag, dem Fest des hl. Athanasius, öffnet man um die Zeit des *γιῶμα* (*γεῦμα*), d. h. $^1/_2$10 Uhr „die *κλήδονα*" und holt die hineingeworfenen Gegenstände, wie Ringe, Brochen, Messer heraus. Aus den Flecken, welche diese Dinge nach 28stündigem Aufenthalt im Wasser bekommen haben, deutet man auf das künftige Schicksal des Inhabers:

Τοῦ τίνος εἶν' τὰ κλήδονα;
Τοῦ ... (τῆς ...) εἶν' τὰ κλήδονα,
Ποῦ βαίνομε,
Ἂν εἶν' ἡ μέρα ῥιζικιά
Νὰ βγοῦν λαμπρά,
Κι' ἂν εἶνε κακοριζικιά
Νὰ βγοῦν σκουριά.

„Sagt, wem gehört der Klidonas?
Dem (der) N. N. gehört der Klidonas,
Den wir erlosen.
Wenn Glück das heut'ge Fest verheisst,
So schein' er hell,
Wenn aber Unglück uns bedroht,
So sei er schwarz.

Die Deutungen beziehen sich nicht nur auf die Frage nach der Heirat überhaupt, sondern auch auf andere Dinge, z. B. ob die Ehe glücklich sein wird oder nicht, ob der betreffende lange leben wird, oder ob er eine baldigen Tod zu erwarten hat u. ä.

---

1) Nachahmung eines Hochzeitsgebrauches: die Braut stösst beim Betreten der ehelichen Schwelle mit einem Tritt einen irdenen Krug voll Wasser ein, damit ihr Eintritt Überfluss ins Haus bringe.

Allen Arten des *κλήδονας* ist eines charakteristisch: die Bestimmung des Schicksals mit Hilfe von kleinen Gegenständen, die unter bestimmten Ceremonieen in einen Krug mit Wasser gelegt und hierauf herausgeholt werden. In diesem Zug stimmen wenigstens alle Fälle überein, die ich erwähnt habe; was sich daran anschliesst (z. B. in Ägina) oder vorhergeht (Thessalien), scheint nicht ursprünglich dem Klidonas angehört zu haben. Auch in Bezug auf den eigentlichen Kernpunkt des Brauches findet man Variationen; deren ich schon einige kleinere erwähnt habe. Etwas bedeutender — obgleich sie das Wesen der Sache nicht verändern — sind die Abweichungen, wie sie sich auf Chios finden. Darüber hat *Κανελλάκης* in seinem für die Volkskunde wertvollen Buche *Χιακὰ Ἀνάλεκτα* (Athen 1890) p. 321 ff. Mitteilung gemacht.

Die Einleitung des Klidonas ist ungefähr wie oben, nur kürzer; man wirft jedoch nur e i n e n Ring in das betreffende Gefäss. Hierauf setzt man sich im Kreis um den Krug herum; ein von den Genossinnen bestimmtes Mädchen greift rasch hinein und sucht ebenso rasch den Ring herauszuziehen, während gleichzeitig die Nachbarin zur Linken ein Distichon singt. Falls jene nicht beim ersten Griff den Ring erwischt hat, kommt jeweils die folgende an die Reihe, bis es einer gelingt, den Ring herauszuholen: wenn nun zufällig im gleichen Augenblick ein Liedchen beendet ist, dann glaubt man, dass der Inhalt des betreffenden Distichon eine Prophezeiung für jene ist, die den Ring herausgeholt hat. Die Distichen sind zum Teil typisch, zum Teil werden sie improvisiert; die meisten werden zum Tanz gesungen, nachdem jedes Mädchen sein Schicksal erforscht hat. Weitaus die Mehrzahl der Verse, die *Κανελλάκης* veröffentlicht hat (es sind im ganzen 32 Disticha), sind Neckereien und Spottverse, also von der Art wie auf Ägina beim Klidonas der Verheirateten. Diejenigen Distichen, die sich auf das eigentliche Orakel beziehen, haben den formelhaften Anfang *Ἀνοίξετε τὸν κλήδονα*, und gleich das erste ist eine Variation zu dem oben (p. 394 f.) erörterten einleitenden Spruch:

Ἀνοίξετε τὸν κλήδονα 'ςτὸ ἅγι̯' Γι̯αννι̯οῦ τὴ χάρι
Κι̯' ὅγρι̯α 'νε καλορίζικη τώρα θὲ νὰ μπροβάλῃ.
„So öffnet nun den Klidonas, sei gnädig uns, Johannis,
Und wem das Glück beschieden ist, wird jetzt das Los sich zeigen.“

Es ist nicht meine Absicht gewesen, alles zusammenzustellen, was vom Klidonas aufgezeichnet ist; ich wollte nur einiges von dem mitteilen, was aus neuerer Zeit über die eigenartige Sitte mir bekannt wurde. Ältere Literatur verzeichnet Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen p. 84, ohne jedoch seine Angaben zu erschöpfen. Leider stehen mir nicht die Hilfsmittel zur Verfügung, um die Bibliographie vollständig anzuführen. Ich verweise etwa noch auf die etwas abweichende Darstellung des

κλήδονας auf Syme bei Γρηγορόπουλος Ἡ νῆσος Σύμη (Athen, 1877) p. 74ff. Die Sitte ist schon älteren Reisenden aufgefallen. Ich kann es mir nicht versagen, aus einem solchen Reisewerke, nämlich von Sonnini, einen Auszug über den Brauch hier folgen zu lassen, einmal weil das genannte Werk wohl nicht so leicht jedem zugänglich ist, dann weil Berichte älterer Reisenden über Volkskunde leicht der Vergessenheit anheimfallen[1]).

Die Vorbereitung am Vorabend wie oben. Der Krug bleibt über Nacht unter freiem Himmel stehen. „Den andern Morgen, d. h. am Feste des heiligen Johannes selbst, kommen sie (die Mädchen) nach beendigtem Gottesdienst abermals zusammen, und man kann sich denken, dass keine von ihnen lange auf sich warten lässt. Nun werden einige Gebete an den heil. Johannes[2]) verrichtet, die im Grunde nur Anrufungen der Liebe sind; hierauf wird das Gefäss mit einer religiösen Sorgfalt und Feierlichkeit herbeigebracht, geöffnet, uud von jedem Mädchen eine kleine Quantität von dem geheimen Wasser nebst ihrem Apfel, der aber bestimmt der ihrige sein muss[3]), in ein kleineres Gefäss gethan. Über dieses machen sie nun mit einer ausserordentlichen inbrünstigen Andacht das Zeichen des Kreuzes und sagen dabei folgende Worte: „„Grosser heiliger Johannes gieb, dass, wenn ich N. heiraten soll, dieses Gefäss sich rechts umdrehe, dass es sich aber links umdrehe, wenn er mein Gatte nicht werden soll.““ Dasjenige Mädchen, das dieses Gebet verrichtet hat, faltet hierauf die Hände, sodass die Daumen in die Höhe und von einander entfernt stehen, eine von ihren Freundinnen stellt sich vor sie und faltet die Hände auf die nämliche Art. Hierauf wird auf diese solchergestalt in die Höhe stehenden vier Daumen das Gefäss gestellt, und dieses fehlt dann nie, wie man sagt, sich von freien Stücken rechts oder links umzudrehen, und dadurch zu bestimmen, ob der bezeichnete Mann der Gatte des mit Sehnsucht auf Antwort wartenden Mädchens werden wird oder nicht. Alle übrigen Mädchen befragen hierauf dieses seltsame Orakel auf die nämliche Art. . . . Wenn die Probe mit dem sich herumdrehenden Gefäss vollendet ist, so waschen sie sich auch mit dem geheimen Wasser, worin ihre Äpfel geschwommen haben; hierauf gehen sie auf die Strasse, und der erste Mann, dessen Namen sie hier aussprechen hören, ist der ihnen vom Schicksal bestimmte Gatte[4]).“

---

1) Sonnini bereiste 1779/80 Griechenland, besonders die Inseln des ägäischen Meeres, Mir liegt die Übersetzung seines Reisewerkes vor: „Reise nach Griechenland und der Türkei“, aus dem Französischen übersetzt von Ch. Weyland, Berlin 1801; über den Klidonas p. 221 f. Zur Charakteristik Sonninis bemerke ich übrigens, dass er geneigt ist, seine Mitteilungen über griechisches Volksleben romanhaft aufzuputzen; das gilt besonders von seinen Schilderungen über das Liebesleben der Inselgriechen.

2) Offenbar Sprüche wie die oben von mir mitgeteilten.

3) Der Apfel (das σημάδι, s. oben) wird mit einem Merkmal versehen.

4) Also eine Variation zu dem, was wir p. 401 mitgeteilt haben.

Ich habe nicht ohne Grund es vermieden, die von mir mitgeteilten Orakelformen mit den altgriechischen zu vergleichen: da ich nur einen kleinen Beitrag zur Kenntnis neugriechischen Orakelwesens gegeben habe, so hielt ich es für verfehlt, solche einzelne Thatsachen ohne weiteres mit der antiken Mantik zu verbinden: man würde leicht in den Fehler fallen, auf zufällige Übereinstimmungen zu grosses Gewicht zu legen. Denn jene Vergleichung wird nur dann methodisch richtig sein, wenn sie annähernd die Gesamtheit der neugriechischen Erscheinungen zu der Gesamtheit der altgriechischen in Beziehung setzt und so im stande ist, die Züge wesentlicher Übereinstimmung und Verwandtschaft von bloss zufälligen scharf zu scheiden. Aber zwei Thatsachen möchte ich doch hervorheben: 1. man wird die Elemente, welche die neugriechische Mantik charakterisieren, auch in der Mantik der Alten wiederfinden können, und 2. darf man behaupten, dass der *κλήδονας* auf bestimmte altgriechische Orakelformen zurückgeht. Ich weise nur auf die *κληρομαντεία* der Alten: kleine Kieselsteine, die durch Merkmale unterschieden werden, warf man in ein Gefäss, betete zu den Göttern und zog hierauf jene Steinchen wieder heraus, um aus ihrem Aussehen eine Deutung der Zukunft zu erschliessen. Gerade diese Form des Orakels, die wir oben als eine bestimmte Variation des Klidonas kennen gelernt haben, ist auch heute nicht vereinzelt; sie findet sich, allerdings nicht im Zusammenhang mit dem Klidonas, auch bei dem Quellorakel des *Ἅγιος Γεώργιος Βαλσαμίτης* auf Amorgos, wovon fast alle Besucher der Insel zu berichten nicht unterlassen haben[1]); eine Art dieses Orakels besteht nämlich darin, dass der Priester aus der wunderbaren Quelle Wasser schöpft und die zufällig darin vorhandenen Gegenstände (Insekten, Schlamm, Blätter) zu einer Weissagung zu deuten versucht. —

Doch ich breche ab, um nicht selbst in den von mir gerügten Fehler zu verfallen. Auch die Seite des neugriechischen Volkslebens, welche ich in den vorliegenden Blättern besprochen habe, verstärkt den Eindruck, den wir überhaupt beim Studium neugriechischer Volkskunde bekommen; Sitte und Volksglaube der heutigen Griechen ist ein Erbe althellenischer Zeiten, das zwar manche Umwandlung, Verstümmelung oder Erweiterung, hin und wieder auch fremde Beeinflussung erfahren hat, im allgemeinen aber doch seinen Ursprung deutlich an der Stirne trägt.

1) Näheres bei *Μηλιαράκης*, *Ἀμοργός* (Athen 1884) p. 37 und zuletzt Bent, The Cyclades or Life among the Insular Greeks (London 1885) p. 481 f.

Zwergsagen aus Nordfriesland.

Von **Christian Jensen.**

Der Afrikareisende Mr. Stanley berichtete in seiner Rede, welche er bei der Festlichkeit hielt, die ihm zu Ehren die Geographische Gesellschaft zu London gab, dass er und seine Begleiter auf der letzten Reise in der Nähe des Dorfes Avetiko am Ituri die ersten Zwerge gefunden hätten. Sie durchzogen mindestens 100 Dörfer, welche von Zwergen bewohnt waren. Er beschreibt diese kleinen Menschen, welche nur 39 bis 50 Zoll massen (12 engl. Zoll = $30\frac{1}{2}$ *cm*) folgendermassen: „Die Hautfarbe ist ein lichtes Rötlich-Braun; sie sind ausserordentlich gleichmässig gebaut und könnten, wenn es nicht um ihre Kleinheit wäre, für normale Menschen gelten. Sie führen ein nomadisches Leben, sind die Zigeuner des Urwalds und bei den anderen Eingeborenen des Urwalds, die kleine Flächen der Wälder gelichtet und bebaut haben und sich durch grossen Fleiss auszeichnen, verhasst, da sie stehlen, wo sie können. Sie erweisen sich auch nützlich, indem sie die Mitbewohner des Urwalds von dem Herannahen feindlicher Stämme verständigen und ihnen bei der Verteidigung helfen. Sie fangen auch Wild und Vögel, und versorgen mit dem Fleisch und den Federn ihre grossen Mitbrüder. Beim Marsche laden die Zwerge die Lasten den Frauen auf. Einzelne von ihnen kannten die nützlichen wilden Pflanzen und die essbaren Schwämme.“ Stanley sagt, diese kleinen Leute hätten die Herrschaft über ihr Land 50 Jahrhunderte behauptet, und ihr Geschlecht habe die stolzen Pharaonen, das auserwählte Volk von Palästina, die Könige von Babylon, Niniveh, Persien und die Reiche von Rom und Macedonien überlebt.

Mich erinnerte diese Schilderung lebhaft an die Sagen, nach welchen unser deutsches Vaterland einst auch von Zwergen bewohnt war, die in den Wäldern, nicht selten auch in Höhlen hausten. Waren nicht diese auch hilfreich, wenn ihre grösseren Mitbrüder angefochten wurden? Ob Siegfried, die reinste Heldengestalt unserer Sage, ohne den Zwerg den Drachen besiegt hätte? Aber auch manche andere Eigentümlichkeiten, wie sie Stanley an den afrikanischen Zwergen sah, treten uns entgegen, wenn wir den Zwergsagen in Nordfriesland nachgehen, wie sie von den Unterirdischen, Onnerbalkissen, Onnerbänkissen, Otterbaankin (Föhr und Amrum), Önnereesken (Sylt), Aennerbansken (Helgoland), Unnerbiertswogter (Wiedingharde), Onnerêrsken (Brecklum) etc., erzählt werden.

Was zunächst die Gestalt der Zwerge betrifft, so heisst es darüber: Sie hatten einen grossen Kopf und kurze krumme Beine. Vom Niss Puck

wird ausserdem erzählt, dass er lange Arme, kurze Beine, einen grossen Kopf, aber kleine kluge Augen gehabt habe. Im Sylter Sprichwort sagt man heute noch: „Hi glüüret üs en Puck!“ und bezeichnet damit ein anhaltendes, scharfes Sehen. Sie waren klein von Gestalt, aber sehr stark. Über die Kleidung heisst es fast übereinstimmend, sie habe aus einer roten Jacke und einer kleinen spitzen Schlafmütze auf dem Kopfe bestanden und zwar war diese gewöhnlich auch von roter Farbe. Der Puck scheint hier eine Ausnahme gemacht zu haben, da er eine rote Haube, eine kleine grüne Jacke und rote Hosen anhatte. Die Aennerbansken auf Helgoland waren mit roten Beinkleidern und grünen Mützen bekleidet. — Als Fussbekleidung trug Puck grosse weiche Pantoffeln, auf welchen er auf Böden und Treppen umherschlarrte.

Sonach benutzte er als Wohnung die Häuser der Menschen, während sonst Grabhügel und Grabkeller, die Kliffe und Ufer der Inseln, kleine Hügel des Festlands die beliebteste Wohnung der kleinen Leute waren; auf Helgoland hatten sie ihren Hauptsitz unter der grossen Treppe[1]). Nach der Sage waren sie früher als die Menschen erschaffen, konnten sich unsichtbar machen, waren kräuterkundig und mit Wunderkräften begabt, liebten Tanz und Musik. Sie waren äusserst geschäftig, verfertigten allerlei künstliche Schmiede- und Töpferarbeiten[2]). Den Glockenton und die ackerbauenden Menschen mochten sie nicht leiden, doch kam es vor, dass sie sich mit Töchtern der Menschen verheirateten.

Sie stahlen gern Menschenkinder und verwechselten sie mit ihren eigenen verkrüppelten Kindern[3]). Dies gelang ihnen allerdings nur, wenn die Menschenkinder noch ungetauft waren. Diese wurden auch geschützt durch eine Stopfnadel, welche man in die Windeln steckte, durch eine kreuzweise vor die Wiege gelegte Scheere, durch ein auf die Wiegenkante aufrecht (mit der Spitze nach oben) gestelltes Messer (also durch Metallsachen), durch eine in die Wiege gelegte Bibel, durch ein brennendes Licht, das Bestreichen der Füsse des Kindes mit Butter (Helgoland). In ihrem Bestreben, die Menschen zu ärgern, pressten sie durch ihre Fusstritte aus den niedrigen Gegenden der dünnen Erdscheibe das überflüssige Quell- und Flusswasser heraus. Als beliebte Nahrung der Zwerge wird Brei, mit einem guten Stück Butter darin, genannt. Aus dem häuslichen Leben der Unterirdischen ist uns ein Wiegengesang erhalten, ebenso das Lied eines glücklichen Freiers, und die Beschreibung einer Zwerghochzeit.

---

1) Oetker, Helgoland. Berlin 1855, S. 193.

2) Von diesen findet man im Morsumkliff und den Ufern von Föhr und Amrum noch grosse Mengen in Gestalt von Röhren, Dosen, Töpfen, Kugeln u. s. w. und nennt sie auf Sylt Önnereeskpottjüg, auf Amrum Traaldasker.

3) Vergleiche Jensen, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). S. 219 ff., wo ich im Abschnitt „das Kind in Brauch und Sitte“ diese Dinge erwähnte.

Die letzten Zwerge fanden ihren Tod durch das Feuer, nachdem sie durch aufgestellte Räder, deren Speichen Kreuze bilden, an der Flucht gehindert worden waren.

Nach Kielholts Aufzeichnungen hiessen auf Sylt die Puken: „Huspuken“, auf den Schiffen dagegen „Klabautermännchen“, und diese waren den Zwergen verwandte Männlein. Sie lebten vereinzelt, waren selten sichtbar, oft aber durch Poltern hörbar und durch ihre Thaten bemerkbar. Ihre Wohnung hatten sie in Scheunen, Ställen, auf Böden und Schiffen und leisteten nicht selten, wenn ihnen nichts zu Leide gethan wurde, hilfreiche Hand. Hans Kielholt sagt von ihnen: „Ick heb twar wonderlicke Dingen gehört und vormerket, sonderlich fan de Huspuken, de hier in etlicke huyser gewesen sint, und seggen my, wo wol ick et nicht gelouen kan, dat dar sint fan de Puken gewesen, de etlicke worden mit de luden gespraken hebben oder geredet.“

Die nachfolgend mitgeteilten Sagen entstammen grossenteils einem handschriftlichen Sagenbuche C. P. Hansens, die übrigen habe ich bei Gelegenheit der Stoffsammlung für mein schon genanntes Buch gefunden.

I. Von der Entstehung der Unterirdischen[1]).

Es war einmal eine Frau, welche fünf hübsche und fünf hässliche Kinder hatte. Die fünf hässlichen Kinder waren verwachsen, sie hatten kleine kurze Beine und ihr Kopf war viel grösser als der anderer Kinder, sodass die Frau sie niemand zeigen wollte. Sie verbarg dieselben deshalb im Keller und liess sie nie mit den hübschen Kindern zusammenkommen. Da kam einst der Herr Christus zu der Frau. Als er sie fragte, ob sie noch andere als die ihm gezeigten fünf hübschen Kinder habe, sagte sie „Nein!“ denn sie wusste nicht, dass er Christus war. Darauf segnete er die fünf hübschen Kinder und sagte:

„Asst boppe is, schalt boppe bléf;
Asst onner is, schalt onner bléf.“

Deutsch:

„Wie's oben ist, soll's oben bleiben,
Wie's unten ist, soll's unten bleiben.

Als die Frau nach ihren hässlichen Kindern sehen wollte, war der Keller leer, die Kinder waren weg und kamen nicht wieder.

---

1) Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg Nr. 379 (mit Verweisung auf J. Grimms Aufsatz: Die ungleichen Kinder Evas (Z. f. deutsch. Altertum II, 257 ff.) Dr. Clement von Amrum teilt diese Sage als eine Amringer im Lappenkorb, Leipzig, 1846, S. 330, mit.

Aus ihnen sind die Unterirdischen entstanden, welche in der Erde am liebsten in Hügeln wohnen.

II. Vom Menschenraub der Zwerge auf Sylt[1]).

Die Zwerge stahlen oft ungetaufte Kinder aus den Wiegen und legten statt derselben ihre krüppelhaften Wechselbälge hinein. Von diesen Verwechselungen leitete man daher in alten Zeiten den Übelstand ab, dass es verhältnismässig viele Missgestalten unter den Einwohnern der Insel gab. Um die Verwechselungen zu verhindern, wurden die neugeborenen Kinder nicht selten noch im vorigen Jahrhundert am Tage nach ihrer Geburt, spätestens am dritten, getauft. Jedenfalls wurden sie bei Tage und bei Nacht, so lange sie ungetauft waren, sorgfältig bewacht. Man legte ihnen zum Schutze eine Bibel in die Wiege. Einst wäre es aber beinahe den Zwergen gelungen, aus einem Hause zu Keitum sogar eine Wöchnerin zu rauben. Der Gatte kehrte jedoch noch zeitig genug vom Felde, woselbst er beschäftigt gewesen war, heim, um die Räuber zu verjagen, und seine Frau aus dem Netze, in welchem sie fortgeschleppt werden sollte, zu befreien. Als die Zwerge auf ihrer Flucht einen Augenblick inne hielten, rief einer derselben dem siegenden Ehemanne zu: „Desmal heest dü wonnen, man sa bald üs dü aur din Wüf flöckst, da sünkt jü deal ön de Gründ, en kumt nimmer wedder ap.“ (Dieses Mal hast Du gewonnen, aber sobald Du über Deine Frau einen Fluch aussprichst, wird sie in den Grund hineinsinken und nimmer wiederkommen.) Einige Zeit darauf besuchte die Frau eine Gevatterin und blieb ihrem Manne zu lange aus, so dass er darüber erzürnt bei ihrer Rückkehr in die Worte ausbrach: „Hur heest dü Düwel sa lung wessen?“ (Wo bist Du Teufel so lange gewesen?) Darauf verschwand die Frau und kam nie wieder zum Vorschein.

III. Ein Zwerg verliebt sich in eine Rantumerin.

Zu dieser bei Müllenhoff, Nr. 419 erwähnten Sage fand ich in einer Handschrift von 1824 den Gesang so mitgeteilt:

„Ik skell delling Maalt grinj en mearen bruu,
En ik jit Nekkepen, en min Brid jit Jng,
En dit weet er nemmeu üüs ik alliining.“

Zu deutsch:

„Ich soll heute Malz mahlen und morgen brauen,
Ich heisse Nekkepen und meine Braut heisst Ing
Und das weiss niemand als ich allein.

1) Vergl. Müllenhoff Nr. 421.

IV. Eine Sylterin heiratet einen Zwerg.

Ein junges Mädchen zu Braderup musste das Los so vieler Landsmänninnen teilen, mit schweren Arbeiten namentlich auf dem Felde fast überladen zu sein. Sie fühlte sich deshalb sehr unglücklich und beneidete die immer fröhlichen und selten arbeitenden Zwerge, die sie gar oft in ihren unterirdischen Wohnungen singen und tanzen hörte. Eines Morgens ging sie in Begleitung ihrer Nachbarin aufs Feld, um dort eine Arbeit zu verrichten. Auf ihrem Wege kamen die Jungfrauen an einem Hügel vorbei, in welchem die Zwerge hausten. „Wenn man's doch so gut haben könnte, wie die Leutlein da drunten!" sprach traurig die erste der Jungfrauen. „Möchtest Du bei ihnen wohnen?" entgegnete fragend die andere. „Ach ja, warum nicht!" Das hatte aber einer der Zwergjünglinge gehört. Als nun am folgenden Morgen die Mädchen wieder nach dem Felde gegangen waren, kehrte die erste derselben nicht wieder heim.

Der lauschende Zwerg hatte sich über Hals und Kopf in sie verliebt, um ihre Hand geworben, als sie abermals seiner Wohnung sich nahte und sie, da sie eingewilligt, sofort in seine unterirdische Behausung geführt und geheiratet. Die Sage fügt sogar hinzu, dass sie unter den Zwergen glücklich gelebt und ihrem Gatten mehrere Kinder geboren habe. Ihr werden auch die Worte des Liedes von Finn (Müllenhoff Nr. 411) in den Mund gelegt[1]).

V. Von einer dankbaren Zwergin zu Braderup[2]).

Einst war in einem Hause zu Braderup (später Wohnung von Theide Peters Ww.)[3]) eine frühere Besitzerin des Hauses mit Bierbrauen beschäftigt. Unterdessen schlüpfte eine dicke Kröte unter der Mauer des Hauses hervor in die Küche und leckte einige verschüttete Biertropfen von der Diele.

Die Wirtin liess das durstige Tier gewähren, ohne es zu verscheuchen. Später wurde eines Tages der Frau gemeldet, dass eine Zwergin in einem nahen Grabhügel in Wochen gekommen sei und die Zwergin von ihr eine Wochenvisite erwarte. Die Frau ging nach dem Hügel, wurde in einen geräumigen Keller, in welchem die Wöchnerin samt dem neugeborenen Zwerglein lag, geführt und auf das Freundlichste von den Zwergen bewirtet. Während der Mahlzeit gewahrte die Frau jedoch über ihrem Kopfe einen grossen Stein an einem dünnen Faden hangend. Da verliess sie die

1) Über die Hochzeit der Zwerge vergleiche Jensen, Die nordfriesischen Inseln etc., S. 308 f., C. P. Hansen, Sagen und Erzählungen. Garding 1875, S. XI. XII, Friesische Sagen und Erzählungen, Altona 1858, S. 155/56.

2) Vgl. Müllenhoff Nr. 397.

3) Theide Peters, geb. 1764, gest. 1819.

bisherige Seelenruhe. Sie beugte sich unwillkürlich und erwartete mit Angst, dass der Stein auf sie fallen werde. — Die Wöchnerin tröstete sie aber, indem sie sagte: „Du hast meiner geschont, als ich während meiner Schwangerschaft nach neuem Bier Verlangen hatte und mich in Deine Wohnung schlich, um einen Trunk zu erhalten; glaubst Du, dass ich so undankbar sein könnte, Dich in meiner Behausung umkommen zu lassen? Sei unbesorgt, geh' ungefährdet wieder heim und nimm diese Späne zum Andenken an mich mit.“ Die Zwergin warf ihr darauf eine Menge Hobelspäne in die Schürze und entliess sie. Die Frau, froh, dem gefährlichen Loche entkommen zu sein, verschüttete auf dem Heimwege die meisten der Hobelspäne. Bei ihrer Zuhausekunft wurde sie jedoch mit Erstaunen gewahr, dass die mitgebrachten Späne in Gold verwandelt worden waren und sie bedauerte es, die weggeworfenen ungeachtet alles Suchens nicht wiederfinden zu können.

VI. Von der Verwechselung zweier Kinder durch die Zwerge.

a) Ungeachtet aller Sorgfalt wurde einem Manne auf Amrum eines seiner Kinder von den Onnerbänkissen, wie die Zwerge hier genannt werden, gestohlen. Das Kind, welches an die Stelle des gestohlenen gelegt worden war, sah diesem aber in dem Grade ähnlich, dass die Eltern anfangs den Betrug nicht bemerkten und später, als das verlorene Kind wieder heimkehrte, nicht wussten, welches von beiden sie als eigenes, rechtmässiges Kind anerkennen sollten, bis ein Zufall ihre Ungewissheit beseitigte.

Es war zur Zeit der Ernte. Der Hausvater war in der Tenne und reinigte mit der Wurfschaufel das Korn. Da sprach eines der Kinder: „Also thun wir nicht, wenn wir unser Korn reinigen.“ „Topp,“ erwiderte der Vater, „Du bist der Sohn der Unterwelt!“ und verstiess diesen[1]).

---

b) Eine Frau auf Föhr hatte ein Kleines in der Wiege. Sie musste in der Erntezeit, da Heumacher nicht zu erhalten waren, ihr Heu allein zusammenbringen. Es war ein schöner Tag und deshalb nahm sie ihr Kind mit und legte es am Ende des Ackers nieder. Als sie eine Weile gearbeitet hatte, ging sie hin, nach dem Kinde zu sehen. Wer aber beschreibt ihren Schrecken! Neben dem Kinde lag ein zweites, ebenso gekleidetes Kind, welches genau so freundlich lächelte als das andere. Das eine musste ein unterirdisches sein; aber welches war es? Sie nahm beide mit, verpflegte sie wie ihre eigenen und kehrte sich an das Gerede der Leute nicht. Doch ging sie mit den beiden Kindern zu einer alten hundert-

1) Vergl. Müllenhoff, Nr. 425, 3.

jährigen Frau, die erfahrungsreich war und deshalb viel um Rat gefragt wurde, und fragte, ob sie ihr nicht sagen könne, welches Kind das der Unterirdischen sei. Das konnte sie nicht, aber sie gab der besorgten Mutter doch eine Auskunft, auf welche Weise ihrer Mutter Grossmutter bei ähnlichem Zufall Hilfe geworden war. Die Frau mit den beiden Kindern ging heim und begann nach Anweisung der Hundertjährigen die Stube auszufegen, indem sie den Besen umkehrte und mit dem Stiel des Besens auf der Diele fegte. Das eine Kind in der Wiege wurde unruhig und rief: „Ich bin so alt wie die weite Welt, habe aber noch nie gesehen, dass jemand so gefegt!“ Die Frau nahm es schnell aus der Wiege und setzte es zur Thür hinaus[1]).

VII. Von der Leckerheit und Reizbarkeit der Zwerge.

Die Zwerge auf Amrum assen gern Grütze und sahen es sehr gern, wenn dieselbe durch ein wenig Butter fett gemacht wurde. Ein Mann, in dessen Hause einige der Unterirdischen ihre Wohnung hatten, wollte aber seinen Spass mit ihnen treiben und legte eines Tages die den Zwergen sonst gewöhnlich zugeteilte Butter unter ihre Grützportion auf den Boden des Topfes, sodass jene anfangs von den Onnerbänkissen vermisst wurde. Im Zorne hierüber töteten dieselben sofort ihrem Hauswirte eine Kuh. Als sie jedoch auf dem Boden des Topfes die übliche Quantität Butter fanden, that ihnen ihre voreilige Rache leid. Um ihr Vergehen wieder gut zu machen, reiste einer der Zwerge nach Föhr, kaufte dort auf Kosten der sämtlichen Unterirdischen jenes Hauses eine Kuh und führte sie dem Wirt in den Stall[2]).

VIII. Dienstfertigkeit der Zwerge.

Die Alten erzählen, dass westlich von Oldsum auf Föhr die Onnerbänkissen in einer Vertiefung, welche die Lei genannt wird, gehaust haben. Sie verstanden das Messerwetzen, Sensenstreichen, Schleifen und Haren (Dengeln) sehr gut und besser als die Menschen. Wenn nun jemand eine stumpfe Pflugschar hatte, so legte er sie abends nach Sonnenuntergang an den Rand der bezeichneten Grube. Er musste aber einen Schilling darauf legen. Dann war am andern Morgen die Pflugschar blank und geschliffen, wenn er sie abholte und der Schilling war fort[3]).

1) Vergl.: Ferreng an ömreng Allemnack för't Juar 1893. Fan Dr. Otto Bremer an Neggels Jirrius. Halle 1893, Seite 65 ff., wo diese Sage mundartlich mitgeteilt ist.

2) Dasselbe ist in der Hattstedter Marsch geschehen. Vergleiche auch Müllenhoff Nr. 451, 2.

3) Eine ähnliche Sage teilt Müllenhoff von Sylt mit (Nr. 405), auch steht sie bei Chr. Johansen in den Schl.-Holst. L. Jahrbüchern, Bd. IX, S. 133.

Auf Helgoland heisst es, dass sie dem helfen, dem sie wohlwollten, besonders gern den Frauen beim Mahlen des Korns.

IX. Vom Puk auf Bombüll.

Ein Puk auf Bombüll (ein grosser Bauernhof in der Wiedingharde) stand in der Bodenluke und weidete sich an seinen zierlichen krummen Beinen: „Hirr es Pükkes iin Biin[1])," sagte er und streckte das eine Bein heraus. „Hirr es Pükkes ohr Biin[2])," sagte er beim zweiten. „En hirr es Pükkes allhiel[3])," sagte der Knecht, der eben mit einer Harke ankam und den Puk zur Bodenluke hinausstiess. Ein Gelächter erscholl — und unten lag ein Topf in Scherben.

Kurze Zeit darauf erwachte der Knecht in einer sehr gefährlichen Lage — quer über einem Brunnen liegend. Das war eine Warnung der gutmütigen Zwerge. Auf einem bestimmten Stall daselbst gedeiht kein Tier, deshalb steht derselbe leer. Man hat versucht, ein solches dort einzustellen, nachts fegt Puk jedoch die Stalldiele mit demselben. Früher ging es dort besser, da hat man den Zwergen einen Breitopf hingestellt, damit sie bei guter Laune bleiben sollten. Es soll dort noch soweit kommen, dass man, um sich vor der Rache der Zwerge zu schützen, ein Wagenrad statt einer Thür gebrauchen muss; was man übrigens auf einer zweiten, jetzt abgebrochenen Bauernstelle in Klanxbüll auch gesagt hat. Die Zwerge fürchten sich vor dem Rad als Symbol der Sonne und vor Stahl und Eisen, die auf den Blitz deuten.

C. P. Hansen überliefert diese Sage in der folgenden Fassung, auch anders als bei Müllenhoff, Seite 331. Die Handschrift ist diejenige seines Vaters, des Sylter Komödiendichters J. P. Hansen, die Sage wurde also vor 1855 aufgezeichnet. Sie lautet:

„Auf dem Hofe Bombüll in der Wiedingharde hauste weiland ein sehr gefrässiger und leckerer Puk. Man musste ihm nicht bloss allabendlich eine tüchtige Grützmasse auf den Boden des Hauses hinstellen, sondern dieselbe mit Butter fett und wohlschmeckend machen, sonst war der Puk nicht zufrieden. Einst, als die Butter teuer und rar geworden, entzog man ihm dieselbe. Er tötete aus Rache sofort die beste Kuh im Stalle[4]). Darüber verschworen sich sämtliche Hausgenossen, dem Kobolde das Leben nehmen zu wollen. Eines Tages kehrten die auf dem Hofe dienenden Knechte von der Feldarbeit heim, da gewahrten sie den Puk in einem Loche am Giebel des Hauses sitzend, die Hofhunde neckend. Einer der Knechte schlich auf den Boden, ohne dass der Puk ihn bemerkte. Dieser hockte noch in der Giebelluke, sich bald auf dem einen, bald auf dem andern Bein wiegend, und hatte eben einen Gesang angestimmt, in welchem er sich selbst und namentlich seine Beine ungeachtet ihrer Kürze und Dünnheit rühmte[5]). Plötzlich stiess der

1) Hier ist Puks eines Bein.

2) Hier ist Puks anderes Bein.

3) Und hier ist Puk vollständig.

4) Vgl. Müllenhoff Nr. 438.

5) Sein Gesang lautete nach Chr. Johannsen, der diese Sage dem Besenbinder Jens neben Sylter, Föhrer und Amrumer Sagen in den Mund legt, Die Nordfriesische Sprache nach der Föhringer und Amrumer Mundart. Kiel 1862, S. 270, folgendermassen:

hinterlistige Knecht ihn heftig an und warf den armen Puk auf den Hofplatz hinunter, den übrigen Knechten zurufend: „Da habt ihr ihn, schlagt ihn nun tot!" Doch als diese mit Flegeln und Stangen auf ihn zustürzten, da lagen, wo der Puk gefallen war, nur einige Topfscherben dort. Der Puk war aber unsichtbarerweise in seine alten Schlupflöcher entkommen und trieb sein Wesen daselbst in der Folge wie zuvor. Indes ärgerte ihn jener unfreiwillige Flug, welchen er aus der Bodenöffnung hatte machen müssen, über die Massen, und er beschloss anfangs, dem Knechte, welcher denselben veranlasst hatte, seine ganze Wut entgelten zu lassen. Jedoch später besann er sich eines Bessern und nahm sich vor, grossmütig sein zu wollen, ohne Zweifel, um dadurch die Hausgenossen zu beschämen. In einer Nacht bemerkte er den ihm besonders feindlich gesinnten Knecht auf dem Hofplatze schlafend. Er schlich hinzu und trug den Schlafenden nach einem nahen Brunnen, nachdem er denselben zuvor geöffnet hatte. Er stiess den Knecht aber nicht hinein, sondern liess ihn am Rande des Brunnens liegen. Als der Knecht am Morgen erwachte, erkannte er sofort das Gefährliche seiner Lage und dass der Puk ihn in dieselbe versetzt habe. Er beschloss, dem Puk nicht mehr nach dem Leben stellen zu wollen.

Später, als einst grosser Futtermangel auf dem Hofe entstand, spielte der Puk noch fortwährend den Grossmütigen gegen seine früheren Feinde. Er füllte die Scheune des Hofes mit dem erforderlichen Heu und Stroh, indem er dasselbe von den Vorräten des Nachbars stahl, wenn diese schliefen und er rettete dadurch das Vieh seines Hausherrn vor dem Hungertode."

Müllenhoff fängt diese Sage von Niss Puk in der Luke (Seite 331) mit der Erzählung des letzten Umstandes an und bemerkt, dass der Puk „die Aufsicht über das melkende Vieh gehabt habe". Nach ihm neckt der in der Giebelluke sich sonnende Puk die Leute, indem er denselben auf plattdeutsch wiederholt zurief: „Hier Puke een Been! etc." Der Knecht stösst ihn herunter, wird zur Strafe von ihm aus der Kammer geholt und über den Brunnen gelegt: „Der Schreck machte ihn lange Zeit krank!" Eine ähnliche Sage ist aus Hollbüllhuus bei Schwabstedt überliefert.

X. Der verlorene Kirchenbecher.

Ein Mann aus Viöl ritt einst nachts heim. Bei einem Hügel begegnete ihm ein Unterirdischer und reichte ihm einen Becher zum Trunke. Er traute ihm nicht und goss den Inhalt des Bechers weg, den Becher aber nahm er mit und ritt, so schnell er konnte, denn es wurde ein Lärm hinter ihm gemacht, als wenn der Teufel ihm folgte. Das Pferd war schweisstriefend und am Hinterleib ganz verbrannt von dem verschütteten Becherinhalt. Den Becher schenkte er der Kirche zu Viöl; das Predigerhaus aber, in welches er ihn brachte, brannte ab und der Becher ging verloren[1]).

„Kopf gross,
Weisheit viel.
Aug' so rund
Ist nicht blind.
Zahn so spitz,
Der beisst gewiss [sicher].
Züngelzung',
Näscherzung.

Geschickte Hand [wirft]
Saat ins Land
Beinchen kurz,
Doch nicht (zu) kurz.
Bell, fluch und schlag,
Puk ist zu geschwind.
Puk, Puk, Puk,
Er ist klug."

1) Bei Müllenhoff Nr. 402, 1 heisst es ausserdem, die verfolgenden Zwerge hätten den Reiter mit Steinwürfen begleitet, sodass dieser sich nur durch einen Sprung über das Thor retten konnte.

XI. Der Puk in der Hattstedter Marsch.

In der Hattstedter Marsch liess Harro Harrsen ein neues Haus erbauen. Er war nur ein armer Mann, aber er war mit Niss Puk gut bekannt, und wusste ganz genau, wie der Puk es gerne haben möchte.

Er liess deshalb einen Ständer im Stall hohl machen. Das war etwas für Niss, der jeden Tag dort Brei mit Butter und was er sonst gern hatte, erhielt. Dafür that der Zwerg alle Arbeit und schleppte zusammen, was er konnte, so dass Harro in einigen Jahren ein reicher Mann wurde. Niss war aber auch gut Freund mit dem Knecht, namens Hans. Hans hatte eine Braut, welche nicht weit davon diente, und wenn Hans bisweilen spät nach Hause kam, so hatte Niss für ihn immer die Stallthür auf der Klinke (d. h. lose stehen) gelassen. Als Hans verheiratet wurde, und Thede an seine Stelle kam, da war es mit Niss Puks und des neuen Knechts Freundschaft zu Ende, denn er mochte den Thede nicht leiden. Harro Harrsen starb bald, Niss Puk zog deshalb zu Hans, welcher Wirt geworden war. Er freute sich nicht wenig, als Niss Puk bei ihm einzog. Der Puk hatte es gut und Hans bekam es so gut, dass er bald reich wurde. Thede dagegen, der andere Knecht, blieb ein armer Porren- oder Garneelenfänger [1]).

XII. Der Puk in Kampen auf Sylt.

In einem Hause zu Kampen hauste einst Niss Puk, den man auf keinerlei Weise wieder los werden konnte. Wenn ihm nach seiner Meinung etwas zu Leide geschah, so machte er während der Nacht einen solchen Lärm, dass keiner schlafen konnte; wenn er aber unbehindert gelassen wurde, so war er ganz ruhig. Die Bewohner des Hauses stellten im Herbste während der Dreschzeit an jedem Abend eine Schüssel mit Milch und Grütze für ihn auf den Boden. Dafür war er so dankbar, dass er jedesmal während der Nacht die zum Dreschen bestimmten Korngarben von dem Boden in die Loh oder Dreschtenne hinunterwarf, ehe die Drescher ihre Arbeit anfingen.

XIII. Der Klabautermann.

Ähnliches erzählt man von dem Klabautermännchen auf den Schiffen, welches, wenn es bei guter Laune ist, während der Nacht manche Arbeiten für die Matrosen vorbereitet oder verrichtet, in böser Laune aber gräulichen Lärm macht, mit Brennholz, Rundholz und mit Schiffsgerät umherwirft, an die Schiffswände klopft, Gegenstände zerstört, Arbeiten hindert, auch wohl

1) Dieselbe Sage steht, ausführlicher, inhaltlich übereinstimmend, bei Müllenhoff. Nr. 433.

den Matrosen, ohne sichtbar zu sein, sehr fühlbare Ohrfeigen erteilt und dergleichen mehr[1]).

Auf einem Schiffe, welches zum Teil mit Sylter Seefahrern bemannt war, hauste einst ein solches Klabautermännchen. Es neckte auf alle Weise die Matrosen und störte sie nachts in ihrer Ruhe, blieb jedoch gewöhnlich unsichtbar. Nur einmal erschien es dem Schiffszimmermann. Dieser, ein beherzter Mann, ergriff sogleich ein Stück Brennholz und warf dasselbe nach dem Kobolde, welcher ganz die Gestalt eines kleinen dicken Männchens hatte. Er traf denselben so heftig, dass das eine Bein des Klabautermannes zerbrach. Was geschah aber? Tags darauf brach der Zimmermann durch eine ihm unsichtbar gestellte Falle ebenfalls ein Bein, und ein Hohnlachen, welches in demselben Augenblick aus dem Schiffsraum heraufschallte, machte es dem Schiffszimmermanne und der übrigen Mannschaft begreiflich, dass der Klabautermann Rache geübt habe.

„Lärmt dieses Männchen gar zu gewaltig, oder zeigte es sich in einer Nacht in den Masten und Segeln auf den Spitzen der Raaen sitzend, so ist dieses ein schlimmes Zeichen und die Schiffer fürchten dann, dass es mit ihrem Schiffe ein baldiges Ende nehmen werde. Kurz vor dem Untergange des Schiffs erscheint das Klabautermännchen dem Kapitän, nimmt Abschied von ihm und fliegt dann vor seinen Augen davon."

XIV. Die Meerweiber[2]).

Merkwürdig ist bei allen diesen Zwergsagen, dass fast ausschliesslich von Zwergen und nicht häufig von Zwerginnen die Rede ist, welche auf dem Lande wohnen und thätig sind; während auf dem Meere am Bord der Schiffe der Klabautermann sein Wesen treibt und die sonstigen Erscheinungen, welche der Seemann auf dem Meere zu haben wähnt, weiblichen Geschlechts sind und darum als „Meerwüffen" (Meerweiber) dargestellt werden. Sie werden als schöne, den Menschen ähnliche Geschöpfe beschrieben, mit menschlichen Gesichtern, Augen, Armen und Händen, mit langen Haaren und mit Brüsten ähnlich den Weibern, aber statt der Beine mit einem Fischschwanze, mit Schuppen und Flossen versehen. Das Erscheinen der Meerweiber am Bug segelnder Schiffe oder auf einer Wellenspitze deutet auf einen nahen Sturm und veranlasst nicht selten Einziehung der überflüssigen Segel des Schiffes durch die Schiffsmannschaft. Sylterinnen trugen einst eine auf den Strand gespülte Meerfrau ins Dorf, beeilten sich indessen das auf dem Lande ruhelose Geschöpf seinem Element zurückzugeben. Von dem weitverbreiteten Aberglauben an diese Meerweiber und Wasserjungfern zeugt der Umstand, dass auf dem Gehäuse

1) Müllenhoff Nr. 431.
2) Müllenhoff Nr. 453.

fast aller zu Anfang dieses Jahrhunderts aus Holland nach Nordfriesland gebrachten Wanduhren zwei Bilder von Meerweibern angebracht sind. Eine ähnliche Verwendung der Bilder von Zwergen, Hausgeistern und Klabautermännchen scheint indessen nicht stattgefunden zu haben, obwohl die Sagen, welche von diesen Zwergen handeln, zahlreicher sind als diejenigen von den Wasserjungfern und Meerfrauen.

Oevenum bei Wyk auf Föhr.

Reinhold Köhler.

Von Prof. Dr. **Erich Schmidt.**

1.

Am 15. August 1892 ist zu Weimar ein Gelehrter gestorben, dessen Dasein sich im engen und engsten abgespielt, dessen Wissen und Wirken aber die weite Welt umspannt hat, so dass auch er, unser aller Lehrer, berechtigt gewesen wäre, mit Goethe zu sagen: „Bin Weltbewohner, bin Weimaraner". Wo immer Litteratur- und Volkskunde gepflegt wird, empfindet man schmerzlich die Lücke, und wer dem Entschlafenen einmal in seiner Heimat nahe getreten ist, kann sich die Ilmstadt ohne den lieben Dr. Köhler gar nicht denken.

Reinhold Adalbert Johannes Köhler war als einziger Sohn des aus der Buttelstedter Pfarre stammenden Diakonus Dr. Köhler am Johannistage 1830 zu Weimar in der Dienstwohnung nahe der Stadtkirche und dem Gymnasium geboren. Ihm folgten vier Schwestern. Die Mutter hatte ihre Jugend im Forsthause von Heida, einem Dörfchen bei Ilmenau, verlebt und aus dem Thüringer Wald auch einen Schatz von Märchen mitgebracht, denen das Kind begierig lauschte. „Ist das nun wahr? oder erfunden?" pflegte der künftige Forscher zu fragen. Als er dann, des Lesens kundig, ein kleines Handbuch der Mythologie geschenkt bekommen, schleppte er das immer mit sich herum und hielt bis in die Küche hinein Vorträge aus der geliebten Götterlehre. An demselben einfachen Schreibtisch, wo er bis zuletzt gesessen hat, empfing er den Elementarunterricht und später die erste Unterweisung im Latein von seinem Vater, der ihn zärtlich liebte und den 24. Juni alljährlich mit ernsten oder heiteren Versen feierte. Jeden Sonntagmorgen schritten die Zwei Hand in Hand zur Kirche. Als Mann hat Köhler dann wohl auf Mahnungen, den Gottesdienst zu besuchen, lächelnd erwidert, er sei ja als Kind oft genug dabei gewesen, und sein Frommsein brauchte keine äusseren Zeichen. Der Vater, ein allgemein

beliebter Prediger, verband lutherische Glaubensfreudigkeit mit milder Duldung. Der russische Geistliche war sein vertrauter Freund; eine reformierte und zwei katholische Hausgenossinnen gingen, so oft sie Rates oder Trostes bedurften, zu dem verehrten Diakonus, der seinen Wahlspruch „Unter allerlei Volk wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm" dem Sohn einprägte. Köhlers vorurteilslose Menschenliebe war Erbschaft von den Eltern durch Lehre und Beispiel.

Nachdem er Ostern 1848 das Gymnasium durchgemacht und aus Sauppes Händen ein rühmliches Zeugnis empfangen hatte, bestand der Vater keineswegs auf dem Herzenswunsch, Reinhold möge wie seine Vorfahren den geistlichen Beruf ergreifen, sondern liess der früh erwachten Liebe zur Philologie freien Lauf. Reinhold verbrachte, der klassischen Altertumswissenschaft ergeben, ein Jahr im nachbarlichen Jena, den Sommer 1849 von Otto Jahn angezogen — M. Haupt las krankheitshalber nicht — in Leipzig, wo er sich aber nicht gefiel, dann zwei glückliche und anregungsreiche Semester in Bonn als Schüler Welckers, Ritschls, Lassens. Der Kreis seiner Interessen erweiterte sich gewaltig durch Sanskrit und Sprachvergleichung, und Diez führte ihn mit der Interpretation des „Standhaften Prinzen" ins romanische Gebiet hinüber. Das nächste Jahr (Winter 1850. Sommer 1851) sah unsern Thüringer wieder in Jena bei seinem Gönner Göttling, dem Philologen Hand, dem Orientalisten Hoffmann, den jüngern Docenten und Freunden H. Rückert und K. B. Stark, die ihm mittelalterliche Dichtung und Kunst erschlossen; flüchtiger wirkten Hettners Vorträge über Shakespeare und Calderon; zur Umschau und Vertiefung forderte O. L. B. Wolffs Vielgeschäftigkeit auf. Ernst und gründlich erzogen, stets auf Erweiterung der Interessen und Kenntnisse bedacht, emsig, unbestechlich gegen Phrasen und Einfälle, eine lautere Natur, hätte Reinhold Köhler, wenn er nach des Vaters Willen noch ein paar Jahre durch die Welt gegangen und dann in die gelehrte Laufbahn eingetreten wäre, menschlich und litterarisch viel freiere Kreise beschrieben, als ihm vergönnt wurde. Im Juli 1851 starb sein Vater, und die Mutter hatte Mühe genug, mit einer kargen Witwenpension die Erziehung von fünf Kindern zu vollenden und einfach in alten Ehren fortzuleben. Reinhold Köhler liess sich nun, unter Verzicht auf manches Zukunftsideal und ohne einen Laut der Beschwerde, in Weimar nieder und blieb fortan seiner Vaterstadt treu. Er erteilte Privatunterricht und arbeitete mit eisernem Fleiss auf der Bibliothek. Als 1853 und 1854 die beiden jüngeren Schwestern dahinstarben, schloss die Trauer das Familienband nur immer fester. Bis zum Tode der Mutter (1879) hat die kleine behagliche Wohnung am Graben auch manchen deutschen oder ausländischen Ankömmling gastfrei empfangen.

Ende März 1853 bewarb sich Köhler, auf Grund seiner gedruckten Studie über Nonnos, in Jena um den Doktortitel, der ihm ehrenvoll erteilt

wurde[1]). Sauppes Empfehlung bezeugte: Köhler „steht sowohl seiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntnisse als seines liebenswürdigen Charakters und seiner durchaus unbescholtenen Sitten wegen bei allen, die ihn kennen, in der grössten Achtung“ (von Professor Kluge aus den Fakultätsakten mitgeteilt). Das Staatsexamen hatte Köhler schon im Mai 1852 in Berlin bestanden, und zwar für alte Sprachen und Deutsch in allen Klassen. Aber nicht durch das lebendige Wort sollte und wollte er wirken, sondern, seitdem jene Katastrophe das bischen Wandertrieb und Ehrgeiz in ihm erstickt hatte, sah er auf die Grossherzogliche Bibliothek wie auf eine angelobte Braut. Auch da brachte dieser eifrigste Benutzer und unverdrossenste Bücherkenner seinen Fuss nur sehr langsam in den Bügel. Als Rat Kräuter, einst Goethes Schreiber, starb, machte Ludwig Preller sein Verbleiben in Weimar davon abhängig, dass ihm Köhler als Bibliothekar an die Seite gegeben werde, und erwirkte erst eine vorläufige, 1861 eine definitive Bestallung. Der eigentliche Dienst auf der Bibliothek

1) Schon ein Jahr vorher, als Heinrich Rückert einem Ruf nach Breslau folgte, war von Köhlers Habilitation für klassische und altdeutsche Philologie in Jena die Rede gewesen, und dieser Plan Göttlings und Webers, des weimarischen Gymnasiallehrers, hatte sogleich Rückerts lebhafte Billigung gefunden. Ich kann mich nicht enthalten, ein Stück aus Köhlers Brief (18. April 1852) an Rückert abzudrucken, denn er vergegenwärtigt uns den ganzen Mann. Einem zweiten Abschied ist er aus dem Wege gegangen, fühlt sich nun aber tief beschämt durch das übergrosse Zutrauen: „Ich habe zwar nie Ihnen gegenüber irgend mehr scheinen wollen als ich bin, aber es scheint mir doch nicht gelungen zu sein; denn sonst könnten Sie mich nicht für fähig halten, mich jetzt zu habilitieren, — mich, der von der mhd. Litteratur kaum den kleinsten Teil gelesen hat, der am Gothischen und Althochdeutschen bisher nur herumgenascht hat, dem also für wirkliche grammatische Kenntnisse die Basis bis jetzt durchaus mangelt. Sie werden vielleicht wie Prof. Weber sagen, dass ich doch genug wüsste, um Leuten, die noch gar nichts wissen, einen leichten Dichter erträglich zu erklären, dass man von einem Privatdocenten, der sich eben habilitiert hat, nicht gar zu viel erwartet, und dass ich genug Zeit hätte, um die hauptsächlichen Lücken bald auszufüllen. Ich glaube allerdings, dass ein Anfänger einzelnes bei mir lernen kann; dass ich aber ein einigermassen gründliches Kolleg werde lesen können, ist unmöglich. Wie entsetzliche, auch dem eifrigen Anhänger nicht unbemerkbare Blössen könnte ich mir geben! Ich rechne das ganz besonders zu dem unschätzbaren Gewinn, den mir Ihre Vorlesungen gebracht haben, dass ich gelernt habe, was es heisst, einen mittelhochdeutschen Dichter, oder überhaupt Mittelhochdeutsch zu verstehen, und dass ich zugleich neben der grossen Achtung vor wirklichen Kenntnissen einen Hass gegen mittelmässige, anmassliche Stümperei gefasst habe. Wie sollte ich ferner bis Michaelis eine für die Habilitation notwendige Dissertation schreiben, zumal man berechtigt sein wird, es mit dieser Dissertation möglichst streng zu nehmen ... Um es kurz zu sagen, es steht bei mir fest, dass ich vor mindestens $1\frac{1}{2}$ Jahren nicht daran denken kann, mich zu habilitieren; auch dann werde ich natürlich noch ein schwacher Anfänger sein, ich werde aber doch diesen Schritt eher vor mir verantworten können, als jetzt.“ Er stellt auch die materiellen Schwierigkeiten dar und sagt, nach einem Hinblick auf die Laufbahn als Gymnasiallehrer: „Besonders angenehm wäre es mir, und ich glaube auch für meine Anlagen passend, wenn ich einmal eine, auch nur untergeordnete Stellung an einer Bibliothek erlangen könnte.“ Mit der Habilitation also sei es nichts, aber für Zuweisung litterarischer Arbeiten werde er dankbar sein und den Ertrag zu Ankäufen auf dem Gebiet altdeutscher Philologie verwenden. Rückert möge ihn „unbekannterweise“ seinem Vater empfehlen, „den ich unter den neueren Dichtern, wie keinen andern, verehre und liebe“.

lag fortwährend in Köhlers Händen, selbst sehr geringe Geschäfte; oft genug schleppte er sogar die verlangten Bücher herbei, wenn der alte Grosse wieder einmal als Fremdenführer seinen gereimten Kommentar zu den Bildern und anderen Sehenswürdigkeiten absang. Prellers Nachfolger Adolf Schöll trat 1861 in ein sehr freundschaftliches Verhältnis zu Köhler. Fast jeden Nachmittag sah man die beiden durch den Park nach Oberweimar wandern; aber die Stellung des unweltläufigen Köhler blieb doch bis zu Schölls Siechtum und Tod eine ziemlich subalterne, und zum äusseren Ansehen seiner mit grosser Freiheit ausgestatteten Vorgänger hat er es nie gebracht. 1881/82 trat Köhler an die Spitze, erst 1886 wurde ihm auch der Titel „Oberbibliothekar" zuteil, den er, vor die Wahl gestellt, dem „Hofrat" vorzog. Seine Bibliothek liebte er über alles. Von einer Berufung nach Greifswald liess er kaum ein Wort verlauten. In der Sommerfrische hielt er es, so wohl das Grün seinen angegriffenen Augen that, nie länger als zwei bis drei Wochen aus, und ein besonderer Urlaub würde diesem hingebenden Bücherwart mehr Strafe als Lohn gewesen sein. Er durchschweifte die Welt nur in Gedanken und auf dem Papier, ja er ist nie über die Grenzen unseres deutschen Reiches hinaus gekommen: vor langer Zeit einmal zu einem Freund an die Nordsee, dann ab und zu auf Philologenversammlungen, wo Alt und Jung ihn froh begrüsste und tüchtig ausfragte, nach Augsburg, Hannover, Heidelberg, Leipzig, Wiesbaden ... In den sechziger Jahren fuhr er gern Sonntags zur „Vogelweide" nach Kösen und hatte mit Rudolf Hildebrand, Schleicher, Bech, Bechstein, Heyne, Lucae, Boxberger, Regel, Witzschel anregende Zusammenkünfte unter Kobersteins Vorsitz. Die kurze Ferienrast suchte er in Ilmenau, der Heimat seiner Mutter, der dort auch das letzte Bett bereitet worden ist, da wo er als junger Mann, vor dem Felsenkeller sitzend, den Bergleuten ihre Lieder abgefragt hatte; seit 1879 aber in Friedrichsroda, stets mit den Schwestern zusammen, nie ohne ergiebigen Verkehr mit gelehrten Sommergästen.

Sein Tageslauf in Weimar war überaus einfach und regelmässig: die Bibliothekstunden am Morgen und mehrmals auch nachmittags, der Spaziergang durch den Park, dann das unvermeidliche bescheidene Vesperschöppchen im Baumgarten oder Winterquartier der „Erholung". 1860 war er dem gegen das blosse Ausruhen auf Goethischer Erbschaft gegründeten Verein „Neu-Weimar" beigetreten und so auch mit Gutzkow und Dingelstedt, Genelli und Hoffmann von Fallersleben, mit Liszt und seinem Anhang in lockere Beziehungen gekommen. Er lebte mit F. Preller und seinen Söhnen auf vertrautem Fuss und hatte unter anderem Wandschmuck ein treffliches Bleistiftportrait Hebbels von der Hand des Meisters in seinem Zimmer hängen. Sein Herzensfreund war in schweren Tagen der Musiker und Dichter Peter Cornelius geworden, von dem er gar manchen Reimgruss gevatterlich empfing und dessen Nachruhm ihn noch

in den letzten Jahren wie ein helles Abendrot beglückte. So lang ich ihn kannte — und wir sind während meiner weimarischen Dienstzeit fast täglich spazieren gegangen —, entzog er sich allen Einladungen, war aber mit der ganzen Stadt bekannt und vielen befreundet, auch Kleinstädter genug, um mitten im wissenschaftlichen Gespräch innezuhalten und, einem fremden Gesicht nachschauend, zu fragen: wer war denn das? So manche, die ihm vertraulich zunickten, haben nie geahnt, dass der Dr. Köhler ein berühmter Gelehrter und der Unbekannte an seiner Seite ein namhafter, ihm zu Liebe, sich selbst zum Nutzen herbeigereister Forscher des Auslandes sei. Mit seinem ungepflegten Haupt- und Barthaar, der sauberen, aber von keiner neuen Mode berührten Kleidung, ohne jede Neigung und Fähigkeit sich geltend zu machen, die Scheidemünze geistreicher Konversation auszugeben, sein Wissen in gefälligen Formeln darzubringen, war Köhler ganz und gar kein Mann für den Hof. Er hätte auch lieber sein Amt niedergelegt, als den Auftrag, von Zeit zu Zeit über Neuigkeiten des Büchermarktes zu plaudern, übernommen. Fachgenossen dagegen gingen nie ohne rasches Erwarmen, ohne rege Unterhaltung und Belehrung von ihm. Auf der Bibliothek und peripatetisch spendete er seine Weisheit; und kein Tag verstrich, wo er nicht ein paar Postkarten zur Beantwortung von allerlei litterarischen Anfragen geschrieben hätte, mochten sie von befreundeter oder unbekannter Seite, von angesehenen Professoren oder einem über der Dissertation brütenden Doktorandus kommen. Selten versagte sein so vielseitiges wie schlagfertiges Wissen eine knappe sachliche Auskunft, aber die Frager vergassen manchmal den Dank, was ihn übrigens wenig schierte. Auch ungebeten trat er an den Arbeitstisch heran und sagte in seinem ruhigen Tonfall: Kennen Sie denn ...? oder besser: Sie kennen gewiss schon ...? denn er hatte eine allerliebste Art, unauffällig zu belehren, und pflegte ausdrücklich beizufügen, woher er gerade diesen Wink und jene Berichtigung eben jetzt im Kopfe habe. Wie oft begegnet man in Büchern und Aufsätzen der Anführung: Reinhold Köhler macht darauf aufmerksam ..., Reinhold Köhler teilt freundlich mit ..., Einer unserer gelehrtesten Fachgenossen sagt mir ... Er war eine wandelnde Encyklopädie, ein Doktor Allwissend, dabei von der prunklosesten Bescheidenheit durchdrungen, ein reines liebreiches Menschenkind, das Muster eines Sohnes und Bruders, ein treuer aufopfernder Freund, den Kleinen gütig zugethan, unbedingt wahrhaft ohne zu verletzen, keiner Redensart, Frivolität, Unsauberkeit zugänglich, sparsam in Lob und Tadel, wie er auch als Recensent meist mittelbar Vorzüge oder Fehler bezeichnete. Ein Mensch musste schon ungewöhnlich verworfen sein, wenn Köhler seiner Abneigung anders als durch ein Kopfschütteln und die halblauten Worte „Ein närr'scher Kerl!“ Ausdruck gab. Der Geistliche hatte ein gutes Recht, ihm das Bibelwort „Selig sind, die reines Herzens sind“ in das Grab nachzurufen, das seit dem 17. August eine seltene Last der Gelehrsamkeit

und eine seltene Fülle schlichter Tugend umschliesst. Köhlers Leben war eine Kette unverdrossener stiller Arbeit, grossenteils der Mühe für andere. Aliis inserviendo consumor. Mitten in der täglichen Pflichterfüllung, am 11. Oktober 1890, hatte er das Unglück, niederzustürzen und einen Oberschenkel zu brechen. Schweres Siechtum streckte ihn aufs Lager, innere Leiden wurden immer fühlbarer und trotzten aller Pflege, als ein verlorener Mann wurde er im letzten Sommer von den Seinen nach Ilmenau und wieder nach Weimar geleitet, wo ihn, früher doch als man erwartet hatte, ein sanfter Tod hinwegnahm. Von seinem engsten Kreise sagt die würdige Grabrede: Siehe wie fein und lieblich ist es, wenn Bruder und Schwestern einträchtig bei einander wohnen! Aus der Ferne kamen zahllose Kundgebungen, viele selbst den Schwestern überraschend. Was man äussere Ehren nennt, hat Köhler nie begehrt, z. B. keinen Orden getragen, aber die Mitgliedschaft gelehrter Vereine, zuletzt noch der Sächsischen Gesellschaft (auf Zarnckes Betrieb) mit stiller Freude wert gehalten.

Reinhold Köhler war ein rechter promus condus. Schon die das Mittelmass der Doktordissertationen an Umfang und Gehalt sehr überbietende Studie über die Dionysiaka des Nonnos, eine ungemein belesene und besonnene mythologische und quellengeschichtliche Abhandlung, zeigt die Richtung des Sammelns und Sichtens. Die Oberlehrerarbeit über Hans Sachs fiel der Berliner Kommission als ungewöhnliches specimen eruditionis auf. Köhler ist aber nie ein Schriftsteller geworden, weder durch die Bogenzahl noch durch die Form seiner Spenden. Unbestreitbar der gelehrteste Kenner der Märchen und Novellen, hätte er etwa in einer Neubearbeitung des dritten Bandes der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen oder des Dunlop-Liebrechtschen Werkes den Meister zeigen können. Ihm genügte es, die Sammlungen anderer mit reichen Beilagen auszustatten und seine Kenntnisse in Aufsätzchen, Notizen, Recensionen an den Mann zu bringen. Ebenso verfuhr er nach jener Ilmenauer Gabe auf dem Gebiete des Volksliedes. Ohne den weimarischen Mittwochsverein würden wir auch den freier ausschreitenden Vortrag über die europäischen Märchen nicht besitzen. Ich muss es nochmals sagen, wie eng und weit zugleich Köhlers Kreise waren. Er schrieb die zahllosen kleinen Beiträge zur Weltlitteratur in derselben Stadt, wo Herder seine „Volkslieder“ aus allen Ländern und Zeiten abgeschlossen und der greise Goethe gerufen hatte:

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Lasst alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemut erfreun!

An Belesenheit hatte er kaum seinesgleichen und war ebenso bewandert auf den Höhen der Kunst wie in den verstecktesten Niederungen volksmässiger Reime und Geschichten, Sprichwörter und Rätsel, Bräuche und Aberglauben. Von der klassischen Altertumswissenschaft kam er streng geschult her, mehr Sach- als Wortphilolog, mehr ein Jünger Welckers, doch ohne dessen kühn kombinierende und rundende Phantasie, als ein Zögling Ritschls. Nicht lange galt sein Studium vornehmlich den griechischen Dichtern, von Homer bis zu den wüsten Epigonen, und der antiken Mythologie. Ausserhalb des Hörsaales müssen ihn frühzeitig die Schriften der Brüder Grimm angezogen haben, und wiederum mehr die registrierende Umschau des dritten Märchenbandes als ihre poetische Andacht für die Volksphantasie. Er that behutsame Schritte auf den verschlungenen Pfaden der deutschen Mythologie und Sage, lernte die altdeutsche Litteratur beherrschen und den lebenden Dialekten lauschen und wurde ein so kundiger Wortforscher, dass seine Teilnahme am Deutschen Wörterbuch — vom J an — eine Zeitlang gesichert schien. Köhler war der vornehmsten romanischen und germanischen Sprachen in ihrem gegenwärtigen Gepräge und ihren geschichtlichen Wandelungen mächtig und mit manchen anderen wenigstens soweit vertraut, um nicht bloss von Übersetzungen abzuhangen. Seine Detailkenntnis der deutschen Litteratur beschämte die Männer oft, deren gesamte Lebensarbeit diesem Gebiete gewidmet war. Er hat kleine Lessingiana erörtert, mannigfache Beiträge zur Goethephilologie gegeben, zum brasilianischen Schlangenliede wie zu Hanswursts Hochzeit, Schillers ästhetische Schriften für Goedeke sauber bereitet und z. B. aus Tausend und einer Nacht eine Stelle der Turandot aufgeklärt, die Quellenforschung für Wielands Oberon und Herders Cid ganz wesentlich gefördert und eine Reihe anderer Dichtungen der beiden, gleich Werken Bürgers, Z. Werners u. s. w., zum Ursprung zurückgeführt, den Text Heinrichs v. Kleist auf Grund der ersten Ausgaben und stilistischer Beobachtung für immer von der Willkür Tiecks und J. Schmidts gereinigt. Die köstliche Prosa des Hans Sachs verdankt ihm ihre Auferstehung. Er kannte Moscherosch und Grimmelshausen, die lateinischen Sammelwerke des Mittelalters wie die krausen Rumpelkammern eines Praetorius, altchristliche Legenden und Mysterien wie junge Gesellenspässe und Puppenspiele. Er hat zahlreiche Bausteine zur englischen Litteraturgeschichte herbeigetragen und „Shakespeare in Deutschland“ besser kennen gelehrt, indem er deutschen Anteil im Theater der englischen Wandertruppen nachwies und eine alte Bearbeitung der „Widerspenstigen“ mit reichen Anmerkungen ans Licht zog. Simrocks Buch über die Quellen Shakespeares ist ihm gewidmet. Er war ein gelehrter Kenner des Chaucer, des Boccaccio und seiner Nachfolger. Die deutschen Danteübersetzungen liess er in ausgiebigen Proben überschauen und erklärte einzelne Stellen der Divina Commedia. Die Kunstgeschichte dankt ihm ein paar ikonographische Beiträge. Auf dem

Gebiete der sogenannten Volksbücher ist Köhlers Artikel über Griseldis, bei Ersch und Gruber, ein vielbewundertes und vielbestohlenes Muster: Genovefa und Eulenspiegel, um nur weniges zu nennen, wurden genauer verfolgt. Köhler hat Formeln wie „Und wenn der Himmel wär' Papier“ durch die Welt begleitet, und in deutschen Landen dem tiefsinnigen Spruch „Ich lebe, ich weiss nicht wie lang . . . Mich wundert, dass ich fröhlich bin“ sein Augenmerk geschenkt, zum zweitenmal als ihm selbst der Abschied nahte. Man braucht nur etwa die Anzeigen Köhlers im Litterarischen Centralblatt durchzufliegen, um zu wissen, in wie viele Sättel er gerecht und dass er namentlich in den meisten Disciplinen der Volkskunde — der Name folk-lore blieb ihm fremd — ausnehmend beschlagen war. Besonders ergiebig sind seine vergleichenden Sammelarbeiten zu den Lais der Marie de France und einer Menge einzelner Märchen oder kleinerer und grösserer Märchengebinde der Deutschen und Isländer, Slaven und Esthen, Albanesen und Türken, Venezianer und Sicilianer, Bretonen und Lothringer, Perser und Inder, Mongolen und Awaren; auch nach Afrika rief ihn die Thätigkeit seines lieben Jugendfreundes Bleek. Wie ein Botaniker von der Reise um die Welt eine ungeheure Fauna im Herbarium heimbringt, so kannte Köhler die Märchen der Erde nach ihren Ursprüngen, Zusammenhängen, Ähnlichkeiten, Abweichungen. Er war entschieden mehr Systematiker als Physiolog. Er beschied sich meistens die Dinge nüchtern nebeneinander zu stellen und ging selten darauf aus, die Völkerpsychologie durch unmittelbare Nachweise zu bereichern, den Wandel künstlerischer Motive zu ergründen, den Stil in seine Elemente zu zerlegen; vielmehr kam es ihm darauf an, möglichst viel Konkretes beizubringen und dann nach einiger Zeit den Vorrat nachzuprüfen. Er war kein Mann der Hypothesen, sondern der festen Kenntnisse, die er ohne allen Redeschmuck darbot: „Zu . . .“ sind zahlreiche kleine Abhandlungen und Notizen — die Hauptform seiner schriftstellerischen Arbeiten — überschrieben. Als Recensent charakterisierte dieser geborene Anmerker nicht viel, sondern nahm gelassen das Inventar auf und versah es, ohne je im Besserwissen zu schwelgen, mit Berichtigungen und Zusätzen. Den verschiedensten Zeitschriften des In- und Auslandes war er ein willkommener und eifriger Mitarbeiter. Wenn er die Wissenschaft nicht mit neuen Ideen anregte und befruchtete, so gab er garbenbindend und ährenlesend eine erstaunliche Fülle positiver Belehrung im einzelnen für die Forscher der ganzen Welt. Mit Ehrfurcht blicken wir diesem allkundigen, bescheidenen, reinen Manne nach.

Seine zerstreuten handschriftlichen Notizen sollen einmal mit der gesamten Bücherhabe der weimarischen Bibliothek zufallen. Ein paar für den „Mittwochsverein“ entworfene Vorträge harren der Veröffentlichung. Aus den gedruckten, teilweise schwer erreichbaren Arbeiten eine sorgsame Auswahl für einen oder mehrere Bände „Kleiner Schriften“ zu treffen,

wäre die würdigste Art, wie Fachgenossen und gelehrte Körperschaften das Andenken Reinhold Köhlers ehren und lebendig fortwirkend erhalten, sich ihm übers Grab hinaus für seine treuen Dienste erkenntlich zeigen und wiederum viele verpflichten könnten. Dazu bedarf es der Hilfe: nicht bloss des Rates und hingebender Thätigkeit, sondern auch finanzieller Unterstützung. Erwäge ich, dass derlei Wünsche und Anregungen von nah und fern, in Gesprächen und Briefen, zumal in Zuschriften an die liebevollen Pflegerinnen des Nachlasses laut geworden sind, und wie jetzt Italiener, Franzosen, Spanier, Skandinavier, Slaven mit uns in dankbaren Nachrufen wetteifern, wie beredt z. B. Giuseppe Pitrè ,la erudizione straordinaria' und ,le squisite doti dell' animo' Köhlers zu würdigen weiss, so zweifle ich nicht an dem Erfolg einer solchen Bitte, die sich hiermit an Zünftige und Unzünftige, an Einzelne und Vereine, an In- und Ausländer wendet.

2. Verzeichnis der Schriften.

Die folgende Liste habe ich, dank den Schwestern Mathilde und Elise Köhler, aus zwei Notizbüchern meines verstorbenen Freundes gezogen und die Zeitschriften alphabetisch geordnet, auch einiges Wenige nachgetragen, aber der Sorgfalt des Verfassers trauend, keine genaue bibliographische Musterung und Ergänzung der Titel besprochener Bücher vorgenommen. Hierzu fehlte mir die Musse, und da diese jedenfalls sehr lehrreiche Mitteilung doch für Kundigere bestimmt ist, wird jeder sich leicht näher umthun können. Für Nachträge zu diesem Verzeichnis werde ich dankbar sein.

I.

Über die Dionysiaka des Nonnus von Panopolis. Von Reinhold Köhler. Halle, Pfeffer, 1853.

Alte Bergmannslieder. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau, 1858.

Vier Dialoge von Hans Sachs. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau, 1858.

Zu Heinrich von Kleists Werken. Die Lesarten der Originalausgaben mit den Änderungen L. Tiecks und J. Schmidts zusammengestellt von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau, 1862.

Kunst über alle Künste Ein bös Weib gut zu machen. Eine deutsche Bearbeitung von Shakespeares The Taming of the Shrew aus dem Jahr 1672. Neu herausgegeben mit Beifügung des englischen Originals und Anmerkungen von Reinhold Köhler. Berlin, Weidmann, 1864.

Dantes Göttliche Komödie und ihre deutschen Übersetzungen. Der fünfte Gesang der Hölle in zweiundzwanzig Übersetzungen seit 1763 bis 1865. Zusammengestellt von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau, 1865.

Herders Cid und seine französische Quelle. Von Reinhold Köhler. Leipzig, Vogel, 1867.

Oberon. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von Christoph Martin Wieland. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Reinhold Köhler. Leipzig, Brockhaus, 1868.

Ein bisher noch nicht gedrucktes Gedicht Göthes an Lili [„Im holden Thal". Privatdruck unterzeichnet: W. 1868. R. K.].

Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Zehnter Teil. Ästhetische Schriften. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Stuttgart, Cotta, 1871.

II

Des Herodotos Geschichte, deutsch von Adolf Schöll. Unter Teilnahme des Verfassers neu durchgesehen von Reinhold Köhler. 1.—3. Band Stuttgart. Metzler, 1855.

Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft von Ludwig Preller. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Berlin, Weidmann, 1864.

Römische Mythologie von L. Preller. Zweite Auflage, revidiert und mit litterarischen Zusätzen versehen von Reinhold Köhler. Berlin, Weidmann, 1865.

Esthnische Märchen. Aufgezeichnet von Friedrich Kreutzwald. Aus dem Esthnischen übersetzt von F. Löwe. Mit einem Vorwort von Anton Schiefner und Anmerkungen von Reinhold Köhler und Anton Schiefner. Halle, Waisenhaus, 1869.

Sicilianische Märchen. Aus dem Volksmund gesammelt von Laura Gonzenbach. Mit Anmerkungen Reinhold Köhlers und einer Einleitung herausgegeben von Otto Hartwig. Leipzig, Engelmann, 1870.

Awarische Texte. Herausgegeben von A. Schiefner [Mémoires de l'Academie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg, VII[e] série, t. XIX no. 6]. St. Petersburg, 1873. S. IV bis XXVI Dr Reinhold Köhlers Bemerkungen zu den awarischen Texten.

Contes populaires recueillis en Agenais par M. Jean-François Bladé. Traduction française et texte agenais suivis de notes comparatives par M. Reinhold Köhler. Paris, Baer, 1874.

Islendzk Æventyri. Isländische Legenden, Novellen und Märchen. Herausgegeben von Hugo Gering. 2. Band. Anmerkungen und Glossar. Mit Beiträgen von Reinhold Köhler. Halle, 1883.

Die Lais der Marie de France, herausgegeben von K. Warnke. Mit vergleichenden Anmerkungen von Reinhold Köhler. Halle, Niemeyer, 1885. S. LVII. LIX—CVIII.

Posilecheata di Pompeo Sarnelli M. DC. LXXXIV. Ristampa di CCL esemplari curata da Vittorio Imbriani. Napoli, 1885.

Novelle inedite di Giovanni Sercambi. Firenze, 1886 [S. 67—71 Annotazioni, vgl. S. 8].

Poemetti popolari italiani. Raccolti ed illustrati da A. D'Ancona. Bologna, 1887 [S. 59 bis 100 Vorrede zur Storia del Cavaliere Senso].

III.

The Academy. London, Publishing office.

[1877, 1. Dezember, S. 511 anonyme Notiz zum Vitulus des Schonaeus?]

1885, 17. Januar, S. 44 Klopfan.

Alemannia. (Birlinger.) Bonn, Marcus 3, (1875), 135 Zu den zwei Sprüchen von Paris.

Allgemeine deutsche Biographie. (v. Liliencron, Wegele.) Leipzig, Duncker & Humblot.

13 (1881), 642 f. Christian Joseph Jagemann. — 13, 643 Karoline Jagemann.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste (Ersch und Gruber).

1. Section 91. Teil (Leipzig 1871) S. 413—421 Griselda.

Am Urquell. (F. S. Krauss). Hamburg, Kramer. N. F.

1 (1890), 72 f. Aus einer Zuschrift von R. Köhler. — 1, 113—115 Die Haut (das Fell, den Bast) versaufen.

2, 27 Volksmedizin. — 2, 98 Geheime Sprachweisen. [Auch S. 99, Z. 1 f. von K.]

Anglia. Zeitschrift für englische Philologie. (Wülker.) Halle, Niemeyer, 1878 ff.

1, 38—44 Zu Chaucers The Milleres Tale. S. 186—188 Nachtrag.

2, 135 f. Nochmals zu Chaucers The Milleres Tale. — 2, 137—140 Der Mann im Mond und eine Stelle in S. Rowleys When you see me, you know me. — 2, 388 - 394 How the Plowman lerned his Pater Noster. [Übersetzt in La Enciclopedia, 2. Epoca (Sevilla 1879) 3, 165.]

3, 379—382 Anzeige von The Folk-Lore Society I.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. N. F. Organ des germanischen Museums. Nürnberg, 1854 ff.

1858, Sp. 86 Zum Holen der Speckseite.

1876, Sp. 48 Nachtrag zu den lateinischen Versen „zur Schafzucht“.

Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. (J. M. Wagner). Wien. Kubasta & Voigt, 1874.

S. 452—457 Michael Caspar Lundorfs Wissbadisch Wiesenbrünnlein.

S. 458—462 Bild und Spruch von den verschiedenen Ständen im menschlichen Leben. Weimar, am Goethetage 1873.

Archiv für Litteraturgeschichte. (I 1870 R. Gosche, II—XV 1872—1887 F. Schnorr v. Carolsfeld.) Leipzig, Teubner.

1, 108 f. Nachtrag [zu R. Hildebrand, Der Verfasser der Chemnitzer Rockenphilosophie]. — 1, 228—251 Um Städte werben in der volkstümlichen Poesie besonders des 17. Jahrhunderts. — 1, 291—295 Joh. Mich. Moscherosch und sein „Sprachverderber" und „Der teutsche Michel wider alle Sprachverderber". — 1, 295—298 Zu zwei Stellen der Simplicianischen Schriften Grimmelshausens. — 1, 298 f. Joh. Freinsheims Gedicht auf die Buchdruckerei. — 1, 326 f. Zu Heinrich von Kleists Werken [S. 577 Berichtigung]. — 1, 409—427 Die Griseldis-Novelle als Volksmärchen.

3, 145—147 Schiller und eine Stelle aus Tausend und einer Nacht. — 3, 416—421 Die Quelle von Wielands Hann und Gulpenheh.

5, 1—5 Eine Stelle in Ariostos Orlando Furioso und Nachahmungen derselben. 5, 78—83 Zu Wielands Clelia und Sinibald.

6, 230—232 Zu Goethes Tagebuch. — 6, 526—527 Zu Adolf Strodtmanns Ausgabe der Briefe von und an Bürger.

7, 32 Zu Lessings Grabschrift auf einen Gehenkten.

9, 4—8 Das älteste bekannte deutsche Sonett und sein italienisches Original. 9, 76 f. H. Dunger, Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande.

11, 386—395 Ein Brief Goethes an Alessandro Poerio und Aufzeichnungen des letzteren über seinen persönlichen Verkehr mit Goethe. — 11, 582—585 H. Varnhagen, Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung.

12, 92—148 Albanische Märchen, übersetzt von Gustav Meyer, mit Anmerkungen von Reinhold Köhler. — 12, 640 Zu Archiv 8, 133 und 12, 474 [Mich wundert, dass ich fröhlich bin: H. v. Kleist]. — 12, 641 f. Zu Archiv 12, 480 [Schubart, Voss etc.]

Archiv für slavische Philologie. (Jagić.) Berlin, Weidmann, 1876 ff.

1, 154 f. Eine serbische Kuhhautsage [Anmerkungen]. — 1, 267—289 Aus dem südslavischen Märchenschatz [Anmerkungen]. — 1, 335 f. Zu S. 95 des Archivs [vgl. 12, 310—312].

2, 192—194 Eine türkische Version der Condemnatio Uvae. — 2, 614—641 Aus dem südslavischen Märchenschatz [Anmerkungen].

3, 216—219 Der undankbare Sohn und die Kröte [Anmerkungen].

5, 17—79 Aus dem südslavischen Märchenschatz [Anmerkungen].

7, 88 [Aus einem Schreiben an V. Jagić].

12, 316 f. Zu Bd. XI S. 160.

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. Rivista trimestrale diretta da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Palermo, 1882 ff.

1, 70—72 Perchè gli uomini non sanno più quando devono morire.

2, 117—120 Leggenda di un sant' uomo cruciato e rigenerato.

Berichte über die Verhandlungen **der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften** zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. Leipzig, Hirzel.

39 (1887), 105—124 Herders Legenden „Die ewige Weisheit" und „Der Friedensstifter" und ihre Quellen.

42, 72—78 Goethe und der italienische Dichter Domenico Batacchi [Ein längerer „estratto" erschien im Pitrèschen Archivio, Sep.-Abdr. 7 S.].

Blätter für litterarische Unterhaltung. Leipzig, Brockhaus.

1862, S. 629 f. Zwei angeblich noch ungedruckte Gedichte Gellerts.

Deutsche Litteraturzeitung (Fresenius). Stuttgart-Berlin, Spemann.

1890, Sp. 9 J. C. Dunlop, History of prose fiction ed. by H. Wilson 1888. — 1890, Sp. 1200 J. Bolte, Der Bauer im deutschen Liede 1890.

Die deutschen Mundarten. Herausgegeben von K. Frommann. Nürnberg.

4 (1857), 361 f. Des Kaisers Bart wachsen hören.

5, 420—422 Ältere Sprachprobe aus Clausthal auf dem Harze.

6, 60—76 Bemerkungen zu O. Schades „Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit". — 6, 369 f. Kunzenjägerspiel.

Englische Studien. (Kölbing.) Heilbronn, Henninger.

2 (1878), 115 f. Zu einer Stelle des altenglichen Gedichts von der Kindheit Jesu.

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. (A. Herrmann.) Budapest, 1889.

1, Sp. 312—318 Nachträge zu meinem Aufsatz „Und wenn der Himmel wär' Papier" [Orient und Occident 2, 546—559].

Germania. (Pfeiffer, Bartsch.) 1—3 Stuttgart 1856—1858: 4 ff. 1859 ff. Wien, Gerold.

2, 431—434 Der nackte König. — 2, 481—485 Die stärksten Dinge.

3, 199—209 Die dankbaren Toten und der gute Gerhard. — 3, 251—253 Anzeige von Grässes Jägerbrevier.

4, 482—493 Rosenblüts Disputaz eines Freiheits mit einem Juden.

5, 64—67 Das Grab und seine Länge. — 5, 220—226 Der Spruch der Toten an die Lebenden. — 5, 448—456 Ein altes Kindergebet [vgl. 11, 435]. — 5, 461—463 Bruchstücke eines Gedichts aus dem Artuskreise. — 5, 463—467 Der Bauer schickt den Jäckel aus.

6, 106 f. Zur Litteratur Hans Rosenplüts. — 6, 306 Ein Weib und drei Liebhaber. — 6, 368—372 Mich wundert dass ich fröhlich bin [vgl. 33, 313 ff., Schnorrs Archiv 12, 640].

7, 235—237 Zu den deutschen Appellativnamen. — 7, 350—354 Adams Erschaffung aus acht Teilen. — 7, 371—380 Anzeige von Neumanns Ausgabe der Reisen Joh. Schiltbergers. — 7, 476—480 Die Erde als jungfräuliche Mutter Adams.

8, 15—36 Quellennachweise zu Hugos von Langenstein Martina. — 8, 62 f. Zum zweiten Merseburger Zauberspruch. — 8, 304 f. Die Ungleichheit der menschlichen Gesichter. — 8, 305—307 Ein Bild der Ewigkeit.

10, 245 f. Ein Engel flog durchs Zimmer. — 10, 447—455 Die Legende von den beiden treuen Jacobsbrüdern.

11, 85—92 Der weisse, der rote und der schwarze Hahn. — 11, 217—221 Zu dem Gedicht von Hans Sachs „Die achtzehen Schön einer Jungfrauen. — 11, 389—406 Tristan und Isolde und das Märchen von der goldhaarigen Jungfrau und von den Wassern des Todes und des Lebens. — 11, 435—445 Ein altes Kindergebet. Nachträge zu Germania 5, 448—456.

12, 55—60 Zum guten Gerhard.

13, 158 f. Der Leviathan am Angel. — 13, 178—188 Segensprüche. — 13, 399 f. Der Fisch Celebrant [vgl. 28, 9. 29, 512].

14, 243—245 Zum Spruch vom König Etzel. — 14, 246 f. Zu Tristran. — 14, 269—271 Zu von der Hagens Gesamtabenteuer Nr. LXIII. — 14, 300—304 Zur Legende vom h. Albanus.

15, 105 f. Zum Spruch vom Nagel im Hufeisen. — 15, 284—291 Zur Legende von Gregorius auf dem Steine.

17, 62—64 Das altdeutsche Gedicht „Der Busant" und das altfranzösische „L'escoufle".

18, 41—45 Der Maler mit der schönen Frau. — 18, 113 f. Weinende Augen haben süssen Mund. — 18, 147—152 Eine Sage von Theoderichs Ende in dem „Libro de los Enxemplos". — 18, 152—159 Die Schwänke vom Bauer Einhirn und dem Bauer Grillet.

19, 189—194 Das Schicksalsrad und der Spruch vom Frieden. — 19, 349 f. Nachträge zu Lemckes Jahrbuch 6, 350. — 19, 426—428 Mittelalterliche Ansichten über die Träger des Namens Petrus.

20, 383 X für U. — 20, 383 f. Johann von Morssheim, der Dichter des Spiegels des Regiments.

21, 66 Abermals Johann von Morssheim. — 21, 18–27 Zur Mágus-Saga. — 21, 201 Der alte Hildebrand als Puppenspiel [S. 384 zwei Druckfehler berichtigt].

22, 19 f. Das Spiel von den sieben Weibern, die um einen Mann streiten. — 22, 285 Zu einer Stelle in Rudolfs von Ems Barlaam und Josaphat.

23, 24–27 Zu einer Stelle in Ulrichs von Eschenbach Wilhelm von Wenden.

24, 13–15 Über ein Meisterlied von dem roten Kaiser. — 24, 382 Zu Germania 23, 52. — 24, 385–391 Von den zwei Sanct Johannsen.

25, 360 Schiltebürger als Name des Todes.

28, 9–11 Der Fisch Celebrant [vgl. 28, 512]. — 28, 11–14 In die Hand, nicht in die Speisen schneiden. — 28, 185–187 Zu einem Spruche Meister Rumeslants. — 28, 187 f. Erbagast, der aller Diebe Meister ist [vgl. 29, 58]. — 28, 512 Zu Germania 28, 9 ff.

29, 53–58 Zur Legende von der Königin von Saba oder der Sibylla und dem Kreuzholze. — 29, 58 f. Abermals von Elbegast. — 29, 408 Jammer lernt weinen.

31, 49–51 Zu Dietrichs von Glezze Gedicht „Der Borte".

33, 313–332 Mich wundert, dass ich fröhlich bin.

Giambattista Basile. Anno 1, Napoli 15 Agosto 1883.

Nr. 8, S. 62b Risconti alla fiaba rovignese El Poùliso e'l Padúcio [vgl. Errata Nr. 11, S. 88b].

Giornale storico della letteratura italiana. (A. Graf, F. Novati, R. Renier.) Torino, Loescher, 1883 ff.

14 (1889), 94–101 Illustrazionii comparative ad alcune novelle di Giovanni Sercambi.

15, 180–182 desgleichen.

16, 108–118 desgleichen.

Goethe-Jahrbuch. (L. Geiger.) Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt.

2 (1881), 249 Briefe von Goethe. Nr. 8 An? 6. März 1801. — 2, 450 Zusatz zu 1, 258 über B. J. Schütz.

3, 361 Kilian Brustfleck.

9, 109–113 Drei Briefe Goethes an Einsiedel 1803–1813.

12, 268 Berichtigungen.

Göttingische gelehrte Anzeigen.

1866, St. 28, 1112–1120 A. Chodzko, Contes des paysans et des pâtres slaves.

1868, St. 35, 1361–1393 S. Baring-Gould, Household-Stories. — J. F. Bladé, Contes et proverbes populaires recueillis en Armagnac. — Töppen, Aberglauben aus Masuren. — A. Peter, Volkstümliches aus Österreich.-Schlesien II. — Ch. Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol. — L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. — F. Leibing, Sagen und Märchen des Bergischen Landes. — P. Chr. Asbjörnsen & J. Moe, Norske Folkeeventyr. 3. Udgave. — J. P. Möller, Folkesager etc. fra Bornholm. — 1868, St. 49, 1926–1931 B. Jülg, Mongolische Märchen. Die neun Nachtragserzählungen des Siddhi-Kür und die Geschichte des Ardschi-Bordschi Chan.

1869, St. 20, 761–774 Libro di Novelle antiche. — La Novella di Messer Dianese e di Messer Gigliotto. — Due Novelle antichissime inedite. — 1869, St. 45, 1761–1767 Novellette, Esempi morali e Apologhi di S. Bernardino di Siena.

1870, St. 32, 1270–1277 A. de Gubernatis, Le Novelline di S. Stefano di Calcinaia. — 1870, St. 42. 1656–1663 E. Steere, Swahili Tales.

1871, St. 4, 121–128 A Mussafia, Über eine altfranzösische Handschrift der k. Universitätsbibliothek zu Pavia. — 1871, St. 36, 1401–1415 *Νεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα. Τόμος Α'. Φυλλάδ. Α'.—Β'.* — 1871, St. 52, 2095–2098 J. V. Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Tirol — und: Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 1. Aufl.

1872, St. 31, 1205–1225 Th. Steele, An Eastern Love Story. Kusa Jâtakaya.

1873. St. 32, 1241–1250 M. Töppen, Volkstümliche Dichtungen.

Jahrbuch der Deutschen Dante-Gesellschaft. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867 ff.

2 (1869), 237 f. ‚OMO' im Menschenangesicht. Eine Parallele.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Weimar, Huschke.

1 (1865), 406—417 Einige Bemerkungen und Nachträge zu Albert Cohns „Shakespeare in Germany".

3, 397—401 Zu Shakespeares The Taming of the Shrew.

22, 276 f. Zu Jahrbuch 21, 305.

Jahrbuch für Litteraturgeschichte. (R. Gosche.) Berlin, Dümmler, 1865.

S. 166—198 Zu dem Märchen von der Lebenszeit.

Jahrbuch für romanische und englische Litteratur. (Ebert, Lemcke.) 1—12 Leipzig, Brockhaus, 1859—1871. N. F. 1—3 Leipzig, Teubner, 1874—1876.

3, 56—63 Zu F. Wolfs Proben portugiesischer und katalanischer Volksromanzen. — 3, 338 f. Zu Rabelais.

5, 1—25 Volksmärchen aus Frankreich.

6, 196—212 Quellennachweise zu Richard Rolle's von Hampole Gedicht „The Pricke of Conscience". — 6, 326—331 Die Legende von dem Ritter in der Kapelle [vgl. 9, 351]. — 6, 350 Zu Jahrbuch 5, 400 [vgl. Germania 19, 349].

7, 1—36. 121—354. 249—290 Volksmärchen aus Venetien. Gesammelt und herausgegeben von Georg Widter und Adam Wolf. Mit Nachweisungen und Vergleichungen verwandter Märchen von Reinhold Köhler.

8, 44—65 Zu der Erzählung Adams von Cobsam ‚The Wright's chaste wife' [vgl. Berichtigung S. 437]. — 8, 241—270 Italienische Volksmärchen. — 8, 356—359 Zur Volksliederlitteratur. — 8, 409—417 Italienische Nachtgebete.

9, 117 f. Ein bolognesisches Lied aus dem 13. Jahrhundert. — 9, 351 f. Zu der Legende von dem Ritter in der Kapelle. — 9, 399—402 Volksmärchen aus der Landschaft Forez in Frankreich.

11, 231 f. Zum Fabliau vom Stadtrichter von Aquileja. — 11, 313—324 Anzeige von La Leggenda di Vergogna e la Leggenda di Giuda.

12, 106—108 Anzeige von D. Comparetti, Ricerche intorno al Libro di Sindibâd. — 12, 286—316 Zu der altspanischen Erzählung von Karl dem Grossen und seiner Gemahlin Sibille. — 12, 347—352. 407—414 Anzeige „Italienischer Novellen" [Novelle di G. Sercambi. — Storia di S. Ismeria. — Novella d'una donna e d'uno uomo che non poteano aver figliuoli. — Novella del Fortunato. — Novella di A. Doni. — Novella di Franc. Angeloni da Terni.

13, 328—336 Zu Hermann Oesterleys Ausgabe des Dolopathos des Johannes de Alta Silva.

14, 1—31 Die Beispiele aus Geschichte und Dichtung in dem altfranzösischen Roman von Girart von Rossillon. — 14, 423—436 Anzeige von G. Papanti, Dante secondo la tradizione e i novellatori.

Jenaer Litteraturzeitung. (Klette.) Jena, Dufft.

1874, Nr. 21, 318 F. M. Luzel, Gwerzien Breiz-Izel. T. II.

1875, Nr. 30, 535 H. Oesterley, H. Steinhöwels Aesop. — Nr. 43, 758 A. v. Keller, Hans Sachs Bd. 7. 8.

1876, Nr. 14, 224 J. G. Th. Graesse, Die Quelle des Freischütz. — Nr. 24, 380 W. H. J. Bleek, A brief account of Bushman Folk-lore. — Nr. 40, 622 L. Brueyre, Contes populaires de la Grande-Bretagne.

1877, Nr. 16, 255 Mélusine 1—6. — Nr. 38, 390 J. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. 2. Aufl. — Nr. 42, 644 E. Rolland, Faune populaire de la France. Les mammifères sauvages.

1878, Nr. 1, 13 A. v. Keller, Altfranzösische Sagen. 2. Aufl. — Nr. 18, 277 L. F. Sauvé, Proverbes et Dictons de la Basse-Bretagne. — Nr. 20, 305—307 B. Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder.

Korrespondenzblatt des Vereins für **niederdeutsche Sprachforschung.** Hamburg, 1877 ff.

4, 26 Witte Stock.

6, 29 f. Pampe. — 6, 36 Up der hut werpen — 6, 46 f. Der alte Hildebrand. — 6, 53 Jord.

8, 89 f. Das Substantiv des Verbums.

Kunstchronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. (v. Lützow.) Leipzig, Seemann.

22 (1887), 669 f. Erklärung zweier Bilder Bartolomeo Mantagnas [Z. 1 lies: 10. Juni].

Litterarisches Centralblatt.[1]) (Zarncke.) Leipzig, Avenarius-Reisland.

1856, Nr. 40, 637 f. Cte de Marcellus, Nonnos. Les Dionysiaques. Rh. K. — Nr. 49, 787 f. O. Schneider, Nicandrea. Rh. K.

1861, Nr. 23, 373 f. R. Keil, Gesellenstammbuch. — Nr. 23, 376 f. Brunet, Manuel I.* — Nr. 45, 732 f. Brunet, Manuel II 1.* — Nr. 51, 837 Didot, Missel de JJ. des Ursins.*

1862, Nr. 8, 142 f. Opel und Cohn, Der dreissigjährige Krieg.* — Nr. 17, 325 f. Brunet, Manuel II 2.* — Nr. 24, 493 f. Brunet, Manuel III 1.* — Nr. 49, 1093 Brunet, Manuel III 2.*

1863, Nr. 26, 621—623 Brunet, Manuel IV.*

1864, Nr. 2, 41 f. J. Schmidts 2. Ausgabe der Schriften H. v. Kleists.* — Nr. 2, 46 f. Brunet, Manuel V 1.* — Nr. 45, 1073 f. Brunet, Manuel V 2.*

1865, Nr. 5, 105 A. de Backer, Essai bibliographique sur le livre de imitatione Christi.* — Nr. 9, 241 f. Büchmann, Geflügelte Worte. Rh. Kö. — Nr. 42, 1118 f. Brunet, Manuel VI.*

1866, Nr. 20, 543 f. Walther, Les Elzevir.* — Nr. 46, 1192 f. Grimme, Das Sauerland. — Nr. 48, 1259 f. Gott ehre das Handwerk! — Nr. 49, 1290—1292 Radics, Der verirrte Soldat.

1867, Nr. 3, 81 f. Hauswald, Dornröschen. — Nr. 20, 552—554 Lorenz, Catalogue général de la librairie française 1840—1865. Livr. 1—3. — Nr. 23, 634—636 Radloff, Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens I. Nr. 27, 752 f. Janicke, Über magdeburgische Häusernamen. — Nr. 31, 848 f. Vischer, Die Sage von der Befreiung der Waldstätte.* — Nr. 34, 946 Zehender, Der Rheinfall im Lichte der Naturanschauung verschiedener Zeitalter. — Nr. 35, 968 f. Jülg, Mongolische Märchen. — Nr. 43, 1196 Mühlbrecht, Der holländische Buchhandel.*

1868, Nr. 5, 117 Weller, Index Pseudonymorum. 3. Supplementheft. — Nr. 27, 726 Wentzel, Goethe in Schlesien. R. K.

1869, Nr. 3, 73 f. Radloff, Proben II.

1870, Nr. 26, 742 f. Traditions et légendes de la Belgique.* — Nr. 52, 1397—1399 Radloff, Proben III.

1871, Nr. 11, 255—257 Comparetti, Ricerche intorno al Libro di Sindibâd.* — Nr. 21, 541 Westermayer, J. Balde.* — Nr. 27, 709—711 R. Keil, Frau Rat. R. K.

1874, Nr. 21, 702 f. van Vloten, Nederlandsche Baker en Kinderrijmen. — Nr. 43, 1434 f. dasselbe. Derde druk.

1875, Nr. 4, 121—123 Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande.

1876, Nr. 52, 1747 Lorenz, Catalogue gén. V 1.

1877, Nr. 26, 862 f. Graesse, Geschlechts-, Namen- und Wappensagen des Adels deutscher Nation.*

1878, Nr. 13, 447 Frischbier, Preussische Volkslieder in plattdeutscher Mundart. — Nr. 24, 803—805 Witzschel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen. — Nr. 43, 1419 Lorenz, Catalogue gén. VI 2.

1879, Nr. 21, 683, Deecke, Lübische Geschichten und Sagen. 2. Aufl. — Nr. 48, 1573 Laistner, Nebelsagen.*

---

1) Ein Sternchen bezeichnet Anonymität; die seltenen Chiffern Rh. K. oder R. K. oder -r. habe ich angeführt; alles übrige ist Rho. Kö. unterschrieben.

1880, Nr. 19, 627 Pfannenschmid, Germanische Erntefeste.* — Nr. 43, 1428—1430 v. Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche. — Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche.

1881, Nr. 1, 12 f. Avé-Lallemant, Die Mersener Bockreiter. — Nr. 10, 337 f. Kaden, Unter den Olivenbäumen. — Nr. 33, 1148 f. Asbjörnsen, Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. — Nr. 38, 1323 f. Legrand, Recueil de contes populaires grecs. — Nr. 50, 1725 f. Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne II. — Ders, Littérature orale de la Haute-Bretagne.

1882, Nr. 18, 611 Long, Eastern proverbs and emblems. — Nr. 21, 718 f. Dozon, Contes albanais. — Nr 45, 1524 v. Schulenburg, Wendisches Volkstum. Nr. 49, 1671 f. Leskien und Brugman, Litauische Volkslieder und Märchen. — Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande. 3. Aufl.

1883, Nr. 22, 772 Meinardus, Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage. — Nr. 22, 773 Wrubel, Sammlung bergmännischer Sagen. — Nr. 33, 1155 f. Rivière, Contes populaires de la Kabylie du Djurdjura — Leger, Recueil de Contes populaires slaves. — Nr. 38, 1349 f. Koch, Die Siebenschläferlegende.

1884, Nr. 1, 28 Coen, Di una leggenda relativa alla nascita e alla gioventù di Costantino Magno. — Nr. 12, 397 f. Ratston, Tibetan Tales. — Nr 404 f. Weddigen u. Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens. — Nr. 26, 897 f. Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten.

1885, Nr. 6, 184 f. Mündel, Elsässische Volkslieder. — Nr. 12, 392 f. Linning [Linnig], Deutsche Mythen-Märchen. — Nr. 13, 513 f. Poestion, Isländische Märchen. — Nr. 19, 656 f. Junker von Langegg, Japanische Thee-Geschichten. Nr. 19, 657 Meyer, Der Aberglaube des Mittelalters. — Nr. 30, 1009 f. v. Pfister, Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau. — Nr. 49, 1683 Wossidlo. Volkstümliches aus Mecklenburg I. — Nr. 49, 1683 f. Knoop, Volkssagen ans dem östlichen Hinterpommern.

1886, Nr. 15, 516 f. Keith-Falconer, Kalilah and Dimnah. — Nr. 21, 733 f. F. u. Th. Dahn, Walhall. -r. — Nr. 21, 734 Jahn, Die deutschen Opfergebräuche.* Nr. 37, 1286 Poestion, Lappländische Märchen.

1887, Nr. 17, 580 Cram, Italian Popular Tales. — Nr. 30, 1011 f. Gaidoz, La Rage et St. Hubert.

1888, Nr. 4, 128 Rochholz, Wanderlegenden. — Nr. 17, 592 f. Petitot, Traditions indiennes. — Nr. 21, 733 f. Wlislocki, Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner. — Nr. 21, 734 f. Cosquin, Contes populaires de Lorraine. — Nr. 29, 986 f. Schreck, Finnische Märchen. — Nr. 29, 987 Maass, Das Deutsche Märchen. — Nr. 30, 1021 f. Elberling, Oehlenschläger og de osterlandske Eventyr. — Nr. 36, 1238 f. Rappold, Sagen aus Kärnten.

1889, Nr. 4, 118 Johannis de Capua Directorium vitae humanae I. — Nr. 4, 123 f. Knowles, Folk-Tales of Kashmir. — Nr. 26, 894, Overland, Fra en svunden tid. — Nr. 29, 988 f. Giannini, Canti popolari della Montagna Lucchese. — Nr. 45, 1553 f. Sauvé, Folk-lore des Hautes-Vosges.

1890, Nr. 49, 1709 f. Chants populaires des Afghans.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. (Behaghel, Neumann.) Heilbronn, Henninger.

1880, Nr. 4, 125—127 Liebrecht, Zur Volkskunde. — Nr. 11, 421—424 Guerrini, La vita e le opere di G. C. Croce.

1881, Nr. 6, 217—219 Reinhardstöttner, Die Plautinischen Lustspiele in späteren Bearbeitungen I.

1882, Nr. 8, 320—322 Finamore, Tradizioni popolari abbruzzesi I.

1883, Nr. 2, 78 f. Tradizioni popolari catalane. — Indovinelli popolari siciliani. — Nr. 7, 270—273 Rochs, Über den Veilchen-Roman und die Wanderungen der Euriaut-Sage. — Nr. 11, 412—415 Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen.

Mélusine. Recueil de mythologie, littérature populaire, traditions et usages. (Gaidoz, Rolland.) Paris, Viaut, 1878 ff.

1, 158 f. Observations sur le conte breton ,Les trois Frères, ou le Chat, le Coq et l'Échelle'. — 1, 213 f. Observations sur le conte breton ,Les trois filles du Boulanger'. — 1, 384—386 Observations sur les deux contes bretons ,Le pape Innocent' et ,Histoire de Christic'. — 1, 473—476 Observations sur le conte breton ,Fanch Sconarnec'. — 1, 549 Le Diable et les Rognures d'ongles.

5, 38 f. Ne frapper qu'un seul coup.

Mitteilungen der K. K. Central-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler. (v. Helfert.) Wien, Gerold. N. F. 1875 ff.

N. F. 9, LXXV Wandmalereien in der St. Barbara-Kirche zu Kuttenberg.

Mitteilungen der Litauischen Litterarischen Gesellschaft. Heidelberg, Winter, 1880 ff.

3. Heft (1880), 164—166 Vergleichende Bemerkungen zu den litauischen Märchen von dem listigen Menschen und dem dummen Teufel. — 9. Heft (1884), 148 f. Eine litauische Sage und das deutsche Volksbuch von Fortunatus.

Monatschrift für die Geschichte Westdeutschlands. (Pick.) Bonn, Strauss.

7 (1881), 64 f. Die Ziege als Hochzeitsgeschenk.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. (Fleckeisen.) Leipzig, Teubner.

70 (1854), 464—472 Anzeige von Ballhorn-Rosen, Zur Vorgeschichte des römischen Rechts.

71, 389—396 Anzeige von Köchly, Quintus Smyrnaeus.

73 (19—29), 19—29 Anz. von Pott, Personennamen. — 73, 377—384 Anz. von Pyl, Mythologische Beiträge.

75, 138—141 Anz. von Hübner, Quaestiones onomatologicae latinae.

119 308 Zur Odyssee ι 162.

Notes und Queries. London, G. Bell, 1850 ff. Ob K. kleine Notizen beigesteuert hat, liess sich vor der Hand nicht ermitteln.

Orient und Occident. (Benfey.) Göttingen, Dietrich, 1862—1866.

1, 431—448 Nasr-eddins Schwänke. — 1, 764 f. Zu Nasr-eddins Schwänken.

2, 98—126. 294—331. 486—506. 677—690 Über J. F. Campbells Sammlung gälischer Märchen. — 2, 546—559 Und wenn der Himmel wär' Papier [vgl. oben Ethnolog. Mitteilungen].

3, 63—103 Zu dem Märchen von dem dankbaren Toten. — 3, 184 Nachtrag zu Dr. Allwissend [1, 374]. — 3, 185—187 Sagen von Landerwerbung durch zerschnittene Häute. — 3, 350—352 Nachtrag zu 2, 506.

Il Propugnatore. Bologna 1870.

3, 392—395 La leggenda di prete Giustino.

Repertorium für Kunstwissenschaft. (F. Schestag.) 1876 ff.

7 (1884), 367 Zur Ikonographie der hl. Martha.

Revue celtique. (Gaidoz.) Paris, Vieweg.

1 (1870—1872), 132—134 Observations sur le conte précédent [Koadalan]. — 1, 222—225 Sainte Tryphine et Hirlande. — [1, 487 f. Beitrag zu Gaidoz' Anzeige von Stokes, Life of S. Meriasek; vgl. 2, 508.] — [1, 502 Zu W. Stokes, Man octipartite.]

[2, 351 Notiz über einen wälschen Katechismus der Grossh. Bibliothek in Weimar.] — [2, 507 f. Notiz zur Sage von Labraidh Lorc.]

3, 367—373 Observations sur le conte précédent [Rashin Coatie]. — 3, 376 bis 378 Observations sur le conte précédent [Nicht, Nought, Nothing].

4, 447—449 Taliesins Little World. — [4, 479] Zwei Bemerkungen zu S. 202 und 209.]

5, 410 Anzeige von J. Leite de Varconcellos, Estudo ethnographico a proposito da Ornamentação dos jugos e cangas dos bois.

Revue critique d'histoire et de littérature. (P. Meyer etc.) Paris, Franck, 1866 ff.

1868, Nr. 52, 412-415 Casati, Richard li biaus.

Rheinisches Museum für Philologie. N. F. (Welcker, Ritschl). Frankfurt a M, Sauerländer, 1842 ff

12 434—436 Ausonius und die macaronische Poesie.
13, 316 Zu den Kyprien.
14, 471 Sarpedon.
16, 152 Angebliche Homerfragmente.

Rivista di letteratura popolare. (Pitrè, Sabatini.) Torino, Loescher, 1877 ff.

1[3], 213—221 Das Rätselmärchen von dem ermordeten Geliebten.

Romania. (P. Meyer, G. Paris.) Paris, Vieweg, 1872 ff.

5 (Nr. 17, Janvier 1876), 76—81 La nouvelle italienne du prêtre Jean et de l'empereur Frédéric et un récit islandais.
8 (Nr. 29, Janvier 1879), 118—120 L'âme en gage.
11 (Nr. 44, Octobre 1882), 581—584 Le conte de la reine qui tua son sénéchal.
15 (Nr. 60, Octobre 1886), 610 f. Le conte de la reine qui tua son sénéchal.

Serapeum. Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft. (Naumann.) Leipzig, Weigel, 1840 ff.

21 (1860), 107 f. Eine Ausgabe eines Dialogs von Hans Sachs aus dem 17. Jahrhundert.
27, 222 Ein zweites Exemplar des „Alamodischen Quodlibets" [vgl. Berichtigung S. 384.]

Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte. (B. Seuffert.) Weimar, Böhlau 1883 ff.

1, 150 f. Adams erster Schlaf. — 1, 492—494 Zu Lessings Gedicht: das Muster der Ehen.
2, 275—278 Noch einmal Lessings Gedicht: Das Muster der Ehen.

Weimarische Beiträge zur Litteratur und Kunst. Weimar, Böhlau, 1865.

S. 181—203 Über die europäischen Volksmärchen [Vortrag im Mittwochsverein, Winter 1864. Hierzu hat K. einmal ein Lob verzeichnet, aus dem Litter. Centralbl. 1867, Nr. 5, 134: „Der so gelehrte wie gediegene Vortrag von R. K."]

Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst. (Hoffmann v. F. und Schade.) Hannover, Rümpler, 6 Bde. 1854—1857.

1, 479—483 Über das Fortleben der Seelen in der Pflanzenwelt. Ein Nachtrag zu A. Kobersteins Abhandlung.
3, 329—358 Waidsprüche und Jägerschreie. — 3, 475—477 Eine Ode Rudnicks. — 3, 477—482 Aus Lorbers Gedichte „Die edle Jägerei".
4, 473—478 Bemerkungen zu der Abhandlung von C. Anthes „Das deutsche Hildebrandslied und die iranische Sohrabsage".
5, 329—356 Zweiundvierzig alte Rätsel und Fragen. — 5, 477—480 Zu Eulenspiegel.

Weimarisches Sonntagsblatt. Weimar, Böhlau.

1855, Nr. 27 Das Johannisfest.
1856, Nr. 15 H. Heines Geburtstag. — Nr. 25 Zur Kunde unserer Namen.
1857, Nr. 13 Portugiesische und katalanische Volksromanzen. — Nr. 20 Über den Stoff von Z. Werners 24. Februar. — Nr. 33 Walachische Volkspoesie.

Weimarer Zeitung. Weimar, Böhlau.

1863, Nr. 228 Jakob Grimm.
1864, Nr. 7 Baudry.
1865, N. 140 Anekdote von Goethe.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Leipzig, Brockhaus und Avenarius, 1847 ff.

29 (1876), 633—636 Die Pehlevi-Erzählung von Gosht-i-Fryânô und der kirgisische Büchergesang „Die Lerche".
31, 550 Zu O. Blaus Griechisch-türkischen Sprachproben aus Mariupoler Handschriften.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. (K. Weinhold.) Berlin, Asher.

1 (1891), 53—56 Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und der Blindschleiche und sein französisches Original.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur. (Steinmeyer.) Berlin, Weidmann.

20 (N. F. 8, 1876), 119—126 Harlekins Hochzeit und Goethes Hanswursts Hochzeit.

21, 143 f. Zu Zs. 20, 250.

23, 88—90 Zu Zs. 11, 212 [Nachtrag 23, 344].

• 27, 96 Zu Zs. 25, 170. 244. [Vgl. auch die Berufungen auf Nachweise R. K.s 18, 160. 26. 294. Anzeiger 5, 305.]

Anzeiger der Zs.

6, 263—275 A. Reifferscheid, Westfälische Volkslieder.

9, 402—407 M. Grünbaum, Jüdisch-deutsche Chrestomathie.

11, 76—84 L. Tobler, Schweizerische Volkslieder I.

Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. (J. W. Wolf, Mannhardt.) Göttingen 1853—1859.

2, 110—113 Eine römische Sage. — 2, 113 f. Ungarische und walachische Märchen. — 2, 114—116 Schwalbensprache.

3, 298—300 Sage, Fabel und Legende. — 3, 300 Johannessegen. — 3, 301 Zauberstück eines Mönchs. — 3, 408—410 Einige Anmerkungen zu R. Panzers bayrischen Sagen und Bräuchen.

4, 180—185 Das Lied von der verkauften Müllerin.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. (J. H. Müller.) N. F. Hannover, 1872 f.

4, 776 Schildwachtsbücher.

Zeitschrift für deutsche Philologie. (Zacher.) Halle, Waisenhaus, 1869 ff.

1, 452—459 Cornelius. Eine Ergänzung zum Deutschen Wörterbuche an Rudolf Hildebrand in Leipzig.

3, 200 Ein Druckfehler in Wielands Werken. — 3, 475—480 Goethiana.

4, 131—134 Eine Stelle in der Luise von Voss und ein Gedicht Schubarts [vgl. Schnorrs Archiv 12, 641]. — 4, 134 f. Kosegarten. — 4, 311—313. Ich schätz nein. Ein Novellenstrauss des 15. Jahrhunderts. Erläuterungen.

5, 69—73 Die deutschen Volksbücher von der Pfalzgräfin Genovefa und von der Herzogin Hirlanda. — [5, 83 Mitteilung an Zacher über eine Lesart in der Braut von Messina.]

7, 91 Eine Textberichtigung zu Lessings Schriften.

8, 101—104 Die Quelle von Bürgers Lenardo und Blandine.

14, 96—98 Zur Legende vom italienischen jungen Herzog im Paradiese.

16, 362 f. Zu Bürgers Lenardo und Blandine.

Zeitschrift für Ethnologie und ihre Hilfswissenschaften. (Bastian, Hartmann.) Berlin, Wiegand & Hempel, 1869 ff.

13, 301—306 Sator-Arepo-Formel.

17, 145—147 Die Zacharias-Inschrift zur Abwehr der Pest.

18, 319 Sagen aus der Bretagne.

Zeitschrift für romanische Philologie. (Gröber.) Halle, Niemeyer, 1877 ff.

1, 365—375 Über die von F. Zambrini herausgegebenen Dodici Conti morali d'Anonimo senese. — 1, 478 f. J. Chenaux et J. Cornu, Una panerâ de revi fribordzey [Romania Nr. 21].

2, 180—182 A. Wesselofsky, Le Dit de l'Empereur Constantin [Romania Nr. 22]. — 2, 182 E. Cosquin, Contes populaires lorrains [Romania Nr. 22]. — 2, 350 f. E. Cosquin, Contes populaires lorrains [Romania Nr. 24]. — 2, 513 Nachtrag zu S. 213, zu S. 304.

3, 73—78 La Fabula del Pistello da l'agliata [Übersetzt in La Enciclopedia, Sevilla 15 de agosto de 1879, Num. 14, pag. 227—229]. — 3, 156 f. Cosquin, Contes populaires lorrains [Romania Nr. 28]. — 3, 272—277 Dos obras Didácticas y dos Legendas. — 3, 311—313 H. Carnoy, Contes [Romania Nr. 30] — 3, 617—619 Cosquin, Contes pop. lorr. [Romania Nr. 32]. — 3, 619 J. Fleury, Rindon [Romania Nr. 32].

4, 583 Zu Zeitschrift 4, 266.

5, 171 f. Cosquin, Contes pop. lorr. [Romania Nr. 35]. — 5, 174 Nyrop, Bribes de littérature populaire [Romania Nr. 35].

6, 165 Rajna, Una versione in ottava del libro dei Sette savi. III [Alles im 6. Bande bezieht sich auf die Romania]. — 6, 173 f. Cosquin, Contes pop. lorr. — 6, 174 Smith, Chants populaires du Velay et du Forez. — 6, 478 Legrand, Chansons populaires recueillies à Fontenay-le-Marmion. — 6, 482 f. Cosquin, Contes pop. lorr. — 6, 483 Smith, Renaud-la-Percheronne.

8, 120—122 ‚Oci, oci‘ als Nachtigallensang.

15. 235 f. Zu E. Stengels Sammlung kleinerer Schriften von Ferdinand Wolf.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. (Kuhn.) Berlin, Dümmler. 1852 ff.

11, 397 f. Düringeln.

Berlin.

Sprichwörter und Redensarten

aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend.[1])

Gesammelt von **K. Ed. Haase.**

1. Er handelt wie um einen kranken Schimmel.

2. Det soll du häbben, un wenn du de Schult ut Dörp bist.

3. Ik will di helpen, un wenn du de Prêster ut Werder bist. — Über die Entstehung der Redensart erzählt sich der Volksmund Folgendes: Kommt einst ein Bauer die Chaussee entlang gegangen, da ruft ihm eine klägliche Stimme aus dem Chausseegraben zu: „Hilf mir auf!“ „Ik will di helpen,“ meint der Bauer, „un wenn du de Prêster ut Werder bist.“ Und richtig, es war der Geistliche aus Werder, einem Kirchdorfe in der Grafschaft, der in der Trunkenheit in den Graben gefallen war und sich vergebens bemühte, wieder auf die Beine zu kommen.

4. Klein Vieh macht auch Mist. — Der Redensart werden oft die Worte hinzugefügt: „Aber ein Ochse mehr wie tausend Nachtigallen.“

5. Besser eine Laus im Kohl als gar kein Fleisch.

6. Das kommt gleich nach dem Hundeflöhen (von einer unangenehmen Arbeit), — nach dem Pferdestehlen (von einer wenig lohnenden Arbeit).

7. Das Schwein liegt am liebsten da, wo es am schmutzigsten ist.

8. Dafür kann ich den Teufel barfuss tanzen sehen.

9. Wat der Bûr nich kennt, dat frêt er ôk nich.

10. Es giebt was raus aus der Armenkasse = es giebt Prügel.

11. Er hat sich das Lügen angewöhnt, wie die Krähe das Häppeln; oder: Er hat es stets an Worten wie die Krähe am Häppeln.

1) Gesammelt in Dierberg, Klosterheide, Kraatz, Neustadt a. D., Protzen, Ruppin (Alt- und Neu-), Gadow (Ost-Prignitz), Preddöhl (dgl.), Brunne (Ost-Havelland), Fehrbellin (dgl.), Friesack (dgl.).

12. Ungebetene Gäste gehören unter den Tisch.

13. Wo Myrte gedeiht, da wird nicht gefreit.

14. Det is ôk êne ut de säbente Bitt = eine hinterlistige, verläumderische, überhaupt niederträchtige Frau, vor der man sich in acht nehmen muss.

15. Wer einen Strick sucht, um einen Hund zu hängen, findet ihn.

16. Einem das Abendbrot abtreten oder einem das Freien abtreten = einem auf die Hacken treten. — „Du willst mir wohl das Abendbrot abtreten? Ich habe schon gegessen.“

17. Es ist nicht leicht, wenn der Bock lammen soll, und er kann nicht.

18. Die Liebe geht durch den Magen oder durch den Geldbeutel.

19. Es ist leichter, einen Sack voll Flöhe zu hüten als ein junges Mädchen.

20. Wenn der Bettelmann nichts haben soll, verliert er's Brot aus dem Sacke.

21. Das Licht hat einen Dieb (= eine grosse Schnuppe); in Nassau sagt man: Es sitzt ein Jüd auf dem Licht.

22. Pastors Kinder und Müllers Küh.
Wenn sie geraten, ist's gut Vieh.

23. Wer weiss, wo Fuchs ist, wenn's Gras wächst.

24. Er hält sich an den Trunk wie die Stöffiner Kühe, sagt man von einem Trunkenbold. — In Stöffin reicht jedes Grundstück bis an den flachen See heran. Waren nun die Kühe auf der Weide, so gingen sie oft so weit in den See hinein, dass sie nur noch mit dem Kopfe aus dem Wasser herausragten.

25. Das merkt ein Pferd, und wenn's ein Schimmel ist.

26. Wenn die Pferde und Kühe gut stehen und die Frauen gut sterben, wird der Bauer bald ein reicher Mann.

27. Zerbrochenes Glas bringt bald eine Braut in's Haus.

28. Bei dem einen fällt die Liebe auf ein Rosenblatt, bei dem andern auf einen Kuhpladder.

29. „Es will sich jemand erhängen und kann keinen Strick finden; darum heult der Sturm so lange,“ sagt man, wenn der Sturm mehrere Tage hintereinander recht hohl heult.

30. Der Bauer spricht beim Obstessen:

Geft mi dat ôk kêne Kraft in die Knåken,
So hölt et mi doch det Nåslock åpen.

31. Wat dat för en lustget Lewen is, wenn de Perdstall dicht bi'n Kohstall is.

32. Er isst mit dem grossen Löffel (= Er ist zum Essen eingeladen).

33. Dat is en anner Kürn, seggt de Möller, wenn er in en Museköttel bitt.

34. Das kann einen Hund jammern.

35. Die Pferde, die so schnell aus dem Stall laufen, verlieren den Odem.

36. Wenn das Christkind ist geboren,
Haben die Rüben ihren Geschmack verloren.

37. Wenn sich die jüngere Schwester vor der älteren verheiratet, so sagt man von dieser: „Sie kommt auf den Backofen."

38. In Walsleben werden die Dummen nicht alle; denn es werden auf dem Schneefelde (einem sehr sandigen Ackerstücke), immer wieder welche ausgesät.

39. „Du hast dich gewiss an die grosse Zehe gestossen," sagt man zu einem, der etwas vergessen hat.

40. Der Schlesier sch..sst ein Loch höher, als er das .....loch hat (= er ist sehr hochmütig).

41. Die alten Böcke haben die steifsten Hörner (= sind am geilsten).

42. Er hat einen F.rz im Kopfe (= ist nicht recht bei Verstande).

43. Wenn die Mücken f.rzen wie die Elefanten, dann platzt ihnen 's Loch.

44. Ich kann kein Kind erzürnen, oder es muss mich mit Gewalt in den Hintern beissen.

45. Wenn der Schwanz steht, ist der Verstand im .rsche.

46. Der Teufel sch..sst immer auf den grössten Haufen.

47. „Der weiss den Hund zu führen, dass er ihm nicht auf den Strick sch..sst," sagt man von einem, dem alle Unternehmungen glücken.

48. Wem der Rock, der zieht ihn sich an.

49. Wer morgens vergnügt ist, hat am Tage Unglück.

50. „Das ist Verkehrt-Lindow," hört man in der Grafschaft oft sagen, wenn eine Sache nicht so ist, wie sie sein soll. Denn in Lindow steht die Kirche nicht wie in andern Orten, in der Mitte der Stadt, sondern an dem einen Ende; auch der Turm, die Kanzel und der Altar sollen nicht an der richtigen Stelle stehen. Auch sonst soll in Lindow vieles verkehrt gemacht sein. Dahin rechnet man namentlich die Entfernung des Rathausturmes, der der Stadt einst zur Zierde gereichte.

51. Besser twemål ut det Wåter treckt, as ênmål hinner de Hell (= Raum hinter dem Ofen) voer.

52. „He hätt de Katt' up den Schwanz träden," sagt man von einem, der sehr viel Unglück hat.

53. Holl, wat du häst, un nimm, wat du kriegen kannst.

54. Ein Bauer, der zu „sprichen" (= hochdeutsch zu reden) anfängt, bekommt aus Hohn zu hören: „Bist wohl nach Berlin gewesen, hast sprichen gelernt, hat dich zwiunzwinzig Dahlers gekostet.

55. Er ist hinterher, wie Lüdicke hinter der Ente.

56. Nun komme ich dahinter, wie Lüdicke hinter die Ente.

57. Hochmut müt Pein lieden.

58. „Dat was en kotten Öwergang“, seggt de Voss, as em 't Fell öwer de Ohren treckt wär.

59. Er (sie) is neilich as 'n oll Zick.

60. Oll Lüt sind wünnerlich; wenn't regnt, gåhn's in't Heun, un wenn de Sünn schient, bliewen's to Hus.

61. Je eher daran, je mehr davan.

62. „Da, Katt, häst'n Plötz“ (ein Fisch), erwidert man, wenn einer einem eine versteckte Grobheit sagt.

63. Oft strieken un wenig kieken, dat geft en glatten Mäjer.

64. Läuft einem ein kalter Schauer über den Rücken, so sagt man von ihm: „Der Tod läuft über sein Grab.“

65. Wo kein Dreck, da kein Speck.

66. Ein Mann kann mit vier Pferden nicht soviel fahren ins Haus,
Als eine Frau mit der Schürze trägt heraus.

67. „Es ist wohl eine Ratte in der Buttermilch ertrunken,“ pflegt man in der Prignitz zu sagen, wenn jemand ein allem Anschein nach fehlerhaftes Geschenk erhält. Zur Erklärung der Redensart dient folgende kleine Geschichte: Hans, ein kleiner Bauernknabe, ruft seinem älteren Bruder zu: „Fritz kumm rinn!“ Dieser antwortet: „Wat soll ik?“ Hans erwidert: „Bottermelk drinken.“ Aufs höchste verwundert, fragt Fritz: „Hotz, wo geit dat to?“ Die Antwort lautet: „Is Rott in verdrunken.“

Kleine Mitteilungen.

Ein paar volkstümliche Miscellen.

Von Wilhelm Schwartz.

Fast jede Sache erhält im Volksleben ihre typische Form. Selbst der Krebsfang, wie er bei Fackellicht vorgenommen wird, hat derartige. So wurde mir einst in Neu-Ruppin folgende Beschreibung eines solchen geboten, wie er sich dort abzuspielen pflege.

Sieht während des Fanges, der bei hereinbrechender Dunkelheit vor sich geht, wo die Krebse durch Kienfackeln geblendet werden, einer von den Leuten einen Krebs munter im Wasser herumschwimmen, und will dies seinen Kameraden schnell mitteilen, so ruft er: „Kîr sĕcht tër (tä)!“ Damit wissen alle, dass ein Krebs sich zeigt, und leuchten begierig nach der Stelle hin. Fällt nun der eingefangene Krebs dem soeben beglückten Krebsfänger wieder aus der Hand, — was bei einem einstündigen Fange doch immerhin einige Male geschieht, — so ruft dieser wehklagend aus: „Pütsch sĕcht tä!“ Das plätschernde Geräusch selbst, welches der wieder in das Wasser zurückfallende Krebs verursacht, wird durch:

„Bätsch sĕcht tä!“ bezeichnet. — Sucht dann der Krebs durch schleunige Flucht zu entkommen, so hört man die Worte: „Fück, Fück sĕcht tä!“ — Bei dem Knistern der von der Kienfackel, die Känspôhn genannt wird, in das Wasser fallenden Funken ruft alles: „Knätz, Knätz sĕcht tä!“

So verleiht das Volk allem, was es treibt oder um ihn vorgeht, ein lebendiges Gepräge, indem es ihm seine Gedanken unterschiebt.

Das gilt von der Stadt wie vom Lande. Noch immer summt es mir z. B. gelegentlich des Abends aus der Zeit meiner Ruppiner Wirksamkeit in den sechziger Jahren in den Ohren, wenn um 10 Uhr die Post nach Gransee abging, und der Postillon, ehe er in die Nacht hinausfuhr, sein Horn durch die Strassen schmetterte, dessen Klängen der Volkshumor dann die wehmütigen Worte unterlegte:

Ach du mein lieber Gott,
Muss ich schon wieder fort
Auf die Chaussee!
Hin nach Gransee!
Hin nach Gransee!

Spiegelte sich hierin der kleine Horizont der kleinen Stadt ab, so klang es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Berlin grossstädtisch-preussisch in dem Text an, welchen man dem Retraiteblasen bei den Kasernen des Abends um 9 Uhr noch in Erinnerung an das Jahr 1813 lange unterlegte, in dem es hiess:

Die Preussen haben Paris genommen,
Es werden bessere Zeiten kommen!
Trara! Trara! Trara!

Das Volk, Jung und Alt, ist eben bei allem, was ihm begegnet, frisch dabei, mit Leib und Seele, und so erhält das Unbedeutendste durch die menschliche Teilnahme, die es erfährt, eine Art poetischen Anhauch, welcher der einförmigen Monotonie des täglichen Lebens einige hellere Farben verleiht.

Sagen vom Sinichkopfe in Mais bei Meran.

Dr. B. Mazegger sagt in seinem Aufsatze: „Das alte G'schloss auf dem Sinichkopfe in Mais“ (Zeitschrift des Ferdinandeums 3. Folge 35. Band S. 293 ff.), dass an dieser prähistorischen Stätte viele Sagen haften. Der Güte des Verfassers danke ich zwei derselben, die ich hier mitteile.

I.

Hirten und Knechte vom nahen Hochplatter Hofe begegneten oft auf dem Fusssteige einsam wandernden Mönchen. Von den Leuten mit Ehrfurcht begrüsst, gingen die Pater stumm und ernst weiter und verschwanden plötzlich bei einer Biegung des schmalen Pfades.

Das Erscheinen der Pater ist hier um so auffallender, da derartige Sagen hier zu Lande nur an Klöstern und alten Hospizen haften.

II.

Die Sage von verschollenen Weinkellern ist durch die Sage bei Salurn (Grimm, Sagen, 2. Aufl. 1, 17; Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl. S. 292), von einem wein-

spendenden Ritter durch die Sage bei Juval (Sagen aus Tirol, 2. Aufl. S. 249), von einer weinbietenden Jungfrau durch die Sage „Das Fräulein von Windeck“ bekannt. In folgender Sage ist der entrückte Weinkeller und die Jungfrau in Verbindung und dazu kommt noch ein für die Meraner Gegend bezeichnender Zug:

„Einem jungen, frischen Hirten vom Maiser Freiberg, der auf dem Sinichkopf das Vieh hütete, erschien eine blühendschöne Frau in schneeweissem Gewande und winkte ihm freundlich, ihr zu folgen. Er gehorchte ihr und sie kamen zu einem mächtigen Thore, das er früher nie bemerkt hatte. Auf ihren Wink öffnete sich dasselbe und sie traten in einen grossen hochgewölbten Keller, welcher mit grossen Fässern gefüllt war, auch Truhen voll glänzenden Goldes standen herum. „Diesen Schatz,“ sprach die schöne Frau zum staunenden Hirten, „kann derjenige heben, der imstande ist, ein „Fassl“ Wein, ohne berauscht zu werden, auszutrinken.“

Da dachte sich der Bursche, hast wohl öfters soviel getrunken, als dies „Fassl“ haltet, und bist doch noch „gerade“ heim gekommen. Mutig ging er ans Werk, aber der Wein war höllisch stark, und obgleich er das Trinken von der Wiege an gewohnt war, stieg er dem Säufer in den Kopf, dass er taumelig wurde und neben dem Fässlein einschlief[1]).

Am nächsten Morgen wachte er in seinem Bette auf, ohne zu wissen, wie er heim gekommen sei. Oft trieb er noch das Vieh auf den Sinichkopf zur Weide, fand aber ungeachtet alles Suchens nie mehr das Kellerthor und sein Lebenlang sah er die schöne Frau nicht wieder.

Gufidaun, Mai 1892. Ignaz Zingerle.

Ignaz Zingerle von Summersberg.

Als ich im 1. Bande unserer Zeitschrift (S. 344) einige Worte der Erinnerung dem am 14. April 1891 verstorbenen Domherrn von Trient, Josef Zingerle widmete, hatte ich keine Ahnung, dass ich gleichen Nachruf sobald dem Bruder des Heimgegangenen, meinem lieben Freunde Ignaz Vincenz, schreiben müsse. Professor Ignaz Vincenz Zingerle Edler von Summersberg ist zum Schmerz seiner Familie und seiner vielen Freunde am 17. September 1892 zu Innsbruck verschieden.

Wir wollen uns hier[2]) auf das beschränken, was der vielfach thätige und um Tirol hochverdiente Mann für die Volkskunde seines Heimatlandes geleistet hat. Angeregt zum Sammeln der Sagen und Märchen seiner Heimat, des Burggrafenamts, ward Ignaz Zingerle schon auf der Schule durch den Pfarrer von Kuens, Josef Thaler, der ihn und seinen Freund Georg Gschwari mit Grimms Märchen bekannt machte, und durch seinen würdigen Oheim P. Pius Zingerle, der ihm Simrocks Rheinsagen lieh. Thaler und P. Pius forderten ihn auf, ähnliches zu versuchen, und auch Beda Weber ermunterte zur Sammlung.

1) Dies überrascht um so mehr, da es vor 50 Jahren hiess, ein Maiser oder Algunder Bursche müsse imstande sein, eine „Pazeiden“ (6 Liter) Weines auf einem Sitze zu trinken, „ohne sich etwas anmerken zu lassen“.

2) Vgl. meinen Nachruf in der Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung vom 1. Oktober 1892 Nr. 273. Hyac. Holland in derselben Beilage vom 22. September Nr. 264. L. v. Hörmann im Boten für Tirol und Vorarlberg vom 19. September Nr. 213. Auch die Innsbrucker Nachrichten vom 19. September, Nr. 213, brachten warme Worte des Andenkens.

So erschienen 1850 die Sagen aus Tirol, denen 1852 Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Zingerle, folgten. Ignaz hatte sich dazu mit seinem Bruder Josef verbunden, und geholfen hatte Bettina Baumgartner, die früh verstorbene erste Gattin unseres Freundes. Ein zweites Bändchen erschien 1854 zu Regensburg (zweite verm. Aufl. Gera 1870). Daran reihten sich Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, gesammelt und herausgegeben von Ignaz V. Zingerle 1857 (zweite vermehrte Auflage 1871), und Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol 1859, deren zweite stark vermehrte Auflage als Sagen aus Tirol 1891 die letzte grössere Arbeit von Ignaz war.

In diesen Büchern ist eine reiche Fülle von Sagen- und Märchenstoff aus dem deutschen Tirol mit fleissiger, reiner Hand zusammengetragen, und aus den Sitten und Meinungen des Volkes voll geschöpft worden. Die zweite Auflage der Sagen giebt zugleich Auskunft über die Verbreitung der einzelnen Stücke und sucht die Bedeutung derselben klar zu legen.

Von den philologischen, litterargeschichtlichen und mythologischen Arbeiten Zingerles, von seinen Schildereien aus Tirol und seinen Dichtungen schweigen wir an dieser Stelle.

Geboren ward er am 6. Mai 1825 zu Meran, studierte in Meran, Innsbruck, Marienberg, widmete sich dem Lehramt und war von 1850—59 Lehrer am Innsbrucker Gymnasium. Dann erhielt er die ord. Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Innsbrucker Universität, die er dreissig Jahre lang versah. 1890 trat er wegen Kränklichkeit in den Ruhestand und erhielt den erblichen Adel mit dem Prädikat von Summersberg, das von seinem Schloss Summersberg in Gufidaun bei Klausen entlehnt war. Am 17. September 1892 starb er in seinem Hause zu Wilten, dem Vorort von Innsbruck, tiefbetrauert von den Seinen, vermisst von den Besten in Tirol und beklagt von den Freunden auch draussen im Reich, denn er war ein wackerer Mann, rein von Gesinnung, treu und wahrhaft. Sein Andenken bleibt gesegnet. K. Weinhold.

Anmerkungen zu Zeitschrift II.

1.

Für die Tabelle der Farben, welche durch Herrn Direktor Prof. Dr. Schwartz in seinen Volkstümlichen Schlaglichtern III. (diese Zeitschrift II. S. 249) zusammengestellt wurden, erlaube ich mir, einen kleinen Nachtrag zu geben, in welchem man den meisten Bezeichnungen nicht das Volkstümliche absprechen kann, zumal sie sich an die auch dem Landvolke zunächst liegenden Gegenstände begrifflich anlehnen und deren Reihe ich wohl noch um einige vermehren könnte:

1. schwarz: kohlen-, mohren-, nacht-, tief-, tinten-, torf-;
2. weiss: alabaster-, bläulich-, blitz- (blank), gelblich-, grau-, käfer- (?), käse-, kalk-, leichen-, licht-, lilien-, marmor-, schleier-, schloh (schlohr)-, schmand-, schwanen-;
3. grau: eisen-, erbsen-, gries-, grün-, hecht-, katzen-, kater-, livree-, nebel-, perlen-, schmutzig-, schwarz-, staub-, wolfs-; Salz und Pfeffer: couleur de Muschel;
4. blond: erbsen-, ferkel-, gold-, hoch-, impertinent-, stroh-, tornister-;

5. gelb: ähren-, bohnen-, brand-, braun-, chrom-, fuchs-, geil-, indisch-, kack-, leder-, lehm-, leuchtend-, mais-, mohrrüben-, neapel-, pergament-, post-, schwamm-, stroh-, tornister-, wachs-; altgold; serin;
6. rot: blut-, brand-, bronze-, burgunder-, chrom-, cyclamen-, düster-, erdbeeren-, flammend-, fleisch-, Garibaldi-, glut-, hektisch-, hoch-, husten-, karmin-, kirsch-, knall-, lachs-, leuchtend-, licht-, matt-, nelken-, orange-, päonien-, postillon-, puter-, rost-, scham-, schreiend-, tief-, tulpen-, türkisch-, wein-; brique, roux, solferino, vermillon.
7. braun: bären-, bier-, braten-, brot-, damast-, erd-, floh-, gold-, käfer-, licht-, otter-, pfefferkuchen-, rost-, sepia-, tabaks (schmirgel)-, terracotta-, urnen-, zigeuner-;
8. grün: algen-, apfel-, blatt-, bronze-, enten-, epheu-, frosch-, jäger-, käfer-, katzenaugen-, korn- (Getreide, pré), kuhfladen-, laub-, myrten- pistazien-, preussisch-, reseda-, roggen-, russisch-, saat-, saftig-, satt-, Seladon-, Thee-, Veroneser-, weiden-, wiesen-;
9. blau: amethyst-, äther-, azur-, berliner-, blitz-, damast-, elektrisch-, flachsblüten-, flieder-, lapislazuli-, matt-, metall-, milch-, militär-, pfauen-, tauben-, tief-, tuch-, türkisen-, vergissmeinnicht-, wasch-; bleu terne, outremer;
10. lila: braun-, Dahlia-, flieder-, malven-, rötlich-, süsslila; ardoise, lie de vin, mauve.

Hoch-Paleschken. A. Treichel.

2.

Zu Bd. II. H. 3. S. 251. Unser Altmeister, Herr Direktor W. Schwartz, hat in seinen farbenprächtigen „Volkstümlichen Schlaglichtern“ auf der angegebenen Seite auch das Zählen des Volkes zum Gegenstande der Betrachtung gemacht, wie mir aber scheinen will, im einzelnen nicht ganz genau seine Meinung ausgedrückt, so dass eine Missdeutung unterlaufen könnte. Er sagt mit Hinblick auf das „Ausdenken der Zahl“: „Beim Zählen selbst treten dann verschiedene Repräsentanten grösserer Zahlen als Vertreter der Vielheit auf. Wie uns im gewöhnlichen Leben noch oft hundert oder tausend so gilt, gebrauchten die Römer trecenti, sescenti u. s. w.“ Allerdings, doch nur als relative Grössen- oder Vielheitangaben, regelmässig jedoch bei Übertreibungen, so z. B. wenn der in Notlage befindliche Südslave behauptet, es hätten ihn dreihundert Leiden (tri sta jadi) heimgesucht, oder er sagt, er habe es jemandem dreissigmal gesagt. Diese „Grundzahlen“ deuten durchaus kein unentwickeltes Zählungsvermögen an (mangelhaftes Ausdenken der Zahl), sondern sind für sich als Überlebsel zu betrachten. Die [Helden]schar (četa) bestand je aus dreissig Mannen (trides drugâ) und einem Hauptmanne, einem Adjutanten und einem Fähnrich. Die zehnfache Anzahl (300 Reisige) mit entsprechenden Führern bildete eine „grosse [Helden]schar“ (velika četa), dagegen sind 6000 Mann eine mala und 12 000 eine velika vojska (grosses Heer) oder silni narod (mächtiges, zahlreiches Volk), wofür parallel der Sänger trotz genauer Angabe der Heerzahl noch immer sagt nebrojeno vojske (zahlloses Heer) oder: da imbroja ni hesaba nejma (man kann sie nicht zählen und nicht berechnen).

Ausschlaggebend ist die Bequemlichkeit und häufig der Wunsch, sich einer jeden Zweifel ausschliessenden Deutlichkeit zu befleissigen, um Zeit zu ersparen. Man dürfte dies unter Umständen eine Sprachschlamperei des Alltaglebens nennen. Der Berliner Droschkenkutscher unterscheidet gewiss besser 24—56 als „zweitausendvierhundertsechsundfünfzig“. Der gleiche Zählungsbrauch hat sich auch im

Telephonverkehr in Wien entwickelt. Dagegen wenn man z. B. mit Nr. 1706 verbunden werden will, verständigt man die Centrale so 17—0—6; denn die Null wird stets besonders hervorgehoben. Beim K. K. Handels- und Landgerichte in Wien, wo in einem Jahre bei 500 000 Akten „einranschiert" (eingereiht) werden und häufig abgelegte Stücke aus dem Archive hervorzuholen sind, verlangt man in der Registratur z. B. 203, 678 so: 20—3, 6—78, oder zweihundertdrei, sechsachtundsiebenzig. In den grossen Modewarengeschäften hat jeder Ladendiener einen besonderen kleinen Block von eigener Farbe. Hat er einem Kunden eine Ware verkauft, so schreibt er den Gesamtpreis auf ein Blatt des Blocks, reisst es los, händigt es dem Käufer ein, indem er ihn zur Zahlstelle (Cassa) verweist, und schreit dem Kassierer kurz den Betrag zu, z. B. dreizehn vierzig, d. h. 13 Gulden 40 Kreuzer.

Die Bemerkung, dass Berliner Käuferinnen, selbst der höheren Stände, sowie Händlerinnen, nicht zu den Achteln hinabsteigen, sondern fordern bezw. kaufen ein halbes oder anderthalb Viertel (Schinken) zeigt uns, dass unser Altmeister wohl solchem Handel zugehört, doch nicht als Sachverständiger im Warenfache. Ein halbes Viertel Schinken ist ohne Bein, und zwar vom dicken Teil; ebenso das anderthalb Viertel[1]). Wo man wirklich misst, dort unterscheidet auch das Volk aller Stände genauer zwischen Viertel und Achtel. Man hört ja in unseren Gasthäusern oft genug den Gast bestellen: „ein Viertel mit" (Sodawasser) oder „ein Achtel mit" oder „ein Achtel ohne". Verlangt einer „zwei Viertel", so erhält er zwei Gläser mit je einem Viertel Wein darin. Wo immer es sich in der Welt um Geld und Geldwert handelt, sind die Menschen, selbst jene, die sich einen „primitiveren Charakter bewahrt haben", in der Regel mehr als erhaben über die „Anfänge des Erfassens der Zahlenverhältnisse".

3.

Zu Bd. II. Heft 3. S. 256. Herr Axel Olrik sagt in der Anmerkung: „Auch ein serbisches Volkslied, welches von dem Ursprung der Sitte des Schweigens in der slavischen Hochzeit handelt (Krauss, Volksglaube der Südslaven S. 8) scheint eine Akklimatisation des gemein-europäischen Märchens zu sein." Es sei mir hierzu eine Richtigstellung gestattet. Das Lied handelt keineswegs vom Ursprung der Sitte des Schweigens in der slavischen Hochzeit, es behandelt vielmehr einen besonderen Fall, wo die junge Frau das ihr durch den Brauch auferlegte Schweigen nicht eher bricht, als bis ihr eine Kerze, die sie in der Hand hält, bis zu den Fingernägeln herab niederbrennt. Dieses Lied, das ein mythendüftelnder Gelehrter als einen verkappten Sonnenmythus erklären zu müssen glaubte, giebt uns nur eine Erklärung für den Ursprung der südslavischen Redewendung: „dogorje ti svjec'a do nokata" (die Kerze brannte dir bis zu den Nägeln herab). Im übrigen kann bei diesem thatsächlich noch geübten Brauche unter Südslaven kaum die Rede von der Akklimatisation eines gemein-europäischen Märchens sein. Der Brauch ist auf die Exogamie der Sippen zurückzuführen. Die junge Frau muss sich als Fremde ihre Rechte in der neuen Sippe erst erschmeicheln durch blinden

1) Nicht bloss beim Schinken, sondern bei jedem Aufschnitt, z. B. auch bei Lachs, Wurst und Käse heisst es noch immer in Berlin „ein halbes Viertel" statt $^1/_8$ und „anderthalb Viertel" statt $^3/_8$ (Pfund). Ehe das Metermass in Gebrauch kam, hiess es entsprechend auch beim „Zeug" gelegentlich „anderthalb viertel Ellen".

W. Schwartz.

Gehorsam, Willfährigkeit und Arbeitsfreudigkeit Vor allem muss sie die schwere Kunst des Schweigens an den Tag legen; denn, wie es unzählige Male in den Guslarenliedern heisst:

u mlagjega pogovora nejma
beim Jüngern giebt es keine Widerrede.

Wien. Dr. Friedr. S. Krauss.

Pfingstlied

aus Meiderich, Reg.-Bez. Düsseldorf.

Vögelke geflogen, gestowen wall öwer de Rhîn,
wo die fette Farke sin.
Farke hewwe Statter,
Köj' hewwe Hönder,
Jüffers hewwe Tönder.
Üss der dann genne rîke Mann,
denn uss brâw watt gewe kann?
Gêw watt, hâl watt; —
ander Jôr wêr watt.
Bowen an die Feste,
do hange die langen Wöste.
Wenn die langen upp sind,
dann sind die kotten ett beste.
Låt datt Mest maar rije
dör die dicke Sije,
låt't noch 'n bêtje dieper gôn,
dann meent denn Bûr, die Katt heet't gedôn.
Die Katt üss belôgen,
denn Bûr üss bedrôgen.
Frau, låt uss niet länger stôn,
wë mutten noch 'n Hüsken wijer gôn!
Hier un dŏ un öwerall
sind de Mäk'sche Lüh noch all.

Statter Sterze, Schwänze — Hönder, Tönder: Horne, Thürme — genne kein — hål hole — wêr wieder — bowen oben — Feste sind die aus alten Schiffstauen durch Zerteilen gewonnenen Bändchen, deren man sich zum Anbinden der Würste bedient — Wöste Würste — kotten kurzen — Mest Messer — mâr nur — rije reiten — Sije Seiten, Speckseiten — bêtje bisschen — wijer weiter — Lüe Lüh Leute.

Karl Dirksen.

Ernst Ludwig Rochholz.

(Geboren den 3. März 1809 in Ansbach, gestorben den 31. Oktober 1892 in Aarau.)

Der Tod hat unter den deutschen Forschern im Volkstum heuer eine grosse Ernte gehalten. Am 16. April starb Matthias v. Lexer, am 15. August Reinhold Köhler, am 17. September Ignaz Vincenz v. Zingerle, und am 31. Oktober

E. L. Rochholz in Aarau. Mit ihm ist ein Forscher geschieden, der nicht bloss die Sagen, Spiele und Kinderlieder der Schweiz mit grossem Fleiss gesammelt hat, sondern auch vom historischen, kulturgeschichtlichen und mythologischen Standpunkt aus auf Grund der lebenden oder aufgezeichneten Volksüberlieferungen der deutschen und namentlich der alemannischen Lande in den ältesten Glauben und Gottesdienst, sowie in das Leben unseres Altertums überhaupt einzudringen sich bemühte, und, mit Fleiss und forschendem Blick begabt, viel Interessantes ausgeführt hat. Eine (wahrscheinlich nicht ganz vollständige) Zusammenstellung seiner Schriften und Aufsätze kann schon durch die Titel von seinen Leistungen eine Vorstellung geben.

I. Eidgenössische Lieder-Chronik. Bern 1835. 2. A. 1842. — Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert. Aarau 1856. 2 Bde. — Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Gesammelt und sitten- und sprachgeschichtlich erklärt. Leipzig 1857. — Naturmythen. Neue Schweizersagen. Leipzig 1862. — Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit Bd. 1. Deutscher Unsterblichkeitsglaube. Bd. 2. Altdeutsches Bürgerleben. Berlin. 1867. — Drei Gaugöttinnen, Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Sittenbilder aus dem germanischen Frauenleben. Leipzig 1870. — Deutsche Volks- und Heldenbücher. Leipzig 1875. — Die Schweizer Legende vom Bruder Klaus v. Flüe. Aarau 1875. — Aargauer Weistümer. Aarau 1876. — Tell und Gessler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen. Heilbronn 1877. — Die Aargauer Gessler in Urkunden von 1250—1513. Heibronn 1877.

II. Aufsätze *a*) in der Germania herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien.

Die Rute küssen, ein Abschnitt aus der deutschen Erziehungsgeschichte. I, 134—155. Zu den vier Dialogen von H. Sachs IV, 97—106. Ohne Schatten, ohne Seele. Der Mythus vom Körperschatten und vom Schattengeist. V, 69—94. 175—207. Gold, Milch und Blut. Mythologisch. VII, 385—428. Das Allerseelenbrod. 1. Das Kornopfer. 2. Das Kuchenopfer. XI, 1—29. Tell als Zauberschütze XIII, 39—58. Aus einem Briefsteller von 1492. XIII, 207—210. Schweizersagen von Weibertreue. XIII, 311—318. Heinrich Steinhöwel. XIV, 411. 12. Jakob Funkelin XIV, 412—415.

b) In der Zeitschrift für deutsche Philologie, herausgegeben von E. Höpfner und J. Zacher. Halle.

Das Tiermärchen vom gegessenen Herzen. I, 181—198. Der Storch nach Schweizer Volksglauben. I, 344—350. Ein schlechtes Tüchlein sein. I, 459—465. Mundartliche Namen des Kretinismus. III, 331—342. Nibelungen in oberdeutschen Urkunden. IV, 349—50.

c) In der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, herausgegeben von J. Wolf und Mannhardt. Göttingen.

I. 129—168. 363. Schweizerische Volksrätsel aus dem Aargau. II, 224—254. Aargauer Sagen und Legenden. IV, 103—140. Aargauer Besegnungen. 283 bis 295. Hortsagen aus der Schweiz.

Aus dem Ötzthal.

Aus dem Buche des bekannten Tiroler Dichters und Gelehrten Adolf Pichler, Zu meiner Zeit, Schattenbilder aus der Vergangenheit (Leipzig, Liebeskind, 1892) heben wir zwei bedeutende Erzählungen heraus, wichtig für die Kenntnis des Tiroler Bauern.

Ad. Pichler schreibt S. 37 des genannten Buches:

„Ich will eine kleine Geschichte erzählen, die ich der Mitteilung des bekannten Pfarrers Adolf Trientl verdanke. Zu hinterst im Ötzthal, mitten unter Gletschern, liegt das Dorf Gurgl. Wie überall im Oberland, ist auch hier die Güterzersplitterung Erbrecht und Vätersitte. Auf der geteilten und beim Zuwachs der Bevölkerung wieder geteilten Scholle kann sich kaum mehr eine Familie zur Not erhalten und so entsteht ein trauriges Bauernproletariat. Als nun die Bewohner jenes Dorfes sahen, wie das Elend mit jeder Geburt fort und fort wuchs, traten an einem Sonntag Jünglinge und Jungfrauen vor den Altar und machten das feierliche Gelöbnis, nicht mehr zu heiraten. Sie haben es hoch und heilig gehalten; dadurch kam alles wieder in das Gleichgewicht. Der Pfarrer hatte auch nicht ein uneheliches Kind zu taufen. — —

Weil ich im Erzählen bin, noch ein Geschichtchen aus dem Ötzthal. Muren hatten das Gütlein eines armen Bauern überschüttet. „Was nun thun," rief das Weib schluchzend und zeigte auf die Kinder. „Müssen wir schon betteln gehn," antwortete der Mann, „so wollen wir es thun, wenn die da schlafen, damit wir uns vor ihnen nicht zu schämen brauchen." — Da fiel aus den grauen Wolken, die ihnen die Verwüstung geschickt, plötzlich ein heller Sonnenstrahl in die Stube .... Sie haben nicht gebettelt, sondern bei magerer Brennsuppe und trockenem Türkenwirler die Steine fortgeschleppt, Block um Block, den Schotter weggeführt, Schubkarren um Schubkarren, und ihre Felder gedeihen jetzt wie in den besten Zeiten. Das ist sittliche Grösse!"

Aus Oberinnthal.

Wenn im Oberinnthal ein Bursch von seinem Mädel Abschied nimmt, um nach Arbeit zu wandern, so küsst er einen Stein. Sie nimmt ihn mit in ihre Kammer und bewahrt ihn zu treuer Erinnerung, bis der Schatz im Herbst heimkehrt. Adolf Pichler, Zu meiner Zeit. Leipzig 1892. S. 310.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Berlin, Freitag, den 24. Juni. Herr Professor M. Rödiger sprach über neue Aufstellungen auf dem Gebiete der deutschen Mythologie, nannte und charakterisierte einige der jüngsten Publikationen, verweilte besonders bei dem Werke über deutsche Mythologie von Prof. H. E. Meier, polemisierte gegen dessen Methode und wies an Einzelnheiten das Gewaltsame oder Misslungene seiner Erklärungen nach.

Hr. Dr. U. Jahn sprach über das auf der Worlds Columbian Exposition in Chikago zu errichtende deutsche Nationalmuseum, gab die Geschichte

des ganzen Unternehmens und entwickelte seinen Plan; das Museum wird demnach Abteilungen für Prähistorie mit Nachbildung deutscher Haustypen aus Dorf und Stadt, für die Entwickelung des Waffenwesens, für deutsche Trachten (die Figuren vereint zu einem Gruppenaufzug um Germania und die Heldenkaiser) enthalten; ausserdem legte er vor eine stattliche Reihe von Neuerwerbungen, Halliger Silbersachen, Frauenkopfputz aus dem Wendlande u. dgl. m.

Freitag, den 28. Oktober. Hr. Geheimrat Prof. Dr. K. Weinhold sprach über den Wettlauf im deutschen Volksleben: der Vortrag wird in der Zeitschrift abgedruckt werden.

Hr. Stadtrat E. Friedel sprach über Taufgebräuche und Taufschüsseln in Norddeutschland, stellte die Veränderungen des alten Taufritus fest und wies eine Reihe von Taufschüsseln des XVI. und XVII. Jahrhunderts meist märkischer Kirchen, heute im Besitz des Märkischen Provinzialmuseums, vor, wobei er Schmuck und Inschriften derselben erörterte.

A. Brückner.

Litteratur des Jahres 1891.

Von Dr. **Max Laue.**

(Schluss.)

Die Völker der aussereuropäischen Erdteile.

I. Asien.

A. Mittelländische Rasse.

1. Indogermanen.

a) Allgemeines (Arier).

Penka, Die Entstehung der arischen Rasse. (Ausland 64, Nr. 7—10.)

Nicolucci, Gli Aryi e le Origini europee. (Atti dell' Academia Pontaniana 21, 150.)

Krause, (Carus Sterne), Tuisko-Land der arischen Stämme und Götter-Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Mit 76 Abb. im Text und einer Karte Glogau, Carl Flemming. XI, 624 S. gr. 8°.

Müller, Noch einmal die Urheimat der Indogermanen. (Ausland 64, Nr. 31.)

Schmidt, Johs., Noch einmal die Urheimat der Indogermanen. (Ausland 64, Nr. 27.)

Alexander **William**, Earl of Crawford and Balcarres (Lord Lindsay), The creed of Japhet, that is of the race popularly surnamed Indogermanic or Aryan, as held before the period of its dispersion, ascertained by the aid of comparative mythology and language. Print for priv. circulation. London, Clowes & sons. XLVII, 829 S.

Veckenstedt, Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. (Zeitschr. f. Volksk. S. 121, 172.)

Böttger, Sonnencult der Indogermanen (Indoeuropäer, insbesondere der Indoteutonen aus 125 hebräischen, griechischen, lateinischen und altnordischen Original- und 278 sonstigen Quellen geschöpft und erwiesen. Breslau, Freund. XXXII, 167 S. Mk. 3,50.

Vedic Hymns, Transl. by Max Müller. P. 1. Hymns to the Maruts, Rudra, Vâyu and Vâta. Oxford. [The sacred Books of the East transl . . . vol. XXXII.]

Hillebrandt, Vedische Mythologie. 1. Bd. Soma und verwandte Götter. Breslau, Koebner.

Henrychowski, Zebaoth I. im Verhältnis zu Zaba-Zebaoth II. und Zeba homarom. Original-Etymologie der indogermanisch-christlichen und d. hebräisch-alttestamentlichen Hauptgottesnamen, dritter Essay. Ostrau. 24 S. 4°. Mk. 1,—.

Windisch, Über den Sitz der denkenden Seele, besonders bei den Indern u. Griechen u. eine Etymologie von gr. πραπίδες. (Bericht Verh. kgl. sächs. Ges. Wissensch. z. Leipzig. Phil.-hist. Kl. H. 2. 3.)

Steyrer. Ursprung der Sprache der Arier. Wien 1891, Hölder. V, 175 S. M. 5,20.

Zeitschrift für Sprache:

Indogermanische Forschungen. Zeitschrift für indogermanische Sprach- und Altertumskunde, herausgegeben von Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg, mit dem Beiblatt: Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde, herausgegeben von Wilhelm Streitberg. 1. Band, Strassburg, Trübner 1891. X u. 546 S., IV. u. 206 S. Mk. 16.—.

Inhalt: K. Brugmann und W. Streitberg, Zu Franz Bopp's hundertjährigem Geburtstage. — H. Hirt, Vom schleifenden und gestossenen Ton in den indogermanischen Sprachen. I. Teil. — R. Schmidt, Zur keltischen Grammatik. — K. Brugmann, Lat. velimus, got. vileima und ags. earð. — W. Streitberg, Betonte Nasalis sonans. — A. Noreen, Über Sprachrichtigkeit (für deutsche Leser bearbeitet von A. Johannson). —

E. Maas, Ἶρις. — K. Brugmann, Etymologisches. — Ch. Bartholomae, Arica I. — O. Wiedemann, Got. hrōt. — H. Hirt, Vom schleifenden und gestossenen Ton in den indogermanischen Sprachen. II. Teil. — A. Johannson, Zu Noreens Abhandlung über Sprachrichtigkeit. — O. Wiedemann, Zur Gutturalfrage im Lateinischen. — O. Wiedemann, Got. saihvan. — W. Streitberg, Der Genetiv Pluralis und die baltisch-slavischen Auslautgesetze. — Ch. Bartholomae, Griech. ὄνομα > ὀνόματος. — G. Meyer, Etymologisches. — R Thurneysen, Das sog. Praesens der Gewohnheit im Irischen. — Fr. Stolz, Lat. strufertārius. — J. Wackernagel, Über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung. — O. Wiedemann, Got. fairguni. — S. Bugge, Beiträge zur etymologischen Erläuterung der armenischen Sprache. — R. Thurneisen, Der irische Imperativ auf -the. — H. Hirt, Die Urheimat der Indogermanen. — Ch. Bartholmae, Arica II. — J. Strachan, Lat. perendie. — K. Brugmann, καταβῶσαι bei Herodas. — H. Lewy, Kyprisches. — O. Wiedemann, Gotische Etymologien. — W. Streitberg, Anord. tyggja und Verwandtes. — Sachregister. — Wortregister.

Bartholomae, Arisches und Linguistisches. S. A. aus den „Beiträgen z. Kunde der indogermanischen Sprache. 15. u. 17. Bd. mit ausfürlichen Indices versehen. Göttingen, Vandenhoeck. IV, 179 S. Mk. 5,—.

Brugmann, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. 2. Hälfte, 1. Lief. gr. 8°. [384 S.] M. 10,—.

Bartholomae, I. Indogermanisch sk und skh. — II. Altindisch āsīs lateinisch erās. Halle a. S., Niemeyer. A. u. d. T.: Studien zur indogerm. Sprachgesch. II. (VIII, 262 S.) M. 7,—.

Arnold, Das Alter des z-Lautes in den indogermanischen Sprachen. Würzburg, Ing.-Diss. 23 S.

b) Einzelne Völker.

(Hindu, Perser, Kurden, Armenier.)

α) Äussseres Leben.

Bellet, Les congrès nationaux dans l'Inde. (Rev. scient. 8. août 1891.)

Risley, The tribes and castes of Bengal. Anthropometric data. Vol. I. II. Calcutta, Bengal Secretariat Press.

Tanner, Notes on the Inhabitants of the Himalayas. (The Scottisch geogr. Magazine 7, 581.)

Capus, Groupement ethnique des peuplades dans la région prépamirienne. (Rev. de géogr. 29, 433.)

Bose, The Hindus of Puri in Orissa and their religion. (Calcutta review. (CLXXXV, 108 bis 114.)

D'Penha, Folklore in Salsette Nr. 9: The Patel's Youngest Daughter-in-Law. (The Indian Antiquary. May.)

Ostroumów, Geografija Turkestanskago kraja. Wyd. 2 z mapa Samarkand. 93 S. 40 Kop.

Bogdanoff, Notes anthropométriques sur les indigènes du Turkestan (L'Anthropologie II.[1])

Pantiuchow, Kurdy i Karapapahi. Etnografičeskaja zamětka (Przedruk z garety Kavkaz.) Tyflis. 26 S. [Über die Kurden.]

v. Hellwald, Land und Volk der Kurden (Oesterr. Monatsschr. für d. Orient 17, Nr. 8. 9.)

Barchudarian, Die Armenier u. ihre Nachbarvölker in der Türkei. (Ausland. Nr. 20ff.)

v. Zwiedinek, Türkisch Armenien u. seine Bewohner. (Oesterr. Monatsschr. f. d. Orient. 17, Nr. 3. 4.)

Valentin, Bericht über meine Reise nach Tiflis u. d Teilnahme an d. Radde'schen Expedition in den Karabagh-Gau. Sommer 1890. (Bericht d. Senckenberg. naturf. Gesellsch. S. 159.)

Chantre, A travers l'Arménie russe (Karabagh, Vallée d'Araxe, Massif de l'Ararat...): Le tour du monde 1891[2], S. 225f., 369 bis 416.

Leitner, On the Ethnological Basis of Language, with special reference to the Customs and Language, of Hunza. (Journ. anth. Inst. Great Britain 20, 204.) [Afghanen am Hindu Kusch.]

Harnisch, Badghis, Land u. Leute. Nach den geographischen Ergebnissen der Afghanischen Grenzkommission von 1884—90. 4°. Progr. Berlin. 20 S.

Dymock, Narcotics and Spices of the East. (Journ. of the Anthrop. Soc. of Bombay II[1].)

Die **Künste** bei den Siaposch (Zentralasien.) (Globus 59, 224.) [arische Bewohner von Kafiristan.]

Ceyp, Persische Städtebilder. (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik 13. 359.)

L'agriculture dans l'Hindoustan. (L'économiste franç. 1891[1], 524.)

T. N. M., The plantain: its history, cultivation and folk-lore. (Calcutta Review CLXXXIII, 57.) [eine Pflanze: Musa?]

Potocki, Notatki myśliwskie z Indji. Kraków. 149 u. 1 S. z 13 rycinami. Drukowane jako rekopis. [Jägernotizen]

Murli Manohar, The Industries of ancient India. (The nineteenth Century 30[2], 71.)

β) Inneres Leben.

Kohler, Altindisches Prozessrecht. Mit einem Anhang: Altindischer Eigentumserwerb. Stuttgart, Enke. 56 S. Mk. 3,—

—, Die Gewohnheitsrechte der Provinz Bombay. (Zeitschr. f. vergl. Rechtsw. X[2].)

King, Die Frau eines Civilbeamten in Indien. Ein Tagebuch 1877—1882. A. d. Engl. v. A. Thiele. Berlin, Mitscher & Röstell. VII, 445 S.

Winternitz, Das altindische Hochzeitsrituell nach dem Apasta-mbīya-Gṛihyasūtra nebst einigen verwandten Werken Mit Vergleichung der Hochzeitsbräuche bei den übrigen indogermanischen Völkern. [Aus: Denkschr. der k. Ak. der Wiss. XL.] Wien, Tempsky. imp. 4°. 114 S. Mk. 6,—.

Patell, Towers of Silence in India. (Journ. of the Anthr. Soc. of Bombay II[1].)

Romesh Chunder **Dutt**, A History of Civilization in Ancient India, based on Sanscrit Literature. People's Edition. Complete in one volume. Calcutta. Thacker, Spink & Co.

Mihira, Varâha: The Pañchassddhântikâ. Astronomical work. The text, ed. with an original commentary in sanskrit and an english translation and introduction by G. Thibaut ... and M. Sudhâkara Dvivedî. Benaris, Leipzig, Koehler. LXI, 275 S. 4°. M. 16,00.

Certeux, La Bataille des Roses en Orient. (Rev. des trad. 6, 483) [in Persien und Indien].

Lyall, Natural religion in India. The Rede Lecture delivered in the senate house on June 17. 1891. Cambridge, University press. 1 sh., 64 S.

Guru Proshad Sen, A reply to my critics: or what is Hindu religion? (Calcutta Review CLXXXV, 158—185.)

Bhuttacharjee, The hindu doctrine of spiritual benefit. (ib. 186, 276.)

de **la Vallée Poussin**, Des impuretés et des purifications dans l'Inde antique. (Mémoires couronnés par l'acad. d. Belgique 44.)

Nil Kanta Chatterjee, Kulinism amongst the Brahmins in Bengal. (Calcutta Review CLXXXV, 127.) [Religiöse Sekte.]

Gengnagel, Volksglaube und Wahrsagerei an der Westküste Indiens. Nach eigener Erfahrung u. Aussprüchen der Astrologen in Nord-Kanara zusammengestellt. (Ausland 64. Nr. 44.)

Aberglauben contra Aberglauben in Indien. (Globus 59, 64.)

Das indische **Mundschloss**. (ib. 365.)

Die **Schlangenverehrung** in Indien. (ib. 384.)

The **Astângahṛidaja.** A compendium of the Hindu system of medicine comp. by Vagbhah. With the Comm. of Arunadatta ... Revised ... by Aṇṇâ Moresvar Kunte, 2. rev. ed. Bombay, Nirnaya-sagar Press. 2 Bl., 3, 29, 51, 588 S. 4°.

The **Raja** of Jasin, Legende and Songs of Chitral. (As. Quarterly, January 1891.)

Leumann, Die Legende von Citta und Sambhūta. (Wiener Zeitschr. für Kunde d. Morgenl. 5, 111.)

Rehatsek, On Supertitions of the Goa people from Portuguese sources. (Journal of the Anthrop. Soc. of Bombay II[1].)

Ahmed-Bey, La Société persane: III. La Religion et les Sectes religieuses (La nouvelle revue 73, 523.)

Hillebrandt, Zarathustra und der Zendavesta. (Nord u. Süd 59, 43.)

Hovelacque, Le Pont des morts en Perse. (Rev. des trad. 5, 488.)

Patzig, Zur Geschichte der Herzmäre. (Friedrichs-Gymn. Progr. Berlin.) [Indische Sage.]

Powell, Study of Indian language. (Science, February.)

Roberts, Sub-Himalayan. A grammar of the Khasi language. For the use of schools. London, Paul, Trench, Trübner. (Trübner's collection of simplified grammars ... ed. by Rost.) XX, 209 S.

Beames, Grammar of the Bengali Language, literary and colloquial. Oxford, Clarendon Press. 4 sh, 6 d.

Geiger, Lautlehre des Balūči mit einem Anhange über Lehnwörter im Balūči = Abh. bair. Ak. d. Wiss. I. Cl. XIX B. II Abth. München, Franz. 68 S. 4°. M. 2,—.

Bugge, Beiträge zur etymologischen Erläuterung der armenischen Sprache. (Zeitschr. vrgl. Sprachf. XXXII, 1.)

Bergaigne et **Henry**, Manuel pour étudier le Sanscrit védique. Précis de grammaire-chrestomathie-lexique. Paris, Bouillon. XVII, 336 S. 8°. Mk. 9,60.

Misteli. Neupersisch und Englisch. Gelegenheitsschr. Zürich. 8 S. 4°.

Burgess, Mapping and Place-Names of India. (The Scottish geographical Magazine 7, 357.)

Christian, On some names of places in Bihar: their origin and history. (Calcutta review CLXXXIII, 37.)

Jacobi, Indra. (Zeitschr. f. vergl. Sprachf. v. Kuhn. 31, 316.) [Namensdeutung.]

Ullal Narasinga Rao, A Kisamwâr glossary of Kanarese words. Mangalore: pr. at the Basel missions press. VI S., 1 Bl., 224 S., 1 Bl.

Reed, Hindu literature; or the ancient books of India. Chicago, Griggs. XVIII, 410 S.

Segel, Indische Volksmärchen II. (Globus, nr. 19.)

Roussel, Étude sur le Mahâbhârata [indisches Volksepos.] (Le Muséon X.[4])

Vinson, Le joueur et le roi, conte hindoustani (dakhnî): Rev. de ling. et de philol. comp. Oct.

Nottrott-Ranchi, Mundari- (Kol-) Lieder. (Z. f. Volksk. III, 381.)

Clouston, Persian Analogue of an Aesop's Fable. (Notes and Queries, 14. Mars.)

v. **Wislocki**, Märchen und Sagen d. Bukowinaer u. Siebenbürger Armenier. Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt. Hamburg, Verlagsanst. 1891 (Umschlag: 1892.) VIII, 188 S. M. 5,—.

2. Semiten.

a) Äusseres Leben.

Sayce, The races of the Old Testament. London, Religions Tract Society. 180 S.

Mann, Das Mujmil et-târikh-i ba'dnâdirije des Ibn Muhammed emîn Abu'l-Hasan aus Gulistâne. '[Fasc. I: Gesch. Persiens in den Jahren 1747—1750.]' Nach d. Berliner Handschrift, hrsg. u. mit einer Einl. u. m. Indices vers. Leiden, Brill. 47 und 72 S. [Die Indices berücksichtigen besonders d. Ethnographie.]

Ἀνατολικὰ μελετήματα. Περὶ Γιουρούκων ἐθνολογικὴ μελέτη ὑπὸ Μ. Τσακυρόγλου ἰατροῦ. Ἐν Ἀθήναις. 40 S.

Bent, The Yournanks of Asia Minor. (Journ. of Anth. Inst. XX[3].)

v. **Luzhan**, Die Tachtadschy Lykiens. (Arch. f. Anthr. XIX.)

Pinches, Upon the Types of the Early Inhabitants of Mesopotamia. (Journ. Anthr. Inst. Great Britain and Ireland XXI[2].)

Die **Hethiter**. (Mitth. u. Nachr. f. d. ev. Kirche in Russl. N. F. 24. Aug.)

Campbell, The Hittites: their inscriptions and their history. Vol. I. (VII, 399 S.) II. (IV, 349 S.) London 1891.

Sayce, Les Hétéens: histoire d'un empire. Preface and app. p. Menant. Paris, Leroux.

Degli **Hittim** o Hethei e delle loro migrazioni. '(La Civilità cattolica. 42. anno, 14 serie. 12, 397.)

Kaulen, Assyrien u. Babylonien nach den neusten Entdeckungen. 4. Ausg. Freiburg, Herder. XII, 286 S.

Winckler, Arabien vor dem Islam. (Vossische Zeitg. 1891. Nr. 213. Sonntagsblatt.)

Delattre, Les tombeaux puniques de Carthage (nécropole de Saint-Louis.) (Rev. archéol. III S., XVII, 52.)

Michajlowski, Drevnějšije centry prosvěščenija. Egipet i Haldeja. Moskwa. 69 S. — 85 Kop. [Die alten Culturcentren Egypten und Chaldäa.]

Vambéry, Culturelle und wirtschaftliche Bewegung in Persien. (Oesterr. Monatsschr. f. d. Orient. Februar.)

Friedrich, Die Holztektonik Vorderasiens im Altertum u. d. Hekal mat Ḫatti (Hettiter). Innsbruck, Wagner.

v. **Zmigrodzki**, Zur Geschichte der Svastika. (Arch. f. Anthr. 19.)

v. Zmigrodzki, Über das Svastika. (Int. Arch. f. Ethnogr. IV [4].)

Gulbelkian, La fabrication des tapis en Orient. (Rev. arch. III sér., XVII, 162.)

Zehnpfund, Babylonische Weberrechnungen aus den Tempelarchiven zur Zeit des Nabûna'id Königs von Babylon (555—538 v. Chr.) [Aus: Beitr. z. Assyr. u. vgl. semit. Sprachwissensch. H. 2.] Leipzig, Pries. 2 Bl., 32 S., 1 Bl. Ing.-Diss.

Heiden, Orientalische oder polnische Seidenstoffe? (Kunstgewerbeblatt N F. 2, S. 1.)

b) Inneres Leben.

Trovanelli, Le civiltà e le legislazioni dell' antico Oriente in rapporto alla famiglia. 1. Egitto e Caldea. Bologna, Zanichelli. 448 S. L. 8,—.

Kohler und **Peiser**, Aus dem babylonischen Rechtsleben. I II. Leipzig, Pfeiffer. 1890/91. 36 u. 80 S. — M. 2,00; 5,00.

Heller, De Cariae Lydiaeque sacerdotibus. [Aus: Jb. f. class. Phil. Suppl. Bd. XVIII.] Lipsiae, Teubner 2 Bl., S. 215—249. Jena Ing.-Diss.

Loisy, Études sur la religion Chaldéo-Assyrienne. (Rev. des Religions 1.)

Jensen, Die Kosmologie der Babylonier: Studien u. Materialien. Strassburg, Trübner, 546 S.

Jeremias, Jzdubar-Nimrod. Eine altbabylonische Heldensage. Nach den Keilschriftfragmenten dargestellt. Leipzig, Teubner. 81 S. — M. 2,80.

Braga, O Mythochaldec-Babylonico dos amores de Istar na tradiçao occidental: estudo sobre o cyclo romanesco de Juliana e Jorge. (Revista de sciencias naturaes e socias II [5].)

van **Mierlo**, L'astronomie chez les Chaldéens. (Het Belfort 1891, no 1.)

Hommel, Die Astronomie der alten Chaldäer. (Ausland, nr. 21. 22.)

Schreiber, Die gegenwärtige Lage des Islam. (Allg. Miss. Zeitschr. 18, 545.)

Syed Ameer Ali, The life and Teachings of Mohammed or the Spint of Islam. London, Allen.

Noeldeke, Zâr. (Zeitschr. d. deutsch morgenl. Ges. XLIV [4].) [Arabischer Aberglaube.]

Certeux, La Galette de pain, légende arabe. (Rev. des trad. 6, 152, 294.)

Czterdzieści podań. (Po arabsku.) Kazán. 8 S. [40 Legenden.]

Beiträge zur Assyriologie und vergl. semitischen Sprachwissenschaft. Hrsg. v. Delitzsch u. Haupt. II [1]. Lpzg., Hinrichs. — M. 17,—.

Bloch, Neue Beiträge zu einem Glossar der phoenicischen Inschriften. 1 Theil. Berlin, Zahn & Baendel. Leipziger Ing.-Diss. 45 S., 1 Bl. [Vollständig erschienen im Verlage v. Mayer u. Müller, Berlin.]

Huizinga, Analogy in the Semitic Languages III. (Amer. Journ. of Philology XII [2].)

Belser, Die babylonischen Kudurru-Inschriften. III Rawl. 41—45 nach den Originalen umschrieben, übersetzt u. erklärt nebst dem zum ersten Male veröffentlichten Text der Kudurru-Inschriften Nr. 101, 102, 103. Leipz. Ing.-Diss. [Erschien vollst. in Beitr. z. Assyriol u. vergl. semit. Sprachw. 2 Bd., 1 H.] Leipzig, Pries. 21 S., 15 autogr. Taf, 1 Bl.

Conder, Rude Stone Monuments in Syria. (The Scottich Review 17, 33.)

Glaser, Arabisch. (Ausland. nr. 50.)

Jewett, Arabic Proverbs and Proverbial Phrases. Diss. Strassburg. 96 S.

de **Bofarull**, Proverbis Arabes extrets d'un Manuscrit Catala del sigle XIV. Transcrit. Barcelona, Massó y Casas. 14 S.

Jensen, Das Wort Wein im Semitischen. (Zeitschr. d. deutsch morgenl. Ges. XLIV [4].)

Meissner, Babylonische Pflanzennamen (Zeitschrift f. Assyr. VI [3].)

Basset, Contes arabes et orientaux: V. Le Dépositaire infidèle. VI. Les Cents nuits et le Kitab ech Cella. VII. L'Alhambra et le château de Kaouarnac. VIII. L'apprenti sorcier et le char de Sésostris. (Rev. des trad. pop. 6, 65, 302, 449, 678.)

3. Kaukasusvölker.

Sbornik materialov dlja opisanija městnostej i plemen Kavkaza. Zesz. 12-y. Tyflis. II, 11, 602 S. Z mapa etnograficzna. [Kaukasusvölker.]

Grevé, Das Gebiet von Suchum-kaléh. (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Nat. 13, 529) [betrifft die Abchasen (Tscherkessenstamm.)]

Heyfelder, Aus Transkaspien. Die Tiere der Steppe u. d. Civilisation. (ib. 13, 197.)

Levler, A travers le Caucase. Notes et impressions. (Biblioth. univ. et rev. Suisse 51, 92, 303, 533.)

Nadezdin, Opyt geografiy Kavkazskago Kraja. Tula. 297 S. 2 rub.

Andrejew, Ot Vladikavkaza do Tiflisa. Peterburg. 155 S. 60 Kop.

Erckert, Kopfmessungen kaukasischer Völker. (Arch. f. Anthr. 19.)

Dolbeschew, Ausgrabungen auf den Gräberfeldern von Kumbulte in Digorien (Kaukasus). Nebst Bemerkungen . . . (Mitth. d. anthr. Ges. in Wien XXI, 2. 3.)

v. **Seydlitz**, Die Feier des Neujahrs bei den Grusinern. (Globus 59, nr. 11.)

Hahn, Heilige Haine und Bäume bei den Völkern des Kaukasus. (Ausland, nr. 41.)

Miller u. v. **Stackelberg**, Fünf ossetische Erzählungen in digorischem Dialekt. Mit deutscher Übers., Glossar u. Anh. v. R. v. Stackelberg. St. Petersburg, akadem. Druckerei. 88 S.

B. Mongolen
(hier: Eskimos).

1. Äusseres Leben.

Bachfeld, Die Mongolen in Polen, Schlesien Böhmen und Mähren. Ein Beitrag zur Gesch. des grossen Mongolensturms. Innsbruck, Wagner.

Toung Pao, Archives pour servir à l'étude de l'histoire, de langues, de la géographie et de l'ethnographie de l'Asie orientale (Chine, Japon, Corée, Indo-Chine, Asie centrale et Malaisie). Rédigées par prof. G. Schlegel et H. Cordier. vol. II. Leiden, Brill. — M. 20,—.

Grazer, Ein Rassenkampf in der neuen Welt. (Nord u. Süd 59, 206.)

Die **Bevölkerung** Siams. (Deutsche Rundschau f. Geogr. 13, 420.)

Sergi, Crani Siamesi. (Bolletino della R. Accad. med. di Roma XVI 6.)

Bonvalot, De Paris au Tonkin à travers le Tibet inconnu.. Ouvrage contenant une carte en couleurs et cent huit illustrations gravées par le prince Henri d'Orléans. Paris, Hachette. 510 S. M. 20,—.

—, De Paris au Tonkin . . . (Le tour du monde 1891 2, 289 ff.)

Hocquard, Trente mois au Tonkin. (ib. 1891 1, 321—368.)

Zur **Bevölkerungsstatistik** von Japan. (Deutsche Rundschau f. Geogr. 13, 229.)

Exner, Japan. Skizzen von Land und Leuten. Leipzig, Weigel. 208 S. M. 20,—.

Dichtung und Wahrheit über Japan. (Preuss. Jahrb. 68, 843.)

Batchelor, Specimens of Ainu Folk-lore. (Transactions of the Asiat. Soc. of Japan. XVI, 2.)

Umlauft, Die Halbinsel Kamtschatka. (Deutsche Rundschau f. Geographie u. Stat. 13, 108.)

Koike, Zwei Jahre in Korea. (Int. Arch. f. Ethnogr. IV 1.)

Bang, Etudes oural-altaïques. Loewen, Istas. 15 S. Sep. Abdr.

—, Études . . . (Le Muséon X 4.)

Yadrinzew, Les races indigènes de la Sibérie, leur genre de vie et l'état actuel. Recherches éthnographiques et statistiques avec l'annexe de tables statistiques. St. Pétersbourg, Sibiriakow. 2 Rubel. 3 Bl., 308 S. gr. 8°. [Ausserdem auch russischer Titel, Text russisch.]

Mezów, Bibliografija Azii. Wykaz książek i artykułów o Azji w jezyku ruskim, oraz książek w jezykach obcych, dotyczacych stosunku Rosji do państw azjatyckich. Tom. I. Wschod wogóle. Chiny, Mandzurja, Mongoljaitd. Peterburg. 234 S. 8°. 2 Rub. [Bibliogr. v. Asien. Th. I.: Sibirien.]

L'exposition ethnographique de Sibérie. (Rev. scient. 1891 1, 243.)

Titov, Sibir v XVII věkě. Sbornik starinnych russkich statej o Sibiri i prilejaščich k nej zemljach. Sprilejaščich k nej zemljach. S prilojeniem snimka sostarinnoj karty Cibiri. Jzdal G. B. Julin. M. 1890 g; 8 D., str. XI, 216, XXII. [Sammlung von alten Schriften über Sibirien im 16. Jahrh.]

Radlow, Sibirskija drevnosti. Tom. I., zesz. I. Peterburg. [Sibirische Altertümer.]

Titov, Sibir v. XVII vêkê. Sbornik starinnyh russkih statej o Sibiri i prileżaščih k nej zemljah. Moskwa. [Sibirien im 17. Jh.]

Prik i Bielajew, Vladivostok i južno-ussurijskij okrug. Peterburg. 96 S. 1 Rub. [Wladivostok und das südrussische Gebiet.]

Plaksin, V Južno-Ussurijskom kraě i na dalnem Vostokě. Vospominanija ... (Russkaja Starina 71, 593—608) [südussurisches Land.]

Jzvěstija Obščestva archeologii, istorii i etnografii pri imperatorskom kazanskom universitetě. Tom. IX². Kazan 1891. 289 S.: Smirnów, Permjaki. Istoriko-etnografičeskij očerk. (Na obertkě IX kn. Russkoj Stariny' izl. 1891 g.) [Permjaken.]

v. Aurich, Die Fremdstämme an der russischen Küste des stillen Oceans. (Forts.) (Ausland 34.)

Baranov, Na rěkě Amurě b. 1854—1855 gg. Vospominanija oficera iz otrjada N. N. Muraveva (Russkaja Starina 71, 327—354.) [Auf dem Flusse Amur.]

Hahn, Die grosse Kabarda und die Berg-Tataren am Elbrus. (Allg. Zg.ᴮ Nr. 220.)

Rink, The Eskimo Tribes. Their distribution and characteristics, especially in regard to language. With a comparative vocabulary and a sketch-map ... With Supplement. Vol. I. II. Copenhagen—London 1887 bis 1891.

Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autor. deutsche Übers. von M. Mann. Hamburg, Verlagsanst. 1. Bd. 400 S., 4 Karten. M. 10,—. 2 Bd. in 20 Lieferungen à 1 Mk.

—, Eskimoliv. Med ill. af O. Sinding. Kristiania, Aschehoug & Co. VIII, 293 S. 1 Bl.

—, La première traversée du Grönland. (Le tour du monde 1891¹. 129—208.)

Mecz, Grenhandija. Geograf. očeck strany i razskaz o putešestviy F. Nansena. Moskwa. 104 S. 50 Kop.

Nansen, Grönlandsfahrten. (Det Norske Geografiske Selskabs Årbog I.) (1891.)

Rosset, Fischreichtum, Fischfang, Fischbereitung u. Fischersitten in Hinterindien. (Ausland 64, nr. 27.)

Theekultur in Asien. (Deutsche Rundschau f. Geogr. 3, 569.)

Haberlandt, Über Nephrit- u. Jadeitgegenstände aus Zentralasien. (Annal. d. k. k. naturhist. Hofmuseums. VI. Wien.)

Metallener **Zierrat** an Siamesischen Palästen. (Kunstgewerbebl. N F. 2, 158.)

Keitah Goh, Die japanische Kleidung. (Oesterr. Monatsschr. für d. Orient 17, 3 bis 4.

Jacobsen, Pfeilspitzen der Eskimos in Alaska. (Ausland 64, nr. 16. 17.)

Andree, Die Skulpturen der Eskimos. (Globus 59, 348.)

Rathgen, Japans Volkswirtschaft u. Staatshaushalt. Mit einer Karte von Japan. Leipzig, Dunker & Humblot M. 18,—. (Staats- und socialwissensch. Forschungen. 10⁴.) (XX, 785 S.)

Hirai, Über die landwirtschaftlichen Verhältnisse Japans m. Berücksichtigung d. Grundsteuer u. d. landwirtschaftlichen Credits. Jena, Frommann. X, 77 S. Ing.-Diss.

Lapied, Le passage des rapides du haut fleuve Rouge du Tonkin. (Rev. scientif. 1891¹, 467.)

Seidel, Handel u. Wandel in Namdieh (Tongking). (Globus 60, nr. 23.)

Le **commerce** chinois et la concurrence entre la Chine et l'Hindoustan. (Écon. franç. 1891, 777.)

2. Inneres Leben.

a) Recht und Sitte.

Kishi, Das Erbrecht Japans. Göttingen, Kästner. 65 S. Ing.-Diss.

Masakiya Ogata, Beitrag zur Geschichte der Geburtshülfe in Japan. Freiburg i. B, Epstein. 48 S. 10 Taf.

* * *, Le Mariage in Chine il y a 25 siècles. (Le Muséon X⁴.)

de Groot, Die Hochzeitskleider einer Chinesin. (Int. Arch. Ethnogr. IV⁴.)

Hercouët, Les Funérailles d'un dauphin en Annam. (Rev. des trad. 6, 749.)

Schlegel, Chinesische Särge. (Int. Arch. Ethnogr. IV.)

Priklonski, Todtengebräuche bei den Jakuten. (Globus 59, 81.)

Bacon, Japanese Girls and Women. [vgl. Tägl. Rundschau 1891, nr. 197.]

Arendt, Die häusliche und gesellschaftliche Stellung der Frauen in China. (Deutsche Rundschau 69, 44.)

Faber, Die Stellung der Frauen in China. (Zeitschr. f. Missionsk 6, 89.)

Guinness, Im fernen Osten. Briefe ... Hrsg. v. ihrer Schwester. Autorisierte Übersetzung. Gotha, Perthes. (XVII S., 1 Bl. 168 S., 2 Bl., 1 Kart., 2 Portr.) Mk. 5,00.

Faber, Authentischer Sittenspiegel der Chinesen. (Zeitschr. f. Missionskunde. 6, 32.)

Stolpowska, Očerk istorii kultury kitajskago naroda. Moskwa. 473 S. [Geschichte der chinesischen Kultur.]

Culin, The Gambling Games of the Chinese in America. Fán Tán; the Game of Repeatedly Spreading Out; and Pák Kòp Piú, or the Game of White Pigeon Ticket. New-Vorkt, Hodges. 17 S.

Nascentes-Ziese, Leben in Japan. (Aus allen Weltteilen 22. Jg.)

Ritter, Japanisches I—III, IV—VI, VII. (Zeitschr. f. Missionsk. 6, 15, 78, 201.)

Schillbach, Otto Schmiedels Cultur- und Missionsbilder aus Japan. (Prot. Kirchenzeit. nr. 50, 51.)

Spinner, Tibetanisches aus dem britischen Himalaya. (Zeitschrift für Missionsk. 6, 129.)

Wrucewicz, Obitateli. Kultura i žizn v Jakutskoj oblasti. (Odb. z. Zapisek Russ. Geogr. Obščestva) Peterburg. 41 S. [Kultur und Leben in der Gegend von Jakutsk.]

Reichelt, Volksfeste in Birma. (Ausland 64, nr. 25,26.)

b) Religion und Aberglaube.

[hier Buddhismus.]

Silbernagel, Der Buddhismus nach seiner Entstehung, Fortbildung und Verbreitung. Eine kulturhist. Studie. München, Stahl VIII, 196 S. Mk. 3,—.

Wimpffen, Kritische Worte über d. Buddhismus. Wien, Konegen. 64 S.

Chaboseau, Essai sur la philosophie bouddhique. Paris, Carré. 252 S.

Gaur Dás Bysack, Notes on a Buddhist Monastery at Bhot Bágán (Howrah), on two rare and valuable Tibetan MSS. discovered there... (Journ. of As. Soc. of Bengal 59 [1], 50.)

Neumann, Das Sārasangaho, eines Kompendiums buddhistischer Anschauungen erstes Kapitel Text, Übersetznng, Anmerkungen. Leipzig, Kreising. 32 S., 1 Bl. Ing.-Diss. Leipzig.

—, Bouddhisme et christianisme. (Rev. crit. 25, nr. 47)

Levi, Le bouddhisme et les Grecs. (Rev. de l'hist. des rel. XXIII, nr. 1.)

de **Rosny,** La morale du Bouddhisme. Paris.

de **Harlez,** Les religions de la Chine. Aperçu historique et critique. Leipzig, Gerhard. 268 S. Mk. 6,00.

de Harlez, Les religions de la Chine. (1re partie: La religion des premiers Chinois, le Dieu suprême, Shang-Ti et le Ciel ou T'ien.) (Le Muséon 1891, no. 2.)

Happel, Die Religion in China IV. (Zeitschr. f. Missiousk. 6, 42.)

Legge, The sacred books of China. The texts of Tâoism transl. — Part I: The Tâo Teh King. The writings of Kwang-Zze. Books 1—17. II: 18—33. The Thâi-Shang Tractate of actions and their retributions. Append. 1—8. Oxford. (= The sacred books of the East ... vol. 39, 40.)

Die religiösen **Verhältnisse** des modernen Japan. (Tägl. Rundschau B no. 1063)

Chinesische **Geisterbanner.** (Globus 59, no. 12.)

Selbstaufopferung durch Feuer in China. (Zeitschr. f. Missionsk. 6, 212.)

de Rialle, Superstitions chinoises. (Rev. des trad. pop. 6, 117.)

Kindbettaberglauben der Chinesen. (Globus 59, 175.)

Correspondence respecting Anti-Foreign Riots in China. China: Nr. 3. 1891.

General **Gordon's** Events in the Taiping Rebellion. London.

Translations from the ‚Pekin Gazette' for 1890. (North China Herald, Shanghai 1891.)

Vossion, Nat-Worship among the Burmese. (The Journal of American Folklore IV, no. 13.)

Annales du Musée Guimet. Tome XVIII: **Avadâna-Cataka.** Cent légendes bouddhiques traduites du sanscrit par Léon Feer. Paris. 4°. 16 fr.

c) Sprache und Dichtung.

Rundall, Manual of the Siyin dialect spoken in the northern Chin Hills. Rangoon, by the Superintendent Gov. Print., Burma. 1 Bl., 47 S.

Gattinoni, Grammatica giapponese della lingua parlata, corredata d'un dialogario, raccontini e di alcuni proverbi popolari giapponesi illustrati. Venezia. VIII, 168 S. — L. 8,00.

Bourquin, Grammatik der Eskimo-Sprache, wie sie im Bereich der Missionsniederlassung der Brüdergemeinde an der Labradorküste gesprochen wird. Auf Grundlage der Kleinschmidtschen Grammatik der Grönländischen Sprache ... bearbeitet. London (Moravian Mission Agency) und Gnadau (Unitäts-Buchhandl.) 1891. (XX, 415 S.)

Arendt, Moderne chinesische Tierfabeln und Schwänke. (Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1[3]).

Legenden und Fabeln aus Tschitral (Innerasien) (Globus 59, 48.) [nach dem Originalaufsatz v. **Nizam-el-Malk**, Radscha v. Yasin in (Asiatic Quarterly Review. Jan. 1891.)]

Patkanow, Tip ostjackago bogatyrja po ostjackim bylinam i geroičeskim skazanijam. [Das Urbild des ostjakischen Helden nach den ostjakischen Märchen und Heldensagen.] Peterburg, Rickker. (1 Bl., II, 74 S., 1 Bl.) 4°.

Conrady, Das Hariçcandranrityam. Ein altnepalesisches Tanzspiel. Hab. Leipzig. 45 S.

C. Malayen.

Zeitschriften:

1. **Tijdschrift voor Neerlands-Indië.** Batavia. IV. Ser. 20[1.2]. 1891.
2. **Bijdragen tot de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië** ... Tijdschrift van het kgl. Institut voor de Taal-Land en Volkenkunde van Neerl. Indie. 5. Volgreeks. Bd. 6. s'Gravenhage 1891.
3. **Tijdschrift voor Indische Taal-, Land-en Volkenkunde,** uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen; ... Batavia. Bd. 34. 1891.
4. **De Indische Gids.** Staat-en letterkundige maandschrift. Amsterdam, 1891[1.2].

1. Äusseres Leben.

Baessler, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des ostindischen Archipels. (Int. Arch. f. Ethnogr. 4[2].)

Strubell, Reiseerinnerungen aus dem malaischen Archipel. I. In West-Java. (Bericht d. Senckenberg. naturf. Ges. S. 3.)

Niemeyer, De bevolking der voornaamste plaatsen van Java. (Tijdschr. v. h. Nederl. Aardrijksk Gen. II ser. 8, 947.)

Jacobs en **Meijer**, De Badoej's. Uitgegeven door het koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie. 's Gravenhage, Nijhoff. 4 Bl., 175 S.

Jacobs, Die Baduis. (Int. Arch. f. Ethnogr. IV, 3.) [auf Java.]

Posewitz, Die Badujs, eine Volksreliquie in Java. (Ausland Nr. 20.)

Elout van Soeterwoude, De opiumoloek op Java, door Ihr. Mr. W. E. v. S. bspr. door T. (Tijdschr. v. h. Nederlandsch Aardrijksk Genootschap. II ser, 8, 134.)

Roth, The Natives of Borneo. Edited from the Papers of the late Brooke Low. (Jour. Anthr. Inst. Great Brit & Irel. XXI[2].)

Credé, Aus holländisch Borneo. (Deutsche Kolonialzeit. N. F. 4, 185.)

Pleyte Wzn, Zur Kenntnis der religiösen Anschauungen der Bataks. 2. (Globus 60. Nr. 20.)

Baessler, Zwei Tage in Atjih. [Sumatra.] (Mitteil. Ges. Erdk. Berlin 18, 471.)

Sundermann, Der Kultus der Niasser. (Globus 59, 370.)

Foreman, The Philippine Islands. A historical ... ethnographical ... sketch of the Philippine archipelago and its political dependencies. London, Sampson Low. 495S.

Obispo de Oviego, La antigua civilización de las Islas Filipinas. (España nuova, Abil p. 86, Mayo 5, Junio p. 5.)

Blumentritt, Fluss- und Völkerkarte des mittleren Gebietes der Insel Mindanao. (Peterm. Mitteil. 37, V.)

Berghaus, Ein Ausflug ins Innere von Mindanao. Nach dem Bericht des spanischen Brigadegenerals Julian Gonzalez Parrado. (Aus allen Weltteilen 22. Jahrg., H. 12.)

Blumentritt, Die Eingeborenen der Insel Palawan und der Kalamianen. (Globus 59. 166, 181.) [Es finden sich 1) Negritos, 2) Negromalaien, 3) Malaien.]

Blumentritt, Die „Moros" der Philippinen. (Globus 60, no. 24.)

—, Die Maguindanaos. (Ausland 64, no. 45.)

v. Hellwald, Im Lande der Laoten. (Österr. Monatsschr. f. d. Orient 17 3. 4.

Martin, Exhibition of a Fire Syringe from Borneo. (Journ. anthr. Inst. Great Brit. 20, 331.)

Pleyte, Indonesisches Feuerzeug. [Verschiedene Arten Feuer anzumachen.] (Globus 59, 52.)

2. Inneres Leben.

Wilken, Over het Huwelijks- en Erfrecht bij den Volken van Zuid-Sumatra. 's Gravenhage, Nijhoff. 87 S.

Schultheiss, Ehe- und Erbrecht bei den Völkern von Süd-Sumatra. (Globus 60, 157 f.)

Pleyte Wzn, Zur Kenntnis der religiösen Anschauungen der Bataks. I. (Globus no. 19.)

Middel, Djoeroe bahasa melajoe-olanda. Woordenlijst maleisch-hollandsch. Batavia, Albrecht & Rusche. 382 S., 1 Bl.

Helfrich, Lampongsche raadsels, spreekwoorden en spreekwijzen, medegedeeld door O. L. H. (Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië 5, 6, 4.)

Kern, Opmerkingen over 't Galelareesch naar aanleiding der beknopte spraakkunst van M. J. v. Baarda. (ib. V, 6 4)

Brandstetter, Charakterisierung der Epik der Malaien. Originaluntersuchung. Luzern, Räber. 46 S. 4°.

D. Dravida und Papua.

Sastri, Folklore in Southern India. no. 37.

D'Penha, Folklore in Salsette X. (The Indian Antiquary, September.)

Schmidt, Ein Ausflug in die Anaimalai-Berge. [Südindien] 1. (Globus 60, no. 1. 2.)

Deschamps, Les Veddas de Ceylan et leurs rapports avec les peuples environnants, les Rhodias et les Singhalais. (L'Anthropologie II 3.)

Sarasin, Mitteilung über eine zweite Reise zu den Veddas von Ceylon. (Mitteil. d. Ges. f. Erdk. Berlin 18, 122.)

II. Afrika.

A. Allgemeines.

1. Äusseres Leben.

Sievers, Afrika. Eine allgemeine Länderkunde Leipzig, Bibliogr. Inst. VI, 468 S. — Mk. 10,00. [Darin: Bevölkerung S. 233 bis 276.]

Paulitschke, Übersicht über die Völkerlagerung auf dem Osthorn von Afrika. (Mitteil. d. k. k. geogr. Ges. in Wien. no. 9, 10.)

Hartert, Völkerverschiebung in Westafrika. Deutsche geogr. Bull. 14, 200.)

Sergi, Crani africani e crani americani. Considerazioni generali craniologiche e antropologiche. (Arch. p. l'anthrop. e la etnol. XXI 2, 215.)

Verrier, Pathologie des races noires. (Bull. soc. afr. de France. 1. fasc., 26—37.)

Buchholz, Charakterbilder aus Afrika. 2. Aufl. Leipzig, Hinrichs. IV, 122 S. M. 1,20.

Brincker, Südafrikanische Etymologieen. (Globus no. 3.)

Andree, Masken in Afrika. (Globus no. 14.)

Seehausen, Siedelungen in der Sahara. (Aus: Deutsche geogr. Bll. Bd. XIII.) Bremen, Schünemann. 1 Bl., 44 S., 1 Kart. Inaug.-Diss.

Schuchard, Die Kola-Nuss in ihrer kommerciellen, kulturgeschichtlichen und medicinischen Bedeutung geschildert. 2. verm. Aufl. Rostock, Koch.

Cameron, Le commerce en Afrique. (Bull. de la Soc. de géogr. d'Anvers. XV 3.)

Verkehrsmittel und Verkehrswege in Afrika. (Deutsche geogr. Bll. 14, 241.)

Jaeger, Die Verwendbarkeit des afrikanischen Elefanten. Ein Beitrag zur Kolonisationstechnik. Magdeburg, Grudzinski. 62 S., 1 Bl.

Reichard, Afrikanische Jagd. (Koloniales Jahrb. 46—65.)

2. Inneres Leben.

Specht, Afrikanische Sitten und Gebräuche. Ein volkstümlicher Vortrag. Leipzig, Thiele. 48 S.

v. Hellwald, Gruss in Afrika. (Magdeburger Ztg.)

Salmann, Afrikanisches Liebesleben. (Münch. Neueste Nachr.) [vgl. Tägl. Rundschau no. 119.]

Burial Customs on the West Coast of Africa. (The American Anthropologist. IV. 1. Jan. 1891.)

Kindermord in Assinie. (Westafrika) (Globus 59, 176.)

Schneider, Die Religion der afrikanischen Naturvölker. Münster i. W., Aschendorff. XI, 283 S. (= Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgesch. V. VI.)

Vercoutre, Sur quelques divinités topiques africaines.) Rev. arch III sér. vol. XVII, S. 156.)

Südafrikanische **Flussgeister.** (Globus 59, 239.)

Basset, Légendes africaines sur l'origine de l'homme VII—VIII. (Rev. des trad. pop. 6, 750.)

Zeitschrift für afrikanische Sprachen, hrsg. v. Büttner. [im Jahre 1891 nichts erschienen.]

Schleicher, Afrikanische Petrefakten. Ein Versuch, die grammatischen Bildungen und Formwurzeln der afrikanischen Sprachen durch Sprachvergleichung festzustellen. Berlin, Fröhlich. gr. 8°. V, 93 S. M. 3,00.

Seidel, Die Sprachverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten. (Koloniales Jahrbuch, 26 bis 45.)

B. Mittelländische Rasse.

1. Semiten.

de Fernex, Tunesie. (Bull. de la Soc. Neuchateloise de géogr. VI.)

Carton, Tunesie. Les mégalithes de Bulla Regia. Les alignements de la plaine de la Medjerdah et les sépultures du Djebel Herreh. (L'Anthropologie II[1].)

Meakin, An Introduction to the Arabic of Marocco. 61 S. London, Paul.

Rohlfs, Abessinien-Äthiopien. (Deutsche Rundschau f. Geogr. 13, 13.)

Bellucci, Documents per la Paletnologia dell' Abissina i Martelli o mazzuoli litici con foro rinvenuti in Italia. (Arch. per l'antrop. e la etnol. XX[3].)

Giudi, Proverbi, strofe e favole abissine. (Giornale della soc. asiat. ital. 5, 27.)

2. Hamiten.

Jauko, Die Barabra [in Nubien]. (Deutsche Rundschau f. Geogr. 13. 247.)

de Préville, L'Égypte ancienne. V. L'organisation du métier et les deux régimes urbains. (La science sociale. 6 année, tome IX p. 80.) VI. Les races étrangères dans la vallée du Nil. 1. Invasions venues des déserts par A. de Préville. S. 252.)

Brugsch, Das Museum von Gizeh. (Deutsche Rundschau 69. 351.)

Riegl, Spätantike Stickereien. (Kunstgewerbeblatt. N. F. 2, 127.)

Eyth, Das Wasser im alten und neuen Ägypten (Nachrichten aus dem Klub der Landwirte zu Berlin 1891 no. 280, S. 2174 bis 2180, 2185—2190.)

Amélineau, La morale égyptienne quinze siècles avant notre ère. Étude sur le papyrus de Boulay. no. 4. Paris, Leroux. 1892. 2 Bl., LXXXVIII, 261 S. (= Bibliothèque de l'École des Hautes Études. Sciences rélig. vol. 4.)

Amélineau, Un tombeau égyptien. (Rev. de l'hist. des réligions. 12e année, no. 2.)

Wiedemann, Observations sur quelques stèles funéraires égyptiennes. (Le Muséon 1891. no. 1.)

Schiaparelli, Il libro dei funerali degli antichi Egizani. Roma.

Certeux, Les Calendriers à emblèmes hieroglyphiques. Paris, Leroux. 33 S.

Strauss und **Torney**, Der altägyptische Götterglaube. Heidelberg, Winter. 410 S. M. 22,00.

Tiele, Geschiedenis van den godsdienst in de oudheid, tot op Alexander den Grood. Nieuwe, geheel omgewerkte en vermeerderde uitgave van „De geschiedenis van den godsdienst tot aan de heereschappij der wereddgodsdiensten.“ 1. deel. 1 helft. Amsterdam, v. Kampen. VIII, 201 S.

Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter, nach den Denkmälern bearbeitet. Leipzig, Hinrichs. 872 S. M. 16,50.

Renouf, The Egyptian ‚Ape' (Academy no. 1010. 1011.)

Brugsch, Die Alraune oder altägyptische Zauberpflanze. (Zeitschr. f. ägypt Sprache u. Altert. XXIX[1].)

Maspero, Les Forgerons d'Horus. (L'Anthropologie 1891, II, 401.)

Basset, L'Apprenti sorcier et le char de Sésostris. (Rev. des trad. pop. 6, 678.)

Brugsch, Die demotischen Formen zur Bezeichnung der alten Gewichtseinheit. (Ztschr. f. ägypt. Sprache u. Altert. XXIX[2]).

Lieblein, Hieroglyphisches Namen-Wörterbuch. Genealogisch und alphabetisch geordnet. Nach den ägyptischen Denkmälern hrsg. 3. Lief. Leipzig, Hinrichs, 932 S. [auch franz. Titel. Fortsetzung zu Namenw. 1871.]

Guleyesse, Hymne au Nil, d'après le papyrus du British Museum. Paris, Bouillon. 4°. 26 S. [vgl. Recueil de Traveaux relatifs à la Philologie et à l'Archéologie égypt. et ass. XIII[1.2].]

Sourbeck, Egyptische Strassenbilder. Plaudereien über das Land des Kurbatsch und Bakschisch. Berlin, Schwabe. XVII, 240 S. Mk. 3,50.

de Roche monteir, La prononciation moderne du copte dans la Haute-Égypte. I. Paris, Impr. nat. 36 S.

Descubes, Superstitions et coutumes des Mariniers. III. Les Pilotes égyptiens. (Rev. des trad. pop. 6, 32.)

3. Somali und Galla.

Miessler, Einiges über die Somali. (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Stat. 13, 487.)

Fritzsche, Dr. Anton Steckers Reisen in den Galläländern 1882. Nach seinen Tagebuchnotizen zusammengestellt von G. E. F. (Peterm. Mitteil. 223.)

C. Neger.

1. Allgemeines.

Sievers, Die Neger. (Aus allen Weltteilen, 22. Jahrg., H. 11.)

Pigeonneau, La question nègre aux Etats-Unis. (Annales de l'école libre des sciences pol. VI[4].)

Atkinson, Forty Years in a Moorland Parish: Reminiscences and Researches in Danby-in-Cleveland. [Nord-Amerika.] London 1891.

Verrier, Pathologie des races noires. (Bull. soc. afr. de France. 1. fasc. Paris 1891, 26 bis 37.)

Schurtz, Die geographische Verbreitung der Negertrachten. (Int. Arch. f. Ethnogr. IV[2].)

Wasner, Über Siedelungen der Neger. Insterburg, Wilhelmi. 55 S., 1 Bl. Königsberg. Ing.-Diss.

Lortzing, Höhlenbewohner im äquatorialen Afrika. (Vom Fels zum Meer 1891/92, H. 4.)

Carrington-Bolton, Decoration of Graves of Negroes in South-Carolina. (Journ. of Am. Folk-Lore. 4, no. 14.)

Henrici, Die Sprachen der Neger. (Tägl. Rundschau B, 681 f.)

2. Sudanneger.

Clozel, Bibliographie des ouvrages relatifs à la Sénégambie et au Soudan occidental. (Rev. de géographie. Juillet.)

Virchow, Zur Anthropologie der Westafrikaner, besonders der Togostämme. (Sep.-Adr. a. d. Ztschr. f. Ethnologie 1891.)

Rackow, Zwei Jahre bei dem Ewevolke. (Deutsche Kolonialzeit. N F. 4, 128, 147.)

Giraud, Le pays de Bénin. (Archives de méd. nav. 55. 376—389, 401—423.)

People, of the Gold Coast. (Journ. of the Anthr. Instit. London XX[4].)

Binger, Du Niger au golfe de Guinée. I bis XVI. (Le tour de monde 1891[1]. S. 1 bis 128) XVII—XXVIII. (1891[2], 33, 43, 49, 59, 65, 74, 81, 97, 113, 129, 142.)

Binger, Du Niger au golfe de Guinée. Par le pays de Kong et le Mossi 1887—1889. Paris, Hachette, 1892. 2 Bde. (513, 416 S.)

Chaudouin, Trois mois de captivité au Dahomey. Paris, Hachette. XI, 409 S. 55 gravures.

C. W., Gefangen in Dahome. (Tägl. Rundschau B 953.)

Foa, Le Dahomey. (Rev. scientif. 1891 [1], 365.)

Staudinger Bevölkerung der Haussa-Länder. (Zeitschr. f. Ethnol. XXIII [3], S. 228.)

—, Im Herzen der Haussa-Länder. 2. Aufl. X, 758 S. Oldenburg, Schulze M. 10,—. 2. Aufl.

Wingate, Mahdiism and the Egyptian Sudan ... With 30 Maps and plans. London, Macmillan. 618 S.

Landwirtschaftliches aus dem Westen des Togogebietes. (Mitth. d. geogr. Ges. Jena 9, 106.)

Jagdgebräuche in Apatime [Ephe-Neger]. (Mitth. d. geogr. Ges. Jena 9, 17.)

Die **Regierungsform** bei den Efikstämmen von Old Calabar (ebenda 10, 32.)

Falkenhorst, Schwarze Fürsten: 1. Fürsten des Sudan. Leipzig, Hirt. 312 S. M. 7,—.

Human **Sacrifices** in Dahomey. (The American Anthropologist IV, 1. Jan 1891.)

Il **malocchio** in Senegambia. (Arch. trad. pop. 10, 278.)

Henrici, Lehrbuch der Ephe-Sprache (Ewe), Anlo-, Anecho- und Dahome-Mundart mit Glossar und einer Karte. (Lehrbücher des Seminars für oriental. Sprachen zu Berlin Bd. 6.) Stuttgart und Berlin, Spemann.

3. Abantu.

Blink, Het Kongo-Land en zijne bewoners in betrekking tot de Europeesche staatskunde en dem handel. Met een kärt van den Kongo-staat en aangrenzende landen. Haarlem, H. D. Tjeenk Willink. XI, 195 S., 1 Kart.

Ward, Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongostaates. Dsch. v. H. v. Wobeser. Leipzig, Amelang. XIX. 211 S. M. 7,50.

v. **Wissmann**, Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas vom Kongo zum Zambesi .. Frankfurt a. O., Trowitzsch. (VIII, 261 S. 2 Portr. 30 Taf., 4 Kart.)

Parke, My personal experiences in Equatorial Africa as Medical Officer of the Emin Pasha Relief-Expedition. London, Sampson ... XXVI S., 1 Bl., 526 S., 18 Taf. 1 Kart.

Jameson, Forschungen und Ergebnisse im „Dunkelsten Afrika". Gesch. d. Nachhut d. Emin Pascha-Entsatzexpedition. Nach dessen Tode hrsg. v. Frau J. S. Jameson. Autoris. Übers. v. E. Oppert. Hamburg, Verlagsanst. XXIII. 432 S. Mk. 10,—.

Barttelot, Stanley's Nachhut in Yambuya unter Major ... Barttelot ... hsg. v. Walter G. Barttelot. Hamburg VII, 363 S. Mk. 9,00.

Volz, Emin Pascha's Entsatz und Stanley's Zug durch das „Dunkelste Afrika". Leipzig, Brockhaus.

Peters, Die deutsche Emin Pascha-Expedition. München, Oldenbourg. 560 S., 32 Vollbilder, 1 Portr., 1 Karte.

Paulitschke, Die Baschilange nach H. v. Wissmann. (Ausland nr. 40.)

Taylor, African Aphorismus, or Saws from Swahili-land. London, Knowledge. XII, 182 S.

Baumann, Usambara u. seine Nachbargebiete. Allg. Darstellung des nordöstl. Deutsch-Ostafrika u. seiner Bewohner. Mit 24 ethnographischen Abb., 2 Textplänen, 8 Originalkartenbeilagen u. 4 Notenseiten. Berlin, Reimer.

Reichard, Die Wahähä. (Deutsche Kolonialzeitg. N F. 4, 161.)

Seidel, Land und Leute in Uhähä. (Globus 60, no. 20.)

Pfeil, Graf, Über Uhehe (D. Kolonialzeit. N F. 4., 189.)

Emin, Zur Ethnologie der Gebiete um den Albertsee (Ausland 18.)

Hartert, Ein Besuch bei den M'pangwes am Muni. (Globus 14.)

de **Montmort**, Le Bechuanaland et le protectorat anglais. (Rev. de géogr. Juillet.)

Virchow, Neue Untersuchungen ostafrikanischer Schädel. (Sitzungsber. d. Kgl. Pr. Akad. Berlin. phys.-math. Kl. 12. Febr. 1891.)

Die **Kriegsführung** in Uganda. (Mitth. d. geogr. Ges. 9, 110.)

Mackay, Pionier-Missionar in Uganda. Von seiner Schwester. Übersetzt v. Nebinger. Leipzig, Hinrichs. XXXI, 421.—, Mk. 5.—.

Ceremonial Cannibalism in East Africa. (The American Anthropologist. Bd. 4. Juli 1891.)

Kropf, Die Lebensweise der Xosa-Kaffern I. II. (Mitt. d. Geogr. Ges. Jena 10, 14.)

Flower, Exhibition of a Fetish, or Ula, from Lake Nyassa. (Journ. anthr. Inst. Great Britain 20, 225.)

Wamer, Fetish, or Ula... (ib. 20 ³.)

Rubbens, Evolution religieuse au Congo. Paris, société d'Anthropologie. 15 S.

Torrend, A Comparative Grammar of the South African Bantu Languages. 8⁰. 25 s.

v. Saint Paul Illaire, Suaheli. [Bd. 2 der Lehrbücher d. orient. Seminars zur Berlin.] Stuttgart, Spemann.

Büttner, Wörterbuch der Suahelisprache. [Bd. 3 derselben Sammlung.]

Raddatz, Die Suaheli-Sprache... mit einem Anhange: Sudan-Arabisch u. einer Einführung in die Bantusprachen. Leipzig, Koch, 1892. VI, 176 S. — Mk. 3,—.

v. Nettelbladt, Suaheli-Dragoman. Leipzig, Brockhaus. XII, 256 S.

Sacleux, Dictionnaire français-swahili. XIX, 989 p., plus un appendice de XXXVI p. Zanzibar, impr. et lib. de la Mission catholique. (Paris, Lhomond.)

4. Zwergvölker.

Monceaux, La légende des Pygmées et les nains de l'Afrique équatoriale. (Rev. hist. Sept.-Oct.)

Haliburton, The Dwarfs of Mount Atlas. With Notes as to Dwarfs and Dwarfs Worship. London, Nutt. 41 S. [Zwerge in Marokko.]

Crampels Besuch beim Zwergstamme der Bayagas (westl. Äquatorialafrika.) (Globus 59, 237.)

D. Hottentotten, Buschmänner, Inselvölker.

Ludloff, Ein Besuch auf Hornkranz. (Deutsche Kolonialzeit. N F. 4, 73),

Bevölkerung von Transvaal. (Deutsche Rundsch. f. Geogr. 13, 276.)

Stuhlmann, Notizen über die Wahadimu, Ureinwohner der Insel Sansibar. (Ausland 18.)

d'Anthouard, Madagascar: le pays, ses habitants et ses produits. (Rev. scientif. 29 août 1891.)

Ferrand, Le musulmans à Madagascar et aux îles Comores. I partie: Les Antaimorona. Paris, Leroux. V, 165 S.

III. Amerika.

Zeitschrift: **The Journal of American Folk-Lore.** Boston IV. n. 22 ff. Jan. 1891 ff.

Record of American Folk-Lore. (Journ. of Am. Folklore IV. n. 13.)

A. Vorcolumbianische Völker.

1. Mound-Builders.

Thomas, The Story of a Mound; or the Shawnees en Pre-Columbian Times. (The Am. Anthropol. Washington, vol. IV. Juli 1891.)

—, Catalogue of prehistoric works East of the Rocky Mountains, Washington, Gov. Print. Off. 1 Bl., 246 S, 17 Kart. (= Smithsonian Institution Bureau of Ethnology.)

American Mounds. (Nature January 1st 1891) [Webster, Ancient mound at Floyd, Jowa.]

Peet, Mysterious Races. (The Am. Antiqu. 13, 255.)

—, Defensive works of the mound-builders. (ib. 13, 189.)

—, The Great Cahokia Mound. (ib. 13, 3.)

Exploration of the Hopewell mounds. (ib. 13, 359.)

Lewis, Effigy mounds at Buffalo lake, Wisconsin. (ib. 13, 115.)

Peet, Mound-Builders: Altar Mounds and Ash Pits. (ib. 13, 43. 85.)

Kountz, Mound-Builders' pipe and chunkey stone. (ib. 13, 350.)

Peet, Fire cult among the mound builders. (ib. 13, 315.)

Harper, Fire beds and mounds on the Allegheny. (ib. 13. 346.)

The **touch** of civilization among the Mound-builders. (ib. 13, 174.)

Shreve, Higher civilization of southern mound builders. (ib. 13, 151.)

Deans, Burial mounds of Vancouer island. (ib. 13, 171.)

Pickett, Burial mounds in Wisconsin (ib. 237.)

Peet, Religion of the Mound-builders. (ib. 13, 307.)

Water cult and the deluge myth. [Mound-builders.] (ib. 13, 352.)

2. Alte Kulturvölker.

Mélida, Los antiquos monumentos americanos y las artes del extremo Oriente. (España nuova. Julio, pág. 22; Septiembre pág. 5.)

Hein, Mäander, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika. Ein Beitrag zur allg. Ornamentgesch. Mit 30 Original-Illustrationen. Wien, Hölder. 8 Bl., 48 S. Mk. 0,80.

Schellhas, Das Kreuz im vorchristlichen Amerika. (Voss. Ztg., Sonntagsbeil. 29. März 1891.)

Castonnet des Fosses, Les origines et la religion du peuple Mexicain. (Rev. des Relions I.)

Chambon, Les antiquités mexicaines. (Rev. de géogr. 29, 457.)

Grosse, Gegenstände aus Palenque. [Dorf bei Mexico.] (Int. Arch. f. Ethnogr. IV.[4])

Strebel, Altmexikanische Wurfbretter. (ib. IV[5].)

Seler, Zur mexikanischen Chronologie, mit bes. Berücksichtigung des zapotekischen Kalenders. (Zeitschr. f. Ethnol. XXIII[3].)

—, Religion und Cultur der alten Mexikaner. (Ausland 64, nr. 39—44.)

Middendorf, Die Aimarà-Sprache. Mit einer Einl. über die frühere Verbreitung der diese Sprache redenden Rasse u. ihr Verhältnis zu den Inkas. Leipzig, Brockhaus. (A. T.: Die einheimischen Sprachen Perus. Bd. V.) VIII, 306 S. Mk. 20,—.

v. Tschudi, Kulturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntnis des alten Peru. (Denkschr. d. Ksr. Ak. d. Wiss. in Wien Bd. 39.) Wien, Tempsky. 4°.

Giglioli, Zwei altperuanische Schädelmasken. (Int. Arch. f. Ethnogr. IV[2].)

Cunow, Das peruanische Verwandtschaftssystem und die Geschlechtsverbände der Inka. (Auland 64. no. 45 f.)

Brinton, Chrestomathie maya, d'après la chronique de Chac-Xulub-Chen. Extrait de la „Library of aboriginal american litterature.“ Texte avec traduction interlinéaire, analyse grammaticale et vocabulaire maya-français, p. p. H. de Charency. Paris, Klincksieck. VIII, 307 S. [Mayas der Halbinsel Yucatan.]

Förstemann, Die Mayahandschrift der Königl. öffentl. Bibl. zu Dresden. 2te verm. Ausg. Imp. 4°. — M. 200,—.

Barbosa Rodrigues, La Muyrakytá. Étude sur l'origine asiatique de la civilisation de l'Amazonas (Brésil) dans les temps préhistoriques. (Rev. de géogr. 29, 321.)

Marcano, Ethnographie précolombienne du Venezuela. Indiens Piraoas, Guahibos, Goajires, Cuicas et Timotes. Paris, Herinuyer. 32 S.

Precolombian Metallurgy in Venezuela. (Journ. anthr. Inst. of Great Britain 20, 220.)

Le Salvador Précolombien. Études Archéologiques par F. de Montessus de Ballore. Préface de ... de Nadaillac. Dessins originaux reproduits par A. Barbès et H. M. Boisgontier. Paris, Dufossé. qu. 2°. 4 Bl., 25 Taf.

v. Jhering, Versuche einer Geschichte der Ureinwohner von Rio Grande do Sul. (Globus nr. 13.)

Die **Altertümer Chiriquis.** [Provinz von Columbia an Costarica grenzend.] (Globus 50, 219.) [nach Holmes, Sixt Annual Report of the Bureau of Ethnology 13 bis 187.]

B. Indianer.

1. Äusseres Leben.

Bellet, Les Indiens des États-Unis. (Rev. scientif. 12 sept. 1891.)

Die **Zahl** der Indianer in den vereinigten Staaten. (Globus 59, 175.)

Brinton, The american race. A linguistic classification and ethnographic description of the native tribes of North and South America. New York. 392 S. Mk. 12,50.

de Ceuleneer, Type d'Indien du nouveau monde représenté sur un bronze antique du

Louvre. Nouvelle contribution à l'interprétation d'un fragment de Cornélius Nepos. (Mémoires couronnés par l'Acad. de Belgique.)

Greger, Die Indianerkriege und die indianische Bevölkerung Nordamerikas. (Deutsche Rundschau f. Geogr. 13, 356.)

Indian Numerals. The Canadien Indian. Owan Sound, Ontario. Bd. 1. n. 9.

Smith, Indian invasion of the Saginaw valley. (The American antiquarian 13, 339.)

Die **Bevölkerung** Californiens. (Deutsche Rundschau f. Geogr. 13, 514.)

Gatschet, The Karankava Indians, the coast people of Texas. With a vocabulary. Cambridge, Mass. (Archaeol. and ethnol. papers of the Peabody Museum I, 2.)

Boas, The physical characteristics of the Indians of the North Pacific Coast. (The American Anthropologist 4, 1.)

Cotteau, Le Transcanadien et l'Alaska. (Le Tour du Monde 1891 [2].)

Laidlaw, Canadian relics. The American antiquary 13, 113.)

Guernsey, Alaskan natives of Ft. Wrangel. (The Am. Antiqu. 13, 79.)

Lewis, Lewis and Clarke and the antiquities of the Upper Missisippi (The Am. antiqu. 13, 288.)

Hoffmann, Ein Besuch bei den Ojibra im nördl. Minnesota. (Globus 60, Nr. 23.)

Owens, Folk-Lore from Buffalo-Valley, Central-Pennsylvania. (Journ. of Am. Folk-Lore IV. Nr. 13.)

Clarke, Delawares and Dakotas. (The Am. antiqu. 13, 234.)

Williamson, Dakotas and their traditions. (The Am. ant. 13, 52.)

Halbert, Last of the Apalachees. (ib. 13, 171.)

Mooney, Die Kosmogenie der Cherokee. [Indianer in Carolina] (Am Urquell II [5]).

Gatschet, Oregonian Folk-Lore. (Journ. of Am. Folklore. IV. Nr. 13.)

Wake, The Chichimecas. (The Am. Antiqu. 13, 229.)

Mathews, Tänze der Navajo-Indianer. (Dtsch. Rundsch. f. Geogr. u. Stat. 13, 20) [= Auszug aus Matthews, The Mountain Chant. (Fifth Annual Report of the Bureau of Ethnology 1887.)]

Flower, Exhibition of Two Skulls from a Cave in Jamaica. (Journ. anthr. Inst. Great Britain 20, 110.)

Farbenblindheit bei den Indianern. (Globus, 60, 304.)

Deans, Carved columns or totem Posts of the Haidas. (The Am. antiqu. 13, 282.)

—, The Moon symbol on the totem Posts of the Haidas. (ib. 282.)

Reclus, Nouvelle géographie universelle. XVII. Indes occidentales. Mexique, isthmes Américains, Antilles. Paris, Hachette. 1 Bl., 932 S.

Ehrenreich, Die Eintheilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse. (Peterm. Mitth. 37, V, 81, 114.)

—, Beiträge z. Völkerkunde Brasiliens. Berlin, Spemann. (2 Bl., 80 S., 16 Taf.) 4°. (= Veröffentlichungen aus dem kgl. Museum für Völkerkunde, Bd. II., H. 1. 2.)

Wohltmann, Die Sambaquis in Brasilien. (Corr.-Bl. d. Ges. f. Anth., Ethn. und Urgesch. 22 [4].)

Lange, Aus dem Staate São Paulo, Brasilien. (Peterm. Mitth. 1891 [12].)

Ehrenreich, Land und Leute im Sertão von Matto Grosso u. Goyaz. (Mitth. Ges. Erdk. Berlin. 18, 217.)

Colini, Eine halbmondförmige brasilianische Streitaxt im Museum zu Rom. (Int. Arch. f. Ethnogr. 4, 5.)

Ehrenreich, Kriegskeule eines Caraya-Häuptlings, Brasilien. (Zeitschrift für Ethnogr. XXIII [3], 219.)

Sapper, Ein Besuch bei den östlichen Lacandonen. [Süd-America, Guatemala.]

Texier, Au pays des généraux (Haïti). Corbeil, Crété. 311 p. Fr. 3,50.

Lacaze, Lèpre et Pian aux Antilles, léproserie de la Désirade. (Archives de médec. navale 55, 35—70.)

2. Inneres Leben.

Sapper, Die soziale Stellung der Indianer in Guatemala. (Peterm. Mitth. 1891, 44.)

Owen Dorsey, The Sozial organization of the Siouan Tribes. (Journ. of Amer. Folklore 4, 14.)

Grinnell, Mariage among the Pawnees. (The Am. Anthropol IV. Juli 1891)

Certeux, Rites et usages funéraires (Rev. des trad. pop. 6, 48.)

Moorehead, Indian messiah and ghost dance. (The Am. ant. 13, 161.)

Newell, The Indian Messiah. (The Journ. of Am. Folklore IV, Nr. 13.)

Deans, The story of Skaga Belus. (The Amer. antiqu. 13, 81) [amongst the Haida tribes of Queen Charlotte's islands, British Columbia.]

—, Der „grosse Geist" der Indianer. (Globus, 59, 174.)

Aynesley, Fire symbols. (The Am. antiqu. 13, 118.)

Baquet, Les Indiens Parécis. Traditions et mythologie des Indiens du Brésil. (Bull. de la Soc. de Géogr. d'Am. 15, 187.)

Gatschet, Die Windhose. Ein Mythus der Medoc-Indianer. (Am Urquell II, 1.)

Rand, Giant Story of the Micmas [am St-Lorenz Meerbusen.] (The Am. antiqu. 13, 41.)

—, The Moose Wood Man. (ib. 13, 168.)

Deans, Weird mourning song of the Haidas. (The Am. antiqu. 13, 52.)

Adam, La langue mosquito. (Rev. crit. XXV. Nr. 52.)

Platzmann, de Sancto Thomas, arte de la lengua Quichua. Lpzg., Teubner. 210 S. 10 Mk.

Ernst, Über einige weniger bekannte Sprachen aus der Gegend des Meta und oberen Orinoco. (Zeitschr. f. Ethol. XXIII.)

Fortier, The Acadians of Louisiana and their dialect. (S.-A: Modern Language association of America. V, 1.) 33 S.

Das **Winnebago-Alphabet.** (Globus 59, 259.) [in Nebraska.]

Der Name **Anahuac.** (Globus, 59, 16.)

Die **Bedeutung** des Wortes **Tabak** (ib. 59, 78.)

Das Wort **Irokese** (ib. 59, 112.)

On some **Indian Folklore** — Algonquin Stories. (Providence. New Brunswick, 13. Apr. 1891.)

A Few Summer **Ceremonials** at Zuni Pueblo. — Zuni melodies. — Reconnoissance of Ruins in or near the Zuni Reservation. (Journ. of. Am. Ethnol. and Arch. Boston, Bd. I)

Gatschet, Oregonische Märchen. (Globus, Nr. 4.)

Walter, A suggestion as the Meaning of the Moki Snake Dance. (Journ. of Am. Folklore, Boston. IV. Nr. 13.)

C. Moderne Amerikaner.

Turquan, La population des États-Unis suivant la longitude et la latitude. (Rev. scientif., 14. Nov. 1891.)

Les **changements** dans la distribution de la population des États-Unis. (Économiste franç. 1891, 12.)

de Santa-Anna Néry, L'immigration européenne au Brésil. (Économiste franç. 1891, 12.)

Beaumanoir, De la Verruga. [Fieber in Peru.] (Archives de médecine navale 55, 1—35.)

Marryat, The Settlers in Canada. New. ed. Wasne. 370 S. 2s. 6d.

Raffalovich, La condition de l'agriculture aux États-Unis. (L'écon. franç. 1891, 709.)

Hopp, Amerikanische Urwälder und ihre Verwüstung. (Tägl. Rundsch. B. 686, 694.)

Mc-Nab Currier, Contributions to New England Folk-Lore. (Journ. of Am. Folklore 4, 14.)

Hesse-Wartegg, Tausend und eine Nacht im Occident. 2 Bde. Lpzg, Reissuer.

Buchholz, Charakterbilder aus Amerika. 2. Aufl. Leipz., Hinrichs. 96 S. M 1,20.

Stutzer, Das Itajahy-Thal und das Municipium Blumenau in Süd-Brasilien. Goslar, Koch. 144 S. — M. 1,50.

Hettner, Die Städte des südlichsten Brasiliens. (Unsere Zeit 1891, 10.)

Olinda, Das südamerikanische New-York. (Aus allen Weltteilen 22, H. 12.)

Julin, Street Games of Boys in Brooklyn. (Journ. of Am. Folkl. 4, Nr. 14.)

Games and Amusements of Ute Children. (ib. 4 Nr. 14.)

La **legge** di Lynch negli Stati Uniti. (La Civilità cattolica, anno 42, serie 14, S. 266.)

Kreuth, Paraguay „Das Land der Frauen". (Mitteil. d. k. k. geogr. Ges. Wien nr. 9, 10.)

Ochsenius, Totenwache im spanischen Amerika. (Ausland 34)

Curry, A. Mormon's opinion of serpent effigies. (The American antiqu. 13, 171.)

Maitland, The Am. Slang Dictionary. Embodying all American and English slang phrases . . . with their derivation and philology. Chicago, Kittredge. 308 S. 4°.

Der **Tschinuk Jargon**. (Globus 59, 47.)

Hayward, Popular Names of American Plants. (Journ. of Am. Folk-Lore IV, no. 13.)

Polizzi, Canti popolari americani. Prima traduzione italiana. Catania, Pansini. 16°. 109 S. L. 1,50.

IV. Australien.

A. Australschwarze.

Metchnikoff, Die Australier. (Bull. de la Soc. Neuchateloise de Geogr. VI.)

Jackson, Australian Aborigines. (Notes & Queries 12, 364.)

Die **Eingebornen** in Südaustralien und Neu-Süd-Wales, (Deutsche Rundschau f. Geogr. 13, 182.)

Howitt, The Dieri and other kindred Tribes of Central Australia. (Journ. anthrop. Inst. Great Britain 20, 30.)

Lumholtz, Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Autoris. dsche. Übers. Hamburg, Verlagsanstalt. 1892. XVI, 455 S. Mk. 15,—. [betrifft Nord-queensland.]

Andree, Die Australneger Queenslands. (Globus nr. 21.)

Howitt über die Gruppenehe der Australier. (Globus nr. 22.)

B. Papuas (und Melanesier).

Schellong, Beiträge zur Anthropologie der Papua. (Zeitschr. f. Eth. 4.)

Forbes, The Papuan and his masters. (The Fortnightly Review 50, 431.)

Finsch, Ethnographische Erfahrungen u. Belegstücke aus d. Südsee. 2. Abth.: Neu-Guinea. (Ann. des k. k. naturhist. Hofmus.) S.-A. Wien, Hölder. 130 S.

Zöller, Deutsch Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges. Eine Schilderung des ersten erfolgreichen Vordringens ..., der Sitten der Eingebornen ... nebst einem Wortverzeichnis von 46 Papuasprachen. Stuttgart, Union. XXXII., 546 S.

Pitcairne, Two years among Savages of New-Guinea. London. 286 S.

v. Hasselt, Die Papuastämme an der Geelvinkbai III. (Mitteil. d. geogr. Ges. Jena 10, 1.) [I. II: ebenda 9, 1, 99.]

Haddon, Die Tugeri-Kopfjäger von Neu-Guinea. [an der Torresstrasse] (Int.-Arch. f. Ethnogr. IV [4].)

Churchill, The Duk-duk Ceremonies. (Popular Science monthly XXXVIII.)

Meyer, Die Erforschung der Sprache Neuguineas. (Peterm. Mitteil. 1891, 48.)

v. d. Schulenburg, Grammatik, Vocabularium u. Sprachproben der Sprache von Murray Island. [in der Torresstrasse.] Leipzig, Friedrich. VIII, 134 S. Mk. 4,—. Berliner Ing.-Diss. [erklärt sie für malaio-polynesisch.]

Ray, Note on the People and Languages of New Ireland and Admiralty Islands. (From lettres of the Rev. R. H. Rickard.) (Journ. of the Anthr. Inst. of Great Britain and Ireland. August 1891, S. 3.)

Sodrington, The Melanesians. Studies in their anthropology and folk-lore. Oxford, Clarendon press. XV, 419 S., 1 Taf., 1 Kart.

Die **„Tindalos“** der Florida-Insulaner in Melanesien. (Mitteil. d. geogr. Ges. 10, 34.) [Geister der Vorfahren.]

Zöller, Die deutschen Salomo-Inseln Buka und Bongainville. (Peterm. Mitteil. 1891 [8]).

Pfeil, Graf, Ein Ausflug nach den Salomo-Inseln. (Peterm. Mitteil. 283.)

Totemismus [Kastensystem] auf den Salomonen. (Globus 60, 160.)

Andree, Holzfiguren von den Salomonen. (Globus 59, 6.)

Paton, Missionary to the New Hebrides. London, Hodder and Stoughton. XV, 575 S., 1 Portr; XVI, 382 S., 1 Titelb. 2 Bde.

Legrand, La lèpre en Nouvelle Calédonie. (Archives méd. nav. 55, 81 u. Rev. scient. 1891 [1], 435.)

C. Malayen (und Maoris).

Jacobsen, Nordwestamerikanisch-polynesische Analogien. (Globus 59, [11].)

Greffrath, Neu-Seeland. (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Stat. 13, 76.)

Neuseeländische Sagen. (Ausland 64. [16, 17])

Maori und Moa als Zeitgenossen. (Globus 59, 64.)

Kubary, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels. (Tijdschr. v. h. Niederl. Aardrijksk Gen. 11 ser. 8, 533.)

Stolpe, Utvecklingsföreteelser i Naturfolkens ornamentik. Etnografisk undersökning. (S.-A. aus Ztschr. Ymer) 57 S. [Ornamentik der Südseeinseln.]

Baquet, Les îles Samoa. (Bull. de la Soc. royale de géogr. d'Anvers XV [3].)

Der **Kannibalismus** auf den Fidschi-Inseln. (Ausland 64. [16, 17])

Register.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.



Fig. 4. Haus in Bühren Ostfriesland.



Fig 1 Haus in Reppenstedt bei Lüneburg

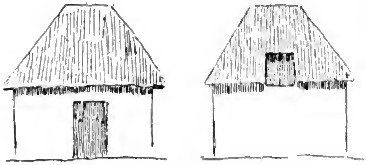


Fig. 2 u. 3 Häuser aus Monselice.

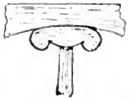


Fig 5 Reppenstedt

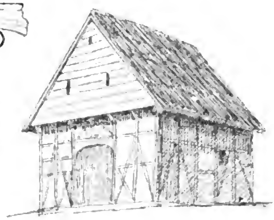


Fig 9. Haus in Wissingen.

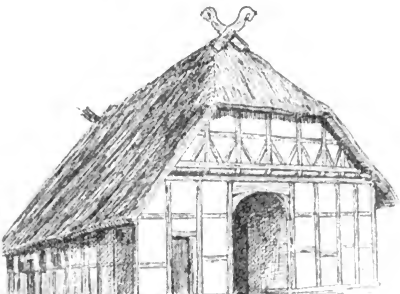


Fig 7 Haus in Suderburg bei Ülzen. 1615 erbaut.

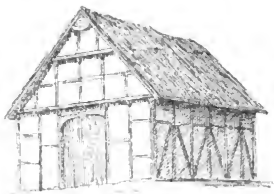


Fig 10 Haus in Wissingen



Fig 19. Haus in Bünde.



Fig. 8 Haus aus Hinterpommern

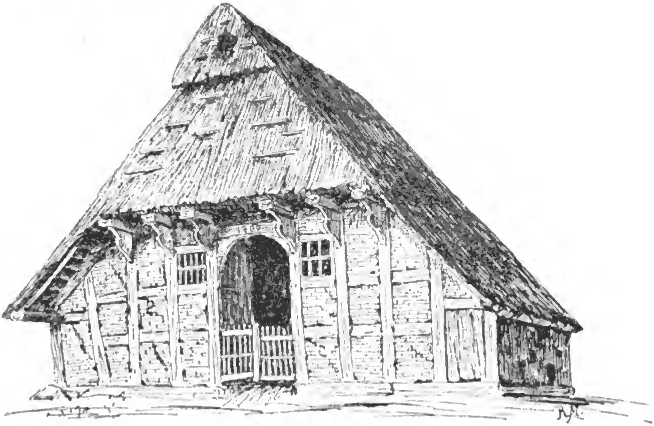


Fig. 6 Haus in Goterende bei Oldenburg.



Fig. 12. Kirche in Undeloh bei Egesdorf



Fig. 13. Seethen.

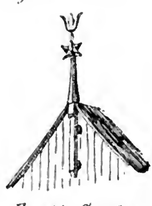


Fig. 14. Seethen

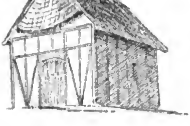


Fig. 11 Haus in Bückeburg

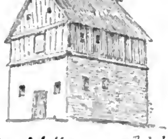


Fig. 21. Haus aus Rohrbeck



Fig. 20 Haus aus Rohrbeck.

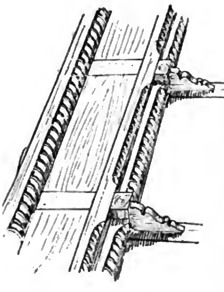


Fig. 17. Detail aus Groſs-Horst.

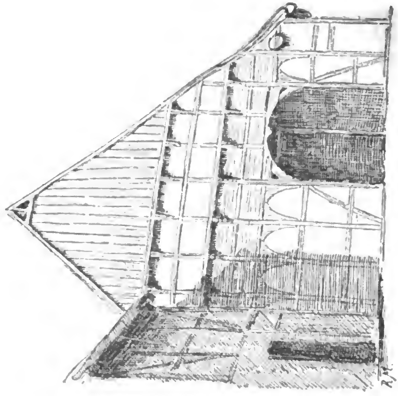


Fig. 18. Haus in Groſs-Horst.

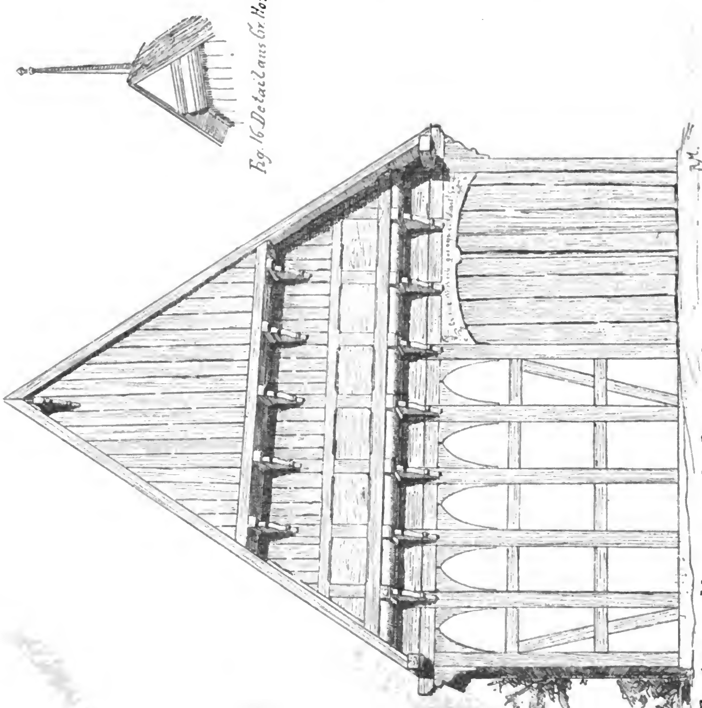


Fig. 16 Detail aus Gr. Horst.

Fig. 15 Haus in Warmbüchen bei Burgdorf Lüneburger Haide